8/10

4° Per. 7 fk / 21, Oct.-Dez.

Didaskalia

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

DEUTSCHE
BIBLIOTHEK
IN
GENF
1933.

Lang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 271. Sonntag, den 1. October 1843.

DEUTSCHE BIBLIOTHEK IN GENF 1833.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

Die Spur des Schnee's verschwand, sobald sie sich der Niederung näherten. Die Luft war milder, der Frost, weniger heftig, hatte kaum die Rinde des Bodens verhärtet. Jwo, die nächsten Wege ihn führend, bezeichnete ihm genau die Richtung zu seiner verborgenen Wohnung, und verließ ihn dann mit kräftigem Drucke der Hand, als man im Dunkel die Lichter in Manasia schon flimmern sehen konnte. Und dennoch war Mitternacht vorüber, als er auf den Wall trat. Schon längst war die Zugbrücke aufgezogen. Sollte er jetzt die Ruhe stören und des Vaters Zorn wecken? — Zwar durfte er sicher erwarten, daß Ossip wachen und ihn einlassen würde. Er zog es vor, in eine befreundete Wohnung des Dorfes zu gehen und ein Nachtlager sich zu fordern.

Freudig nahm ihn der treue Serbe auf; allein was er hier vernahm, reizte seinen Grimm aufs heftigste. Wirklich hatten zwei Tage hindurch die Türken wieder geschwelgt mit dem Vater; wirklich war es an dem, daß der Pascha ihn, den Sohn, vom Vater verlangt hatte, weil bis zu seinen Ohren die Kunde gedrungen war, daß er zu fürchten seyn möchte. Der Serbe flehte ihn an, nicht die Burg zu betreten, weil er das Schlimmste befürchten müsse.

Czerny-Georg schwieg; aber es gohr in ihm die Wuth ob solcher Schändlichkeit. Der Entschluß aber stand fest bei ihm, jedenfalls das Haus seiner Väter nicht zu meiden.

Die Begebenheiten der vergangenen Tage, diese Erzählungen, Liebliches und Entsetzliches zu einem Ganzen in seiner Seele verkettend, regten sein Inneres in einer Weise auf, welche den Schlaf von seinem Auge scheuchte. Erst als der Tag nicht mehr ferne war, sank er auf die Matte zurück, welche ihm der gastliche Serbe als Lager bereitet, und ein fester Schlaf legte sich auf seine Augen, daß selbst das Geräusch der Thätigkeit des täglichen Lebens ihn nicht wecken konnte.

Es war schon spät, als er erwachte. Der heitere Wintertag sah mit klarem Auge in die Hütte, in deren engem Raume er lag.

Er sprang auf, ordnete seine Kleidung, lud seine Pistolen scharf, um in jedem möglichen Falle geschützt zu seyn, und trat dann den Weg zur Burg kühn und fest an.

Als er über die Zugbrücke in den Hof von Manasia trat, erbleichten die Diener bei seinem Anblick.

„Um Gottes Willen, flieht, Herr!“ rief der alte, treue Ossip. „Für Euch ist hier nur Verderben.“

„Wie?“ fragte Czerny-Georg, „im Hause meiner Väter wäre keine Sicherheit für mich?“

„Keine, Herr, keine!“ sprach Ossip. „Tscholmi, der alte Zigeuner, hat verrathen, daß Ihr bei Jug Bogdan waret, und dort mit Hajducken Rath hieltet, die Türken aus dem Lande zu vertreiben.“

Czerny-Georg erstaunte. Diesen Namen hatte Jug Bogdan genannt, als den seines Verräthers, und der war auch hier der Träger verrätherischer Botschaft! — Was hatte er ihm gethan, den er nicht ein Mal kannte?

Ossip beschwor ihn, zu fliehen, da noch zwei Janitscharen in Manasia seyen, um ihn aufzuheben und ihn nach Belgrad oder Semendria zu liefern; allein schon war es zu spät. Der alte Tscholmi war noch in der Burg Manasia; er hatte ihn erblickt. Unverzüglich war er in das Gemach des alten Knes Petro Stepanowitsch geeilt, um die Kunde zu bringen, der Erwartete sey da. Von hier lief er zu dem Gemach der beiden Janitscharen, und fast gleichzeitig stürmten diese mit dem Knes Petro und Stepan aus dem Thore der Burg, auf Czerny-Georg zu, der mit Ruhe und Festigkeit die Nahenden zu erwarten schien.

Als sie sich ihm auf mehrere Schritte genähert hatten, sprangen drei Diener, Ossip und zwei Andere, an seine Seite. Ihre Pistolen hielten sie mit gespanntem Hahn in den Händen.

„Zurück!“ donnerte jetzt Czerny-Georg seinem Vater und Bruder zu, welche noch vor den Janitscharen waren, daß sie heftig zurückprallten.

„Wer mir näher kommt, stirbt durch meine Hand,“ rief er ihnen zu. „Wo die Bande der Natur zerrissen sind, ist auch ihr sonst heiliges Gesetz zerstört! —“

Der alte Knes sprühte Feuer aus seinen Blicken. „Seht,“ rief er, „er wagt's, mir selbst den Tod zu drohen! Voran, Janitscharen! lebend oder todt müßt Ihr ihn liefern in meine Hand!“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein furchtbarer Blick aus Czerny-Georg's Augen den erbleichenden Vater traf. Er hob sein Pistol, aber er senkte es wieder, und seine Kugel streckte den Janitscharen nieder, der ihn ergreifen

Digitized by Google

wollte. Ruhig gab er die Pistole Ossip, der sie schnell wieder lud und ihm zurück gab.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er den Vater. Ehe aber dieser antworten konnte, pfiff eine Kugel aus des Janitscharen Pistole an Czerny-Georg's Ohr vorüber, und in demselben Momente stürzte derselbe zu den Füßen des Knes Petrò Stepanowitsch und hauchte röchelnd seine Seele aus.

„Was wollt Ihr?“ fragte ruhig der Jüngling abermals. „Ist's genug, oder wollt Ihr, daß meine sichere Kugel noch andere Opfer wähle, etwa den feigen Buben an Eurer Seite, der mich Bruder nennt mit dem Herzen voll Haß und Gift?“

„Fluch Dir, verfluchter Hajducke,“ schrie der Knes in fürchterlicher Wuth, und riß seine Pistole aus dem Gürtel; aber die Diener fielen ihm in den Arm. Vergebens befahl er, ihn zu verhaften. Niemand wagte es, denn allmählig sammelte sich das Volk aus dem Dorfe auf dem Walle der Burg, mit Mienen und Gebärden, welche deutlich genug ankündigten, daß sie bereit waren, den zu schützen, den ein unnatürlicher Vater verderben wollte.

„Ich gehe,“ sprach jetzt Czerny-Georg; „aber ich komme wieder, um mein Erbe zu nehmen. Geht nach Belgrad und höfelt dem Pascha. Laßt Euch beschneiden und werdet ein Muselmann; denn ein Serbe seyd Ihr schon lange nicht mehr, wie Ihr aufgehört habt, mein Vater zu seyn.“

Er sprach's, und ging mit den Dienern über die Brücke dem Walle zu.

Da richtete sich ein braungelbes Gesicht empor, hob die Pistole und zielte; aber ein Diener schlug die Pistole in die Höhe, und der Schuß aus Tscholmi's Rohr ging in die Luft.

„Verflucht!“ rief der Zigeuner, „ich hätte mit diesem Schusse Jug Bogdan's Glück vernichtet!“

(Fortsetzung folgt.)

Beitrag zur Philosophie des Lebens.*)

Natur, Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Schicksal klagt der Mensch überall an, indeß sein Schicksal doch in der Regel nur der Nachklang seines Charakters, seiner Leidenschaften, Fehler und Schwächen und die natürliche Folge seiner ganzen Art zu seyn, zu denken und zu handeln ist. Hiermit soll aber nicht gesagt seyn, daß also jeder Unglückliche sein Unglück und jeder Glückliche sein Glück wohl verdient, der Erstere alle Ansprüche auf Rücksicht und Theilnahme bei seinen Mitmenschen verwirkt und der Letztere unbedingte Achtung anzusprechen habe — o nein, denn wo gibt es Regeln ohne Ausnahme? — Mangelhafte Erziehung, Abhängigkeit von andern Menschen, die kleinlichen Neigungen, Leidenschaften und Vorurtheile, von denen bisweilen hochgestellte Personen — welche über das Schicksal Anderer zu entscheiden haben — beherrscht werden, und andere Wirkungen unsichtbarer Ursachen sind leider gar oft die großen Klippen, an denen die schönsten und gegründetsten Hoffnungen so vieler und auch der fähigsten Menschen gänzlich scheitern.

Darum ist es schwer, sein Glück zu machen; unter günstigen Umständen oft aber auch sehr leicht. Die Einwirkung günstiger Umstände und Verhältnisse ersetzt nicht selten das fehlende Talent, und wenn dann aus einem so begünstigten Menschen Etwas geworden ist, dann sagt der große Haufe: das ist ein Mann von großen Talenten — indeß gar oft wahres Talent unberücksichtigt bleibt.

Ohne günstige Umstände hätte selbst Napoleon seine hohe Stufe nicht erstiegen. — Friedrich der Große war groß geboren — er hielt sich aber unter ungünstigen Umständen groß, und wurde durch Genie und Klugheit der Größte. Er war Feldherr, Dichter und Philosoph. Friedrich hielt Stand gegen alle seine vereinten Feinde; Napoleon unterlag der Vereinigung derselben. An Genie wohl gleich groß, ragte Friedrich an Klugheit weit über Napoleon hin, der selten Maß und Ziel einzuhalten wußte. Des letzteren Zug nach Rußland ging gegen alle Regeln der Klugheit, und wäre gewiß von Friedrich in seinen Folgen besser berechnet und abenteuerlich genannt worden.

Steigen wir von der Betrachtung dieser großen Männer in die Tiefe der menschlichen Gesellschaft herab, so finden wir, daß das Glück vieler Menschen an ihrem guten und bedürfnißvollen Magen ihrerseits scheitert; und wenn der geistvolle Steigentesch sagt: „des Menschen Schicksal ist sein Magen“, so hat er gewiß — in Bezug auf Viele — eine erklärliche Wahrheit ausgesprochen. Er hatte selbst einen zu guten Magen, daher sein von Genüssen und Leiden so seltsam durchwirktes Leben.

Viele Menschen scheitern in ihren Unternehmungen und werden ganz unglücklich — weil sie nicht — entsagen können und sich zu weit über die Gränze der Erfahrung hinaus wagen und blos auf Ideen bauen. Der Reiz, jenseits des Kreises der Erfahrung nicht durch Erfahrung widerlegt werden zu können, führt Manchen über diese Gränze.

Die Leidenschaften in uns sind gerade, was der Pöbel im Staate ist; gewinnt er die Oberhand, so besticht er alle Sinnen und alle Seelenkräfte; die höhern Stände müssen ihm dienen und zuletzt guillotinirt er Alles, was sich nicht fügen will, und selbst den König, oder den Verstand. — Mancher könnte sich durch eine gute Heirath glücklich machen, wenn er über ein kleines Körpergebrechen hinwegsehen könnte — und sieht — zu spät ein, daß ein Fuß, um einen Zoll kürzer als der andere, sich wohl durch 50,000 Gulden Mitgabe mit dem andern ausgleicht.

Reichthum kann aber der entbehren, der seine Wünsche nach seinen Mitteln einzurichten vermag und Geschmack findet an einfachen Freuden. Arm ist relativ und wer hat, was er bedarf, ist nicht arm. — Bedarf ist wieder relativ und der Wilde arm, seit er Branntwein und Tabak bedarf und die Weiber Zucker und Kaffee. — Diogenes aber rief, als eine Maus an seinem Brode fraß: „Ich bin reich, ich habe Schmarotzer!“

(Schluß folgt.)

*) Aus der Erfahrung und aus Schriften geschöpft.

„Antigone“, von Sophokles.

Wie das politische und öffentliche Leben des alten Griechenlands ein bedeutsames und großartiges gewesen, wie dieses Land im Kriege ausgezeichnete Feldherren und hochherzige Vertheidiger des heimischen Herdes und im Frieden weise Staatsmänner und edle Bürger aufzuweisen gehabt, wie seine bürgerlichen Institutionen vom Geiste der Volksfreiheit und Volkskraft be-

Digitized by Google

lebt gewesen, so hat es auch in den Gebieten der Wissenschaften und Künste Glänzendes geleistet und allen Völkern seiner Zeit vorangeleuchtet. Es hat Werke und Denkmäler hinterlassen, deren Schönheit nie erbleichen und deren Ruhm sich nie trüben wird, und die Namen seiner Götter, Helden, Weisen und Dichter haben noch Nichts von ihrem Glanze verloren. Rom verdankt den schönsten Theil seiner geistigen Besitzthümer den Griechen und unsere christliche Cultur stützt sich wiederum auf beide, als auf jene Elemente des klassischen Alterthums, die bis auf den heutigen Tag fortwirken, die Jugend begeisternd und das Alter erfreuend.

Das Theater hatte bei den Griechen und Römern eine höhere Bedeutung und einen wichtigeren Einfluß, als bei uns; es war nicht, wie heutigen Tages, auf Unterhaltung vorherrschend berechnet, sondern es wirkte im Dienste des Staates und der Religion, und hatte die Aufgabe, für alles Große, Wahre und Schöne das Volks zu erwärmen und heranzuziehen. Auf die Erbauung imposanter und ausgedehnter Theater wurden die größten Summen verwendet, und so entstanden Bauwerke, die uns noch jetzt in ihren Ruinen Bewunderung einflößen. Sie waren so großartig, daß sie oft dreißigtausend Zuschauer in sich faßten, und mit Marmor, Statuen und Gold so reich ausgestattet, daß sie den Tempeln und Palästen an Pracht nicht nachstanden; auch wurden sie nur bei festlichen Veranlassungen eröffnet, und es wurde in ihnen nicht bei trügerischem Lampenlicht, sondern bei hellem Tage gespielt, denn sie waren unbedeckt und nur zum Schutz gegen die Sonnengluth mit Tüchern überspannt.

In dem dreifachen Gestirn der berühmtesten dramatischen Dichter der alten Griechen strahlt am hellsten der Name des Sophokles, welcher im Jahre 498 oder 495 v. Chr. geboren und über 90 Jahre alt wurde. Er gehört einer Zeit an, da die blutig errungene Freiheit sich in ihrer glücklichsten Erscheinung offenbarte, in der vollen Einheit und Befriedigung der Person in sich selbst, und wir erkennen in ihm das perikleische Zeitalter in seiner ganzen Regsamkeit für künstlerische Bemühungen und in seiner ganzen Beweglichkeit durch Rede und Dichtkunst. Seine Jugend war glücklich und schon im 28sten Jahre trug er über Aeschylus im Dichterwettstreit den Sieg davon. In wie hoher Achtung er bei seinen Landsleuten stand, beweist seine Ernennung zum Feldherrn gegen die Samier. Als er, schon im höchsten Alter stehend, von seinen habgierigen Söhnen der Geisteszerrüttung beschuldigt worden war, soll er zu den Richtern gesagt haben: „Wenn ich Sophokles bin, so bin ich nicht thöricht, und wenn ich thöricht bin, so bin ich nicht Sophokles.“ Dann las er seine eben vollendete Tragödie „Oedipus in Kolonos“ vor, und ward darauf von den Richtern im Triumph zu seiner Wohnung begleitet. Die Götter sollen ihn ihrer Gemeinschaft gewürdigt haben, und bei den Menschen stand sein Name in hohen Ehren; die Athener errichteten ihm nach seinem Tode ein Heiligthum und beschlossen, ihm alljährlich ein feierliches Opfer zu halten. Von seinen zahlreichen Werken sind sieben Tragödien uns überblieben, welche als hohe Meisterstücke noch immer bewundert werden. Wie Sophokles ganzes Leben friedselig und heiter erscheint, so tragen auch seine Werke den vollendeten Stempel der Ruhe und idealischer Schönheit, doch ohne Schwächung des Erhabenen und Großen, und seine Gestalten sind der menschlichen Empfindung näher gerückt und pulsiren ein wärmeres Leben als die des Aeschylus; seine Poesie erfüllt das Gemüth mit versöhnender Heiterkeit und vereint Kraft mit Anmuth, und wegen der Süßigkeit seiner Rede hat man ihm den Beinamen der attischen Biene gegeben; Aristoteles hat in seiner Poetik die Regeln der dramatischen Kunst vorzugsweise aus seinen Dramen abgeleitet, und der akademische Philosoph Polemo nannte Sophokles einen tragischen Homer. Seine Dramen sind kunstreich verschlungen und entwickeln die Handlung auf organische Weise, seine Kunstformen sind wahrhaft schön und edel, und der Gesangeindruck seiner Tragödien wirkt eben so erhebend als rührend. In ihm hat die tragische Muse ihre Weihe im ganzen Umfang offenbart.

Den Stoff zur „Antigone“ hat Sophokles der Sagengeschichte seines Volkes entnommen. Antigone war eine Tochter des Oedipus und der Jocaste und Schwester des Eteokles und Polynices. Ihren geblendeten Vater begleitete sie als treue Tochter nach Kolonos und kehrte dann nach Theben zurück. Nachdem Polynices im Kampf vor Theben gefallen war, begrub sie den Leichnam desselben heimlich und gegen das Verbot des Tyrannen Kreon, weßhalb sie selber zum Tode verurtheilt und lebendig begraben wurde. Kreon's Sohn, Hämon, der sie liebte, folgte der edlen Antigone freiwillig in den Tod. Dieser Stoff ist eine Verherrlichung der reinsten Schwesterliebe, und eben so poetisch in seiner Grundidee als schön in den einzelnen Momenten. Schon nach dem Ausspruch der Hellenen war diese Tragödie eine der besten des Sophokles, und des Dichters Absicht ging dahin, die Athener zu warnen, sich der geheiligten Sitte und den göttlichen Geboten nicht mit menschlichen Satzungen entgegen zu stellen. Der eigentliche Zielpunkt der Handlung liegt mehr im Kreon, als in der Antigone. Jener bildet als Vertreter des weltlichen Rechtes einen schroffen Gegensatz zu dieser, die das heilige Naturgesetz der Bruderliebe und der Bestattung der Todten durch die That bekräftigt. Der Untergang von Kreon und seiner Familie vollenden das Tragische.

Da auf der Frankfurter Bühne eine Uebertragung der Antigone dieser Tage zur Aufführung kommen wird — und wer hätte das vor 2000 Jahren nur ahnen können, — so haben wir die Mittheilung der vorliegenden einleitenden Notizen für geeignet erachtet. W.

Mannichfaltigkeiten.

Therese Elßler macht sich in Berlin ansässig; sie läßt sich vor dem Potsdamer Thore eine äußerst prächtige Wohnung einrichten.

Von Ludwig Rellstab wird auf der königlichen Bühne zu Berlin ein fünfaktiger „Sickingen“ einstudirt, von Roderich Benedix ein fünfaktiges Lustspiel „der Weiberfeind.“

Unter die nicht zu ertragenden Sachen zählte ein englisches Journal Folgendes: einen treulosen Domestiken; eine rauchende Wohnung; ein sich bäumendes Pferd; ein brummendes Weib; heftige Zahnschmerzen; einen leeren Beutel; ein schreiendes Kind; eine geschwätzige Person; ein stumpfes Rasirmesser; die Muskitos; einen Narren; und insbesondere einen Abonnenten, der sich weigert, sein Abonnement zu zahlen.

Digitized by Google

Welcher Halbgott der alten Römer war nie ohne Kopfbedeckung? — Pollux, denn er ging nie ohne seinen Castor.

Frankfurter Theater.

Glücklich die Künstler und Dichter, die in's Pantheon der Unsterblichkeit aufgenommen worden sind! Sie haben die Mühen und Kämpfe des Lebens überstanden und die Palme des Siegs errungen; der Lärmen draußen kümmert sie nicht mehr und Nichts stört ihren Frieden. Aber den Lebenden wird es schwer, ihre Werke zur Anerkennung zu bringen; Hunderte zerren an ihrem Ruhme und vertreten ihnen den Weg zu demselben; sie stehen noch inmitten des Kampfes, den Neid und Mißgunst, Leidenschaft und Parteienwuth, befangene Ansicht und Vorurtheil ihnen bereiten. Der Ruhm ist ein herrlicher Baum, aber er beschattet nur das Grab dessen, der ihn pflanzte. Auch Lessing, dessen Leben durch den Haß seiner Gegner vielfach verbittert war, ist jetzt im deutschen Pantheon und seine drei unsterblichen Werke: Nathan, Minna von Barnhelm und Emilia Galotti tragen seinen Namen von Geschlecht zu Geschlecht. Das letztere Drama wurde uns dieser Tage durch das Gastspiel des Hrn. Kaiser vom Schweriner Hoftheater wieder vorgeführt. Nachdem der Gast als Shylok, Lord Lilburne, Stellami und Pfeffer mit Beifall aufgetreten, gab er am 27. d. M. den Marinelli. Mit dieser Rolle, die weder lärmende Momente, noch herausfordernde Effecte bietet, kann man dem schaulustigen Publikum nicht imponiren, wohl aber den Beifall der Kenner durch klaren, mit Einsicht nüancirten Dialog, noble Repräsentation und angemessene, feine Charakteristik gewinnen. Dies gelang Hrn. Kaiser und seine Darstellung war der Aufgabe conform; er zeigte, jede grelle Färbung vermeidend, den gleißnerischen Freund seines Fürsten und den kalten Egoisten, wobei er die feineren Schattirungen, die hier erforderlich sind, wohl anzubringen wußte. Seine würdige Haltung und sein verständiger, leicht fließender Dialog bestätigten, was wir bereits gesagt haben, daß Hr. Kaiser den durch künstlerische Besonnenheit und Einsicht wirkenden und mit Wahrheit gestaltenden Darstellern beizuzählen und um so ehrenvoller zu erwähnen ist, als gerade solche Vorzüge nicht zu den gewöhnlichen gehören. — Die Rolle des Prinzen ist eine wenig dankbare, verlangt aber einen würdigen und gediegenen Repräsentanten, den sie in Hrn. Baison fand. — Mad. Frühauf gab die edeln Züge der durch jungfräulichen Seelenadel ausgezeichneten Emilie mit poetischer Wärme und in anmuthigen Kunstformen. — Die rhetorischen Verdienste als Odoardo sind bekannt, jedoch hätten wir heute den Dialog minder gedehnt und die Charakteristik minder aus dem bürgerlichen Leben gegriffen gewünscht. — Dem. Lindner, als Orsina, fand den lebhaftesten Beifall für ihr ergreifendes Spiel und für das reiche Gemüthsleben, welches sie entfaltete und worin Kunst und Natur innig verwebt waren. Mag sie auch den lyrischen Ton wohl, gegen die Absicht des Dichters, vorwalten lassen, so bleibt doch ihre Leistung eine ganz ausgezeichnete und zu allen Herzen dringende. — Mad. Meck (Claudia) und Hr. Grahn (Apiani) spielten mit Fleiß und Sorgfalt, hätten jedoch ihre Rollen der bürgerlichen Sphäre ebenfalls etwas überheben dürfen. — Hr. Meck gab die kleine Scene des Rosa mit warmer Empfindung. Die zahlreich besuchte Vorstellung wurde mit unverkennbarer Theilnahme und mit verdientem Interesse aufgenommen.

Das Repertoir dieser Woche konnte verschiedenartigen Geschmacksrichtungen genügen; es brachte uns Spohr's „Faust", Rossini's „Wilhelm Tell" und die zweite Wiederholung von Auber's „Part du diable", so wie im Schauspiel „die neue Zanchon" und „Emilie Galotti." Einer Aufführung der „Antigone" von Sophokles, mit Musik von Mendelsohn-Bartholdy sehen wir entgegen. Unsere Bühnendirection läßt es sich wahrlich angelegen seyn, dem Publikum Anziehendes zu bieten und hat dagegen auf unsere Anerkennung gerechten Anspruch zu machen, die ihr auch freundlich gespendet wird. W.

Korrespondenz.

Bad Salzhausen, im Sept.

„On arrive quand on a des camarades, mais on reste quand on a du talent!" so beschließt Scribe seine Komödie la camaraderie, ou la courte-échelle und ich denke, man braucht nicht erst die kleine Komödie im Schauspielhause zu besuchen, um von der Wahrheit dieser Sentenz getroffen zu werden. In jenem großen tragisch-komischen Schauspiele mit den unendlichen Acten ohne Zwischenacte (die Sündfluth etwa ausgenommen), an welchem seit Zoroaster und Trismegistus, seit den Atomisten und Peripatetikern bis zu den Kantianern, Hegelianern und Schellingianern unzählige Recensenten kritisirt haben, ohne just etwas besser zu machen, bestätigt uns jede Scene die alte Wahrheit: Was helfen innere Vorzüge, was helfen Verdienste, Talente u. s. w., ohne eine Camaraderie, d. h. ohne eine Genossenschaft, welche die Gefälligkeit haben will, die Sache ein wenig in das Publikum zu bringen? Referent hat an dem Aufblühen des Bades Salzhausen kein anderes Interesse, als das, welches ein Jeder, der den edlen Ausspruch des Terenz: „Ich bin ein Mensch und nichts ist mir fremd, was die Menschheit berührt", nicht verachtet, an jedem der Menschheit, besonders aber der leidenden Menschheit wohlthätigen Institute nehmen muß. Dieses Interesse aber genügt, ihn zu bewegen, jetzt, nachdem die Nymphe unseres Bades für dieses Jahr ihre letzte Audienz ertheilt, ihr gastliches Sommerpalais verschlossen hat und in das kühle Winterbett ihrer Salzquelle zurück gestiegen ist, wiederholt die Aufmerksamkeit des Publikums auf unsere Hygiea hinzulenken. Wir hier zu Lande sind Alle von den vorzüglichen Heilkräften unserer Quelle überzeugt; aber das scheint uns nicht genug. Ein Kurort darf eben so wenig wie jene Academie, von welcher Voltaire redet, nach dem Lobe einer guten Hausfrau streben, von welcher Niemand außer dem Hause spricht. — Der 25. August pflegt für uns eine doppelte Bedeutung zu haben. Einmal vereinigt er, als der Namenstag unseres geliebten Fürsten, Hunderte von Bewohnern der Umgegend zu einem Feste, das zu Ehren Ludwig's II. noch so oft begangen werden möge, als es einem Sterblichen nur immer vergönnt seyn mag. Sodann ist dieser Tag gewöhnlich der des Schlusses unserer Saison. Doch in diesem Jahre war die Frequenz des Bades so bedeutend, daß der Schluß der Saison später eintrat; sie war bedeutender, als in frühern Jahren, mithin vollkommen geeignet, unser Vertrauen, die Blüthe unseres Kurortes mehr und mehr sich entfalten zu sehen, zu nähren und zu bestärken, und die mehrfach geäußerten Besorgnisse, unsere Heilquelle in der Concurrenz mit Homburg, Kreuznach, Nauheim u. s. w. unterliegend zu sehen, zu zerstreuen. Die Resultate der seit einer Reihe von Jahren hier vollendeten Badekuren sind in zwei Schriften des Badearztes, großh. Medicinalrathes Dr. Möller (Mittheilungen aus der Erfahrung über die Wirkung und Anwendung der Soolbäder, insbesondere zu Salzhausen, Darmstadt 1835. Fortgesetzte Mittheilungen über die Wirkungen der Soolquellen zu Salzhausen, Friedberg 1842) ausführlich dargestellt. Dort wird Jeder, der in der Lage ist, unter den Soolbädern eine Wahl zu treffen, sich über die glückliche Mischung der Bestandtheile unserer Heilquellen nähern Aufschluß verschaffen und überzeugen können, wie groß die Anzahl derer ist, welche hier Hülfe gegen scrophulöse, flechtenartige, gichtische und rheumatische und sonstige Haut- und Unterleibsleiden suchten und, nach einer längern oder kürzeren Kur, fanden.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 1. Oct. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, komisches Mährchen in 3 Abth., von Raimund, Musik von Müller. Hadakuk: Hr. Franz Wallner.

Montag, 2. Oct. Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. Die Composition der Chöre, Melodramen u. s. w. ist von Felix Mendelsohn-Bartholdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 272. Montag, den 2. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

III.

Der Verstoßene.

Vielleicht eine Minute später, als die zuletzt beschriebenen Auftritte im Burghofe und auf der Brücke von Manasia sich ereignet hatten, jagte der Zigeuner Tscholmi im wildesten Galopp die Straße gen Belgrad hin, um dem Pascha das Geschehene zu melden und eine Schutzbesatzung für Manasia anzusprechen, indem der Knes Petro nichts mehr fürchtete und erwartete, als daß Czerny-Georg zurückkehren und die Burg überfallen würde, welche zu vertheidigen er sich zu schwach fühlte. Ohnehin war er ganz rathlos. Czerny-Georg's Benehmen hatte ihn bis zur Wuth gereizt. Nachdem diese Wuth verraucht war, erschrak er erst über das Vorgefallene. Glaubten ihm die Türken? — Diese Frage brachte ihn fast außer sich; denn zwei Janitscharen waren todt.

In dem Dorfe war großer Jammer. Der Mord der beiden Janitscharen brachte den Bewohnern die Last des Blutgeldes, eine Auflage, die fast großentheils in der Willkür des Pascha's von Belgrad lag. Und was hatten sie von dem Knes Petro zu erwarten, der ihre Gesinnung für Czerny-Georg kannte, und wohl mochte bemerkt haben, daß sie bereit gewesen waren, ihn gegen väterliche Gewalt zu schützen?

Während ein dumpfes Angstgefühl auf dem Herzen der Serbier lag, wagte es kaum Jemand, in der Burg Manasia sich zu regen; denn der Knes fing bei dem geringsten Anlaß die heftigsten Händel an. In seiner Seele aber begann sich bei größerer Ruhe ein Plan zu gestalten, der ihn selbst über die möglichen Folgen des Janitscharen-Mordes einigermaßen beruhigte.

Czerny-Georg war nun ein Geächteter, der nie mehr auf sein Eigenthum Anspruch machen konnte. Gelang es ihm, den Pascha zu gewinnen, so war Stepan Knes von Manasia und Erbe aller Rechte und Güter seines Stiefbruders. Dieser Umstand war dem Knes Petro sehr erwünscht. Es war ihm nahegerückt, was er auf andere Weise hatte herbeiführen wollen. Er selbst fand es daher gerathen, sobald als möglich nach Belgrad aufzubrechen, wenn die türkische Besatzung würde in Manasia eingetroffen seyn.

Was der Alte erwartet hatte, traf besser und mehr noch, als er wünschte, ein. Der Pascha erwog wohl, wie viel es ihm werth sey, den Knes, und durch ihn die zahlreichen Kmeten der ganzen Kneschina für sich zu haben. Er ließ nur das Blutgeld im geringsten Ansatze heben und sandte fünfzig Janitscharen nach Manasia zum Schutze des Knes und der Burg.

Petro Stepanowitsch mit seinem Sohne Stepan eilte nun nach Belgrad, sein Werk zu vollenden, das ihm leichter Weise gelang. Czerny-Georg war geächtet, und auf seinen Kopf ein Preis gesetzt. Aller Rechte und Habe im Lande Serbien, und so weit des Sultans Gebiet reichte, war er entsetzt. Die Burg Manasia aber mit der Kneschina wurde Stepan Petrowitsch zuerkannt.

So war denn Czerny-Georg hinausgestoßen in die Welt, vertrieben aus seiner Väter Erbe, und sein Namen ein geächteter. Der unnatürliche Vater jubelte in seinem Herzen, und der Sohn zweiter Ehe, der so unerwartet seines unglücklichen Bruders Erbe wurde, sah fröhlich in die Zukunft hinaus. Nicht so war es mit dem, den man auf eine so empörende Weise mißhandelt hatte.

Tief empört in seinem Innersten, ja zerrissen durch das Gefühl, daß nun auch kein Band ihn länger an Vater und Bruder fessele, schritt er den Weg in's Gebirge, begleitet von Ossip und seinen beiden andern Dienern.

„O," rief er aus, „so bin ich denn nun ausgeschieden vom Hause meiner Väter, wie Einer, der ganz verwaiset ist, der weder Vater noch Mutter, noch sonst eine Seele hat!"

„Redet nicht so, Herr und Knes," sprach der alte Ossip. „Unsere Seelen habt Ihr, so sie Euch etwas werth sind, und die Seelen von vielen Serben, die Euch kennen und lieben, und, daß ich es hier sage, habt Ihr nicht den Brautkuß auf die Lippen Melinka's gedrückt, der Tochter Iwo Bogdanowitsch's? Ist sie nicht Euer? Wer ein Weib hat, so edel wie die holde Melinka, und ein Volk, dem er angehört, und Menschen, die ihn lieben, ich frage Euch, edler Knes, ob der sagen darf, er stehe allein in der Welt, er habe Niemanden, er sey verwaist?"

Czerny-Georg sah den Diener erstaunt an. Was er sagte, ging ihm in's Herz. Er fühlte die Wahrheit desselben so tief und wohlthuend, aber er begriff nicht, wie Ossip das wissen konnte, was er berührt.

Digitized by Google

„Woher weißt Du Dinge, die sich gestern zutrugen? Es gränzt an's Wunderbare, Ossip!"

„Das nicht, edler Knes," sprach der getreue Ossip. „Seht, um Jug Bogdan's und Iwo's Wohnung, die ich recht wohl kenne, schlich Tscholmi, der Zigeuner, Jug Bogdan's Todfeind, um zu erkunden, was da vorgehe. Er hatte lange geforscht, wo sein Todfeind wohne. Jetzt fand er endlich die Stätte, um ihn seinen Feinden zu überliefern. Gerade an jenem Abende, als Ihr dort einkehrtet, und die folgenden Tage und Nächte umschlich der Schurke das Blockhaus des verfolgten Iwo's und des unglücklichen Blinden. Er hörte Eure und Jug Bogdan's Worte; er wußte, daß eine Hajducken-Versammlung dort stattfand; er sah Euch die holde Melinka küssen, und Ihr wisset, das ist in Serbien nur dem Bräutigam gestattet. Pfeilschnell schoß der Schurke in die Burg, wo er Alles Euerm Vater erzählte."

„Nenn' ihn so nicht mehr," rief Czerny-Georg in wild-aufodernder Zornluth.

„Wie Ihr befehlet, Herr," fuhr Ossip fort; „er erzählte das Alles dem Knes Petro Stepanowitsch, und ich war Zeuge, wie, ach, daß ich es sagen muß, er Plane schmiedete, Euch und Jug Bogdan zu verderben."

„Gottlob," rief Czerny-Georg, „daß ich Mittel habe, die Rachepläne des Vaters zu vernichten! O, daß ich diesen Tscholmi kennete, um ihn zu verderben! Was that ich dem Schurken?"

„Ihr nichts," entgegnete Ossip, „wohl aber Jug Bogdan. Was es aber ist, was ihn so zum grimmigsten Feinde des Armen macht, der das Licht verlor, das weiß ich nicht."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichten sie raschen Schrittes das Waldgebiet.

(Fortsetzung folgt.)

Beitrag zur Philosophie des Lebens.

(Schluß.)

Die vornehme Welt studirt täglich, wie sie ihre Bedürfnisse vermehre; die niedere quält sich, das Nothwendigste herbeizuschaffen; Niemand hat genug vom Kaiser bis zum Bettler; wer nichts hat, wünscht sich was; wer was hat, wünscht sich mehr, und nur unsere jungen Ehemänner scheinen schon im ersten Monat — genug zu haben.

Eine gewisse Fee erlaubte einem jungen Ehepaar drei Wünsche binnen acht Tagen. Vor lauter Wünschen wußten die Leutchen nicht, was sie wünschen sollten, sie wagten kaum daran zu denken, aus Furcht, es möchte für gewünscht angesehen werden. Vor einer Schüssel Kartoffel sagte die Frau in aller Unschuld: „Wenn wir nur eine Bratwurst dazu hätten", und da lag die Bratwurst; „daß dir die Wurst am Maul hing", rief der erzürnte Mann, und sie hing — und nun blieb für den dritten Wunsch nichts übrig, als die Wurst wieder wegzuwünschen, und so waren sie um nichts reicher, als um eine — Wurst.

Die Hauptmittel zu Glück, Zufriedenheit und einem heiteren Abend des Lebens sind Fleiß, häusliche Ordnung, Mäßigkeit im Genießen, Selbstständigkeit und eine verständige und zeitgemäße — Entsagung. Wer immer genießen und immer mitmachen will, genießt am Ende nichts mehr: denn er hat keinen Geschmack mehr an den soliden Genüssen, da er sich übersättigt und in der Regel dem Sorgenbecher — d. h. dem Trunke, bereits in die Arme geworfen hat.

Was die Vernunft zur Phantasie, das ist Einfachheit im Lebensgenuß, ja bei den Besseren besteht Lebensgenuß nur in Einfachheit, in der ein hoher moralischer Zauber liegt; sie veredelt den Charakter des Menschen. Wer kennt die Tiefen des Menschenelendes und möchte sich eine Schwelgerei erlauben? Wer Wittwen und Waisen darben sehen und machte sich nicht Frugalität zur heiligen Pflicht? — Eine kleine tägliche Aufopferung, wie viele Thränen vermag sie nicht zu trocknen? —

Aber der Arme, der täglich Ueppigkeit, Reichthum und Uebermacht vor sich siehet, während er mit seinen Bedürfnissen und der Noth ringet, hat er da nicht viel gewonnen, wenn er sich mit einem guten Gewissen und der Anweisung auf jenseits trösten kann, und daß es dorten besser gehen werde? — Seine Religion ist die Philosophie des großen Haufens, sein Stab im Leiden, sein Hoffnungsstern im Unglück, sein Zügel im Glück, und die einzige Waffe gegen die Schrecken des Todes.

Der Tod der Großen ist ein Schauspiel, das die Menge der Armen und Elenden tröstet, indem sie dadurch sehen, daß am Ende vor Gott doch Alle gleich sind.

Das Leben in der andern Welt ist nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung, darin die Seele mit der Welt schon in diesem Leben gestanden hat, und die gesammten Folgen der hier ausgeübten Sittlichkeit werden sich dort in denen Wirkungen wieder finden, die ein mit der ganzen Geisterwelt in unauflöslicher Gemeinschaft stehendes Wesen schon vorher daselbst nach pneumatischen Gesetzen ausgeübt hat — die Gegenwart und die Zukunft werden also gleichsam aus einem Stücke seyn und ein stetiges Ganzes ausmachen, selbst nach der Ordnung der Natur.

Hier auf Erden gibt es schon Strafen und Belohnungen nach der Ordnung der Natur, darum, weil das moralische Verhalten der Menschen mit ihnen nach den Gesetzen der Ursachen und Wirkungen in Verknüpfung steht — Unmäßigkeit und wilde Ausschweifung endigen sich in einem siechen und martervollen Leben. — Ränke, Unehrlichkeit und Arglist scheitern zuletzt, aber Ehrlichkeit ist und bleibt doch immer die beste Politik! In allem diesem geschieht die Verknüpfung der Folgen nach den Gesetzen der Natur.

Alles in der Welt ist eine harmonische göttliche Ordnung; alles ist Naturgesetz. — Die Regel, die Weltsysteme erhält und jeden Krystall, jedes Würmchen, jede Schneeflocke bildet, bildete und erhält auch das Menschengeschlecht, und Brutus hatte Unrecht, als er unter dem Sternenhimmel bei Philippi ausrief: „O Augend, ich glaubte, daß du etwas seyst, jetzt sehe ich aber, daß du nur ein Traum bist!"

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, ist ein böser Dämon; er macht trübsinnig, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit sich und Andern, endlich kühn und verzweifelnd. Ein Freund kann hier am meisten wirken; aber wahre Freunde im Unglücke sind seltene Erscheinungen. Will man sie nach ihrer schönen und liebenswürdigen Seite betrachten, so darf man nur beobachten, wie ihre Zahl mit der Ebbe und Fluth unseres Glückes sich zurückziehet und anschwillt. Je mehr man die

Digitized by Google

Menschen studirt, desto weniger ziehen sie an, aber mit dem Studium der reinen Natur ist es der umgekehrte Fall.

Darmstadt. Chr. G.....

Mannichfaltigkeiten.

In der Pariser Literatur ist jetzt großer Streit über Victor Hugo's „Notre Dame." Der „Constitutionnel" füllt bereits in mehreren Nummern die Hälfte seines Raumes mit einem aktenmäßig genauen und unwiderleglich vollständigen Nachweise, daß dieses Meisterstück der romantischen Poesie in Frankreich ein geschmacklos verballhornisirtes Plagiat eines englischen und eines spanischen Dichters ist. Cervantes hat einen Roman geschrieben, dessen Heldin Preciosa Victor Hugo's Esmeralda ist, und Lewis, nach dem Titel seines Hauptwerkes „Monk-Lewis" genannt, schuf in dem Mönch Ambrosio, was Victor Hugo unter Claude Frollo wieder gegeben hat. Die Beschreibung des alten Paris wird als Abschrift eines wenig bekannten statistischen Werkes erwiesen, alle Geschmacklosigkeit, ja Unwissenheit des Styles ins klarste Licht gestellt.

So oft der Privatsecretair von Voltaire ihm die neuesten Briefe vorlegte, befanden sich viele darunter, welche den berühmten Mann um Gefälligkeiten und Dienstleistungen ansprachen, was ihn nicht wenig belästigte. Voltaire pflegte alsdann gewöhnlich zu fragen: „Interessire ich mich für diesen Herrn?" Der Secretair antwortete: „Ja, Herr, und Sie haben ihm erst neulich geschrieben, daß Sie sich glücklich schätzen würden, ihm eine Gefälligkeit oder einen Dienst zu erweisen." Weiter fragte Voltaire: „Habe ich ihm wirklich geschrieben und Versprechungen gemacht? Interessire ich mich besonders lebhaft für ihn?" — „Ja", antwortete der Secretair, worauf Voltaire mit den Worten schloß: „Nun, so schreiben Sie ihm nochmals und mit recht viel Wärme. Man muß gegen Jedermann gefällig und artig seyn."

Als Beitrag für die Kenntniß der Zustände in Texas bringt der „Zuschauer" folgende Züge: In Austin schoß ein Kapitän Lewis einen gewissen Nolan kaltblütig auf der Straße todt. Lewis ward vor Gericht gestellt, da traten zwei Freunde Nolans zu ihm heran, schossen ihn todt und gingen weg. — In Kaddo trat Hr. Wheatersby hinter Hrn. Irwin her, schoß diesem eine Kugel durch den Nacken und ging fort, als er sich überzeugt hatte, daß Hr. Irwin nie mehr aufstehen würde.

(Scharfsinnige Bemerkung.) Eine Dame sagte vor kurzem in einer Gesellschaft: „Ich habe wahrgenommen, daß sich in diesem Jahr mehr Männer als Frauenzimmer verheirathet haben."

(Frankfurt.) Unter den unlängst im Städel'schen Institute ausgestellten Bildern hat ein Brustbild unseres beliebten Schauspielers Meck, von dem hier verweilenden Maler Laddey, aus Preußen, allgemeine Anerkennung gefunden. Die lebendige und wahrhaft charakteristische Ausführung des Portraits muß Hrn. Laddey nicht nur die Anerkennung der Kenner gewähren, sondern auch aller Derer, die nur die Unmittelbarkeit der Kunst begreifen. Der Schauspieler Meck ist in diesem Bilde im wesentlichsten Momente seines geistigen Ausdrucks und seiner drastischen Eigenthümlichkeit getroffen, und es konnte nicht fehlen, daß diejenigen, welche den Dargestellten kennen, hier alle originelle Individualität wiederfanden, die denselben im Leben auszeichnet, während selbst Andere, denen das Original unbekannt ist, durch den lebendigen und bis in die kleinsten Details naturgetreuen Ausdruck des Bildes die Ueberzeugung gewannen, daß hier die höchste Aehnlichkeit vorliegen müsse.

(Anekdote von der Malibran.) Man erzählt, daß bei einer Vorstellung des Othello, worin die Malibran die Rolle der Desdemona gab, bekanntlich eine ihrer bewundernswerthesten Leistungen, ein Enthusiast mitten unter dem Blumenregen, der die Bühne überfluthete, eine Banknote von 1000 Pfd. Sterl. hinabwarf. Die Malibran sah dieselbe zu ihren Füßen niederfallen, und gewahrte alsbald, daß es ein werthvolles Papier der englischen Bank war. Das Parterre, welches von der besondern Eigenthümlichkeit dieses Papiers nicht unterrichtet seyn konnte, erhob sich in Masse, und rief: „Lesen Sie doch das Billet." Der erste Tenor hob es auf, und las nun mit einem erstaunlichen Phlegma, welches durch seinen italienischen Accent einen noch komischern Effekt machte, folgende Worte: „Bank von England. Tausend Pfund Sterling. Nach Sicht belieben Sie an Inhaber Dieses zu zahlen ꝛc." Hier hielt er plötzlich unter dem schallendsten Gelächter der ganzen Versammlung inne, wechselte mit der Malibran leise einige Worte, und fuhr dann, an den Vordergrund der Bühne tretend, fort: „Meine Damen und Herren! Wir können und dürfen dieses Billet nicht weiter vorlesen, wir haben es irrthümlicher Weise geöffnet, da seine Adresse an die Armen dieser Hauptstadt lautet." Man kann sich denken, mit welchem rauschenden Beifallssturm diese zarte Manier, dem ungeschickten Enthusiasten eine Lektion zu geben, aufgenommen wurde.

(Neue Industrie.) Ein Pariser Gauner hat eine neue Art des Stehlens erfunden, welche aber glücklicherweise nur von Wenigen ausgeführt werden kann, weil das Ansehen eines rechtschaffenen Mannes dabei unumgänglich nothwendig ist. Dieser Glücksritter ersah sich von Zeit zu Zeit einen anscheinend schüchternen jungen Mann, und eilte auf ihn zu mit den Worten: „Ach, endlich finde ich Sie! Seit einem Jahre haben Sie oft Ihr Quartier gewechselt." — „Sie irren sich, mein Herr," erwiederte dann der Angeredete verblüfft; „Sie halten mich für einen Andern." — „Ach, das fehlte noch! Ich Sie für einen Andern halten!" ruft der Industrieritter, den jungen Mann bei'm Kragen nehmend. „Zahlen Sie mir auf der Stelle die zehn Franken, die Sie mir schuldig sind." Der Andere sucht sich natürlich loszuwinden, und es versammelt sich eine Gruppe von Neugierigen um den vermeinten Schuldner und den Gläubiger. „Ich rufe Sie als Zeugen an," fährt der Letztere, zu einigen der Umstehenden gewendet, fort. „Sie hören selbst, daß er eine elende Schuld von zehn Franken abläugnen will. Pfui, um zehn Franken zum Betrüger zu werden!" — „Der läugnet eine Schuld von zehn Franken ab, und trägt lackirte Stiefel," murmelten einige der Umstehenden. — „Aber schämen Sie sich denn nicht?" ermahnt ein ehrsamer Bürger. „Sie sind noch so jung; bedenken Sie, was Ihre Aeltern sagen würden, wenn Ihr Benehmen bekannt würde!" — Es ereignete sich oft, daß der junge Mann, um dem Skandal ein Ende zu machen, oder weil er sich zuletzt selbst für den Schuldner des Andern hielt, die ge-

Digitized by Google

forderte Summe zahlte. Endlich aber wurde der Gauner, dessen Treiben schon einiges Aufsehen erregt hatte, auf der That ergriffen; er hielt nämlich einen Polizeiagenten, den er nicht kannte, unter dem gleichen Vorwande an, und wurde von diesem sogleich auf die Präfectur geführet, wo sein Verhör die Zuhörer ergötzte.

(Theatralische Neuigkeiten aus Paris.) Der Cirque Olympique wird seine Wintersaison mit einem neuen Spektakelstücke: „le Vengeur" eröffnen; am Schlusse sieht man jenes berühmte Seegefecht, und das Linienschiff „Vengeur" mit seiner ganzen Besatzung bei aufgezogener dreifarbiger Flagge, und unter dem Rufe: „Vive la république!" in dem schäumenden Grabe der Meereswogen untergehen. — Tamburini ist nach St. Petersburg abgereist; er geht zuerst nach Wien, wo er mit Rubini zusammentrifft; am 15. Oktober soll die Eröffnung der italienischen Oper in St. Petersburg seyn.

Nach einem französischen Blatte soll man in italienischen Theatern in früheren Zeiten die Gewohnheit gehabt haben, diejenigen Componisten, welche von Andern sich Plagiate erlaubten, auf folgende Weise dafür zu bestrafen. So oft nämlich eine entlehnte oder auffallend nachgeahmte Stelle zum Vorschein kam, fingen die Hörer an, Bravo zu rufen und dabei den Namen des Bestohlenen ertönen zu lassen. Wäre dieser Gebrauch heutigen Tages in Frankreich und in andern Ländern noch gültig, und wären alle Zuhörer in der musikalischen Literatur so genau bekannt und bewandert, als hier vorausgesetzt werden muß, so möchte diese Sitte ihre gute Seite haben und manchem Componisten zu einer nützlichen Warnung werden.

Die ausgezeichnete Pianistin Miß Robena Anne Laidlaw befindet sich gegenwärtig auf ihrer Reise nach Brüssel in Frankfurt a. M., und wird im Laufe der nächsten Woche ein Konzert veranstalten. Da diese treffliche Künstlerin ein bereits fest begründetes Renommée besitzt, und den Freunden des Pianofortespiels bekannt ist, so wird eine kurze Anzeige genügen, das Interesse der Verehrer der Tonkunst dem bevorstehenden Kunstgenuß zuzuwenden. Näheres wird durch das Programm bekannt gemacht werden.

Um ein Pröbchen zu geben, welches Deutsch der Redacteur der in Paris erscheinenden, deutsch seyn sollenden Zeitschrift: „Der Stern" schreibt, genügt es, eine Stelle aus einer Nummer wörtlich anzuführen: Dem. Rachel hat ihre Rentrée aux Français als Pauline im „Polyeucte" von Corneille gemacht, sie war etwas fatiguirt!"

In Paris ist zu Ehren des Besuchs der Königin Victoria ein Walzer unter dem Titel: „Willkomm" erschienen.

(Frankfurt, 25. Sept.) Prume, der bereits todt gesagte Violinvirtuos, gab in den letzten Tagen hiesigen Freunden ein Lebenszeichen. Er kommt im nächsten Monate hierher, und wird sich mehrmals im Theater hören lassen.

Korrespondenz.

Bad Salzhausen, im Sept

(Schluß.)

„Die Heilkräfte Salzhausens sind es", so bemerkt Hr. Medizinalrath Dr. Möllee in der letzterwähnten Schrift, „die nun schon seit zwanzig Jahren in ihrer Wirksamkeit fortwährend beobachtet wurden und darin sich erprobt haben. Salzhausen gehört demnach zu den ältesten Soolbädern in der Umgegend und verdient in dieser Beziehung eine besondere Erwähnung. An Vertrauen haben diese Quellen bisher zugenommen, indem ihnen nicht blos die steigende Menge wirklich Leidender, sondern auch aufgezeichneter Männer, welche nur auf eigene Erfahrung und Sachkenntniß ein Urtheil zu gründen gewohnt sind, ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr zugewandt haben. Ich brauche in letzterer Beziehung unter Andern nur einen Liebig und Balser in Gießen zu nennen, welche die Heilkräftigkeit Salzhausens selbst geprüft haben." Doch wir können noch ein neueres Resultat einer erst im Laufe dieses Sommers von Hrn. Prof. Liebig vorgenommenen chemischen Analyse berichten, daß nämlich die Salzhäuser Soole und Mutterlauge einen so bedeutenden Brom- und Eisengehalt hat, daß ihr keine andere der benachbarten Soolquellen in dieser Beziehung gleich kömmt. Uebrigens vereinigt unser Bad mit der Heilkraft seiner Quellen noch sonstige Vorzüge, welche für einen Kurort wesentlich sind. Die äußerst romantische Gegend, in welcher es gelegen, die von der Badedirektion mit eben so viel Geschmack geschaffenen, als sorgfältig unterhaltenen Anlagen, die nur eine halbe Stunde entfernte Stadt Nidda bieten dem Kurgaste, je nach seiner Laune oder nach dem Bedürfnisse seiner körperlichen Disposition, Abwechslung und Mannichfaltigkeit dar in Spaziergängen und größeren Ausflügen in die Umgegend. In einiger Entfernung von dem Kurhaus, welches vor einigen Jahren durch den Anbau zweier Seitenflügel so sehr gewonnen hat, daß schwerlich ein anderes Bad zweiten Ranges ein ähnliches möchte aufweisen können, erhebt sich aus den Bosquets ein geräumiger und eleganter Kursaal, in dem sich jeden Sonntag, was nur Geschmack an Musik und Tanz findet, zum Balle vereinigt. Ein Konzert, zum Besten der Abgebrannten Niedereisenhausens von den Studirenden der benachbarten Universität Gießen veranstaltet, die Militärmusik von Wetzlar, Scheibenschießen, Waldpartieen u. s. w. haben zudem die diesjährige Saison illustrirt und hinreichend gegen den Kapitalfeind des Badelebens, die lange Weile, geschützt. Ein Vorzug kann nicht unberührt bleiben, den Salzhausen vielleicht vor allen seinen Concurrenten voraus hat, die geringe Kostspieligkeit des Aufenthaltes, die Möglichkeit, die jedem Kurgaste gegeben ist, seine Ausgaben auch beschränkten Mitteln anzupassen. Abgesehen davon, daß die Preise aller Bedürfnisse schon durch die Controle der Direction gegen jede willkürliche Erhöhung geschützt sind, hat der Kurhauspächter den Grundsatz wohl verstanden und stets bethätigt, daß der Wirth eines Kurortes mehr, als ein anderer, Ursache hat, sich der Treue seiner Gäste, die wie die Zugvögel kommen und gehen und bei dem geringsten Grunde zur Unzufriedenheit der Versuchung ausgesetzt sind, in künftiger Saison einen andern Kurort zu wählen, durch Solidität des Geschäftes und durch Alles, was an einem Wirthe zu loben ist, zu versichern. Zudem sind die Hauptkrebsschäden, welche an dem Badeleben heutzutage nagen, hier ganz unbekannt. Kein Roulett, welches, der Charybdis gleich, alles Geld, das ihr in die Nähe kömmt, in ihren Wirbel reißt und verschlingt; keine Industrieritter, keine Duelle. Getrost können die Friedfertigen hierher kommen: hier gibt es keine Göler und keine Werefkin!

Theater-Anzeige.

Montag, 2. Oct. Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. Die Composition der Chöre, Melodramen u. s. w. ist von Felix Mendelsohn-Bartholdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 273. Dienstag, den 3. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

Czerny-Georg war nicht mehr sicher im Erkennen des Weges zu Jug Bogdan's Hause. Er stand plötzlich stille.

„Laßt mich voraus!“ rief Ossip, „ich bin des Weges kundig,“ und wirklich geleitete der Alte sie so sicher, daß sie noch vor Mitternacht die Wohnung erreichten.

Ein heftiger Schrecken ergriff Jug Bogdan, als er Czerny-Georg's Ankunft vernahm. „Das kündet Unheil!“ sagte er. Auch Iwo erschrak. Nur Melinka nicht. Ihr schien das kein unheilbringendes Ereigniß, das ihr den Geliebten zuführte, welchem ihr Herz entgegen schlug. Wie freudig hieß sie ihn willkommen! Wie barg sie das erröthende Haupt an seinen Busen, als er sie an sich drückte und den süßen Mund mit Küssen bedeckte!

Als er zu Jug Bogdan trat, und dem Blinden seine Hand bot, sprach dieser: „Deine Hand hat Türkenblut vergossen, Czerny-Georg, mein Sohn. Du bist ein Hajducke worden. Nicht so?“

„Ihr redet wahr,“ sprach Czerny-Georg.

Ist's nichts Schlimmeres, mein Sohn, Czerny-Georg?“ fuhr der Greis fort.

„Nein,“ entgegnete dieser, „wenn Ihr nicht vor dem Namen Tscholmi erschrecket?“

„Ha!“ fuhr der Blinde auf, „hat dieser Teufel aufgespürt, wo das Wild rastet, das er gehetzt, bis es lichtlos seinen Weg nicht mehr finden konnte! Ist seine Rache noch nicht gesättigt? Wo war er? wo ist er?“ fragte er, immer hastiger und unruhiger werdend.

„Hier war er, hier; und belauschte uns, und was er erlauschte, das trug er dem Knes Petro Stepanowitsch zu und den Türken.“

„Deinem Vater? Czerny-Georg.“

„Nein,“ sagte dieser, und es lag in dem Worte die fürchterlichste Kälte. „Ich habe keinen Vater mehr, seit er die Pistole auf mich richtete, und nur durch seine eigenen Diener am Sohnesmorde verhindert wurde.“

„Schrecklich! schrecklich!“ rief Jug Bogdan aus, und hielt die Hände instinktartig vor die leeren Augenhöhlen, als wolle er dem Lichte wehren, das längst hier keinen Träger mehr fand.

„Iwo! Iwo!“ rief der alte Greis, „laß uns zusammenfassen unsere Habe, denn Tscholmi ist auf unserer Spur. Er weiß, wo wir wohnen. Wir sind keinen Tag mehr sicher hier.“

Das erkannte Iwo so gut als Jug Bogdan. So ermüdet auch Czerny-Georg war, er und seine Diener, so halfen sie jetzt noch Alles packen und ordnen zur Flucht. So ging fast ohne Ruhe die Nacht hin. Iwo rief aus der Nähe die Hajducken zusammen, und als endlich das Gestirn des Tages über die Berge heraufstieg und die winterliche Landschaft beleuchtete, da erschienen Männer von allen Seiten und Rosse, welchen der Huf umgekehrt aufgenagelt wurde, damit die Spur die Verfolger täuschen sollte.

Erschütternd war der Augenblick, als Jug Bogdan von dem Hause schied, wo er schon Jahre hindurch in Ruhe gelebt hatte; in Ruhe, wenn das Ruhe heißt und heißen konnte, daß er in Ungewißheit und Furcht alle Tage schweben mußte; aber es war doch nicht Feindesgewalt ihm genaht. Es rolleten wieder Thränen aus den leeren Augenhöhlen, als er ihm Lebewohl sagte. Er ahnete nicht, daß Iwo bereits den lodernden Brand vorbereitet hatte, der bald die Stätte vertilgen sollte, die ihm als Wohnung gedient.

Melinka's Thränen galten der Stätte ihrer Kindheit, der heiligen Stätte ihrer erwachenden Liebe und ihres seligen Glückes.

Sie schieden endlich, und tiefer hinein in's Gebirge führte ihr stiller Weg. Bei der Hütte eines Befreundeten rasteten sie am Mittage, und auch die Stunden der Nacht brachten sie in der Wohnung eines Hajducken zu.

Ein tiefer Schnee, welcher über Nacht fiel, tilgte ihre Spur vor den Augen der Feinde. Erst am dritten Tage erreichten sie den Ort, wo in einem tiefen Thalgrunde, unter Tannenästen, der neue Wohnplatz erwählt wurde. Hier erhoben sich bald unter den helfenden Händen der Hajducken zwei Blockhäuser, eins für Iwo und eins für Jug Bogdan.

In der Burg Manasia lebten der Knes mit dem Führer der Janitscharen, und diese selbst ein wahrhaft sardanapalisches Leben. Was Küche und Keller vermochten, wurde aufgeboten, sie zufrieden zu stellen. Reiche Geschenke flossen dem Pascha von Belgrad zu, um ihn geneigt zu machen,

Digitized by Google

in Petro's Pläne einzugehen. Wie konnte Muktar-Pascha widerstehen? So wurde denn Stepan Petrowitsch zum Knes der Kneschina von Manasia ausgerufen, und der alte Knes Petro Stepanowitsch entsagte seiner Würde zu Gunsten seines Sohnes. Dieser Plan und der Raub an Czerny-Georg waren erreicht; nicht so die Befreiung von der quälenden Furcht vor einem Ueberfalle der Hajducken.

Tscholmi, der Zigeuner, war seit den letzten Auftritten in Manasia einheimisch in der Burg geworden. Er ließ seine Horde ziehen, ohne mit ihr deswegen in einer weniger engen Verbindung zu bleiben, die er durch einen wandernden schönen Knaben unterhielt, welcher sein Sohn hieß. Was ihn fesselte an die Burg? Es war einestheils der Wunsch, da näher zu seyn, wo er die Mittel finden zu können glaubte, seiner Rache zu genügen; anderntheils war es die Furcht vor den Hajducken, welche jetzt, wo Ossip bei ihnen war, ohne Zweifel seine Bestrebungen kannten; endlich gefiel ihm das ausschweifende, genußreiche Leben in der Burg. Es war ihm ein Leichtes, sich unentbehrlich zu machen, da er mit allen Künsten vertraut war, welche der wollüstigen Indolenz des Knes Petro zusagten, und kein Mittel scheute, seine Zwecke zu erreichen.

Eines Tages war nach dem schwelgerischen Mahle der Knes eben in der besten Laune. Er lag auf dem Divan, die Pfeife glühte und der Kaffee stand vor ihm. Der Zigeuner kniete neben ihm und hielt die Pfeife in Brand, während sein Dudelsack, das Lieblingsinstrument der Serbier, nebst der Gusle, neben ihm lag. Er hatte den Knes mit den nicht eben sehr reizenden Tönen erfreut, und harrte des erneuerten Befehles, mit dem Spiele fortzufahren, als der Knes fragte: „Tscholmi, woher kommt Dein Haß gegen den Rebellen Jug Bogdan?"

Ueber das braungelbe Gesicht des Zigeuners flog ein Ausdruck, der an die Mordgier einer Hyäne erinnerte, und den Geistern der Hölle angehören mochte.

„Herr!" rief er aus, und seine Fäuste ballten sich furchtbar, und seine Sehnen spannten sich, als wolle er Alles zermalmen, was sich ihm nahte, „Ihr verlangt das Härteste von mir, was ich überhaupt leisten kann. Ihr verlangt, daß ich den Dolch mir wieder in das noch blutende Herz stoße. — Doch es sey! Hört die Gräuel, und lernet erkennen, daß meine Rache nur dann zu sättigen ist, wenn ich Alles, was es Schreckliches giebt, auf Jug Bogdan gehäuft habe."

(Fortsetzung folgt.)

Neue Südpolexpedition.

Zwei auf Entdeckungen und zu Forschungen und Beobachtungen ausgesandte Schiffe, „Erebus" und „Terror", unter den Befehlen der Capitaine Roß und Crozier, sind am 4. Sept. zu Folkestone eingelaufen. Die auf diesen Schiffen vollbrachte antarktische Expedition war die längste, glücklichste und erfolgreichste von den vielen Entdeckungsfahrten, die seit der ersten des unsterblichen Cook (begonnen am 26. August 1768) von England ausgegangen sind; sie gehört zugleich zu den denkwürdigsten, von welchen je in den Annalen handeltreibender Völker Meldung geschehen ist. Erebus und Terror verließen England am 29. Sept. 1839. Die Reiseroute allein gibt schon eine Idee von der Größe des Unternehmens. Nach Beobachtungen bei Madeira, Praya, Trinidad erreichte die Expedition St. Helena am 31. Jan. 1840. Hier wurde ein magnetisches Observatorium errichtet; Abfahrt am 8. Febr.; Ankunft auf dem Cap 17. März; Temperatur und specifische Schwere der See wurden bis zu 600 Faden Tiefe untersucht. Abfahrt vom Cap 3. April; Kerguelensland erreicht am 12. Mai; am 29. Mai — dem zu gleichzeitigen Beobachtungen auf andern Punkten der Erde vorausbestimmten Tag — wurden die magnetometrischen Instrumente 24 Stunden über jede $2^1/_2$ Minuten notirt; zum Glück ereignete sich gerade einer der magnetischen Stürme, die an verschiedenen Orten in Europa beobachtet wurden, und da derselbe, wie auf Toronto (in Canada), die Instrumente afficirte, so erlangte man dadurch den vollständigen Beweis von der außerordentlichen Ausdehnung magnetischer Influenzen, die den Durchmesser der Erde mit einer Schnelligkeit durchlaufen, die jener des Lichts oder Electricität gleichkommt. Auf Kerguelensland wurden auch Kohlenlager entdeckt, die bei künftiger Anwendung der Dampfschifffahrt in diesen Regionen vom größten Nutzen für den indischen Handel seyn werden. Nach längerem Verweilen in den Gewässern von Van Diemensland ging die Expedition nach den Aucklandsinseln, woselbst im November 1840 eine Reihe von magnetischen Beobachtungen vollendet wurde. Von hier aus begann erst die eigentliche Südpolexpedition. Capitain Roß nahm sich vor, zwischen der Fahrlinie des russischen Entdeckers Bellinghausen und derjenigen, welche Cook eingehalten hat, die Mitte zu nehmen und dann südwestwärts nach dem Pol zu steuern, statt den fruchtlos gebliebenen Versuchen früherer Seefahrer, ihn von nordwärts her zu erreichen, zu folgen. Am 12. Dez. verließ er die Aucklandsinseln und am Neujahrstag 1841 trat die Expedition durch viele Eisberge südlich vom 63sten Breitegrad in den antarktischen Cirkel ein. Dichte Nebel und schwacher Wind machten die Fahrt so schwierig als mühsam; beständige Schneeschauer erschwerten alle Operationen; erst am Morgen des 9ten Januar, nachdem sie 200 Meilen zwischen Eisfeldern gesegelt waren, gewannen die kühnen Argonauten reines Meer und zogen dann frischen Muthes dem magnetischen Pole zu. Am 11. Januar 1841 wurde im 70sten Grad südlicher Breite und 172sten östlicher Länge, direct auf der Bahn ihrer Fahrt, zwischen ihnen und dem Pol, Land entdeckt — das südlich bekannteste, das je zuvor gesehen worden ist — dem jedoch allerdings die Russen vor bald zwanzig Jahren nahe gekommen waren. Als Capitain Roß mit seiner Mannschaft diesem Lande sich näherte, sah man, wie es sich erhob in stattlichen Berggipfeln, 9000 bis 12,000 Fuß hoch, voll ewigen Schnees daherglänzend und ihre Gletscher weit hinaus in die See abspiegelnd.

Das Land war entdeckt; es in der Nähe zu betrachten, blieb unmöglich; unzugängliche Küsten, durch Eisberge gesperrt, erlaubten nicht einmal den Versuch; man steuerte darum südöstlich, wo sich mehrere kleine Inseln fanden. Am 12. Januar 1841 landeten die Capitaine Roß und Crozier auf einer derselben, sie in Besitz zu nehmen für die Königin Victoria. Die Insel besteht ganz aus vulcanischen Felsgebirgen und liegt 71. 56 südlicher Breite, 171. 7 östlicher Länge. Capitain Roß nahm sich vor, von hier aus, so weit als möglich, südwärts vorzudringen, um den magnetischen Pol zu passiren, der nach

Digitized by Google

combinirten Beobachtungen beim 76sten Grad südlicher Breite gefunden werden mag, von da aber westwärts fortzusegeln bis zur Vollendung seiner Weltumschiffung. Man steuerte also in der angegebenen Richtung voran und gelangte am 22. Jan. bis zum 74sten Grad, der höchsten südl. Breite, die bis daher noch je erreicht worden ist. Hier setzten sich die gewöhnlichen Hindernisse, heftige Windstöße vom Süden her, dichte Nebel, und unaufhörliche Schneestürme dem weitern Vordringen in den Weg. Man fuhr inzwischen fort, die Küsten des entdeckten Landes zu erforschen, landete am 27. Januar auf einer vulcanischen Insel und erblickte Tags darauf einen 12,400 Fuß hohen feuerspeienden Berg, der den Namen Erebus erhielt; ein erloschener Krater, westlich davon gelegen, ward als Mount Terror bezeichnet. Der Rauch aus dem Vulcan erhob sich 2000 Fuß hoch in die Lüfte; der Durchmesser der Oeffnung des Kraters war etwa 300 Fuß. Am 19. Februar erreichten die Entdecker den 76sten Grad südlicher Breite, den 164sten östlicher Länge — so daß sie nur noch 157 Meilen vom Südpol entfernt waren. Die Natur der Küste erlaubte nicht, hier anzulegen und dem interessanten Punkt vom Lande aus näher zu kommen; es bleibt aber relativ befriedigend und ein großes Ergebniß der Expedition, daß man in der Richtung nach dem Südpol einige Hundert Meilen weiter gekommen ist als je zuvor, und seine Lage aus der großen Zahl von Beobachtungen, die angestellt wurden, mit einer Sicherheit bestimmt werden konnte, die fast derjenigen gleichkommt, die man erlangen würde, wenn es möglich wäre, bis zu dem Pol selbst zu kommen. Die vorgerückte Jahreszeit in dieser hohen Breite ließ die Rückkehr räthlich finden. Das ganze (neu entdeckte) Südland, ausgedehnt vom 70sten bis zum 79sten Grad, wurde Victoria-Land benannt.

(Schluß folgt.)

Die Statuten für den Evangelischen Gesammtverein der Gustav-Adolf-Stiftung.

(Frankfurt a. M., 1. Oct.) Wir sind durch den Vorstand des hiesigen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung in den Stand gesetzt worden, nachstehend den vollständigen Inhalt der Statuten für den Evangelischen Gesammtverein der Gustav-Adolf-Stiftung, wie solche in der Versammlung der Abgeordneten am 22. Sept. d. J. dahier festgestellt und angenommen worden, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen:

Wesen und Zweck des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung. §. 1. Der Evangelische Verein der G. A. St. ist eine Vereinigung aller derjenigen Glieder der evangelisch-protestantischen Kirche, welchen die Noth ihrer Brüder, die der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren und deshalb in Gefahr sind, der Kirche verloren zu gehen, zu Herzen geht, und hat also, eingedenk des apostolischen Wortes Gal. 6, 10.: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen", zum Zwecke, die Noth dieser Glaubensgenossen in und außer Deutschland, sofern sie im eigenen Vaterlande ausreichende Hülfe nicht erlangen können, nach allen Kräften zu heben. §. 2. Die Wirksamkeit des Vereins umfaßt lutherische, reformirte und unirte, so wie solche Gemeinden, die ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche sonst glaubhaft nachweisen.

Vorbedingungen für die Unterstützung durch den Verein. §. 3. Einem jeden Unterstützungsgesuche ist beizufügen 1) eine bestimmte Angabe der Zwecke, für welche die Unterstützung gesucht wird, 2) eine glaubhafte Bescheinigung über die vorher erwähnten Voraussetzungen, 3) eine geschichtliche Mittheilung über die Gründung und bisherigen Verhältnisse der betreffenden Gemeinde.

Unterstützungsmittel. §. 4. Die Mittel zur Unterstützung werden erlangt durch die jährlichen Zinsen vom Capitalfonds des Vereins, sowie durch jährliche Geldbeiträge von vollkommen beliebiger Größe, durch Geschenke, Vermächtnisse, Kirchencollecten ꝛc.

Form des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung. §. 5. Die Gesammtheit der regelmäßig beisteuernden Mitglieder verbindet sich zu Vereinen (Zweig- oder Hülfs- und Hauptvereinen). Der gemeinsame Mittelpunkt aller einzelnen Vereine für die Verwaltung ist der Centralvorstand, welcher seinen fortwährenden Sitz in Leipzig hat.

Anschluß eines einzelnen Vereines an den Gesammtverein. §. 6. Jeder Verein hat behufs seiner Aufnahme in den Gesammtverein durch den Centralvorstand seinen Zusammentritt demselben und bezüglich dem Hauptvereine, welchem er sich anschließt (§. 9), sofort anzuzeigen und sich zur vollständigen Befolgung der gegenwärtigen Statuten zu verpflichten, auch jährliche Beiträge an den Centralvorstand einzusenden. Die näheren Bestimmungen über seine innere Einrichtung bleiben jedem Vereine überlassen, jedoch hat er eine Abschrift seiner Statuten an den Centralvorstand zu überschicken.

Vereinsvorstände. §. 7. Jeder Verein hat sich einen Vorstand zu erwählen und das Ergebniß der Wahl dem Centralvorstande und bezüglich dem Hauptvereine anzuzeigen. Der Vorstand vermittelt die Verbindung seines Vereins mit dem Centralvorstande, übersendet diesem alle bei ihm eingehende Unterstützungsgesuche und gibt ihm jährlich spätestens bis zum 15. August Nachricht über seine Wirksamkeit und Erfahrungen.

Hauptvereine. §. 8. Es soll in jedem Staate, in größeren Ländern höchstens in jeder Provinz, ein Verein als Hauptverein anerkannt werden, an den sich die anderen dortigen Vereine als Zweigvereine anzuschließen haben.

Zweigvereine. §. 9. Alle übrigen Vereine stehen mit dem Centralvorstande durch den Hauptverein, an welchen sie sich als Zweig- oder Hülfsvereine angeschlossen haben, in Verbindung und sind durch letzteren auf den Hauptversammlungen (§. 24) vertreten. Sie können sich aber unter besonderen Umständen und namentlich, wenn ihnen der Anschluß an einen Hauptverein erschwert ist, auch unmittelbar mit dem Centralvorstande in Verbindung setzen.

Stellung der Hauptvereinsvorstände im Gesammtvereine. §. 10. Der Vorstand jedes Hauptvereins hat das Recht, sich durch einen gehörig legitimirten Abgeordneten in den Hauptversammlungen (§. 24) vertreten zu lassen. Dieser Abgeordnete kann frei aus allen Mitgliedern des Gesammtvereins erwählt werden.

Verfahren mit der jährlichen Einnahme. §. 11. Alle Einnahmen der Vereine zerfallen in drei gleiche Theile. Hinsichtlich des ersten Drittheils steht jedem Vereine die unmittelbare freie Verfügung zu. Das zweite Drittheil sendet er mit allenfallsigen Bestimmungen über dessen Verwendung, die jedoch nur in nicht protestantischen Gegenden, mögen sie im eigenen oder im Auslande seyn, geschehen darf, spätestens bis zum 15. August an den Centralvorstand. Das letzte Drittheil wird bis zu derselben Zeit dem Centralvorstande je nach dem Willen des einsendenden Vereins zur Capitalisirung oder zur sofortigen Verwendung durch den Centralvorstand übergeben. Alle Vermächtnisse sind sowohl an den Centralvorstand einzuschicken, als zu dem Capitalfonds (§. 12) zu schlagen, sobald keine letztwillige Verfügung entgegensteht; sie werden im Hauptbuche des Vereins unter dem Namen des Testators und mit Nennung des einsendenden Vereines fortgeführt. Allen Bestimmungen, mit welchen ein Vermächtniß oder Geschenk gegeben wird, ist getreulich nachzukommen, sobald sie den Grundsätzen, Ordnungen und Statuten des Evangelischen Vereins d. G. A. St. entsprechen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Man ist begierig, welche Wege der Nürnberger Verein zur Steuerung des Luxus einschlagen wird. Die Nürnberger Frauen meinen, man solle vor Allem das Tabakrauchen abschaffen; namentlich das Cigarrenrauchen, das jetzt so allgemein ist, koste dem Manne weit mehr, als alle Jahre ein neuer Hut für die Frau; ja es gibt Frauen, welche behaupten, die Cigarren kosteten ihren Männern jährlich 50 Gulden und darüber.

Der „Volksschriften-Verein" in Schwaben, der sich am 31. August förmlich constituirt hat, zählt bereits an 200 Mitglieder. Der Verein beabsichtigt demnächst auch die Herausgabe eines Volksblattes.

Literatur.

Obgleich wir über die französische Revolution einen Reichthum an Schriften von zum Theil geschätzten Autoren des In- und Auslandes besitzen, welche mit rühmlicher Forschbegierde und edler Ausdauer die reine historische Wahrheit aus dem Chaos der Revolutionsereignisse heraus zu finden bemüht waren, so ist doch die Masse des vorhandenen Stoffs noch so wenig erschöpft, daß dem Historiker vom Fach, selbst wenn er nur einzelne Epochen der französischen Revolutionsgeschichte gründlich beleuchten will, noch viel zu thun übrig bleibt. Als eine hierher gehörige schätzbare historische Arbeit betrachten wir die bei Friedrich Bassermann zu Mannheim letzthin erschienene Schrift:

1793. Beitrag zur geheimen Geschichte der französischen Revolution, mit besonderer Berücksichtigung Danton's und Challier's; zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen, von Friedrich Funck. 8. XXIV. 400 S.

Voran steht eine einleitende Uebersicht der französischen Revolution bis zum September 1792, welche klar und bündig geschrieben und gleich von vorne herein eine günstige Meinung für den Hrn. Verfasser begründet, der weder Zeit noch Mühe gescheut hat, in den fast bodenlosen Schacht der Geschichte jenes für Frankreich denkwürdigen Jahres mit Ruhe und Umsicht hinabzusteigen und von da die nackte Wahrheit in ihren Causalverhältnissen hervor zu holen, so wie die Ereignisse im Zusammenhange mit den wirkenden Kräften sie gestalteten. Mit Recht bemerkt derselbe in der Vorrede: „Eine Schrift, welche vielfach in schneidendem Widerspruch mit vielverbreiteten Geschichtswerken steht, muß jede ihrer Behauptungen aus den Quellenschriftstellern belegen." Dies hat Hr. Funck mit großer Gewissenhaftigkeit gethan; denn nicht weniger als 17 Werke, unter andern auch die in 39 Bänden bestehende Histoire parlementaire de la révolution française, par Buchez et Roux, hat er bei Ausarbeitung seiner Schrift zu Hülfe genommen und mit unverkennbarer Sorgfalt und feiner Unterscheidungsgabe benutzt. Sie ist nicht blos ein brauchbarer, sondern zugleich auch ein unentbehrlicher Leitfaden für den, der nach Anleitung eines der neueren historischen Werke die Geschichte des denkwürdigen Jahres 1793 gründlich studiren und Irrthum von Wahrheit nach anerkannt bewährten Quellen, die der Verf. anzuführen nie unterläßt, unterscheiden lernen will. Die Autorität eines Thiers und Anderer wird in dem Focus des historischen Brennspiegels unseres Verfassers öfter verflüchtigt, so daß davon wenig mehr übrig bleibt, als ein Häuflein Asche, womit die Academie zu Paris die Blumen in den Lobreden auf verstorbene Mitglieder düngen kann. Uebrigens hat Hr. Funck durch seine Kritik der Geschichte des Jahres 1793 ein schönes Talent beurkundet, von welchem wir für die Folge noch manche gereifte Frucht historischer Studien zu erwarten berechtigt sind. Dr. W. D—ch.

Korrespondenz.

Wicker, unweit Hochheim, 29. Sept.

Durch die herrliche Witterung im August und September haben sich die Trauben der hiesigen ausgezeichneten Weinberge, in welchen seit einigen Jahren auch vorzüglicher rother Wein erzielt wird, erfreulich entwickelt. Am Schlusse des Augusts, gerade vier Wochen später, als im vorigen Jahre, fanden sich weiche und genießbare Trauben, welche sich bisher an Menge und Güte vermehrten. Lächelt unsern Weinbergen im October, wenn auch täglich nur wenige Stunden, die freundliche Sonne, dann hoffen wir einen angenehmen 1843r zu machen, welcher, da die geringern Bacchuskinder gesucht und die Aepfel theuer und dabei doch nicht sehr qualitativ sind, einen annehmbaren Preis erhalten dürfte. Schade, daß die Weinstöcke nicht voll hängen und wir deshalb heuer nur einen Drittel-Herbst hoffen können. — Rührig und hoffnungsvoll streut der Landmann den Saamen zur Winterfrucht und nicht wenige Leute sind mit dem Nachhausebringen der Kartoffeln, welche reichlich ausfallen und gut sind, beschäftigt. Ihrem Beispiel sollte man im Allgemeinen nachahmen und, wenn möglich, unverweilt alle Wurzelgewächse nach Hause und in Verwahr bringen; denn, Auspicien zufolge, dürften bald Tage kommen, von welchen Jeder sagen wird: Sie gefallen mir nicht. H.

Logogryph.

Mögen Schwert und Kerker warnen,
Bleiben dennoch dem Umgarnen
Meines Dämons im Bestreben
Herr'n und Sclaven hingegeben.
Gleich, wie ohne Spur zerschellen
An den Felsen Meereswellen,
Ist mein Wirken und mein Walten;
Stets geneigt bin ich dem Alten.
Meinungskämpfe anzuzetteln,
Um der Menge Gunst zu betteln,
Recht und Ordnung zu verachten
War von je mein blindes Trachten.
Gram und Kummer zu verbannen,
Hoffnungssaiten neu zu spannen,
Rachedurst im Keim ersticken,
Ist mein Segen und Erquicken.
Mehr als And're sich zu wähnen,
Freveln bei der Unschuld Thränen,
Infallibel sich zu halten,
Ist mein Treiben und Gestalten.
Groß sich dünken, weil im Spielen
Glücklich einst die Würfel fielen
Jenen Leuten, die nichts wiegen,
Dahin geht mein stummes Siegen.
Männern, die mit Geist und Willen
Hohe Pflichten streng erfüllen,
Charivari's darzubringen,
Ist nur meiner Lust Gelingen.
Gunst empfangen, Orden, Ehren
Und der Dankbarkeit entbehren,
Ist das tägliche Erscheinen,
Wo sich meine Kräfte einen.
Nur ein Laut ist's, der entscheidet,
Was ich so und so bereitet:
An der Stirne ist zu lesen
Meiner Deutung Doppelwesen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. Oct. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 274. Mittwoch, den 4. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ich war der erwählte Hauptmann meiner Horde," fuhr Tscholmi fort, „der glückliche Gatte des schönsten Weibes, das je eines Zigeuners Gattin war. Czasla war ein Engel. Sie hatte das große Gluthauge der Gazelle und ihre Schlankheit und Behendigkeit. Ihre Gestalt war edel, groß, voll und ebenmäßig; ihre Haut vom schönsten bräunlichen Anflug, und auf ihren Wangen blühten alle Rosen unverwelklich schön. Und das Haar, Herr, es hing in reichen Flechten bis zur Erde. Ihr Kuß war Gluth, ihre Liebe ein verzehrend Feuer. O, Czasla, Czasla! — —"

Er rang die Hände im wildesten Schmerze und bedeckte dann seine Augen lange Zeit. Der Knes hörte mit Wohlgefallen der üppigen Schilderung zu.

„Weiter! weiter!" rief er neugierig. „Fand etwa Jug Bogdan auch, was Du an ihr fandest?"

Der Zigeuner schoß einen giftigen Gluthblick auf Petro, schwieg einen Moment und fuhr dann fort:

„Meine Horde hatte ihren Lagerplatz nicht weit von dem Dorfe, dessen Kmete Jug Bogdan war. Er blühte damals in voller Kraft und Schönheit. — Unseliger Weise sah er die holde Czasla, und entbrannte gegen sie in wilder Leidenschaft.

„Wunderst Du Dich darüber, wenn sie so schön war, als Du sie schildertest?" fragte spottend Petro. „Und war das nicht eben ein Triumph für Dich, Tscholmi? —"

„Höhnt nicht!" rief Tscholmi, und seine Hand fuhr nach dem Dolche, der in seinem Gürtel steckte, und ein wüthender Blick traf den Knes Petro Stepanowitsch.

„Langsam!" rief dieser. „Nimm Dich in Acht, Zigeuner, sonst lasse ich Dich die Bastonnade in reichem Maße fühlen, und jage Dich zur Burg hinaus!"

Tscholmi erschrak. Er fühlte, daß er wohl aufmerksamer auf sich selber seyn müsse, und fuhr fort:

„Hätte nicht die verfluchte Schönheit Jug Bogdan's auch in dem glühenden Herzen Czasla's ein gleiches Gefühl geweckt, so hätte ich wohl mögen ruhig bleiben; aber die Gluth war wechselseitig — und ich ahnete nicht, daß mich mein Weib auf's schnödeste betrog."

„Lange dauerte dies Verhältniß; da öffnete mir ein Zigeuner die Augen und ich wurde selbst Zeuge meiner Schmach. Meine Wuth hatte keine Gränze. Mein Messer bohrte sich so tief in Czasla's schöne Brust, daß ich's fast nicht mehr herausbringen konnte. Ihren schönen Leib fraßen die Füchse und Wölfe! —"

„Und Jug Bogdan?" fragte Petro.

„Er entrann mir damals. Es war gut so. Hätte ich ihn niedergestoßen, so wäre meine Rache schnell beendet gewesen, aber nicht befriedigt worden. Es gab eine bessere Gelegenheit. Ich führte die Janitscharen, deren Einen er getödtet hatte, wovon ich Zeuge war, da ich ihn überall, wie das gierige Raubthier seine Beute, umschlich, in sein Haus; unter ihren Mißhandlungen starb sein Weib und sein Kind, und ihm — stach ich die Augen aus. Habt Ihr's gehört, Knes, ich, ich, war's, und Niemand sonst! — Ha, das war ein seliger Tag! Dies Bild des Entsetzlichen mußte ihn begleiten und verfolgen in seiner Nacht, und — sterben durfte er nicht. Im Leben lag seine Qual und mein Triumph. Ich dachte damals nicht daran, daß der Knabe Iwo nicht da war. Er blieb gegen meinen Willen am Leben. Er wurde des Blinden Führer. Damals hielt ich meine Rache für befriedigt; allein das ist sie nicht. Das Maß des Elends muß noch größer werden. Ich weiß noch eine Stelle, wo ich ihn treffen kann, und diese heißt: Melinka."

„Wer heißt so?" fragte Petro.

„Melinka ist seines Sohnes Iwo Tochter, die Braut Eures Sohnes, Knes von Manasia. Sie muß elend werden, daß das Herz des Alten blute. Diese Melinka spielte die Rolle der Wila, als Jug Bogdan und Iwo Euren Sohn an ihre Sache zu fesseln beabsichtigten. Er ahnete es nicht, und ging in die Falle. Sie ist jetzt der Preis, der ihn an die Hajducken bindet, wenn ihm auch eine andere Wahl bliebe."

„Was willst Du thun?" fragte in gespannter Erwartung der alte Knes.

„Das ist meine Sache, Knes von Manasia. Ist mein Werk vollendet, so sollt Ihr das Errungene hören, bis dahin geduldet Euch."

Es war umsonst, daß der Knes Alles aufbot, den Plan zu vernehmen, der in der Seele Tscholmi's Raum gewonnen hatte. Er lächelte mit dämonischem Ausdrucke und schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Neue Südpolexpedition.

(Schluß.)

Am 4. März passirte man wieder den antarktischen Cirkel; hier hätte man auf das Land treffen müssen, das Lieutenant Wilkes bei einer frühern Expedition als das Südpol-Continent aufgefunden zu haben glaubte; lange fortgesetzte Forschungen in der ganzen Region — deren Detail hier zu viel Raum einnehmen würde — führten zu der Ueberzeugung, daß dieses pseudo-antarktische Continent gar nicht existirt. Wilkes mag sich durch Wolkenlager und Nebelbänke haben täuschen lassen; derartige Erscheinungen sind in den südlichen Regionen nichts Seltenes; ein unerfahrenes Auge kann sie gar leicht für ausgedehnte Landstrecken und hohe Bergreihen halten. Westwärts steuernd, kam die Expedition auf den Punkt, wo nach der Vermuthung des Professors Gauß der magnetische Pol seyn soll. Man gewann die feste Gewißheit, daß diese Unterstellung irrig sey. Endlich, am 4. April, ward abgefahren nach Van Diemensland. Keine Krankheit und überhaupt kein Mißgeschick irgend einer Art war während dieser ersten Periode der Expedition auf den beiden Entdeckungsschiffen vorgekommen; die Mannschaft blieb gesund und war beständig guten Muths. Franklin, der Freund und arktische Gefährte des Capitains Roß, befand sich gleichzeitig noch am entgegensetzten Pol, bereit, ihn zu bewillkommnen. Die beiden Schiffe segelten nun nach Sidney und der Inselbay, um magnetische und meteorologische Beobachtungen anzustellen. Am 23. Nov. 1841 segelte die Expedition aus der Inselbay ab zur weitern Entdeckungsfahrt; doch wurde es wieder Neujahrstag 1842, ehe man über den antarktischen Cirkel hinaus gelangen konnte. Heller Himmel ließ vermuthen und befürchten, daß man bald auf große Eismassen stoßen werde. Am 19. Januar erhob sich ein heftiger Sturm; beide Schiffe wurden stark beschädigt; sie schwebten 26 Stunden über in äußerster Gefahr; doch war es, in großer Bedrängniß, ein tröstlicher Gedanke, daß man schon weiter südlich gekommen war, als Cook und Bellinghausen bei günstigerem Wetter. Am 2. Febr. gelangte man, nach 46 Tagen Einsperrung zwischen den dickgerippten Eismassen, in offene See. Dies war nur zehn Tage früher, als sie im vorigen Jahre ihre Operationen aufgeben mußten; dennoch ward weiter gesegelt, zuzusehen, was noch zu thun sey. Nach Ueberwindung ungemeiner Schwierigkeiten kamen sie am 22. Febr. auf die Stelle, wo die vorjährigen Beobachtungen abgebrochen worden waren. Bei starkem Wind gelang es, 130 Meilen weiter vorzudringen; von da an aber war alle Mühe vergebens; Eisberge standen im Wege; Capitain Roß mußte sich entschließen, den Rückweg anzutreten. Der antarktische Cirkel wurde abermals durchschnitten. Am 12. März kamen die Schiffe in Zusammenstoß mit ungeheuren Eismassen; der Erebus verlor Bugsprtet und vordere Stange; es fehlte nicht viel, so wären die Schiffe (wie wahrscheinlich der President) zwischen dem Eis in Stücke zerschmettert worden (the vessels were providentially preserved from being dashed to pieces); man schlug nun die Fahrt direct nach dem Cap Horn ein — so fern als möglich von den Fahrlinien (tracks) früherer Weltumschiffer; bei einem heftigen Windstoß fiel der Quartiermeister James Angeley über Bord und ertrank; dies war der einzige Unglücksfall während 136 Tagen voll äußerster Anstrengung aller Kräfte der Mannschaft; auf die Krankenliste ward auch nicht einer eingetragen. Man segelte nach Rio Janeiro, dort Vorräthe einzunehmen und die Schiffe zu repariren. Es wurde Alles wieder in den Stand gesetzt, wie es bei der Abfahrt aus England gewesen war. Am Morgen des 17. Dez. 1842 segelte die Expedition von den Falklandsinseln ab; am 24. sah man die ersten Eisberge und Tags darauf war schon die Fahrt gehemmt; am 28. entdeckte man Land — es war aber unzugänglich; man mußte sich begnügen, die Küsten aufzunehmen; die ganze Region ist mit Schnee und Eis bedeckt; mit großer Beschwerde fuhren die Schiffe, von Eismassen umgeben, nach einer Insel, von welcher Capitain Roß im Namen der Königin Victoria Besitz nahm; sie ist vulkanischen Ursprungs, und hat nur zwei Meilen im Durchmesser, zeigt aber doch einen Krater, der sich 3500′ über die Seefläche erhebt. Der umliegende Golf wurde Erebus- und Terror-Golf benannt. Am 4. Febr. 1843, nachdem die Schiffe 40 Tage lang mühsam zwischen dem Eis durchgefahren waren, kamen sie endlich wieder in offene See. Ostwinde herrschten und dichte Nebel erhoben sich; die in der Regel günstige Jahreszeit war schon fast vorüber; man kam nicht weiter als bis zum 65sten Grad südlicher Breite, 100 Meilen südlich von der Bahn des Admirals d'Urville, als derselbe vergebens strebte, die von dem Engländer Weddel angegebene Fahrt einzuhalten. Am 22. Febr. wurde eine Beobachtung angestellt, aus welcher sich eine bedeutende Thatsache fast mit Gewißheit ergeben hat; es scheint nämlich darnach, daß die bisherige Annahme von zwei magnetischen Polen im Süden (wie solche im Norden wirklich existiren) unrichtig ist und in Wirklichkeit nur ein magnetischer Pol auf der südlichen Halbkugel angetroffen wird — that there is in reality but one magnetic pole in the southern hemisphere. Im Uebrigen ist besonders anzuführen, daß sämmtliche während der dritten Periode der neuesten Entdeckungsreise nach dem Südpol vom Capitain Roß angestellte Beobachtungen seine Meinung von der Lage dieses Pols auf die merkwürdigste Weise bekräftigen. Den letzten Eisberg sah die Expedition am 25. März und am 4. April ward das Vorgebirg der guten Hoffnung erreicht. Gegen Ende April verließen Erebus und Terror das Cap; auf St. Helena und Ascension wurde angehalten, um die früher angestellten magnetischen Beobachtungen zu wiederholen. Um die ganze Reihe dieser Observationen zu completiren, mußte nochmals nach Rio Janeiro gefahren werden, woselbst die Expedition am 18. Juni anlangte. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, verwendet zu Beobachtungen und Reparaturen, segelten die beiden Schiffe nach England ab; am 27. August waren sie bei der Insel Scilly und nach einer beschwerlichen Fahrt den Canal aufwärts wurde am 4. Sept. bei Folkestone gelandet. Capitain Roß kam noch an demselben Tag zu London an. Daß er von seinen Vorgesetzten gemüthlich und ehrenvoll aufgenommen wurde, versteht sich von selbst. Carl Haddington, erster Lord der Admiralität, begrüßte ihn in Gegenwart der Lord-Commissarien, und Alle vereinten sich, ihm das größte Lob zu spenden für die ausgezeichneten Dienste, die er und seine Gefährten dem Gemeinwesen und der Wissenschaft geleistet haben. Bereicherungen der Naturgeschichte, Geologie und Erdbeschreibung, vor Allem aber merkwürdige Beiträge zur Aufhellung des großen Mysteriums des Erdmagnetismus erheben die neueste Entdeckungsreise zu einer vorragenden Stelle unter den colossalen Unternehmungen, die britische Intelligenz, vereint mit britischem Muth, je vollbracht haben.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Coburg, 24. Sept.) Der vom 15. d. M. gemeldeten Empfangsfeierlichkeit sind in diesen Tagen noch mehrere Hoffeste gefolgt, welche mehr oder minder den Charakter der Oeffentlichkeit an sich trugen. Der am 17. mit vorhergegangenem Prolog gegebenen Festoper: Philipp IV. in Portugal, oder Liebe und Kampf, v. Lindpaintner (der Musik nach, identisch mit dessen „Sicilianischer Vesper"), folgte schon am 19. ein heiteres Bewillkommnungsfest auf unserer alten Feste. Bekanntlich ist diese alte Burg in neuerer Zeit nach mittelalterlichem Style zum großen Theil wieder hergestellt, und bietet sowohl durch die herrliche Fernsicht, als durch die reiche und seltene Waffensammlung und sonstige Merkwürdigkeiten den Reisenden einen des Besuches sehr zu empfehlenden Punkt. Bei dem neulichen Besuch J. k. H. der Prinzessin Clementine und der erlauchten herzogl. Familie war am Eingange ein Ehrenbogen errichtet, Schildknappen in Harnisch hielten Wache, und im Burghofe empfing die hohen Besuchenden ein Trompeterchor in mittelalterlicher Tracht mit lustigem Paukenmarsch. Das Ganze, von unserm Durchl. Herzog sinnig angeordnet, schien auf die erlauchte Königstochter Frankreichs den schönsten Eindruck zu machen. — Ein anderes ächt vaterländisches Volksfest hatte der Herzog gestern auf dem Schlosse Rosenau bereitet. Es war dies eine lustige Kirchweihe, zu welcher nicht nur aus allen Aemtern Coburgs, sondern auch von denen Gotha's einige zwanzig ländliche Paare eingeladen worden waren. Durch hohe Fahnen, in den Farben aller mit dem herzogl. Hause verwandten Fürstenhäuser bewimpelte Zelte und einen Blumenpavillon war der große Tanzplatz vor dem Schlosse markirt. Nachdem die eingeladenen, in ihren Festtrachten erschienenen Paare der Landleute (wohl über hundert an der Zahl) im Freien gespeis't worden waren, zogen sie nach dem Tanzplatze, wo bereits die hohen Herrschaften Platz genommen. Unter festlicher Musik wurden Kränze und Gedichte überreicht, und alsbald begann der lustige „Kirmestanz", an welchem, nach altem Herkommen, jeder der geladenen Gäste, ohne Unterschied des Ranges und Standes, Theil zu nehmen aufgefordert wird. So sah man denn auch dies Mal die Fürstinnen hier am Arme glücklicher Bauernbursche, die schmucken Landmädchen mit Herzogen und Prinzen im schwebenden Walzer lustig um den „Kirmesbaum" tanzen. Tausende von Zuschauern belebten dieses von dem herrlichsten Wetter begünstigte frohe Fest. Ein komisches Preiswettlaufen der Landleute nach nahem Ziel, wo sie sämmtlich von den Herrschaften mit seidenen Tüchern, Westen u. dgl. beschenkt wurden, Feuerwerk, Illumination des Schlosses und der Parkanlagen, und ein glänzender Ball machten den Beschluß des für Viele höchstvergnügten Tages. Daß dem erlauchten Festgeber der eben so herzlichen als freudigen Lebehochs gar viele gebracht wurden, war der beste Beweis, wie sinnig und passend angeordnet und wie gelungen dies fürstlich-ländliche Fest überhaupt war.

(Berlin, 27. Sept.) Die spanische Tänzerin Lola Montez, welche sich rühmt, die Tochter eines tapfern spanischen Generals zu seyn, und jüngst auf der königl. Bühne ohne Beifall gastirte, ist hier jetzt in einen peinlichen Prozeß verwickelt, der sie, im Falle nicht höhern Orts Begnadigung eintritt, ihrer Freiheit mehrere Monate berauben könnte. Dieselbe hat sich nämlich herausgenommen, einer diensthuenden Polizeiperson, welche ihr bei'm Manöver nicht gestatten wollte, in der Suite des Königs zu reiten, einen Hieb mit der Reitpeitsche zu versetzen. Auch soll sie eine an sie deshalb bereits erfolgte amtliche Vorladung vor Zeugen zerrissen und mit Füßen getreten haben, eine Nichtachtung, die auch schon strenge Strafe nach sich zieht.

Die Göttinger gelehrten Anzeigen theilen in Stück 93. ff. den größten Theil einer Vorlesung des Hofrathes Professor Marx „über die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation" mit. Der Verfasser zeigt in einer umständlichen Darstellung, daß mit der Zunahme und Ausbreitung der Kultur auch die Gesundheitsverhältnisse der Staaten und Völker eine wesentliche Verbesserung erfahren, daß die Krankheiten stets mehr an Menge und Stärke abnehmen, und daß jeder Fortschritt auf der Bahn der Erkenntniß und Gesittung auch wohlthätig auf das ganze leibliche Daseyn des Geschlechtes zurückwirke.

Der ehrenwerthe Senat zu Hamburg hat auf's neue ein scharfes Edict gegen das verderbliche Einsetzen in Zahlenlotterien und gegen den Absatz fremder Lotterielooſe ergehen lassen. Die Uebertretung des Gesetzes wird mit einer Strafe von 50 — 400 Thlr. belegt oder mit schwerer Gefängnißstrafe geahndet. Um dem Gesetz mehr Nachdruck zu geben, wird verordnet, daß kein Lotteriespieler ein öffentliches Amt erhalten soll, daß jeder Spieler oder Collecteur, der ein solches verwaltet, sofort seinen Dienst verlieren und daß jede Herrschaft gehalten seyn soll, ihre spielenden Dienstboten sofort zu entlassen und den verdienten Lohn derselben zur Armenkasse zu geben.

Die Statuten für den Evangelischen Gesammtverein der Gustav-Adolf-Stiftung.

(Schluß.)

Capitalvermögen des Gesammtvereins. §. 12. Das Capitalvermögen des Evangelischen Vereins der G. A. St. wird gebildet: a) durch den Fonds der bis jetzt bestehenden Gustav-Adolf-Stiftung (mit Inbegriff der aus dem Königreiche Schweden für dieselbe noch zu erwartenden Collectengelder), welcher jederzeit in seiner vollen Integrität gemäß den Statuten der Gustav-Adolf-Stiftung vom Jahr 1834 zu erhalten und nie anders als nach dem Wortlaute jener Statuten zu benutzen ist und mit dem Tage, wo der Centralvorstand des Evangelischen Vereins der G. A. St. eintritt, in das Eigenthum dieses Vereins übergeht; b) durch die §. 11 erwähnten Zuflüsse. Nur die jährlichen Zinsen des Capitalvermögens sind zu verwenden. Dasselbe ist in sicheren Hypotheken oder Staatspapieren oder den letzteren gleich zu achtenden Effecten zinsbar anzulegen, und es sind die bezüglichen Documente dem Stadtrathe von Leipzig zu deponiren.

Wahl des Centralvorstandes. §. 13. Sämmtliche Hauptvereine wählen durch ihre Abgeordneten in den Hauptversammlungen (§. 24) nach Stimmenmehrheit den Centralvorstand, welcher aus 18 Mitgliedern besteht. Schlägt ein Gewählter die Wahl aus, so wird der, welcher die meisten Stimmen nach ihm hatte, als gewählt angesehen.

Innere Einrichtung des Centralvorstandes. §. 14. Der Centralvorstand wählt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden, einen Secretär, der zugleich Archivar ist, und einen Kassirer und für jeden derselben zwei Stellvertreter, welche insgesammt ihren wesentlichen Aufenthalt in Leipzig haben müssen. Die übrigen 9 Mitglieder müssen außerhalb Leipzig gewählt werden.

Ergänzung des Centralvorstandes. §. 15. Alle 3 Jahre scheidet ein Drittheil der Mitglieder aus, welche mit Ausnahme der

Digitized by Google

Beamten erst nach 3 Jahren wieder wählbar sind. Das Ausscheiden erfolgt die beiden ersten Male nach dem Loose, später nach dem Amtsalter. Bei dem Abgange eines Mitgliedes durch den Tod oder andere außerordentliche Umstände trifft der Centralvorstand selbst eine bis zur nächsten Hauptversammlung gültige Wahl und hat diese den Hauptvereinen mitzutheilen. Bis zur vollständigen Ergänzung des Centralvorstandes haben die seitherigen Mitglieder desselben ihre Function fortzusetzen.

Stellung des Centralvorstandes. §. 16. Der Centralvorstand vertritt den Gesammtverein in jeder Beziehung nach außen und besorgt die allgemeinen Angelegenheiten im Innern. Demnach hat er alle Schriften in Angelegenheiten des Gesammtvereins zu empfangen und darauf Beschluß zu fassen, die Jahreseinnahmen des Gesammtvereins in Empfang zu nehmen und die Hauptvereine mit den nöthigen Nachrichten zu versehen.

Centralarchiv. §. 17. Zur Aufbewahrung aller wichtigen Schriften hat er ein Centralarchiv anzulegen.

Centralkasse. §. 18. Er hat die Centralkasse zu verwalten und demnach nach seiner besten Einsicht die im §. 12 angegebene Anlegung des Capitalvermögens und die Deposition der Documente zu besorgen, welche nur gegen Vollmacht von dem Vorsitzenden, Secretär und Kassirer des Centralvorstandes oder deren Stellvertretern erhoben werden können. Ihm steht die Verwendung der jährlichen Zinsen des Capitalvermögens und des §. 11 bemerkten Drittheils zu Gunsten von protestantischen Gemeinden in nicht protestantischen Gegenden zu. Die Gelder, welche die Vereine zur Weiterbeförderung eingesandt haben (§. 11), hat er der gegebenen Bestimmung gemäß abzusenden. Ueber die übrigen eingesendeten Gelder, über welche der betreffende Verein bis zum 15. October nicht verfügt hat, hat der Centralvorstand zu verfügen. — Am 5. Nov. jedes Jahres hat er seine Rechnung zu schließen, deren Justification der Hauptversammlung vorbehalten bleibt.

Verhandlungen des Centralvorstandes. §. 19. In jedem Vierteljahre, nach Befinden öfter, werden von ihm Sitzungen gehalten, zu welchen die auswärtigen Mitglieder in Zeiten und unter Angabe der zu berathenden Gegenstände einzuladen sind; jedoch steht denselben das Recht zu, ihre Stimme schriftlich abzugeben. Zu Fassung gültiger Beschlüsse ist die Mehrheit unter wenigstens 12 Abstimmenden nöthig; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. In Fällen, wo eine Entscheidung unaufschiebbar ist, kann auch von den in Leipzig wohnenden Mitgliedern allein ein gültiger Beschluß gefaßt werden; diese haben aber dann die auswärtigen Mitglieder unter genauer Angabe der Gründe sofort davon in Kenntniß zu setzen. Ueber die Verhandlungen jeder Sitzung ist ein Protocoll aufzunehmen und den Vorständen der Hauptvereine auf Verlangen vorzulegen.

Prüfung der Unterstützungsgesuche. §. 20. Zur Prüfung der eingegangenen Unterstützungsgesuche erwählt er aus seiner Mitte einen Ausschuß. Das Verzeichniß der Gesuche, eine auszugsweise Angabe ihres Inhaltes und das von diesem Ausschuß abgegebene Gutachten ist sämmtlichen Hauptvereinen bis zum 15. Juli zu übersenden, um von denselben bei der Verfügung über das von ihnen gesammelte Geld (§. 11) benutzt werden zu können.

Ausschreiben der Hauptversammlungen. §. 21. Endlich hat er Zeit und Ort der Hauptversammlungen bekannt zu machen und die Vorstände aller Hauptvereine zur Beschickung derselben einzuladen.

Unentgeltliche Verwaltung der Aemter. § 22. Sämmtliche Mitglieder verwalten ihr Amt unentgeltlich und erhalten nur ihre unvermeidlichen baaren Ausgaben erstattet, es sey denn, daß es nöthig wird, ein besoldetes Kassenpersonal anzunehmen.

Verwaltungsjahr. §. 23. Das Verwaltungsjahr beginnt am 6. Novbr. als dem Todestage Gustav Adolfs. An diesem Tage hat der Centralvorstand Rechnung abzulegen und über die Erfahrungen des Gesammtvereines Bericht zu erstatten, Beides aber durch den Druck zu veröffentlichen.

Hauptversammlungen. §. 24. Alle 3 Jahre wird, immer abwechselnd in einer anderen Gegend Deutschlands, eine Hauptversammlung von Abgeordneten der Hauptvereine und des Centralvorstandes gehalten. Bei denselben hat Ein Abgeordnetes des Centralvorstandes die Geschäftsleitung, namentlich die Leitung der Wahl eines Vorsitzenden der Hauptversammlung sogleich bei Beginn der Versammlung, und die etwa nöthigen Auskunftsertheilungen zu übernehmen. Alle übrigen Mitglieder des Centralvorstandes haben das Recht, den Verhandlungen und Beschlußfassungen der Vereinsabgeordneten beizuwohnen. Den Verhandlungen selbst geht ein Gottesdienst und eine allgemeine Besprechung der Angelegenheiten des Evangel. Vereins der G. A. St. vorher, welche mit dem Vortrage eines Berichtes von dem Centralvorstande eröffnet wird, und zu welcher jedes Mitglied des Gesammtvereines Zutritt hat.

Legitimation der Abgeordneten. §. 25. Der Abgeordnete des Centralvorstandes legitimirt sich bei dem Vorsitzenden desjenigen Hauptvereines, an dessen Sitz die Hauptversammlung gehalten wird, alle übrigen Abgeordneten bei dem Abgeordneten des Centralvorstandes.

Stimmrecht der Abgeordneten. §. 26. Jeder Abgeordnete hat Eine Stimme; jedoch kann ihm auch die Stimme mehrerer Hauptvereine übertragen werden, nur mit der Beschränkung, daß keinem mehr als 3 Stimmen übertragen werden dürfen.

Verhandlungsweise. §. 27. Die Beschlüsse werden nach Stimmenmehrheit gefaßt. Bei Wahlen ist absolute Stimmenmehrheit erfoderlich, wird diese jedoch bei zweimaliger Abstimmung nicht erlangt, so entscheidet die relative. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Ueber alle Verhandlungen und Beschlüsse ist Protokoll aufzunehmen, und es sind dieselben auch für die Vereine bindend, welche keinen Abgeordneten geschickt haben.

Geschäfte der Hauptversammlungen. §. 28. Die Abgeordneten berathen und beschließen über folgende Gegenstände: 1) über die Wirksamkeit sämmtlicher Vereinsvorstände für den Zweck des Gesammtvereines, namentlich über die Wirksamkeit des Centralvorstandes, dessen Rechnung sie justificiren, nachdem sie von den zu ihrer Prüfung auf je 3 Jahre zu erwählenden Revisoren Bericht erhalten haben; 2) über die Wahl der Mitglieder des Centralvorstandes; 3) über die Anerkennung eines Vereines als Hauptverein; 4) über die gestellten Anträge, namentlich über Abänderung der Statuten; 5) über den Ort der nächsten Hauptversammlung. Bei den Wahlen des Centralvorstandes und der Revisoren hat der Abgeordnete des Centralvorstandes keine Stimme.

Aenderung der Statuten. §. 29. Aenderung in den Statuten können nur durch absolute Stimmenmehrheit auf einer Hauptversammlung beschlossen werden, nachdem der Antrag dazu auf der vorhergehenden gestellt und von $^2/_3$ der Stimmenden gutgeheißen worden ist. Zur Veröffentlichung eines solchen Beschlusses bedarf der Centralvorstand die Genehmigung seiner höchsten Landesbehörde. Nach der Veröffentlichung bleibt es allen einzelnen Vereinen überlassen, das Erfoderliche wahrzunehmen.

Aufhören der alten Form der Gustav-Adolf-Stiftung. §. 30. Mit dem 6. Nov. 1843 übergibt der bis dahin dirigirende Hauptverein der G. A. St., welcher bis zu diesem Tage alle Obliegenheiten des Centralvorstandes erfüllt, an den Centralvorstand des Evangelischen Vereines der G. A. St., welcher am 22. Sept. 1843 auf der Hauptversammlung in Frankfurt a. M. erwählt worden ist, die Leitung der Geschäfte, sein Archiv und das Vermögen der jetzt bestehenden G. A. St. Von diesem Tage an treten die beiden Hauptvereine der G. A. St. in Leipzig und Dresden und alle Zweigvereine derselben aus ihrer bisherigen organischen Verbindung und reihen sich in den neuen Verein ein.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 4. Oct. Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten, Lustspiel in 5 Abth., von Angely. Livorius: Hr. Franz Wallner.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Kohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 275. Donnerstag, den 5. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke an einen Ueberfall der Hajducken trat endlich in Manasia mehr und mehr in den Hintergrund, als sich nirgends eine Spur zeigte; Tscholmi und sein Sohn gingen aus und ein. Sie durchstreiften die Wälder vorsichtig in allen Richtungen, theils zusammen, theils einzeln; aber sie konnten den Aufenthaltsort Jug Bogdan's nicht entdecken. Sie suchten in weiter Ferne, was eigentlich in weit größerer Nähe zu suchen war; denn der Zufluchtsort der Vertriebenen lag zur Seite der Ressawa, in einem Thalkessel, so eng, so verborgen, daß man unmittelbar davor stehen mußte, wenn man ihn entdecken wollte. Hier wurden die geheimen Zusammenkünfte gehalten, hier der Plan entworfen, die Burg Manasia mit Gewalt zu nehmen, und sie zum sichern Stützpunkte fernerer Unternehmungen zu machen.

Je sorgloser die Bewohner Manasia's wurden, desto näher schwebte über ihrem Haupte das Schwert der rächenden Macht.

Es war an einem Sonntag Abende, als Ossip in die Hütte eines Vertrauten trat, um zu erfahren, wie es in der Burg stehe.

Der Serbe bekreuzte sich, als er den treuen Diener seines jungen und vielgeliebten Herrn sah. „Ossip," sagte er voll Schrecken, „was wagst Du für Dich und mich? —"

„Nichts," entgegnete der Diener; „denn ich bin bei den getreuen Unterthanen meines und ihres rechtmäßigen Herrn, und will hören, wie es droben stehe in der Burg meines Herrn. Denn der Tag, vielleicht die Stunde ist nahe, wo wir Eure Ketten brechen werden."

Diese Kunde war zu erfreulich, um nicht eine mächtige Wirkung hervorzubringen. Von Hause zu Hause lief sie, aber so stille, so geheimnißvoll, daß Keiner es ahnete, der nicht ein Mitwissender seyn durfte. Ossip gewann die genaueste Kunde vom Stande der Sachen, und schied wieder unbemerkt aus dem Dorfe, das vor der Burg lag.

Es mochte wohl um die zehnte Stunde des Abends seyn, als im Schlosse Manasia, müde und trunken von einem schwelgerischen Mahle, der Knes und die Janitscharen in den Armen des tiefsten Schlafes lagen. Die Türken hatten im Vertrauen, daß Mahomed nicht Alles sähe, sich gütlich in schwerem Ungarweine gethan; die Diener aber gingen von dem Grundsatze aus, daß, was der Herrschaft recht, ihnen billig sey. Auch sie waren trunken. Nur Einer hielt sich männlich, und dieser Eine — war im Komplotte, welches das ganze Dorf umspannte. Die Zugbrücke lag gegen allen Brauch der Bewohner noch ganz fest auf dem Walle auf, und Niemand dachte daran, sie zu heben und so die Burg gegen außen völlig zu schließen. Die Nacht war klar und so funkelnd sternenhell, als es nur eine Winternacht seyn konnte.

Jetzt traten zwischen den Korkulmen des Walles, deren Aeste bis zur Erde reichten, dunkle Gestalten hervor, die sich mit jeder Sekunde mehrten. Sie standen unbeweglich an der Stelle, bis Einer auf die Brücke trat und dem hohen Portale zuschritt, das völlig offen stand. Jetzt drangen sie Alle nach, und bald war die Brücke bedeckt, und eben so schnell der geräumige innere Hof der Burg angefüllt mit starkbewaffneten Männern, die alle Serbiens Nationaltracht trugen.

Einer der trunkenen Diener taumelte in dem Augenblicke auf, als Czerny-Georg die Brücke aufwand und so das Entrinnen, aber auch die Flucht für seine eigenen Leute unmöglich machte.

„Ha, Czerny-Georg," schrie der Trunkenbold, „wollt Ihr auch Euer Maß Ungarweins holen? Hier ist nichts mehr für Euch, Stepan heißt der Knes!"

Ein Stoß schloß den Mund des Menschen für immer. Dies Geschrei hatte aber doch die andern Diener geweckt. Diese waren klüger oder weniger trunken, sie erkannten die Gestaltung der Umstände, warfen sich in die Arme des Siegers und zeigten ihm und seinen Hajducken die Schlafstellen der Janitscharen. Welch ein Schrecken ergriff diese, als sie sich überfallen sahen! Zwar griffen sie zu den Waffen und vertheidigten sich auf's wüthendste; allein was vermochten sie gegen eine überlegene Macht? Wie konnten die aus dem Schlafe der Trunkenheit Erwachenden denen die Spitze bieten, welche bei klarer Besonnenheit waren, und muthiger noch kämpften als sie? Alle erlagen den Kugeln und Dolchen der Hajducken. Mitten in diesem Tumulte des Kampfes erschien Knes Petro bei den Kämpfenden. Gegenüber dem eigenen Sohne, zielte er auf ihn, und die Kugel flog durch den Kalpak und das dichte Haar Czerny-Georg's, daß er schier taumelte; im nächsten Augenblick wälzte sich der Knes in seinem Blute am Boden und gab fluchend und verwünschend seinen Geist auf.

Digitized by Google

Er war der letzte Vertheidiger, welcher fiel. Das Schloß war in ihrer Gewalt.

Aber mit dem Tode des Vaters fiel eine Zentnerlast auf Czerny-Georg's Seele. Er war wie vernichtet. Das hatte er ja nicht gewollt. Es war ja doch sein Vater, und das kindliche Herz machte seine Rechte geltend; allein es war nur eben eine Anwandlung eines zärteren Gefühls, das bald wieder wich und den Eindrücken des Augenblicks Raum gab.

„Wo ist Stepan?" fragte er Ossip.

„Nirgends," entgegnete dieser. „Ich habe ihn gesucht, aber nicht gefunden, und doch ist er im Schlosse."

„So hat sich der feige Bube verkrochen," sprach Czerny-Georg. „Bring' ihn gefesselt hierher," befahl er Ossip, und dieser eilte hinweg.

In dumpfem Hinbrüten saß Czerny-Georg auf dem Divan im Prunksaale seines Vaters. Die Hajducken hatten sich im Gebäude zerstreut, und theilten sich in die Beute, welche sie bei den Janitscharen gemacht, als Ossip herein trat und zwei Gefangene hinter sich drein führen ließ. Es war der Eine Stepan, Czerny-Georg's Stiefbruder, und der Andere ein feiner brauner Knabe, von wunderbarer Schönheit.

Czerny-Georg's durchbohrender Blick traf Stepan, der bleich und zitternd vor ihm stand und ihn nicht anzusehen wagte. Er ließ ihn eine Weile die ganze Qual dieses Zustandes empfinden, und weidete sich an der Todesangst des feigen Buben.

„Stepan," sprach er dann, „Knes von Manasia, wie steht es nun um Deine Kneschina? Du, der gebietende Herr, stehst bebend vor dem Vertriebenen, vor dem Geächteten, Verstoßenen, Beraubten. Du hast ihm Alles genommen — oder doch für Dich war es bestimmt. Genommen habe ich das Meine wieder, was soll ich Dir nehmen, als Vergeltung der schnöden Mißhandlung? Knabe, Du hast nur Eins, was ich Dir nehmen könnte, das Leben, Dein einziges höchstes Gut, für das Du Dich verkrochst, statt männlich dafür zu fechten. Nein, gegen schwachköpfige Buben sind mir alle Waffen genommen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abendfest bei Erzherzog Johann von Oesterreich in Grätz.

War eine, zu Ehren der in Grätz anwesenden Naturforscher und Aerzte veranstaltete Mittagstafel am 21. September sehr zahlreich besucht, und durch immer steigernde Cordialität belebt, so mußte der Glanz, die Sinnigkeit des von Sr. Excellenz dem Herrn Landesgouverneur veranstalteten Abendfestes an freudigem, herzerhebendem Eindruck Alles überbieten, was den verehrten Gästen und selbst der einheimischen Bevölkerung bisher geboten wurde. Die geschmackvoll decorirten, mit den Landesfarben, Fahnen, Wappenschildern ausgestatteten, reich möblirten und sonnenhell beleuchteten Säle und Gemächer der Hofburg, die durch dichte Lampenreihen abgemarkten Blumenbeete und Parquets des Gartens, die in Flammen strahlenden edlen Umrisse und architectonischen Verzierungen des großen Gewächshauses, die mächtigen Klänge der von vier Militärbanden vor der Terrasse des Gartens trefflich ausgeführten Märsche und anderer Tonstücke ließen die durch lange Reihen reich gekleideter Dienerschaft eintretenden Gäste wohl nicht vermuthen, daß hier nach dem glänzenden, von Sr. Excellenz dem Herrn Gouverneur mit der Gemahlin des berühmten Chemikers Justus Liebig eröffneten Balle noch eine Steigerung der Feier, ein höherer Genuß möglich sey, und nur dem durch seinen Geschmack so ausgezeichneten Anordner des Festes konnte es gelingen, sich abermals zu übertreffen, und zwar auf eine Weise, welche die lebendigste Schilderung des Gesehenen als schwachen Versuch erscheinen läßt.

Eine Stunde vor Mitternacht öffneten sich die bisher verschlossenen Pforten eines Feentempels. Eine schön drapirte Galerie führte die erstaunte Menge zuerst zu einer Halle, dem Propyläum des Festplatzes, in deren Mitte ein Springquell sein Krystall bis zu jenem des Deckenlustres emporschoß. In den Ecken des hohen geräumigen Vestibuls standen, von Goldadlern über dem Sokkel getragen, vier riesige Granitobelisken; in Goldschrift prangten hier die Namen der Heroen der Wissenschaft aller Völker, der Männer, die, seit das classische Alterthum in Schutt und Graus des vom Norden einbrechenden Barbarenstromes unterging, uns die Schätze jener Zeit bewahrten, die Morgenröthe und den glänzenden Tag der Gesittung der geistigen Wiedergeburt für Europa heraufführten; über dem Eingange in Blumengewinden der Namenszug des erhabenen Prinzen, dem Steiermark so viel des Nützlichen und Schönen verdankt, den es nach mehr als dreißig Jahren unermüdlichen, segenreichen Wirkens mit aller Inbrunst eines kindlichen Herzens sein nennt.

Eine breite Treppe mit zierlichem, durch Statuen geschmückten Geländer führte zu einer zweiten mit seltenen Gewächsen und Orangeriebäumen ausgestatteten Gallerie, an welche sich die eigentliche Festhalle schloß; ein ungeheurer, mit Hunderten von Lustres, spiegelnden Wandleuchtern, dicht gedrängten Kerzenreihen blendend erhellter, säulengeschmückter Raum, für Tausende berechnet, und von Tausenden durchwogt. Er war durch den großartigen Zubau an beiden Flügeln des Gewächshauses geschaffen. Die Eckgemächer des letzteren trugen an Wand und Decke zarte Arabeskenverzierungen, gothische Bögen und Knäufe, von Baumzweigen, mit Epheu umsponnen. Inmitten der mit Blumen bedeckten Rückwand des Haupttractes rauschte eine Cascade aus einer Felsgrotte nieder, ihr Wasser in ein Bassin von mächtigen, moosbedeckten Steinblöcken ergießend; gegenüber strahlte durch die Fensterfronte der Namenszug des allgeliebten Monarchen in Flammenzügen auf dunklem Laubgrunde.

Nicht minder schwierig, als die höchst anziehenden Einzelnheiten des großartigen, durchaus im reinsten Geschmacke drapirten, mit Teppichen belegten Locales hervorzuheben, in dessen Fronte zwei Orchester, das eine mit steirischer Nationalmusik und Alpensängern, das zweite durch eine Zigeunerbande besetzt, abwechselnd ihre originalen Weisen vortrugen, ist die Darstellung des Reichthumes, der Pracht, welche sich in Ausstattung der Tafeln und Buffets kund gab; was man in den Chroniken des guten alten, in dieser Art der Lebensfreuden so erfindungsreichen Deutschlands von Banketten, Hoffesten und Hochzeiten liest, ließ sich hier, nach den Regeln des vorgeschrittenen Geschmackes veredelt, wieder finden. Ganze Hirsche, die gewaltigen Kronen ihrer 16 bis 18endigen Geweihe tragend; Gemsen, Rehböcke mit ihren Krücken, mit zierlichen Festons,

Digitized by Google

größeren und kleineren Wildgeflügels behangen, auf moosiger blumenbesäeter Unterlage ruhend, Eberköpfe mit blanker drohender Wehr, die purpurgesprengte Forelle, in durchsichtigem gestockten Gewässer schwimmend, tausend Gestalten und Formen, in welche die vollendete Kochkunst ihre Gaben kunstreich zu kleiden versteht, ließen auch die eßlustigsten Beschauer innigst bedauern, daß der Zweck des schönen Werkes dennoch die Vernichtung sey.

Dem Verehrer des fröhlichen thyrsusbewehrten Gottes lachten von den Wänden des Festsaales herab zahlreiche Pyramiden des edelsten vaterländischen Rebensaftes; sie sämmtlich abzutragen, blieb eine unmögliche Aufgabe. Doch stimmte der herzliche Zuspruch des Festgebers und der anmuthreichen Hausfrau begeisternd zum fröhlichen Werke; das Band der Eintracht, die der gemüthlichsten Heiterkeit, umschlang alle Anwesenden. Zahllose Toaste wurden dem erhabenen Herrscherhause, dem schönen Steierlande, den trefflichen Männern, die unsere Hauptstadt nun zu beherbergen stolz ist, und wechselseitig ihren biedern Bewohnern dargebracht; es waren keine fremden Gäste, die hier empfangen wurden, alte Bekannte durch ihr geistiges Verdienst, durch ihr Wirken zum Wohle der Menschheit, die edelsten Söhne Deutschlands, dem auch wir angehören.

Mannichfaltigkeiten.

Die bei C. G. Kunze in Mainz unlängst erschienene — Kurze geographisch-historisch-statistische Beschreibung des Großherzogthums Hessen, von Friedrich August Schäffer — verdient als ein sehr werthvolles und nützliches Lehr- und Handbuch der Landeskunde empfohlen zu werden. Sie umfaßt auf 184 Seiten in 8. in größter Vollständigkeit dasjenige, was zur Kenntniß von Hessen, seiner Bewohner, seines Handels und Ackerbaues, bürgerlichen Verkehrs, Fabrikwesens u. s. w. gehört, und der Verfasser hat mit dem rühmlichsten Fleiße gesammelt und das reiche Material planmäßig und leicht übersichtlich geordnet. Das Schriftchen ist vorzugsweise, jedoch nicht ausschließlich für Lehrer und Schulen berechnet, und wird nicht ermangeln, ein zahlreiches Publikum zu finden, da es einem Bedürfnisse abhilft und seinem Zwecke vollkommen entspricht.

(Australien.) Dreißig engl. Meilen N. O. von Adelaide hat der deutsche Geolog Hr. Menge (der längere Zeit in Lübeck gelebt) einen schönen Landstrich vermessen, welchem er den Namen „Neu-Schlesien" gegeben hat, und der auf den bekannten Karten nach den daran gränzenden Gebirgen mit „Barossa Range" bezeichnet steht. Dieser Landstrich ist 225 engl. Quadratmeilen groß, und wird durch einen Fluß, welchem Hr. Menge den Namen „Rhein" gegeben hat, bewässert. Dieses Land ist das schönste und fruchtbarste von ganz Südaustralien. Es wird begränzt von Gebirgen, welche den wärmenden Winden nach Norden einen Zugang öffnen, während sie gegen kalte Südwinde schützen. Eine Spitze dieser Gebirge ist der Kaiserstuhl, die andere Hohenstaufen benannt. Ein isolirter Hügel enthält einen weißen Marmor, der in Blöcken zu Tage liegt; er ist darnach Carrara-Berg genannt worden. Ein anderer Berg enthält Opal und Chalcedon, überhaupt ist hier ein fruchtbares Feld für Geognosten, und ein passenderer Platz für einen Lehrstuhl der Naturkunde und für eine Universität selbst läßt sich nicht denken. Neu-Schlesien ist der Schlüssel zum Innern Neu-Hollands. Die Landstraße von Adelaide nach diesem Landstrich ist im Bau begriffen. Von dem „der Brocken" benannten Berge eröffnet sich ein Blick in das Innere; nach allen Seiten hin dehnt sich fruchtbares Land aus. Man hat von hier aus bereits künftige Eisenbahnen bezeichnet, wofür sich das Terrain gut eignet. — Neu-Schlesien wird der Punkt seyn, dessen Verbindung mit den Häfen vor Allem erzielt werden wird. Ueber die Beschaffenheit des Innern dieses Continents sind die Vermuthungen noch sehr getheilt, ob es ein See oder eine Wüste ist. Das Letzte ist wahrscheinlich, weil die Westwinde, welche vorherrschen, nach der Ostküste (Neu-Südwales) Dürre bringen. Dieselben Winde bringen Südaustralien desto häufiger Regen.

Tausend und Eine Viertelstunde, Originalerzählungen aus dem Arabischen des Arztes Ben Eriduin, herausgegeben von Julius Heinrich Dessauer, Doctor philos., Erlangen, in der Palmschen Verlagshandlung. 1844. — Unter diesem Titel erscheint seit Juli d. J., auf Subscription in monatlichen Lieferungen zu 18 kr. rhein., eine interessante Sammlung arabischer Mährchen, die den „Tausend und Eine Nacht" wohl wenig an Reichthum der Erfindung und lebendiger Frische der Darstellung nachstehen möchten. Da die genannten Erzählungen zugleich eine schöne moralische Tendenz verfolgen, so verdienen sie zur Lektüre der reifern gebildeten Jugend besonders empfohlen zu werden, und eignen sich ihrer gefälligen Ausstattung wegen nicht minder zu einer willkommenen Fest- und Weihnachtsgabe.

Die Einsendungen von E. R. aus Trier sind zur Aufnahme nicht geeignet. — Da die Zusendung von Artikeln über Schulferien sich täglich mehrt, so finden wir uns zu einer Ablehnung derselben veranlaßt.

Korrespondenz.

Darmstadt, 24. Sept.

Wir sind in der gemäßigten Zone, in der wir leben, so sehr daran gewöhnt, daß Wolken und Nebel die Majestät des Himmels und seiner glänzenden Werke den größeren Theil des Jahres hindurch verschleiern, daß eine wolkenfreie Atmosphäre während eines längeren Zeitraumes zu den seltenen Erscheinungen gehört, welche nicht nur den Sternkundigen, sondern auch denjenigen, welche überall gern klar sehen und einen nebeligen Gesichtskreis als der Aufklärung schädlich betrachten, höchst willkommen ist. Eine solche interessante Epoche der Witterungsgeschichte des Jahres erlebten wir seit dem 1. Sept., von welchem Zeitpunkte an die flammende Sonne, das Silberlicht des Mondes und die funkelnden Sterne mit dem matten Lichtschein der Milchstraße sich Tag und Nacht in die Beleuchtung unseres kleinen Erdentheaters, auf dem die großen und kleinen Schauspieler stolz einherschreiten, ohne an das Ende ihrer armseligen Rollen zu denken, in althergebrachter Ordnung theilten, so daß die Wunder der Welt wie eine Prachtausgabe von Karl Tauchnitz zu Leipzig in großen glänzenden Zügen, verständlicher wie die Hieroglyphen der alten Tempel Aegyptens, zu lesen waren. Der große Maschinenmeister der Welt, dem Keppler, Galilei, Newton und la Place nur einige seiner verständlichsten Geheimnisse ablauschten, zeigte sich uns durch seine erhabenen Werke in seiner vollen Glorie unter dem unvergänglichen Thronhimmel der Sternenwelt, welche, dem Menschen gegenüber, die Ewigkeit und Unermeßlichkeit zugleich ist. Erst mit dem Vorgestrigen erblickten wir das langentbehrte Schauspiel eines schönen Wolkenhimmels, welcher der nach Regen lechzenden Erde sich nur zeigte, um

Digitized by Google

bald wieder zu verschwinden. Die Abende sind nun schon etwas kühler und länger geworden, und der Mensch mit seinen kleinen Bedürfnissen verschmäht es nicht, sich aus dem ewig neuen Tempel der Natur in den der Kunst zurückzuziehen, wo Nachahmung ihre Stelle vertritt und die auf- und absteigende Bewegung von bemalten Papierrollen neue Welten enthüllt oder verschleiert. So brachte uns vorgestern das Zusammenwirken der Mechanik und Plastik unseres Theaters den „Postillon von Lonjumeau", eine mit Recht beliebte Oper, in welcher Hr. Stoffregen, vom Würzburger Theater, die Titelrolle sang. Die übrigen Rollen waren durch die Herren Birnstill (Biju), v. Poißl (Corcy), Döring (Bouedon) und die Damen Pirscher (Magdalene) und Cappel (Rose) besetzt. Durch die vereinte Thätigkeit aller dieser Talente, welche in dem Orchester, wie immer, einen zuverlässigen Bundesgenossen fanden, ward die liebliche Oper mit wahrem ästhetischem Interesse gegeben, welches ihr Ansprüche auf baldige Wiederholung zu geben scheint. — Man hat ungünstige Nachrichten über die Aufnahme von Mad. Pirscher zu Lemberg im Publikum zu verbreiten gesucht, mit welchem Rechte, mögen diejenigen beurtheilen, die jene Nachrichten auf sogenannte Privatbriefe hin verbreitet haben. Statt dieser Briefe, die vielleicht nur fingirt sind, mögen lautere Thatsachen reden, um der Wahrheit die Ehre zu geben und eine geschätzte Künstlerin auch in diesem besonderen Falle nach Verdienst zu würdigen. Aus freiem Antrieb bewilligte ihr die Theaterdirection am Schluß des Cyklus von 15 Gastrollen die Aufführung einer neuen Oper als außerordentliche Gratification für ihre von dem Publikum mit so vielem Beifalle aufgenommenen Leistungen. In den höchsten Kreisen der dortigen Gesellschaft, bei Sr. kais. Hoh. dem Erzherzog Ferdinand, Gouverneur von Galizien, und der Frau Gräfin Muschinska, welche trotz ihres vorgerückten Alters einen noch jugendlichen Sinn und den feinsten Geschmack für die schönen Künste bewahrt, empfing sie die schmeichelhaftesten Beweise von Wohlwollen; endlich wurde sie mit ihrem Gatten zu Ehrenmitgliedern des galizischen Musikvereins ernannt und ihnen das zu dem Behufe ausgefertigte Prachtdiplom durch eine Deputation desselben überbracht. Auf mehr Anerkennung wird deutsche Kunst in der galizischen Hauptstadt wohl schwerlich zählen wollen. Sie findet einen würdigen Kenner und Beschützer in der Person des Hrn. Pellet, unter dessen kunstverständiger Leitung das Lemberger Theater einen sichtbaren Aufschwung genommen hat, welcher noch zu größeren Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Auf einen der östlichsten Vorposten der deutschen theatralischen Kunst gestellt, scheint er den Umfang und die Pflichten seiner Mission wohl erwogen und die ihm anvertraute Kunstanstalt bisher darnach geleitet zu haben. — Das benachbarte Traysa war gestern der Sammelplatz einer zahlreichen Gesellschaft aus der Residenz, welche sich daselbst in dem Darmstädter Hof bei einem Gastmahl von 80 Gedecken zur Feier des Herdstfestes vereinigt hatte. Toaste, Musik und Gesang würzten die Freuden des Mahles und eine Tanzpartie machte den Beschluß der Vergnügungen des Tages. Einer der Toaste war Sr. Hoh. dem Erbgroßherzog geweiht, in dankender Anerkennung der großen Verdienste, welche sich Höchstderselbe bei allen Naturfreunden durch verschönernde Waldanlagen in den die Residenz umgebenden Laubforsten erworben hat. Die Rückkehr zu den Naturfesten des Alterthums in Uebereinstimmung mit den Begriffen christlicher Civilisation würde unserem Zeitalter zum Ruhme gereichen, um so mehr, als Vielen die Natur mit ihren unerschöpflichen Reichthümern blos als ein Magazin erscheint, welches nur insoferne Interesse für sie hat, als sie ihren Proviant nach Gefallen daraus schöpfen können. Wo diese materialistische Ansicht der Sinnenwelt vorwaltet, da fehlt ein mächtiges Element der Bildung, welches entwickelt und gepflegt zu werden verdient.

Bingen, 1. Oct.

Heute feierten wir hier ein schönes Fest; es war dies nämlich die Einweihung des neu hergerichteten Betsaales der evangelischen Gemeinde. Der hiesige Stadtvorstand entschloß sich endlich, dieser kleinen Gemeinde den Prüfungssaal in dem städtischen Schulgebäude einzuräumen und der Kirchenvorstand der Evangelischen beeilte sich, unterstützt von ihren Glaubensbrüdern und einem Beitrage der Gemeindekasse von Bingen, diesen schönen, geräumigen Saal kirchlich einzurichten, wobei ihnen eine kleine Orgel, welche zum Gesangunterrichte der Volksschule angeschafft, aber nicht benutzt wurde und die man denselben zu ihrem Gottesdienste überließ, trefflich zu statten kam. Der Saal war gedrängt voll von Andächtigen aller Confessionen und Hr. Decan Mathias von Oberingelheim hielt eine geistreiche Weihrede, worauf der hiesige evangel. Pfarrer Paul die Kanzel betrat und mit Beredsamkeit jedes gefühlvolle Herz ergriff und zum Schluß ein Schreiben vorlas, welches die zur Weihe geladen gewesenen Vorstände der gr. hess. Section der Gustav-Adolf-Stiftung von Darmstadt aus an die hiesige evangel. Gemeinde sendete, von welcher Stiftung die in ihrem Beginn arme und kleine evangel. Gemeinde eine Unterstützung von 500 fl. empfing. Nach dem Gottesdienste war großes Diner in dem schönen Saale des englischen Hofes, in welchem sich eine zahlreiche Versammlung der Notablen von nahe und ferne einfanden. Der gr. Kreisrath Hr. Dr. Camesaska brachte unter Hinweisung auf die Abschnitte der kirchlichen Angelegenheiten unserer Landesgesetze, so wie auf die musterhafte Kirchenvermögensverwaltung unserem allverehrten Großherzoge und seinem ganzen Hause den ersten Toast aus, welchem alsdann eine Reihe andrer folgte. Die kräftige Rede des gr. Friedensrichters Hrn. Kaiserreiter von hier wird mit ihrer tiefen Bedeutung sich nicht so bald aus den Herzen der Zuhörer verwischen. Hr. Dr. Camesaska erhob nun das Fest zu einem Kirchweihtage und demzufolge fand des Abends ein Ball statt, welcher sowohl wegen der freundlichen Decoration des Saales im englischen Hofe und der guten Bewirthung des Besitzers Hrn. J. B. Müller, als auch der ausgesucht schönen Gesellschaft unter der heitersten Fröhlichkeit vor sich ging.

Dr. Kuhlmann's öffentliche Vorträge.

Die Unterzeichneten haben in Folge einer nähern Einsicht in den Zweck und Inhalt der öffentlichen Vorträge des Hrn. Dr. Kuhlmann und von vielen Seiten dazu aufgefordert, ein Comité gebildet zur Veranstaltung einer gemeinschaftlichen Beförderung dieses zeitgemäßen Unternehmens und machen hiermit bekannt, daß Subscriptionslisten zum Beizeilt in den bedeutendsten hiesigen Buchhandlungen, außerdem im Lesecabinet, im Casino und in mehreren Gesellschaften aufliegen, wo ein Näheres einzusehen ist.

Frankfurt, 1. Oct. 1843.

Dr. Wöhler. Dr. Thomas. Med. Dr. Kretzschmar.
Pfarrer Kirchner. Pfarrer Schrader. Dr. J. M. Jost.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 273.

Vergessenheit. Vermessenheit.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. Die Composition der Chöre, Melodramen u. s. w. ist von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Redacteur: J. J. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 276. Freitag, den 6. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ossip, führe ihn vor das Thor, geleite ihn durch das Dorf, daß sie ihn nicht todtschlagen, wie es einem Verräther seines Volkes gebührte, und laß ihn dann laufen nach Belgrad zum Pascha, daß er ihm melde, wie wir seine Janitscharen geweckt aus dem Weinrausche, den ihr Gesetz verbot. Geh', Bube; Dein Vater wird ein ehrlich Grab finden."

Stepan zitterte, wie das Laub einer Espe, welches der Wind bewegt. Er wagte nicht aufzublicken. Willenlos ließ er sich hinausbegleiten und rathlos irrte er vor dem Dorfe herum, den Weg zu suchen, in kalter Nacht, der gen Belgrad führte, denn so oft er ihn auch geritten, jetzt fand er ihn nicht, weil ihn das Gedächtniß gänzlich verlassen zu haben schien, und doch schienen die Sterne so hell!

Czerny-Georg versank wieder in jenes stille Brüten. Er achtete des Gefangenen nicht, der todtenbleich da stand; ja er schien ihn vergessen zu haben. Auch die Diener waren mit Ossip verschwunden.

Da weckte plötzlich ein dumpfer Fall ihn aus seinem Brüten auf. Die Angst hatte auf den Knaben zu mächtig gewirkt, er sank ohnmächtig zur Erde nieder, vor Czerny-Georg's Füße.

Czerny-Georg sprang auf und ergriff den Ohnmächtigen; aber ein seltsam Gefühl durchzuckte ihn, als er den zarten und weichen, und doch so üppig gebauten Körper in seinen Armen hielt. Er riß den Gürtel auf und das Wamms, das eng an den Körper schloß, um Luft zu gewinnen für den Ohnmächtigen, und legte ihn dann auf den Divan. Wie erstaunte er aber, als er eines jungfräulichen Busens ansichtig wurde, als ein üppiges Haar unter dem Kalpak in glänzenden, rabenschwarzen Locken hervorquoll! —

Das schönste Mädchen ruhte in seinen Armen, und der dunkle Schatten von Färbung in dem lieblichen Oval ließ ihn schnell die Zigeunerin erkennen.

Das Unerwartete und Plötzliche in dieser Erscheinung wirkte um so mächtiger auf die Sinne des Jünglings, als die allervollkommensten Reize in aller Zartheit und Fülle sich damit einigten. Erst jetzt blickte er in ihre Züge. Welch eine edle Stirne, wie hoch, wie frei! Wie regelmäßig schwangen sich die Augenbraunen im schönen Bogen! Wie waren diese Wimpern so lang, wie mußten sie den Blick des glänzenden Auges beschatten, das jetzt unter seiner Hülle schlummerte! Wie zart rundeten sich diese Wangen mit den schalkhaften Grübchen, die jetzt nur der frischesten Röthe entbehrten, weil eine Reihe heftiger Eindrücke das Blut und alle Lebensthätigkeit nach innen drängten. Wie lieblich war dieser kleine schwellende Mund mit seinen kirschrothen, glänzenden Lippen, wie zart und küßlich erschien er dem Betrachtenden! Er konnte dem Drange des Gefühls nicht widerstehen und bedeckte ihn mit glühenden Küssen; diese weckten das schlummernde Leben in dem Mädchen. Sie schlug die Augen auf, und mit einem Schrei suchte sie sich den Armen des Jünglings zu entwinden.

„Du bist so schön, Mädchen," flüsterte er, „warum willst Du mich fliehen? Du bist mein, ich habe Dich mit dem Schwerte gewonnen; ich lasse Dich nicht."

Das Mädchen schrie heftig. Er drückte seine Lippen auf den schönen Mund, sie aber stieß ihn mit seltner Kraft zurück, und stand, glühend vor Scham, da, schnell ihren Anzug ordnend.

„Wer bist Du?" fragte jetzt aufgeregt und leidenschaftlich Czerny-Georg. „Wer bist Du, schönes Kind? Wie heißest Du, und wie kommst Du hierher? —"

Ihr Blick ruhte einen Augenblick auf dem schönen Jüngling, und in diesem Blick sprach sich ein Wohlgefallen aus, das auch er schnell genug verstand. Er ergriff ihre schöngeformte Hand.

Allein es war, als durchzuckte das Mädchen ein Schauder, als er so ihre Hand faßte. Sie sah sich um, und gewahrte ein offenes Fenster. Schnell, wie der Gedanke, flog sie dem Fenster zu und schwang sich eben hinauf, als Czerny-Georg's Arm sie umfaßte und mit riesiger Stärke sie herab zog.

„Bin ich ein Teufel, daß Du mich fliehest?" rief er halb zürnend. „Bleib', Kind, und antworte auf meine Fragen."

Das Mädchen seufzte, es quollen heiße Thränen aus den schönen Augen; aber sie ließ sich, aller Kraft beraubt, auf den Divan niederziehen.

„Ich heiße Czasla, und bin die Tochter Tscholmi's, des Zigeuners," sagte sie.

„Tscholmi's?" rief Czerny-Georg mit Entsetzen, „der mich verderben wollte, der nach mir schoß, mich tödten wollte?"

„Ich bin in Eurer Gewalt," sagte sie, „erbarmet Euch meiner! Was kann ich für den Vater?"

Digitized by Google

Er sann eine Weile. „Warum haßt mich Dein Vater so grimmig? Ich kenne ihn nicht; und doch verrieth er mich und wollte mich tödten! —"

„Ich weiß es nicht."

Er sah ihr in das glühende Auge. „Czasla," rief er, „hassest Du mich auch? — Mädchen, hassest Du mich? —"

Sie lächelte, Alles vergessend, und schüttelte das lockige Haar. „Ich könnte Euch nicht hassen," sagte sie dann.

„Lieben mußt Du mich," rief er mit glühender Leidenschaft aus, „denn ich liebe Dich, schöne Czasla, ich liebe Dich mit meinem ganzen Herzen."

„Ihr?" fragte gedehnt Czasla, und der Blick traf ihn mit einer so natürlichen Coquetterie, daß er ihm in's Innerste drang. „Ihr?" fragte sie noch ein Mal. „Ihr liebt ja Melinka, die Tochter Iwo's! —"

Czerny-Georg erröthete; dieser Namen durchzuckte ihn wie ein Schwert: aber der Aufruhr seiner Sinne war übermächtig. Er preßte Czasla an seine Brust und rief: „Czasla, wer könnte Dich sehen, Dich im Arme halten, und einer Andern gedenken?"

(Fortsetzung folgt.)

Aufführung der Antigone auf dem Stadttheater zu Frankfurt a. M.

Es soll Leute geben, die von der Darstellung der Antigone auf der Frankfurter Bühne so ergriffen gewesen sind, daß sie die ganze Nacht hindurch nicht haben schlafen können; Andere waren erschöpft, weil sie gewohnt sind, das bürgerliche Gleichgewicht mit den Eindrücken der Tragödie durch passende Zwischenakte und die damit verbundenen Bequemlichkeiten und Erfrischungen wieder herzustellen; noch Andere hatten ganz und gar die Tradition von der ausgewählten Gesellschaft, die in Berlin der Antigone beigewohnt, und von dem glänzenden Erfolge, den diese Tragödie selbst auf die ersten Hofchargen und Militärstellen ausgeübt hatte, in Fleisch und Blut aufgenommen und waren, nachdem jenes Gericht geendet,

„Das den Trotzigen lehrte,
Noch weise zu werden im Alter",

gleichfalls sehr enthusiastisch und sehr erschöpft: sie konnten ihre Gefühle nur durch unzusammenhängende Prädikate der Anerkennung an den Tag legen, wobei sie den Angeredeten sorgfältig fixirten, ob er Zweifel in ihre Begeisterung setze; endlich gab es auch deren, die sich das ganze Stück hindurch damit beschäftigten, ob jener Altar, den die Alten die Tympe benannten und der dem Bacchus geweiht war, nicht ein antiker Souffleurkasten sey, und die dann hinterher außer sich waren, als sie erfuhren, daß die Tragödie der Alten keinen Souffleur gekannt habe, und daß selbst diejenigen unserer Schauspieler, die sich in der modernen Tragödie mit dem Dialog die größte dichterische Freiheit erlauben, in der klassischen des Sophokles bewiesen, daß sie lernen können, wenn sie nur wollen.

Also der Eindruck, den die Darstellung der Antigone in Frankfurt hervorrief, war jedenfalls ein mächtiger. Selbst Diejenigen, die hier nur ein Curiosum erwartet hatten, fühlten sich von der einfachen und gewaltigen Entwickelung, von der bestimmten, ausgebildeten und abgerundeten Charakterzeichnung und Form, und von der Vollendung des Versbaus ergriffen, und bedauerten nur, daß die sentenzenreiche Lyrik des Chors in der vortrefflichen Musik Mendelsohns unterging. Wäre dieser Theil nicht besser melodramatisch behandelt worden? Recht eigentlich gesungen wurde der alte Chor wohl schwerlich, vielmehr mochte er nur eine Art feierlicher Rede nach bestimmtem Maße seyn.

Wir wollen hier nicht untersuchen, welchen Rang die Antigone unter den Dichtungen des Sophokles behauptet. Wenn der Dichter zum Lohn für sie von dem dankbaren athenienſischen Volke eine Befehlshaberstelle im Heere erhielt, wie die Alten berichten, so mag aus dieser Thatsache die innige Beziehung ersehen werden, in welcher die dramatische Poesie der Griechen zu der Nation stand: selbst zu einer Stellung im Staate, zu welcher sonst wenig Grund vorhanden seyn mochte, (denn die Dichterkrone des Sophokles überwog jedenfalls seine Bürgerkrone), berechtigte sie.

Der Sinn der vorliegenden Tragödie ist der Widerstreit göttlicher und bürgerlicher Ordnung, und insofern ein Vorwurf einer Tragödie für alle Zeiten. Nur die Thatsache, um die sich die Sophokles'sche Dichtung dreht, ist unserer Anschauungsweise nicht in dem Grade faßlich, wie der griechischen. Die Schwester soll den Bruder nicht begraben, der im Kampfe gegen sein Vaterland gefallen. Wir begreifen, daß eine, selbst nach unseren Begriffen fromme Pflicht Antigone verleiten kann, das Verbot Kreons zu übertreten; aber Antigone ist nach unseren Begriffen nur die liebende Schwester, nicht die Heldin. Die letztere wird sie nach der bestimmten Voraussetzung der Griechen, daß die Seele jenseits sich ernstlich um den Körper diesseits bekümmere, und keinen Frieden finde, so lange nicht der fromme Sinn der Angehörigen den Leichnam bestattet habe. Einem Leichnam, dessen jene nicht habhaft werden konnten, errichtete man leere Grabstätten, Kenotaphien. Also ist der Befehl Kreons eine Thatsache, die alle nationale und religiöse Leidenschaft der Schwester zum Kampfe herausruft. Also stellt „Antigone" den Widerstreit göttlicher und bürgerlicher Ordnung dar. Kreon, der Bruder der Gemahlin des Oedipus, herrscht über Theben, nachdem die Söhne des Letzteren gefallen sind. Es scheint jetzt, als werde das Schicksal Halt machen; das thatkräftige Geschlecht des Laios ist bis auf zwei schwache Weiber, die Töchter des Oedipus, vernichtet; aber das Schicksal macht nicht einmal eine Pause. Kreon hätte das Scepter in Sicherheit über Theben führen können, hätte er erkannt, daß es noch ein höheres Gesetz gebe, als das Gebot der Könige. Antigone, die dem göttlichen Gesetze huldigt, muß untergehen, denn mit der menschlichen Willkür vereint sich die Macht, aber sie geht unter mit der Aussicht auf die Freuden einer besseren Welt, die die Leiden der diesseitigen überwiegen. Die menschliche Willkür triumphiret nicht, sie verfällt den Rachegeistern des verschmäheten göttlichen Gebots, das in Hämons und des greisen Sehers Teiresias Person so eindringlich zu ihr geredet hat, aber zum Theil vergebens, zum Theil zu spät.

Die weltgeschichtliche Idee dieser Tragödie, die bis auf den heutigen Tag alle denkenden Köpfe beschäftigt, indeß nicht leicht in der Form eines modernen Dramas und auf der Gegenwart fußend, die Censur passiren würde, sichert die Unsterblichkeit der Antigone. Neben dem Triumph des Gött-

Digitized by Google

lichen erblicken wir hier den Triumph ächter, zarter Weiblichkeit. Das Schöne, der Charakter des griechischen Drama's, tritt uns in diesem Trauerspiel bis in die kleinsten Nuancen, in solcher natürlich-harmonischen Verbindung, so aus einem Guße und in solcher Einfachheit entgegen, daß man glauben möchte, es könne auch ein Anderer ein solches Trauerspiel verfassen. Kurz, der Eindruck ist eben so wahr wie künstlerisch, eben so überwältigend, wie zum Nachdenken auffordernd. Darüber herrschte nur eine Stimme.

Aber was würden wir sagen, wenn ein neuerer Dramatiker die einfache Idealität der griechischen Tragödie wieder hervorsuchte? Wenn er uns eine Handlung gäbe, ohne Intrigue und hundert und fünfzig Verwickelungen, einen Dialog, in welchem sich nicht die Gedanken überjagen? Beschreibungen von einem Leichnam, den die Thiere des Waldes fressen? Sentenzen, wie die:

> Wer eine Saat mißrathner Kinder auferzieht,
> Was zieht er anders als sich selbst die Sorge groß,
> Und seinem Feinde reichen Stoff zu bitterm Hohn?

Wäre das etwas Neues, Ueberraschendes?

Was würden die Schauspieler sagen, wenn ein Dichter der Neuzeit ihnen das Versmaß des Sophokles zum Lernen gäbe, und statt des Souffleurkastens, jenen kunstgeweihten Altar des Bacchus vorsetzte? Was würden sie sagen, wenn die Abgänge fehlten, die Stellen zu Kunstpausen und Kunstläufen und zu der ganzen modernen Unruhe, die man heut zu Tage häufig Schauspielkunst nennt, in die sich aber kein Maler und Bildhauer finden würde, in die sich allein der Dichter finden muß?

Gewiß, unsere Schauspieler haben sich des Sophokles würdig gemacht, sie spielten so vortrefflich, wie nur seine Schauspieler (denn im Alterthum hatte der Dichter eigene Schauspieler, während jetzt die Schauspieler eigene Dichter haben, d. h. Dichter, die für die Individualität bestimmter Darsteller schreiben) spielen konnten. Aber spielen sie stets so vortrefflich? Wissen sie stets hinter dem Souffleurkasten ihre Rollen so geläufig, wie hinter der Kimyle? Sind sie stets geneigt, Boten und Diener zu spielen und Reden von einigen Worten zu sprechen, wenn es die Ehre der Dichtung erfordert? Ordnen sie sich stets dem Ganzen unter?

Diese Seitenblicke konnten wir uns nicht versagen. Wir haben neulich in Emilia Galotti zum Theil einen Dialog vernommen, der von Lessing nicht geschrieben wurde. Wir wunderten uns, daß man im neunzehnten Jahrhundert besser sophokleisch als lessingisch spricht, besser im griechischen Rhythmus, als in deutscher Prosa. Wir haben wohl gehört, daß die Schauspieler Angst haben, wenn der Dichter bei der Aufführung seines Stückes gegenwärtig ist, und deshalb ihre Rollen nicht wissen; aber Lessing lag bereits bei Gelegenheit jener Vorstellung über 60 Jahre im Grabe, und vor Gespenstern fürchten sich gewiß die Schauspieler nicht. Verlangen sie aber, daß der Dichter 2000 Jahre lang im Grabe liegen soll, ehe sie seine Rollen lernen, so ist das unbillig und ein offenbarer Widerstreit der göttlichen und bürgerlichen Ordnung. Wäre die Kritik, wie sie seyn sollte, sie könnte hier der rechte Rachegeist seyn. Wie sie aber ist, ist sie für den Geist, wie für die Rache meistens zu klein.

Sie, die Kritik, wird sich vielleicht scheuen, zu erklären, daß wenn man die griechische Tragödie in allem Ernst über den kuriosen Gesichtspunkt hinaus erheben und zu einem Mittelpunkte des Repertoirs machen wollte, solches Verfahren nicht für einen Monat stichhaltig seyn würde; denn die Traditionen des Ruhmes geniren sie persönlich eben so wenig, wie sie Lust hat, ihnen zu opponiren: Sophokles ist längst verweset, er kann kein journalistisches oder schriftstellerisches Uebergewicht mehr erlangen, man kann ihm also sein Ansehen lassen. Aber wenn die Gegenwart Tragödieen schreibt, die nicht von Tieck in Scene gesetzt, nicht von Universitäts-Professoren und Philologen gutgeheißen, und nicht unter den Auspicien eines Königs einstudirt werden, die aber ihren Stützpunkt in heutigen Zuständen suchen, so wird man bald Gelegenheit finden, den kleinen Neid und den großen Scharfsinn des kritischen Troßes kennen zu lernen.

Gewiß, es wäre zu wünschen, die Schauspieler hätten, wenn nicht Begeisterung, doch wenigstens dieselbe Resignation, die sie Sophokles gegenüber an den Tag legen, auch gegen Andere; und was die Kritik betrifft, sie bildete das Publikum für den Dichter. Sophokles hatte keine Theaterchronik zu fürchten. Wenn aber unsere Theaterreferenten eine Mission haben, so haben sie die versöhnliche, den neueren Dramatikern in vernünftiger Weise den Weg zu bahnen und zu zeigen und zu proclamiren, was an ihnen ist. Die Letzteren haben ihre Existenz nicht aus den olympischen Spielen hinwegzutragen, sie haben sie zunächst aus der Hand einer Masse zu entnehmen, die nur unterhalten seyn will. Die Geburt eines modernen Dichters ist meistens mit Wehen verknüpft, und bei dieser Gelegenheit könnte die Kritik Hebammendienste versehen.

Um auf die Aufführung der Antigone zurückzukommen, erklären wir hiedurch, daß wir sie im Einzelnen, wie im Ganzen vortrefflich fanden. Was einigen unserer Schauspieler nicht gelang, z. B. die consequente Durchführung antiker Ruhe, die schon in der Resignation gegen das Fatum enthalten ist, liegt nicht an ihren Fehlern, sondern daran, daß sie nicht vor 2000 Jahren geboren und erzogen worden sind. Die verschiedenen Dialekte, die durch den griechischen Rhythmus durchklangen, verzeihen wir auch, und zwar um so mehr, als man auch in Griechenland äolisch, dorisch und jonisch sprach. Wir erkennen hierdurch ausdrücklich an, daß die Antigone des Sophokles im Jahre 1843 auf der Frankfurter Bühne in einer so würdigen und klassischen Weise dargestellt worden ist, wie sie nur auf irgend einer Bühne der Jetztzeit dargestellt werden kann. Wir danken schließlich der Direktion, daß sie die Mission der dramatischen Kunst überhaupt, die Mission, zu veredeln und zu bilden, mit ihrer Mission in Betreff der Kasse zu verbinden weiß.

— nn.

Eine Duell-Geschichte.

Kurze Zeit nach Auflösung der Landwehr gerieth der wackere, gutmüthige Landwehr-Lieutenant W... mit dem geachteten Bürger M.... in Wortwechsel, in Folge dessen Jener Diesen forderte. Die Aufforderung wurde angenommen, und verabredet, daß den darauf folgenden Tag hinter dem s. g. blauen Thurme Satisfaktion gegeben werden solle. Lieutenant W.... erschien vor der festgesetzten Zeit mit seinem Sekundanten und einigen Zeugen auf dem Kampfplatze, der entscheidenden Stunde harrend. Diese kam, aber der Gegner nicht. Eine weitere halbe Stunde war bereits verflogen, und der Gegner fehlte noch immer. Schon flüsterten Sekundant und Zeugen unter sich, und

Digitized by Google

Lieutenant W... lächelte, wohl denkend, daß sein Gegner sich ihm nicht stellen werde, als dieser eilfertig hinter der Krümmung des Weges hervor und auf seinen Gegner zutrat mit den Worten: „Herr Lieutenant, ich bitte um Entschuldigung, wenn ich zu spät komme. Ich habe Familie und mußte meine Geschäfte vor dieser verhängnißvollen Stunde ordnen. Obgleich mein Haus noch nicht völlig bestellt ist, so wollte ich Sie doch nicht länger warten lassen. Ich bin bereit, Ihnen Satisfaction zu geben, stelle aber die Bedingung, daß Einer von uns auf dem Platze bleiben muß." „Gut, gut, mir recht!" rief Lieutenant W..., „hier meine Hand darauf." „Nun, so bleiben Sie auf dem Platze, Herr Lieutenant", entgegnete M..., „ich will zu Hause meinen Geschäften nachgehen, während Sie, als lediger Herr, sich leichter hier verweilen können." Verblüfft sah W... dem davon eilenden M.... nach, bis die Zeugen endlich, unter plötzlich hervorbrechendem Lachen, mit ihrem kampfmuthigen ehemaligen Lieutenant aufbrachen, um bei einem Glase Wein das tragikomische Ereigniß von allen Seiten zu beleuchten.

Bergstraße, 1. Oktober.

Korrespondenz.

Nürnberg, 1. Oct.

Kunstausstellung. — Verein gegen Luxus. — Theater.

Unsere am 20. August eröffnete Kunstausstellung ging mit dem Heutigen zu Ende. Fragt man sich, was sie geliefert, so ist die einfache Antwort die: des Guten sehr, sehr wenig, des Mittelmäßigen eine Masse und mitunter Gegenstände, die nicht werth sind, mit dem Namen „Kunsterzeugniß" belegt zu werden; — im Ganzen 246 Nummern. Das historische Fach war am schlechtesten repräsentirt und wir fanden auch nicht ein Gemälde, das der Erwähnung werth wäre, hingegen eine Unzahl von Genrebilder aller Arten und darunter oft recht treffliche Pièces. Vielen Beifall haben eingeerntet: das Innere einer Dorfschulstube, von Melzer in Antwerpen; die Rückkehr von der Heuernte im baierischen Gebirge, von Maer in München; eine strickende alte Frau, von Prof. Becker in Frankfurt a. M.; der Häringmarkt in Nürnberg, von Maer in Nürnberg, und ein Sonntagmorgen, von Freudenberg in München. Die Landschaften hatten sich unstreitig der größten Anerkennung zu erfreuen und ich nenne unter den besseren: Ansicht des Königsee's, von Rottmann in München; Eingang in das Innthal, von demselben; Morgenlandschaft, von Köster in München; eine Landschaft in der Abendbeleuchtung, von Geeger in Darmstadt, und drei Gemälde von Schreiber in Nürnberg, dem im vergangenen Jahr so arg Bekrittelten: Aussicht auf das Volskergebirge; Ponte Salaro in der Campagnia di Roma und römische Campagnia bei Anagni. Es ist wahr, daß die Werke Schreibers dem Beschauer und selbst dem Kunstkenner anfangs grell, widernatürlich beleuchtet und die einzelnen Gruppen als unvereinbar mit den Gesetzen der Natur und productiver Schönheit erscheinen; wer aber den Gluthboden Italiens selbst betreten, wer einen Sonnenaufgang in der Campagnia, oder die scheidende Sonne am Golf von Neapel gesehen hat, wer sich der Pinien- und Cypressenwälder des Sebirges erinnert, die, je näher man dem Absatze des Stiefels kommt, desto seltsamere und wunderlichere Gestalten annehmen, der findet Schreiber's Landschaften unnachahmlich schön und die italische Natur in ihrer treuesten Darstellung. — Porträts fanden sich wenige und unter diesen nur die Buchner's in Nürnberg Erwähnung verdienend. Auch die alte Glasmalerei hatte an Scherer in München (Aschenthalerin nach Bodmer) und Kellner in Nürnberg (Madonna nach Murillo) zwei würdige Repräsentanten; in Hinsicht der zarten Farbenbehandlung, namentlich des Fleisches, ist aber die Münchener Arbeit der Nürnberger weit vorzuziehen. Die treffliche, zum Manufakturartikel herabgesunkene Porzellanmalerei nahm ebenfalls ein bescheidenes Plätzchen ein, und Peetz in Bamberg (die Kartenspieler), so wie Jäger in Nürnberg (Arche Noah) bewiesen, daß eben doch auch die Porzellanmalerei seit zehn Jahren hinter den andern Künsten nicht zurück geblieben ist. In der Sculptur zeichneten sich Krauser in Nürnberg (Hans Sachs, Martin Behaim) und Affinger in Nürnberg (zwei männliche Portraits, Basrelief) als recht wackere junge Talente aus, eben so fand ein Jagdpokal, Wachsmodell von Conrady in Hildburghausen, vielseitige Bewunderung. Unter den wenigen Kupferstichen ist vorzüglich Fr. Wagner's Holzschuher nach Dürer als sehr gelungen zu nennen. — Der Verein gegen den Luxus für prunkloses Leben hielt am 24. Sept. seine erste Versammlung. Es waren mehrere Hundert Bürger anwesend und der erste Bürgermeister Dr. Binder machte in einem freien Vortrage die Versammlung auf die vielen Vortheile aufmerksam, die durch das Zurückkehren zu der alten Einfachheit der Sitten für den so sehr verarmten Mittelstand entspringen würden. Er erwähnte, auf welch arge Weise die Putzsucht in neuerer Zeit überhand nehme, wie Nürnberg, berühmt wegen der bewahrten mittelalterlichen Sittenreinheit, bevorzugt sey, dem Vaterlande mit energischem Beispiel voranzugehen, und wie nur ein inniges Zusammenwirken aller Kräfte dem tiefeingewurzelten Uebel abzuhelfen vermöge. Als er geendet hatte, wurde zur Einzeichnung in die Listen geschritten und es sollen sich vor der Hand etwa 400 Personen als Mitglieder stipulirt haben. Die Listen bleiben nur noch 14 Tage aufgelegt, dann soll eine Generalversammlung anberaumt werden, die Statuten entwerfen und einen Ausschuß wählen wird. Wird der Verein, dessen Absicht eine sehr löbliche ist, seinen Zweck erreichen? Wenige bejahen, die Mehrzahl verneint es; die Vernünftigen lächeln und meinen, es sey a mist, cast before the eyes of the people! Cheer up! —. Die neue Theatersaison wurde am 21. v. M. mit einem Prolog, gesprochen von Dem. Spengler, und Devrient's „Treuer Liebe" eröffnet. Die Direktion hatte alle Kräfte aufgeboten, um endlich dem verwöhnten Kunstgeschmack der Nürnberger zu genügen, und es ist wenigstens dies der Anerkennung werth. Aber sie sind ein kurioses Volk, diese alten Reichsstädter! Sie wollen eine gute Oper, ein tüchtiges Schauspiel, wie vor weiland 15 Jahren; sie reflectiren nicht im mindesten auf die mißlichen Verhältnisse des Direktors: sie wollen es. Im entgegengesetzten Falle ziehen sie sich zurück wie die Schnecken und lassen dem bedauernswerthen Unternehmer das Vergnügen, vor leeren Bänken der Musen göttlichster zu huldigen. Auch in dieser Saison scheinen sie diese Maxime beizubehalten, obgleich das Ensemble weit besser als vorjährig ist. Wir behalten uns die Beurtheilung der einzelnen Kräfte und ihrer Leistungen auf unsere nächste Mittheilung vor; man muß sich an das neue Personal gewöhnen und seine Vielseitigkeit genau kennen lernen, ehe man das Anathema oder die Sanktion über sie ergehen läßt. B. M.

Charade.

Dem Land zur Zierde dient die Erste;
Die Zweite ist ein Bild der Kraft.
Der Stand des Ganzen ist der schwerste;
Obgleich er Schätze reich verschafft.

G. B.

Theater-Anzeige.

Freitag, 6. Oct. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth., von Raimund, Musik von Kreutzer. Valentin: Hr. Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 277. Samstag den 7. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

Czasla entwand sich den Umstrickungen seiner Arme und sagte: „Laßt mich ein Knabe werden und Ihr werdet meiner nicht mehr gedenken.“ Schnell verbarg sie das herrliche Haar unter dem Kalpak. Der Gürtel umschloß wieder ihre Hüften, und das Wamms schloß völlig die reizende Brust, die sie zuerst verrathen.

„So,“ sagte sie fest, „nun behandelt mich als Eure Gefangene und als die Tochter eines Todfeindes und geht zu Metinka.“

Der Blick, welcher diese Worte begleitete, strafte sie Lügen. Es war kein Zweifel, daß die männliche Schönheit Czerny-Georg's ihre sinnlich erregbare Seele eben so ergriffen hatte, als die ihre ihn. Menschen dieser Art sind schnell und eben so wild erregt.

„Du hast Recht, Czasla,“ sagte er, ihr nahe tretend; „aber ich vergebe dem Feinde und will nicht Rache nehmen an seinem schönen Kinde, vielmehr will ich um Deine Liebe werben. Du sollst bei mir bleiben als Knabe, mich aber als Mädchen lieben!“

„Ha!“ rief sie, „das Erstere wird Euch so lange gelingen, als Ihr mich fesselt, das Zweite liegt in meinem Wollen.“

„Ich will Dich fesseln mit den Armen meiner Liebe, und lieben mußt Du mich, Czasla!“

„Wenn ich will, Herr!“

„Du kannst schon nicht mehr anders wollen!“

„Sieh da, wie Ihr eitel seyd,“ lachte das Mädchen, das jetzt sich völlig seiner Laune überließ. „Glaubt Ihr, daß Ihr der erste Mann seyd, der um Czasla's Liebe warb? — das thaten alle Jünglinge unserer Horde, und Euer Bruder und viele Andere noch.“

„Pah!“ rief Czerny-Georg, „vergleiche mich nicht mit dem elenden Buben, den ich hinausstoßen ließ — und — kann ich nicht den Vergleich aushalten mit Allen, die um Deine Gunst warben? —“

Ihr Blick glitt prüfend über seine Gestalt hin. „Das ist allerdings wahr. Ihr seyd schön,“ sagte sie; „aber es gibt noch schönere Männer. —“

„Die aber nicht um einen Kuß flehen, wie ich!“

„Denen ich ihn aber abschlagen würde, wie jetzt Euch!“ sagte schnippisch das schöne Geschöpf, und lächelte dabei.

„Zugegeben, Czasla; wenn ich nicht jetzt mir ein Eigenthumsrecht über Dich errungen hätte.“

Sie ließ das Köpfchen sinken, und sagte: „ich bin in Eurer Gewalt. Gewalt ist kein Recht.“

„Darnach frage ich nicht,“ rief er, und umschlang sie. Da blitzte ein Dolch in ihrer Hand, und Czerny-Georg fuhr zurück. — „Halt!“ rief er, „Gefangene sollen keine Waffen führen!“

„Ich werde sie nur dann führen, wenn Ihr Euch vergesset!“ sagte das Mädchen, und schritt der Thüre zu. „Meine Liebe gebe ich frei, gezwungen nicht!“

Czerny-Georg wollte sie zurückhalten, allein sie verschwand in den Gängen, wie ein Gedanke entschwindet. Sie sah sich um. Alles war leer hier; denn die Hajducken saßen unten und tranken und jubelten. Sie kannte die Räume des Schlosses genau. Ohne der lärmenden und zechenden Menge sich zu nähern, gewann sie den Ausgang. Die Brücke war leer. Nicht ein Mal eine Wache stand hier. Alles schwelgte im Genusse. Ihr Herz pochte. Ein Zug ihres Innern wollte sie hier festbannen, wo die Liebe ihr Herz mit ihrem Zauber bestrickte; aber die Freiheit lockte das wilde Kind der Berge, und diese Lockung war so mächtig, daß sie mit Windeseile über die Brücke flog und in dem Baumwalle jenseits verschwand. Die dunkle Nacht begünstigte wunderbar diese Flucht; aber wohin sollte sie sich wenden? Wo war ihr Vater, wo ihre Horde? Das Alles flog wirre durch ihren Kopf, und wechselte da mit dem Gedanken an den schönen Czerny-Georg, indessen ihr flüchtiger Fuß rastlos davon eilte.

Sie mochte etwa eine gute Stunde fortgeeilt seyn, da hörte sie seitwärts vom Wege ein Jammern und Stöhnen, das ihre aufgeregte Einbildungskraft mit entsetzlichen Schreckbildern erfüllte. Je näher sie der Stelle kam, desto lauter wurde es. Sie gewann es endlich über sich, einige Minuten stille zu stehen. Jetzt erkannte sie erst die Stimme Stepans Petrowitsch's. Mitleid mit dem armen Verstoßenen ergriff sie. Was sollte aus ihm werden, wenn er hier diese Nacht blieb? Sie trat zu ihm, und fand ihn zitternd vor Frost und in Thränen gebadet, völlig hoffnungslos. Wie ein rettender Engel erschien ihm das Mädchen. Jetzt gewann er wieder Muth, und mit ihr zog er dann nun rathlos die Straße fort. —

Der wilde Tumult in Manasia drang endlich in das

Digitized by Google

Gemach, wo Czerny-Georg allein zurückgeblieben war in einer seltsamen Stimmung. Seine Seele war bei Czasla. Dies räthselhafte Wesen hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er rief nach Ossip.

Als dieser endlich kam und Rede stehen sollte über den Zigeunerknaben, da stand er rathlos da. Er hatte ihn nicht gesehen; denn er mußte den Hajducken Ungarwein kredenzen, weil die Dienerschaft noch berauscht in einer Kammer lag, wohin man sie gebracht. Schrecken erfüllte ihn, als er der Brücke gedachte. Sie war ja nicht aufgezogen worden.

Er eilte hinweg; aber Czerny-Georg, ahnend, daß irgend etwas Unrechtes geschehen, folgte ihm. Grimmig fuhr er unter die Trunkenen in der großen Halle. Sein Zorn erreichte aber den allerhöchsten Punkt, als er das Aufrollen der Zugbrücke vernahm, was Ossip schnell vollzog. „Sie ist entflohen," sagte er zu sich selbst, und gebot schnell, alle Räume des Schlosses zu durchsuchen. Dies geschah; allein nirgends fand man eine Spur von Czasla.

Im höchsten Unmuth befahl er, die Wachen gehörig anzuordnen, stellte das Gelag ein, und warf sich dann auf den Divan nieder, um seinen Träumen zu folgen. Allmählig aber sank er in tiefen Schlaf.

Der grauende Tag war nicht mehr ferne, da hallten plötzlich die Glocken der Kirche des Dorfes in dem allerwildesten Anschlage.

Todtenstille herrschte im Schlosse, als Czerny-Georg auffuhr, aber draußen schrieen viele Stimmen, und eine entsetzliche Helle erschreckte ihn auf's stärkste. Er riß einen Fensterflügel auf — und — die Flamme leckte rings an den Wänden in gieriger Zunge. Kaltes Entsetzen durchrieselte ihn jetzt. Das Schloß brannte über seinem Haupte! —

Schnell sich ermannend, stürzte er hinaus auf die bereits erhellten Gänge. Sein Donnerruf hallte fürchterlich durch die Räume und weckte die Schlafenden. Sie taumelten hervor — aber der Anblick der Gefahr zerstörte schnell den Rausch, der ihre Sinne noch gefangen gehalten hatte. Der Anblick der Macht der Flammen, ihrer bereits riesenhaften Fortschritte, und die unzureichende Hülfe, ließen Czerny-Georg schnell erkennen, des Hauses letzte Stunde sey da, und es sey umsonst, etwas retten zu wollen.

So zogen dann die Hajducken schnell heraus und ließen das Gebäude dem gefräßigen Elemente, das mit Blitzesschnelle wuchs. Niemand dachte des Leichnams Petro Stepanowitsch's — er ging unter mit der Stätte seiner Wohnung und seiner Ausschweifungen. Als die Flammen in den untern Theil des Gebäudes kamen, erreichten sie die verborgenen Pulvervorräthe. Ein schrecklicher Knall entstand, und die Mauertrümmer flogen furchtbar empor. Die Stätte bot nur den Anblick schwarzer, rauchender Ruinen und verstümmelter, halbverbrannter Leichen der gefallenen Janitscharen dar.

Schaudernd stand Czerny-Georg auf der Höhe eines nahen Berges und sah hin auf die Trümmer; kein Laut entwand sich der Brust. Keiner seiner Begleiter wagte es, ihn im Gange seiner finstern Betrachtungen irgendwie zu stören, selbst Ossip nicht.

Lange stand er so da. An seiner Seele ging seine zertretene Jugend vorüber, der Tod seines Vaters, die letzten Scenen mit allen ihren mörderischen Gräueln und ihrer die Sinne reizenden Einzelnheiten. Er schauderte heftig zusammen, und wandte sich dann rasch zu seinen wilden Gefährten. „Wohlan, rief er, „nun bin ich ganz Euer! Das letzte Band ist zerrissen, das mich hätte binden können! Krieg nun und wieder Krieg, bis der letzte Türke auf Serbiens Boden vertilgt ist!"

Ein Hurrah dröhnte in dem vielfachen Echo des Waldes, ein Hurrah, das ihm galt und dem Plane, den er ausgesprochen hatte für Serbiens Rettung.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

I. Aphoristisches zur Einleitung.

Schwaben und das übrige Deutschland.

Wir Deutsche haben keinen John Bull, keinen ergötzlichen Repräsentanten unserer Nationalthorheiten, keine lustige Persiflage unseres Volkscharakters; wir sind zu ernsthaft, wir stehen noch nicht auf dem Höhepunkt wahrer Geistesbefreiung, daß wir recht herzlich über uns selbst lachen könnten; darum ist uns statt eines derben Conterfei's im Volkshumor nichts zu Theil geworden als die unausstehliche Fratze des — deutschen Philisters. Solche Ernsthaftigkeit, ja solche Verschnipptheit, wenn's das Lächerlichmachen der eig'nen Schwächen gilt, steht aber einem Volke (und zumal dem Volke, das mit Recht ein großes genannt wird) übel an; es zeugt in eben dem Maße gegen unsern feinen Takt, wie es für den Scharfblick jenes Herzogs von Würtemberg zeugte, daß er verdrießlich wurde, weil während seines langen Aufenthalts in London keine einzige Karikatur von ihm erschienen war. — Ein deutsches Volk jedoch hat noch nicht verlernt (denn vor Zeiten konnten's die Deutschen alle), sich lächerlich zu finden, dies ist das schwäbische. Wenn der Knöpfle's-Schwab, dieser höchst glücklich gezeichnete Repräsentant des schwäbischen Volkscharakters, bittere Thränen vergießt, während er sich mit seinen sechs Genossen rüstet zur allbekannten Hasenjagd, und jammert, daß er nun gewiß Weib und Kind nicht wiedersehen werde, und unter seinen Thränen unvermerkt — einen ganzen mächtigen Topf voll Knötel aufißt, so ist hier die ächt schwäbische Bedachtsamkeit neben der poetischen Gemüthsfülle, die aber doch den breiten, behaglichen Lebensgenuß nicht verlernt hat, in wenig Strichen treffend genug skizzirt und ein recht concreter Humor beseelt das Bild. — Solche naive Selbsterkenntniß eines Volkes aber hat tiefere Bedeutung, als man wohl unter der gefälligen Hülle des Witzes suchen möchte: sie ist ein vollgültiges Dokument, daß ein Volk scharfausgeprägte Nationalität bewahrt oder wieder errungen hat. Die Schwaben haben die ihrige nicht verloren gegeben in der allgemeinen Nivellirung der neueren Zeit, und so konnte ihnen auch ihr Volkshumor verbleiben; dies aber ist nicht der kleinste Grund, warum es uns übrigen Deutschen schon bei der blosen Nennung des Schwabenlandes so heimathlich zu Muthe wird. Eng daran knüpft sich's, daß der provincielle Dialekt in mehr oder weniger scharfer Eigenthümlichkeit bis in die höheren Stände hinein Umgangssprache geblieben ist, ja daß man selbst auf Kanzel und Katheder ihn nicht verläugnet. Das ist wahrlich kein schlechtes Zeichen. Viel Poetisches, in der localvolksthümlichen Färbung begründet, liegt

Digitized by Google

in unsern provinciellen Idiomen. Die seichte, prosaische Aufklärungssucht einer nun schon vergangenen Zeit hat schwere Schuld auf sich geladen, indem sie diese üppig sprossenden Zweige des großen deutschen Sprachbaumes zu beschneiden trachtete, um gleich der altfranzösischen Gartenkunst nach Zirkel und Lineal das herrliche Gewächs zurecht zu stutzen. Nicht aber dadurch wird ein einiges Deutschland sich gestalten, daß man alle die tiefbegründeten Besonderungen verwischt, Alles über Einen Kamm scheert, vielmehr dann erst, wenn jene Besonderungen in ihrer ganzen Schärfe werden zum Bewußtseyn und damit zur vollen Berechtigung gekommen seyn, wird die höhere Einheit von selbst sich darstellen. — Die Schwaben fühlen sich aber auch in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit, und das ist die natürliche Folge des Besitzes derselben. Nicht abstract jedoch und vag zeigt sich dieses Selbstgefühl, noch weniger, daß sie sich an die Brust schlügen und sagten: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie and're Leute, Preußen, Sachsen, Hessen, oder gar wie die Franzosen." Es zieht sich vielmehr als ein rother Faden durch ihre Ansichten, Gewohnheiten und Neigungen hin. Hierher rechnen wir z. B., daß sie so stolz sind auf die großen Männer ihres Landes. Ihr Enthusiasmus für Schiller ist bekannt; sie haben Recht: „der Mensch muß etwas menschlich Großes vergöttern, damit er an ihm zum Göttlichen selber sich hinaufziehe." — Von jeher ist es der Beruf der Schwaben gewesen, jene süddeutsche Geistes- und Gemüths-Innerlichkeit dem norddeutschen scharfverständigen Wesen gegenüber zu repräsentiren. Hier blühte seit den Zeiten des Mittelalters nicht bloß die Kunst, selbst das auf rein wissenschaftlichem Felde Geleistete vermochte den Ursprung aus dem mehr divinatorisch-genialen als klar und bewußt verständigen Geistestypus Süd-Deutschlands nicht zu verläugnen. So hat Keppler, ein Schwabe, den großen Fund gethan, daß die Kubikzahlen der mittleren Abstände der Planeten von der Sonne sich verhalten wie die Quadratzahlen ihrer Umlaufszeiten; er ward ihm zu Theil plötzlich nach langem, müheseligem, meist verkehrtem Suchen, dumpf und halbbewußt, gleich einer Ahnung; erst Newton, der kalte, verständige Brite, erkannte Keppler's Fund seinem ganzen Umfange nach, und legte ihn in all' seinen großen Consequenzen für die Wissenschaft zurecht. — Die großen Heroen der speculativ-idealistischen Philosophie, Schelling und Hegel, waren Schwaben, Kant's verständig kritisches System war unter kälterem nordischen Himmelsstrich zur Welt geboren. Ja selbst Dannecker, den doch seine objective Kunst, die Plastik, von dieser ganz modernen Subjectivität der Schwaben hätte fern halten müssen, konnte die sentimental-romantische Färbung nirgends aus den Schöpfungen seines Genius verbannen, und hätte sich sein Meißel auch einen ganz antiken Gegenstand gewählt, wie die Ariadne.

Diese wenigen Andeutungen zum voraus. — Schwaben ist schon so vielfach, ausführlich und trefflich beschrieben worden, daß wir eine höchst überflüssige Arbeit unternommen haben würden, hätten wir uns in den nachfolgenden Skizzen darauf eingelassen, etwa das Vorhandene zu beschreiben, oder das Historische zu erzählen u. dergl. Wie in vielen Landschaften Pouſſin's soll die Localität bloß Grundirung seyn, auf der wir unsere Staffagen aufgetragen. Wir haben dadurch manche Sünde begangen, wir haben mehr als einmal den poetischen Duft, der über einem Orte liegt, absichtlich verwischt, indem wir die der Zeit oder unserer Subjectivität entquollenen Reflexionen hineintrugen. Wenn aber Vischer (auch ein genialer Schwabe) in den Jahrbüchern der Gegenwart jüngst das Wort sprach: „Mit unserm Dichten ist es aus, wenden wir uns daher dem Trachten zu!" und dieses Wort Berechtigung hat, so ist damit auch jener sinnigen Naturbeschauung, jener genrebildlichen Detailmalerei unseres Lebens und Treibens der Stab gebrochen. Und in der That, wir haben uns hierin erschöpft. Eine neue Zukunft wird uns auch eine neue Poesie bringen. Vorerst aber gilt es, die großen Ideen, welche unsere nach Großem strebende Zeit gebar, in Curs zu setzen, sey es auch in noch so mannichfaltiger Umprägung (denn der lautere Goldgehalt wird dadurch doch nicht verschlechtert seyn), damit unsere Zukunft nicht als eine plötzlich und gewaltsam gemachte, sondern als eine allmählig gereifte — gewordene — dastehe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Weltgeschichte ist bekanntlich die beste Lehrerin der Einzelnen wie der Völker. Daher ist es löblich, wenn dieselbe von erleuchteten, keinem andern Interesse als dem der ganzen Menschheit dienenden Männern sorgfältig gehegt und bebaut wird. So will jetzt der alte, tüchtige Geschichtsschreiber Schlosser in Heidelberg mit dem Dr. Kriegk in Frankfurt a. M. eine allgemeine Geschichte für's Volk herausgeben, die gewiß großen Anklang finden wird; mit einem gleichen Unternehmen beschäftigt sich der wackere Dr. Weick, Professor der Geschichte an der Universität Freiburg. Auch Weick's Plan darf auf eine große Stütze im Publikum rechnen.

Ein französisches Blatt erzählt, daß am 25. Sept. d. J. ein Engländer sich auf dem Bureau der Rhone-Dampfschifffahrt in Lyon eingefunden habe, um zwei Plätze für sich und Milady nach Marseille zu bestellen, wobei er jedoch bemerkte, daß er keine weitere Reisegesellschaft auf dem Schiffe dulden werde. Man erklärte ihm, daß dieser Wunsch erfüllt werden könnte und man gerne bereit sey, ihm ein eigenes Schiff zur Disposition zu stellen, wofür er 1500 Frcs. zu entrichten habe. Mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt holte er drei Bankbillets à 500 Frcs. aus der Brieftasche und ließ sich die entsprechende Reisekarte ausfertigen. Da die Gemahlin des Engländers noch jung und sehr schön ist, so vermuthet man, daß der Brite aus Eifersucht das erzählte Verfahren eingeschlagen habe. Ist der Vorfall auch nicht wahr, so ist er doch recht schön erfunden. Diese Sonderbarkeit des Engländers wird wahrscheinlich wenig Nachahmer finden.

Zu Moorkede in Belgien starb am 16. September, im Lebensalter von 84 Jahren, ein Pächter von unerhörter Wohlbeleibtheit. Der Umfang seines Leibes betrug 7 Fuß 9 Zoll, und seine Waden waren stärker als der Leib eines mäßig dicken Mannes. Der Sarg, welchen seine Leiche vollständig ausfüllte, war drei Fuß breit und eben so tief. Wenn er auf dem Rücken lag, so ragte seine Brust um mehrere Zoll über einen Speisetisch hinaus. Bei seinen Lebzeiten war dieser außerordentliche Mann auch noch in andern Beziehungen merkwürdig: er hatte sich einen Ruf in der Behandlung der Rheumatismen erwo-

Digitized by Google

ten. Im Jahr 1819 wurde er zur Heilung einer hochstehenden Person nach Lille berufen; bei seiner Ankunft wurde sein Wagen von einer zahlreichen Menge umringt, welche jubelnd: „Es lebe Ludwig XVIII.!“ rief; er hatte so viel Aehnlichkeit mit diesem Monarchen, daß selbst die Schildwachen vor ihm präsentirten. Sein Mittel bestand übrigens in einer seifenartigen Terpentinauflösung. Er starb an einem Stickkatarrh in der Rekonvaleszenz von einem Nervenfieber, welches seine Wohlbeleibtheit nur um Weniges geschmälert hatte. Wahrscheinlich ist der Grund dieser außerordentlichen Körperbeschaffenheit vielmehr in einem krankhaften Zustande des Zeitsystems, als in einem Ueberschuß an Gesundheit zu suchen.

Der „Courrier de Montpellier“ vom 21. Sept. meldet: Am vergangenen Sonntage ereignete sich in Cette ein Vorfall, welcher höchst tragisch hätte werden können. Ein russisches Schiff konnte wegen des hohen Meeres nicht in den Hafen laufen und befand sich vor demselben in großer Gefahr. Mehrere Hundert Zuschauer hatten sich auf die Landungsbrücke gedrängt, um dem Schauspiel des bedrohten Schiffes beizuwohnen. Da die Brücke schon etwas baufällig war, so konnte sie der ihr aufgebürdeten Last nicht widerstehen und brach zusammen. Die geehrten Zuschauer stürzten in's Meer, wobei jedoch glücklicher Weise Keiner das Leben verlor; Viele aber wurden stark beschädigt.

(Baden.) Ein erhebendes Beispiel von Begeisterung für einen großen Mann ist uns in diesen Tagen gegeben worden. Hr. Friedrich, Bildhauer in Straßburg, der seit einer Reihe von Jahren am dortigen Münster angestellt ist, fühlte sich von der großen Schönheit dieses Denkmals so erfüllt und für den Meister, der die erhabene Idee dazu faßte, so begeistert, daß er beschlossen hat, demselben in seinem Geburtsorte Steinbach ein Denkmal zu errichten. Er hat Sr. k. Hoh. unserem Großherzoge diesen Wunsch angezeigt und um die Erlaubniß nachgesucht, ihn ausführen zu dürfen. Se. k. Hoh. hat diese in den huldvollsten Ausdrücken zu ertheilen geruht. Hr. Friedrich treibt aber seinen schönen Eifer so weit, nicht blos die Arbeit zu vollenden, sondern auch deren Kosten vollständig zu tragen, und zwar das Material und die Aufstellung ebenfalls aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Das Denkmal soll aus einer lebensgroßen Bildsäule des herrlichen Erwin bestehen, und zwar aus demselben Steine, aus dem das Münster erbaut wurde. Unsere Gäste werden in ein paar Jahren somit einen interessanten Ausflug mehr haben: zu Erwin von Steinbach's Denkmal. Hr. Friedrich, der den großherzigen Plan dazu faßte, war auch mit den Restaurationen des Turenne-Denkmals bei Sasbach beauftragt, die in Granit ausgeführt und schon in dieser Beziehung der Beachtung werth sind.

(Lew. Europa.)

(Versöhnlicher Sinn.) Ein Pariser Kaufmann wurde unlängst wegen betrügerischen Bankerottes zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt. Als der Generaladvocat seine lebhafte Anklagrede geschlossen und auf Bestrafung des Schuldigen angetragen hatte, sagte der Letztere ganz gelassen: „Ich nehme es ihm gar nicht übel, er ist nicht vom Geschäft und versteht sich nicht auf den Handel; aber er hat Talent, und bei dem Gastmahl, das ich nach Ablauf meiner Strafzeit geben werde, soll er den Ehrenplatz zu meiner Rechten einnehmen.“

(Segellocomotive.) In den Werkstätten eines Mechanikers der Straße St. Antoine zu Paris ist dermalen aufgestellt eine sechsräderige Locomotive, mit Segeln, Masten und Allem, was ein kleines Kriegsschiff besitzt, versehen. Mit dieser für die Paris-Versailler-Bahn erbauten Maschine hofft der Mechaniker die propulsive Kraft so zu beschleunigen, daß wenigstens ein Drittel des Brennmaterials dabei erspart wird.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 30. Sept.

Nachdem nun die schönen Tage von Aranjuez vorüber und die Geschäftsleute Muße haben, sich von ihrer Arbeit zu erholen, denkt man nun auch ernstlich an die Ausführung von Verbesserungen und Anlagen, um alle nur möglichen Wünsche eines gebildeten und distinguirten Kurpublikums für die Zukunft zu befriedigen. Zu dem Ende versammelte sich gestern Abend eine große Anzahl hiesiger Bürger und Beamten, worunter auch mehrere auswärtige Freunde Wiesbadens, um einen Vorstand des bereits gebildeten Vereins für die Verschönerung der Umgegend der Stadt zu wählen. Der Medicinalrath Dr. Zais hielt einen Vortrag über die Nothwendigkeit zur Bildung dieses Vereins, um unsere herrliche Natur den Fremden zugänglicher zu machen und die Strahlen unserer oft sehr wohlmeinenden Sonne zu mäßigen. Etwaige Zweifel, ob ein Theil der Stadt vor dem andern begünstigt werden sollte, wurden zu allgemeiner Zufriedenheit bald gelöst. Zwei Punkte in der Nähe, die sich an Schönheit der Lage den Rang streitig machen, der Neroberg und die Bierstädter Warte, fanden jeder an Architekt Zahn und Hrn. Henoch aus Berlin ihre warmen Lobredner. Der eine wie der andere Berg verdient gleiche Berücksichtigung. Bei solchen landschaftlichen Anlagen in größerem Style ist es nicht allein nöthig, daß man auf die die Gegend beherrschenden Höhen oder in die schönen malerischen Thäler bequeme Wege führe, die schönsten Punkte müssen auch mit einem gewissen Ziele, das dem Wanderer schon von weitem freundlich entgegen winkt (wie z. B. das Temprlchen auf dem Niederwald) bezeichnet werden. Solch ein Tempel oder eine Hütte, eine beschattete Ruhebank und Denkmäler mannichfacher Art sind die Male, wornach der Spaziergänger gerne seine Schritte lenkt, wenn auch vor der Hand die Wege noch etwas unbequem seyn sollten; sie sind die Ruhepunkte in der Landschaft und schmücken sie ganz besonders. Wir wünschen aber, daß bei solchen Verschönerungsprojecten nicht lange erst berathen werde, ob sie im Süden oder Norden zuerst angelegt werden sollen, sondern daß sie überhaupt, gleichviel wo, schnell in Angriff genommen werden. — Es halten sich gegenwärtig immer noch viele Fremde hier auf, wovon ein großer Theil den Winter über verweilen wird.

Auflösung der Charade in Nro. 276.

Bergmann.

Theater-Anzeige.

Samstag, 7. Oct. Faust, große Oper in 2 Abth., Musik von Spohr.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 278. Sonntag, den 8. October 1843.

Landstuhl.

Wie trauert ihr, gesunk'ne Hallen,
Im heitern Abendlichte dort!
Wohl keinen Jubel hört man schallen,
Längst starb der Minne süßes Wort;
Die Harfen haben ausgeklungen,
Die einst beim frohen Mahl gerauscht,
Und längst hat sie die Gruft verschlungen,
Die ihren Klängen einst gelauscht.

Ihr Hallen, jetzt so leer und öde,
Ihr standet hoch in alter Zeit;
Aus euch erscholl manch' ernste Rede,
Manch' freies Wort der Christenheit;
Des neuen Glaubens Banner wallen
Sah ihr im deutschen Vaterland,
Und ragtet eine Freistätt' Allen,
Die jenem Glauben sich bekannt;

Wohl manchem schwerverfolgten Manne
Habt gastlich Obdach ihr verlieh'n,
Und wahrtet einst vor Acht und Banne
In sturmbewegten Jahren ihn;
Ein Schirm und Hort bedrängter Brüder,
Umstrahlt von lichten Ruhmes Glanz,
So lebte deutschen Sinn's und bieder
In euren Räumen Ritter Franz.

Er taucht empor, ein schönes Zeichen,
Aus trüber Zeit; umringt von Noth,
Sah man den Wackern niemals weichen,
Wo Pflicht und Ehre ihm gebot;
Mit hohem, unverzagtem Muthe,
So stand er in der Feinde Reih'n,
Und warm begeistert, für das Gute
Sah man ihn Schwert und Rede weih'n;

Er sank; mit ihm zu Grab gegangen
Sank deutsches Ritterthum dahin;
Sein Stammhaus fiel, und nimmer prangen
Wie sonst die Zinnen, stolz und kühn;
Nur nackte Wände düster ragen
In's Thal, durch das der Sänger eilt,
Deß Geist noch gern in jenen Tagen
Erprobter Kraft und Treue weilt.

Laßt seine Burg in Trümmer sinken;
Laßt Gras den Hofraum überzieh'n;
So lang noch deutsche Schwerter blinken,
So lang noch deutsche Herzen glüh'n,
So lang noch eine deutsche Cyther
Den Heldenruhm der Vorzeit tönt:
Lebt auch der letzte deutsche Ritter,
Welkt nicht der Lorbeer, der ihn krönt.

Karl Aulenbach.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

IV.

Hajduckenleben.

Der Frühling war gekommen mit allem seinem Reichthume, seinem Sonnenschein und tiefblauen Himmel, seinem frischen Grün und seinen Blüthen, seinem Duft und milden Lufthauch, seinen plätschernden Bächen und seinem Jubel in Busch und Wald..

Manches hatte sich anders gestaltet, seit Manasia in Trümmer fiel, sowohl hier im Thale, wo Jug Bogdan wohnte, als dort in Belgrad; aber der Sturm, den der scheidende Winter über Serbiens Berge jagte, als er dem Frühling weichen mußte, dieser Sturm war ein prophetisches Mahnzeichen, und sein dumpfes Heulen war ahnungsreich für Serbiens kommende Tage.

Neben Jug Bogdan's Blockhaus hatte sich ein anderes erhoben, geräumig und wohnlich. Was war das für ein lieblich Weib, das am Frühmorgen mit dem blanken Becken zur Quelle eilte, um das frische Wasser zu schöpfen für den Gatten, der sich vom Lager erhob?

Es war Melinka, die im Gewande der Frauen einherging. Ihr schönes Gesichtchen leuchtete im Bewußtseyn ihres Glückes, und alle Blüthen des Frühlings ließen ihren Glanz wiederstrahlen auf diesem Antlitz von Milch und Blut.

Digitized by Google

Und ihr Gatte war Czerny-Georg geworden; aber es lag eine finstere Wolke über seiner Stirne, und die Liebe Melinka's zerstreute sie nicht; ja es schien wohl, als stehe vor der Seele ein anderes Bild, lockender als das ihre, das oft seine heiße Sehnsucht anregte.

Melinka ahnete das nicht; aber wenn sie es ahnete? — Kann es die Serbin tragen, daß der Gatte eine Andere liebt?

O, daß es Dir ein Geheimniß bliebe ewiglich, was dort der Saal von Manasia erblickte, arme Melinka, daß Du nie sähest das schwarzbraune Mädchen, nach dem der wilde Czerny-Georg begehret!

Noch störet ihr Glück keine Ahnung, und Iwo sah in diesem eigenthümlichen Wesen Czerny-Georg's nur das Brüten über den Plänen für die Zukunft. Czerny-Georg verschloß Alles in seine Brust, was ihn bewegte.

Aber er hatte Czasla nicht wieder gesehen, und kein Zeichen von ihr war ihm geworden, obwohl er auf seinen Jagdfahrten jeden Zigeuner fragte nach ihr.

In jener Nacht hatte sie aus Mitleid Stepan mit sich genommen und ihn gerettet. Sie brachte ihn mit vieler Mühe bis in die Nähe Belgrads. Sie hatte für ihn gebettelt, daß er nicht hungern mußte, denn überall kannte und haßte man den Knes von Manasia und seinen Abkömmling, den von den Türken zum Knes ernannten Stepan Petrowitsch. Dafür trug sein Herz eine noch glühendere Liebe zu ihr. Und wenn er mit dem Girren dieser Liebe sie quälte, war es ihr sicherstes Hülfsmittel, daß sie sagte, sie wolle ihn nennen dem Volke, dann flehte er um Erbarmen und barg die Gluth seiner wilden Leidenschaft in das Innere, das schier von ihr verzehret wurde.

Endlich erreichten sie Belgrad. Der junge Knes schritt demüthig, erschöpft neben dem lieblichen Knaben hin.

Am eisernen Thore der Stadt hielt sie die Wache an, weil Stepan ihr verdächtig vorkam; indessen auf das dringende Bitten des schönen Knaben gab der gutmüthige Pandur nach und ließ ihn ziehen; so wanderten sie durch die Unterstadt, durch die Palanka, und erreichten endlich die Oberstadt, wo der stattliche Palast in einem großen Viereck von Gebäuden liegt.

Hier stand Stepan stille. Eine Ahnung beengte seine Brust so sehr, daß er keinen Athem zu bekommen im Stande war.

„Ach," sagte er, „Czasla, daß wir draußen wären! Mir ist so bange hier, als fände ich mein Grab."

Czasla lachte ihn aus. „Hier seyd Ihr ja bei Euern Freunden!" sagte sie. „Sollen die Euch tödten, so wäre ihre Freundschaft schlimmer Art."

Es gelang ihr, ihm Muth einzusprechen. Als er in das große Viereck von Gebäuden trat, und zur Pforte der Residenz ging, wo die drei Roßschweife wohl verkündeten, welche Würde der Pascha habe, sah er sich plötzlich nach Czasla um, weil er sie nicht mehr sah; allein sie war spurlos entwichen. Umsonst kehrte er zurück, sie zu suchen — sie war und blieb für ihn unsichtbar.

Betrübt wandte sich der arme Stepan um, und sein Blick irrte rathlos umher. Da stieß ihn ein Türke, daß er fast zur Erde gestürzt wäre, und rief: „Was stehst Du hier, Ghiaur!"

Stepan flehte, zum Pascha geführt zu werden, weil er ihm höchst wichtige Dinge aus Manasia zu melden habe.

Als der Türke Manasia hörte, wohin ein ansehnlicher Theil seiner Orta war detaschirt worden, hielt er doch mit thatsächlichen Aeußerungen seines Hasses ein, und ging hin, ihn anzumelden.

Es währte noch ziemlich lange, bis der verzärtelte, vor Kälte und Hunger bebende Stepan vorgelassen wurde vor den Pascha Muctar von Belgrad.

„Wie?" rief der Pascha aus, als er ihn in dem sehr dürftigen Aufzuge erkannte, „Du bist der Knes Stepan Petrowitsch? Wo ist Dein Vater? Was bringt Dich in dieses Elende hierher? Ist Manasia's Herrlichkeit untergegangen?"

Stepan brach in Thränen aus und zitterte heftig.

„Manasia," rief er dann, „ist gefallen, mein Vater todt und alle Janitscharen niedergemetzelt. Nur durch Czerny-Georg's Schonung bin ich am Leben, um die Trauerbotschaft zu bringen!"

Der Pascha starrte ihn an. „Wie? Hund, was sagst Du, alle meine Janitscharen todt? Mag Manasia, Dein Vater und Du zur Hölle fahren; aber meine Janitscharen! Meine Janitscharen!" — Doch in demselben Momente ermannte er sich wieder.

„Allah ill Allah!" rief er aus, beugte sich tief, schlug an seine Brust und sagte: „Allah akbar! Sprich, Knabe, wie es kam!"

Stepan erzählte nun das Geschehene mit allen möglichen Details; verschwieg aber wohl die Trunkenheit der Soldateska, indeß er die ganze Schuld auf den Verrath serbischer, mit den Hajducken im Bunde stehender Diener warf.

Ruhig hörte ihn der Pascha an. „Gott hat es so gewollt! Er sey gelobt!" sprach er dann, und setzte hinzu: „Das Nächste ist, daß wir es wieder nehmen. Gehe zu dem Bimbaschi von Semendria, Knes von Manasia, er wird Dir auf meinen Befehl, den Du schriftlich erhalten sollst, mit zweihundert Janitscharen folgen, um das feste Schloß zu nehmen."

Stepan zauderte. Der Pascha sah ihn durchbohrend an, und fragte: „Nun, willst Du mehr als das? — "

„Vergebt," sagte er, „ich habe nichts um und an, als diese zerrissene Kleidung. Man hat mich aus meinem Eigenthum hinausgestoßen, und ich habe mich durchgebettelt bis hierher. Kleidet mich, daß meine Blöße bedeckt werde!"

Auf der Lippe des Türken erstarb das harte Wort und wurde zum mitleidigen, obwohl er einen Zug der tiefsten Verachtung nicht bergen konnte.

„Ja," sagte er, „Du bist ein Bild des Jammers. Man muß Dich bemitleiden. Gehe hinaus, man wird für Dich sorgen müssen." Er gab seinen Dienern entsprechende Befehle.

Gebeugt ging Stepan hinweg. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er den Druck des Mißgeschicks, der Armuth, der Niedrigkeit; fühlte ihn mit dem schmerzlichen Bewußtseyn, gegen diese Mächte ohnmächtig zu seyn. Er sah seine Abhängigkeit von der Laune eines brutalen Türken jetzt mit andern Augen an, als früher; denn sie hatte jetzt nicht mehr den Charakter der Freiwilligkeit von seiner Seite, sondern den der unabwendbaren Nothwendigkeit. Zudem hatte der Pascha ganz seine Weise geändert. Seine frühere Freundlichkeit hatte einer brutalen Laune Raum gegeben, deren ganzes Gewicht ihn drückte. Lange Zeit saß er in einem Vorzimmer, ehe man sich seiner erinnerte, und als man dies endlich that, geschah es in einer

Digitized by Google

Weise, welche wenig von der abstach, die etwa gegen einen Bettler beobachtet wurde.

Erst nach einigen Tagen ging der Befehl nach Semendria ab an den Bimbaschi, die Expedition zu leiten; und erst da erschien der Leibdiener des Pascha, und brachte dem Knes Stepan türkische Kleidung, und zeigte ihm an, daß Waffen und ein Roß zu seinem Befehle stehe.

So ritt er dann nach Semendria, wo ihn der Bimbaschi doch freundlicher empfing, als ihn der Pascha von Belgrad empfangen hatte. Eifrig wurde nun der Angriff vorbereitet, aber mit einer Stille und einem Geheimniß, daß Niemand ahnete, was der Bimbaschi im Schilde führte, und an einem frühen Morgen brach das kleine Heer auf, und zog gegen die Ufer der Ressawa.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

II. Tübingen.

Erblickt man, aus dem Schönbuch herabsteigend, Tübingen zum ersten Male von der Stuttgarter Landstraße, so erschrickt man unwillkürlich über die kleinstädtisch-philiströse Physiognomie der Stadt. Fast wie ein Dorf erhebt sie sich aus dem weiten Wiesengrunde, nur Ein Kirchthurm ragt über die Dächer der altmodischen Häuser und Häuschen hervor, die Berge ringsum sind niedrig, oben abgeplattet, sargförmig, und selbst das Schloß Hohentübingen, das sich auf der Südostseite über der Stadt erhebt, schaut mit einer gewissen spießbürgerlichen Breite ins Land hinein. Betritt man das Innere, so wird dieser Eindruck nicht geschwächt. Krumme, finstere Straßen, alte vier- bis fünfstöckige Häuser, nicht etwa malerisch-alterthümlich, sondern in den breitgedrückten, gespreizten Verhältnissen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, fast sämmtlich durch die barbarische Farbenharmonie einer wassergrünen Tünche und rothbrauner Fensterläden noch mehr verunstaltet, zumeist mit großen Guirlanden von frischgewaschenen Hemden, Strümpfen, Tisch- und Betttüchern dekorirt, die an langen Stangen unter den Fenstern zum Trocknen aufgehangen sind — Dies und Aehnliches trägt eben nicht dazu bei, das vortheilhafteste Ensemble hervorzubringen. Tübingens Bedeutung liegt aber auch nicht in seiner Schönheit oder in den Reizen seiner Umgebungen: Tübingen ist reine Universitätsstadt, und blos als solche hat sie Interesse. In der Reihe der deutschen Hochschulen aber ragt sie hervor als eine der originellsten, einflußreichsten. Wir könnten uns die Vergangenheit vor's Auge rufen, wenn wir von Tübingens Einfluß, von seiner hohen Bedeutsamkeit sprechen wollen, blicken wir jedoch lieber auf die Gegenwart. Tübingen ist durch und durch schwäbische Universität: hierin liegt sein Eigenthümlichstes begründet. Ein mächtiger Drang zum philosophischen Denken, ein tiefes, gereiftes Auffassen speculativer Ideen und die hieraus quellende Gemüthsfülle ist der große Vorzug der Schwaben; Mangel an allem empirischen Wissen, eine wahre Wasserscheu vor allen, auch den nöthigsten Gedächtnißsachen — ihre schwache Seite. Auch bei den Gebildetsten findet man daher oft eine tiefe Unwissenheit in den alltäglichsten geschichtlichen oder geographischen Kenntnissen mit einem wahrhaft philosophisch-gereiften Denken gepaart, daß man billig darüber staunen muß. So war denn Tübingen von jeher der Sitz oder Ausgangspunkt großer Denker. Auch der größte Denker unserer Zeit war ein Schwabe, war in Tübingen gebildet; — hier war es, wo ihm die Mauern und die strenge Klosterzucht des Wilhelmsstiftes zu eng wurden, daß er, als die Mähr von der großen Revolution der Franzosen herüber drang, im jugendlichen Uebermuthe mit Hölderlin hinauszuziehen wollte auf die Wiesen, ein Freiheitsbäumchen aufzupflanzen — hier bereitete sich Hegel vor zu seinem spätern weltgeschichtlichen Wirken. Durch ihn und seine Nachfolger aber ward der Universität Tübingen zu Theil, was sie heute noch vor vielen andern bevorzugt: mit dem „Muthe der Wahrheit und dem Glauben an die Macht des Geistes" das Banner des freien Gedankens und der ächten Wissenschaftlichkeit zu schwingen. Die tiefgewurzelte schwäbische — und, wir können wohl auch sagen, deutsche — Gemüthlichkeit aber bewahrte ihre Koryphäen vor dem Extrem, wo freies Forschen in frivole Selbstüberhebung, wo die ächt wissenschaftliche Offenheit und Geradheit in unziemliche Frechheit umschlägt, wo die Befreiung von der Knechtschaft des Buchstabens und längst antiquirter Satzungen marktschreierisch ausgeboten wird, um — beim Lichte besehen — blos der Knechtschaft eines neuen Buchstabens und neuem nicht minder diktatorischen Wortgesetz Platz zu machen. Die würtembergische Regierung hat bei der Besetzung ihrer akademischen Lehrstühle eine preiswürdige Liberalität bekundet, und ganz Deutschland hat es anerkannt; sie wußte es wohl zu beurtheilen, daß die Freisinnigkeit eines v. Baur, Vischer, Zeller, Reiff, Mohl u. A. nicht zum Verderben führe, sondern zum Guten.

Auffallend erscheint es, wenn wir die große Bewegung betrachten, wie sie im Gebiete der Wissenschaft von hier ausging, daß gerade ein Schwabe die ewige Berechtigung des freien Gedankens und seiner großen Consequenzen zum ersten Male in aller Schärfe laut verkündete, und so die zarten, süßen Bande träumerischer Gemüthlichkeit brach, „damit der Geist aus sich selber wiedergeboren, das Herz wiedergewonnen würde — aus seinem eigenen Verluste"; denn von jeher hatten sich die geistigen Strebungen dieses Volkes vorzugsweise ja auf eben jenes Gemüthliche geworfen und in dem Helldunkel poetischer Romantik, oder in der liebenswürdigen Zartheit eines milden Supernaturalismus, in einem ästhetisch-verklärten Mysticismus ihre Befriedigung gefunden. Durch allzu schwere Fesseln aber, die man dem jugendlichen Geiste hier anlegte, ward wohl seine ganze Spannkraft auf den erwähnten Punkt concentrirt, zu so gewaltiger Opposition getrieben. Bulwer sagt einmal: Voltaire wäre ein zweiter Luther oder Calvin geworden, hätte er zur Zeit der Reformation gelebt, so aber wandte sich sein ganzer moralischer Grimm, durch die Jesuiten gereizt, zuerst gegen diese; Druck und Verfolgung, die ihm dafür zu Theil wurden, zeugten dann erst jene tiefe Entrüstung und Bitterkeit, welche freilich zuletzt zur reinen Negation alles Bestehenden ausartete, so daß man sagen konnte, Voltaire habe aus tiefem Moralitätsgefühl die ganze Moral über den Haufen geworfen und sey aus purer christlicher Gesinnung ein rechter Heide geworden. Aehnlich verhielt es sich hier, nur daß die Opposition gegen frühere Philosopheme nicht zu solchem Extrem führte. Dies bringt uns auf ein höchst merkwürdiges, der Universität Tübingen eigenthümliches Institut, aus welchem

Digitized by Google

Hegel hervorging und viele andere bedeutende Männer mit ihm, ein Institut, das wir gerade im Sinne hatten, wenn wir von den Fesseln redeten, die man dem jugendlichen Geiste angelegt. Tübingen besaß und besitzt noch jetzt das sogenannte Wilhelmsstift. Man denke sich ein großes klösterliches Gebäude, auf der einen Seite mit einer hohen Mauer, auf der andern mit einem tiefen Graben umgeben; — nur Ein von einem Portier bewachter Zugang ist den ganzen Tag über offen. Dieß ist der Aufenthalts- und Verpflegungsort einer großen Zahl junger würtembergischer evangelischer Theologen. Ist ein Studirender in diese Mauern aufgenommen, so entsagt er damit den Rechten und Freiheiten der übrigen Studenten, stellt sich unter die eigene, sehr strenge Jurisdiction des Stiftes und verpflichtet sich, mindestens vier Jahre darin zuzubringen. Er bekommt mit Mehreren (je 5 — 6) gemeinschaftlich ein Zimmer, seine Arbeits- und Erholungsstunden sind ihm genau zugemessen, seine Collegien vorgeschrieben, die Fortschritte in seinen Studien werden von den dazu angestellten Repetenten sorglich überwacht und obendrein hat er sich einem dreifachen Examen zu unterziehen: das erste am Ende jeder Woche, das zweite zu Ende des Monats, das dritte beim Schluß des Semesters.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 2. Okt.) Wie man hört, wird auf die Anordnung Ludwig Tieck's am königl. Geburtsfeste der „Sommernachtstraum" von Shakespeare ganz in der Art aufgeführt werden, wie diese Stücke zu Shakespeares Zeiten dargestellt wurden, nämlich ohne allen Aufwand von Dekorationen. Zu Shakespeares Zeiten half bekanntlich ein einfach bemaltes großes Tuch im Hintergrund statt aller Dekorationen aus, und der Phantasie der Zuschauer blieb es überlassen, sich dieses Tuch je nach den verschiedenen Auftritten als Wald oder Schloß, Saal u. s. w. auszumalen. Ob diese einfache Einrichtung aber unserm in Bezug auf Dekorationen so sehr verwöhnten Publikum behagen wird, dürfte wohl zu bezweifeln seyn. Es läßt sich auf der andern Seite allerdings die Ansicht Ludwig Tieck's, daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer dadurch mehr auf das Geistige hingelenkt wird, auch nicht als ungegründet verwerfen.

(Aschaffenburg, im Oct.) Der Schauspiel-Direktor August Friese hat von Sr. Maj. dem König und Ihre Maj. der Königin von Bayern, sowie von Sr. Excellenz dem Obrist Silberkämmerer von Wambolt und vom Stadt-Magistrate zu Aschaffenburg, für die gelungenen Vorstellungen ein nicht unbedeutendes Cadeau (Geldgeschenk) erhalten. — „Die neue Zanchon", „Sohn der Wildniß" und „die Regimentstochter", sind vom königlichen Hof mit Beifall und Auszeichnung beehrt worden.

Hr. Scholz, der beliebte Komiker, ist von seiner Krankheit genesen und wird dieser Tage wieder im Theater an der Wien auftreten.

Museum.

Der erste Museumsabend des Wintersemesters $18^{43}/_{44}$ ist auf Freitag, den 27. Oktober, festgesetzt. Den verehrten Mitgliedern der Anstalt wird zur Kenntniß gebracht, daß die Fortsetzung der literaturgeschichtlichen und dramaturgischen Vorträge des Hrn. Dr. Creizenach und des Hrn. Baison, welche im letzten Semester so allgemein angesprochen haben, zugesichert ist. An großen Musikwerken sollen, außer den berühmtesten Symphonien von Beethoven, zur Aufführung kommen:

Neueste Symphonie (Nr. 3) von Mendelssohn-Bartholdy.
Irdisches und Göttliches, Symphonie für zwei Orchester von Spohr.
Spohr's dritte Symphonie.
Simfonia passionata von Aloys Schmitt.
Neueste Symphonie von Schumann.
Neueste Symphonie von Schnyder von Wartensee.
Neueste Symphonie von Onslow.
Clavierconcerte von Mozart und Beethoven.

Dabei wird in Bedacht genommen werden, dem Publikum des Museums eine große Auswahl von kleineren neuen Gesangsstücken und Liedern vorzuführen.

Diejenigen Personen, welche, ohne Mitglieder der Anstalt zu seyn, an den Museumsabenden Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, sich in Zeiten mit Abonnementskarten versehen zu wollen. Bei dem steigenden Kostenaufwand hat die Bewilligung freier Eintrittskarten ganz aufgehört. Zur Bequemlichkeit für hier verweilende Fremde ist darum die Einrichtung getroffen worden, daß sowohl vor dem 27. Oktober Karten für das angehende Halbjahr zu 11 fl., als auch künftig solche für einzelne Museumsabende zu 1 fl. 30 kr. ausgegeben werden.

Frankfurt a. M., am 6. Oktober 1843.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 8. Oct. Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. Die Composition der Chöre, Melodramen u. s. w. ist von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Letzte Wiederholung der Tragödie.

Montag, 9. Oct. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt): Des Teufels Antheil, Oper in 3 Abth., Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Reim.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 279. Montag, den 9. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

Czasla hatte Stepan in Belgrad verlassen. In einer der allerniedrigsten Schenken der Raizenstadt, unfern des Ufers der Donau, pflegte wohl Tscholmi einzukehren. Vielleicht traf sie ihn hier; vielleicht erhielt sie Kunde von ihm. Sie trat ein mit jener Festigkeit und Dreistigkeit, welche ihr das halbwilde Hordenleben verlieh, und die theilweise in ihrer Eigenthümlichkeit ihren Grund hatte.

Sie fand eine wüste Wirthschaft hier. Da saßen Serben der niedrigsten Stände, Slawaken, Juden, Raizen und Zigeuner, und tranken das entnervende Getränk des Branntweins, das der Teufel seinem Erfinder eingab, um das Menschengeschlecht zu zerrütten.

Auch Tscholmi saß unter ihnen, und trug Angst in seinem Herzen um das Kind, das er allein aus den Trümmern seines einstigen Glückes gerettet. — Er wußte, daß man in dem verworfenen Manasia ihr Geschlecht kannte, daß Stepan sie mit wilder Gluth verfolgte, und doch hatte er sie dort lassen müssen, weil er auf weiten Streifzügen gewesen war, um seines Todfeindes, Jug Bogdan's, Zufluchtsort zu entdecken. Und dies war ihm endlich geglückt. Wie der Fuchs durch das Gekläfte schleicht, um seine Beute zu erhaschen, so war er umhergeschlichen in den Waldgebirgen Serbiens. Dort hatte er Czerny-Georg gesehen, wie er jagend das Wild verfolgte. Es zuckte ihm jeder Nerv, um, wie die wilde Katze, auf das ahnungslose Wild sich zu stürzen, und den abzuschlachten, der in einen Bund mit den Verhaßten getreten war; aber klügere, ja teuflischere Berechnung seiner Rache hielt ihn zurück. Es sollte das Gift langsam in Jug Bogdan's Lebenskelch träufeln; schnell wirkend, hätte es die schwarze Seele Tscholmi's nicht befriedigt.

Müde und matt war er in Belgrad angelangt, um, da noch kein fester Entschluß von ihm gefaßt war, auf irgend eine Weise Gebrauch von seiner Entdeckung zu machen. Er hatte sich überzeugt, daß Czerny-Georg Melinka's Gatte war. Dies gab den Grundstein seines Planes ab; allein nach Manasia zurückzukehren, fand er aus andern Gründen unzuträglich. Die Janitscharen dort blieben ihm ja noch immer als Mittel zu seinem nächsten Zwecke, wenn andere versagten.

Brütend über seinen teuflischen Plänen, saß er in der dunkelsten Ecke des vom Rauche des Tabaks geschwärzten Gemaches. Er hatte das Auge geschlossen, um ohne äußere Störung dem nachhängen zu können, was seine Seele unabläßig und einzig beschäftigte.

Jetzt ging die Thüre auf — und Czasla im männlichen Kleide trat ein.

Fast hätte der Alte laut aufgeschrieen, als er sein blühendschönes Kind so unerwartet eintreten sah. Er bezwang sich jedoch, gab ihr ein Zeichen, welches Czasla schnell verstand, und folgte der sich Entfernenden hinaus. Ein Kämmerlein, wo mancher Streich, der das Tageslicht fürchten mußte, berathen worden war, nahm sie auf.

„Wie kommst Du hierher, Czasla?" fragte brennend vor Neugierde der alte Tscholmi.

„Ich habe Stepan Petrowitsch hierher gebracht.

„Du? Czasla, Du?" fragte im höchsten Erstaunen der Zigeuner.

„Betteind habe ich einen Bettler geführt, Vater; glaubst Du das? —"

„Kind!" rief mit Entsetzen der Alte, „ist Dir ein groß Unglück begegnet, daß Du irre redest, und Knes Stepan einen Bettler nennst?" Er rang die Hände, weil er sie für wahnsinnig hielt.

Czasla lachte laut auf. „Ich war nie klarer im Kopfe als heute, Vater," sagte sie; „aber Du scheinst nichts zu wissen von dem Untergange Manasia's? —"

Immer starrer und fierer wurde Tscholmi's Blick. Er begriff kein Wort von dem, was sein Kind sprach; denn das Alles, was sich in Manasia begeben, lag in jener Zeit, wo er von seinen Wanderungen nach Belgrad auf weiten Umwegen zog.

„Czerny-Georg," sagte sie, und eine leichte Röthe flog über das Gesicht des Mädchens, das bei aller Rohheit der Erziehung und des Lebens dennoch einen Rest von jener Weiblichkeit bewahrt hatte, die als gewaltiger Damm dem Andrange des Unsittlichen wehrt, „Czerny-Georg überfiel Manasia, schlachtete die Janitscharen, und in dem Kampfe fiel sein Vater. Es war eine schauerliche Nacht, die einem Tage folgte, der in der wildesten Rohheit hingelebt worden war. Ich hatte die Burg nicht verlassen können, und schlich mich Abends auf mein stilles Kämmerlein, das ich fest verschloß. Niemand störte meine Ruhe, denn Niemand kannte mein Geschlecht, als der

Digitized by Google

Knes und — sein Sohn, der Stepan. Da erwachte ich plötzlich unter dem furchtbarsten kriegerischen Lärmen. Schüsse knallen, Säbel klirren, die Verwundeten ächzen, die Streitenden brüllen — kurz, ich sage Dir, daß es mir war, als wäre die Stunde da, wo auch ich sterben müßte. In dieser Zeit namenloser Angst klopfte Stepan an meine Thüre. Der feige Bube hatte nicht den Muth, zu kämpfen; er suchte Schutz bei mir, dem wehrlosen Mädchen, das er oft genug verfolgt hatte. Während er auf der Schwelle jammerte, war der Sieg für die Hajducken entschieden, und ich berechnete, daß er mir eher nützen könne, als ich ihm, so schloß ich ihm auf, und bald darauf fand uns der alte Ossip, und schleppte uns zu seinem Herrn, der im Saale brütend über Gräuelhaftem auf dem Divan mehr lag, als saß. Es mochte ihm der Tod des eigenen Vaters doch zu Herzen gegangen seyn, denn er sah und bemerkte unsern Eintritt kaum."

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Dafür nun bekommt der Studirende Alles unentgeldlich gestellt (nur die Collegiengelder und seine Kleidung hat er zu bezahlen, — letzteres erst seit einigen Jahren —), muß jedoch, falls er wegen eines Vergehens ausgewiesen wird, für alles Erhaltene Rückzahlung leisten, welche gewöhnlich im Ganzen zu 200 fl. auf's Semester berechnet wird. Hieraus nun läßt sich einestheils leicht erklären, warum Würtemberg mit evangelischen Theologen so sehr überfüllt ist, denn Jeder, der es einmal bis zum Studenten gebracht hat, wo sonst gerade die schwersten Ausgaben beginnen, ist damit schon versorgt und untergebracht; anderntheils aber auch, warum gerade ein so eigenthümlich abnormer Studententon auf dieser Hochschule herrscht. Es läßt sich nämlich leicht denken, daß die jungen Leute im Stift, wenn einmal die Glocke Nachmittags ihre zwei genau zugemessenen Feierstunden verkündet hat, nicht etwa auf einen Spaziergang sich begeben, sondern recta via in die verschiedenen Kneipen; — denn sie wollen doch auch die Süßigkeiten des akademischen Lebens schmecken. Nun gilt es aber in den kargen zwei Stündchen die nicht vergönnten Genüsse eines vollen vier- bis fünfstündigen Kneipabends nachzuholen. Das Resultat davon läßt sich berechnen, auch ohne daß man im Wahrscheinlichkeitscalcul tiefe und gründliche Studien gemacht hat. — Der nachtheilige Einfluß jedoch erstreckt sich noch weiter als auf Kopf und Magen der geplagten Stiftsbewohner; denn da diese immer einen bedeutenden Theil der Studirenden ausmachen (auch die katholische Fakultät besitzt ein ähnliches, wo möglich noch klösterlicheres Institut), so leidet das sociale Leben der ganzen Hochschule darunter, und ein höchst philiströser, ungemüthlicher Ton, der sich allmählig bei fast allen Gelegenheiten, wo ächt burschikose Elemente nur vorwalten sollten, eingeschlichen, ist die nächste Folge davon. Ein gewisses egoistisches Absondern des Einzelnen und der damit verbundene Ruin aller geselligen Vereine hat sich seit wenig Jahren mehr und mehr geltend gemacht; so wie es aber im Mittelalter gerade das Zunft- und Gildewesen war, welches den Handwerksstand als solchen zu Flor und Glanz emporhob, so hier die Corporationen der Studenten, vorausgesetzt, daß nur sociale Interessen ihnen zu Grunde liegen. Mit dem Falle der Gilden sank Einfluß und Ansehen des Handwerkerstandes: so wird auch die eigenthümliche Färbung des Studentenlebens verlöschen, wenn jene Körperschaften vertilgt werden sollten. Ob freilich die letzteren in ihrer gegenwärtigen Gestaltung geradezu zu rechtfertigen seyen, ob nicht vielmehr ganz unzeitgemäß und einer Reform von Grund aus bedürftig, ist eine andere Frage, deren Erörterung jedoch zu weit führen würde. Der Satz wenigstens steht fest (so fest, daß er längst trivial geworden): unser heutiges Studentenleben ist himmelweit verschieden von dem vielgepriesenen jener goldenen alten Tage, die man immer noch vergebens nachäfft, die man wiedergewonnen zu haben wähnt, wenn man kleine Aeußerlichkeiten (jetzt ganz bedeutungslos) mit großer Ernsthaftigkeit wieder hervorzieht, nicht bedenkend, daß die neue Zeit auch Keime zu — einer neuen Burschikosität in sich tragen muß! Oder ziehen denn noch jene bemoosten Häupter mit dem Schläger an der Seite durch die Straßen? ach nein, die Polizeidiener würden sie wohl bald in sichere Verwahrung bringen; — steigt der flotte Bursch etwa noch im Schlafrocke, die Pfeife im Mund, den großen Hund an der Leine führend, ins Colleg, wo oft die Bestie genau so viel von des Professors Gelahrtheit mit nach Hause nahm, wie der Herr Studiosus? Behüte Gott, die Pedellen würden ja sogleich Hund und Herrn zum Hause hinaus weisen; — werden etwa noch jede Nacht Schurren und Nachtwächter und Philister geprügelt? — wenn's hoch kommt, jedes halbe Jahr Einmal und dann stehen auch sicher schon nach vierzehn Tagen die betreffenden Relegationen am schwarzen Brett; muß vielleicht der Fuchs noch dem alten Hause jeden Morgen die Stiefel putzen und die Kleider ausklopfen? Bewahre der Himmel! Die Füchse haben sich emancipirt, sie schreien nach einem allgemeinen Ehrengericht, reden viel von allgemeiner Studentenschaft und Studentengleichheit. Wo werden denn noch die Commerce im Sommer auf offenem Markte gehalten und im Winter im Rathhause? wie's in dem alten Burschenlied heißt:

„Ubi sunt gaudia?
Nirgends mehr denn da,
Wo die Burschen singen
Selecta cantica
Und die Gläser klingen
Villae in curia:
Eija! wären wir da!"

Jetzt fährt man vier, fünf Stunden weit in die nächste Stadt, um nur ungenirt seyn zu können. Ein „Pereat", „Licht weg!" u. dergl. mit obligatem Fenstereinwerfen geht wohl des Abends noch durch die Straßen? Ja Prost die Mahlzeit, das gäbe vollends gar relegatio cum infamia. — Kurz die alte Burschenherrlichkeit ist geschwunden, — ich glaube, man kann sagen, es ist gut, daß sie geschwunden ist — und wenn noch hier und da leise Nachklänge aus jener Zeit auf unseren Hochschulen vernommen werden, so schauen sie schier wie wunderliche Ironie und Persiflage aus den neuen Verhältnissen hervor. Oder ist es anders, wenn z. B. unsere jungen Elegants, mit feinen, blassen Theegesichtern, in den zarten Manschettenhändchen das Bierglächen emporheben und mit ihrer sentimentalen Mondscheinstimme den colossalen alten Humpengesang anstimmen:

„Solche Brüder müssen wir haben,
Die versaufen, was sie haben:

Digitized by Google

Strümpf' und Schuh',
Strümpf' und Schuh',
Laufen dem Teufel darfuß zu!"

Solches paßte nur für jene alte Helden mit dem donnernden „teutonischen" Bierbaß, die mit kräftigen Faustschlägen auf dem dröhnenden Tisch accompagnirten und zwei Maß starkes Lagerbier voraus und hintennach schickten statt Ritornell und Coda.

O alte Burschenherrlichkeit,
Wo bist du hingeschwunden!
Nie kehrst du wieder, gold'ne Zeit,
So froh, so ungebunden.
Vergebens spähe ich umher,
Ich finde deine Spur nicht mehr!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Billet der Rachel.) Kürzlich figurirte ein seltsam Aktenstück bei einer gerichtlichen Verhandlung, die einem Betrüger galt. Dieser hatte nämlich unter dem Namen eines Grafen Montdragon die berühmteste Schauspielerin Frankreichs zu einer Mahlzeit in seinem Hotel eingeladen, während er selbst in dem Dachstübchen seiner Mutter, einer armen Höckerin, hauf'te. Dem. Rachel hatte ihm auf die Einladung Folgendes erwiedert: „An Herrn von Montdragon. Ich bedauere, daß Sie mehre Male umsonst in das Hotel du Nord sich verfügt haben; allein ich bin der Meinung, daß jeder Mann von Geist die Zurückgezogenheit billigen wird, die mir nicht erlaubt, Personen bei mir zu empfangen, bevor ich die Ehre habe, sie zu kennen. Sie sehen, mein Herr, daß man meiner Handlungsweise keine falsche Deutung geben kann; Künstler sind der Ruhe und Sammlung nur zu sehr bedürftig. Dieß letztere Motiv legt es mir besonders auf, allen Einladungen auszuweichen; meine Gesundheit, überdies noch ein stärkeres Motiv, möge mich entschuldigen, daß ich Ihre liebenswürdige Einladung ablehne. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Achtung. Rachel."

(Chateaubriand.) Selten wird es einem Schriftsteller wohl so gut, die Freuden der Unsterblichkeit hier schon zu kosten, wie Chateaubriand. Er steht nicht, wie das Sprichwort sagt, schon mit einem Fuße im Grabe, sondern schon darüber hinaus. Im Jahre 1828 hatte Hr. v. Chateaubriand an den Maire von St. Malo, seinem Geburtsorte, geschrieben: er wünsche einen Platz am Meere, den er näher bezeichnete, gerade so groß, als sein Sarg dereinst einnehmen würde, zum Begräbniß. Allein der Maire antwortete, daß das Terrain dem Geniekorps gehöre, und er nicht darüber schalten könne. Am 23. August 1835 gelang es endlich dem Maire, die Stelle vom Kriegsministerium abgetreten zu bekommen. Nun traten hundert Bürger zusammen, und brachten viertausend Franken auf, um die Kosten des Grabes für ihren berühmten Mitbürger zu bestreiten. Jetzt ist Alles fertig. Das Grab ist in einen ungeheuren Felsen gegraben worden; oben steht ein Kreuz aus Granit. Die Lage ist so, daß man nur bei Ebbe dorthin gelangen kann; allein man erblickt das Kreuz weit im Meere. Alle Tage, zur Zeit der Ebbe, ziehen Pilger in Masse zu Chateaubriand's Grabe und nehmen eine Pflanze oder ein Steinchen von der letzten Wohnung des Dichters zum Andenken mit. Das Meer und die es umgebenden Riesenfelsen rufen eine andächtige Stimmung hervor. Chateaubriand nimmt indeß ein gesundheitbeförderndes Bad an einer südlichen Küste. (Lew. Cur.)

(Im Rachen eines Wallfisches.) Der Dreimaster Ville-du-Havre kreuzte bereits seit einem Monate bei der Insel Isaa-Na-Nawi in der Südsee, und trotz der günstigsten Anzeichen wollte kein Wallfisch zum Vorschein kommen. Endlich gewahrte einer von den Harpunieren an Bord einen Wallfisch; der Capitain ließ vier Schaluppen bemannen, und das Ungeheuer wurde glücklich erreicht, ehe es niedertauchte. Dem Harpunier, welcher die Beute zuerst gesehen, stand das Recht und die Ehre zu, den Wallfisch zu harpuniren, und er warf die Harpune mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß sie dem Fische tief im Rücken sitzen blieb. Aber der Schmerz versetzte das Thier in eine solche Wuth, daß es mit dem Schwanze zuschlug und gerade die Schaluppe zertrümmerte, in welcher sein Todfeind saß. Rasch drehte der Wallfisch sich um, riß den Rachen auf, und schnappte den Harpunier im Todeskampf am Beine. Zum Glücke ging es mit dem Ungethüm zu Ende. Aus dem Rachen des Wallfisches befreit, wurde der Matrose an Bord der Ville-du-Havre gebracht, wo ihm der Wundarzt das Bein über dem Knie abnehmen mußte. Als die Amputation, welche der Matrose mit stoischer Ruhe ertrug, vorbei war, forderte Pierre ein großes Glas Gin. — „Nun, Pierre", fragte der Capitain den Patienten, „was dachtest du denn, als der Wallfisch dich im Rachen hatte?" — „Auf Ehre, Capitain", brummte der Harpunier, „ich dachte, daß er wenigstens sechzig Barils Thran geben müsse!"

(Paris.) Im Circus wird der Don Quixotte auf's prächtigste in Scene gesetzt. Das Stück wird nur zwei Akte haben; allein diese enthalten dreizehn Tableaux, welche eben so komisch als prachtvoll die heiteren und wunderbaren Abenteuer des Helden der Mancha den Zuschauern vor Augen stellen.

Korrespondenz.

Berlin, 2. Oct.

Es werden jetzt täglich die Auctionen aus dem Nachlasse des Prinzen August fortgesetzt und es sind bereits außerordentlich große Vorräthe von Gegenständen der Equipagen, von Utensilien und von Weinen, und namentlich die letzteren nicht zu sehr hohen Preisen, veräußert worden. Künftige Woche werden auch die zahlreichen Ameublements und die kostbaren Gemälde, das Tafelgeschirr, die Gold- und Silberservice, Juwelen u. s. w. an die Reihe kommen. Unter den Gemälden sollen sich viele sehr seltene und werthvolle Gegenstände befinden. Uebrigens stellt es sich jetzt sehr deutlich heraus, daß der überaus große Grundbesitz des hohen Verewigten, mit Ausnahme der Herrschaft Prillwitz in Pommern und eines Rittergutes in der Neumark, nicht Privateigenthum war und somit auch wieder der Krone anheim fällt, die zur Administration desselben die bisher bestandene prinzliche Kammer nach wie vor beibehält. Ueber das Palais, welches der Prinz bewohnte, scheint noch nichts definitiv entschieden, und obgleich die Bureau's der Generalinspection der Artillerie in demselben befindlich sind, wird doch dem Vernehmen nach der neue Generalinspektor Prinz Adalbert seinen Wohnsitz aus dem königl. Schlosse nicht in dies jetzt verwaist'te Palais, sondern in das Gartenschloß Monbijou verlegen. Dies letztere war ursprünglich eine Meierei der Ge-

Digitized by Google

mahlin des großen Kurfürsten; König Friedrich I. schenkte es seinem Günstling, dem Grafen von Wartemberg; nach dessen Fall kam es an die Mutter Friedrich's des Großen, an die Königin Sophia Dorothea, die es nach ihrem Geschmack ausbauen und verschönern ließ und der neuen Schöpfung den Namen „Monbijou" gab. Als merkwürdig in der Geschichte dieses Schlosses steht der Umstand, daß es Peter dem Großen während seiner Anwesenheit in Berlin zur Wohnung diente und man zeigt noch jetzt das Zimmer, in welchem der Czaar, der, wie bekannt, eine große Fertigkeit in den mechanischen Künsten besaß, einen Stockknopf aus Elfenbein drechselte, den er seinem königl. Wirth Friedrich I. als Geschenk verehrte. In diesem Augenblick befinden sich noch einige Kunstsammlungen, wie das ägyptische Museum, das ethnographische Kabinet und die Sammlung der vaterländischen Alterthümer in diesem Schlosse bis zu ihrer Uebertragung in das im Bau begriffene neue Museum. — Unsere Wintervergnügungen, die durch den Brand des Opernhauses in Beziehung auf die Vorstellung großer Tonwerke und die Abhaltung von Redouten sehr beschränkt sind, beginnen bereits den 1. Novbr. durch die schon angekündigte Eröffnung der Salons einiger unserer Minister an gewissen Tagen der Woche. — Bei der gestrigen Vorstellung der Oper „die Hugenotten" vermißte man doch in Beziehung auf die Scenerie Vieles, was man im Opernhause zu sehen gewohnt war und bedeutend für das Ermüdende der langen Oper entschädigte. Im Laufe dieser Woche beginnen auch die Vorstellungen der französischen Schauspielergesellschaft im Konzertsaale des Schauspielhauses, der dadurch nun aber weniger zu seinem eigentlichen Zwecke, so wie zu Ballfesten wird benutzt werden können. Die Direktion unserer sekundären Bühne in der Königsstadt ist gegenwärtig in doppelter Verlegenheit. Erstens wollen die Leistungen der neuen italienischen Operngesellschaft durchaus nicht allgemein ansprechen und zweitens ist sein Repertoir der Posse, des Lustspiels und der deutschen Oper sehr beschränkt durch den Umstand, daß Mad. Beckmann, die Gattin des beliebten Komikers, die in vielen Stücken, worin dieser seine Hauptrolle hat, mit beschäftigt und schwer zu ersetzen ist, krank in Baden bei Wien zurückgeblieben ist. — Das Colisseum, eins der Hauptvergnügungsörter der mittleren und niederen Stände, scheint nicht wieder aus der Asche empor zu steigen. Sein Besitzer, wegen des Brandes in einem bösen Criminalprozeß befindlich, ist noch in persönlicher Haft. Der neue Wintergarten, der in mancher Beziehung das letztgenannte Etablissement ergänzen soll, wird erst künftiges Jahr vollendet werden. Auf diese Weise haben wir nicht mit Unrecht eine Beschränkung der zu erwartenden Wintervergnügungen durch den Brand des Opernhauses, wie durch das Zusammentreffen verschiedener anderer Umstände angeführt.

Mainz, 5. Oct.

Eine in dem gestrigen Wochenblatte erschienene Bekanntmachung der hiesigen Bürgermeisterei wegen Vertilgung des Frostnachtschmetterlings, eines für die Landwirthschaft höchst schädlichen Insekts, das sich hier und in der Umgegend immer mehr verbreitet, verdient ihrer Zweckmäßigkeit wegen die Beachtung des größern Publikums. Der Schaden, heißt es daselbst, den die landwirthschaftliche Zeitschrift bei längerer Sorglosigkeit gegen den Frostnachtschmetterling in den letzten Jahren in Aussicht gestellt hat, ist leider in gegenwärtigem Jahre in vielen Theilen des Großherzogthums in sehr großem Maße eingetreten; Tausende von Bäumen standen verheert durch dieses so winzige Insekt da, während sie das lachendste Bild des reichsten Obstsegens hätten darbieten können, wie überall, wo man sich das bischen Mühe mit Beschützung der Bäume durch die bekannten Baumgürtel nicht verdrießen ließ. Der Schaden ist nun einmal da, nehme man eine Lehre daraus und suche man ihm wenigstens für die Zukunft vorzubeugen. — Wie dies geschehen kann, werden nachfolgende Zeilen an die Hand geben: Das einfachste Mittel, den Frostnachtschmetterling los zu werden, ist wohl das, daß man dem Weibchen, welches in die Tragknospen seine Eier legt, dahin aber nur zu Fuß gelangen kann, den Weg dahin durch Anlegen eines mit klebrigen Stoffen überzogenen Gürtels versperrt. Eine Salbe unmittelbar an den Baum gestrichen, würde diesem schaden, deshalb nimmt man zur Aufstreichung einen 6 Fuß breiten Streifen starken Papiers, legt denselben fest an den Baum an, nachdem man alle Unebenheiten entfernt hat, und bindet ihn fest. Der klebrige Stoff, mit dem man das Papier bestreicht, darf weder zu dünnflüssig, noch zu fest seyn, da er im ersten Fall abfließen, im zweiten zu bald abtrocknen würde und der Anstrich zu oft wiederholt werden müßte. Am haltbarsten hat sich bis jetzt eine in den hiesigen Apotheken zu erhaltende Salbe bewiesen, die aus 1 Pfund Colophonium, 12 Loth Terpentinöl, 24 Loth Brenn- oder Leinöl, auch Repsöl, die zusammen gekocht werden, besteht. Das Bestreichen des Gürtels geschieht mittelst eines Borstpinsels. Vom September bis zum Dezember muß man auf die Gürtel wachsam seyn und dieselben wenigstens zweimal in der Woche überstreichen, damit sie stets klebrig sind und weil sonst die Leichen der hängengebliebenen Schmetterlinge als Brücke dienen, um dennoch zur Krone des Baumes zu gelangen. Daß man Baumstützen, Leitern u. dgl. nicht stehen lassen darf und alle Aeste der benachbarten Bäume, die überhängen, mit Gürteln versehen oder entfernen müsse, versteht sich von selbst. Sehr zu empfehlen ist, im Monat Januar beim Abnehmen der Bänder die darunter befindliche Stelle des Stammes stark abzukratzen und das Abgekratzte zu verbrennen, weil viele Insekten, die durch den Gürtel abgehalten wurden, weiter zu gehen, hier ihre Eier in die Rinde legen.

Mainz, 6. Oct.

Gestern früh nach 10 Uhr wurde ein anständig gekleidetes Frauenzimmer, die mit dem Dampfboote hier eingetroffen war und sich nach ihrem Wohnorte K... heim begeben wollte, auf der Rheinbrücke arretirt und in das hiesige Arresthaus gebracht. Wie man vernimmt, so hatte dasselbe auf dem Boote einer fremden Dame eine bedeutende Geldsumme entwendet und wurde im Besitze derselben gefunden. — Die seit dem Anfange dieses Monats so günstige Witterung belebt unsere Weinbergsbesitzer mit neuen Hoffnungen. Es ist auffallend, wie die Trauben sich in den letzten Tagen so gut gemacht haben; in allen Weinbergen trifft man zeitige in Menge an, was noch am Ende des vorigen Monats zu den Seltenheiten gehörte. Da das Holz nun zeitig ist, so macht sich die Reife auch viel schneller als früher und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn wir während dieses Monats Nebel, Regen und Sonnenschein wie in den ersten Tagen abwechselnd behalten, wir, wie im Jahre 1831, doch einen guten Wein machen werden. Viel gibt es jedenfalls, vielleicht noch einmal so viel, als im verflossenen Jahre. — Der Bericht über die Preisvertheilung des hiesigen Gartenbauvereins, der in der Didaskalia vom 29. Sept. befindlich ist, hat zu Reklamationen von Seiten einiger Personen Veranlassung gegeben, welche Preise erhalten haben, aber dort nicht genannt worden sind; wir bitten daher die verehrliche Redaction um Aufnahme des Verzeichnisses aller, welche dergleichen bekommen haben. Den ersten Preis erhielt der Handelsgärtner He. J. Schmelz von Mainz für die neuesten und schönsten Dahlien; den zweiten die Handelsgärtner Herren Gebr. Wardner für die Dahliensämlinge; den dritten Hr. Präsident Humann für die sechs schönst blühenden Pflanzen; den vierten der Handelsgärtner Hr. Franz Hock für die schönst blühenden Dahlien in Töpfen; den fünften Hr. Rau, Handelsmann von hier, für die schönste Sammlung von Sommergewächsen; den sechsten Hr. Mölinger von Monsheim für die schönste Sammlung von Obst; den siebenten Hr. Schwab von Speier für die schönsten Pfirsiche; den achten Hr. Braum von Sonnenheim für die schönste Sammlung von Gemüse; den neunten Hr. Boland, Handelsgärtner von Mainz, für die schönsten Melonen. Die Anordnung der Ausstellung rührte von einigen Herren Gärtnern und Mitgliedern des Vereins her.

Theater-Anzeige.

Montag, 9. Oct. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt): Des Teufels Antheil, Oper in 3 Abth., Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 280. Dienstag, den 10. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

„Als ihn Ossip aus seinen argen Träumen weckte, fiel sein Blick auf Stepan. O, dieser Blick war vernichtend. Ich erwartete, daß er ihn niederstieß. —"

„Weißt Du auch, Czasla, daß der Bube viel weniger nicht an ihm verdiente?" bemerkte Tscholmi. —

Czasla zuckte die Achseln. „Desto rühmlicher für Czerny-Georg ist es," fuhr sie fort, „daß er so schonend gegen ihn verfuhr. Harte Worte sagte er ihm; dann ließ er ihn hinausstoßen in die finstere Nacht."

Sie schwieg einigermaßen verlegen. Tscholmi merkte das. „Und wie erging es Dir? Kind, rede doch, ich brenne vor Verlangen," sagte er. —

„Die Vorgänge hatten mich so angegriffen mit dem langen, regungslosen Stehen, daß ich plötzlich ohnmächtig umsank. —"

„Wie? Du?" fuhr Tscholmi auf.

„Und — in seinen Armen erwachte ich — als —"

Tscholmi sprang krampfhaft bebend auf.

„Als er meinen Mund mit glühenden Küssen bedeckte," ergänzte das Mädchen, mit Gluth übergossen.

„Und Du litteſt das?" fragte zornig der Vater.

„Wer sagt das?" gegenfragte Czasla mit beleidigter Würde. „Obgleich er der schönste Mann ist, den ich sah, so stieß ich ihn doch von mir; aber er bekannte mir seine heiße Liebe. Ich erinnerte ihn an Melinka, allein diese Erinnerung blieb erfolglos. Endlich war ich genöthigt, meinen Dolch zu ziehen. —"

„Deinen Dolch? Kind, ich hoffe, Du hast ihn nicht gebraucht?" fragte angstvoll Tscholmi. —

„Nein," sagte darauf Czasla. „Dies machte ihn so bestürzt, daß er mich losließ, und ich entfloh. Er wollte mich verfolgen; allein die tiefe Dunkelheit der Nacht, die Unsicherheit, welche Richtung ich genommen, und der Lärm der berauschten Hajducken gaben mir Sicherheit. Ich wählte weite Umwege und kam glücklich aus dem Schlosse, denn nicht ein Mal die Brücke hatten sie aufgezogen, und Alle waren sie völlig trunken. Niemand sah mich. Du kannst Dir wohl denken, daß ich nicht säumte. — Auf dem Wege, den ich, der Ressawa folgend, nahm, fand ich den halberfrornen Stepan, den ich bettelnd hierher brachte, wo ich ihn, meiner Sicherheit wegen, verließ."

Tscholmi saß da und senkte den Kopf in ernsterem Sinnen; unangenehm aber waren jedenfalls die Vorstellungen seiner Seele nicht; denn es glitt von Zeit zu Zeit, wie herbstliche Sonnenblicke durch die Massen und Schichten des Gewölkes dringen, das den Horizont umlagert, ein heiteres Lächeln über seine tiefgefurchten, gelbbraunen Züge. Diese Heiterkeit aber war der Art, daß sie Jedem, der sie beobachtete, einen Schauder einflößen mußte, weil etwas so durch und durch Dämonisches darinnen sich manifestirte, und Jeder fühlte, das sey eben nicht die Heiterkeit des Frohsinns, sondern die gelungener boshafter Plane und wilder Rache.

In des alten Zigeuners Seele stand nun auch schon sein Plan fest. Er mußte nur den Boden noch genauer prüfen und kennen lernen, ehe er damit vorschritt und weiter baute.

„Du sagteſt," hob er endlich vertraulich an, „Czerny-Georg sey der schönste Mann, den Du gesehen; ist das wirklich so? Ich sah ihn nur aus der Entfernung."

„O gewiß, Vater," rief das Mädchen mit glühender Begeisterung, welche deutlich genug davon sprach, wie theuer er ihrem Herzen geworden.

„Und er fand auch eben so schnell, daß Czasla das schönste Geschöpf ist, welches ein Männerauge in ganz Serbien, vielleicht noch weiterhin suchen mag," sagte Tscholmi.

Ob Scham oder Zorn oder beide zugleich die Quelle der Gluth seyen, welche Czasla's Wangen bedeckte, blieb bei ihrem verwunderten Schweigen einige Augenblicke zweifelhaft. —

„Vater!" rief sie plötzlich aus, „sind das Reden, die Dir ziemen? Was willst Du damit?"

Tscholmi lachte. „Spiegel hast Du keine, als die Quellen, Chasla, und die Augen junger Burschen. Beide sind oft untreu, weil jene sich trüben, und diese von Begierden unklar sind. Dürfte nicht ein Mal Dein Vater Dir als lautester Spiegel gelten? —"

„Nein! Nein!" rief das Mädchen, „das klingt mir, als ob der Teufel lache! —"

„Du vergiltst mir ganz vortrefflich," lachte Tscholmi; „aber das steht fest, Du hast ihm gefallen, er Dir. Ich habe nichts dagegen, wenn er Dein Gatte wird, Czasla. Du mußt ihm aber die dumme Melinka vergessen machen, und das ist leicht."

Durch des Mädchens Herz zuckte ein gemischtes Gefühl. Es war in dem Worte eine Welt voll Wonne für sie, aber auch in der Weise, wie es der Vater aussprach, etwas so tief

Digitized by Google

und eigenthümlich Verletzendes, daß sie es nicht klar hätte ausdrücken können, wohl aber fühlte sie es sehr tief.

„Denke nach, wie Du das machen willst," sagte Ascholmi, und stand auf. „Ich muß erkunden, was der Pascha thun wird wegen der Niederlage in Manasia. Er ging und ließ das Mädchen seinen eigenen Gedanken und Empfindungen, die es heftig bestürmten. —

Sie saß noch lange da und träumte wachenden Auges, und fühlte noch ein Mal die Seligkeit seiner Küsse, unter denen sie erwacht war. Sein Bild stand, mit allem Reize männlicher Schönheit geschmückt, vor ihrer leidenschaftlichen Seele. Ihn wieder zu sehen, war ihr glühendster Wunsch.

Vielleicht eine Stunde war verflossen, und Czasla allmählig in einen tiefen Schlaf gesunken, da stürmte Ascholmi herein und weckte die Entschlafene aus ihren süßen Träumen.

„Auf!" rief er, „auf, Czasla! Czerny-Georg drohet Verderben in Manasia. Der Bimbaschi von Semendria zieht mit Macht gegen das Schloß, um es wieder für Knes Stepan zu erobern. Wehe ihm, wenn er noch im Schlosse ist! —"

Aus ihrem sanften Schlafe fuhr die Erschreckte auf, und hörte staunend des Vaters Botschaft.

Sie mußte erschrecken auf diese Kunde. —

Was sollte sie thun? — Der Entschluß war schnell gefaßt. Kundig der Wege durch das Dickigt der Wälder, wollte sie auf dem kürzesten Wege nach Manasia eilen, um den zu warnen, den ihre Seele liebte, mehr als das Leben.

„Aber, Czasla, wenn er nun nicht in Manasia wäre?" fragte Ascholmi. „Wie dann, mein Kind, wie dann? Es ist sogar zu vermuthen, daß er — bei Melinka ist."

Bei der Nennung des Namens Derjenigen, die mit ihr um Czerny-Georg's Liebe buhlte, fuhr ein Messer durch ihr Herz. Sie erbleichte.

„Du mußt dorthin, dort findest Du ihn sicher, wo sie wohnt."

„Wo ist der Ort?" fragte sie zerstreut.

„Wende Dich von der Ressawa rechts, wenn Du in Manasia bist, und folge dem Bächlein, das die Mika heißet, in das tiefste, schluchtige Gebirge. Wo es am zerklüftetsten ist, findest Du an einer Edeltanne mein Zeichen. Von hier aus wendest Du Dich links, und dringst in das schauerlich zerklüftete Gebirge, einem rieselnden Bächlein folgend, das in die Mika fällt. Immer in gleicher Richtung vorwärtsdringend, erreichst Du endlich einen tiefen Thalkessel, von hohen Felsen und dunkelm Walde umgeben, dort wohnt er bei Jug Bogdan, bei Iwo und Melinka."

„Ha, das ist Dein Todfeind! Vater, warum hassest Du den blinden Mann so? Rede endlich Wahrheit! —"

„Recht, Kind, daß Du fragst, damit Du Melinka hassen lernest," rief der Zigeuner mit wuthbebender Stimme aus, und setzte sich nieder, daß er sich sammle zur Erzählung. Czasla harrte mit großer Spannung einer Erzählung, die ihr Dinge aufklären sollte, deren entsetzlichen Zusammenhang sie wohl manchmal ahnete, aber dennoch niemals begriff.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

III. Graf Eberhard's Weißdorn.

„Und als Graf Eberhard aus Palästina zurückgekehrt war, pflanzte er auf dem Einsiedel bei Tübingen einen Weißdorn und — eine Adelsschule; den Weißdorn aber hatte er aus dem gelobten Lande mitgebracht", — so erzählt naiv, nur etwas allzu bündig, ein alter schwäbischer Chronist. Uhland hat des Grafen Weißdorn besungen, und wohl Tausende haben an seinem zarten, anmuthigen Gedichte sich erfreut und wissen's nicht, daß der Weißdorn noch steht und ein starker, stattlicher Baum geworden ist. Aber weiß es denn etwa der Schreiber dieses oder sonst Jemand mit Gewißheit? Nein! doch die Sage wenigstens hat uns von Geschlecht zu Geschlecht herübergeflüstert, dies sey das Reiß, welches der Graf auf seinem Eisenhute aus dem heiligen Lande heimgetragen, das Reiß, das er mit eigner Hand gepflanzt. Die Illusion ist ja so schön, unter dem Baume zu sitzen, der aus dem Reißlein emporsproßte, warum sollten wir's uns verleiden lassen? Und wenn nun auch die arge Kritik käme und bewiese, der Baum sey nicht über 200 Jahre alt, er sey aber vielleicht ein Absenker von dem ursprünglichen, was kümmerte uns das? Der alte Zweig selber kann und soll es doch nun einmal nicht seyn, da gilt es nun doch auch wohl gleichviel, ob Kind oder Enkel, wenn nur die Abstammung in gerader Linie ist.

Dieser frische, kräftige Sproß eines frischen, kräftigen Zeitalters (nur die mystische Verschwommenheit der sogenannten Romantiker hat uns das in der Spiegelung ihrer Weltansicht getrübte Mittelalter so modern-nebulos vor Augen geführt, daß unser verwöhnter Blick die plastischen Umrisse jener Zeit nur mühsam zu finden und zu fassen vermag), jener kräftige Sproß wurde zum guten Glück durch seine charakteristischen nächsten Umgebungen von den Emblemen des modernen Materialismus getrennt, die diesem geweihten Orte alle Poesie geraubt haben würden. Der „Einsiedel" nämlich, einst das glänzende Lustschloß der alten schwäbischen Grafen und Herzoge, ist gegenwärtig in einen Oekonomie-Hof verwandelt, aber rings um Graf Eberhard's Weißdorn ziehen sich die Trümmer des alten Palastes, und die verfallenen romanischen Rundbogen schließen ein stilles, einsames Plätzchen ab, — das Sanctuarium für ihre fröhlich noch sprossenden Altersgenossen. Die Ueberreste sind gering, sehr unansehnlich. Man meint, sie seyen nur übrig geblieben um des Kontrastes willen: Graf Eberhard's Weißdorn blieb grün und wächst und blühet fort und fort; sie sind verwittert. — Als er ein zartes, schwaches Reiß war, wurden sie auch aufgeführt, die mächtigen, stolzen Mauern, und nun, da sie versunken sind, ist das kleine Reiß ein starker Baum geworden. Diese Ruinen und dieser Baum stehen da wie das Symbol der großen Tragödie der Menschheit, die sich alle Tage spielt; sie legen Zeugniß ab, wie das Menschliche gerade durch das, was seine Größe ausmacht — daß es frei und selbstständig und individuell ausgeprägt existirt der blinden Naturgewalt gegenüber —, den Keim der Vernichtung in sich trägt: das ist die Schuld, die an allem Menschenwerk haftet, weil nur das Allgemeine, in dem ewig sich wandelnden Einzelnen begründet und dennoch über es erhaben, ewige Berechtigung hat. Aber insofern auch hierin wiederum das Recht dieses Einzelnen liegt, kommt seine Berechtigung mit jener Schuld in steten Conflikt,

Digitized by Google

und die Idee des Tragischen zieht sich wie ein rother Faden durch alle Geschichte: der Held im Trauerspiel muß fallen, damit der ewige Gedanke, die Idee siegreich werde. Anders in der Natur. Ewig kehrt derselbe Frühling wieder, ewig blaut derselbe Himmel über uns, ewig lächelt dieselbe Sonne der Erde ein fröhliches Erwachen zu und winkt am Abende wieder ihren Scheidegruß zu den vergoldeten Bergen herüber; da ist kein Kampf, kein Conflikt, ewig Ruhe und Friede, ewig — der Tod! —

Nur auf Einer Seite verstatten die alten Mauern einen Blick ins Freie. Hier breiten sich die großartig gezeichneten Umrisse der rauhen Alb dem fernen Blau des Horizontes entlang, die schönbewaldeten, schluchtigen Absenkungen des Schönbuchs steigen ganz nahe zu den Füßen des Beschauers in die Thäler hinab, Dörfer und Weiler nah und fern in die Landschaft gestreut — ja es ist ein poetisches Plätzchen, wo der alte Rauschebart seinen Weißdorn pflanzte, es läßt so schön sich träumen unter dem Schatten des Baumes von den fröhlichen kräftigen Zeiten, die in den Tagen von Deutschlands größter Herrlichkeit gerade aus dem Schooße jenes Volkes, das die Thäler da unten bewohnte, über unsere Nation ausgegangen, wenn man ein Romantiker ist; — ist man ein Moderner, von der Misére der Gegenwart im Contraste mit jenen Tagen der Kraft; — ist man sentimental, von den verschwimmenden Conturen der rauhen Alb und den verfallenen Burgtrümmern auf der Achalm; hält man's mit dem frischen heitern Leben, von den schönen Schwabenmädels, die die Dörfer ringsum bewohnen, und wäre man selbst ein rechter Materialist, es ließe immer noch schön sich träumen von dem in der That trefflichen Rindviehstand, der gegenwärtig in den alten Burgpalast des Grafen Eberhard eingezogen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Schicksale eines deutschen Theater-Unternehmers.) Als man den ehemaligen Direktor des Bremer Theaters, Hrn. Arnold, einmal fragte, worüber er nachdenke, denn er scheine in überirdische Träume versunken, antwortete er: „Es ist ein Wunsch, den ich hege, aber ein unerfüllbarer. Ich möchte wieder einmal eine reine Einnahme, ohne Abzug meiner Gläubiger, aus der Theaterkasse empfangen. Seit drei Jahren strebe ich vergebens darnach.“ Nach dem Verlust der Bremer Direktion gab es gar keine Einnahme mehr für ihn, auch nicht mit Abzug. Er irrte durch Norddeutschland, ward sogar Geschäftsführer des aus der Mode gekommenen Athleten Rappo, und ging endlich nach Amerika. Was aber ist sein Geschäft daselbst? Wie ernährt er sich? Er ist Missionär geworden, und soll gegen die Sittenverderbniß der Menschen predigen!

Das dritte Bändchen einer bei R. F. Hergt in Coblenz erschienenen Sammlung von moralisch-religiösen Gedichten des unlängst verstorbenen Privatlehrers H. W. Gunz in Coblenz enthält zwar keine Dichtungen von besonderer Echtheit, noch bringt es tiefere Lebens- und Gefühlsanschauungen, wird aber den zahlreichen Freunden des Verblichenen ein liebes Angedenken seyn, und verdient der wohlwollendsten Aufnahme, da der Ertrag für wohlthätige Zwecke bestimmt ist. Die beiden früheren Bändchen waren zum Besten einer armen Gemeinde herausgegeben, die aus dem Erlöse der davon verbreiteten Exemplare bereits ein Kapital von 520 Thlr., zur Gründung eines Schulfonds, gesammelt hat. Möge in dieser Beziehung auch das vorliegende dritte Bändchen recht zahlreiche Abnehmer finden!

Ein galanter Herr gab einer Dame folgende Charade auf: „Wenn ich mein Letztes auf Ihre beiden Ersten werfe, so wird mir die Ewigkeit zum Ganzen.“ — Die Auflösung war: — Augenblick.

(Paris.) Das Theater français fährt fort, die klassischen Werke seines alten Repertoires zu geben; bei uns ist ihm hierin bis jetzt nur das Wiener Burgtheater zu vergleichen. Man weiß wohl, daß die jüngern Schriftsteller hier und dort darüber murren, und es als eine Beeinträchtigung ihrer Interessen ansehen, wenn man zu viel Altes gibt und ihnen so die Abende entzieht, die sie, nach ihrer Meinung, mit ihren Werken einnehmen sollten. Allein die großen Kunstanstalten sind eben auch dazu da, Gelegenheit zum Lernen und Ausbilden zu geben und mit den trefflichen alten Stücken läßt sich dieser Zweck am Besten erreichen. Die jüngern Dichter ziehen aus solchen Vorstellungen oft mehr wirklichen Nutzen, als wenn sie das Vergnügen haben, ihre mehr oder minder glücklichen Versuche beklatscht zu sehen. Das letzte Stück dieser Art, welches das Theater français auf seine Scene brachte, war Regnard's Zerstreuter (le Distrait), eines der heitersten und geistreichsten Stücke des zweiten komischen Dichters der Franzosen, den sie gleich nach Moliere nennen. Voltaire pflegte zu sagen: Wem Regnard nicht gefällt, der ist nicht werth, daß er Moliere bewundere. (Lew. Cur.)

(Maria Schweidler, die Bernsteinhexe.) Unter diesem Titel ist der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse von einem Pfarrer W. Meinhold, früher in Coserow auf der Insel Usedom, kürzlich (Berlin 1843) herausgegeben worden. Eine defekte Handschrift des Pfarrers Abraham Schweidler, der während des dreißigjährigen Krieges in Coserow stand und Vater dieser Maria war, liegt der höchst anziehenden, durchaus dramatisch sich verwickelnden und auflösenden Geschichte zu Grunde. Der Herausgeber hat hier und da nachgeholfen, allein mit so vieler Sicherheit und solch poetischem Takt, daß es der Kritik schwer werden dürfte, seine Zusätze auszumitteln. Meinhold ist auch früher durch sehr gelungene kleinere Gedichte vortheilhaft bekannt geworden. A. Rodnagel in Darmstadt ist mit einer dramatischen Bearbeitung dieses sehr glücklichen Stoffes beschäftigt.

(Regensburg, 6. Oct.) Sonntag Nachmittags producirten sich die beiden Wasserkünstler, der Schwede Kjellberg und der Norwege Balchen, indem sie dem Programm gemäß von der Insel bis zum Schiffsamte herab auf der Donau spazierten. Die Erfindung theilt das Loos aller Erfindungen seit dem Ei des Kolumbus; sie erscheint so einfach, nachdem man sie früher für unausführbar gehalten. Der Apparat selbst aber besteht aus einer ungefähr 9 Schuh langen und 1 Schuh breiten schlittschuhförmigen Vorrichtung, die vorne mit einem etwas nach aufwärts gebogenen Schnabel, hinten aber stumpf endend mit einem Ruder versehen ist. Der Apparat ist

Digitized by Google

aus dünnem Blech und hohl; die Füße sind mittelst lederner Riemen daran befestigt, um das Abgleiten zu verhüten. Zwei Schnüre, welche die Wasserkünstler bald länger, bald kürzer nehmen, bewerkstelligen die Balance und so schleifen sie über die bewegliche Wasserfläche, wie über ein Eisfeld, dahin. Eine unabsehbare Zuschauermasse hatte sich zum Anblicke des seltenen, für uns ganz neuen Schauspiels eingefunden; ich sage: ganz neuen, denn Löwentritt's verunglückter Versuch kann doch kaum hierher gerechnet werden. — Das Ufer der Donau war bedeckt mit Carossen, die Donau selbst wimmelte von kleinen und größern Kähnen, die den Spaziergang der Herren Kjellberg und Balchen in unmittelbarster Nähe mitmachen wollten.

(Berlin, 4. Oct.) Cornelius hat nun alle seine berühmten Cartons unserm Staate zum Geschenk gemacht. Die hiesigen Künstler erachten diese Gabe für einen unberechenbaren Schatz, der nach Aufstellung jener Kunstwerke zu einer der ersten Anziehungspunkte Berlins gehören wird. Se. Maj. der König, als erhabener Beschützer der Künste und Wissenschaft, hat in Folge dessen dem großmüthigen Künstler das Anerbieten gemacht, für ihn (Cornelius) auf dem Exerzierplatze vor dem Brandenburger Thor ein geschmackvolles Haus bauen zu lassen und für jede innere Einrichtung desselben dann Sorge zu tragen, welche k. Munificenz Peter v. Cornelius auch dankbar angenommen hat. Der Bau dieses Hauses, wozu der Plan schon entworfen ist, wird im kommenden Frühjahre bereits beginnen. Auf der einen Seite desselben soll das Gebäude für die Raczynskische Gemäldesammlung und auf der andern ein hoher Saal zur Aufstellung der von C. angefertigten Cartons, welcher dann den Namen „Cornelianum" erhalten wird, errichtet werden. — An unserer Bühne wird gegenwärtig Lortzing's Oper: „der Wildschütz" einstudirt.

Die neue dreiaktige Oper von Scribe und Melesville, ein nachgelassenes Werk des Komponisten Monpou, unter dem Titel: Lambert Simnel, ist mit Beifall in der Opera-Comique gegeben worden. Man lobt an dem Stücke das von Scene zu Scene stets wachsende Interesse, den Wechsel von rührenden und komischen Auftritten und eine gehaltvolle Musik.

Korrespondenz.

Hamburg, 3. Oct.

Fanny Elsler, „die himmlische", „die göttliche", der in beiden Hemisphären gefeierte Liebling Terpsichore's, hat nun auch uns mit einem Besuche beehrt und ist am vorigen Sonnabend als Sylphide über die Bühne unseres Stadttheaters geschwebt. Schon beinahe acht Tage vorher waren, trotz der erhöhten Eintrittspreise, keine Plätze zu dieser Vorstellung mehr zu haben. Der Tanz der Dem. Elsler ist so graziös, so nobel, so — klassisch, daß nichts daran auszusetzen ist; von besonderer Kraft zeugen ihre Battements, dagegen sind die Pirouettes das Schwächste ihrer Leistungen. Dem. Elsler wurde nicht so rauschend empfangen, wie ihre Kunst, ihr Ruf es erwarten ließen; als der Vorhang aufging und sie, halb über den schlafenden Jüngling gebeugt, dastand, zeigte sich sogar, indem Mehrere applaudirten, einige Opposition. Als sie Sylphide aber erst zeigte, was Geistes Kind und daß sie ein Geist sey, wollte der Jubel nicht enden und am Schlusse wurde die Sylphide aus ihrem Grabe und vor das Publikum citirt, das sie mit einem Sturme von Applaus überschüttete. Unser hiesiges Corps de Ballet war dagegen auch diesen Abend wieder, wie gewöhnlich, unter aller Kritik und erregte allgemeinen Unwillen. Es ist überhaupt für den Theaterfreund eine wahrhaft betrübende Sache, zu gewahren, wie unser Stadttheater täglich mehr seinem Verfalle entgegeneilt; wie kläglich es namentlich mit unserer Oper bestellt sey, darüber herrscht längst nur eine Stimme. Durch den Abgang der allgemein beliebten Coloratursängerin Fräul. Jazedé wird dieselbe nun gänzlich verwaisen. Es ist bekannt, daß die Direktion seit längerer Zeit mit Fräul. Weichselbaum in Köln in Unterhandlungen steht, einer jungen Sängerin, die, wenn auch noch so talentvoll und begabt, doch unsern Verlust schwerlich ersetzen würde. Wahrscheinlich aus diesem Grunde nun hat Fräul. Jazedé während der längern Abwesenheit des Hrn. Mühling von dem andern durch seine Liebenswürdigkeit gegen das Personal vortheilhaft bekannten Direktor so viel Unannehmlichkeiten und Grobheiten ausstehen müssen, daß sie sich endlich zu diesem letzten Schritte förmlich gezwungen sah. Auch unser Tenorist Hr. Wurda wird uns leider wahrscheinlich verlassen. Für den seit drei Monaten jeden Tag auf jedem Theaterzettel als „abwesend" gemeldeten Hrn. Leithner — der sich übrigens in Wien ganz wohl gefallen soll — haben wir jetzt an dem Bariton Hrn. Brassin, vom Mannheimer Hoftheater, einen genügenden Ersatz erhalten. Hr. Brassin hat eine volle, kräftige und sehr wohlklingende Stimme, der es nur mitunter noch an künstlerischer Ausbildung mangelt, und ist an unserem so bewölkten und verdüsterten Opernhorizonte als ein glänzender Stern zu begrüßen. — Das „Neue Theater" soll, wie jetzt bestimmt ist, am 1. Nov. eröffnet werden und ist der Vollendung nahe. Die Decoration der inneren Räume, Vorhang, Coulissen ꝛc. sind in Paris gefertigt und sollen wahrhaft prächtig seyn. Außerdem sind einige bedeutende Talente für diese Bühne gewonnen, die nun bei ihrer großen Beliebtheit im Allgemeinen, bei der glücklich speculirenden Betriebsamkeit des Direktors Maurice und bei den mäßigen Eintrittspreisen — die nicht erhöht werden — für das so schlecht bestellte Stadttheater einen gefährlichen Rivalen abgeben wird. — Das Theater der Vorstadt St. Pauli scheint vom Glücke nicht begünstigt zu werden. Graf Hahn hat seine Liebhaberei auch hier mit empfindlichen Verlusten büßen müssen und ein Hr. Peterson nunmehr die Direktion übernommen. Die neue Direktion wird, wie wir vernehmen, ihr Repertoir auf die einer Bühne dieses Ranges zu Gebot stehenden Mittel beschränken, Opern davon gänzlich ausschließen und durch sorgfältige Wahl der Stücke das solide Bestehen desselben für die Zukunft zu sichern suchen. — Wilhelm Hocker's, des bekannten, witzbegabten Lokallalentes „poetische Schriften" sind in Kiel bei Bünsow, sammt dem Bildnisse des Verfassers erschienen und werden hier begierig gelesen. Hocker ist jedenfalls ein Talent eigenthümlicher Art und wie oft er auch durch beißende Spottgedichte verwundet haben mag, so liegt doch fast immer ein männliches Kämpfen für Recht und Gerechtigkeit, für Wahrheit und Fortschritt zu Grunde. Manche seiner Gedichte erinnern durch plastische Fülle und Wohllaut der Sprache, wie durch ihre volltönenden, oft klirrenden Reime an Freiligrath. Das Julihest des „Freihafen" hat einen mit ziemlicher Unparteilichkeit geschriebenen Aufsatz über ihn geliefert.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 10. Oct. Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Abth., von Nestroy. Musik von Müller. Weinberl: Hr. Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 281. Mittwoch, den 11. October 1843.

Main-Sagen.

13. Hinsel-Hänsel.

Hinsel-Hänsel war ein Kerlchen, spindeldürr wie eine Stange.
Ueber'n krummen Rücken baumelt' spielend ihm der Zopf, der lange,
Feuerroth war seine Nase, nach der beide Augen schielten,
Groß sein Mund, an dem die blauen Ohren treulich Wache hielten;
Höcker vorn und Höcker hinten, stund er säbeldeinig da,
— Ob wohl Schweinfurt vor und nach ihm jemals solch' ein Männ. lein sah?

Täglich hinter'm Ladentische wog er Kaffee und Rosinen
Eifrig, zu des Prinzipales Nutzen, Kunden zu bedienen;
Spät kroch er in's schlechte Bette und ward früh vom Hahn geweckt,
Unbeweibt und ungeliebet, oft verspottet, stets geneckt.

Doch glaubt nicht, daß Hinsel-Hänsel schöne Tage gar nicht kannte,
Daß ihm nicht der güt'ge Himmel dann und wann 'nen Lichtblick sandte:
Jeder Sonntag ward dem alten Ladendiener zu 'nem Feste,
Wo er durch die Welt stolzirte in der großgeblümten Weste,
Auf dem Haupte, frisch gepudert, der Perrücke Lockenfülle
Und der rothe Frackreck schlug an seiner Beinchen gelbe Hülle,
Auf dem span'schen Rohr den Silber-Knopf, die Schnall' an Schuh' und Knie,
Trat er aus der Ladenthüre stattlich in der Sonntagsfrüh'
Und das Hütchen zierlich schwenkend, ging er weiter Chapeau-bas —
Ach, wie stach er in die Augen Jedem, der von fern ihn sah.
Wenn er, nach der Predigt, freundlich seiner Kunden Schaar gegrüßt,
Dann mit einem bittern Schnäpschen sich die Lebensbahn versüßt,
So ging er vergnügt spazieren in den Straßen, auf den Wällen,
Freute sich am luft'gen Grünen und am Sonnenschein, dem hellen.
Nachmittags ging's fort in's Freie, Abends spielte er Mariage
Und der liebe Sonntag raubte oft die ganze Wochen-Gage.
Mit dem neunten Glockenschlage kehrt' er stets zurück nach Haus —
Da war Lust und Freud' vorüber und das Sonntagleben aus.
Hört' er dann, aus seinem Bett, noch lustige Gesellen lärmen,
Ei, wie konnt' er sich erbosen über solch' abscheulich Schwärmen;
Aus dem Fenster der Mansarde oft gebot er krähend Stille
Und gab keifend den vergnügten Leuten manche bitt're Pille.

Dies ward so bekannt, daß, kam man spät aus Wirthshaus oder Kränzel,
Scherzend man den Leuten sagte: „Hütet euch vor'm Hinsel-Hänsel!
Sechzig Jahre lebt' das Männlein zwischen Häringen und Oel —
Dann fehlt' er an einem Morgen und todt war die treue Seel'.

Er ward allgemein bedauert doch ward auch sehr bald vergessen,
Bis einmal ein Häuflein Zecher, das im Wirthshaus lang gesessen,
Nun mit Jodeln und Gelärme zog in tiefer Nacht nach Haus.
„Stille, stille!“ sprachen Ein'ge, „hütet euch, man zankt uns aus!“
Doch der wildeste von Allen jauchzte: „Das hat keine Noth,
Immer zugeschrie'n, ihr Herren, Hinsel-Hänsel ist ja todt!“
Plötzlich hängt dem Lärmer Etwas wie ein Mehlsack auf dem Rücken,
Die Genossen flieh'n voll Schreck da Hinsel-Hänsel sie erblicken,
Seine rothe Nas', die dürren Säbelbein', den langen Zopf —
Grausig wackelt er im Mondschein bei dem Ritte mit dem Kopf;
Todesangst treibt den Beladenen rasch vor seine Hausthür' hin,
Als er an der Pforte schellet, da verläßt der Nachtgeist ihn.

Andern Tag's von Mund zu Munde ging die schreckliche Geschichte:
Hinsel-Hänsel spukt und hält noch über Schwärmer sein Gerichte.
Still und ehrbar zieh'n die Leute jetzt respectvoll durch die Nacht
Ohne Schrei'n und Lärm, dahin hat Hinsel-Hänsel es gebracht!

* * *

Kommt ihr, lustige Gesellen, einst bei Nacht durch Schweinfurt's Gassen,
Hütet euch, der Hinsel-Hänsel hat erst jüngst sich sehen lassen!
Wollt ihr Ruhe vor ihm haben, dann schlüpft still in euer Nest
Und der Geist läßt euch in Frieden, glaubt es mir, probatum est!

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

Wie das flüchtige Reh, das der Meute unablässige Wuth verfolgt, eilte ein schöner Knabe in der Tracht der wandernden

Digitized by Google

Zigeuner durch das Felsenthal, welches die Mika durchströmt. Eine unnennbare Angst erfüllte seine Brust. Spuren tiefer Seelenerschütterungen zeigten sich auf dem reizenden Gesichte. Es war Czasla. Die Erzählungen ihres Vaters hatten ihren Gefühlen die Richtung gegeben, welche er wünschte. Rache und unaustilgbarer Haß gegen Jug Bogdan, gegen Iwo Bogdanowitsch, gegen Melinka, in deren Adern ja das Blut des Verderbers ihrer Mutter rann, erfüllte ihre Seele. Sie billigte nicht nur des Vaters Plane, jetzt war es ihr eine Pflicht, Czerny-Georg den umstrickenden Armen der Verhaßten zu entreißen und sie zu verderben. Die Gluth ihrer Seele ergriff Alles, was sie erregte, in einer Weise, die sie zu verzehren drohte, und ließ sie mit einer Beharrlichkeit handeln, welche sie als Erbtheil ihres Vaters empfangen hatte.

So war sie nach Manasia geeilt, ehe das kleine Heer des Bimbaschi von Semendria es hatte erreichen können.

Aber welcher Schrecken ergriff sie, als sie von den Bergen herabstieg und einen Haufen Trümmer fand! — Wo war Czerny-Georg, der Heißgeliebte? Diese Frage fiel mit unerträglichem Gewichte auf ihr Herz. Lebte er noch? — Sie war rathlos. Endlich entschloß sie sich, in das Dorf hinabzusteigen. Es war leer. Alle Einwohner waren mit den Hajducken in das Gebirge geflüchtet, um den nothwendig verfolgenden Türken zu entgehen.

Nun blieb nur noch Eins übrig. Sie mußte zu Jug Bogdan's Versteck. Dort war Hoffnung der Gewißheit. Ihr Gang war fast einem Fluge vergleichbar. Sie berührte mit den Sandalen, die ihren kleinen Fuß trugen, kaum die Erde. Jetzt war sie an der Tanne angekommen, die, war sie anders noch auf rechtem Wege, das Zeichen ihres Vaters tragen mußte. Sie näherte sich dem Baume und untersuchte ihn mit scharfem, kundigem Blicke. Da leuchtete plötzlich ihr Auge, sie sah unter einem der überhängenden Aeste das nur ihrem Auge erkennbare Kreuz in die Rinde geschnitten, und in der Vertiefung mit Rothstein ausgestrichen. Sie war auf rechtem Wege. „Werd' ich Dich finden, Czerny-Georg?" sagte sie halb laut zu sich selber, und wollte eben sich in der bezeichneten Richtung weiter fortwenden, als zwei Arme sie umfingen und eine wohllautende Stimme rief: „Czasla, Du hast ihn gefunden!"

Vom Schrecken überwältigt, sank das Mädchen in die Knie und zuckte den Dolch; aber ihrer Hand entsank er, als sie in das glühende Auge des Geliebten sah. Sie legte athemlos ihr Haupt an seine Brust, und inniger umfing er sie, und die heißesten Küsse brannten gegenseitig auf den Lippen. —

Endlich entwand sie sich seinen Armen.

„Czasla," rief er, „willst Du mich zum zweiten Male fliehen? — Willst Du jetzt mich meiden?"

„Nein, Czerny-Georg," rief sie aus; „ich fliehe Dich nicht mehr, meine Seele ist Dein. Mein Leben ist Dein!"

Ein heißer Kuß war die Antwort.

„Wo find' ich Dich," fragte sie, „wenn ich Dich suchen will in künftigen Tagen?"

„Hier, Czasla, hier, wo Du Dich an mich schlossest!" rief er. „Hier, wo ich Deiner Liebe gewiß wurde! Hier, wo uns kein Mensch findet und stört."

Aber mitten in dem seligen Kosen wurde plötzlich Czasla eingedenk der Gefahr, die dem Geliebten drohte. Sie erzählte ihm, was sie von ihrem Vater gehört, und wie sie hierher geeilt, ihn zu warnen, und Manasia zerstört gefunden.

„Wer zeigte Dir diesen Weg, und was suchtest Du an dieser Tanne, mein Mädchen?" fragte anscheinend gleichgültig Czerny-Georg.

Czasla, die bei ihm weilte, vergaß in ihrer glühenden Liebe ihrer Klugheit; sie erzählte ihm, daß sie hier das Zeichen ihres Vaters gefunden, der ihr den Weg zu Jug Bogdan's Wohnung beschrieben.

Czerny-Georg wurde ernst. „Czasla," sagte er, „kennst Du Deines Vaters Haß gegen Jug Bogdan?"

Sie erröthete und wurde verwirrt. Sie sah, daß sie zu viel geredet; aber das war geschehen. Sie besann sich schnell. „Ich kenne ihn, und den entsetzlichen Grund desselben kenne ich auch."

„Der ist mir fremd," sagte Czerny-Georg.

Sie sah ihn durchbohrend an. „Er hat meine Mutter entehrt, gewaltsam gemordet, wenn sie auch mein Vater tödtete."

Czerny-Georg schauderte zusammen.

„Begreifst Du, Geliebter, warum er so glühend haßt? — Denke, ich sey Dein Weib, und — "

„Schweig, schweig!" rief Czerny-Georg, und ein Blitzstrahl der Scham und Reue fuhr durch seine Seele, als er Melinka's gedachte, der schuldlosen, betrogenen Gattin.

Er schauderte.

„Ha, Du fühlst das!" rief Czasla, „nun so fühle, wie gerecht der Haß ist. Verlaß Melinka und folge mir, ich will Dein Weib, Deine Magd, Deine Sklavin seyn. Ich will wachen an Deinem Bette, daß kein Unfall Dich störe."

„Kind, wie Du schwatzest," rief er zerstreut. „Bist Du nicht mein?"

Sie schlang, außer sich, ihre Arme um seinen Nacken und rief: „Dein bis zum Grabe; aber mit Melinka mußt Du brechen!"

„Sie ist mein Weib," sagte er fast tonlos.

Da sprang wild die Zigeunerin auf und stieß ihn wie eine Rasende von sich. Sie verbarg ihr Gesicht in beide Hände und stürzte wie eine Wahnsinnige in das Thal der Mika zurück.

Czerny-Georg folgte ihr mit Blitzesschnelle; aber es war umsonst — sie war für ihn verschwunden. Er kehrte zu der Tanne zurück und fiel in ein trostloses Hinbrüten, bald aber sprang er auf und eilte tiefer in das Gebirge.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

IV. Ludwigsburg.

Ein Spanier kam an einer ungeheuer großen Brücke vorbei, die über ein ganz wasserarmes Bächlein führte: „Verkauft eure Brücke", rief er den Anwohnern zu, „kauft euch Wasser dafür!" — „Verkauft eure Häuser!" möchte man den Ludwigsburgern zurufen, wenn man durch ihre menschenleeren breiten Straßen, über ihre großen verödeten Plätze geht, „verkauft eure Häuser, kauft euch Menschen dafür!"

Diogenes sagte zu den Bewohnern einer kleinen Stadt, die übermäßig große Thore hatte: „Ihr Männer, schließt die Thore zu, damit euch die Stadt nicht davonlaufe!" Kommt man

Digitized by Google

durch Ludwigsburg und sieht den großen, weithin in's Freie hinein abgegränzten Stadtbering und nur Eine Hälfte der Stadt ausgebaut, und in der andern Hälfte die Straßen durch Alleen, die Märkte durch Rasenplätze angedeutet, und die mächtigen Thore obendrein, so meint man, hier wäre die halbe Stadt schon davongelaufen.

Nach Napoleon's trefflicher Specification aller Kriegserfordernisse braucht man zum Kriegführen drei Dinge: „1mo de l'argent, 2do de l'argent, 3tio de l'argent.“ Aehnlich würden wir die Einwohnerschaft Ludwigsburg's eintheilen in drei Menschenklassen: Erstlich Soldaten, zweitens Soldaten und drittens Soldaten. Ludwigsbueg ist die große Kaserne des Königreichs Würtemberg. Ich weiß nicht, wie viel Tausend Mann hier in Garnison liegen, aber unter sechs Leuten, die Einem auf der Straße begegnen, ist höchstens Eine Civilperson.

Ein Fürstenwort hat vor Zeiten Ludwigsburg aus den Sümpfen, die sonst die Gegend bedeckten, hervorgezaubert, aber dieses Fürstenwort vermochte noch nicht einmal die verderbte Luft gesund zu machen oder taugliches Trinkwasser dem Boden abzugewinnen, viel weniger Leben und Betriebsamkeit seiner neuen Schöpfung einzuhauchen: der Prometheusmensch stand da, doch das himmlische Feuer war nirgends zu finden. Die Straßen sind breit, die Häuser von stattlicher Ausdehnung in die Länge, aber nur ein, höchstens zwei Stockwerke hoch — es waren keine Menschen da, sie zu bewohnen. Ludwigsburg ist Würtembergs Persepolis in mehr als einer Beziehung; denn auch die Gruft der würtembergischen Fürstenfamilie befindet sich hier. — Die Kirche, das Schloß, die andern öffentlichen Gebäude zeugen für die Zeit des Zopfes und der Alongeperücken, welche sie gebar; geschmacklos und unsolid stehen sie da in ihrem traurigen Maskenballspomp, und die Ewigkeit, auf welche sie berechnet sind, dürfte keine dreihundert Jahre zählen. Tritt man vor die Hallen des Marktplatzes, vor die plumpen breiten Architekturen der Stadtkirche, vor das Schloß im gedrückten Rococostyl, vor die gemeißelten Trophäen und übrigen Sculpturen des Kasernenplatzes, zieht man von einem Thore zum andern, von einer Allee in die andere, so kann man ewig den Refrain anstimmen: „Der Zopf, der hängt ihm hinten.“ — Ich kam auf der Stuttgarter Chaussee in die Stadt. Von dem letzten Dorfe an zieht sich diese in Gestalt einer dreifachen Allee weiter, so daß also drei Wege nebeneinander laufen. Der mittlere bildet die gewöhnliche Passage. An den beiden andern aber fand ich ein großes, von der Zeit etwas verlöschtes Plakat mit der Aufschrift: „Dieser Weg ist ausschließlich für die Glieder der königlichen Familie bestimmt.“ Als ich dies gelesen, ergriff mich ein unwiderstehlicher Drang, auch einmal in meinem Leben einen blos für gekrönte Häupter reservirten Pfad, einen Königsweg zu gehen, und ich begab mich auf die verbotene Straße. Doch der arge Schmutz und Morast, welcher sie bedeckte, nöthigte mich bald, auf die treffliche plebeische Chaussee zurückzukehren. Innerlich aber freute es mich, daß der fürstliche Weg so schlecht und vernachlässigt gewesen, denn es bewies, daß der gute, liberale König von Würtemberg, den Alle preisen und an dem seine Schwaben mit wahrer Zuneigung hangen, von einem solchen Prärogativ keinen Gebrauch gemacht und den Weg hatte versinken lassen. Hatte also hier das Präsens zwar keine Bedeutung, so dachte ich doch wenigstens an's Präteritum und brummte vor mir hin, indem ich weiter zog: „Der Zopf, der hängt ihm hinten.“

Ein volles Wirthshaus ist — cum grano salis — als der rechte Mikrokosmus einer ganzen Stadt zu betrachten, und wer nicht gar zu stumpfe Fühlhörner hat, der wird da merken können, was für ein Geist im Orte weht. In Ludwigsburg kam mir ein rechter kleinstädtischer Residenzengeruch des 18. Jahrhunderts entgegen, eine gewisse vornehmthuende Unbehülflichkeit, die sich dreifach aufspreizt, weil sie das drückende Bewußtseyn hat, die spießbürgerliche Beimischung doch nicht ganz verbergen zu können, eine mißlungene Nachäffung des großstädtischen Wesens, die dabei ihren Ursprung so wenig verläugnen kann, wie ein Bauer in Cavalierskostüm seine Dorfmanieren, und ganz besonders jener allen Militärstädten eigenthümliche steife Ton, der jeden Augenblick an's Kamaschenknöpfen und den Korporalstock erinnert — doch meine ganze Erfahrung hierbei gründet sich blos auf kurze Beobachtungen im Wirthshause und auf der Straße — ich kann mich geirrt haben und dann will ich den Ludwigsburgern Abbitte thun, aber hier schien mir wenigstens das Innere mit dem Aeußeren, Wirkung mit Ursache in so voller Harmonie zu stehen, daß ich abermals nicht umhin konnte, vor mich her zu sammen: „Der Zopf, der hängt ihm hinten.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der am 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg verstorbene Hr. Clemens Brentano la Roche aus Frankfurt a. M. hat in seinem Testamente dem katholischen Frauenverein zu Coblenz, so wie dem dortigen Bürgerhospital, jedem ein Legat von 1000 Gulden vermacht.

Nach den neuesten Blättern aus New-York hatte sich ein erst 17jähriger Commis des dortigen Bankhauses Austin und Comp. durch Fälschung von Anweisungen auf Kosten seiner Prinzipale 30,000 Dollars zu verschaffen gewußt, und sodann einen Platz auf dem Dampfschiffe „Great Western“ bezahlt, um sich mit seiner Beute nach Europa zu begeben. Er verspätete sich aber, und als er das Werft erreichte, fuhr das Dampfschiff gerade ab. Er nahm ein Ruderboot, eilte dem Schiffe nach, und machte Zeichen, daß es halten und ihn aufnehmen solle. Das Schiff hielt auch still, aber erst, als er, seine Zeichen unbemerkt glaubend, mit dem Boote umgekehrt war. Er reis'te jetzt schleunigst nach Boston, um auf dem Dampfboote „Hibernia“ nach England zu gehen; das Schiff war aber eine Stunde zuvor abgefahren. Während er auf andere Mittel zum Entkommen sann, trafen die ihn verfolgenden Polizeibeamten ein und nahmen ihn fest; man fand die ganze Geldsumme wohlbehalten in seinem Koffer.

Die Industrie ist jetzt so weit gediehen, daß die Autoren persönlich ihre Werke colportiren. So reist jetzt ein Doktor der Medizin in Bayern herum, besucht namentlich seine Herren Collegen und Apotheker und hängt ihnen sein Buch über die bayerischen Bäder um 3 Gulden 30 Kreuzer auf, das er alsbald aus der Tasche zieht und das Geld einstreicht. Die Herren Collegen sind darüber sehr ungehalten und meinen, um einen halben Kronenthaler sey das Buch bezahlt, aber was will man machen? So hört man auch von einem Obersten außer

Digitized by Google

Dienst, daß er die Kunstliebhaber persönlich aufsuche, um Ihnen seine Kupferstiche anzubieten.

Eine neue Entdeckung macht großes Aufsehen. Professor Moser in Königsberg hat in einer kleinen Schrift bewiesen, das es dunkles oder unsichtbares Licht gibt, eine starke Lichtstrahlung da, wo für unsere Augen vollkommene Finsterniß ist. Dieses unsichtbare Licht treibt seit Jahrtausenden sein Spiel und Niemand hat es bemerkt. Die Kupferstiche bilden sich auf dem Glase ab, unter dem sie sich befinden, die Theile der Uhr auf der Kapsel derselben. Zwei Körper, die sich ganz nahe bei einander befinden, bilden sich auf einander ab.

In einigen großen Städten und selbst in Residenzen scheint der Frack seinem Ende entgegen zu gehen und man fängt bereits an, im Ueberrock auch bei Vorgesetzten Visite zu machen, so namentlich in Stuttgart. Der neue Militär-Rock wird auch das Seinige dazu beitragen, und an die neuesten Frackröcke dürfen nur wenige Lappen gesetzt werden, so ist der Ueberrock fertig.

Die französischen Frauen scheinen nun doch noch ihre Emancipation mit Gewalt durchzusetzen. Sämmtliche Pantoffelregentinnen haben ihre weibliche Tracht abgelegt und gehen mit Stiefeln und Sporen, rauchen Cigarren und spielen Billard in den Kaffeehäusern, während der Mann zu Hause die Küche besorgen muß.

Als Diogenes einst von einem Freunde gefragt wurde, welches Thieres Biß am gefährlichsten wäre, so antwortete er: „Wenn du wilde Thiere meinst, so ist es der des Verläumders; meinst du zahme, so ist es der des Schmeichlers."

Die „Augsb. Allg. Ztg." berichtet mit freudigem Erstaunen, daß Prof. Lepsius in Aegypten ein Labyrinth entdeckt habe. Ist es nicht mehr zu verwundern, daß der Professor sich aus dem deutschen Labyrinth herausgefunden? Ein ägyptisches Labyrinth! verlohnt es sich der Mühe, davon zu sprechen, während Deutschland, unser gesegnetes Deutschland, das eigentliche Land der Labyrinthe ist? Wer bringt den Faden der Ariadne, welcher uns aus den Labyrinthen der Mandate, Decrete, Constitutionen, Codices, Ordnungen, Verordnungen, Gesetze, Gesetzbücher, Statuten, Stadt- und Landrechte, römischer, canonischer, französischer und ein ganz klein wenig deutscher Rechte an's liebe Tageslicht eines hellen Rechtszustandes heraushilft!

(Abendztg.)

Korrespondenz.

Mainz, 1. Oct.

Die Probevorstellungen auf unserer Bühne gingen gestern mit dem Lustspiele von Raupach: „die Schleichhändler" zu Ende. Heute beginnt das Jahresabonnement mit der Oper „Belisar" von Donizetti. Man spricht von zahlreicher Betheiligung, was wir, nach dem zu urtheilen, was zu erwarten steht, auch gern glauben. Das hiesige Publikum liebt das Theater und besonders thut der Mittelstand, was er kann, nur muß er die Ueberzeugung haben, daß die Leistungen der Bühne den Opfern, die dafür gebracht werden, angemessen sind, daß man ihm bietet, was er billigerweise zu fordern berechtigt ist. Nach den bis jetzt stattgefundenen Vorstellungen kann man annehmen, daß wir ein gutes Schauspiel bekommen. Haake steht nicht umsonst an der Spitze dieses Theils der dramatischen Kunst; man sieht es, daß er die Sache mit Liebe und Eifer angreift und daß er gelehrige Mitarbeiter gefunden hat. Haake weiß wohl, daß er allein, so begabt, so geübt er auch ist, doch nichts Vollkommenes leisten kann, wenn er nicht von Mitspielenden, die seiner würdig sind, unterstützt wird, daher seine Vorliebe für angehende Talente, seine Bemühung zu ihren Gunsten, die wir aus den Zeiten seiner Direktion kennen, wo er eine Schule bildete, aus der ein Döring und manche andere Künstler aufgingen, die heute zu den ausgezeichnetsten Mimen Deutschlands gehören. In den bisher gegebenen Vorstellungen, von denen wir das Lustspiel von Ledrun: „die Holländer", das Charaktergemälde von Töpfer: „die Gebrüder Foster" und das Schauspiel: „der Oheim" nennen, zeigte sich Hr. Haake zwar allein als Meister, aber die Herren Ehlers, Rennert, Denk, Hartig und Retz, die Damen Herz, Herbold, Haake und Breu leisteten auch Löbliches; sie versahen nichts, sie hatten manche sehr gute Momente und erhielten öftern Beifall, namentlich Hr. Ehlers, ein junger Mann mit guten Anlagen und viel Routine, als Heinrich in den Holländern, Hr. Rennert als Stephan Foster, Demoif. Herz als Agnese Wellsted in Gebrüder Foster und als Sara in den Holländern, Dem. Haake als Johanna in Gebrüder Foster, Hr. Denk als Meister Lamm in diesem Stücke und als Amputatorius in „die Holländer." — Mit der Oper steht es noch nicht so gut, aber die Direktion hatte bisher, was diese betrifft, mit ganz besonders nachtheiligen Verhältnissen zu kämpfen, die nun großentheils beseitigt sind und daher auch Fortschritte erwarten lassen. In die erste Reihe dieser Unannehmlichkeiten gehört die Entweichung des Tenors Hrn. Peretti in dem Augenblicke, wo das Theater wieder eröffnet werden sollte. Nachdem er im verflossenen Jahre sich hier mehr ausgebildet und manche Beweise von der Gunst des Publikums erhalten hatte, schloß er mit dem Bevollmächtigten des Hrn. Remie, Hrn. Prof. Ehlers, einen Kontrakt für dieses Jahr ab und brach ihn, um ein Engagement auswärts anzunehmen zum größten Nachtheile der hiesigen Direktion. Es wäre doch einmal Zeit, daß zwischen den Theaterunternehmern Deutschlands eine Uebereinkunft zu Stande käme, um zu solchen pflichtwidrigen Handlungen habsüchtiger Theater-Individuen nicht die Hand zu bieten und es zu machen wie Hr. Remie, der ein entwichenes Subjekt um keinen Preis auftreten läßt. Wie man hört, so hat er gegen Peretti einen Prozeß eingeleitet; möchte er ihn nur mit aller Strenge betreiben! Zu dieser Unannehmlichkeit, keinen passenden Tenor zu besitzen, gesellte sich noch die der Auflösung der Chöre am Schlusse der vorigen Saison, deren Mitglieder sich meistens anderwärts engagirten; allein die Rückkehr mehrerer Chormitglieder von der Schumann'schen Truppe und die Bildung neuer Subjekte half auch dieser Verlegenheit ab, wie wir in den jüngsten Vorstellungen gesehen haben.

Palindrom.

Vorwärts: Ruheplatz, dich oft erschreckend;
Rückwärts: Längstvergess'nes überdeckend.

B—m. G. P.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 11. Oct. Die Mündel, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 282. Donnerstag, den 12. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

Als der Bimbaschi mit seinem Zuge, dem Tscholmi als Wegweiser diente, in das Thal trat, welches die Ressawa durchströmt, ließ er Halt machen und ordnete seine Schaar, welche drei Geschütze mit sich führete. Vorsichtig rückten sie vorwärts, weil sie erwarteten, daß der Feind wachsam sey. Als aber Alles stille blieb, wurden sie kühner.

Tscholmi ging als Kundschafter näher nach Manasia. Alles war öde und stille. Jetzt gewann die Kolonne neuen Muth und rückte rascher gegen das Dorf. Es war leer. Wie erstaunten sie, als sie Manasia niedergebrannt fanden!

Tscholmi selbst wußte sich vor Eestaunen kaum zu fassen, und Stepan war trostlos.

„Es ist jetzt nichts übrig, als sie unvermuthet zu überfallen," sagte er. „Ich will Euch den Weg zeigen!"

Der Bimbaschi berieth mit seinen Offizieren noch, als plötzlich ein Kugelregen aus dem dichten Baumwalle um Manasia die Türken traf und schonungslos ihre Reihen lichtete.

Wuthentbrannt brachen sie ein in das Dickigt, da der Feinde nicht viele seyn konnten; allein sie wurden keines Einzigen ansichtig, und doch streckten die Kugeln immer wieder Andere nieder; ja es schien, als mehre sich die Zahl dieser unsichtbaren Gegner mit jeder Minute. Der Bimbaschi gebot endlich Sturm, und jetzt, als die Stürmenden tiefer eindrangen, zeigten sich in wohlgeordneter Masse jenseits des Thaleinschnittes, welcher den Wall vom Gebirge schied, die Hajducken, mit Czerny-Georg an ihrer Spitze. Ruhig schienen diese die Stürmenden zu erwarten; ruhig standen und zielten sie auf ihre sichern Opfer, selbst als Kartätschen furchtbar daher prasselten. Als sie aber näher anrückten, da brach, dem Waldstrom gleich, der den Damm durchbricht, die Macht der Hajducken auf die Türken los. Ein Kampf der Vernichtung entspann sich. Mann gegen Mann wurde gekämpft mit beispielloser Wuth. Auf beiden Seiten fielen viele; die meisten bluteten. Nur Czerny-Georg, dessen Säbel fürchterlich mähete, blieb unverwundet. Sein Ruf feuerte die Seinen an. Ihre Zahl wuchs mit jedem Momente; denn der Aufruf war schnell erfolgt, und die später Kommenden wurden durch die Schüsse erst nach der Gegend geleitet, wo der Kampf stattfand.

Mit Schrecken sah der Bimbaschi seine Reihen sich lichten und dann wanken.

Wie ein Rasender stürzte er sich in die Reihen seiner Janitscharen; aber es war umsonst. Sie flohen und rissen ihn selber mit sich fort. Seine Spahi's schnitten die Pferde von den Kanonen los und gaben sie den Fliehenden. Kaum gelang es dem kleinsten Theil, und unter diesem dem Bimbaschi, sich zu retten. Als sich der Abend über die Gebirge senkte, war das Treffen zu Ende. Die verfolgenden Hajducken sammelten sich bei Manasia und begrüßten jubelnd den siegreichen Führer Czerny-Georg. Unter dem Jubel des Sieges meldete ein Hajducke, daß noch mehrere Gefangene gemacht worden seyen.

„Hängt sie auf!" schrie noch voll Blut- und Kampfbegier, voll Haß und Grimm Czerny-Georg, denn Iwo war unter den Gefallenen, und Iwo war ein großer Verlust für ihn.

Sein Befehl wurde in einiger Entfernung schonungslos vollzogen.

Als er näher trat, sah er - Stepan unter den Gehängten. Da erfaßte ihn das Entsetzen mit fürchterlicher Gewalt. Vater- und Brudermörder! tönte es in seinen Ohren, und gepeitscht von allen Furien, floh er zurück zu den Genossen.

„Ha!" rief Einer, „Du entsetzest Dich! Nein, Czerny-Georg — er hat sein Urtheil empfangen. Du bist Serbiens Retter! — Wußtest Du doch nicht, daß er unter den Gefangenen sey, die Du alle für Türken hieltest."

Als der Kampf begonnen hatte, war Tscholmi leise weggeschlichen. Aus sicherm Verstecke sandte er die tödtende Kugel in Iwo's Brust. Als er fiel, da jauchzte der Entsetzliche; aber es war, wie wenn die Hyäne zu morden begonnen. Sie lechzt dann nach Blut. Er nahm schnell seine Büchse und eilte das Mikathal hinauf zu Jug Bogdan's Wohnung. Als er um einen Felsen bog, sah er Czasla weinend da sitzen. Er nahte sich ihr.

„Was ist Dir, Kind?" rief er entsetzt aus, als er die todtbleiche Wange sah und den trostlosen Blick.

Sie starrte ihn an. „Vater," sagte sie, „Melinka ist sein Weib. Du hast mich geopfert."

„Wie? trafst Du ihn?" fragte er.

Digitized by Google

Sie nickte bejahend und verbarg ihr Gesicht. Er ahnete das Entsetzlichste.

„Auch das noch!“ rief er mit schäumender Wuth. „So komm, Kind, komm. Die Stunde der Rache ist da.“

„Was willst Du?“ fragte sie. „Willst Du ihn verderben?“

„Die Brut vertilgen und den Becher auskosten, den mir die Rache bietet, bis auf die Hefen.“

Sie sprang auf. „Wohlan denn,“ rief sie, „laß uns schnell es enden.“

Sie brachen auf.

Kein Wort wurde gewechselt. Ueber Felsen und durch Schluchten folgte Czasla dem Vater. Jetzt standen sie endlich nach langer, ermüdender Wanderung vor den stillen Wohnungen der Ahnungslosen.

„Siehst Du, dort wohnt er!“ rief Tscholmi. „Folge mir!“ Sie stiegen hinab, und traten in das Haus Melinka's.

Sie erbebte, als sie den wüthenden Zigeuner erblickte. Sie ahnete, es sey Tscholmi.

„Setz' Dich her, Melinka,“ sagte er. „Sieh, dies Rohr hat vor wenigen Stunden die Kugel in das Herz Iwo's, Deines Vaters, gejagt. He! kennst Du mich? — Ich heiße Tscholmi! — Siehst Du den Knaben hier, es ist mein Kind, meine Tochter, die Buhlerin Deines Gatten, die sich erst heute aus seiner Nähe entfernte. Siehst Du sie?“

Melinka stieß einen fürchterlichen Schrei aus und wankte gegen die Wand.

„Entsetze Dich nicht!“ höhnte der Fürchterliche. „Seine Liebe ist reich! — Er hat Raum für Mehrere in seinem Herzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung und Schluß.)

V. Reutlingen.

Reutlingen — das Wort hat einen bösen Klang; sogleich überschleicht Einen bei Nennung dieses Namens das Bild der bekannten Bücher, auf aschgrauem Papier mit stumpfen Lettern gedruckt, wimmelnd von Druckfehlern und Lücken und die Firma Enslin oder Mäken ꝛc. an der Stirne tragend, man denkt da an Flibustier und Corsaren, wenn man nicht etwa mit Jean Paul der Meinung ist, daß solchen Personen (bis zum Taschendiebe abwärts) durchaus zu nahe getreten werde, indem man sie mit der Nachdruckerzunft in Parallele setzt, weil jene bei ihrem Handwerk doch etwas daranwagen, — etwa Leib und Leben, diese aber gar nichts verlieren können. Reutlingen war freie Reichsstadt; es scheint sein Privilegium der Freiheit fort und fort gewahrt zu haben bis auf die neueste Zeit; denn ein Nachdrucker wenigstens ist der freieste Mann auf Gottes weiter Welt. Ueber einen ehrlichen Verleger streckt der gefürchtete Censor sein Rothstift als Scepter aus, der Nachdrucker kennt keine Censur: er braucht nur Ein Exemplar, und das druckt er nach. Die ehrlichen Verleger sind oft schwer gefesselt an den Willen des Autors, der bestimmt ihnen Zahl, Papier, Druck der Exemplare; — der Nachdrucker ist absoluter Freiherr, er erkennt keinen Höhern über sich, er kauft nur Ein Exemplar und druckt es nach, wie's ihm beliebt. Der ehrliche Verleger hat sich zu mühen und zu bekümmern, ob auch sein Buch die Unkosten herausschlagen werde, und das ist oft genug nicht der Fall; der Nachdrucker ist frei von solchen Sorgen, wie die Lerche in der blauen Luft; denn er übt, wie Jean Paul sagt, das umgekehrte Strandrecht: er beraubt blos die, welche nicht gescheitert sind. Ja mehr noch, sein bitterster Feind selbst muß ihm dienstbar seyn. „Der ehrliche Verleger“, fährt derselbe Autor fort, „fliegt als Honigkukuk über dem emsigen Mann (dem Nachdrucker) und zeigt durch sein Schreien an, wo Honigwabben zu schneiden sind, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Kukuk nichts vom Honig bekommt.“ Und was ist bei all' diesen Opfern der große Vorzug des ehrlichen Buchhändlers? Daß er sein gutes Verlagsrecht hat. Nichts weiter? Nun dafür hat der Nachdrucker eben sein gutes Verlags unrecht, und dieses Unrecht trägt ihm mehr ein, als jenem sein Recht. — Mit solchen Gedanken und ähnlichen (wie etwa einem kleinen Fragesätzchen, ob denn der bereits in der Wahlkapitulation Kaiser Leopold's II. gefaßte Beschluß, den Nachdruck in allen deutschen Landen zu unterdrücken, bald anfangen werde, in Kraft zu treten, oder einer kurzen dankbaren Erinnerung an jenen Bischof Heinrich von Bamberg (1490), den ersten Beschützer des deutschen Buchhandels, den die Reutlinger in effigie aufhängen und verbrennen sollten, alle ehrlichen Buchhändler aber kanonisiren und zu ihrem Schutzpatron ernennen), mit solchen und ähnlichen Gedanken hat wohl schon Mancher zum ersten Male die Stadt betreten; denn fürwahr, klänge der bloße Name auch nicht schon so ominös, die engen krummen Gäßchen und Winkel, die kleinen, altmodischen, geschwärzten Häuser, kurz der ganze Habitus eines ziemlich bedeutenden Stadttheils verräth eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einem recht schäbigen Reutlinger Nachdruck.

Doch wir wollen diese unerquicklichen Gegenstände verlassen, Sackgäßchen und Reutlinger Nachdrücke, Diebsspelunken und privilegirte Nachdrucker. Hervor aus den schmutzigen Winkeln! tretet dem stolzen Bau der gothischen Hauptkirche gegenüber, und der gewaltige Geist der alten freien Reichsstadt ist heraufbeschworen. In reicher, harmonischer Gliederung erhebt sich die grandiose Façade, durch die tiefgraue Färbung des Gesteins noch imponirender; denn alles Dunkle trägt mit dem Stämpel des Geheimnißvollen, Phantastisch-schauerlichen den des Riesigen, Maßlosen, weil nirgends scharfabgränzende Lichter seine Conturen zeichnen, nirgends die Gliederung der einzelnen Theile, dem Auge Ruhe gewährend, klar hervortritt. Strebebögen, wie sie die germanische Kunst in ihrer freiesten Entwickelung gebar, sprengen sich kühn von den beiden Seitenschiffen zu dem Dache des Hauptschiffes hinüber; eine überaus harmonische Fensterarchitektur und reicher plastischer Schmuck vollenden die Seitenwände der Schiffe, Alles rein und edel bis auf den Thurm, dessen Unterbau der großartige Sinn eines kräftigen Zeitalters kühn begonnen, dessen Oberbau die blos ornamentistische Spielerei eines verderbteren Jahrhunderts höchst nüchtern und phantasielos vollendet hat. Seltsam genug ist das Chor gebildet: statt eines polygonischen Schlusses bricht es plötzlich in einer ganz senkrechten Wand ab. Diese Sonderbarkeit findet sich jedoch öfter, und ist sie gleich unschön, so zeugt sie doch sehr stark dafür, daß die mittelalterliche Kunst eine naturwüchsige, keine gemachte war, da kamen solche Inconsequenzen häufig vor, weil man eben nicht mit scrupulöser Aengstlichkeit sich mühte, Alles ja recht schnur- und regelrecht,

Digitized by Google

nach stereotypen Normen ausgeklügelt hinzustellen. Es war eine freie Kunstentwickelung, und der kann man es wohl manchmal nachsehen und verzeihen, wenn sie geradezu in Willkür ausartet. Dies aber ist keine Willkür, daß z. B. an allen bedeutenderen gothischen Domen fast nicht Ein Fenster genau wie das andere gebildet ist, keine Seite der andern genau entspricht, es ist vielmehr der tiefbegründete, ächt künstlerische Drang nach Mannichfaltigkeit, die doch der höheren Einheit nicht entbehrt, ein Drang, der sich auch in der römischen und griechischen Kunst offenbart, die man gewöhnlich als Muster edler Symetrie preist, um in barbarischer Verkennung unsere moderne Einförmigkeit damit zu identificiren. Allerdings ist in jener wahre Symetrie — Einheit in der Mannichfaltigkeit —, wo aber wie bei den Modernen blose Gleichförmigkeit herrscht, da wird nichts als Prosa und Langeweile das Endresultat seyn.

Will man die Reutlinger Kirche richtig würdigen, so darf man sie nicht vereinzelt auffassen, sondern als Glied in der Gesammtentwickelung der schwäbischen Architektur; man muß den Ulmer Münster, das Kloster Bebenhausen, die Kirchen zu Heilbronn, Stuttgart u. A. in Betracht ziehen; denn im Mittelalter war die Kunst nicht das Privilegium Einzelner, sondern tief im Volksgeiste wurzelte sie. D'rum hat sie sich auch nicht etwa nach verschiedenen Meistern in Schulen zerspaltet, sondern die einzelnen Gaue, die verschiedenartig ausgeprägte Nationalität, gaben den jeweiligen Kunsttypus an. Viel Treffliches ist in neuerer Zeit über mittelalterliche Kunst gedacht und geschrieben worden, diesem wichtigen Punkt aber ward noch nicht seine volle Berechtigung. Man betrachte die sorgfältige Detailbildung der schwäbischen Architekturen, diesen feinen, gereiften Formensinn, der sich in der Ausführung kund gibt, verbunden mit einer völlig klar durchdachten, ebenmäßig schönen Anlage des Ganzen, und ziehe dann eine Parallele etwa mit den rheinischen Domen, wo die stolze Erhabenheit in der ganzen Fülle ihrer Majestät aus den gewaltigen Steinmassen redet, wo oft das Einzelne durchaus nicht zur harmonischen Durchbildung kommen konnte, weil die Form der kühnen Idee nicht gewachsen war, und Meißel und Hammer zu elendes Werkzeug und ein Menschenarm zu schwach und unbehülflich, um des Meisters hohe Ueberschwänglichkeit aus seiner Seele in den rohen Stein zu senken —, man vergleiche damit wieder die fränkischen Dome und die höchst originellen Architekturen des nordöstlichen Deutschlands, man stelle die Kunstdenkmale aller Völker germanischen Ursprungs nach den natürlichen, heute noch nicht verwischten, Abschattungen ihrer Stämme geordnet in Reih' und Glied — und man wird finden, welch' ein neues Licht dadurch auf unsere künstlerische Vorzeit fallen wird. Dann erst wird man nach und nach dahin kommen, vom wahrhaft ästhetisch-kritischen Standpunkte aus mittelalterliche Kunst zu würdigen, während sich bisher unsere Beurtheilung größtentheils nur in mechanischer Aufzählung und Unterscheidung vereinzelter Aeußerlichkeiten ganz handwerksmäßig herumbewegte oder in einem alles realen Bodens ermangelnden, kunstphilosophischen Gewäsch Deklamationen und Phrasen brachte, die zwar recht schön klangen, aber in ihrer Allgemeinheit und Trivialität keinen Schritt weiter fördern konnten. Man wird dann auch mehr noch als bisher eine große Wahrheit bestätigt finden, zu deren Erkenntniß die Gegenwart endlich gekommen ist, daß die Einheit Deutschlands nicht etwa in verwaschener Allgemeinheit und Nivellirung aller deutschen Stämme zu finden und zu begründen sey, sondern gerade in jenen Sonderinteressen der einzelnen Landstriche, die in ihrer Individualität hohe Berechtigung haben, die Deutschland bewahren werden vor einem allmähligen lethargischen Absterben, weil aus ihnen heraus immer neu das deutsche Bewußtseyn in seiner reichen Mannichfaltigkeit erblühen wird, weil gerade in der Bewegung, dem Widerstreben, dem Kampfe dieser Kontraste (die doch einer höheren Einheit nicht ermangeln) das wahre Leben begründet ist; denn die vollkommene innere Ruhe heißt — Tod. W. R.

Mannichfaltigkeiten.

Wir machen unsere Leser auf das so eben erschienene vierte Heft des Jügel'schen engl. Universalmagazins aufmerksam, welches außer den Fortsetzungen der fünf seit dem ersten Hefte begonnenen größern Romane von Charles Dickens, Dr. Lever, Mistr. Trollope, W. H. Ainsworth und M. Lover eine reiche Sammlung interessanter Originalartikel und Rezensionen enthält. Unter letztern sind als besonders anziehend und gehaltvoll zu bezeichnen die Rezension eines in England erschienenen Werkes des John Henfage Jesse, über den Zustand des englischen Hofes unter den Stuarts, unter dem Protektorate, und dann von der Revolution 1688 bis auf den Tod Georg's des Zweiten. Ferner eine Kritik der drei wichtigsten Schriften über die Expedition der Engländer in Afghanistan, mit interessanten Exzerpten der Lady Sale aus dem Tagebuche. — Die am Schlusse des Hefts folgenden kleineren Novellen und Skizzen zeichnen sich durch anziehenden Inhalt und geschmackvolle Darstellung aus, so daß auch das neuerschienene Heft des Jügel'schen Magazins allen Freunden der englischen Literatur als eine bildende, genußreiche Lektüre empfohlen zu werden verdient.

(Unbefugte Schriftsteller.) Durch ein Reskript vom 23. Oct. 1780 ließ Friedrich der Große befehlen, daß alle unbefugten Schriftsteller nach ausgestandener Strafzeit, damit sie nicht abermals zu diesem verbotenen Metier greifen, nur dann auf freien Fuß gestellt würden, wenn sie glaubhaft nachzuweisen im Stande wären, daß sie durch irgend eine erlaubte Profession oder auf andere ehrliche Art sich ihren Unterhalt verdienen könnten, außerdem sollten sie an das Kowalskische Garnisons-Regiment abgegeben werden. — Das war ein Strafregiment, und bestand aus lauter Vagabunden und von anderen Regimentern ausgestoßenen Soldaten. Es ist bekannt, daß General Kowalski jedem Neuangekommenen bei seinem Eintritte fünfzig Prügel geben ließ, und ihn dann fragte: was er verbrochen habe? „Ich habe nichts verbrochen!" war die natürliche Antwort. Siehst du, du Schurke! rief ihm dann der General zu, wenn du schon solche Hiebe bekommst, wenn du nichts gethan hast, dann kannst du dir denken, was du erst für Hiebe bekommen wirst, wenn du etwas thust. Also nimm dich in Acht! — Wollte man heutzutage die Leute, welche sich für Schriftsteller und Journalisten ausgeben, unter das Militär stecken, so würde das eine Legion geben.

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

„Antigone“ von Sophokles.

Nachdem es einem unserer ersten heutigen Dichter und Kritiker, dem genialen L. Tieck, gelungen, unter den Augen eines kunstsinnigen Königs, seines Hofes und seiner Hauptstadt das antike Trauerspiel „Antigone“ aus dem Grabe herauf zu beschwören und den bleichen Schatten desselben über unsere moderne Bühne schreiten zu lassen, nachdem in hundert Tagblättern diese Geisterbeschwörung besprochen worden und zur allgemeinsten Kenntniß gelangt war, konnte es nicht fehlen, daß man auch an andern Orten ein so ungewöhnliches Schauspiel zu sehen verlangte und daß dem Kunstenthusiasmus Mode und Neugierde sich anschlossen. So wanderte die neubelebte „Antigone“ nach verschiedenen Städten und gelangte auch in die unsrige, wo ihr eine freundliche Aufnahme und die Gunst einer dreimaligen Erscheinung zu Theil geworden sind. Ueber die Fragen, ob das antike Trauerspiel auf unsern modernen Bühnen zulässig und ob sein Einfluß ein fördernder sey, oder ob das Gegentheil, hat man in jüngster Zeit so viel geschrieben, daß die Akten als geschlossen zu betrachten sind. Da die alte Tragödie nach Inhalt und Form unserer Denk- und Gefühlsweise fern liegt und uns nur indirekt berühren kann, so fehlen ihr wenigstens für die Masse die lebendigen und belebenden Beziehungen und sie bietet vorherrschend nur ein kunsthistorisches Interesse. Wir reden hier von der Bühnenaufführung, die auf das größere Publikum zu zählen hat, nicht von dem Studium der Alten, dessen Wirksamkeit eine ganz andere ist. Was man von dem bildenden Einfluß der hier besprochenen Wiederbelebung des antiken Trauerspiels gesagt hat, gehört zu den schönen Träumen der Enthusiasten und die große Mehrzahl der Zuschauer wird für Kunstwerke kalt bleiben, deren Verständniß ihr verschlossen ist und deren Vorstudien ihr mangeln. Anderseits mögen solche Darstellungen, da sie den Reiz der Neuheit für sich haben, die Schaulust anregen und auch Manchen auf eine nähere Betrachtung des Antiken hinlenken. Man hat Alles erschöpft und alle Jahrhunderte durchwühlt, warum sollte man nicht auch nach Athen und Rom einmal zurück wandern?

Was die „Antigone“ von Sophokles betrifft, so traten uns hier außer den griechisch-nationalen und mythologischen Elementen auch humane und poetische entgegen, die selbst den Laien nicht ganz unberührt lassen. Die Aufopferung einer edeln Schwester für den im Kampf gefallenen Bruder, die treue Anhänglichkeit eines liebenden Jünglings an seine erwählte Braut, der Kampf der weltlichen Macht mit den Anforderungen des Naturrechts, die schlaue Politik und Herrschsucht Kreons u. a. sind Motive, welcher keiner Erklärung bedürfen, um Theilnahme zu erwecken. Daneben enthalten der Dialog und die Chöre viel Herrliches und unübertrefflich Schönes und manches goldene Wort, das noch eben so wahr und ergreifend ist, als wäre es heute zum Erstenmale gesagt worden. Indessen würde doch die Aufführung der „Antigone“ bei uns minder festen Fuß gefaßt haben, wenn nicht Mendelsohn-Bartholdy mit seiner gehaltvollen Composition zu Hülfe gekommen wäre und seine Musik ist unstreitig die starke Trägerin, die hier mächtig einschreiten mußte. Es war ihm nicht darum zu thun, uns einen Begriff von der antiken Musik zu verschaffen, denn diese kennen wir nur sehr unvollständig und wahrscheinlich würde sie unserem ganz andersartigen Zeitgeschmacke nicht zusagen, — sondern er wollte den Eindruck der Strophen und Chöre des griechischen Dichters verstärken und die Poesie derselben unserer Mitempfindung näher bringen. Dies ist ihm nicht nur vollkommen gelungen, sondern der von ihm eingeschlagene Weg ist gewiß auch der richtige. Seine Musik vereinigt den oratorischen und dramatischen Styl, schreitet in Weihe und Würde einher, besitzt gleichen Ausdruck für antike Kraft und Größe, wie für griechische Anmuth und Schönheit und geht endlich mit dem Inhalt der Dichtung Hand in Hand. Daß Mendelsohn-Bartholdy seine Aufgabe mit Genialität gelöst hat, beweist der Eindruck seiner überall mit einstimmigem Beifall aufgenommenen Composition am besten.

Der Aufführung der „Antigone“ auf der Frankfurter Bühne haben wir bereits rühmend gedacht. Hr. Baison als Kreon verdient vor Allen genannt zu werden. Es ist wahrlich keine kleine Aufgabe, eine Rolle von solchem Umfang zu memoriren und die zur Darstellung nöthige Kraft bis zum Schlusse zu bewahren, wie solches Hrn. B. vollkommen gelang. Hierzu hatten sich die geistige Auffassung und das sorgfältigste Studium gesellt und der Darsteller traf den Ton des tragischen Pathos vorzüglich gut, während auch das Plastische in antikem Style gehalten war. Durch diese, den gediegenen und gebildeten Mimen bekundende Leistung hat Hr. B. neuen Anspruch auf die Achtung und Anerkennung der Kunstfreunde gewonnen, was ihm durch allgemeinen Beifall bezeugt wurde. Möge dies ihm lohnen für die mit der Lösung einer solchen Aufgabe verknüpfte Mühe und Anstrengung, die nur in warmer Liebe zur Kunst und in gereifter Kraft ihre Stützpunkte finden kann.

Ein gleich rühmliches Streben bewährte Dem. Lindner als Antigone und in den lyrischen Momenten trat ihr anerkanntes Talent am schönsten hervor, während die der heroischen Jungfrau im Sinn der antiken Tragödie uns weniger zur Vollendung geführt schienen. Von dem Publikum wurde Dem. Lindner mit Hrn. Baison hervorgerufen. — Hr. Weidner war als Teiresias der durch Gediegenheit ausgezeichnete Rhetoriker und Hr. Conradi genügte als Chorführer seiner doppelten Aufgabe des Sprechers und Sängers. Die Rollen des Wächters (Hr. Grahn), des Boten (Hr. Diehl), des Hämon (Hr. H. Schneider), der Eurydike (Mad. Meck) und der Ismene (Mad. Hofmann), so wie die gelungenen Leistungen des Chorpersonals und des Orchesters verdienen der besten Belobung. — Unter zahlreichem Besuch wurden drei Vorstellungen der „Antigone“ beifällig aufgenommen.

W.

Korrespondenz.

Mainz, im Oct.

Mehrere unserer besseren Orchestermitglieder sind von Homburg, wo sie den Sommer über gespielt hatten, wieder hier eingetroffen. — Dem. Kreutzer trat bisher in jeder Oper mit immer steigendem Beifalle auf, bei ihrem Fleiße wird sie bald als gediegene Sängerin dastehen. Mad. Rennert debütirte als Romeo in Romeo und Julie von Bellini; sie wird abwechselnd mit Dem. Kreutzer die ersten Sopranpartieen übernehmen; sie hat viel Spiel, eine gute Schule und schöne Mitteltöne. Hr. Stritt, vom Theater in Wiesbaden, ist als Tenor engagirt; seine Leistungen sind bekannt. Er sang den Lionel und den Tybald mit vielem Beifall. Hr. Herrmanns, vom Aachener Theater, trat als Sir Georges in den Puritanern auf; er hat einen kräftigen Baß, nur muß er ihn mehr zu bemeistern suchen.

Frankfurt a. M., 11. Oct.

Künftigen Freitag den 13. d. M. findet das bereits angezeigte Konzert der Miß Laidlaw im Saale des Hofes von Holland statt.

Auflösung des Palindrom's in Nro. 281.

Garg. Grat.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Oct. (Auf hohes Begehren): Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 283. Freitag, den 13. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

Czasla lehnte bleich und bewußtlos an der Thüre. Ihre Blicke ruhten auf der Unglücklichen. „Vater," rief sie plötzlich, „erbarme Dich ihrer!"

„Wie?" rief dieser. „Hatte Jug Bogdan Erbarmen mit Deiner Mutter? Hast Du es vergessen, daß er sie schändete! Ist sie nicht sein Kind?"

Czasla fuhr empor bei dem Worte, wie eine Rasende. „Ha!" rief sie, „Du hast Recht; sie ist seine Tochter und Czerny-Georg's Weib. Melinka, ich liebe ihn; Eine nur von uns durfte er lieben!" Sie stürzte auf Melinka und bohrte ihr den Dolch tief in die Brust. „Stirb," rief sie, „dann ist er mein!"

Ohne einen Laut sank diese nieder.

„Du hast herrlich getroffen, Czasla," lachte der Alte. „Komm nun weiter, es ist noch mehr zu thun!"

Er führte sie in Jug Bogdan's Haus. Da saß der Augenlose auf einem Sessel, dessen Sitz von weichem Moose war.

„Jug Bogdan," rief Tscholmi, „kennst Du mich?"

„Heiliger Gott," schrie der Greis, „Tscholmi, ich kenne Dich. Kommst Du, Deine Rache zu enden? —"

„Ja, Jug Bogdan. Dein Iwo hat verblutet unter einer Tanne bei Manasia. Meine Kugel durchbohrte sein Herz. — Hast Du mich verstanden, Jug Bogdan?" Der Greis rang verzweifelnd die Hände. Er wollte aufstehen, aber er sank athemlos zurück.

„Melinka, Dein Enkelkind, röchelt im Todeskampfe, Czasla, hier, die Tochter jener Czasla, die Du entehrtest, hat sie erdolcht! Hast Du es gehört?"

„Herr! Herr!" rief Jug Bogdan, „ist mein Gericht noch nicht voll? —"

„Nein," sagte Tscholmi mit fürchterlicher Kälte, „Du sollst leben! —"

„Tod wäre süß für Dich. Lebe, Jug Bogdan! Lebe, und stirb erst tausend Tode, ehe Du stirbst!"

Czasla bebte wie eine Zitterpappel, die der Sturm bewegt. Diese mehr als teuflische Rache erschütterte sie. Sie riß ihrem Vater das Gewehr weg und schoß den Alten nieder.

„Nun," sagte Tscholmi, „es ist auch so gut. Nun laß uns gehen."

Vorsichtig nahm er einen andern Weg. Er ging tiefer in das Gebirge hinein, bis die Nacht über das Gebirge kam und Alles einhüllte in ihre Dunkelheit. Er legte sich unter eine Edeltanne und sank in sanften Schlaf, als sey nichts geschehen. Nur Czasla schlief nicht. In ihrem Innern wühlte ein furchtbarer Schmerz. Sie erschrak, wenn sie den Vater ansah. Endlich ertrug sie es nicht länger, sie schlich weg von dem Schlafenden und irrte ziellos in dem Walde weiter, Ruhe suchend, die nirgends mehr für sie war, und in einem Zustande, der an Geistesverwirrung gränzte.

In einem Zustande, wie ihn keine Feder zu schildern vermag, zog Czerny-Georg mit den Kriegern das Gebirge hinan. Ihre Gesänge tönten durch das Gebirge so wild und schauerlich. In ihm war es finstere Nacht. Sie trugen Iwo Bogdanowitsch's Leiche voran, und die Uebrigen folgten. Ihre Gesänge priesen die Thaten der Gefallenen. Die Nacht lag finster über dem Gebirge. Ein Hochgewitter umhüllte den Horizont. Blitze züngelten am Himmel hin und erleuchteten momentan ihren Weg; aber immer sah er Stepan's verzerrte Züge an dem Baume.

Vor Melinka zu treten, wagte er kaum. Ach, ein entsetzlicher Vorwurf lastete auf seiner Seele, und — nun brachte er ihr zu der Leiche ihres Glückes die ihres Vaters! Das nagte an seinem Herzen.

„Wie ist es doch so stille da unten!" sagte ein Hajducke, als sie von der Höhe herab zu dem Blockhause stiegen. „Seltsam!" sagte ein Anderer. „Es ist kein Licht in den Wohnungen."

Jetzt wurde Czerny-Georg selbst aufmerksam. Es beschlich ihn die Ahnung, als könne ein neues Unglück geschehen seyn. Unwillkürlich mußte er an Tscholmi denken.

Von einer unbestimmten Angst gefoltert, eilte er dem Zuge voraus, der nur langsam folgen konnte. Jetzt trat er in seine Wohnung. Alles war stille; keine Seele regte sich. Da rief er in Todesangst den Namen Melinka's.

Jetzt wankte eine Gestalt daher und weinte laut. Es war Melinka's alte Amme. Sie zündete ein Licht und ergriff Czerny-Georg's Hand, ihn zur Leiche Melinka's führend. „Sie ist todt," sagte sie, „ein Zigeunerknabe hat sie erstochen und Jug Bogdan erschossen!"

Digitized by Google

„Czasla!“ rief Czerny-Georg, und sank, erliegend der Macht der fürchterlichen Eindrücke, bewußtlos nieder neben Melinka's Leiche.

So fanden ihn die Hajducken. Auch sie ergriff Entsetzen, als sie das furchtbare Ereigniß sahen und vernahmen.

Am andern Morgen wurden die Gefallenen beerdigt. Stumm folgte Czerny-Georg. Und als der letzte Hügel sich wölbte, da wandte er sich zu den Hajducken und sagte: „Nun laßt uns zum Kampfe ziehen.“

Sie verließen die Stätte des Schreckens.

Und durch ganz Serbien drang der Ruf zu den Waffen. Czerny-Georg war der Namen, der sie Alles verlassen und zum Kampfe eilen ließ.

Der Pascha von Belgrad erschrak, als er die Kunde vernahm von dem mörderischen Zuge der Serbier gegen Belgrad. Alle türkischen Beamten flohen, um Schutz dort zu suchen.

Czerny-Georg war ihr Schrecken; denn er, wie seine Leute, kannten kein Mitleid. Die Schrecken des Todes gingen vor ihm her.

Alle seine Truppen zog der Pascha an sich. Eilboten flogen in die benachbarten Paschalike, um Hülfe zu suchen; denn mit sechzigtausend Serbiern zog Czerny-Georg durch das Land.

Der Pascha rückte ihm entgegen. Bei Schabatz kam es zur mörderischen Schlacht. Die Türken boten alle ihre Kraft auf; aber wie groß auch der Muth der Verzweiflung war, sie erlagen. Die Niederlage war schrecklich. Die Reste des türkischen Heeres flohen mit dem Pascha nach Belgrad, und schon am andern Tage begann die Belagerung. Diese konnte aber nicht mit der Energie und dem Nachdruck geführt werden, wie es bei einer Festung nothwendig gewesen wäre, die eine solche Ausdehnung hatte. Insbesondere fehlte es den Serbiern an dem nothwendigen Geschütze. Czerny-Georg dachte sie durch Aushungern überwältigen zu können; allein er rechnete nicht darauf, daß die Hülfe näher war, als er es sich einbildete.

(Fortsetzung folgt.)

Wie eine deutsche Provinzial-Oper in einer französischen Provinzialstadt gefeiert wird.

Die „Allg. Theater-Chronik“ von Sturm und Koppe bringt in ihrer Nummer vom 6. Oktober einen Korrespondenz-Bericht aus Lons le Sonnier, dem Hauptort des Juradepartements, vom 24. Sept., dem wir das Nachstehende entnehmen: Die deutsche Opern-Gesellschaft, unter Direktion des Hrn. C. G. Hehl, welche seit beinah fünf Monaten die Städte Metz, Nancy, Dijon, Dôle und Châlon sur Saone besuchte, und gegenwärtig sich auf der Rückreise nach Freiburg zu einigen Vorstellungen hier aufhält, scheint den glänzenden Reigen dieser Sommerunternehmung auf eine brillante Weise zu beschließen. In Dijon, wo die Gesellschaft auch in pecuniärer Hinsicht sehr gute Geschäfte machte, wurde Mozarts „Zauberflöte“ und das erste „Nachtlager“-Finale als Schluß-Vorstellung gegeben. Der Eindruck, den diese Aufführung hervorbrachte, läßt sich mit der Feder unmöglich bezeichnen. Unter dem unbeschreiblichsten Jubel wurden gleich, nachdem der Vorhang gefallen war, sämmtliche erste Mitglieder mit einer donnernden und nicht enden wollenden Beifalls-Salve und unter einem förmlichen Blumenregen hervorgerufen und empfangen; unter den vielen Bouquets und Blumenkränzen befand sich auch eine goldne Lorbeerkrone, bestimmt für Mad. Ernst-Seidler, auf deren Blättern mit erhabenen Buchstaben ihre Rollen: Tancred, Romeo, Norma, Desdemona, Eloira (Puritaner), Anai (Moses), verzeichnet waren. Auf das anhaltendste Rufen: couronner, mußte der Regisseur hervortreten und im Angesicht eines enthusiastisch begeisterten französischen Publikums die gefeierte Sängerin krönen. Nicht genug damit, und noch nicht zufrieden, erscholl, nachdem der Vorhang wieder gefallen war, ein abermaliges Rufen: Toute la troupe, worauf die ganze Gesellschaft in pleno erschien.

Gleiche Triumphe erwarteten diese künstlerischen Fremdlinge in Dôle und Châlon; in letzterer Stadt wurde der ganzen Gesellschaft noch die besondere Auszeichnung zu Theil, in einem von der städtischen Behörde und der philharmonischen Gesellschaft bei Anlaß des Einzugs des Herzogs und der Herzogin von Nemours gegebenen großen Fest-Konzerte allein und mit gewohntem Beifall zu wirken. Eine ganz besondere Auszeichnung wurde der Gesellschaft in Dôle zu Theil. In der als letzten Vorstellung angezeigten Oper, der „Freischütz“, erschien plötzlich im letzten Finale, bei der Stelle „Sie athmet wieder“, aus den Soffitten ein großes Ensemble, worauf die Sichel der Norma, der Helm des Tancred, das Schwert des Romeo, der Dolch des Othello, die Jagdflinte und das Waidmesser des Max zierlich gemalt waren, und umgeben von einer Riesenblumenkrone, enthielt deren Mitte eine transparent erleuchtete Inschrift in französischer Sprache, die, wollte man sie treu übersetzen, folgenden Inhalts war:

Woher diese rührenden Accorde,
Diese göttlich entzückenden Worte?
Euterpe ist's, die mit ihren Schwestern singt,
Und Seidler, die durch ihrer Stimme Laut zu unsern Herzen dringt

Der hier angeführte Artikel erwähnt weiter mit großem Lobe der Gesangsleistungen der Dame Reuß und der Herren Klein, Tenorist, und Freund, Bassist, sowie auch des trefflichen Orchester-Direktors Brandt. — Vor der Abreise der deutschen Gesellschaft aus Châlon hat dieselbe auf Anlaß ihres Regisseurs, Hrn. Carl Gaudelius, dem daselbst am 19. Sept. 1841 gestorbenen Tenoristen, Joseph Wapens, zur zweijährigen Gedächtnißfeier seines Sterbetages eine Todtenfeier bereitet, indem sie auf seinem verödeten Grabe ein einfaches Monument errichten ließ. Bei dieser Gelegenheit sangen sämmtliche Herren und Damen am Grabe des Hingeschiedenen: Pia mater, aus Rossini's „Stabat“, und eine früher von dem Musik-Direktor Edele eigens dazu componirte Trauer-Cantate. Der Regisseur Gaudelius sprach eine rührende Trauerrede, welche das obengenannte Blatt ebenfalls mittheilt. Der „Patriote de Saone und Loire“ spricht von dieser pieuse et touchante cérémonie mit großer Rührung und nimmt dann Abschied von den als Menschen wie als Künstler gleich ausgezeichneten braven Deutschen. Dont — wie er sagt — nous conserverons long temps le délicieux souvenir.

Digitized by Google

Ulrich von Hutten, der Streiter für deutsche Freiheit, von Ernst von Brunnow.

»Wir brauchen einen großen Schatten,
Deß Geist um uns're Fahnen schwebe,
Der, wenn im Kampfe wir ermatten,
Uns Blut von seinem Blute gebe.«
Ufnau und St. Helena.

Es ist wirklich niederschlagend und höchst betrübend, wenn man allenthalben die Bemerkung macht, wie wenig die Geschichte unseres Volks im Bürger- und Bauernstande bekannt ist und wie wir in der eigenen Heimath Fremde sind, wie in unseren Schulen so viel Unnützes und für das Leben Unbrauchbares nur deßhalb gelehrt wird, um nach dem vierzehnten Jahre wieder vergessen zu werden. Armseliger Zustand! Die Geschichte unseres Volkes sollte unser größtes Heiligthum seyn, die Erinnerung großer Thaten sollte unsere Jugend zu allem Tugendhaften und Großartigen begeistern, der Schulunterricht sollte mit der Geschichte Deutschlands beginnen und damit endigen. Vor allen Dingen aber sollte jeder Deutsche das Leben und die Thaten unseres Ulrich von Hutten kennen, wie jeder Amerikaner mit dem Leben und den Thaten Washingtons vertraut ist. Das Bildniß des großen Blutzeugen für die Ehre des Vaterlandes sollte in schönen Kupferstichen oder Steindrücken in den Wohnungen unserer Bürger prangen; aber ach! die Mehrzahl unseres Volkes kennt diesen Namen nicht! Wie nun ein neues Regen des Nationalgeistes bei uns unverkennbar ist, so ist es auch gewiß eine dankenswerthe Erscheinung, daß wir Schriftsteller besitzen, die ihre Gegenstände der thatenreichen Geschichte unseres Volkes entlehnen, um auf eine leichte und anziehende Weise die nützlichsten geschichtlichen Kenntnisse unter das Lesepublikum zu streuen. — In dieser Hinsicht hat sich Herr von Brunnow ein sehr großes Verdienst um Deutschland erworben durch seinen so eben vollendeten Ulrich von Hutten in drei Bänden, geziert mit feinen Stahlstichen. In diesem trefflichen Werke gibt uns der talentvolle und edle Verfasser ein äußerst klares und treues Bild der deutschen Verhältnisse zur Zeit der Reformation, in welchem nichts Wesentliches übersehen ist. — Luther, Hutten, Sickingen, Wilibald Pirkheimer und der arme Conrad sind die Träger dieser großen Zeit, mit der für die Geschichte der Menschheit eine neue Epoche begann. Wir finden an diesem Werke wenig zu tadeln und viel zu loben, und wir sind überzeugt, daß alle Leser unserem Patrioten das Zeugniß geben werden, daß er seine Aufgabe gelöst hat, wie vielleicht kein Anderer es vermocht hätte. Wir wünschen nun dem Buche eine große und günstige Aufnahme bei allen Ständen deutscher Nation, denn wir glauben, daß dasselbe wesentlich dahin wirken wird, das erwachte Nationalgefühl noch mehr zu beleben und in tausend kalten Herzen die heilige Gluth der Vaterlandsliebe zu entzünden. Auch ist es unverkennbar, daß dieser Ulrich von Hutten darauf berechnet ist, um auf die Gegenwart eine tüchtige Wirkung zu thun, namentlich in Hinsicht der Einführung eines allgemeinen deutschen Gesetzbuchs und der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei unseren Gerichten. — Der geschichtliche Hutten war bekanntlich ein Todfeind der römischen Juristen und ein beredter Vertheidiger der Geschwornengerichte, wie sie unsere Vorfahren besaßen und wie sie von Deutschland durch die Sachsenfürsten Hengist und Horsa nach England und sodann nach Amerika und Frankreich gekommen sind. — Dem Verfasser sagen wir unsern wärmsten Dank für seine durch Inhalt, Tendenz und Form gleich ausgezeichnete und treffliche Arbeit.

Mannichfaltigkeiten.

Die Nummer vom 3. Okt. der „privilegirten jenaischen Wochenblätter" bringt eine Mittheilung des hochverdienten geheimen Hofraths Dr. Döbereiner, welche wir den Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben, da wir sie nicht nur im Allgemeinen, sondern hauptsächlich in ihrer Anwendung in diesem Jahre für äußerst wichtig und großen Nutzen gewährend halten. Es heißt dort: „Der Saft oder Most von halbreifen Trauben liefert einen recht guten Tischwein, wenn man ihn mit Zuckerwasser vermischt, und durch Zusatz einer kleinen Menge abgewässerter Weißbierhefen in Gährung versetzt. Dieser chemische Prozeß — die Gährung — tritt in der Regel sehr schnell ein, wenn der gezuckerte Saft einige Tage lang mit den Schalen der Beeren in Berührung bleibt. Man kann auf einen Eimer oder 64 preuß. Quart jenes Saftes einen Eimer reines Fluß- oder Regenwasser, 20 Pfund gewöhnlichen Melisszucker und eine halbe Quart (oder ein Nösel) Spundhefen nehmen, und das Ganze an einem mäßig temperirten Orte der Gährung überlassen. Nach sehr genauen Versuchen, welche in dem großherzogl. chemischen Laboratorium hier angestellt worden sind, liefern 20 Pfund Zucker im Prozesse der Gährung $10^1/_2$ Pfund absoluten Alkohol (reinen Geist), und man gewinnt daher durch Gährung jener Mischung einen Wein, der eben so geistreich wie guter Frankenwein ist. Anderweite Veredlung oder Verbesserung des Traubensaftes behufs der Erzeugung geistreicher, wohlschmeckender, lieblich duftender und belebend wirkender Weine kann ausführlich nur in den mit Experimenten verbundenen Vorträgen über Gährungschemie gelehrt werden."

In Paris ist eine neue Uebersetzung der unter den Franzosen sehr beliebten Schriften Hoffmann's, von Christian, mit Zeichnungen von Gavarni erschienen.

Carlotta Grisi erhält für die sechs Wochen, die sie in London zubringt, 30,000 Franken, und der Tänzer Petipa erhält für die gleiche Zeit 15,000 Franken.

Anthologie
aus den
wichtigeren neueren Schriften über Gefängnißreform und Pönitentiarsysteme.

3. Dr. Diez. *)

Als das Gefängnißwesen zufolge der Anregungen, welche vorzüglich von England aus durch Howard und Andere gegeben wurden, auf

*) In der hier besprochenen Frage ist Dr. Diez eine ganz besonders wichtige Autorität, da er Doktor der Medizin, sehr geachteter Schriftsteller im Felde der Geisteskrankheiten und zugleich

Digitized by Google

der großen und beklagenswerthen Vernachlässigung, die es fast überall erlitten hatte, sich zu erheben begann, war es zunächst die Verbesserung der physischen Lage der Sträflinge, auf welche die Aufmerksamkeit der Regierungen und einzelner eifriger und wohlthätiger Privaten sich richtete. Man blieb jedoch dabei nicht stehen, sondern erkannte bald, daß es noch andere nicht minder wichtige Verbesserungen zu bewirken, andere nicht minder heilige Pflichten zu erfüllen gebe.

Eben so gut, als der Strafvollzug auf der physischen Seite dem Verbrecher nicht mehr anhaben darf, als das Urtheil besagt, muß dieses auch von der moralischen Seite geschehen; so wenig der nur zur Beraubung der Freiheit Verurtheilte durch die Strafanstalt an Gesundheit und Leben beschädiget werden darf, so wenig darf er auch moralisch verschlechtert oder vernichtet werden. Daß also der zu Freiheitsstrafen verurtheilte Verbrecher die Strafanstalt nicht schlechter, unmoralischer und gefährlicher verlasse, als er sie betreten hat, ist selbst vom rein juristischen Standpunkte aus Pflicht der Gefängnißverwaltung. Wenn es aber im Allgemeinen Aufgabe der Staatsverwaltung ist, neben dem physischen auch das sittliche Wohl der Staatsbürger auf jede Weise nach Kräften zu fördern, so muß diese Aufgabe um so mehr auch auf die Bewohner der Strafanstalten sich ausdehnen, als diese einer sittlichen und religiösen Vervollkommnung vor allen Andern am meisten bedürftig sind, und als eine Besserung dieser mittelbar auch eine Förderung des materiellen und moralischen Wohls der übrigen Staatsangehörigen bewirkt. Denn jeder gebesserte Verbrecher hat eine Verminderung der Zahl der Verbrecher, und somit eine Verminderung der Gefahr für Leben und Eigenthum, und eine Verminderung der Gefahr der Verführung und Verschlechterung der übrigen Staatsbürger zur Folge. Es ist also keineswegs die Ausgeburt einer weichlichen kränkelnden Philanthropie, wie hie und da geäußert wurde, sondern die Erkenntniß einer strengen gebieterischen Pflicht, wenn man in neuerer Zeit sich bestrebt hat, die Strafanstalten zugleich in Besserungsanstalten umzuwandeln. Dieser Erkenntniß verdanken die in den letzten 20 Jahren zahlreich in Amerika, England und theilweise auch anderswo gemachten Versuche zur Umwandlung schon bestehender Strafanstalten in sogenannte Pönitentiaranstalten, oder Gründung neuer solcher Anstalten, ihren Ursprung. Die Principien, auf welche alle diese Versuche sich gründen, sind: Anwendung der Arbeit, des Unterrichts und der Absonderung als Besserungsmittel.

Dr. Diez führt sodann aus, wie Müßigang aller Laster Quelle ist, wie Arbeitsscheu eine große Anzahl Verbrecher in die Gefängnisse führe und wie die Arbeit nicht nur zur Gesundheit der Gefangenen und zur Minderung der Kosten, sondern auch zur Besserung der Verbrecher beitrage. Dann heißt es weiter:

Der Unterricht zerfällt in solchen in den Elementargegenständen, in der Religion und in gewerblichen Kenntnissen und Fertigkeiten.

Der Umstand, daß die meisten Verbrecher in den gewöhnlichen Schulkenntnissen schlecht oder gar nicht unterrichtet sind, hat die Meinung veranlaßt, daß mangelhafte Kenntnisse dieser Art mit unter die Ursachen des Verbrechens gerechnet werden müssen; allein diese Meinung ist irrig. Unwissenheit und mangelnde Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen führt an sich eben so wenig zum Verbrechen, als der Besitz dieser Kenntnisse und Fertigkeiten davor schützt. Nur in so ferne, als Mangel an den Elementarkenntnissen die Mittel zum ehrlichen Broderwerb verringert und die Armuth unterhält und begünstigt, kann er unter die mittelbaren Ursachen des Verbrechens gezählt werden; in den allermeisten Fällen aber ist die Unwissenheit der Verbrecher nicht Ursache ihrer Verbrecher, sondern nur gleichzeitige Wirkung einer gemeinschaftlichen Ursache, nämlich der Armuth und der vernachlässigten Erziehung. Der armen Klasse der Bevölkerung stehen für den Unterricht ihrer Kinder nicht so viele und gute Mittel zu Gebote, wie den Bemittelten, deshalb werden sie auch in der Regel nicht so gut unterrichtet seyn, wie die Kinder jener. Wenn sie aber dann später häufiger zu Verbrechern werden, so ist dies nicht darum, weil sie weniger unterrichtet, sondern weil sie arm sind, da die Armuth immer die mächtigste Versucherin zum Verbrechen bleiben wird. Doch mangelt es, wenigstens in den kultivirteren Staaten, nirgends völlig an Mitteln für die ärmere Klasse der Bevölkerung, ihren Kindern den nöthigsten Unterricht in den Elementarkenntnissen zu verschaffen, und wo diese Kenntnisse dessen ungeachtet einem Menschen gänzlich fehlen, oder wo sie wenigstens nicht in dem Grade vorhanden sind, als die Mittel zu ihrer Erwerbung geboten waren, ist mit Grund anzunehmen, daß die Erziehung überhaupt, also auch die religiöse und sittliche Bildung vernachlässigt worden ist, und wenn solche Individuen häufiger als andere Verbrechen verüben, so ist gewiß nicht der Mangel an Schulkenntnissen die Ursache. Daher kommt es auch, daß nur da, wo die Mittel zur Erwerbung jener Kenntnisse hinreichend geboten sind — wie in Städten und auf dem offenen Lande, wo gut eingerichtete Schulen bestehen — Unwissenheit und Verbrechen Hand in Hand gehen, während in Gegenden, wo Kultur und Unterricht noch gar nicht hingedrungen sind, wo neben einer patriarchalischen Einfalt der Sitten, wenigen und leicht zu befriedigenden Bedürfnissen, wodurch eine allgemeine relative Wohlhabenheit begründet und der Pauperismus fern gehalten wird, trotz der allgemeinen großen Unwissenheit die Verbrechen sehr selten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Direktor der Strafanstalt in Bruchsal ist, welche für die beste, nach Auburn'schem Systeme eingerichtete in Deutschland gilt. Das nachfolgend Abgedruckte ist die Einleitung einer vergangenes Jahr erschienenen Schrift: „Ueber die Vorzüge der einsamen Einkerkerung als Mittel zur Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten von Dr. A. E. Diez. Karlsruhe, Bielefeld 1842. 8°. 76 S. — 42 kr." — Man vergl. auch Didaskalia vom 30. Juli 1842.

Korrespondenz.

Darmstadt, 10 Oct.

Durch längere Gewohnheit sind wir bei Aufführung der Opern auf dem großh. Hoftheater an Productionen der Tanzkunst so sehr gewöhnt, daß da, wo diese fehlen, wir etwas Wesentliches zu vermissen glauben. Bei der vorgestrigen Darstellung der Oper: „die Favoritin", von Donizetti, wurde diese Liebhaberei unseres Theaterpublikums gebührend berücksichtigt. Die von Hrn. Balletmeister Tescher eingerichteten Tänze und Gruppirungen machten einen schönen Effekt und zeugten von den Fortschritten seiner jungen Zöglinge, worunter mehrere sich sehr vortheilhaft auszeichnen. Das eigentliche Ballet wird in der Kürze erst beginnen, da Fräul. Louise Weiß, die im vorigen Winter so Ausgezeichnetes leistete, für die Dauer der Saison als Solotänzerin engagirt worden und vor einigen Tagen hier eingetroffen ist. Die Rolle der Leonore in der vorerwähnten Oper sang Fräul. Fischer von hier; sie hat ihre künstlerischen Studien unter Donizetti's unmittelbarer Leitung gemacht und zeigte sich ihres berühmten Lehrers durchaus nicht unwürdig.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Oct. (Auf hohes Begehren): Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Freitag, 13. Oct. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von Benedix.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 284. Samstag den 14. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Fortsetzung.)

Mit Czerny-Georg war eine merkliche Veränderung vorgegangen. Sein sonst so offenes, heiteres Wesen war finster und verschlossen; sein Blick düster, seine sonst blühende Wange war bleich. Man sah nie mehr ein Lächeln auf seinen Zügen.

War auch roh und wild sein Wesen, wie es nach einer Erziehung, wie sie ihm geworden, kaum anders seyn konnte, so hatten doch eine natürliche Gutmüthigkeit und Menschlichkeit noch eine große Macht über ihn. Jetzt war das Alles gewichen, und hatte einer Kälte, einer wilden Grausamkeit die Stätte in seinem Innern geräumt.

Fröhlicher Umgang, der Gesang der Heldenlieder seines Volkes, mit der Begleitung der Gusle, war sonst wohl seine Freude gewesen. Jetzt zog er sich zurück von jeder Geselligkeit, und verlebte in einer öden Zurückgezogenheit seine freien Stunden. Nur im Kriegsrathe seiner Führer glühte der alte Geist wieder auf, und im wildesten Kampfe schien er jenes Leben, jene frische Regsamkeit wieder zu gewinnen, die ihm sonst abging. Da blitzte sein Auge, da glühte sein Antlitz, da flog das lange, dunkle Lockenhaar um seinen edeln Kopf, daß es schauerlich anzusehen war; aber gerade dies und der todverachtende Muth erwarben ihm eine Liebe bei seinem Volke, die an Anbetung gränzte. Jedermann kannte sein Geschick, und Jedermann bemitleidete ihn; nur was tiefer in's Innere drang, als das Aeußere der Thatsache, blieb Allen Geheimniß. Daß der entsetzliche Tscholmi der Urheber seines Unglücks sey, wußte Jeder. Auf ihn wurde in ganz Serbien Jagd gemacht; aber der Alte war in das Gebiet des Kaiserstaats geflohen.

Sein Lebenszweck war beinahe erreicht. Nur Eins noch lag ihm am Herzen. Czerny-Georg hatte sein Kind elend gemacht; an ihm sich zu rächen, war sein Wunsch. Czasla war eine Tiefsinnige geworden. Sie schien stumpf und gefühllos für Alles. Wurde aber der Namen Czerny-Georg genannt, so blitzte ihr Auge auf; aber es war nicht die Liebe, die es aufblitzen machte, es war ein Haß fürchterlicher Art. Das drückte Tscholmi furchtbar. Er vertraute Czasla einer wandernden Horde an, und entfernte sich heimlich.

Auch zu seinen Ohren war die Kunde von den Siegen der Serbier, von der Belagerung der Stadt Belgrad gedrungen. Dorthin eilte er. Heimlich und unbeachtet gelang es ihm, in das Lager zu schleichen. Er ahnete aber nicht, daß das Auge der Liebe den theuern Heerführer bewachte, daß die Leiber der Serbier den Wall bildeten, über den man allein zu ihm gelangen könnte.

Wie der Vampyr Wukodlak, der Schrecken der Serbier, so schlich mit doppelt und dreifach geladenem Gewehre der Alte um das Zelt Czerny-Georg's, daß er eine Gelegenheit finde, an ihm die letzte Rache zu nehmen.

Ein Serbe hatte ihn erblickt. Das Wesen des bewaffneten Alten, den er nicht kannte, war ihm verdächtig vorgekommen. Er folgte ihm leise wie sein Schatten, und als endlich Czerny-Georg einen Moment vor das Zelt trat, und der Zigeuner eben sein Gewehr an die Wange legte, da schlug es der Serbe in die Höhe, der Schuß ging los, die Kugel flog in die Luft, aber auch in demselben Augenblicke streckte der betäubende Schlag einer riesigen Hajduckenfaust den Zigeuner zu Boden. Wenige Augenblicke später war er gefesselt.

Als ihn Czerny-Georg erblickte, wurde sein bleiches Gesicht noch bleicher. Alle die Ereignisse, die sein Leben vergiftet hatten, gingen rasch an seinem Geiste vorüber. Er sah ihn stumm an; aber in seinem Blicke lag eine so fürchterliche Gewalt, daß selbst Tscholmi sein freches Auge niederschlug; allein nur einen Augenblick; dann sagte er: „Sieh mich nicht so schrecklich an, Czerny-Georg, Du hast Schrecklicheres mir gethan, als ich Dir. Meines Kindes Geist ist zerrüttet, und das ist Deine Schuld. Ich hatte Dich nur von denen befreit, die Dich umgarnt hatten. Melinka war jene Wila, die Du sahst als Jüngling am Wilafelsen. Von Jug Bogdan gehetzt, wurdest Du Vatermörder. Bin ich mehr als Du? — Was sonst folgte, floß aus gleicher Quelle, und ich, ich nahm gräßliche Rache, weil dieser Jug Bogdan mein Weib entehrt und gemordet hatte. Thue an mir, was ich an ihm that! —"

Vor Czerny-Georg's Blicken that sich ein Abgrund auf, in den er hinabstarrte. Was ihm als höherer Beruf gegolten, das also war nur Betrug.

Er vergaß Alles um ihn, und starrte den Boden an, aber es mußte so seyn, die Wahrheit wurde ihm jetzt klar.

„Czerny-Georg," fragten die Hauptleute, „was sollen wir mit dem Schurken machen?"

„Laßt ihn laufen!" sagte er dumpf. „Er wird dem Teufel ja nicht entgehen."

Digitized by Google

Weiter brachten sie nichts aus ihm heraus. Sie führten den alten Zigeuner hinaus an die Donau, zogen einen Sack über ihn und stürzten ihn in die rauschenden Fluthen des Stroms, die zischend über ihm zusammenschlugen und ihn in ihrem Schooße begruben.

Einen Blick in die Tiefe der menschlichen Seele gestattete dieser letzte Auftritt, der ihr wundersames Wesen so recht enthüllte. Auf Czerny-Georg's Thun hatte jenes Ereigniß am Wilafelsen, das allerdings Aschelmi ganz richtig beobachtet hatte, einen entscheidenden Einfluß gehabt. Er hatte sich allerwegen als besonders Berufenen, Erwählten, betrachtet; der Umstand, daß er aus den bisherigen Kämpfen unverletzt hervorging, war ihm eine neue Bürgschaft dafür gewesen. Mächtig erhob ihn das Bewußtseyn; aber jetzt fiel der Hagel in die Blüthen. Es war Täuschung, Täuschung von Melinka, die, gleich einer Heiligen, vor seinem innern Auge stand; das war zu viel für ihn in dem Zustande, in welchem er sich eben befand, einem Zustande höchster Reizung seines ganzen Wesens. Bei einem Charakter seiner Art mußte dies nothwendig beugend wirken. Jeder Eindruck ergriff ihn augenblicklich, heftig, und regte seiner Seele Tiefen in einer alles überwältigenden Leidenschaftlichkeit auf, allein eben so lähmend wirkte ein anderer Entschluß wieder auf ihn zurück.

Das, was er jetzt von Aschelmi vernommen, zog einen Nimbus der Täuschung von Ereignissen weg, die wie Lichtpunkte seines innersten Lebens gewirkt hatten, und ihm so erschienen, als seyen es die Kundgebungen höherer Gewalten, als seyen es die Aussprüche der Gottheit.

Er zog sich schnell aus dem Kreise der Führer zurück in die Stille seines innersten Zeltes, und hier überließ er sich ganz seinem Schmerze.

Muthlosigkeit trat an die Stelle seines früheren Muthes und Rathlosigkeit an die der Besonnenheit, Weisheit und scharfsinnigen Berechnung seiner Verhältnisse.

(Schluß folgt.)

Der Dampfwagen.

Von Dr. G. Zirndorfer.

Es braus't vorbei der grimme Dampfkoloß,
Geflügelt, leicht, mit rascher Windeselle,
Und schneller, als das schnellste Verderroß,
Trägt er uns hin mit Schnellkraft rascher Pfeile.
Und um ihn rings verwundert sich der Troß,
Führt das zum Elend? — führt uns das zum Heile? —
Doch ob sie schwatzen und verwundert planen,
Und grübeln, ob es gut, ob übel sey,
Rollt vorwärts stets die Zeit auf ihren Bahnen
Am schwachen, winz'gen Erdenvolk vorbei.
Und kühn entringt sich ihrem Mutterschooße
Stets das Erhab'ne, Mächtige und Große.

Und wie der Dampfkoloß durch grüne Auen
Auf seiner neugeplanten Bahn sich ringt
Und an der Dörfer stillen Friedensgauen
Der Städter stolze Zahl vorüberbringt,
Und aus dem glüh'nden Rachen feuerspeiend,
Die fernsten Fernen aneinander reihend,
Die stolzen Wagenburgen vorwärts schwingt —
Hat unten in der Erde grünen Gassen,
Um die das Eisenband sich gürtend schraubt,
Sich eine zarte Stimme hören lassen,
Zwar durch den Lärm gewohnter Kraft beraubt.

Es ist die Lerche, die seit alten Zeiten
Durch ihren Gang die Gegend hat belebt;
„Ach!" ruft sie, „Schauplatz meiner stillen Freuden,
Du still Asyl, das ich mir einst erstrebt,
Ich Aermste muß auf immer von dir scheiden,
Ich fliehe — wenn auch Schmerz mich drob durchbebt.
Sind es ja nicht mehr jene Friedensauen,
Die meine Jugend duftig einst umgrünt,
Ein tück'scher Dämon ist jetzt dort zu schauen,
Der nur Verrath uns und Verderben spinnt.
Entweiht sind nun die einsam stillen Plätze,
Wo nur der Dichter träumend sich verlor,
Umspannt von jenem festen Eisennetze,
Thront dort die Geldlust, jener falsche Götze,
Der sich zum Tummelplatz die schöne Flur erkor.
Wo donnernd jene Dampfmaschinen brausen,
Da will die Lerche ferner nicht mehr hausen."
Und sie erhebt sich schmetternd in die Lüfte.
So schnell eilt keiner Dampfmaschine Flug,
Dort kreis't sie über'm niedern Erdentrug,
Und es umschweben sie des Frühlings Düfte.

Die Wachtel aus fernem Lande,
Kommt frühlingsglühend her
Und sucht das Nest, das bekannte,
Im grünen Saatenmeer.
Doch da ist nichts zu schauen
Als eine Eisenbahn,
Da fliegt sie traurig von dannen,
Sucht einen andern Plan.

Doch nahe in Waldes Zweigen
Da sitzt die Nachtigall,
Sie kann er nimmer beugen,
Der grause Wirrwarr all'.
Und mag vorüberbrausen
Der grimme Dampfkoloß,
Mit seinen Wagenburgen
Und Menschen klein und groß.

Sie läßt ihr Lied ertönen,
Ihr süß und klagend Lied,
Das aus des Herzens Tiefen
In Herzens Tiefen zieht.
So ficht den wahren Dichter
Das Weltgewühl nichts an;
Er singt nur, um zu singen,
Hat selbst seine Freude d'ran.

Digitized by Google

Und mag sich Alles umnachten
In dieser seltsamen Welt,
Stets bleibt in des Herzens Schachten
Ein Tag ihm aufgehellt.
Und mag sich Alles verändern,
Ihn kümmert die Außenwelt nicht,
Er hat seine Welt im Busen,
Seine Welt ist — sein Gedicht.

Ueber G. F. Kolb's Geschichte der Menschheit und der Kultur.

(Zwei Theile. Pforzheim, 1843, bei Dennig Fink u. Comp. 8. I Th. 370. II. Th. 369.)

Es war eine Zeit, wo in dem neueren Europa die Italiener, Franzosen und Engländer das Gebiet der Geschichte als ihre Domäne betrachteten, welche sie vorzugsweise vor allen Andern zu kultiviren berufen seyen. Wohl hatten sie schon Geschichtschreiber ersten Ranges, als in andern Ländern unseres Welttheils die Kunst der historischen Darstellung sich erst zu bilden begann, namentlich in Deutschland, wo es bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dauerte, ehe Klio ihrer würdige Altäre errichtet erhielt. Seitdem nahm aber auch die historische Literatur einen vorher nie gekannten Aufschwung in unserem gemeinsamen Vaterlande; sie schien gleichsam mit Riesenschritten nachholen zu wollen, was sie in den vorangegangenen Jahrhunderten versäumt hatte, und wirklich gelang es ihr, sich in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume auf einen Höhepunkt der Darstellung und kritischen Behandlung des Stoff's zu schwingen, daß sie nun ohne Erröthen eine Vergleichung mit der gleichnamigen Literatur der Eingangs erwähnten Völker bestehen konnte. Schlözer, Spittler, J. von Müller, Posselt, Herder, Iselin, Heeren und Andere bewiesen durch ihre reingeschichtlichen und philosophisch-historischen Werke, daß der deutsche Genius auch die Geschichte in ihrer wahren und eigentlichsten Bedeutung in sich aufzunehmen und darzustellen berufen sey. Was die steigende Kultur und der besondere Gang der Zeitgeschichte veranlaßt und hervorgerufen hatte, ging in den nachfolgenden Jahrzehnten nicht verloren, sondern wurde vielmehr von würdigen Nachfolgern jener Schriftsteller durch neue Werke erhalten und vermehrt. Die Schätze des historischen Wissens wuchsen in schnell steigender Progression und verbreiteten sich in den unterschiedlichen Klassen der Lesewelt, je nach ihren Bedürfnissen, Neigungen und besonderen Lebensbestrebungen. Da aber nach Schlözer die Geschichte eine fortgehende Statistik und die Statistik eine stillstehende Geschichte ist, so kann begreiflicher Weise die historische Wissenschaft noch weniger als irgend eine andere je ihr letztes Ziel erreichen, oder wenigstens auf einem unverrückbaren Ruhepunkte anlangen, von welchem aus die Bewegung der Menschheit seit Jahrtausenden nach allen Richtungen hin klar erkannt und in einem lebensvollen Bilde nach den Regeln der historischen Kunst dargestellt werden könnte. Dazu bedürften wir im Allgemeinen einer weit reichhaltigeren Geschichte und eines mehr gesichteten Stoff's, in dem das Wahre von dem bloß Wahrscheinlichen und Fabelhaften auf eine unzweifelhafte Weise getrennt wäre. Gleichwohl sind die Ueberlieferungen der Vorzeit reich genug, daß wir aus ihnen den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptbeziehungen (und dies ist doch wohl das Wichtigste) erkennen und beurtheilen lernen können. Aber die bloßen Ereignisse, sey es in oder außer dem Zusammenhange, sind noch lange keine Geschichte, so wenig als der formlose Marmor in der Werkstätte des Bildhauers als ein Kunstwerk zu betrachten ist. Nur durch den eigentlichen Geschichtforscher, der die Begebenheiten in ihrem Ursprunge, ihrem Zusammenhange und in ihren Folgen zu ergründen und zu beurtheilen strebt, wird die Geschichte zu dem, was sie ist und immer seyn sollte: ein Spiegel der Menschheit und eine belehrende Führerin durch die Irrgänge der früheren Jahrhunderte.

Mit diesen Ansichten und Gedanken gingen wir an die Lectüre der neuesten Schrift des Hrn. G. F. Kolb, und wir müssen bekennen, daß wir uns in unseren Erwartungen nicht getäuscht fanden. Von dem Verfasser der parlamentarischen Geschichte der französischen Revolution und anderen schätzbaren Schriften war dies kaum anders zu erwarten. In dem ersten Theil gibt er einen historisch-philosophischen Ueberblick der Geschichte der Völker des Alterthums, indem er mit den Chinesen beginnt, und dann auf die Hindus, Aethiopier, Aegyptier, Juden, Babylonier und die übrigen ausgezeichneteren Völker der alten Welt übergeht. In einer je näheren und innigeren Beziehung dieselben zu unserem heutigen Kulturstande stehen, wie die Griechen und Römer, desto mehr Raum wird ihnen auch gewidmet, und wir müssen bekennen, daß die großen kräftigen Züge, mit welchen Hr. Kolb das Gemälde der griechischen und römischen Welt mit ihren unterschiedlichen Socialzuständen aufträgt, naturgetreu und aus jenem Gesichtspunkte entworfen sind, den die intellectuelle und moralische Bildung unseres Zeitalters für den Historiker höheren Ranges nothwendig zu bedingen scheint. Demungeachtet würden wir es gerne gesehen haben, wenn er sich bei der Geschichte der Chinesen etwas länger verweilt hätte, da dieses Volk, in Folge der Ereignisse des bekannten Opiumkriegs, für Europa an Interesse bedeutend gewonnen hat. Man lernt aus der chinesischen Geschichte vielleicht mehr als aus der eines jeden andern Staats mit unumschränkter Regierung, daß ein Reich mit dieser Regierungsform der öfteren Wiederkehr der heftigsten politischen Erschütterungen ausgesetzt ist. Friedrich v. Schlegel hat in seiner „Philosophie der Geschichte" ein schönes Kapitel über China geliefert, welches jetzt noch mehr als zur Zeit der Erscheinung seines Buches Aufmerksamkeit und Interesse erregen dürfte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In der Pfalz und am Rheine hat man Aussicht, daß den Schulversäumnissen abgeholfen, den Frauen ihre Arbeit erleichtert und die nächtliche Ruhe Aller möglichst befördert werde. Wie die Zeitungen schreiben, soll kein Zweifel mehr darüber seyn, daß der 1843er zu einem veritablen Schul-, Strumpf- und Wendewein erwachsen werde. Der Weinhändler bei meinem Nachbar hat freilich noch kein Weinjahr vorweg gelobt, desto mehr den Wein, nämlich seinen. (Dorfztg.)

Digitized by Google

(Berlin, 6. Okt.) In der neuesten Zeit haben sich die Unglücksfälle durch den unvorsichtigen Genuß der Giftpflanzen so bedeutend vermehrt, daß unsere Regierung zur bestmöglichsten Verhütung dergleichen Vergiftungen nun dieserhalb wieder neue Verordnungen erlassen hat. Es werden darin hauptsächlich sämmtliche Schullehrer verpflichtet, die Schuljugend von den Giftgewächsen, besonders von den wildwachsenden, genau und sorgfältig in Kenntniß zu setzen. Außerdem wird darin den Herren Geistlichen, Aerzten, Apothekern, Forstbeamten, Pächtern und Gutsbesitzern dringend empfohlen, ein Jeder in seinem Geschäftskreise, theils aus eigner Kenntniß, theils nach dieser Verordnung, das unkundige Publikum mit den bei uns wildwachsenden Giftpflanzen bekannt zu machen. Letztere sollen in der Nähe menschlicher Wohnungen und Aufenthaltsorte nach Möglichkeit gänzlich ausgerottet werden.

(Steyermark.) Die „Stiria" (Beiblatt zur Gratzer Zeitung) meldet, daß vor einigen Tagen ein Lämmergeier das zweijährige Kind einer Bäuerin auf einer Wiese bei Weiz, im Gratzer Kreise, geraubt, und es beinahe 50 Schritte weit getragen habe, wo er es eben zu verzehren anfing und es bereits getödtet hatte, als er durch herbeieilende Landleute gestört wurde. Die Mutter soll während ihrer Arbeit auf dem Felde das Kind außer Acht gelassen haben, und dadurch das Unglück herbeigeführt worden seyn.

(Eine Pariser Amazone.) Die ritterlichen Uebungen: Reiten, Jagen, Pistolenschießen, selbst Fechten, nehmen unter den Vergnügungen der Pariser Damenwelt eine immer wichtigere Stelle ein. Eine der beliebtesten Pariser Schauspielerinnen widmet an gewissen Tagen alle Zeit, welche ihr neben den Proben und dem Einstudiren der Rollen übrig bleibt, ausschließlich dem Pistolenschießen. Eine Freundin wollte ihr unlängst einen Besuch machen; aber die Zofe trat ihr mit den Worten entgegen: „Madame nimmt heute keinen Besuch an, es ist ihr Schießtag."

Anthologie

aus den wichtigeren neueren Schriften über Gefängnißreform und Pönitentiarsysteme.

(Fortsetzung.)

Darum trägt der Schulunterricht an sich nichts zur Besserung der Verbrecher bei, setzt vielmehr da, wo der Hang zum Verbrechen nicht auf andere Weise gehoben wird, den Verbrecher nur in den Stand, seine Verbrechen künftig auf eine raffinirtere und gefährlichere Weise zu begehen. Der Schulunterricht der Sträflinge hat also im Pönitentiarsysteme zunächst nur den Zweck, dem Sträflinge in den Strafanstalten eine zweckmäßige geistige Beschäftigung zu bieten, um dadurch **den gewöhnlichen, fast immer ganz oder wenigstens vorherrschend den Körper beschäftigenden Arbeiten derselben ein heilsames Gegengewicht zu geben, den übrigen Unterricht zu erleichtern und die Mittel zum rechtlichen Broderwerb für die Entlassenen zu vermehren und zu vervollständigen. Und in so ferne hat er denn auch seinen entschiedenen, nicht zu verkennenden Werth. Auch der bloße Unterricht in den Wahrheiten der Religion wird keine große Wirkung auf die Besserung der** Strafgefangenen üben, so lange dadurch nicht ein religiöser Sinn erweckt wird. Da aber eine große Anzahl der Sträflinge selbst in den ersten Wahrheiten der Religion eben so unwissend ist, als in den Schulkenntnissen, so ist der Unterricht darin als Grundlage und Bedingung der Erweckung eines religiösen Sinns von der größten Bedeutung; aber sehr gefehlt wäre es, wenn man dabei stehen bleiben wollte. Nur die Erweckung ernstlicher und ungeheuchelter Reue, wahrer Gottesfurcht und Menschenliebe vermag eine sichere und dauernde Besserung der Verbrecher zu bewirken. Dazu wird aber mehr als bloße Unterweisung in den Dogmen und Glaubenssätzen erfordert, es muß Jeder auf seine Weise und nach seinen Bedürfnissen behandelt, der Ungläubige überzeugt, der Verstockte erweicht, der Muthlose aufgerichtet, der Verzweifelnde getröstet werden. Diese Art des religiösen Unterrichtes bildet Schlußstein und Krone des Pönitentiarsystems. Die gesammte übrige Disciplin vermag nur den Acker vorzubereiten, den erst die Religion befruchten muß; die Disciplin kann und soll den Sträfling in die Lage versetzen, in der er empfänglich wird für Belehrung und Besserung, sie kann die Hindernisse wegräumen, welche die Entwickelung der Keime des Guten stören, aber diese Keime selber hat die Religion auszustreuen. Die Wirkung ist also hier eine gemeinschaftliche, wechselseitig sich bedingende und unterstützende: der beste Saamen wird, wenn er auf den Weg, auf Felsen und in die Dorngebüsche fällt, eben so wenig Früchte tragen, als der am besten bestellte Acker, wenn er nicht mit guten Saamen angesäet wird.

Soll also der Geistliche einer Strafanstalt seiner Aufgabe gewachsen seyn, so muß er eben so viel Kenntniß der Menschen und der Welt als Religiösität und Menschenliebe, eben so viel Eifer als Ausdauer und Unverdrossenheit besitzen; fehlt es ihm an der einen oder andern dieser Eigenschaften, so kann er wenig Gutes, wohl aber sehr viel Schlimmes in einer Strafanstalt stiften.

Von dem gewerblichen Unterricht gilt das Nämliche, was oben über den Schulunterricht gesagt worden ist: auch er führt nicht unmittelbar zur Besserung der Sträflinge, sondern nur insoferne er eine zweckmäßige Beschäftigung der Sträflinge in den Strafanstalten möglich macht, und die Mittel für die Entlassenen vermehrt, durch rechtlichen Erwerb ihres Lebensunterhaltes der Versuchung zum Rückfalle um so eher zu entgehen. In großen Anstalten sollte darum ein umfassender technologischer Unterricht, eine Art von Gewerbsschule eingeführt werden, um die Sträflinge, die dessen fähig und würdig sind, zu durchaus tüchtigen Gewerbsmännern zu bilden, da es einem entlassenen Sträflinge ohnedies äußerst schwer wird, sich auf redliche Weise zu ernähren, weil es ihm an der Grunddedingung jedes bürgerlichen Gewerbsbetriebes, dem Zutrauen, fehlt; steht er nun gegen seine Concurrenten auch noch an Tüchtigkeit und Fähigkeit in seinem Gewerbe zurücke, so wird es ihm in den meisten Fällen völlig unmöglich seyn, sich ehrlich durchzubringen, und die Noth wird dann auch einen festen Vorsatz zur Besserung nur zu leicht überwältigen. Man wird vielleicht auch in diesem Vorschlage nur eine übertriebene Vorsorge für die Verbrecher erblicken und es unbillig und lächerlich finden, daß man für den Verbrecher, für Diebe und Mörder mehr thun soll, als für den ehrlichen und redlichen Handwerker bis jetzt wenigstens auf dem Lande geschehen ist. Aber man vergesse nicht, daß Alles, was die Gesellschaft thut, um einen Verbrecher vor dem Rückfalle zu bewahren, eben so gut ihr selbst, als dem Verbrecher zum Vortheile gereicht, und daß die Aufgabe, Verbrechen zu verhüten noch wichtiger und in jeder Beziehung lohnender ist, als jene, sie zu strafen. Ist es doch einer der wichtigsten und nach manchen Strafrechtstheorien sogar der einzige Zweck der Strafe, durch Abschreckung Andere vom Verbrechen abzuhalten — also weitere Verbrechen zu verhüten.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 14. Oct. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 285. Sonntag, den 15. October 1843.

Czerny-Georg.

Eine serbische Novelle.

(Schluß.)

Es war im Oktober des Jahres 1813, als ein gewaltiger Wendepunkt eintrat in die Verhältnisse der Serbier und Türken. Czerny-Georg's Muthlosigkeit und Trübsinn hatte so unselig auf das Heer eingewirkt, daß kaum an einen entscheidenden Erfolg zu denken war.

Der Pascha von Belgrad kannte diese Umstände durch seine Kundschafter und Spione. Es war ihm gelungen, aus Widdin zahlreiche Verstärkungen an sich zu ziehen, und nun gedachte er, jene günstigen Umstände treulich zu benutzen.

Plötzlich fielen drei Heerhaufen auf verschiedenen Punkten aus Belgrad aus, und ein vierter ging weiter oben über die Donau und fiel in Czerny-Georg's Rücken.

Der Kampf war kurz und entscheidend. Den Serbiern fehlte der Mittelpunkt, da Czerny-Georg einem Automaten glich. Er würde in die Hände der Türken gerathen seyn, hätte nicht der treue Ossip ihn gerettet, indem er ihn drängte, sein Leibroß zu besteigen, dieses am Zügel nahm, und nun mit ihm rastlos floh.

Noch einzelne Haufen der Hajducken stritten muthig; allein sie konnten den Strom nicht zurückhalten, der so mächtig daher brauste. In regelloser Flucht suchten sie die Gebirge und Wälder, wo sie Sicherheit fanden.

Von hier aus führten sie den kleinen Krieg unermüdet fort; doch war fortan nicht mehr an eine solche Vereinigung zu denken, wie sie Czerny-Georg durch seinen persönlichen Einfluß zu Stande gebracht und nun auch vernichtet hatte.

Willenlos folgte Czerny-Georg Ossip's Führung. Nach unsäglichen Strapatzen und noch größeren Gefahren erreichten sie Serbien's Gränze.

„Hier ist kein Heil mehr für Euch," sagte tief betrübt Ossip. „Serbiens Sterne sind für's erste untergegangen. Mir scheint nur noch von Rußland aus Heil zu kommen."

Wie aus einem tiefen Traume weckte dies Wort Ossip's Czerny-Georg.

„Du hast Recht, Ossip," sagte er; „laß uns in Rußland Schutz und Hülfe suchen."

Die Verhältnisse Rußlands zur Türkei waren der Art, daß Czerny-Georg, den ja Rußland als das Haupt der Serbier anerkannt hatte, hoffen durfte, mehr als eine Zufluchtsstätte zu finden.

Er kam glücklich in Petersburg an, und wenige Tage später trug er die Uniform eines russischen Generals. Mit diesem Akte kaiserlicher Gnade schien er wieder aufzuleben, und sein neuer Berufskreis weckte die alte Kraft, indem er die dunkeln Ereignisse der Vergangenheit mehr und mehr in einen dunkeln Hintergrund zurück drängte.

Es war im Juli 1817, als in den Straßen von Semendria ein wirklich alles Gefühl empörender Auftritt stattfand.

Vor dem Hause, welches der Bimbaschi bewohnte, ist ein großer freier Raum. Ein Kranz von weitästigen Linden umgibt ihn, und gewährt in den gluthheißen Tagen des Sommers eine Kühle, welche hier Serbier und Türken einladet, die Pfeife in träger Ruhe zu schmauchen, Scherbet und Kaffee zu trinken und an den Spielen der Knaben, den Tänzen und der Musik der Zigeuner sich zu ergötzen. Nie ist dieser schöne Platz mehr belebt, als nach Sonnenuntergang, wo eine liebliche, erfrischende Kühle die ermatteten Kräfte neu erkräftigt. Da sieht man die lang und tief verschleierten Türkinnen, begleitet von ihren schwarzen Sklaven, die wunderlieblichen Serbierinnen, den gravitätischen Türken, den schleichenden Juden, den sich edelhaltenden Serbier in buntem Gemische, bald sitzen und rauchen, bald umherschlendern im Genusse der Abendkühle.

So war es eben auch an jenem Abende. Noch war es hell. Inmitten des Platzes tummelten sich eine Menge Knaben, tanzten Zigeuner und musizirten Serbier und Zigeuner auf der Gusle und dem Dudelsack.

Auf dem Balkone seiner stattlichen Wohnung saß mit untergeschlagenen Beinen der Bimbaschi im stolzen Bewußtseyn seiner Macht und Würde, und rauchte seine Pfeife mit dem langen, astlosen Weichselrohre und der kostbaren Bernsteinkugel. Er blies Dampfwolken in die Luft und schlürfte aus der kleinen Tasse den edlen Nektar von Mokka, indeß sein Blick sich an dem bunten Gewühle ergötzte, das sich seinem Blicke darbot.

Plötzlich lenkte ein gellendes Geschrei seinen Blick auf eine Gruppe auf dem freien Platze.

Wilde Knaben zerrten hier eine Zigeunerin herum, die im abenteuerlichsten Putze von der Welt einherging. Die Necke-

Digitized by Google

reien der Knaben hatten die Unglückliche im höchsten Grade gereizt. Wüthend schlug sie mit einer zerbrochenen Zither um sich, schimpfte und fluchte mit schäumendem Munde, während die Knaben in wieherndem Gelächter vor ihr flohen, Andere aber in demselben Momente von hinten sie wieder zupften und neckten.

„Wer ist das Weib?" fragte der Bimbaschi einen seiner Sklaven.

„Es ist die närrische Czasla," sagte dieser mit einer tiefen Verbeugung, „die sich immer die Gattin des Rebellen Czerny-Georg nennt."

Der Bimbaschi befahl, daß ein Ortaführer rasch das unglückliche Geschöpf dem rohen Hohne der Knaben entziehe.

Der Offizier trat eben aus dem Portale hervor, als die Wahnsinnige mit einem ungeheuern Sprunge mitten in das Volksgewühl sprang, welches sich gebildet hatte, und dort einen stattlichen Mann in türkischer Kleidung umfaßte und jubelnd ausrief:

„Czerny-Georg, mein Geliebter, schütze Deine Czasla vor diesen Knaben! O schütze mich!"

Umsonst suchte der erschrockene Mann den Armen der Wahnsinnigen zu entgehen. Je mehr er sich indessen bemühte, ihren umstrickenden Armen und ihren wilden Küssen sich zu entziehen, desto gellender rief sie: „Wie? Czerny-Georg, kennst Du Deine Czasla nicht mehr? Erinnerst Du Dich nicht der Tanne an der Mika? Tscholmi und Melinka sind todt, Du und ich, wir sind nur noch allein auf der Welt!"

„Wo warst Du so lange? Nach der Schlacht von Belgrad, sagten die Leute, Du seyest in Rußland. War das wahr?"

In ähnlicher Weise fuhr sie rastlos fort.

Aller Augen richteten sich auf den Türken, dessen Angst von Minute zu Minute wuchs.

Manche wollten in dem Fremden wirklich Czerny-Georg erkennen, und flüsterten sich das zu.

Einige Momente hatte der Janitschar, ein alter Krieger, die Scene mit angesehen, als ihm denn doch der Auftritt verdächtig vorkam.

Er trat zu dem Fremden heran und fragte in türkischer Sprache, wer er sey.

Der Fremde gerieth in noch größere Verlegenheit. Denn ob er gleich türkische Kleidung trug, verrieth er schnell genug durch die Unkenntniß der Sprache, daß er kein Türke sey.

„Es ist ja Czerny-Georg, der Knes von Manasia," rief die Wahnsinnige, „der Belgrad belagert und die Schlacht von Schabatz gewonnen hat! —"

Der Janitschar nahm ihn gefangen und führte ihn vor den Bimbaschi.

Kaum erblickte ihn dieser, als er ausrief: „Das Auge der Verrückten hat schärfer gesehen, als das der Weisen und Klugen. Er ist Czerny-Georg!"

Ein Tatar eilte nach Belgrad, während Czerny-Georg in Ketten gelegt wurde.

Es war herzzerreißend, den Jammer Czasla's anzusehen, die ihr Haar zerraufte und in lauten Jammertönen das Unglück ihres Geliebten beklagte.

Schon am folgenden Tage erschien des Paschas Befehl, ihn enthaupten zu lassen.

Dies geschah, und der Kopf wurde nach Konstantinopel geschickt. Rußland legte, um Frieden zu erhalten, keinen Werth auf das Todesurtheil eines seiner Generale; vielleicht auch, weil er eben, um zu kundschaften und einen neuen Aufstand zu erregen, in das Land gekommen war.

Einige Tage später fischten serbische Fischer in der Donau. Sie brachten in ihren Netzen einen weiblichen Körper an's Licht.

„Es ist die närrische Czasla," sagte der Fischer, und stieß den Leichnam in den heftigern Strom, der ihn verschlang.

W. D. v. Horn.

Wie sich ein Gelehrter verständlich macht.

Doktor Lombard wollte seinen wackeligen Tisch in eine stabile Lage bringen und klingelte einem dienstbaren Geiste. In der Gestalt eines Stubenmädchens voll Mutterwitz trat dieser eine Weile darauf in das Zimmer. Der Gelehrte, mit tiefsinnigen Speculationen über abstracte Begriffe, welche er dem lesenden Publikum leicht faßlich vorlegen wollte, beschäftigt, hatte inzwischen vergessen, daß er geklingelt, und fragte, was sie wolle.

„Der Herr haben geläutet, ich weiß nicht warum."

„Ich erinnere mich jetzt", sagte der Doktor, ohne aufzusehen. „Bringe mir ein — einen — bei der altehrwürdigen Mnemonik: mir fällt der Name des Gegenstandes nicht ein. Er steht gerade an der Schwelle des Bewußtseyns, oder, wie sich der ungelehrte Verstand treffend ausdrückt, er liegt mir auf der Zunge. Einen — eine — ein — A — B — C — D — Z. Es fällt mir die Benennung nicht ein; doch das soll mich nicht hindern, es dir begreiflich zu machen. Ich werde dir den Zweck nennen, dann erräthst du schnell das Mittel. Du bist ein witziges Mädchen."

„Herr Doktor sind sehr freundlich."

„Nicht „witzig" wollte ich sagen, sondern „scharfsinnig", oder, noch treffender, „klarsinnig", oder, noch besser, „klug", weil Klugheit die besten Mittel findet, oder eigentlich „weise", weil Weisheit die besten Mittel zu guten Zwecken findet. Doch nun gehen wir zur Sache. Siehst du, meine Hand zittert im Schreiben, weil mein Arm zittert, an dem die Hand befestigt ist, und der Grund liegt —"

„In der Nüchternheit, Herr Doktor", fiel der errathende Mutterwitz ein, „Sie wünschen Thee mit Rum; ich eile."

„Bleibe, Wettermädchen! Du bist im überwindlichen Irrthum. Der Grund liegt in der oscillirenden Bewegung der Unterlage oder des Stützpunktes. Du sollst mir einen Gegenstand bringen, der das Gleichgewicht herstellt. Verstehst du mich nun?"

„Herr Doktor, ich verstehe Sie wirklich nicht."

„Es ist merkwürdig", staunte der Gelehrte, „wie schwierig es für den ungeübten Verstand ist, den nächsten Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache, zwischen Grund und Folge aufzufinden. Ich muß zur Beschreibung meine Zuflucht nehmen. Höre mich aufmerksam an! Es ist ein Holz, sey es Fichten-, Eschen-, Tannen-, Erlen-, Buchen-, Weiden-, Eichen- oder Föhrenholz, von der Gestalt eines Parallelepipedums, eine bis drei Linien hoch, neun bis zwölf Linien breit und ungefähr dreimal so lang."

Digitized by Google

„Eine Gestalt? Ein Parallelepipedum?“ dehnte das Mädchen mit vieler Anstrengung ihrer Sprachwerkzeuge. „Ich werde es der Hausfrau sagen, die versteht Ihre verschiedenen Sprachen.“

„Es ist ja nicht nothwendig!“ zürnte der Doktor. „Ich werde wohl so viel Geist besitzen, auch einem engen Verstande eine so geringe Sache verständlich zu machen. Ein Parallelepipedum ist ein Körper, von sechs vierseitigen Flächen eingefaßt. Was ein Körper ist und was eine Fläche ist, weißt du, du selbst bist ein Körper mit krummen und geraden Flächen. Es muß eben nicht ein regelmäßiger Körper seyn. Es gibt überhaupt sehr wenig mathematisch-richtige Figuren in der Natur, und selbst der Drechsler kann keine vollkommene Kugel drehen: doch das gehört nicht hierher. Fängst du an, mich zu verstehen?“

„Noch immer nicht, Herr Doktor; Sie müssen Geduld mit mir haben. Ich meine, wenn Sie mir den Ort nennen, wo es liegt, so finde ich es.“

„Der Einfall ist gut. Der Ort, wo es liegt, ist die Küche. Nun haben wir schon zwei Bestimmungen. Es ist ein Körper und liegt in der Küche.

„Ein Körper in der Küche, der fast wie Pipedum, Pipedum heißt. — Nun weiß ich's, Herr Doktor, Sie wollen unser neues Küchenmädchen, die Pepi!“

Der Gelehrte sprang erzürnt auf.

„Du bist mente capta! Ich sage ein Holz, zwei Linien hoch, zehn breit, das ich unter das Tischlein schieben kann, damit der Sekretär nicht wackelt. Ein jeder Spa — jetzt habe ich das Wort. Lauf und hole mir einen Span, so lang, so breit, so dick!“ rief der Doktor, dabei das Maß mit den Händen anzeigend.

Das Mädchen lief lachend davon und brachte das hölzerne Parallelepipedum.

Als der Tisch in die stabile Lage gebracht war, setzte sich der Doktor wieder zu seiner Arbeit. Er wollte die Abwechselung der Witterung auf bestimmte Regeln zurückführen, nahm den Einfluß der Sonnenwärme, des Monddruckes und der verschiedenen Abkühlung des Meeres und des Continents als die Ursachen an und bemühte sich eben, seinen Lesern — wegen der Gemeinnützigkeit des Gegenstandes wählte er die populäre Darstellung — das Sonnensystem in seiner Zusammensetzung zu erklären und die Gesetze der Bahnen des Mondes und der Erde leicht faßlich darzustellen. Allein die eben gemachte Erfahrung, daß er nicht im Stande war, einen Holzspan so zu beschreiben, daß man ihn von einem Küchenmädchen unterscheiden konnte, machte ihn sehr traurig und mißmuthig. Bald hätte sie ihn dahin gebracht, das begonnene Werk zurückzulegen; doch er schrieb für die Ewigkeit und somit auch für eine gebildete Zukunft, welcher die mathematischen Ausdrücke: Körper, Rechteck, Parallelepipedum gewiß geläufig seyn werden, und mit diesem Troste schläferte er seine Bedenklichkeiten wieder ein, daß er unverständlich bleiben werde.

Ueber G. F. Kolb's Geschichte der Menschheit und der Kultur.

(Schluß.)

Der zweite Theil der vorliegenden Schrift enthält das Mittelalter und die Neuzeit, geschildert in seinen wichtigsten Beziehungen auf Staat, Kirche, Bürgerthum, Wissenschaft und sonstige Socialzustände, welche Hr. Kolb mit großer Freimüthigkeit und unverkennbarer Erwärmung für die höhere Bestimmung der Menschheit seiner prüfenden Beurtheilung unterwirft. Durch den Schutt und Graus der Völkerwanderung, welche das unglückliche, durch die verderbten Herrscher zu Rom und Konstantinopel ohnehin schon genug herabgewürdigte Europa geistig und materiell so tief herunterbrachte, daß fast ein Jahrtausend nutzlos verstrich, ehe der menschliche Genius wieder zum Erwachen kam — durch diese schreckliche Epoche, welche in der späteren Geschichte, wie schwer auch die Verhältnisse waren, welche einzelne Staaten trafen, ihres Gleichen nicht findet, führt uns der Verfasser der Neuzeit und dem schöner strahlenden Lichte wahrer Aufklärung entgegen. — Wenn, wie Friedrich von Schlegel sagt, ein Geschichtschreiber ein rückwärtsgekehrter Prophet ist, so hat unser Verfasser, wie wir glauben, den Sinn seiner hohen Mission keinen Augenblick mißverstanden, im Gegentheil scheint es ihm gelungen zu seyn, in seinen Schilderungen der ursprünglich germanisch-fränkischen Einrichtungen, der Herrschaft der Karolinger, des Feudalismus, der Leibeigenschaft u. s. w. das sonst so sehr gepriesene Mittelalter in seinem natürlichen Lichte, ohne Beimischung von historischen Träumereien, gezeigt zu haben. Klar und treffend hat er nachgewiesen, wie das verderbliche Lehnswesens sich bis in das innerste Mark der Staaten hineinwühlte und wie die mit ihm Hand in Hand gehende Leibeigenschaft die europäische Menschheit noch tiefer herabwürdigte und die unendliche Mehrheit der Bevölkerung zu elenden Sklaven von einigen wenigen Mächtigen machte. In seinen Untersuchungen über die Klosterwelt und ihrem Einflusse auf die europäische Kultur fördert er Resultate zu Tag, welche den hergebrachten Ansichten über die Bestimmung und den Nutzen dieses mittelalterlichen Instituts keineswegs zur Bestätigung dienen. Schwer möchte er zu widerlegen seyn, wie er denn immer da, wo er auf dem Boden der Aufklärung, Humanität und Toleranz steht, nicht leicht einen Gegner zu scheuen haben dürfte. Gleich streng gegen Katholicismus wie gegen Protestantismus beurtheilt er auch letzteren unnachsichtig, indem er die Fehler und Mißgriffe der Reformatoren aufdeckt und den gebührenden Tadel über sie verhängt. Man sieht es der Tendenz der ganzen Schrift wie der Anlage ihrer einzelnen Theile an, daß der Verfasser nach keiner Seite hin einer Meinung schmeicheln und sie durch unerlaubte Mittel für sich gewinnen will. Diese Unabhängigkeit der Gesinnung, welche gleichsam über den Begebenheiten schwebt, können wir nur ehren und ihr unseren Beifall schenken. Wir begegneten ihr auch in dem interessanten Abschnitt über die Judenverfolgungen, womit der historische Rückblick auf das Mittelalter schließt. Die Neuzeit in ihren wichtigsten Phasen (Erfindungen, neue Länderentdeckungen, Reformation, Religionskriege ꝛc.) wird von Hrn. Kolb nicht minder scharf hervorgehoben und charakterisirt. Kurz, seine Schrift scheint das ganz zu seyn, wofür er sie in der Vorrede ausgibt, nämlich eine Darlegung der Hauptergebnisse vieljähriger historischer Forschungen, die in der Art, wie er sie zusammenstellt und dem Leser zur Anschauung bringt, unmöglich ihres Eindrucks verfehlen können.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Digitized by Google

Anthologie

aus den

wichtigeren neuren Schriften über Gefängnißreform und Pönitentiarsysteme.

(Schluß.)

Wenn die religiöse Belehrung der Sträflinge als Schlußstein und Krone jeder pönitentiären Erziehung bezeichnet worden ist, so ist der dritte Hauptfactor, die Absonderung der Sträflinge, als Grundstein derselben anzusehen. Wenn früher die Strafgefängnisse mit Recht die Hochschulen des Lasters genannt wurden, wenn die Sträflinge aus ihnen noch weit verschlechterter und verdorbener, für die bürgerliche Gesellschaft weit gefährlicher, zur Verübung aller Vergehungen weit geneigter und geschickter hervorgingen, als sie sie betreten hatten, so war dieses ganz besonders die Folge der unbeschränkten Vermischung von Verbrechern aller Arten und Grade in diesen Strafanstalten. Es wurden hier in allen Lastern und Verbrechen ergraute Bösewichter, Anfänger auf der Bahn des Verbrechens, solche, die nach einem längern oder kürzern unbescholtenen Lebenswandel, Noth, Leidenschaft, der Leichtsinn eines unbewachten Augenblickes zu einem Verbrechen verleitet hat, ohne Unterschied in einem und demselben Lokale zusammengebracht; Erzählungen der verübten Verbrechen, der angewandten Listen, um der Entdeckung und Ueberführung zu entgehen, um aus Untersuchungs- und Strafgefängnissen zu entspringen, Verhöhnung und Herabwürdigung alles Ehrwürdigen und Heiligen, sophistische Entschuldigung und Rechtfertigung aller Sünden und Verbrechen, die unzüchtigsten Zoten u. dgl. waren hier bald vorherrschende, ja einzige Gegenstände der Unterhaltung; es bildete sich eine Art von Aristokratie des Verbrechens; je frecher, verwegener und lasterhafter Einer sich zeigte, desto höher stieg er in der Achtung und Bewunderung seiner Gefährten, weshalb Jeder sich alle Mühe gab, noch schlechter zu erscheinen, als er wirklich war; wagte es dagegen Einer oder der Andere, noch ein besseres Gefühl, einen Rest von Scham, Reue, einen Vorsatz zur Besserung laut werden zu lassen, so setzte er sich dem Spotte und Hohne, ja selbst der Mißhandlung seiner Genossen aus. Dazu kamen noch die moralisch wie physisch gleich verderblichen Folgen der unnatürlichen Laster, der Pest aller Strafanstalten; jeder Neuangekommene, besonders der jugendliche, noch weniger verdorbene, wird hier sogleich Gegenstand der Nachstellung, es werden alle Künste der Verführung angewendet, und bald ist er in die schändlichen Mysterien dieses Lasters eingeweiht. Daß unter solchen Umständen von einer Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten keine Rede seyn konnte, sondern auch der allerschlechteste dieselben noch schlechter verlassen mußte, als er sie betrat, versteht sich von selbst. Eine Vertheilung der Sträflinge in mehrere Abtheilungen gewährt nur eine sehr unvollkommene und unsichere Abhülfe, denn was man auch für ein Eintheilungsprinzip wähle, so werden immer noch sehr verschiedenartige Moralitäten vereinigt werden müssen. Nimmt man zum Beispiel die zunächst sich darbietende Eintheilung nach der Art des verübten Verbrechens an, und theilt die Sträflinge in solche, deren Verbrechen gegen die Person, und solche, deren Verbrechen gegen das Eigenthum gerichtet war, so kommen in die erste Categorie die wegen Raubmord, vorbedachtem Mord und Vergiftung, Kindermord, Tödtung in Raufhändeln und Nothzucht verurtheilten, in letztere dagegen der Dieb von Profession und Räuber, jener aus Noth und Leichtsinn, der Betrüger und dergleichen, also immer noch Sträflinge von sehr ungleichem Grade moralischer Verdorbenheit, zusammen, und wenn man auch eine besondere Abtheilung für Rückfällige hinzufügt, so wird die Sache um nichts besser, da Mancher, der zum erstenmale in die Hände der Strafgerechtigkeit fällt, viel schlechter und für seine Genossen gefährlicher und verderblicher ist, als ein Anderer, bei welchem dies zum zweiten und drittenmale der Fall ist. Noch weniger entsprechend ist eine Abtheilung nach der Strafdauer, da nicht einmal die Art und Größe des begangenen Verbrechens, noch viel weniger aber das Maß der vom Gesetze zuerkannten Strafe mit der moralischen Schlechtigkeit der Sträflinge parallel geht. Eine Eintheilung endlich, welche blos diese größere oder geringere moralische Schlechtigkeit zum Eintheilungsgrunde hätte, ist völlig unausführbar, weil immer eine ziemlich lange Beobachtung dazu gehört, um den moralischen Zustand eines Sträflinges zu erkennen, während welcher Zeit derselbe entweder auf gutes Glück hin in eine oder die andere — und natürlich sehr häufig in die unrechte Abtheilung, oder aber in eine Probeabtheilung gebracht werden müßte, in welcher sich, da Alle hierher gebracht werden müßten, alle Nachtheile einer völligen Vermischung wiederholen würden; ferner bleibt es so schwer, die Moralität eines Menschen, besonders wenn er ein Interesse dabei hat, sich zu verstellen, und in der Kunst der Verstellung so geübt ist, wie dieses bei Sträflingen gewöhnlich der Fall ist, richtig zu beurtheilen, daß man bei sehr vielen stets ungewiß bleiben würde, in welche Abtheilung dieselben zu bringen wären, und auch bei jenen, wo man seiner Sache gewiß zu seyn glaubt, sehr zahlreiche Irrthümer unterlaufen würden, welche ebenfalls wieder alle Nachtheile eines völligen Mangels an Classificirung wiederholen würden.

Soll also eine wechselseitige Verschlechterung der Sträflinge durch einander verhindert, eine Besserung derselben möglich gemacht werden, so ist vor Allem eine vollkommene Absonderung eines Jeden von allen übrigen, eine vollkommene Verhinderung aller Communicationen der Sträflinge untereinander unumgänglich nothwendig.

Ueber die Wichtigkeit dieses Grundsatzes herrscht unter den Gefängnißkundigen kein Zweifel mehr, wohl aber haben sich über die Art, die Isolirung der Sträflinge zu bewirken, zwei verschiedene Ansichten und in der Praxis zwei Systeme gebildet.

Die Einen erachten nämlich eine blos moralische Isolirung durch Verbot und Verhinderung einer jeden Communication unter den Sträflingen, während dieselben physisch beisammen sind, für hinreichend. Es werden hier also die Sträflinge unter Tags in größeren oder kleineren Abtheilungen in gemeinschaftlichen Arbeitssälen vereinigt, zugleich aber denselben das Sprechen und jede andere Communication durch Blicke, Winke u. dgl. untersagt, und durch beständige Gegenwart von Aufsehern, und Strafe der dawider Handelnden dieses Verbot aufrecht zu erhalten gesucht; des Nachts aber und an Sonntagen, oder überhaupt, wenn nicht gearbeitet wird, jedem Sträflinge seine eigene gesonderte Zelle angewiesen.

Dieses System heißt, nach der Anstalt, in welcher es zuerst und am vollkommensten ausgebildet worden ist, gewöhnlich das Auburnsche.

Andere halten dagegen die Isolirung durch bloßes Verbot der Communicationen unter den Sträflingen nicht für hinreichend, und verlangen eine vollkommene Absonderung jedes einzelnen Sträflinges von allen übrigen dadurch, daß jedem ein besonderes Zimmer zum Schlafen und Arbeiten angewiesen wird, und jeder also für sich allein und ohne die übrigen Bewohner der Strafanstalt auch nur zu sehen zu bekommen, verwahrt wird. Dieses System nennt man, weil es zuerst in den Strafanstalten zu Pittsburg und Philadelphia, in Pennsylvanien versucht wurde, das Pennsylvanische.

Hierauf S. 13 — 76 weis't nun Dr. Diez auf das entschiedenste nach, daß das Auburn'sche (und Genfer) System nicht zu leisten vermag, was es verspricht, daß das pennsylvanische System sehr viele Vortheile gewährt, welche weder in den Absichten, noch in den Leistungen des Auburnschen liegen und daß die dem pennsylvanischen System gemachten Vorwürfe theils völlig unbegründet, theils übertrieben sind.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 15. Oct. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber. Agathe: Fräul. Reuther.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 286. Montag, den 16. October 1843.

Der Verschwundene.

Novelle.

„So willst auch Du von mir scheiden, mein theurer geliebter Sohn? so soll ich auch Dich noch verlieren, Dich, meinen einzigen Trost, die einzige Stütze meines herannahenden Alters? Fühlst Du nicht, daß ich dann ganz einsam, ganz verlassen in einer Welt zurückbleibe, die dem kinderlosen Greise zur menschenleeren Wüste werden muß?"

Mit diesen Worten drückte Sir Thomas Warrington, einer der reichsten und angesehensten Kaufleute in London, seinen jüngern Sohn Robert fest an seine Brust, gleichsam als wolle er ihn nimmer, nimmer von dieser Stelle entlassen, als halte er ihn nur dort sicher vor jeder drohenden Gefahr.

„Das wolle Gott nicht, mein Vater," antwortete Robert mit frommer Zuversicht, „nicht verlieren sollt Ihr mich; im Gegentheil, statt des einen Sohnes, den Ihr von Euerm Segen begleitet entlasset, werden bald zwei in Eure väterlichen Arme zurückeilen, zwei Euch mit kindlicher Ehrfurcht begrüßen; denn mir sagt's mein Herz, ich werde den geliebten Bruder wiederfinden, und müßte ich ihn auch suchen am fernsten Ende der Welt."

„Du täuschest Dich, mein Sohn," versetzte Sir Thomas schmerzlich, „William befindet sich wohl längst nicht mehr unter den Lebendigen; würde er sonst seinen ängstlich harrenden Vater, seinen zärtlich besorgten Bruder so gänzlich ohne Nachricht gelassen haben? würde er nicht bemüht gewesen seyn, uns den Qualen der Ungewißheit zu entreißen? die widersprechenden unbestimmten Gerüchte über sein Schicksal zu widerlegen?"

„Eben deshalb muß ich selbst nach Nordamerika, mein Vater!" fiel Robert lebhaft ein; „ich muß diesen Gerüchten persönlich auf den Grund kommen, muß das finstere Räthsel an Ort und Stelle zu lösen, das Dunkel, welches auf Williams unerklärbarem Verschwinden ruht, zu enthüllen suchen; denn Ihr wißt ja wohl, fremder Eifer erkaltet leicht, fremde Bemühungen bleiben immer lau, weil nicht das eigene Herz sie dazu antreibt. Darum laßt mich getrost von hinnen, und seyd fest überzeugt, meine Nachforschungen werden nicht vergeblich seyn; ich kehre entweder mit meinem Bruder, oder, sollte der Tod ihn uns entrissen haben, doch nicht ohne die unumstößlichste Gewißheit über die Art desselben und sein Schicksal, seit er uns verlassen hat, zurück."

„So sey es denn!" rief der Greis nach einer kleinen Pause tiefbewegt, indem er seine Hände segnend auf das Haupt des geliebten Sohnes legte, „geh," fuhr er fort, „bringe mir den Heißbeweinten, Längstverlornen wieder, wenn er noch auf dieser Erde weilt, oder erforsche mindestens, wo seine Gebeine ruhen; wirst Du aber ein Opfer Deiner seltenen Bruderliebe, müssen meine Thränen auch Dir nachfließen in die stille kalte Gruft, dann hoffe ich, daß der Himmel sich meiner erbarmen und mich gnädig hinwegrufen werde aus einer Welt, die dem unglücklichen kinderlosen Vater keinen Trost, keine Freude mehr zu bieten vermag."

Kaum hatte Sir Thomas geendet, als der Kapitän seines Schiffes, „die Hoffnung" genannt, in das Gemach trat, worin Vater und Sohn Abschied nehmend verweilten; er kam, um dem verehrten Patron zu melden, daß der Wind in diesem Augenblick sehr günstig und demnach Alles zur Abfahrt bereit sey. Tief erschüttert hörte der Greis diesen ihm sonst so willkommenen Bericht; er drückte den geliebten Sohn noch ein Mal fest an seine Brust, beschwor ihn mit bebender Stimme, seines theuern Lebens zu schonen, sich nicht muthwillig in Gefahren zu stürzen, stets des verlassenen, sehnsüchtig harrenden Vaters zu gedenken, und schloß endlich damit, den sich seinen Armen sanft entwindenden Jüngling der besondern Fürsorge des Kapitäns auf das dringendste zu empfehlen. Wenige Stunden später glitt das stolze, prachtvoll ausgerüstete Schiff des reichen Kaufherrn Sir Thomas Warrington majestätisch auf den Fluthen der Themse dahin, dem fernen unermeßlichen Weltmeere zu; die heißen Segenswünsche des tiefbekümmerten Vaters folgten dem Hinwegeilenden nach; der unglückliche Greis glaubte dem Schmerz des Abschiedes beinahe erliegen zu müssen, und erst nach langer Zeit gelang es endlich den Trostgründen seiner Freunde, ihm die Trennung von dem geliebten Sohne erträglich zu machen und sein Auge hoffnungsvoll auf dessen baldige fröhliche Rückkehr zu richten.

Das sonst so launenhafte Glück hatte sich dem edeln Sir Thomas Warrington während einer langen Reihe von Jahren stets günstig erwiesen; er war durch klug berechnete Spekulationen sehr reich geworden, besaß zwei wackere hoffnungsvolle Söhne, denen er einst seine ausgebreitete Handlung übergeben wollte, die den bisherigen Glanz seines Hauses noch erhöhen, ihm blühende Töchter zuführen und auf diese Weise einen Familienkreis um ihn bilden sollten, in dessen Mitte er seine alten Tage in stillem, ungetrübtem Frieden zu verleben gedachte.

Digitized by Google

Schon begann Sir Thomas sich seinem Plane gemäß unter den Töchtern seiner Handelsfreunde nach einer Gattin für seinen ältern Sohn William umzuschauen, schon war seine Wahl auch beinahe getroffen, als plötzlich eine ihm zugekommene Nachricht aus Nordamerika der Lage der Dinge eine ganz andere Wendung gab und den so wohl angelegten Heirathsplan mindestens vor der Hand zerstörte. Man meldete ihm nämlich, daß eines der größten Handlungshäuser in Philadelphia, mit welchem Sir Thomas Warrington in sehr bedeutenden Verbindungen stand, allem Anscheine nach zu falliren drohe, daß er daher, um dem ihm bevorstehenden höchst ansehnlichen Verluste möglichst vorzubeugen, entweder selbst an den genannten Ort kommen, oder doch einen geeigneten Stellvertreter senden müsse, der, mit den gehörigen Vollmachten versehen, zu seinem Besten zu wirken und wenigstens den größten Theil der gefährdeten Summen zu retten vermöchte. Daß Sir Thomas, dessen vorgerücktes Alter ihm eine so weite Reise nicht mehr erlaubte, keinen bessern Stellvertreter für sich finden konnte, als seinen ältern, in allen Geschäften wohl unterrichteten Sohn William, sah er wohl ein, obgleich ihm die Trennung von demselben in jeder Hinsicht schmerzlich war. Indessen hier blieb keine andere Wahl übrig; auch durfte er keinen Augenblick säumen, der erhaltenen Aufforderung Folge zu leisten. William mußte sich daher in die Nothwendigkeit fügen und Alles zu seiner schleunigen, so ganz unerwarteten Reise vorbereiten. Glücklicherweise befand sich ein eben zur Abfahrt nach Nordamerika segelfertiges Schiff, das nur noch auf günstigen Wind wartete, im Hafen. Der Kapitän desselben erklärte sich auf Sir Thomas Warringtons Bitte bereit, William aufzunehmen, obwohl er schon mehrere Passagiere an Bord hatte. Der gefürchtete Abschied von Vater und Bruder erfolgte, und bald sah William, dem Alles, was mit ihm vorgegangen war, fast wie ein Traum erschien, sich auf dem Wege zu jenem fernen, Wunder verheißenden Welttheile, der seiner jugendlichen Phantasie lange schon in bunten, glänzenden Bildern vorgeschwebt hatte, ohne daß es ihm eingefallen wäre, diese jemal im Leben verwirklicht zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vetturini's in Italien.

Kaum ist der Fremde aus dem Dampfboote, welches ihn nach Livorno gebracht, an's Land gestiegen, als er auch von einem Dutzend Vetturini's (Kutscher) überfallen wird, welche sich um ihn streiten wie um eine Beute, die sie gemacht, und welche gerne Jeder allein in seinem Fuhrwerke mitentführen möchte. Umsonst flüchtet sich der Reisende in den ersten besten Fiaker; die Vetturini's sind vor ihm an dem Thore des Hotels angelangt, in welchem er einzukehren gedenkt. Er sieht sich wieder von denselben Schurken umringt, welche ihn schon im Hafen überfielen und nun noch zudringlicher und unverschämter sind, aus Verdruß, daß sie so lange warten müssen. Der Fremde, auf's Aeußerste gebracht, erklärt, daß er nach Livorno gekommen sey, um daselbst Geschäfte zu machen, und nicht in der Absicht, weiter zu reisen; daß er sich daher wenigstens acht Tage daselbst aufhalten müsse; er fragt den Kellner, laut genug, daß es alle Umstehenden hören können, ob er für die Dauer der folgenden Woche ein Zimmer zu seiner Disposition bekommen könne. Erst jetzt lassen die Vetturini's ihre Beute fahren, doch mit dem festen Vorsatze, sich bei der ersten besten Gelegenheit derselben wieder zu bemächtigen; sie eilen spornstreichs nach dem Hafen zurück, um die etwa noch dort harrenden oder inzwischen von neuem angekommenen Fremden zu überfallen.

Sollte es dem Obengenannten nach einer Stunde zum Unglück einfallen, sein Hotel zu verlassen, so findet er wieder zwei Vetturini's vor dem Thore aufgepflanzt, ihm auflauernd. Diese sind in dem Hotel bekannt und von dem Kellner bereits davon in Kenntniß gesetzt worden, daß es mit nichten acht Tage dauern werde, bis der Fremde abreise, daß er vielmehr schon morgen die Anker lichte. Es ist für den Fremden nun das Gerathenste, daß er die Aufpasser hereinrufe und mit ihnen sich verständige. Wehe ihm aber, wenn er so unklug ist, sich auf die Straße zu begeben! Ueber fünfzig Vetturini's werden auf das Geschrei jener zwei Aufpasser von allen Seiten herbeiströmen und die erste Scene im Hafen wird sich erneuern. Die Vetturini fordern zehn Piaster für die Fahrt von Livorno nach Florenz. Bietet ihnen der Fremde nun fünf, so erhebt sich unter ihnen ein heftiger Streit und sie brechen in lautes Geschrei und Flüche aus, so daß der unglückliche, geplagte Passagier genöthigt ist, sich zurückzuziehen und ihnen die Thüre vor der Nase zuzuschlagen. In fünf Minuten ist aber einer der Plaggeister an das Fenster des Reisenden hinaufgeklettert und wird nun dort mit demselben um fünf Piaster einig.

Wenn der Reisende so mit einem Vetturino Handels eins geworden, so ist er dem Kollegium eine geheiligte Person: in zehn Minuten hat sich durch ganz Livorno die wichtige Nachricht verbreitet, daß der Fremde seinen Vetturino habe. Alsdann kann er frei und ungehindert in Livorno herumgehen; er wird von Jedermann freundlich gegrüßt, Jedermann wünscht ihm eine glückliche Reise und es gewinnt jetzt den Anschein, als wenn er sich unter den uneigennützigsten Leuten von der Welt befände.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Wir können nicht unterlassen, die Freunde musikalischer Genüsse auf die Ankunft eines jungen Tonkünstlers, des Pianisten Hrn. Ernst Pauer aus Wien, aufmerksam zu machen, welchem, ein Schüler von Mozart Sohn und Sechter, in seiner Vaterstadt, wo die Musik so viele Pflege findet, bereits die ehrendste Anerkennung seines Talentes und seiner Fertigkeit auf dem Pianoforte in reichem Maße zu Theil geworden ist. Derselbe beabsichtigt, an einem der nächsten Tage in hiesiger Stadt zum Besten der Mozartstiftung ein Konzert zu geben, das in beiden Beziehungen, einen gewandten Jünger der Kunst hören und zugleich für eine höchst zweckmäßige Anstalt wirksam seyn zu können, die Aufmerksamkeit der Musikfreunde auf sich lenken wird.

Der am 28. Mai d. J. im 83sten Jahre in Regensburg verstorbene fürstl. Thurn- und Taxis'sche geheime Rath von Miller hat folgende Legate gemacht: Zur jährlichen Vertheilung von Brennholz die Zinsen eines Kapitals von 20,000 fl.; zu Hausmiethbeiträgen die Zinsen von 10,000 fl.; zu jährlichen Studienstipendien die Zinsen von 12,000 fl; zu einer höhern Töchterschule 12,000 fl.; zur Unterstützung herabgekom-

Digitized by Google

mener gewerbtreibender Bürger 10,600 fl.; endlich für die schon bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten 6600 fl.

(Neusohl.) Vor kurzem erschoß sich hier Hr. K.....r, ein beinahe 90jähriger Junggeselle, wahrscheinlich aus Lebensüberdruß. Derselbe war die ganze lange Dauer seines Lebens bemüht, das Perpetuum mobile zu erfinden, was aber ihm nie gelingen wollte.

(Gastspiel des Herrn Ditt in Berlin.) Herr Ditt, vom Breslauer Theater, ist am 8. Oktober zum ersten Male als Raoul in den „Hugenotten" aufgetreten und hat diese Partie im Ganzen recht beifällig gegeben. Dieser Tenorist hat schöne Mittel, die jedoch noch nicht völlig ausgebildet sind; eine kräftige, sonore, ziemlich umfangreiche Stimme, die aber noch nicht in allen Tönen gleichmäßig ausklingt. Das Falsett z. B. verbindet er noch nicht kunstmäßig genug mit der Brust-stimme. Die Intonation ist im Ganzen rein, die Aussprache ziemlich gut, das Spiel bezeigt schon Routine. Bei seiner Gestalt und seinem Stimmfonds wäre er wohl geeignet, einen Heldentenor abzugeben: doch, wie schon gesagt, die völlige Ausbildung fehlt noch. Werdenden Sängern und Sängerinnen kann man in unseren Tagen nicht angelegentlichst genug ein gründlicheres Studium der Gesangskunst empfehlen. In der Regel werden gar keine oder doch sehr unzureichende mangelhafte Vorstudien gemacht und sogleich große Opern-Partieen übernommen, während die eigentliche Hauptsache: die Schule (Tonleiter singen, den Ton tragen, haushälterisch mit dem Athem umgehen, die Stimmregister verbinden lernen, das Solfeggiren u. s. w.) entweder ganz vernachlässigt oder nur so nebenbei betrieben wird. (Allg. Preuß. Z.)

Wenn die Masse der sich immer noch vermehrenden Tag- und Wochenblätter auch dazu dienen mag, manchen gehaltlosen, oft vielleicht auch verderblichen Lesestoff unter das Publikum zu bringen, so verdankt man derselben anderseits auch die Verbreitung mancher nützlichen Kenntniß und mancher das Gemeinwohl fördernden Erörterung, und wollte man Nachtheile und Vortheile gegen einander abwägen, so würden letztere ohne Zweifel überwiegen. Zu den Erzeugnissen der periodischen Presse, deren Inhalt und Tendenz rühmliche Anerkennung verdienen, gehört das „Magdeburger Wochenblatt", im Verlage von C. Fabricius, welches nicht nur die dortigen Localangelegenheiten mit Einsicht und in würdiger Haltung bespricht, sondern auch eine reiche Auswahl von gemeinnützigen und belehrenden Aufsätzen verschiedener Art enthält und demnach in doppelter Beziehung als eine gehaltvolle Wochenschrift hervorgehoben werden muß.

Der „Nürnberger Korrespondent" bringt in Nro. 286 die Nachricht und Beschreibung von dem Auftreten Franz Liszt's in Nürnberg. Er äußert sich unter Anderm: Welchem Geschmack in der Kunst man auch immer huldigen mag, darüber ist wohl nur Eine Stimme: daß in der vollendetsten Technik des Spiels, in der wahrhaft riesenmäßigen Beherrschung seines Instruments Liszt keinen Rivalen neben sich hat und auch sobald keinen Nachfolger finden wird. Am Schlusse der Vorträge überreichte der I. Bürgermeister Dr. Binder dem Künstler einen Blumenkranz und sprach dazu sinnige Verse, während zugleich ein Sonnett, von Heideloff kunstreich ausgestattet, überreicht wurde. Gerührt von dieser Anerkennung trug Liszt noch eine Phantasie (Variationen über God save the king) vor. Es ist gelungen, ihn zu veranlassen, ein zweites Konzert in Nürnberg zu geben.

(Würzburg, 13. Okt.) Gestern erschoß sich hier der Student der Medicin, B....., der vor nicht gar langer Zeit von dem jüdischen zum christkatholischen Glauben übergegangen war. Ueber die Ursache seiner That verlautet noch nichts.

(Oekonomie.) Im „Ausland" erzählt ein Reisender von einem Lyoner Kaufmann, der seiner Frau zur Bestreitung des Haushaltes monatlich 200 Franken ausgesetzt hat, zahlbar am 15. jeden Monats. Hat die Frau aber schon ihr Geld am 1. nöthig, so zahlt sie ihm einen Disconto von 1 pCt., und erhält nur 198 Franken. Dieses Uebereinkommen der sehr glücklich lebenden Gatten soll bereits Nachahmer gefunden haben.

(Ausfuhr weißer Kattunwaaren aus England.) Nach dem eben herausgegebenen „Commercial glance" von Burn führt England an weißen Baumwollentüchern nicht weniger als 253 Millionen Yards aus, von denen 127 Millionen allein in die englischen Colonien gehen.

Aus Leipzig schreibt man vom 7. Okt.: Ein Selbstmord, der vorgestern Abends stattfand, wird viel besprochen. Ein Setzer, in einer der bedeutendsten hiesigen Officinen beschäftigt, so viel man hört, unbescholten und rechtlich, verkündigt seinen Kollegen, daß sich gegen Ende des Tages etwas Auffallendes mit ihm zutragen werde. Man achtete nicht auf diese räthselhaften Worte, da er wiederholt Aehnliches geäußert hat. So naht das Ende der Arbeitsstunde heran, bei deren letztem Schlage er sich, vor dem Setzerkasten stehend, eine mit Schrot geladene Pistole vor den Kopf schießt. Er war auf der Stelle todt. Unmittelbar vor der That hatte er noch einen Abschied an seine Kollegen gesetzt.

Was doch die allzuviel schreibenden Berliner Correspondenten unseren politischen Zeitungen nicht Alles als Neuigkeiten mitzutheilen vermögen! So erzählt dieser Tage ein Berliner Berichterstatter dem „Nürnberger Correspondenten" in allem Ernste eine allerdings interessant erfundene Geschichte, wie vor kurzem ein junger Mann in der L. Straße zu Berlin von seinem neuen Wirth, dem ersterer sich als Falschmünzer zu erkennen gegeben hatte, durch List einen Fünfzigthalerschein als Probeschein in seine Hände zu spielen wußte, und mit demselben alsbald spurlos aus seinem Zimmer verschwand. Diese „Anekdote aus dem bürgerlichen Leben" macht nun die Runde durch viele deutsche Zeitungen, während es noch Vielen bekannt seyn muß, daß dieselbe Geschichte mit ganz wenigen Veränderungen als ein Fastnachtsstreich vor mehreren Jahren, als in Wien vorgefallen, von Wiener Blättern erzählt und damals eben so begierig von vielen Blättern nacherzählt wurde!

Korrespondenz.

München, 9. Okt.

Ein um unsere Gemäldesammlungen vielfach verdienter und als Landschaftsmaler vordem hochgestellter Künstler, Conservator Dorner hatte gestern das Unglück, vom Schlag gerührt zu werden. Die ganze

Digitized by Google

linke Seite ist ihm gelähmt. — Einen hohen Genuß in artistischer Beziehung dürfen wir uns durch die Anstellung der beiden berühmten historischen Gemälde von E. de Biefve und Louis Gallait versprechen. Schon im Begriffe, von Wien direct nach Brüssel zurückgesendet zu werden, verdanken wir es den Bemühungen unseres Gesandten in Wien, daß sie den Umweg über München machen. Das erstere stellt die Unterzeichnung des Compromisses der niederländischen Edlen im Jahr 1566, das andere die Abdankung Karl's V. im Jahr 1555 dar.

Hamburg, 7. Oct.

Unsere Journalistik hat diesen Michaelis abermals einige kleine Veränderungen erlitten. Das „Wandsbecker Intelligenzblatt", das, früher durch pöbelhaften Sanculottismus sich auszeichnend, durch die Umstände gezwungen, einen anständigern Ton anstimmen mußte, in neuester Zeit aber mehrmals nahe daran war, spurlos zu verschwinden, ist nun — als letztes Zufluchtsmittel — von dem frühern Besitzer um 3000 Mk. an die Doctoren Mettler und Wille käuflich überlassen worden. Doch hängt die Genehmigung dieses Handels noch von der Regierung ab, welche dieselbe aber schwerlich verweigern wird. Sehr zu wünschen wäre es, daß die jetzigen Redacteurs mit diesem Blatte mehr Glück hätten, als mit ihren frühern journalistischen Unternehmungen. Mettler ließ bekanntlich früher in Leipzig ein „Nordlicht" leuchten, das bald verlosch, und Wille gab einmal ein Vierteljahr eine „Zeit" heraus, die, glaube ich, kaum 30 Abonnenten hatte. Mir und vielen der Sache Kundigen scheint es, daß man dem Blatte, trotz dieser Metamorphose, keine lange Existenz prophezeihen kann. — Die „Bergedorfer Eisenbahnzeitung" von Ed hat ihr Format vergrößert und gewinnt mehr und mehr an Verbreitung. Ein sehr frisches und lebenskräftiges Blatt ist auch der neuerdings entstandene „Tagwächter an der Elde" (von Banmeister redigirt), der Zeit- und Tagesfragen mit glücklichem Tacte behandelt und es sich zur Aufgabe stellt, beim Mittelstande und in niederen Kreisen für Zustände der Vaterstadt und des Vaterlandes ein lebendiges Interesse zu erwecken. — Wie es heißt, hat unsere Theaterdirektion den berühmten Baritonisten in Frankfurt, Hrn. Pischek, für unsere Bühne zu gewinnen gesucht, derselbe jedoch ein Anerbieten von 12,000 Mk. jährlicher Gage nicht annehmbar gefunden. Eine Sängerin vom Stuttgarter Theater, Dem. Evers, eine geborne Hamburgerin, wird dagegen die unsere werden. — In den nächsten Tagen wird eine scharfe Kritik und Replik gegen Bruno Bauers „Zur Judenfrage" von dem geschätzten jüdischen Prediger Dr. Gotthold Salomon erscheinen, die bei der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes hier wie auswärts Theilnahme erregen dürfte.

Dürkheim a. d. Hardt, 6. Oct.

Am 6. d. Mts. hielt die Pollichia, ein naturwissenschaftlicher Verein für die baierische Pfalz, ihre Jahresversammlung in dem Stadthause zu Dürkheim. Erfreulich und von günstiger Vordedeutung für des Vereines rasches Emporkommen war die Theilnahme, welche die zahlreich Anwesenden den Verhandlungen schenkten; unter ihnen befanden sich die Herren Professoren G. Bischoff und Blum aus Heidelberg, Dr. Kurr, Professor der Naturgeschichte und der polytechnischen Schule zu Stuttgart, und Hr. Geheimerath Dr. Otto aus Breslau, und man hätte noch manchen Namen wissenschaftlich bekannter Männer, welche dem jungen Vereine ihre Unterstützung zuzuwenden und der Versammlung beizuwohnen versprochen hatten, anführen können, wenn nicht irrthümlicher Weise an einige verspätete, an andere keine Einladungen ergangen wären. Der Vorstand, Hr. Dr. Depp aus Neustadt, eröffnete die Versammlung durch eine Anrede, worin er des Vereines Zwecke weiter entwickelte. Hierauf verbreitete sich Hr. Dr. Schultz aus Deidesheim in einem gehaltvollen Vortrage im Allgemeinen über die Leistungen der Pfälzer in den Naturwissenschaften seit ihrem ersten Erwachen in der Pfalz, ging dann auf das über, was von der Pollichia bisher geschehen. Dann legte Hr. Dr. Depp seine Ansichten über die bis jetzt bestrittene Bildung des Oolithen-Gesteins, über die bei Dürkheim aufgefundenen versteinerten Phryganen-Gehäuse und deren Bildung, und über das bei Zweibrücken aufgefundene vorweltliche Equisetum columnare und dessen Verwandtschaft mit Equisetum Schöaleinii der Versammlung dar. Hierdurch wurden höchst interessante Discussionen zwischen einigen der Anwesenden veranlaßt. Den Schluß der wissenschaftlichen Verhandlungen machte Hr. Dr. Schultz mit Bemerkungen über Cirsium bulbosum, palustre und oleraceum und deren Bastarde. Nach Erledigung der äußeren Angelegenheiten des Vereins verließ man den Ort der Versammlung, ermuntert zu einem thätigen Wirken und erfüllt von der Ueberzeugung, daß ein so gemeinnütziger Verein von Jahr zu Jahr erstarken müsse. Und wahrlich, ein Verein, der sich seines Zweckes klar bewußt ist und sein Ziel deutlich vor Augen sieht, wird immer gedeihen, wenn nicht äußere ungünstige Einwirkungen sein stilles Wirken stören und ihn in seinem Vorwärtsschreiten aufhalten. So läßt sich auch von den Leistungen der Pollichia seit ihrem kurzen Bestehen sagen, daß diese befriedigend sind, und jeder Unbefangene wird hierin beistimmen, wenn er die Schwierigkeit der Aufgabe mit dem kurzen Bestehen des Vereines und seinen noch beschränkten Mitteln in Vergleich stellt. Von hoher Wichtigkeit für alle naturhistorischen Gesellschaften sind Sammlungen, da sie gewissermaßen die Grundlage naturhistorischer Studien bilden. Es ging daher das Bestreben des Vereins von Anfang an dahin, den Grund zu einer Centralsammlung des Pfalzgebietes zu legen; Dürkheim ward als Ort der anzulegenden Sammlung bestimmt, theils wegen seiner günstigen Lage im Mittelpunkte des nach einem frühern Plane zu durchforschenden Gebietes, theils wegen der Unterstützung, welche die Stadt dem Vereine durch Einräumung eines schönen Locales zur Aufbewahrung der Naturalien und durch Anschaffung sämmtlicher nothwendigen Mobilien zu Theil werden ließ. Man denke jedoch nicht, daß man dahin arbeite, blos ein Naturaliencabinet für den Verein anzulegen; diese Centralsammlung soll vielmehr die Mittel bieten, das Studium der Naturgeschichte des eigenen Landes zu wecken und zu fördern durch Gründung und Vervollständigung von Filialsammlungen, da, wo die Neigung Einzelner für Naturwissenschaft oder das Bedürfniß der verschiedenen Unterrichtsanstalten es heischt. Wie könnte dies aber geschehen, ohne daß sie selbst wieder bereichert würde durch zahlreiche Zusendungen aus den verschiedenen Theilen des Gebietes. Gewiß wird auch jedes Mitglied des Vereins und jeder Freund der Naturgeschichte freudig nach Kräften beitragen, den Verein in den Stand zu setzen, aus dem Schatze seiner Centralsammlung nach allen Seiten hin mitzutheilen und dadurch zu einem Studium anregen zu helfen, das eben so schön und erhebend als bildend und für viele Stände ein fast unentbehrliches geworden ist. Zu gleichem Zwecke hat der Verein beschlossen, die wichtigsten naturwissenschaftlichen Zeitschriften anzuschaffen und auf dem Wege der Circulation denjenigen seiner Mitglieder zukommen zu lassen, welche den speciellen Gebrauch derselben wünschen. Von dem stets lebendigen Sinne des Pfälzers für alles Schöne und Edle läßt sich erwarten, daß er einem Vereine, dessen Tendenz es ist, die reiche, herrliche und erhabene Natur seiner Heimath zur klaren Anschauung zu bringen, seine Theilnahme zuwenden werde. In wie weit man allmälig auf dem zu durchforschenden Gebiete des Vereins voranschreitet, wird ein Verzeichniß der gesammelten und eingeschickten Naturalien der drei Reiche mit Angabe der Fund- und Standorte, das von Jahr zu Jahr ergänzt werden wird und wovon das erste demnächst erscheint, den Mitgliedern der Pollichia darthun.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 15. Oct. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber. Agathe: Fräul. Reuther.

Montag, 16. Oct. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Fr. Halm.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 287. Dienstag, den 17. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Monden waren seit Williams Abreise vergangen; das Schiff, auf welchem er die Fahrt unternommen, mußte, wenn ihm kein Unglück widerfahren war, längst im Hafen von Philadelphia eingelaufen seyn, und dennoch blieb Sir Thomas Warrington noch immer ohne Nachricht von dem geliebten Sohne. Vergebens harrte er von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat auf ein Zeichen seines Lebens; umsonst forderte er alle seine Handelsfreunde in jenem Welttheile auf, ihm Kunde von William zu verschaffen; sie konnten ihm, trotz ihrer sorgfältigsten Bemühungen, keine geben, konnten den bekümmerten Vater auch nicht mit der unbedeutendsten Nachricht von seinem Schicksal beruhigen. Endlich, nach Verlauf von mehr als einem halben Jahre, erfuhr er von einem seiner Korrespondenten, daß das fragliche Schiff zwar wider alles Erwarten im Hafen von Philadelphia eingelaufen wäre, sich jedoch in einem so beklagenswerthen Zustande befinde, daß seine Ankunft fast als ein Wunder anzusehen sey. Nach Aussage der gesammten Mannschaft hatte das Schiff mehrere furchtbare Stürme ausgehalten, war nach einer unbewohnten Insel verschlagen worden, mußte, da es kaum noch einem elenden Wracke glich, daselbst so gut als möglich ausgebessert werden, und so gingen Monate vorüber, bevor es wieder in segelfertigen Stand gesetzt werden und den Ort seiner Bestimmung erreichen konnte. Krankheiten und Ungemach aller Art hatten während dieser Zeit den größten Theil der Passagiere und Matrosen aufgerieben; daß sich unter den erstern auch William Warrington befinde, behaupteten sowohl der Kapitän des Schiffes, als die beiden Reisenden, Henry und Eduard Smith, Vater und Sohn; alle drei erklärten, den Unglücklichen am Abend vor ihrer Abfahrt von der Insel vermißt, allenthalben aufgesucht, und endlich am Eingange des daselbst befindlichen, sich mehrere Meilen weit erstreckenden Urwaldes todt unter einem Baume liegend gefunden zu haben. Sie fügten hinzu, daß, da die sämmtliche Mannschaft bereits eingeschifft, auch jeder Wiederbelebungsversuch vergebens gewesen sey, ihnen keine andere Wahl übrig geblieben wäre, als den Todten, so gut es gehen wollte, zu begraben; erst, nachdem sie diese letzte Pflicht erfüllt, hätten sie die Insel mit Tagesanbruch verlassen, und wären endlich, jedoch nicht ohne vorher abermals einen ihr Schiff stark beschädigenden Sturm ausgehalten zu haben, im Hafen von Philadelphia vor Anker gegangen. So wenig Zweifel Warringtons Korrespondent auch gegen diese wahrscheinliche Angabe seiner drei Gewährsmänner hegte, konnte er dennoch nicht umhin, eines Umstandes in seinem Bericht zu erwähnen, der ihm der Beachtung nicht ganz unwürdig schien. Als er sich nämlich, laut seines von Warrington erhaltenen Auftrages, unmittelbar nach eingezogener Nachricht, daß das längst erwartete Schiff endlich im Hafen eingelaufen sey, persönlich dahin begeben und die bereits erwähnte Kunde von Williams Schicksale erfahren hatte, bemerkte er plötzlich einen alten Matrosen, der, während man ihm diese Kunde mittheilte, finster vor sich nieder sah, fast unmerklich den Kopf schüttelte, und sich dann mit einem tiefen Seufzer schnell, als wollte er gleichsam sich selbst entfliehen, entfernte. Dies allerdings auffallende Benehmen veranlaßte Warrington's Handelsfreund, jenen alten Matrosen so bald als möglich aufzusuchen, um von ihm vielleicht noch manchen näheren, den unglücklichen William betreffenden Umstand zu erforschen; allein er war auf ein Mal spurlos verschwunden. Alle seine Erkundigungen nach ihm blieben gänzlich ohne Erfolg; selbst die Matrosen, die ihn kannten, deren Kamerad er Jahre lang gewesen, wollten nichts von ihm wissen, nannten ihn einen alten Träumer, der zu keiner Arbeit mehr tauge, folglich auch nicht vermißt werde, den sein wirrer Sinn, wer weiß, zu welchem thörichten Streich verleitet haben möge, nach dem es darum auch nicht der Mühe lohne zu fragen; er müsse daher seine Nachforschungen vor der Hand einstellen und es der Zeit überlassen, ob sie ihm später vielleicht dennoch einige Aufklärung über den ihm so merkwürdig gewordenen Alten gewähren werde. Da nun sowohl der Kapitän des Schiffes, als auch die beiden Passagiere, Henry und Eduard Smith, fest auf ihrer ersten Aussage beharrten, da letztere auch bereits eine Reise in das Innere des Landes angetreten hatten, woselbst sie große, ihnen durch den Tod einer Nichte Henry's zugefallene Besitzungen übernehmen sollten, so blieb Warringtons Freund nichts Anderes übrig, als ihm das hier Mitgetheilte zu melden und es seinem eigenen Ermessen zu überlassen, ob ein Schritt in diesen traurigen Angelegenheiten gethan werden könnte oder nicht. Was Sir Thomas, was Robert bei dieser Nachricht empfanden, vermögen Worte nicht auszudrücken. Ersterer überließ sich dem tiefsten Schmerz, indem er fest an den Tod des geliebten Sohnes glaubte; Robert dagegen konnte sich durchaus nicht davon überzeugen, eine innere Ahnungsstimme flüsterte ihm zu,

Digitized by Google

daß sein Bruder das Opfer eines verbrecherischen Unternehmens geworden sey. Das Benehmen jenes alten Matrosen bestätigte seiner Meinung nach diesen Verdacht; er wollte, er mußte daher selbst nach Philadelphia eilen, den Alten aufsuchen, ihn zum Geständniß des Geschehenen zwingen, und William entweder lebend in die Arme des trauernden Vaters zurückführen oder seinen Tod blutig rächen. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, Sir Thomas Warrington, der sich durchaus nicht von dem einzigen, ihm übrig gebliebenen Sohne trennen wollte, zur Einwilligung in diese Reise zu bewegen; als jedoch Roberts dringendes Bitten, als seine eifrigen Vorstellungen ihm das Jawort endlich entlockt hatten, da wollte er, daß mindestens kein fremdes Fahrzeug den Jüngling aufnehmen sollte. Er selbst ließ eines seiner Schiffe in segelfertigen Stand setzen, wählte die erfahrensten Matrosen zu dessen Bemannung, den wackersten Kapitän zu dessen Führer, und riß sich endlich aus den Armen des geliebten Sohnes, um ihn einem eben so schweren als wahrscheinlich erfolglosen Unternehmen entgegen zu senden.

(Fortsetzung folgt.)

Aufforderung an Körner's und Lützow's Kampfgenossen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bei'm Wiedererwachen des deutschen Volkes in den Freiheitskriegen war die Bildung der Lützower Freischaar. Deren Geschichte haben zwei Männer zu schreiben versucht. Schlösser, früher Handlungscommis, später reitender Jäger, Adjutant Lützow's und endlich Husarenoffizier, geht von dem rein militärischen Gesichtspunkte aus. Der Professor der Staatswirthschaft Eiselen dagegen, obwohl er den eigenthümlichen Geist des Corps schildern wollte, hat sich über beschränkte individuelle Ansicht nicht erheben können. Prosaischer Doktorton, scheelsüchtiger Blick, Haschen nach Pikantem und hämische Seitenblicke benehmen dem Buche Würde und Wirkung. Aber das Bild der wilden Jagd, das der unter der Wöbbeliner Eiche ruhende Sänger gedichtet, ist durch ganz Deutschland geklungen, und warum? Lützower Waffenbrüder aller Stände begegnen und begrüßen sich in allen Landen deutscher Zunge, in allen Ländern Europa's wie alte Verbündete. Und warum auch das, da doch kein Bund bestand? Darum, daß die Schaar nicht preußisch, nicht sächsisch, weder bayrisch noch hessisch, sondern eine deutsche war. Die Einheit Deutschlands fand in dieser Schaar den ersten Schritt zur Verwirklichung. Wissentlich oder unbewußt umschlang sich das geistige Band der Idee um alle Glieder der Schaar, und so noch heut, nachdem die Zeit unerbittlich dreißig Jahre lang in unsern immer heller werdenden Reihen gemäht. Immer lauter ruft unter Staatsmännern, Richtern, Geistlichen, Aerzten, Lehrern, Kriegern, Bauern, Künstlern und Handwerkern der Zapfenstreich die schwarzen Jäger in die ewigen Hallen, immer mehr gehorchen dem ernsten Kommandowort: „Marsch, zur großen Armee!" Darum ergeht von Mehreren der Ihrigen an alle noch auf dem Posten stehenden Lützower der Ruf, durch Abfassung ihrer Erlebnisse aus jener Zeit einem befähigten Geschichtschreiber, der sich wohl unter uns befinden wird, Materialien einer würdigen Geschichte der Freischaar zu liefern. Brächen dann jemals von neuem die Tage des Dranges über Deutschland herein, dann wird, gleich den langgehaltenen vollen Tönen des Flügelhornes, wenn es das Ganze ruft, auch jene Grundidee der Schaar ein neues deutsches Heer erwecken. Auf den geschüttelten Lärmruf des Flügelhorns, auf der Trompete Schrei werden die Söhne der alten Lützower, vielleicht manch' greiser Veteran mit ihnen, eingedenk der Erlösungszeit, zum heiligen Vaterlandsbanner sich schaaren. Bärenhorst, Körner und Friesen umschweben Euch, Jünglinge! Vorwärts!

Die Brüderschaft della misericordia in Florenz.

Diese Brüderschaft ist eine der schönsten, erhabensten, die je gestiftet wurden. Sie verdankt ihr Entstehen der Pest, von welcher um das Jahr 1244 Florenz und die Umgegend häufig heimgesucht wurde. Sie erhielt sich bis auf den heutigen Tag unverändert ihrem Wesen nach und im Besitze des milden, christlichen Geistes, welcher sie ins Daseyn gerufen. Sie besteht aus 72 Brüdern, „Wächter" genannt, deren jeder vier Monate des Jahres den Wachtdienst zu versehen hat. Von diesen 72 Brüdern sind 30 Priester, 14 Edelleute und 28 Künstler. Dem Theile, welcher den Adel und die freien Künste repräsentirt, sind 500 Handwerker und Arbeiter beigefügt, die das Volk oder die Gemeinde vorstellen.

Der Versammlungsplatz der Brüderschaft ist der Platz del Duomo. Jeder Wächter hat daselbst eine Art Loge, worin ein schwarzes Kleid hängt, wie es die Büßenden zu tragen pflegen, und an welchem sich nur Oeffnungen für Augen und Mund befinden, damit der Bruder sich bei seinen guten Handlungen auch das Verdienst erwerbe, daß er sie unerkannt im Verborgenen übe. Sobald dem Bruder, welcher gerade die Wache hat, die Kunde von irgend einem Unfall oder Unglücke zugekommen, läutet derselbe eine neben ihm in der Loge befindliche Glocke, ein- zwei oder drei Mal, je nachdem die Gefahr größer oder geringer ist; jeder Bruder ist, sobald er die Glocke vernimmt, verpflichtet, auf den Versammlungsplatz zu eilen. Dort erfährt er, welches Unglück oder Leiden seine fromme Hülfleistung anspricht; er zieht seinen schwarzen Habit mit einem breiten Hut an, nimmt die Wachskerze in seine Hand und eilt dorthin, wo Hülfe noth thut. Liegt ein Mann verwundet auf der Straße, so tragen sie ihn in das Holpital; ist er todt, in eine benachbarte Kapelle: der Edelmann und der Taglöhner, in denselben Habit gekleidet, tragen zusammen an einer Sänfte, und das Band, welches diese zwei äußersten Enden der Gesellschaft verbindet, ist irgend ein armer Kranker, welcher, keinen von seinen edlen Rettern kennend, für beide betet. Und wenn die Brüder der Barmherzigkeit die Wohnung des Unglücks verlassen haben, so brauchen die Kinder des dahingeschiedenen Vaters, oder die trostlose Wittwe sich nur umzusehen, und sie finden unfehlbar jedes Mal ein von einer unbekannten Hand zurückgelassenes reichliches Almosen.

Der Großherzog von Toskana ist selbst ein Mitglied dieser ächt christlichen Verbrüderung, und er soll, nach glaubhaften Versicherungen, oft auf den Klang der Glocke sich in das Ordenskleid della misericordia geworfen haben, und unerkannt, an der Seite eines Handwerkers oder Taglöhners, an das

Digitized by Google

Schmerzens- oder Sterbelager eines Unglücklichen geeilt seyn, und man erkannte seine Anwesenheit jedes Mal erst aus den reichlichen Spenden, die seine mildthätige Hand zurückgelassen.

Nekrolog.

(Wiesbaden, 15. Okt.) Unsere Bühne hat einen Koryphäen, die Gesellschaft einen Biedermann verloren; Cornelius starb am 11. d. gegen Abend, nachdem er über zwanzig Jahre den Bühnen von Mainz und Wiesbaden angehört hatte. Der Verstorbene war ein Schauspieler, der sich durch Intelligenz und tiefes Studium der Charaktere, verbunden mit ächter Empfindung und großer Naturtreue beim Wiedergeben derselben, auszeichnete; seine Anspruchslosigkeit war zum Theil schuld, daß sein Name in der deutschen Bühnenwelt nicht bekannter geworden ist. Cornelius lebte ganz seinem Berufe und seiner Familie; daher die herrlichen Familiengemälde, welche er als Oberförster Warberger und Feldern in „Hermann und Dorothea" uns vorführte. Auch war es das bürgerliche Drama, worin er mit entschiedenem Erfolg wirkte; seine Leistungen als Kriegsrath Dallner in „Dienstpflicht", Abbé de l'Epée und Essighändler stehen als Prototyp für dergleichen Rollen da. Die Leichenfeier fand gestern, Nachmittags 3 Uhr, statt. Derselben wohnten bei das gesammte hiesige Theaterpersonal, mehrere Bühnenmitglieder von Mainz, unter ihnen der Direktor Remie, und viele Einwohner Wiesbaden's. Von der Loge zur Eintracht in Mainz war eine Deputation erschienen. Als der Trauerzug in der Nähe des Kirchhofes anlangte, erscholl die Trauermusik eines daselbst aufgestellten auserwählten Musikkorps. Unter dem Portal des Friedhofes sang der Sängerchor des Theaters eine Cantate, worauf unter Anstimmung eines ergreifenden Chorals der Sarg von Mitgliedern zur letzten Ruhestätte getragen wurde. Die Einsegnung der Leiche und das Gebet am Grabe geschahen durch einen der hiesigen katholischen Geistlichen. Der Verstorbene, welcher ungefähr fünfzig Lebensjahre zählte, hinterläßt eine Wittwe mit sechs Kindern, woron einige noch unversorgt sind, was um so trauriger erscheint, als ein Pensionsfonds für die hiesigen Bühnenmitglieder und deren Relicten noch nicht besteht. Da jedoch Cornelius eben so viel Freunde wie Bekannte zählte, so wird auch für seine Familie gesorgt und dadurch das Andenken an den verdienstvollen Mann geehrt werden.

Buntes.

Da Benedikt XIV. erfahren, daß ein auf ihn aufgebrachter Dichter eine bittere Satyre gegen ihn geschrieben, so ließ er sich das Manuscript kommen, las es ganz durch und brachte in demselben mit eigener Hand Verbesserungen an. Darauf schickte er es dem Autor zurück mit der Bemerkung, daß er seine Satyre nun gewiß um einen höheren Preis anbringen würde, als zuvor.

— In der Schlacht von Steinkirch, in welcher der Marschall von Luxemburg den Prinzen von Orange schlug, wurde der französische General, durch falsche Kundschafter getäuscht, plötzlich von dem Feinde überfallen. Der Herzog von Chartres, der Prinz Conti, von Vendome und Andere hatten kaum Zeit, sich zur Schlacht zu rüsten; sie konnten in der Eile nicht ein Mal ihre Halsbinden zuknöpfen, die ihnen so los und locker um den Hals flogen. In diesem Aufzuge begaben sie sich in die Schlacht, welche durch die Besonnenheit und den Muth ihres Chefs, wie ihre eigene Tapferkeit, gewonnen ward. Als sie in Paris einzogen, hatten sie zur Erinnerung an jenen Ueberfall ihre Halsbinden so locker umgebunden, daß sie jeden Augenblick aufzugehen drohten. Die Damen, welche die einziehenden Sieger von den Fenstern herab begrüßten, fanden die Art, wie dieselben ihre Halsbinden trugen, allerliebst, so daß bald alle Herren Kravatten à la Steinkerque anhatten, und sich die Mode längere Zeit erhielt.

— Cagliostro wurde zu Strasburg von einem Gelehrten besucht, welcher sich persönlich von dem gepriesenen Umfange der Kenntnisse Cagliostro's überzeugen wollte. Er konnte aber von ihm weiter nichts herausbringen, als die Worte: Wenn Sie unterrichteter sind, als ich, so haben Sie meiner nicht nöthig; bin ich aber der Unterrichtetste, so bedarf ich Ihrer nicht.

— Der Admiral Chabot stand in dem vertrautesten freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Herzoge von Montmorency, der als Minister unter dem Franz I. Frankreich so viele Dienste geleistet. Chabot blieb seinem Freunde auch dann noch treu, nachdem dieser bei dem König in Ungnade gefallen war. Da der letztere von den häufigen Besuchen in Kenntniß gesetzt war, welche der Admiral dem Minister in seiner Verbannung zu Chantilly machte, so ließ er ihm dieselben für die Zukunft strenge untersagen. Der Admiral entgegnete, daß, da der Connetable dem Staate stets mit Eifer und Treue gedient, so könne hoffentlich eine auf Achtung gegründete Freundschaft mit ihm nicht zum Verbrechen gemacht werden. Ich kenne, fügte Chabot bei, den ganzen Umfang meiner Pflichten gegen Eure Majestät, doch wüßte ich keine darunter, welche mich verbände, gegen die Pflicht der Freundschaft zu handeln. Der König, über den Widerstand Chabots aufgebracht, bedrohte diesen, ihm den Prozeß zu machen. — Wie Ihnen beliebt, Sire, entgegnete Chabot. Mein Benehmen war bis jetzt der Art, daß ich nicht das Mindeste von einer gerichtlichen Untersuchung zu fürchten brauche, weder für meine Ehre, noch mein Leben. Der König that hierauf keine weiteren Schritte gegen Chabot.

— Zu allen Zeiten hat die chinesische Verfassung den Kindern die tiefste Hochachtung gegen ihre Eltern befohlen, und auf die Verletzung derselben die strengsten Strafen gesetzt. Als im Jahre 1700 eine Tochter ihre Mutter gröblich mißhandelt und der Kaiser dies erfahren, soll er ausgerufen haben: Gerechter Gott, welches Verbrechen habe ich begangen, daß ich das Unglück erleben muß, unter meiner Regierung eine Mutter von einem Kinde mißhandelt zu sehen!

Frankfurter Theater.

Unter den jüngsten Opernaufführungen haben wir besonders die des Spohr'schen „Faust" hervor zu heben, eines Tonwerkes, dessen Trefflichkeit über allen Zweifel erhaben steht. Der Grundton der Spohr'schen Composition ist elegische Weichheit und düstere Seelenstimmung; Alles mahnt hier zur Wehmuth und zur träumerischen Schwär-

Digitized by Google

merei. Die Faustische Nebelwelt, die romantischen Elemente der Hexenscenen und vor Allem der sehnsüchtig-elegische Charakter Röschens passen sich ganz zur Empfindungsweise des genannten Tonsetzers und deßhalb ist auch Faust ein Meisterwerk geworden, zu dessen reizenden Melodieen und tief-poetischen Harmonieen man immer mit neuer Befriedigung zurückkehrt. Wir erinnern nur an die Arie der Kunigunde mit ihrer meisterhaften Instrumentirung, an das Terzett im Walde, an die Arie Mephisto's und an jene des ritterlichen Hugo, an die Introduction des zweiten Acts, an Röschens Arie und an das letzte Finale und fragen, ob man die Macht der Töne in edlerem Ausdruck und in ergreifenderer Wirkung vernehmen kann? Den Musikfreunden waren demnach die beiden jüngsten Aufführungen des Faust ein wahrer Genuß, für welchen wir Hrn. Kapellmeister Guhr, der die Oper würdig leitete, zu danken haben. Hr. Pischek führte seine Rolle als Faust vorzüglich, sowohl in Bezug auf Gesang als auf Spiel, durch. Wir bewundern an diesem ächten Künstler nicht nur seine weiche, kräftige und umfangreiche Stimme, sondern auch, was man so selten findet, eine reine deutliche Aussprache, ein wesentliches Erforderniß bei dem dramatischen Gesange. Seine Recitative wurden schön vorgetragen. Mit welchem tiefen, richtigen Gefühl sang er die Arie: „Liebe ist die zarte Blüthe", und mit welcher Innigkeit in dem Duett: „Folg' dem Freunde." — Dem. Capitain ist für die Partie des Röschens sehr geeignet und stellte den Charakter eben so gelungen dar, als sie mit Ausdruck und Wärme sang. — Die Herren Conradi (Mephisto), Cheudimsky (Hugo) und Dem. Rudersdorff (Kunigunde) zeigten, daß sie auf das Studium ihrer Rollen rühmlichen Fleiß verwendet hatten, wofür sie gebührende Anerkennung fanden.

Wir das Repertoir den strengeren Anforderungen der Kritik zu genügen strebt, so sorgt es auch für leichte und angenehme Unterhaltung. In letzterer Beziehung haben wir mehreren sehr gelungenen Leistungen des Hrn. Wallner zu gedenken, besonders seines vorzüglichen Darstellung des Habakuk in „Alpenkönig und Menschenfeind." Durch eingestreute Couplets fährt He. Wallner fort, seinen Rollen einen immer neuen Reiz zu verleihen und in diesem Bereiche weiß er stets Neues darzubieten. Hier zeigt er ein Talent, welches Anerkennung verdient; denn seine Couplets beruhen auf Welt- und Menschenkenntniß, sind pikant und zeitgemäß und dringen in humoristischer Form manche treffende und gehaltvolle Satyre. Da Hr. Wallner in diesem Genre die Monotonie vermeidet und immer neue Beziehungen hervortreten läßt, so weilt man gern im Kreis seiner bunten Humoresken und Chargen, deren Erfindung und Zusammenstellung dem beliebten Komiker besonders gut gelingen.

Am 11. d. Mts. gab man Iffland's „Mündel." Mag dies Schauspiel auch in mancher Beziehung zu den schwächeren Erzeugnissen Iffland's gehören, so wird es sich doch deßhalb noch lange auf den deutschen Bühnen erhalten, weil es für die Darsteller sehr ergiebige und wirksame Charaktere einschließt. Hr. Meck stellte den biedern Familienvater, den Kaufmann Drave, so meisterhaft, so wahr und ergreifend dar, daß er schon nach dem dritten Akte gerufen wurde und Mad. Meck gab in der Rolle der Frau Deave ein schönes Bild weiblicher Herzlichkeit und Gemüthlichkeit. He. Weidner charakterisirte den Kanzler meisterhaft und die Leistungen der Herren Grahn (Ludwig Brook) und Baison (Philipp Brook) entsprachen der dramatischen Aufgabe genügend. W.

Korrespondenz.

Herborn, 13. Oct.

Gestern und vorgestern wurde hier das 25jährige Bestehen unseres theologischen Seminars gefeiert, zu welchem sämmtliche evangelische Geistlichen des Landes, die geprüften Kandidaten der Theologie, so wie alle Freunde der Kirche und der Anstalt eingeladen waren. Mit wenigen Ausnahmen waren auch sämmtliche Geistliche des Landes und die geprüften Kandidaten der Theologie anwesend. Der Hr. Landesbischof Dr. Heidenreich, der bischöfliche Commissarius Hr. geheime Kirchenrath Wilhelmi und zwei landesherrliche Commissarien, Hr. Präsident Möller und Hr. Regierungsrath Freiherr v. Gagern, waren ebenfalls zugegen. Es war ein eigener Anblick in jenen Tagen, so viele Geistliche in der kleinen Stadt versammelt zu sehen, welche von den gastfreundlichen Bewohnern Herborns, ohne irgend eine Vergütung dafür anzusprechen, aufgenommen wurden. Mittwoch der 11. Oct., als der letzte Tag des ersten Vierteljahrhunderts des Bestehens der Anstalt, wurde als Festtag gefeiert. Um 10 Uhr verfügte sich der Zug unter dem Geläute der Glocken in folgender Ordnung in die Kirche: 1) die Mitglieder des hiesigen Sängerchors; 2) die Elementarschüler und Realschüler der hiesigen Stadt mit ihren Lehrern; 3) der Kirchenvorstand des Kirchspiels Herborn; 4) die geprüften Kandidaten der evangelischen Theologie; 5) die anwesenden Geistlichen des Landes; 6) die Lehrer des Seminars mit den zu entlassenden und neu aufzunehmenden Kandidaten; 7) die landesherrlichen Commissarien und der bischöfliche Commissarius; 8) die ausländischen Geistlichen; 9) die anwesenden Civilbeamten und städtischen Behörden; 10) die übrigen Theilnehmer des Festes. Schade, daß bei diesem Zuge die Witterung nicht günstig war. Hr. Bischof Heidenreich hielt die Predigt. Es war gewiß für die Meisten eine freundliche Erscheinung, diesen würdigen Geistlichen nach mehr als 6jähriger Abwesenheit wieder einmal in unserer Mitte, auf unserer Kanzel zu sehen. (Hr. Heidenreich war nämlich beinahe 20 Jahre, von 1818 bis 1837, Lehrer der Anstalt.) Nach der Predigt war ein Wechselgesang zwischen dem Herborner Sängerchor, dem Chor der Geistlichen (es waren mehr als 100 Geistliche in der Kirche anwesend) und der Gemeinde. Sehr ergreifend ertönte die Instrumentalmusik zu dem Orgelspiel. Am zweiten Festtage versammelten sich die Geistlichen, geprüften Kandidaten, die landesherrlichen Commissarien und die Ueberigen, welche hierzu eingeladen waren, in dem großen Hörsaale des Seminars um 10 Uhr. Die Versammlung eröffnete Hr. geheimer Kirchenrath Wilhelmi mit der Bekanntmachung, daß die Universität Gießen dem Direktor des Seminars, Hrn. Kirchenrath Otto, die theologische Doctorwürde ertheilt habe, so wie das Se. herzogl. Durchl. die beiden anderen Lehrer am Seminar, Hrn. Pfarrer Baurr und Hrn. Pfarrer Lerr, ersteren zum ordentlichen, letzteren zum außerordentlichen Professor bei demselben ernannt habe. Hierauf hielt Hr. Kirchenrath Otto eine Rede, worin er die Geschichte des Seminars erzählte und sich zugleich über die Richtung aussprach, welche in der neueren Zeit die Theologie genommen habe. Hr. Kandidat Conradi, welcher das Seminar verläßt, hielt demnächst eine Abschiedsrede. Hr. Prof. Bauer sprach hierauf über die Art, auf welche die Dogmatik auf dem Seminar behandelt werden müsse. Zum Schlusse hielt Hr. Kirchenrath Schulz aus Wiesbaden eine sehr gehaltvolle Rede über die Grundsätze, welche die Lehrer bei der Stiftung des Seminars bei dem Unterrichte der Theologie befolgten. Erst um 3 Uhr trennte sich die Versammlung.

Frankfurt a. M., 16. Oct.

Die zweite Abtheilung des Schweizer-Salons wird von heute an wegen baldiger Abreise des Eigenthümers nur 4 Abende aufgestellt bleiben. Anfang: 7 Uhr im König von Preußen.

Theater-Anzeige.

Montag, 16. Oct. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Fr. Halm.

Dienstag, 17. Oct. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Hrllesr. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 288. Mittwoch, den 18. October 1843.

Eisenbahn-, resp. Fortschritts-Lied.

Mel.: Am Rhein, am Rhein, da blühen unsre Reben ꝛc.

Es stürmt das stolze Eisenroß von dannen,
Mit Muth und Kraft erfüllt,
Durch Geist allein, nicht durch Gewalt zu bannen —
Das ist des Fortschritts Bild!

Der Fortschritt hoch, ihr Fortschrittsactionäre!
Der Fortschritt vor wie nach!
Wer vorwärts strebt, nur dem gebühret Ehre,
Der schönste Zinsertrag.

Zu langsam nicht, mit Muth sey sie befahren
Des Fortschritts lange Bahn!
Des Führers kund'ge Hand legt den Gefahren
Stets sichern Zügel an.

Und gleich der Eisenbahn keinen Weg verschwendet!
Kein krummer Winkelzug!
Gradaus den Blick, gradaus den Lauf gewendet,
Gradaus des Geistes Flug!

Stillstehend nur ist stumm der muth'ge Dämpfer,
Doch lärmend eilt er fort;
Geleit' auch also stets die Fortschrittskämpfer
Das laute, freie Wort!

Auf, Deutsche! Vorwärts nur und immer weiter!
Auf, Belgier, allons,
Und wer nicht kann Dampfwagen seyn als Leiter,
Sey wenigstens Waggon!

D.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Während Robert, von der zärtlichsten Bruderliebe beseelt, die Wellen des Meeres durchschnitt, um die strengste Rechenschaft von Williams Gefährten über das Schicksal des theuren Verlorenen zu verlangen, hatte Einer derselben, nämlich jener in des Berichterstatters Briefe bereits erwähnte Sir Henry Smith, sich in den Besitz der Güter gesetzt, welche ihm durch den Tod seiner Nichte, der Miß Fanny Osborne, zugefallen waren. Ihr Vater, Sir Jakob Osborne, einer der reichsten und angesehensten Kaufherren in Philadelphia, hatte sie, da ihre Mutter, Sir Henry Smiths Stiefschwester, früh gestorben war, schon als zartes Kind zu seinem Schwager nach London gesandt, um sie daselbst, gegen ein sehr reichliches Kostgeld, ihrem Stande und Vermögen gemäß erziehen zu lassen. Miß Fanny, deren geistige und körperliche Vorzüge, von den trefflichsten Meistern ausgebildet, sich immer glänzender entwickelten, entsprach auch in der That allen Hoffnungen ihres sie zärtlich liebenden Vaters, der jede günstige Nachricht, jede erneute Schilderung ihrer Fortschritte dem sorgfältig über sie wachenden Schwager durch die kostbarsten Geschenke vergalt. Endlich war ihre Erziehung vollendet, und schon hatte Sir Jakob Osborne die Zeit bestimmt, in welcher er die geliebte Tochter nach Jahre langer Trennung wieder in seine Arme schließen wollte; schon war Alles zu ihrer Ueberfahrt bereit, als die traurige Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode ihres Vaters eintraf, ein Fall, der die Reise selbst zwar nicht aufschob, der es jedoch nach Sir Henry Smiths Versicherung unumgänglich nothwendig machte, daß dieselbe nunmehr in seiner und seines Sohnes Begleitung vor sich gehen müßte. Es geschah. Das Schiff, früher bestimmt, einem sehnsüchtig harrenden, glücklichen Vater die reizende, herrlich aufgeblühte Tochter wieder in die geöffneten Arme zu führen, nahm jetzt die trauernde, tiefgebeugte Jungfrau auf, welcher alle sie erwartenden Schätze, welcher das ganze, unermeßliche reiche Erbe den Verlust des theuren, wenn auch kaum gekannten Vaters nicht zu ersetzen vermochten. Leider aber sollte sie den schmerzlichen Schlag des Schicksals, der sie so unvorbereitet getroffen, nicht lange überleben; leider sollte sie dem Vorangegangenen nur allzubald in jene bessere Welt folgen, denn auch sie war, nach Aussage ihrer Verwandten und des Kapitäns, auf jener Insel, die Williams Grab einschloß, ein Opfer ihres Grames und mannichfacher schmerzlicher Leiden geworden, denen ihr zarter Körper endlich um so sicherer erliegen mußte, je weniger man unter den damaligen traurigen Umständen im Stande war, ihr die nothwendige Hülfe zu leisten. Natürlicher Weise nahm die Regierung keinen Anstand, dem sich als rechtmäßigen Erben Legitimirenden die ihm nun zugefallenen Güter zu übergeben. Sir Henry war jedoch nicht gesonnen, in Philadelphia zu bleiben, er wollte je eher je

Digitized by Google

lieber nach London zurückkehren, wollte dort sein Leben in Ruhe genießen, und traf deshalb alle erforderlichen Anstalten, sowohl die liegenden Gründe, als das reiche Waarenlager seines Schwagers nach und nach zu veräußern, ein Geschäft, nach dessen Beendigung er seine Rückkehr nach Europa unverzüglich anzutreten gedachte. So sehr Sir Henry aber auch eilte, so eifrig er den Verkauf seiner Güter betrieb, eben so wenig konnte er, um seines eigenen Vortheiles willen, manchen Umstand vermeiden, der ihm hie und da hemmend entgegentrat; die sichtlich nicht zu verbergende Unruhe, die seltsame, fast scheue Aengstlichkeit, die ihn bei solchen Gelegenheiten ergriff, war dann so auffallend, daß sie seine Umgebung in ein um so größeres Erstaunen versetzen mußte, je weniger man diesen Zustand zu erklären fähig war. Ueberhaupt schien Sir Henry's Abneigung gegen allen geselligen Umgang, sein Widerwille, wenn er mit einem Fremden verkehren sollte, mit jedem Tage zuzunehmen, er besorgte nur das unumgänglich Nothwendige, und überließ dem Kapitän des längst wieder in segelfertigen Stand gesetzten Schiffes, welcher sein ganzes Vertrauen besitzen mußte, den größten Theil der Geschäfte, indeß sein Sohn Eduard, ohne sich im mindesten um die Erbschaftsangelegenheiten zu bekümmern, fortwährend die rauschendsten Lustbarkeiten, die betäubendsten Zerstreuungen aufsuchte. Es konnte nicht fehlen, daß Sir Henry Smith fast von allen Seiten um sein höchst unerwartetes Glück beneidet wurde. Mancher ehemalige Handelsfreund Sir Jakob Osbornes hatte im Stillen auf Miß Fanny's Hand für seinen Sohn gerechnet, Mancher seinem sinkenden Wohlstande durch ihre Schätze wieder aufzuhelfen gedacht, mit gespannter Erwartung sah man ihrer Ankunft im Vaterlande entgegen, und nun fanden sich Alle in ihren lange genährten Hoffnungen getäuscht, — kein Wunder, daß man den reichen Erben nun um so genauer beobachtete, daß man seine Handlungen nun um so schärfer beurtheilte, und besonders die gefühllose Härte bitter tadelte, mit der er einige alte Sklaven seines verstorbenen Schwagers aus dem Hause stieß und dem tiefsten Elende preis gab. Ein hie und da laut werdendes, jedoch unverbürgtes Gerücht, daß einer dieser armen Sklaven gedroht habe, sich an Sir Henry, seiner Grausamkeit wegen, empfindlich zu rächen, beschäftigte die mehr oder minder daran Theilnehmenden eine Zeit lang; da aber durchaus nichts geschah, was dieses Gerücht einigermaßen rechtfertigen konnte, da Sir Henry's Geschäfte sich überdies zu ihrem baldigen Ende neigten, so vergaß man es binnen kurzem wieder und ließ den reichen Erben endlich machen, was er wollte, ohne sich ferner um sein Thun und Treiben zu bekümmern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Turnen.

Mit dem Turnwesen scheint es doch wirklich voller Ernst zu seyn. Neben einer im Uebrigen passenden und zweckmäßigen Erziehung ist auch kein Mittel geeigneter, eine kernhafte, kräftige und gesunde Generation zu erzielen. Wer von den alten Turnern denkt nicht mit Lust an jene Zeit zurück, wo das Turnwesen unter Leitung des biederen Deutschen, des thatkräftigen Jahn aufblühte? Die Turner der damaligen Zeit zeichneten sich an Geist und Körper vortheilhaft vor der übrigen Schuljugend aus; ein Geist durchwehte die kleine Pflanzschule, der getragen und aufrecht erhalten wurde durch die Idee eines deutschen Vaterlandes. Gern unterwarf man sich jeder Einrichtung, die die Abhärtung des Körpers bezweckte, und wer es nicht that, die Weichlichen, die in Baumwolle eingewickelten Junkerchen, sie wurden einstimmig vom Turnplatze zurückgewiesen. Und dieser Geist, dieser Sinn — er hat zur Zeit reichliche Früchte getragen!

Das Bewußtseyn der körperlichen und geistigen Kraft erhebt jedes Volk zu einer unantastbaren Selbstständigkeit, sobald es zu diesem Bewußtseyn gelangt ist; Sclaventhum und Unterjochung aber ist der Preis für Ueppigkeit, Entnervung und Verweichlichung. Griechen und Römer, die uns in anderer Beziehung als würdige Vorbilder dastehen, so wie alle Völker, so kräftig sie auch erstanden, haben uns dies sattsam gezeigt, sobald sie anfingen, an jenem Krebsschaden der menschlichen Gesellschaft zu leiden. In unserer ganzen Lebensweise liegt der Grund, daß unsere Zeit schlaffer, ohnmächtiger geworden ist, als es die Vorzeit war. Welcher Unterschied zwischen unseren heutigen Glace-Handschuhen und dem Handschuh eines Götz von Berlichingen, oder den ledernen Hosen Carls XII.? Wo fände man heute einen Longobarden, der ein ganzes griechisches Offizierchen an seiner Hellebarde aufspießte und hoch in der Luft hielt, wie dies in der Schlacht mit Kaiser Constans geschah? Das griechische Heer erschrak und die Schlacht ging verloren. Wo einen Bouillon, der mit einem Hiebe einen gewappneten Reuter bis zum Sattelknopfe halbirte? Die Alten übertrafen uns an Tugenden rüstiger Art, da war öffentliches Leben, Sinn für Gemeinwohl; wir aber leiden an der bösen Krankheit des Eigennutzes und der Selbstsucht und an ihren Folgen, dem Wohlleben, der Eitelkeit und dem Neide. Wo der Sinn für allgemeine Wohlfahrt rege werden soll, da muß zuvor die Idee Wurzel schlagen, daß jeder Bürger sein eigenes Wohl in dem Wohle des Staates erblickt. Solche Ideen reifen aber nur in einem an Körper und Geist gesunden, kräftigen, an Anstrengungen und Ausdauer gewöhnten Volke, in welchem der Einzelne nicht gleich jede, auch die kleinste Entbehrung als ein Opfer betrachtet, welches zu leisten unmöglich ist. — Gymnastik und Lebenseinfachheit stählten die Körper unserer Väter, Waffenübungen waren im Mittelalter an der Tagesordnung. Wir dagegen verweichlichen uns durch Schwelgerei und Wohlleben, und während unsere Väter ihre Feste mit Turnieren und Kampfspielen begingen, feiern wir sie dagegen mit glänzenden Gelagen und ziehen, um unserem Gaumenkitzel zu fröhnen und um unserem Bauche „einen Guten" anzuthun, die Festgelegenheiten gleichsam mit den Haaren herbei.

Einfache Lebensweise, mit angemessener Anstrengung verbunden, stählen die Gesundheit und kräftigen Geist und Körper und machen letzteren geschickt, die unzertrennlichen Begleiter des Lebens, die Ungemächlichkeiten aller Art, zu ertragen. Dies ist der Grund, warum man noch im Volke kernhafte Naturen am häufigsten findet. Wie sieht es dagegen in den höheren Ständen aus, von woher die Verfeinerungssucht mit allen ihren bösen Folgen sich immer weiter auch nach unten hin verbreitet? — Carus empfing die Gesandten Persiens auf dem Grase sitzend, in ein schlechtes, wollenes Gewand gekleidet, zwischen seinem Abendessen, Speck mit Erbsen; er nahm die Mütze ab, die seine Glatze bedeckte, und sprach: Ich werde Persien, wenn es Roms Herrschaft nicht anerkennt, so kahl machen, wie

Digitized by Google

diesen Kopf; und die persischen Sybariten zitterten. — Der Minister Kaunitz dagegen, obschon noch jung, schloß, wenn er zu Maria Theresia kam, die zufällig offen stehenden Fenster, oder behielt die Mütze auf dem Kopfe und erschien im Winter nie anders als in Oberrock und Mantel gehüllt vor ihr, denn jedem Lüftchen, das ihn traf, unterlag er; vor der ganzen Gesellschaft unternahm er, vor dem Spiegel stehend, seine Mund- und Zahntoilette. Er ging regelmäßig um 11 Uhr schlafen, selbst wenn der Kaiser da war; er fürchtete sich so vor'm Tode, daß in seiner Gegenwart davon nicht gesprochen werden durfte, und seine Nase war durch seine Gerüche so verwöhnt, daß er einst einer Dame sogar sagte: „Allez vous en, Madame, vous puez."

Wahrlich! Nichts unerträglicher und zugleich bemitleidungswerther, als so ein verfeinerter, verweichlichter und durchräucherter Muscadin, der in Ohnmacht fällt oder zu fallen affectirt, wenn er Jemand aus der Nase bluten sieht und gleich zwei Aerzte zur Consultation herbeiruft, wenn er den Schnupfen hat; so ein faquin à la mode, der immer an der Halskrause, der Weste und den Rockärmeln zu zupfen hat und wenn er über die Straße geht, mit Selbstgefälligkeit seinen Kopf nach allen Seiten dreht. Solche Herrchen, die unter der Scheere und dem Bügeleisen ihres Schneiders seufzen, sind denn auch bei gewissen Gelegenheiten immer die letzten.

Das Gefühl innerer Kraft und Stärke führt zum Muthe und durch diesen zur Selbstständigkeit. Von Kraftfülle belebt, konnte Götz von Berlichingen ausrufen: Wer kein ungarischer Ochs ist, der trete mir nicht zu nahe! — Die Römer nannten die Germanen Riesen, wie würden uns wohl unsere wackeren Väter nennen, wenn sie uns jetzt erblickten? Wir leben in dem Zeitalter der Denkmäler. Wir errichten in diesem Augenblicke dem Hermann eins. Laßt uns darnach trachten, unseren Vätern an Kraft und Stärke gleich zu kommen und sie an Vaterlandsliebe wo möglich zu übertreffen! Ein würdigeres Denkmal können wir ihnen nicht errichten!

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Nächsten Montag den 23. d. M. wird zum Vortheil des seit einer Reihe von Jahren bei der hiesigen Bühne mit anerkanntem Eifer wirkenden und beliebten Schauspielers, des Hrn. Grahn, eine Benefizvorstellung stattfinden, zu welcher er das Drama „Thomas Aniello" von Fresenius gewählt hat. Ueber dies Erzeugniß der Muse unseres genialen und leider! in der Blüthe seines vielversprechenden Lebens verstorbenen Landsmannes spricht sich L. Börne in seinen dramatischen Schriften Theil I. sehr günstig aus, indem er bemerkt, daß eine große Kraft in diesem Trauerspiele herrsche und ein Shakespeare'scher Geist darin walte; nur „Käthchen von Heilbronn" könne ihm zur Seite gestellt werden. Börne schließt sein Urtheil über das genannte Werk mit den Worten: „Fresenius war in Frankfurt geboren, und seine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleist, starben in der Blüthe, denn die Witterung unserer Tage ist den Dichtern nicht günstig. Sie verderben an der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganischen Dichter dauern aus wie Gestein, und sehen an; was Leben hat, verwelkt." Das geniale Drama ist von Rezer mit viel Geschick für die Bühne bearbeitet, und wird seinen Zweck nicht verfehlen, das Interesse der Kunstfreunde in Anspruch zu nehmen. Die zur Handlung gehörige Musik ist von dem talentvollen H. Neeb componirt und wird als sehr gelungen gerühmt. Auf die Einstudirung und Scenirung ist die nöthige Sorgfalt verwendet worden, und somit darf die hier angezeigte Benefizvorstellung der freundlichsten Beachtung versichert seyn.

Man liest in dem in Darmstadt erscheinenden, unter der Redaktion des bekannten Literaten A. Schnetzler mit Beifall gelesenen „Gutenberg": Hr. Aloys Schmitt, der geachtete und verdienstvolle Direktor des hiesigen Instrumental-Vereins, dessen Oratorium „Moses" im August d. J. zu Nürnberg, im großen Rathhaussaale, unter persönlicher Leitung, durch ungefähr dreihundert Sänger — Breiting sang die Tenorpartie — bei sehr starkem Orchester gegeben wurde, und die anerkennendste, freundliche Aufnahme fand, hat eine dreiaktige, heroische Oper: „Das Osterfest" eingereicht, welche in jeder Hinsicht große Erwartungen rege macht und eine nachhaltige Wirkung verspricht. Man sieht der Aufführung im November entgegen. Hr. Guhr dürfte bei ungesäumter und würdiger Vorführung dieses deutschen Kunstwerks mehr denn je auf den Dank des Frankfurter Publikums rechnen. Wir haben dieser Notiz beizufügen, daß die Gesangpartieen der Oper von A. Schmitt bereits vertheilt worden sind, und daß man von Seiten unseres Opernpersonals mit eben so viel Fleiß als Liebe zur Sache deren Einstudirung beginnt.

Schweizer Blätter melden, daß nach dem Beispiele von Lausanne, Schwanden und Siebnen in Folge der letzten Brodnoth und der Spekulationen der Bäcker jetzt auch in Glarus Bäckereien auf Aktien entstanden seyen, und sich diese Einrichtung wohl noch mehr verbreiten werde. Man hält ein solches gemeinschaftliches Unternehmen für das gründlichste Mittel, der Uebertheuerung von Seiten der Bäcker die Spitze zu bieten.

(Potsdam, 12. Okt.) Am Sonnabend wird die Aufführung von Shakespeare's „Sommernachtstraum" im neuen Palais stattfinden. Vorgestern wurden hier im königlichen Schauspielhause Auber's „Kronbiamanten" mit vielem Beifalle gegeben.

Die englischen Guineen führen den Namen, weil sie zuerst aus dem Golde geprägt wurden, welches englische Kaufleute aus Guinea brachten. Der Sterling ist nur eine eingebildete Münze, wie etwa die französischen Pistolen, doch rührt ihr Name von einer Münze her, welche in Schottland vor der Vereinigung desselben mit England wirklich im Gebrauche war und so genannt wurde, weil sie zuerst in dem Schlosse Sterling, zehn Meilen von Edinburg, geschlagen wurde.

In einer Ulmer Buchhandlung ist vor längerer Zeit ein „Ratten- und Mäusevertilger" erschienen, mit welchem der Verleger so gute Geschäfte machte, daß nur noch ein Paquet mit wenigen Exemplaren übrig blieb, das, als die Nachfragen aufhörten, in eine Ecke des Kornbodens geworfen wurde. Unlängst kommt indeß wieder Jemand und will ein Exemplar kaufen;

Digitized by Google

der Commis wird auf den Boden geschickt, als er hinaufkommt, ist aber — o Ironie — das Paquet bis auf einige Ueberbeibsel von den Mäusen gefressen worden!

Die Pfälzer protestiren allen Ernstes gegen alle Mäßigkeitsvereine und sagen rund heraus, daß sie auch kein Verlangen darnach trügen. An ein Rescript, das die Einführung solcher Vereine wünsche, sey nicht zu denken, man habe das Mährchen erfunden, um die Weinhändler ein wenig zu ärgern, damit sie bei den guten Zeiten nicht zu corpulent würden.

(Dorfztg.)

Korrespondenz.

Mainz, 14. Oct.

Die Verbindung zwischen Deutschland und Belgien wird mit jedem Tage inniger. Die Eröffnung der Eisenbahn, welche beide Länder durchschneidet, wird diese Innigkeit noch steigern und Resultate für Handel und Gewerbe zur Folge haben, deren Wichtigkeit man heute zwar zu ahnen, aber noch nicht zu berechnen im Stande ist. In Erwartung dieses näheren materiellen Anschlusses hat sich eine Kunstverbindung eröffnet, die als erster Anklang der Geistes-Verwandtschaft beider Völker, als Vorbote einer bessern Zeit, dem Freunde des Fortschritts eine willkommene Erscheinung seyn muß. Der Ruf der großen Sängerfeste, die in den Städten am Rheine mit so ausgezeichnetem Erfolge gegeben wurden, hat in dem volkreichen Brüssel den Wunsch zur Veranstaltung einer ähnlichen Feier bei Gelegenheit der diesjährigen Septemberfeste hervorgerufen. Unterdessen stellte sich weder die städtische Behörde, noch ein Verein, wie dies am Rheine der Fall ist, an die Spitze des Unternehmens, sondern ein Privatmann, ein Musikdirektor: Hr. Ferdinand, in früheren Jahren Chef des Orchesters des Theaters von Lüttich, nahm es auf sich, mittelst einer Unterstützung aus der Staatskasse das Fest zu veranstalten und es zu leiten. Ohne eines großen Rufes als Musikdirektor zu genießen, wird Hr. Ferdinand als Musikkenner und guter Executant bezeichnet. An die Musikvereine Belgiens, der benachbarten französischen Städte und an die Städte am Rhein und Main ergingen von ihm Einladungen zur Theilnahme. Brüssel, Aachen, Köln, Mainz, Lüttich, Langres, Brügge, Lille, Maestrich, Verviers, Gent, Namur, Courtrai, Mons, Soignies, Termonde und andere weniger bedeutende Orte schickten 180 Musiker und ohngefähr 700 Sänger und Sängerinnen. In der Augustinerkirche zu Brüssel fanden am 24. und 25. September die Aufführungen statt. Mehul, Ries, Cherubini, Haydn, Händel, Beethoven, Boildieu und Durante lieferten die Instrumental- und Gesangstücke. Der König und die Königin der Belgier, die Minister und die angesehensten Personen von Brüssel und der Umgebung wohnten den Vorstellungen bei. Die Wirkung war neu und großartig. Wenn die Aufführungen jedoch den Erwartungen nicht in vollem Maße entsprachen, so fehlte es nicht an den Sängern und Instrumentisten, sondern vielleicht an Hrn. Ferdinand, der die zur Leitung einer großen Musik nöthigen Eigenschaften nicht besitzen soll. Auch waren wegen Kürze der Zeit und ökonomischer Verhältnisse halber die nöthigen Generalproben nicht gemacht worden; genug, der strenge Kritiker, der Kenner wurde nicht befriedigt. — Am Abende der ersten Aufführung wurde im Park ein Konzert im Freien von Männerstimmen vor einer unzählbaren Volksmenge gegeben, bei dem die schon öfter gemachte Erfahrung sich wieder bestätigte, daß der Gesang in einem nicht eingeschlossenen Raum zu vielen Störungen unterworfen ist und den gehörigen Effect nicht macht. Den Mitgliedern der Mainzer Liedertafel bot sich unterdessen bei einer Abendunterhaltung, die Hr. Schott, Chef der in Brüssel etablirten Musikalien- und Instrumentenhandlung Bernard Schott und Söhne, von hier gab, eine Gelegenheit, vor einer Versammlung von ausgezeichneten Personen und Künstlern ihre Kenntnisse und Uebung in deutschen Gesängen darzuthun. Das Lob, das ihnen und ihrem Direktor, Hrn. Esser, in belgischen Blättern deshalb gezollt wird, lautet eben so wahr als ungekünstelt, und wir Deutsche müssen uns freuen, daß unseren Landsleuten im Auslande eine Anerkennung wurde, die, wenn wir sie aussprächen, als parteiisch ausgelegt werden könnte. Die hieher zurück gekehrten Sänger rühmen sehr die Aufmerksamkeit, die man ihnen allenthalben in dem gastfreundlichen Belgien erwiesen; von Seiten der Regierung sowohl als von Privaten erfuhren sie von dem Augenblicke an, wo sie den Boden dieses Landes betraten, alle Arten von Höflichkeiten und Alles zeigte ihnen, daß sie willkommene Gäste waren. — Künftigen Montag den 16. d. M. wird die Assisensitzung für das vierte Quartal unter dem Vorsitze des Hrn. Obergerichtsraths Levita eröffnet. Es kommen nur 4 Prozeduren und darunter ein Contumacialfall dabei vor. Kaspar Jos. Wilhelm von Kastel ist der Fälschung einer Privaturkunde, Adam Eckart von Sauerschwabenheim und Adam Zuzwolf von Weisenau sind ausgezeichneter Diebstähle beschuldigt.

Hanau, 14. Oct.

Noch immer steht unsere schon so oft in Zeitungen erwähnte katholische Kirche als Ruine da, die, mit Gras bewachsen, ein trauriges Ansehen gewährt. So ist nun auch bis jetzt gar nichts für diese mißglückte Kirche gethan worden, denn man sah weder eine Bewegung zum Fortbau, noch hörte man eine Entscheidung von den höchsten Behörden zu Kassel, auf welche man schon so lange wartete. Alles ist still und nur die hiesigen Katholiken geben hier und da ihr Mißfallen zu erkennen. Es wäre nun doch die höchste Zeit, daß dafür gesorgt würde, daß die Fortbauung wenigstens im nächsten Frühjahre beginne, denn wenn noch länger damit gezögert wird, so werden auch die noch stehenden Mauern zu Grunde gehen und die großen Summen, die dafür schon verausgabt sind, werden nutzlos hinaus geworfen seyn, während man jetzt noch den Schaden mit 4 bis 5 000 Rthlr. gut machen kann. Wie man nun vernimmt, so wird unser Hr. Oberbürgermeister, welcher zugleich Abgeordneter unserer Stadt ist, den Antrag in der Ständeversammlung stellen, eine ansehnliche Summe für diese Kirche zu bewilligen. Möchte sich dies Vernehmen in Wirklichkeit bestätigen und möchte auch noch dafür gesorgt werden, daß in Hinsicht des Gottesdienstes einige Verbesserungen getroffen würden, denn es ist für eine so starke Gemeinde mit einem Meßopfer auf Sonn- und Feiertage nicht genug und deshalb wäre ein zweiter Geistlicher für die Gemeinde sehr nothwendig.

****

Oeffentlicher Dank.

Der Endes gehorsamst Unterzeichnete stattet hiermit seinen herzlichsten ungeheuchelt und ungeschmeichelten Dank ab für die von einer hochlöbl. Theaterdirektion sowohl als sämmtlichen hochgeehrten Mitgliedern der Oper und des Schauspiels genossene gast- und menschenfreundliche Aufnahme im reichlichsten Maßstabe. Des Himmels Segen beglücke Sie allerseits, und in der weitesten Entfernung, wie in seiner Heimath gedenkt Ihrer Güte der dankbar ergebenste

Konrad v. Bollenau,
vormaliger Souffleur und Inspicient aus Augsburg,
alt 64 Jahre (verunglückt.)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 18. Oct. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 289. Freitag, den 20. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Von dem günstigsten Winde pfeilschnell über das weite Meer getragen, war Robert glücklich, und ohne den geringsten Unfall auf seiner Reise erfahren zu haben, in Philadelphia angekommen. Herr John Burton, eben jener Handelsfreund seines Vaters, hatte ihn mit Freuden bei sich aufgenommen, auch den Zweck seiner Anwesenheit bestens zu befördern versprochen, obgleich er ihm nicht verhehlte, daß er nur wenig Hoffnung hege, diesen ganz so, wie Robert es wünsche, zu erreichen. Herr Burton hatte nur allzu wahr gesprochen, denn schon waren mehrere Tage seit Roberts Ankunft verstrichen, ohne daß es ihm gelang, Henry Smith zu sprechen, der seine Besuche mit den sich immer gleich bleibenden Entschuldigungen fortdauernder Unpäßlichkeit ablehnte.

Nicht viel besser erging es Robert mit dem Kapitän, der ihm zwar endlich Rede stand, jedoch nur seine frühere, ihm bereits durch Burton mitgetheilte Aussage Wort für Wort wiederholte, und sich dabei sowohl auf das Zeugniß der beiden Smiths, als aller derjenigen Matrosen berief, die mit ihm nach Philadelphia gekommen waren. Van Horn, so hieß der Kapitän, fügte zum Schluß sein innigstes Bedauern hinzu, ihm den Tod eines geliebten Bruders verkündigen zu müssen; er bat ihn, überzeugt zu seyn, daß er stets väterlich für William gesorgt, den herzlichsten Antheil an seinen Leiden genommen hätte. Sein Ton war bei allen diesen Aeußerungen so bestimmt, seine Worte trugen so völlig das Gepräge der Wahrheit, daß sie in der That fast keinem Zweifel mehr Raum ließen.

Mochte nun Roberts Herz der innern Ahnungsstimme zwar noch immer Gehör schenken, sein Verstand mußte dieselbe nach und nach als trügerisch verwerfen. Da es ihm nun, trotz der eifrigsten, unermüdetsten Nachforschungen, eben so wenig gelang, eine Spur jenes alten, ihm so höchst wichtig gewordenen Matrosen aufzufinden, und er sich überzeugen mußte, daß sowohl Zeit als Geld vergebens verschwendet sey, so beschloß er endlich, trostlos, sich in seinen Hoffnungen so bitter getäuscht zu sehen, und mit schwerem, kummervollen Herzen nach Europa in die Arme seines ängstlich harrenden Vaters, den er freilich mit ganz andern Erwartungen verlassen hatte, zurückzukehren.

Schon war die Zeit seiner Abreise bestimmt, schon hatte er die meisten Anstalten dazu getroffen, als Robert in einer dunkeln stürmischen Nacht mit seinem Freunde Burton hastigen Schrittes über die bereits öde gewordenen Straßen Philadelphia's eilte. Beide waren eifrig bemüht, dem Unwetter, das sie überrascht hatte, zu entfliehen; sie wechselten daher auch nur wenige Worte mit einander, sorgsam des Weges achtend, der immer beschwerlicher ward, weil die dichte Finsterniß sie kaum die allernächsten Gegenstände erkennen ließ.

Plötzlich bleibt Robert horchend stehen, faßt den Arm seines Gefährten und flüstert ihm leise zu: „Haltet, Sir! vernehmt Ihr nichts? mir ist, als hörte ich Klagelaute hier ganz in der Nähe."

„Nicht doch," entgegnete Burton eben so leise; „Ihr irrt Euch. Das Heulen des Windes, das ferne Rauschen der Wellen täuscht Euer Ohr; wir sind eben jetzt nicht gar weit vom Hafen, kommt, kommt, daß wir endlich unsere Wohnung erreichen."

Nach diesen Worten wollte er seinen Begleiter hastig mit sich fortziehen; allein dieser hielt ihn nur um so fester, indem er eben so leise wie zuvor sprach: „Nein, nein! hört nur, das ist nicht das Heulen des Sturmes, nicht das ferne Rauschen der Wellen; das sind menschliche Klagelaute. Irgend ein Unglücklicher muß hier verweilen, drum laßt uns näher treten; vielleicht steht es in unserer Macht, ihm Hülfe zu leisten."

Ohne die Einwilligung seines Gefährten zu erwarten, schritt Robert nach diesen Worten schnell der Stelle zu, woher die Klagetöne zu kommen schienen, und wirklich stieß er bald an ein auf der Erde liegendes lebendiges Wesen, das bei seiner Berührung einen dumpfen Schrei ausstieß und hierauf leise wimmernd flehte, daß man es hier ruhig sterben lassen möge.

Die dichte Finsterniß machte es unmöglich, den Leidenden zu erkennen; dessen ungeachtet beugte sich Robert mitleidig zu ihm herab und fragte ihn mit sanfter Stimme, weshalb er so kläglich jammere, und was ihn bewege, in dieser stürmischen Nacht so spät auf offener Straße zu verweilen.

„Noth und Verzweiflung," war die kaum hörbare Antwort des noch immer in seiner vorigen Stellung am Boden Liegenden. „Ich bin von aller Welt verlassen," fuhr er beinahe tonlos fort, „bin dem tiefsten Elend preisgegeben, dem Hungertode nahe; drum laßt mich, laßt mich hier ungestört mein jammervolles Leben enden!"

Jetzt war auch Burton hinzugetreten und rief: „Mit nichten, armer Unglücklicher! Wer Du auch seyn magst, Dir soll Hülfe werden! Du sollst nicht sterben! Wenn Du noch Kraft

Digitized by Google

genug hast, zu gehen, so erhebe Dich und folge uns in unsere nahe liegende Wohnung; dort sollst Du Nahrung und Beistand finden."

„Seyd Ihr Menschen oder Engel, die mir der große Geist in meiner letzten Stunde, mich zu trösten, sendet?" fragte der Leidende, indem er sich emporzurichten bemüht war.

„Wir sind Menschen, wie Du," entgegnete der Gefragte; „drum fürchte nichts und fasse Muth! Aber komm jetzt, komm," fuhr er fort, „laß uns keine Zeit verlieren, das Unwetter wird immer ärger; bist Du zu schwach, so stütze Dich nur getrost auf uns, wir werden Dich schon führen."

Nach diesen Worten hoben die beiden Männer den unbekannten Gegenstand ihres Mitleidens empor; die so unerwartet gefundene Hülfe gab dem fast gänzlich Erschöpften neue Lebenskraft, und bald erreichten sie das schützende Obdach des Hauses, das allen Dreien eben so willkommen als im höchsten Grade nothwendig war. Kaum hatte sich, hier angelangt, der Unglückliche durch die sorgfältige Pflege seiner edeln Retter einigermaßen erholt, als er ihnen unaufgefordert erzählte, daß er vormals ein Sklave des reichen Handelsherrn Sir Jakob Osborne gewesen sey und schon seit Jahren seines hohen Alters und früher treu geleisteter Dienste wegen von seinem Gebieter das Gnadenbrod erhalten habe. Sir H. Smith, der nunmehrige Erbe des Verstorbenen, dem zum Unglück seiner hinterlassenen Diener die einzige Tochter so plötzlich folgen mußte, theilte, nach des Greises Versicherung, die edeln, menschenfreundlichen Gesinnungen des Dahingeschiedenen nicht; denn kaum zum Besitz des ungeheuern Vermögens gelangt, wäre seine erste Handlung die gewesen, sowohl ihn, den Erzähler, als noch mehrere andere betagte Diener aus dem Hause zu stoßen, ihnen jegliche Unterstützung zu entziehen, und sie, ungerührt von ihrer gänzlichen Hülflosigkeit, ihrem traurigen Schicksale zu überlassen. Da es vergebens gewesen wäre, sich diesem grausamen Verfahren zu widersetzen oder eine Milderung desselben zu hoffen, so verließ der unglückliche Greis mit heißen Thränen das Haus, in dem er fast seine ganze Lebenszeit zugebracht, in dem er einst ruhig zu sterben gehofft hatte. Allein, von allen Mitteln zu seinem Unterhalte entblößt, unfähig, zu arbeiten, und doch des Bettelns sich schämend, würde er längst den Hungertod erlitten haben, wenn nicht ein alter Matrose, der eines Tages zufällig an ihm vorüberging und sah, wie er die weggeworfenen Schalen von Früchten von der Straße auflas und gierig verschlang, ihn mit einer kleinen Summe Geldes unterstützt und so sein armseliges Leben gefristet hätte. Seit langer Zeit hatte sich der Matrose jedoch nicht mehr sehen lassen, die kleine Summe war verzehrt; Daniel, so hieß der alte Sklave, glaubte sich demnach auch von ihm, seinem großmüthigen Erhalter, seinem einzigen Wohlthäter, verlassen. Die tiefste Verzweiflung bemächtigte sich von nun an seiner Seele; ohne Obdach, ohne Nahrung, war er von Straße zu Straße geirrt und endlich niedergesunken, das Ende seiner Leiden vom Himmel erflehend, als dieser ihm, durch Roberts und Burtons Erscheinen, auch schon Erhörung seiner heißen Wünsche sandte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volks-Lese-Vereine in Deutschland.

Der Volks-Lese-Verein für das Amt Usingen hat die Worte: „Vereinigung macht stark", zu einem Wahlspruch erkoren, und eine neunjährige Erfahrung hat bewiesen, welche unglaubliche Gewalt in ihnen liegt. Wer sich hiervon überzeugen will, der besuche jene kleine Stadt, und er wird staunen über die Resultate und die Entwickelung eines Vereins, dem noch vor einigen Jahren altkluge, aber that- und rathlose Wirthshausphilosophen alle Zukunft absprachen. Vor zwei Jahren hatte eben dieser Verein 43 Mitglieder und 350 Bände, heute zählt derselbe 180 Mitglieder und 1000 Bände. Außerdem ist das geräumige Zimmer, welches der löbliche Stadtvorstand dem über das ganze Amt verbreiteten Vereine vor zwei Jahren eingeräumt hat, in den freundlichsten Aufenthalt, lediglich auf Kosten des Vereins, verwandelt worden. Da prangen in schönen Kupfer- und Stahlstichen oder feinen Steindrücken die hohen Gestalten unserer Heiden Hermann, Göthe, Schiller, Albrecht Thaer, Arndt ꝛc.; über einem Schranke, der die kostbaren Geschenke edler Freunde des Vereins verschließt, erblickt der Besucher das von Hirschfeld in Leipzig auf der Presse in Farben gedruckte große Erinnerungsblatt der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerei. Auf dem Schranke zu beiden Seiten dieses Prachtbildes stehen die Statuetten Ulrich's von Hutten und Franzens von Sickingen von der Meisterhand unseres genialen Emil Cauer zu Kreuznach. Ferner gute Charten aller Welttheile, große Pläne der Hauptstädte Europas, der Kölner Dom in seiner Vollendung ꝛc. Die 1000 Bände der Büchersammlung enthalten das Gediegenste, das Ausgesuchteste der Literatur. Die kleine Stadt Usingen hat also auch ihre Walhalla gegründet, in welcher die Zierden der Menschheit im Geiste versammelt sind, um lehrend und bildend unter das Volk zu treten, und der Rohheit, Gemeinheit und abderitischen Verkehrtheit entgegenzuwirken, um die heilige Gluth der Vaterlandsliebe in den Herzen der Bürger zu entzünden, um den Gemeinsinn zu erwecken, die Unwissenheit zu mindern und nützliche Kenntnisse im Fache der Geschichte, des Ackerbaues, der Naturlehre, der schönen Literatur, der Welt- und Völkerkunde mit vollen Händen bis in die einsamsten Dörfer, in die Wohnungen aller lernbegierigen und nach Bildung im höheren Sinn strebender Menschen zu tragen. Dieses freundliche Zimmer auf dem sonst öden und wüsten Rathhause zu Usingen umschließt eine Geisterversammlung, wie tausend andere kleine Städte Deutschlands sie nicht ahnen, geschweige besitzen. Diese 180 Mitglieder werden oder sind bereits bekannt mit dem Leben Rettelbeck's, E. M. Arndt's, Luther's, Franklin's, Friedrich's des Großen. Hundert lesen die Schriften von Zschokke, Pestalozzi, Justus Möser, Swift, Engel, Thümmel, Bulwer, Wieland, Göthe, Schiller, Johann v. Müller, Torquato Tasso, Cervantes, Shakespeare ꝛc.; es ist rührend, mit welcher Liebe unsere Bürger, und namentlich die jüngeren, nach tieferer Kenntniß der deutschen Geschichte verlangen, und wie die fünf Bearbeitungen derselben, welche die Anstalt von verschiedenen Verfassern besitzt, beinahe immer ausgegeben sind. An zwei Tagen wöchentlich, nämlich Donnerstags und Samstags von 10 bis 12 Uhr, ist die Bibliothek zum Abholen der Bücher geöffnet, und in diesen Stunden muß man die Anstalt besuchen, um sich einen Begriff zu machen, wie tief dieselbe schon ihre Wurzeln

Digitized by Google

in den Boden des Volksthumes geschlagen hat. Es ist ein beständiges Gehen und Kommen der Wochenboten aus den 46 Gemeinden des Amtes, indessen einige Freunde verschiedenen Standes, aber gleicher Liebe zur geistigen Bildung und Förderung der Humanität, über das Gelesene sprechen und ihre Ansichten austauschen. Glückliche Stunden, schöne poetische Zwischenräume in der tiefen Prosa des alltäglichen Lebens! Befreiung des Geistes von der Gemeinheit des Philisterthums, stolzes Erheben über das erbärmliche Treiben geiziger und begeisterungsloser Abderiten!

Ach! wenn die Menschen wüßten, daß es thöricht ist, in kindischer Ungeduld unsere Zeit des allzu großen Egoismus und Materialismus anzuklagen! Es sind mir wenige Gegenden Deutschlands bekannt, in denen die Gründung eines solchen großen Vereins einen weniger empfänglichen Boden hätte finden können, wenig Gegenden, wo schwere Arbeit und geringer Verkehr den Menschen mehr zu rastloser Sorge für seine Existenz zwänge, als diese, und dennoch ist es gelungen, dem ärmsten Bewohner unseres Amts für einen Gulden Jahresbeitrag die Benutzung einer Bibliothek möglich zu machen, wie sie der reichste kaum aus eigenen Mitteln für sich allein gegründet hätte.

Es ist deßhalb keine Eitelkeit, es ist Vaterlandsliebe und Begeisterung für meine Sache, wenn ich den „großen Lese-Verein für das Amt Usingen", dessen Sinn und Bedeutung hier nicht ausführlich besprochen werden kann, allen Freunden der Bildung, allen Pädagogen von Fach, allen Mitgliedern der Zschokkestiftung und allen thatkräftigen Patrioten zur Beachtung empfehle. Die Massen verlangen nach Kenntnissen nicht allein in England und Frankreich, sondern auch in Deutschland. England hat seinen Brougham, Frankreich seinen Cousin, aber Deutschland hat keinen eifrigeren Förderer dieser schönsten Tendenz unserer Zeit als den hochherzigen Freiherrn von Cotta zu Stuttgart. Alle Freunde ächter Volksbildung sollten sich zu einem großen Bunde schaaren um diesen edlen Mann, sie sollten ihre Kräfte nicht zersplittern, sie sollten alle der Zschokkestiftung beitreten, wie die Mehrzahl der evangelischen Geistlichen der Gustav-Adolf-Stiftung beigetreten sind zur Bildung einer imposanten Macht. — Wahrlich, in dem Wahlspruche: „Vereinigung macht stark", liegt eine Riesenkraft, wie jenes Frankreich bewies, als es diese Worte auf seine Münzen prägte, nach dem Rathe des großen Carnot. Die Vereinigung getrennter, aber gleichartiger Elemente ist die Losung von ganz Deutschland, und der deutsche Handelsbund, wenn er seine natürlichen Gränzen erreicht haben wird, kann nicht verfehlen, der ganzen Welt jene Achtung für Deutschland abzutrotzen, die wir durch unsere frühere trostlose Zerrissenheit verscherzt haben.

Was die Geschichte aller Völker im Großen lehrt, das lehrt im Kleinen jener Lese-Verein, den ich allgemeiner Beachtung empfehle. Möchte er seine Reise machen durch Deutschland, möchten alle Landstädte des Vaterlandes sich ihn zum Muster erwählen, und möchte diese öffentliche Einladung zur Folge haben, daß dieser oder jener Ehrenmann aus der Nähe oder Ferne eine Reise zu uns nicht verschmäht, um durch eigenes Anschauen dieses Bild zu ergänzen, das ich unvermögend bin, in würdiger Weise zu vollenden!

Mannichfaltigkeiten.

„Mein Herr", sagte Jemand zu dem Kaffeewirth †, „was fällt Ihnen ein, drei so kleine Stückchen Zucker zu einer Tasse zu geben? In andern Kaffeehäusern bekommt man vier große." — „Vier große?" sagte der Kaffeewirth mit vornehmem Pathos, „mit solcher Charlatanerie gebe ich mich nicht ab."

Bevor zur Einsegnung eines Brautpaares in Rußland geschritten wird, läßt man ein Paar graue Tauben in der Kirche los. Als dasselbe bei der Vermählung des Herzogs von Leuchtenberg mit der Großfürstin Maria geschah, ereignete es sich, daß sich das herzige Taubenpaar gerade über den Sitz der zu Vermählenden niederließ und sich da ohne Unterlaß schnäbelte.

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, rief aus: „Ich möchte sie heirathen, nur um sie prügeln zu dürfen."

(Wesel, 11. Okt.) Gestern wurde ein hiesiger Bürger durch einen schändlichen Betrug sehr mitgenommen. Es kam nämlich gegen Mittag ein anständig gekleideter Mann bei den Uhrmacher Hrn. Löhr, vorgebend, eine goldene Cylinder-Uhr zu kaufen, und bat Hrn. Löhr, er möchte mit einigen Uhren mit ihm nach seinem Logis im Hotel Dornbusch gehen, wo sein Vater sich befinden sollte. Auf dem Logiszimmer angekommen, suchte er mit seinem Freunde, welcher sich auf demselben befand, eine Uhr aus, war auch mit dem Preis einig, mußte sie aber, bevor er sie bezahlte, seinem Vater, der sich angeblich unten im Speisesaal befand, zeigen. Hr. Löhr ahnte nichts Böses und gab ihm 6 Uhren im Betrage von ungefähr 200 Thlr. mit hinunter. Der Uhrenkäufer kam nicht wieder; er war aus dem Hause verschwunden, und wie man später hörte, mit einem Nachen nach Xanten abgereis't. Hr. Löhr ließ den angeblichen Freund arretiren, welcher durch sein Benehmen genugsam an den Tag gelegt hatte, daß er dem Betrüger zur Ausführung seines Gaunerstreiches behülflich gewesen. Noch gestern Abend spät wurde der Betrüger, der sich in's Fremdenbuch bei Hrn. Dornbusch als Adler, Maler aus München, eingeschrieben, durch die hiesige Polizei verfolgt, und ist das Resultat der Nachforschung, indem der nachgesandte Gensd'arm noch nicht zurückgekehrt, noch nicht bekannt.

Mit lobenswerthem Eifer lassen sich's jetzt viele Pfarrer und Schulmeister in ihren Dörfern angelegen seyn, in den langen Winterabenden ihren Pfarrkindern eine bessere Unterhaltung zu gewähren, als sie früher hatten. Durch das Vorlesen guter, belehrender und unterhaltender Volksschriften wird das Kartenspiel verdrängt und mancher böse und unsaubere Geist ausgetrieben. In den meisten Amtsbezirken des Herzogthums Meiningen bestehen Volksbibliotheken, aus denen den Winter hindurch die Landleute Bücher erhalten. Auch der Pfarrer Schwert in Neukirchen bei Eisenach hat eine solche Volksbibliothek gesammelt und wirkt so wohlthätig auf seine ganze Umgegend.

Ludw. Storch gehört zu den beliebtesten unserer Novellisten und die meisten seiner Erzählungen haben die Runde durch alle deutschen Leihbibliotheken und Lesezirkel gemacht. Es wird den zahlreichen Verehrern desselben gewiß sehr willkommen seyn, seine Schriften in einer schönen und billigen Gesammtausgabe

Digitized by Google

zu besitzen, und eine solche erscheint so eben in dem Gothaer Verlagscomptoir. Die erste Serie in zwölf Bänden wird enthalten: „Der Freiknecht, der Glockengießer, Kunz von Kaufungen, Forbert's Hans, die Fanatiker, zehn Jahre aus dem Leben eines Schulmannes und der Mordbrenner." Der Subscriptionspreis für diese zwölf Bände beträgt fl. 14 24 kr.

(Augsburg.) Wie weit die Theuerung der Lebensmittel wirke, konnte man dieser Tage erfahren. Die Besenbinder selbst sind mit ihren Preisen gestiegen. Auf Erkundigung, wie es komme, wurde die Antwort gegeben, daß das Besenreis — nicht gerathen sey! Die Butter ist theuer, weil voriges Jahr zu viel Vieh weggegeben werden mußte; das Fleisch ist aus demselben Grunde theuer; das Getreide ist theuer — weil der Landmann auf seinen Feldern arbeitet; Eier und Hühner sind theuer — Fische, Krebse und Frösche sind theuer, weil — — das weiß man eigentlich nicht; die Besen müssen offenbar theuer seyn — weil nicht genug Besenreisig gewachsen ist. — (Eine ähnliche gute Ausrede haben wir auch hier in Regensburg vernommen, indem neulich eine Sandverkäuferin auf die Beschwerde ihrer Kunden, daß sie mit ihrer Waare aufgeschlagen habe, sich mit den Worten entschuldigte: „Du mein Gott, Ihr habt leicht reden! wenn nur der Sand heuer auch so gerathen wäre, wie sonst.") (Regensb. Ztg.)

Korrespondenz.

Kassel, 13. Oct.

Der so äußerst günstige Erfolg, dessen sich nach den in diesem vielgelesenen Blatte erstatteten Berichten die Aufführung der Antigone des Sophokles auch in Frankfurt zu erfreuen gehabt hat, hat den Wunsch, dieses alte Meisterwerk bei uns zur Darstellung gebracht zu sehen, von neuem um so lebhafter in uns rege gemacht, als dasselbe in Folge der hiesigen Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner das Tagesgespräch geworden ist. Auf die Bitte des Präsidenten derselben, Hrn. Gymnasial-Direktors Weber, hatte nämlich Hr. Hofrath Niemeyer den declamatorischen und melodramatischen Vortrag der Tragödie übernommen und mit gewohnter Meisterschaft und bewundernswürdiger Ausdauer seines sonoren, nicht zu ermüdenden, jeder Modulation fähigen Organs die schwierige Aufgabe so gelöst, daß er sich von neuem als einen der ausgezeichnetsten Vorleser bewährte, die ganze große Versammlung zur Bewunderung hinriß und zum größten Danke verpflichtete, welcher den unter Leitung des berühmten Spohr von den Mitgliedern verschiedener hiesiger Singvereine ganz vortrefflich ausgeführten Chören gleichfalls in reichlichem Maße zu Theil wurde, so daß jener Abend Allen, denen es vergönnt war, an diesem seltenen Genusse Theil zu nehmen (außer den Philologen waren mehrere Hundert Eingeladener der höchsten und gebildetsten Klassen anwesend), unvergeßlich bleiben wird. Daß der Adendoverein zu ihm, wie auch zu den Sitzungen der Philologen, seinen herrlichen großen Saal, den schönsten in der Stadt, gastfreundlich dargeboten und für sich selbst fast ganz auf Einlaßkarten verzichtet hatte, verdient gleichfalls die dankbarste Anerkennung, wie denn auch die geladenen Gäste von Seiten der Stadt und einzelner Einwohner eine so zuvorkommend freundliche Aufnahme erfuhren, daß dieselben mehrfach erklärten, sie würden sich ihres hiesigen Aufenthaltes stets mit Dank und Freude erinnern. Einer sehr günstigen Aufnahme hatte sich übrigens auch am vorigen Dienstage die bei Ihnen schon seit längerer Zeit einheimische Oper „Czaar und Zimmermann" zu erfreuen, in welcher Hr. Biendaum als Bürgermeister so ergötzlich war, daß er — eine hier seltene Auszeichnung — bereits nach dem zweiten Akte gerufen wurde, welche Ehre auch am Schlusse außer ihm dem immer höher in der Gunst des Publikums steigenden Fräul. Eder und Hrn. Biberhofer (Czaar), der sein schönes Lied: „Sonst spielt' ich mit Scepter ꝛc." wiederholen mußte, und, wenn ich nicht irre, Hrn. Hädrich (Peter Iwanow) zu Theil wurde, wie denn sogar Alle gerufen wurden, jedoch nicht erschienen. Bereits in kurzem soll, was hier gleichfalls selten ist, eine Wiederholung dieser Oper statt finden. In der am Sonnabende zum Erstenmal gegebenen „schönen Athenienerin" ist gleichfalls viel gelacht worden, wenn schon sie das schwächste von den drei Aebeiten Feldmann's, die wir hier gesehen haben, seyn dürfte.

Mainz, 17. Oct.

Bei der gestern statt gehabten Eröffnung der hiesigen Assisensitzung ereignete sich der gewiß höchst seltene Vorfall, daß ein Geschworner vom Lande, der gestorben und am Tage vorher beerdigt worden war, wegen Nichterscheinens in die gesetzliche Strafe von 500 Frcs. verurtheilt wurde, obgleich einige Anwesende erklärten und durch eidliches Zeugniß zu erhärten sich anheischig machten, daß sie bei seiner Bestattung gegenwärtig gewesen seyen. Die Staatsbehörde bemerkte, sie bezweifle die Wahrheit der Angabe nicht; aber diese Beweisart könne sie nicht annehmen und trage deßhalb bei dem Hofe auf Aufschub der Strafe an; diesem Antrage wurde demnächst auch entsprochen. — Am verflossenen Samstage wurde ein von hier gebürtiges, der gewerbtreibenden Klasse angehörendes Mädchen von 23 Jahren nebst einer nicht von hier gebürtigen Mitschuldigen nach zweitägiger Verhandlung von dem Zuchtpolizeigerichte wegen vielfältiger Diebstähle (17, wenn wir nicht irren) zu 15 Monaten Gefängniß verurtheilt. Obgleich man mehrere von den Angeklagten entwendete Gegenstände nicht zur Prozedur bringen konnte, so nahmen doch die beigebrachten corpora delicti ein solches Volumen ein, daß der Gerichtshof beinahe ganz davon bedeckt war. Es befanden sich darunter Betten, Zinn, Geschirr, baumwollene, wollene und seidene Zeuge, Halstücher und beinahe Alles, was es Angeeignetes zum Putze oder in die Haushaltung Dienliches gibt. Es wurde das Meiste zwischen Tag und Dunkel in Läden oder in Häusern, wo die beiden Mädchen Zutritt fanden, mitgenommen. Das saubere Geschäft wurde lang getrieben, bis man den Thäterinnen, wovon die hiesige einer anständigen Familie angehört, auf die Spur kam.

Frankfurt a. M.

Eine Auswahl der schönsten Bilder des Schweizer-Salons bleibt von heute den 19. an alle Abende um 7 Uhr und Sonntag zum letzten Male dem geehrten Publikum zur Schau ausgestellt.

Logogryph.

Es schimmert dir im Diamantenglanze
Entgegen oft das segensvolle Ganze
An jenem freien, angenehmen Ort,
Der sich gibt klar und deutlich zu erkennen,
Wirst du die beiden ersten Zeichen trennen
Von dem bereits erklärten ganzen Wort.

B—m. G. Buck.

Theater-Anzeige.

Samstag, 21. Oct. Ein Geheimniß, Schauspiel in 3 Abth., aus dem Französischen von Keitel. Hierauf folgt: Kataplan, der kleine Tambour, Vaudeville in 1 Act, von Pillwitz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 290. Samstag den 21. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Die Erwähnung eines alten Matrosen war für Daniels aufmerksame Zuhörer so interessant, daß sie mehr von ihm zu erfahren wünschten; allein der Greis wußte nichts weiter, als daß Tom, so nannte sich der Matrose, so oft er ihn gesehen, stets düster und traurig gewesen sey, daß er nie Dank für seine Gaben habe annehmen wollen, daß er dieselben nur als schwache Sühnopfer für eine geheime, wenn auch unfreiwillige Schuld erklärt, und mehr als ein Mal geäußert habe, er würde gerne Armuth und Mangel erdulden, wenn er dadurch die Erinnerung an eine sehr traurige Begebenheit aus seinem Gedächtniß verwischen könnte. Was es damit für eine Bewandtniß haben mochte, und in welchen Verhältnissen Tom lebte, konnte Daniel nie erfahren; nur eine Aeußerung erinnerte sich der alte Sklave noch deutlich, da sie ihm im höchsten Grade auffallend gewesen war. Als er nämlich den Matrosen eines Tages zufällig nach seinem Kapitän gefragt und die Besorgniß verrathen hätte, er werde wohl nächstens wieder mit demselben in See gehen, wäre Tom todtenblaß geworden, habe mit wilder Heftigkeit ausgerufen: „Nie, niemals! ich diene keinem Verräther!“ sey hierauf unwillig von ihm geschieden, und seit jener Zeit habe er seinen Wohlthäter nicht wieder gesehen.

Diese Mittheilung, so unbedeutend sie scheinen mochte, war für Daniels Retter von höchster Wichtigkeit. Robert hegte die feste Ueberzeugung, daß dieser Tom und jener in Burtons Briefen erwähnte alte Matrose eine und dieselbe Person seyn müßten; sein kaum entschlummerter Verdacht erwachte auf's neue. Jetzt faßte er den festen Entschluß, zu bleiben und kein Mittel unversucht zu lassen, das ihm Toms Spur verrathen, das längst von ihm geahnte finstere Räthsel lösen könnte.

Es war an einem heitern, sonnenhellen Morgen, als auf dem Schiffe, welches den Sir Henry Smith, nebst allen seinen, ihm durch die reiche Erbschaft zugefallenen Schätzen wieder nach Europa zurückführen sollte, die geschäftigste Bewegung herrschte. Matrosen eilten hin und her, Waaren wurden eingeladen, allenthalben zeigte sich der regste Eifer, die höchste Thätigkeit; hier hörte man die befehlende Stimme des Kapitäns, dort das laute Lachen der fröhlichen Bursche, die, ihres Aufenthaltes auf dem festen Lande schon längst überdrüssig, dem Augenblick mit freudiger Ungeduld entgegen sahen, der sie, die ächten Söhne des Meeres, wieder kühn und stolz auf dem Rücken ihres heimathlichen Elementes dahin fliegend finden sollte.

„Da schleicht der Alte wahrhaftig schon wieder auf unserm Schiffe herum wie eine Katze, die auf ein armes Mäuslein lauert; wenn ich nur wüßte, was er denn eigentlich bei uns will!“

Mit diesen Worten wandte sich John, ein starker, breitschultriger Matrose, an seinen neben ihm stehenden, weit jüngern Gefährten, dessen sonnenverbrannte, jedoch nicht unregelmäßige Züge einen unverkennbaren Ausdruck von Gutmüthigkeit verriethen, indem Ersterer auf einen hochbejahrten Greis zeigte, der langsam auf dem Verdecke hin und her wandelte, bald hier, bald dort stehen blieb und mit Jedem, der in seine Nähe kam, ein freundliches Gespräch anzuknüpfen bemüht schien.

„Ei, laß den Alten doch gewähren,“ antwortete Wilm, der Jüngere, begütigend; „er hat viel in seinem Leben erfahren, weiß gar anmuthige Geschichtchen zu erzählen, ist freundlich und dienstfertig gegen Jedermann, bringt stets eine volle Rumflasche mit und schenkt fleißig ein, weil er gerne unter uns ist und mit uns plaudert.“

„Mich wundert nur, daß der Kapitän ihn hier duldet!“ entgegnete John, argwöhnisch nach dem Alten hinblickend, der seine Wanderung eben wieder auf's neue begann.

„Warum sollte er nicht?“ versetzte Wilm unbefangen; „scheint es doch, als ob der Kapitän sehr wichtige Geschäfte mit ihm hätte; nun, da muß er ja wohl hieher kommen, weil van Horn das Schiff jetzt, wie Du weißt, nur selten verläßt, da es, dem Himmel sey Dank, bald seine Anker lichten und frisch und fröhlich nach Europa segeln wird.“

„Meinst Du?“ fragte John höhnisch lächelnd; „mit dem Absegeln mag es seine Richtigkeit haben'“ fuhr er fort. „Ob es aber so fröhlich geschehen wird, wie Du glaubst, das ist eine Voraussetzung, die Niemand als unbezweifelt richtig annehmen sollte, weil sogar der Wind nicht ein Mal unbeständiger ist als die wechselvolle Laune des Glückes.“

Er wollte weiter reden; allein in diesem Augenblicke erhob sich ein heftiger Streit auf dem Vordertheile des Schiffes, der seine ganze Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade erregte, daß er seinen Gefährten eiligst verließ, um sich nach der Ursache desselben zu erkundigen.

Wilm sah sich nicht so bald allein, als er Johns Entfernung auch sogleich benützte, indem er sich der Stelle vorsichtig zu nähern suchte, wo sich der zuvor erwähnte Greis befand.

Digitized by Google

Auch dieser stand jetzt einsam da, weil alle Matrosen sich um die Streitenden versammelt hatten; seine Blicke ruhten unverwandt auf der kleinen Pforte, die nach dem untern Raume führte; schon hob er den Fuß, um sich ihr zu nähern, da flüsterte plötzlich eine leise Stimme in sein Ohr: „Zurück! was wollt Ihr thun? noch ist's nicht Zeit!"

Der Alte fuhr erschrocken zusammen und wandte sein Haupt nach dem unberufenen Warner; als er aber Wilms freundliche offene Züge erkannte, reichte er ihm beruhigt die Hand, entfernte sich langsam von der ihm so wichtig scheinenden Pforte und sprach halblaut: „Du hast Recht, mein Sohn, noch ist die Stunde nicht gekommen; aber wann, wann wird sie endlich schlagen?"

„Bald, vielleicht schon in wenig Tagen," antwortete Wilm mit leiser Stimme; „haltet nur Alles bereit und zählt auf mich!"

Der Lärm der Streitenden ward jetzt lauter, die Matrosen liefen hastig hin und her, des Kapitäns donnernde Stimme gebot Ruhe; Wilm und der Alte trennten sich daher, um keinen Verdacht zu erregen, und bald darauf sah man Letzteren ein kleines Boot besteigen, das ihn wohlbehalten zurück an's nahe Ufer trug.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Roman von Georges Sand.

Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie mit dem Inhalt eines Romanes von Georges Sand bekannt machen, welcher ohnlängst in acht Bänden zu Paris erschienen und den wohl wenige unserer Leser seiner Weitschweifigkeit wegen zum Gegenstande ihrer Lektüre machen werden. Der bizarre Inhalt des ganzen Romans ist in Kürze folgender:

Consuelo, Zigeunerin, wenn auch nicht um ihrer Abstammung, doch schon ihres Wanderlebens willen, hat ihre öffentliche Laufbahn fast auf die Art wie Mademoiselle Rachel begonnen, indem sie auf den Straßen, an den Thüren der Kaffeehäuser in Venedig Lieder zur Guitarre sang. Von Nikolo Porpora, einem der besten Kompositeure und gelehrtesten Kenner des Gesangs im achtzehnten Jahrhundert, bemerkt, wurde sie durch mildthätige Verwendung reicher Musikfreunde Mitglied des Vereins „Scuola", welchen der genannte Maëstro dirigirte; einst ein Nebenbuhler Händels, jetzt aber arm und verkannt zu Venedig lebend. Die himmlische Anmuth, welche aus der Stimme der kleinen Zigeunerin, aus jedem ihrer Züge, aus allen ihren Bewegungen sprach, bezauberte den greisen Musiker, der sie mit dem kräftigen Geiste der alten italienischen Meister nährte, und schon jetzt ahnete, wie sie einst dieser Schule zu neuem Ruhme gereichen würde. In einer Stadt aber, wie Venedig, welche die schönen Künste leidenschaftlich liebt, ist es nicht leicht, einen Schatz, wie Consuelo, lange in der Verborgenheit zu bewahren. Der Graf Zustiniani, Eigenthümer des Theaters von San Samuel, hörte Consuelo in der Kirche der Mendicanti bei einer Probeaufführung seiner großen Vesper; er gerieth in das höchste Staunen und Entzücken über ihren reinen, ausdrucksvollen und streng nach den Regeln der Schule abgemessenen Gesang. Der Graf wird von dem Verlobten des Zigeunermädchens, von Anzoletto, einem Kinde der Liebe, welcher Consuelo einst auf einem Gange an den Ufern des Lido getroffen und sogleich eine heftige Neigung zu ihr gefaßt, auf die Spur der Sängerin gebracht und erhält endlich nach vielem Zureden Porpora's Einwilligung, daß Consuelo zu San Samuel an die Stelle der Korilla trete, eine anmaßende Prima-Donna, deren Launen die Direktion bereits unermeßliche Summen gekostet und ihre Finanzen in die größte Zerrüttung gebracht hat. Graf Zustiniani verschafft also der Consuelo ein Engagement in der Eigenschaft einer Prima-Donna an dem Theater San Samuel, und die Zingara behält es sich als einzige Bedingung vor, daß Anzoletto, welcher schon mit Erfolg auf mehreren Bühnen debütirt, zugleich mit ihr engagirt werde.

An dem bestimmten Tage versammelte sich die Blüthe des Dilettantismus, der hohe und niedere Adel, die ganze schöne, gebildete Welt von Venedig, in dem größten Theater dieser Stadt. Consuelo tritt auf, und ihre edle Haltung, die wunderbare Anmuth ihres ganzen Wesens bewegen das Publikum schon zu rauschendem Beifall, da sie nur auf der Bühne erscheint; sie singt, und jubelnder Beifallssturm erhebt sich von allen Seiten des Saals. Was Anzoletto betrifft, so wird das Verdienst seiner Leistung über dem begeisterten Enthusiasmus für den Gesang und das Spiel seiner edlen Freundin kaum erkannt. Wird ihn aber der glänzende Erfolg seiner Consuelo nicht hinreichend über sein Mißgeschick trösten? Mit nichten, denn Anzoletto verbirgt unter der verführerischsten Außenseite eine gemeine, neidische Seele. Er verläßt die Bühne voll Aerger und Verdruß, und erlaubt sich einige Tage später, von Korilla aufgehetzt, deren Liebhaber er inzwischen geworden, gegen seine edle Freundin Consuelo grausamen Spott. Diese vermag die doppelte Kränkung und Schmach nicht zu ertragen; sie fällt schluchzend vor ihrem Bette auf die Kniee nieder, indem sie ihr Haupt in der Decke birgt. Da aber Anzoletto, bei diesem Anblick von Reue und Beschämung erfüllt, sich ihr nähert, um sie vom Boden aufzuheben, fährt sie heftig empor und schleudert ihn mit Unwillen zur Thüre, indem sie ruft: „Fort von hier, Undankbarer! Fort auf ewig aus meinem Herzen, aus meiner Erinnerung! Für uns gibt es hienieden keine Versöhnung!"

Der Leser möge sich nun nach der westlichen Verzweigung des Karpathengebirges versetzen, das Bayern von Böhmen trennt, in jene Gegend, welche im fünfzehnten Jahrhundert der Schauplatz der Hussitenkriege war und der furchtbaren Verheerungszüge ihres blinden Chefs, des Johannes Ziska. In dem Saale eines alten Schlosses, das „Riesenschloß" genannt, um eine reich mit Wildpret und köstlichen Weinen besetzte Tafel sitzen der Graf von Rudolstadt, die Stiftsdame Wenceslawa, dessen Schwester; sein Bruder, der Baron Friedrich, und dessen Tochter Amalie, der Schloßkaplan und endlich der Graf Albert, der letzte Sprosse aus dem Hause Rudolstadt, ein bleicher junger Mann mit düsterem, geisterhaftem Blick, ein seltsames Lächeln um die Lippen, überhaupt eine der Figuren, wie sie uns in den abenteuerlichen Romanen Hoffmann's so häufig begegnen. Tiefes, feierliches Schweigen herrscht unter den Gästen der Riesenburg, denn draußen rollt fürchterlicher Donner, der Wind tobt gewaltig und macht alle Fenster des Schlosses klirren; er droht, die hohen Tannen des Böhmerwaldes zu entwurzeln. Mit einem Male heitert sich aber, nachdem der Sturm lange getobt, das Gesicht des Grafen auf; er wendet sich zu

Digitized by Google

seinem Vater und zeigt ihm an, daß das Wetter vorübergezogen, daß die Gefahr vorbei sey, daß endlich die Zeit der Entsühnung nahe und der Trost (consolation) erscheine.

Da nun im Spanischen Trost „consuelo" bedeutet, so mag sich nur der Leser einstweilen im voraus darauf gefaßt machen, daß jetzt Consuelo, die Prima-Donna von San Samuel, in Person erscheinen werde. Die Glocke des Schlosses meldet in dem Augenblick auch wirklich die Ankunft einer Fremden. Die Fremde ist Consuelo, welche, ihre Meubles den Armen überlassend, ihre sonstigen Effekten ihren Mitschülerinnen in „La Scuola", und nichts mit sich nehmend, als ihr Kruzifix, von Venedig abreiste, und zwar noch an dem Abend ihres Bruches mit Anzoletto. Sie erschien auf der Riesenburg unter dem angenommenen Namen Porpora, mit einem Schreiben ihres greisen Lehrers, der sie der Baronesse Amalia anempfahl, nicht sowohl in der Eigenschaft einer Kammerzofe, als in der einer Gesellschafterin und Freundin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Unlängst wurde im Quartier Mont-Sauvage in Lyon ein Mann das Opfer eines eben so traurigen als seltenen Mißgeschicks. Er hatte nämlich einem in demselben Hause mit ihm und zwar im dritten Stockwerk wohnenden Freunde einen großen Hammer geliehen, und da er desselben wieder bedurfte, so rief er seinem Freunde aus dem anstoßenden Garten zu, ihm den Hammer herunter zu werfen, worauf er, um außer Gefahr zu seyn, dem Hause ziemlich nahe trat. Der oben Wohnende wollte eben den Hammer weit hinaus schleudern, als seine Frau herantrat und ihn bei'm Arm faßte, mit der Bemerkung, sie wolle lieber den Hammer hinunter tragen. Aber gerade durch das Anfassen des Armes ihres Mannes, welchem nun durch die Erschütterung der Hammer entglitt, wurde dem unten Stehenden Verderben bereitet. Der Hammer fiel auf dessen Kopf, und brachte ihm eine Wunde bei, an deren Folgen der Unglückliche in wenigen Stunden verschied. Obwohl der Freund die unschuldige Veranlassung dieses Unglücksfalls war, so wurde er doch in gerichtliche Haft genommen bis zu weiterer Untersuchung des Vorfalls. Dieser liefert einen neuen Beleg, wie das Geschick der Menschen so oft von kleinen, unvorhergesehenen und zufälligen Umständen abhängt, und wie Niemand wissen kann, ob der nächste Moment ihm Glück oder Unglück bereiten, ja ihn vielleicht aus der Reihe der Lebenden herausreißen wird.

(Köln, 8. Okt.) Wie es heißt, sind mit den Besitzern des im vorigen Jahre zu Weiden, ganz in unserer Nähe, entdeckten Römergrabes Unterhandlungen angeknüpft worden, die zum Zwecke haben, die dort aufgefundenen Alterthümer nach dem Auslande zu entführen. Dies wäre für die Rheinprovinz ein beklagenswerther Verlust, da ein ähnliches Denkmal alter Kunst, welches gleich vollständig erhalten wäre, unseres Wissens diesseit der Alpen nicht wieder zu sehen ist. Hatte man auch anfangs den künstlerischen Werth der Büsten und Basreliefs überschätzt, indem man sie der besseren Zeit des römischen Alterthums zuschrieb, während sie offenbar der Zeit eines tiefen Verfalls angehören, so bleibt dem Grabmal doch seine hohe geschichtliche Bedeutung. Eine Münze, die sich in dem Schutte fand, weis't auf das Zwischenreich des einen der beiden Tetricus hin. Daraus den Schluß zu ziehen, wie von einem unserer Alterthumskundigen geschehen ist, daß wir hier das Familiengrab dieses Usurpators hätten, möchte doch wohl etwas voreilig seyn. Da sich diese Münzen aber schwerlich lange im Cours erhielten, so läßt sich wenigstens so viel mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen, daß die Anlage des Grabmals in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Christi Geburt fällt.

Ueber Klaviere auf der Insel Java.

Die Musik ist überall eine der reichsten und schönsten Quellen des geistigen Genusses und des Vergnügens und ihre Freunde und Verehrer finden sich, wie unter allen Ständen, so auch unter allen Himmelsstrichen. Kein musikalisches Instrument genießt einer universelleren Verbreitung, keines wird so sehr cultivirt, als das Klavier und dies mit Recht, da es am selbstständigsten und in vielen Beziehungen für den Spieler am ergiebigsten ist. Aber nicht überall gelangt man so leicht in den Besitz eines guten Klaviers und in den außereuropäischen Ländern gehört ein solches schon zu den Seltenheiten, zu deren Herbeischaffung große Summen oft nicht ausreichen; denn diese Instrumente leiden einestheils durch den weiten Transport über's Meer und anderntheils werden sie durch die Ungunst klimatischer Verhältnisse gefährdet. Am meisten ist letzteres unter den tropischen Himmelsstrichen der Fall, wo ihnen die Nässe der regnerischen Jahreszeit eben so zusetzt, als die unglaublich austrocknende Beschaffenheit der Luft der trockenen Saison. Dies hat einen auf der Insel Java lebenden Musikfreund, Hrn. Dr. med. Moriz Müller, veranlaßt, in mehreren Briefen an einen Verwandten in Frankfurt a. M. seine Erfahrungen über die Klaviere auf der Insel Java niederzulegen und es dürften wohl einige Mittheilungen aus diesen Briefen von Interesse seyn.

Im Jahre 1827 waren ganz leichte tafelförmige Piano's von Clementi in London und Ray in Amsterdam auf Java im allgemeinsten Gebrauch. Ton und Bezug derselben waren schwach und trotz der niedrigen Stimmung war des Ausbesserns und Stimmens kein Ende; dazu noch gab es keinen Pianomachee und ein musikalischer Soldat oder Chinese mußte dessen Stelle nothdürftig vertreten. Die gequälten Patienten hatten ein eben so kurzes als unerfreuliches Leben. Im Jahre 1830 sah Hr. Dr. M. die ersten Instrumente von Clementi u. Collard in London, denen die starken Saiten einen schönen, runden Glockenton verschafften und deren Ansehen Dauerhaftigkeit versprach; leider theilten sie alle schon nach der ersten trockenen Mousson das Schicksal der vorigen. Einige Giraffen von Loud u. Beothers in Philadelphia, die man 1834 erhielt, haben sich recht gut gehalten und zeichnen sich durch schönen Ton aus; jedoch verhindern der sehr hohe Preis derselben und die Verminderung der amerikanischen Ausfuhr ihre Verbreitung.

Zu derselben Zeit aus England von Broadwod u. Collard angekommene Piano's vermochten ebenfalls nicht zu genügen und noch weniger solche aus Deutschland, namentlich aus Wien, von denen viele schon nach wenigen Monaten fast ganz unbrauchbar wurden. Die von Amsterdam und Hamburg nach Java gebrachten Klaviere werden von Hrn. Dr. M. ebenfalls nicht sonderlich gerühmt und leiden ganz besonders unter den Einflüssen der Jahreszeiten. Demnach gehört ein sich auf Orchesterton haltendes, schön klingendes, leicht spielbares und sich nicht ziehendes Piano noch zu den frommen Wünschen der Musikfreunde auf Java.

In Folge einer Empfehlung seines Frankfurter Verwandten bestellte He. Dr. M. ein Pianoforte aus der Klavierfabrik der Herren André, Greinee u. Comp. aus Bockenheim bei Frankfurt a. M., mit Hammerschlag von oben, welches ihm am 6. Dez. 1841 wohlerhalten in Samarang auf Java zukam. Der Empfänger schildert es als ein sehr elegantes, durch schöne Bauart überraschendes und sich durch die sinnreiche Mechanik der Tasten auszeichnendes und rühmt den leichten und elastischen Anschlag, die vorzügliche Dämpfung,

Digitized by Google

und die tiefere Struktur unter der Claviatur, so wie endlich die Genauigkeit und Gediegenheit der Bearbeitung aller einzelnen Theile. Er zeigte dieses Instrument seinen zahlreichen Freunden und war stolz auf ein solches Erzeugniß deutschen Kunstfleißes. Ob es sich übrigens halten werde, dies — schreibt er — müsse man erst abwarten.

Ein weiterer Brief des Hrn. Dr. M. ist vom 29. Januar 1843, und also um 13 Monate nach Empfang des genannten Instrumentes, datirt. In demselben wird bemerkt, daß es, nachdem es $1^1/_2$ tropische Regenzeiten und einen Sommer ausgehalten, nicht im mindesten verloren und sich in keinem seiner Theile verzogen habe; der Ton sey noch so rund und klangvoll als im Anfang und der Mechanismus habe noch in nichts gelitten und auch die Stimmung halte sich unglaublich gut. Hr. Dr. M. ist über seine Acquisition höchlich erfreut und zweifelt nicht, daß bald noch manches Klavier aus der Fabrik der Herren André, Greiner u. Comp. für Batavia und Samarang bezogen und dort freudig willkommen seyn werde. Solche Anerkennung aus weiter Ferne gereicht dem deutschen Kunstfleiß zur Ehre! Zwei neue Klaviere für Java sind bereits in der obengenannten Instrumentenfabrik bestellt worden.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Oct.

Am 12. Sept. fand die Wiedereröffnung unserer Bühne statt. Ohne den sanguinischen Hoffnungen Raum zu geben, die Mancher von den neuen Mitgliedern hegen mochte, wohnten auch wir dieser Wiedereröffnung bei. Die Wahl der zuerst in Scene gebrachten Stücke ließ allerdings das Streben blicken, ohne Vernachlässigung des anerkannt Klassischen mit der Zeit fortzuschreiten. Die erste Vorstellung brachte „die Puritaner.“ Ueber die Oper selbst wollen wir uns jedes Urtheils enthalten, da dieselbe schon zu oft und verschieden kritisirt wurde, um Neues darüber sagen zu können. Die Darstellung war im Allgemeinen gelungen und durfte es seyn, da wir die Aufführung, nach fünfjährigem Einstudiren, jetzt erst erhielten. — Den 15. zum Erstenmal: „Doctor Wespe.“ Trotz dem vielleicht zu ephemeren Stoffe hat der Verfasser doch durch einen lebhaften Dialog und eine spannende Verwickelung ein recht schätzbares Lustspiel geliefert. Ist die Charakterschilderung einzelner Individuen auch etwas carricirt, so ist sie doch im Ganzen naturgetreu. Hr. Becker (Wespe) hat den Geist seiner Rolle richtig erkannt und beurkundet auch durch diese Darstellung seine künstlerische Vielseitigkeit, vermöge welcher er sich auch in die entgegengesetztesten Charaktere mit immer gleich glücklicher Gewandtheit und Auffassung zu finden weiß. Fräul. Steck (Elisabeth) bewährte sich auch diesmal als denkende Künstlerin. Die Leistung des Hrn. Peters (Donau) verdient alles Lob. Auch Hr. Kronfeld, Hr. Wisthaler und Mad. Grahn trugen zur Verschönerung des Schmucks der Darstellung bei. — Am 17. „die Zauberflöte.“ Warum wird uns der Genuß solcher Musik noch immer durch diesen läppischen Dialog vergällt? Scheut man sich, jenem Meisterwerk einen neuen, zeitgemäßen Text zu unterlegen, so sollte man uns doch wenigstens dieser faden, unwesentlichen Späße überheben. Hr. Reichel sang den Sarastro mit Vietuosität, eben so tüchtig waren Mad. Pirscher (Pamina), Hr. Cramolini (Tamino) und Frau v. Poißl, als Königin der Nacht. Die Herren Birnstill und v. Westen, wie auch die Damen Grrrmann und Panny hatten ihre Partieen mit Fleiß behandelt. — Am 19. Sept.: „Nacht und Morgen.“ Mad. Birch-Pfeiffer hat den Bulwer'schen Roman mit viel Bühnenkenntniß in ein Drama umgeschaffen. Die Krone dieses Abends verdient unstreitig Hr. Becker (Lilburn), der uns ein treffliches Bild des alten Wüstlings und höhnischen, tückischen Bösewichts gab. Das Hauptstreben dieses Bühnenmitgliedes ist gänzliche Verläugnung seiner Individualität, so daß man dasselbe nur insoferne wieder erkennt, als sie zur Vermittelung mit der Wirklichkeit nöthig ist. Mit seiner heutigen Rolle z. B. hatte er sich ganz identificirt, so daß er darin wie zu Hause zu seyn schien. Die Metamorphosen im Leben und auf der Bühne haben Analogien, die verstanden und aufgefaßt seyn wollen. Durch diese Bemerkungen über Hrn. B. wollen wir jedoch die Leistungen der übrigen Mitspielenden, der Herren Pirscher, Steck, Fischer, Birnstill, Wisthaler, Fräul. Steck u. s. w. keineswegs in Schatten stellen, sondern ihrer im Allgemeinen rühmend erwähnen. Besonders entwickelte Fräul. Steck als Eugenie ihr schönes Bühnentalent in einnehmender Weise. — Am 29. Sept.: „der Sohn der Wildniß“, Drama von Halm. Es ist dies das dritte Mal, daß wir dieses Drama auf unserer Bühne sehen, und jedesmal wurde dasselbe mit neuem Interesse aufgenommen, welches zum Theil darin liegen mag, daß wir bei jeder Aufführung den Helden des Stücks durch einen andern Künstler dargestellt sahen. Hr. Becker gab diesmal den Ingowar und zwar mit Auszeichnung. Fräul. Steck war als Parthenia sehr brav. Die Uebrigen thaten, was ihnen zukam und zwar mit so viel Geschick und Gewandtheit, daß sie Ehre von ihren Bemühungen hatten. — Am 3. Oct.: „Minna von Barnhelm.“ Das Wiedererscheinen dieses Lustspiels war ein Ereigniß für unsere Bühne, welches erwähnt zu werden verdient. Ueber den ästhetischen Werth des Stückes kein Wort, da Lessings dramatische Dichtungen bekannt genug sind. Die Titelrolle gab Fräul. Steck mit gewohnter Sorgfalt; sie schien heute mehr als je durch die Angemessenheit ihrer Gesticulation, ihrer Attitüden und ihrer Rede gefallen zu wollen, und wirklich erreichte sie, was sie, vielleicht unbewußt, durch die Gunst des Genius des Augenblicks bewirkte. Der Künstler gehorcht einem unbekannten Naturgesetz, das die Welt und die Menschen regiert. Hr. Pirscher, als Tellheim, war eine interessante militärische Erscheinung, die neben „Minna“ keineswegs verlor. Derselbe hat Tellheim's Charakter so aufgefaßt und dargestellt, wie er, unseres Erachtens, gegeben werden kann. Hr. Becker, als Wachtmeister Werner, war trefflich, indem er die interessante Rolle in allen ihren Einzelnheiten mit Originalität darzustellen bemüht war. Das Publikum war nicht undankbar gegen seine Bemühungen. Des Hrn. Fischer Rolle (Just) verfehlte ihres Eindrucks so wenig, daß sie mit Beifall begrüßt wurde. Der Herren Kronfeld (Wirth) und Steck (Riccaut) glauben wir ebenfalls anerkennend erwähnen zu müssen. Mad. Köhler würde als Dame in Trauer unstreitig besser gefallen haben, wenn sie ihre ziemlich gedämpfte Stimme etwas mehr hätte steigern wollen. Ohne klare und verständliche Rede ist das Schauspiel nur eine Art pantomimischer Darstellung, welcher das beseelende Princip des lebendigen Gedankens fehlt. Wer nicht deutlich sprechen kann oder will, thäte daher besser, den Schlagbaum vor Thaliens Tempel nicht zu überschreiten. — r.

Freitag, den 20. Oct., im Saale des Weidenbusches:

Großes Konzert

von Ernst Pauer, Pianist aus Wien, unter gefälliger Mitwirkung des Liederkranzes, der Mitglieder des Instrumental-Musikvereins und des Hrn. Pischek, geleitet von Hrn. Aloys Schmitt.

Zum Besten der Mozart-Stiftung.

Die Theilnahme an vorstehendem Konzert ist um so mehr allen Verehrern der Tonkunst zu empfehlen, als Compositionen und Spiel des Konzertgebers bereits die schmeichelhafteste Anerkennung gefunden und derselbe mit dem Ertrag den Manen Mozart's ein Dankopfer zu bringen beabsichtigt. — Billette à fl. 1 21 kr. sind in der Musikhandlung des Hrn. André, Zeil, und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 21. Oct. Ein Geheimniß, Schauspiel in 3 Abth., aus dem Feanzösischen von Kettel. Hierauf folgt: Kataplan, der kleine Tambour, Vaudeville in 1 Act, von Pillwitz.

Montag, 23. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Grahn und zum Erstenmale): Thomas Aniello, historisches Drama in 5 Abth., von August Freienius. — Die Ouvertüre und die in diesem Drama vorkommenden Musikstücke sind von H. Reeb. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Von heute, Samstag, beginnen die Vorstellungen um 6 Uhr.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 291. Sonntag, den 22. October 1843.

Main-Sagen.

14. Die Frau mit langem Bart.

Das Schiffervolk des Dampfboot's ist fein lustig auf dem Main,
Raucht heiter seine Pfeif' Tabak und trinkt sein Schöppchen Wein;
Ein Steuermann vor Allen hat mich herzlich amüsirt
Und bei dem schönen Offenbach vortrefflich angeführt.

Er sprach: „Mein lieber Herr, Ihr seyd auf Seil'nes so erpicht,
„Ein Wunder, wie es Offenbach hat, sah't Ihr doch noch nicht,
„Zahlt Ihr 'ne Flasch' Schalksberger mir zum Labsal auf der Fahrt,
„Zeig' ich Euch dort ein Weib, das hat 'nen sechs Schuh langen Bart."

„Es sey, mein lieber Steuermann, zeigt nur, was nie ich sah!"
Bimbam, bimbam ging's Glöckchen bald und Offenbach lag da.
„Seht dort die Frau" sprach der Pilot, „von der gesprochen ward,
„Sie steht bei ihrem Mann, der mißt sechs Schuh und nennt sich Bart!"

„Du Schalksknecht hast mich angeführt, doch komm' hier ist der Wein!
„Wen könnte denn was ärgern, wenn er schiffet auf dem Main —
„Stoß' an, stoß' an, Freund Steuermann, dort liegt Frankfurt, die Stadt,
„Wo manch' schmuck Weib auch so 'nen Bart von sechs Schuh Länge hat."

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Ungefähr die dritte Nacht nach jener angeführten kurzen Unterredung war angebrochen, schwarze Wolken bedeckten den Himmel, der Regen stürzte in Strömen herab, ein kalter Wind drang eisig erstarrend bis auf die Haut, daß Jeder gerne Schutz vor ihm zu suchen eilte und froh war, wenn ihn das schirmende Obdach umfing. Auch die Matrosen auf Sir Henry's Schiffe hatten sich längst in ihre Hängematten geflüchtet, auch sie bargen sich dort vor dem Unwetter, das immer ärger zu toben begann, kein lebendiges Wesen zeigte sich auf dem Verdeck, keine Bewegung verrieth das Daseyn rüstiger, dem wildesten Sturme Trotz bietender Menschen, Alles schien wie ausgestorben; da stiegen plötzlich zwei Männer aus dem untersten Raume des Schiffes, leise und vorsichtig sich umschauend, empor. Beide schienen eine Zeit lang ängstlich zu lauschen, und schlichen dann eben so leise nach dem Vorderdeck, woselbst sie sich geräuschlos, jedoch stets aufmerksam nach allen Seiten horchend, niederließen. Die beiden Nachtwandler schienen Wind und Regen nicht zu beachten, alle ihre Bewegungen drückten die höchste Spannung, die ungeduldigste Erwartung aus; endlich, nach Verlauf einer peinlich langen Viertelstunde, ward ein pfeifender Ton hörbar, der tief unter ihnen gleichsam aus den Wellen empor zu dringen schien. Jetzt lief einer der beiden Männer, freudig aufspringend, die Schiffsleiter hinab, bestieg sie, trotz der Dunkelheit, eben so gewandt als sicher, reichte hierauf seinem Gefährten die Hand, um ihm hinab zu helfen. Beide wurden, unten angekommen, von starken Armen umfangen, in einen Kahn gezogen, und im nämlichen Augenblicke flog dieser pfeilschnell dem Lande zu, woselbst sie, ihren hülfreichen Freunden dankend, im Dunkel der Nacht verschwanden.

Von Geschäften überhäuft, die seine nahe Abreise unausweichlich verursachten, saß Sir Henry Smith in dem entlegensten Zimmer seiner Wohnung am Schreibtische unter Papieren beinahe vergraben, und emsig bemüht, dieselben zu ordnen. Ihm zur Seite stand der Kapitän van Horn, dessen Züge die ängstlichste Unruhe, die heftigste Ungeduld verriethen. Finster blickte er bald auf die vor Sir Henry liegenden Schriften; bald wandte er seine Augen nach dem Fenster, von wo man die Straßen überschauen konnte, als erwarte er, daß sich Jemand nahen und ihm eine schlimme Botschaft bringen möge; endlich seinen Unmuth nicht länger bezwingend, rief er aus: „So eilt doch! eilt, ich bitte Euch! wozu die Schreiberei? laßt den Plunder liegen! befaßt Euch nicht weiter damit! wir müssen fort, müssen Philadelphia verlassen, wahrlich, es ist die höchste Zeit!"

„Ihr redet, wie Ihr es versteht; ich kann nicht fort, bis diese Papiere in Ordnung gebracht sind," sagte Sir Henry finster; „doch," fügte er nach einer kleinen Pause begütigend hinzu, „ich werde eilen, so viel ich vermag."

„Ihr werdet zögern, bis uns die Abreise unmöglich gemacht wird, bis man uns zu bleiben zwingt," rief der Kapitän zürnend; „habt Ihr denn nicht gehört, was ich Euch sagte? wißt Ihr denn nicht, welche Gefahr uns droht? Tom ist in der vergangenen Nacht mit Satans Hülfe entflohen; von seiner Rache für die lange schmachvolle Gefangenschaft haben wir jetzt Alles zu befürchten. Entdeckt er dem jungen Robert Warrington unser

Digitized by Google

Geheimniß, dann sind wir verloren, wenn man uns noch hier findet."

„Seyd doch nur ruhig! ereifert Euch nicht unnöthiger Weise, Kapitän!" unterbrach ihn Henry gelassen; „Tom hat nur Vermuthungen, keine Gewißheit, er muß erst beweisen können, was er sagt, wenn er wirklich gegen uns aufzutreten wagen sollte, sonst glaubt man ihm nicht."

„Und warum nicht?" rief van Horn eifrig; „das Böse glauben die Leute weit leichter, als das Gute, von der Wahrheit müßt Ihr Euch in zwei Welttheilen überzeugt haben. Meint Ihr, man wird Euch mit Euren Schätzen ruhig ziehen lassen, wenn man erst erfährt, wie Ihr dazu gekommen seyd? Kurz und gut, bildet Euch nicht ein, daß ich mich Eures Eigensinnes wegen zu Grunde richten werde; zögert Ihr noch länger, so lasse ich die Anker lichten und steche in See."

„Mit meinem Eigenthum?" fiel Sir Henry zürnend ein, indem er sich von seinem Sitze erhob.

„Ich rette es Euch wider Euren Willen," fuhr der Kapitän trotzig fort; „möget Ihr dann sehen, wie Ihr hier fertig werdet, meine Haut bringe ich in Sicherheit."

„Ihr wolltet es wirklich wagen, ohne mich, Euren Patron, von hier abzureisen?" fragte Sir Henry staunend; „Ihr hättet die Kühnheit . . ."

„Ich habe die Klugheit, den Ort zu verlassen, an dem mir Gefahr droht!" unterbrach ihn van Horn gelassen. „Ihr habt mich bestochen, verführt, habt mich taub gemacht gegen die Stimme meines Gewissens, so sollt Ihr mich nun wenigstens nicht auch noch meiner Freiheit berauben! Bleibt oder geht, mir gleichviel; ich sorge für meine Sicherheit."

Sir Henry war eben im Begriff, den Kapitän etwas unsanft zurecht zu weisen, als plötzlich die Thüre hastig aufgerissen ward und Eduard Smith geisterbleich mit emporgesträubten Haaren in das Gemach stürzte.

„Wir sind verloren!" schrie er mit wildem Entsetzen; „sie kommen! sie kommen! ich habe sie gesehen! rettet Euch! rettet Euch, oder gebt mir den Tod!"

Nach diesen Worten, die von den schneidenden Wehlauten eines Wahnsinnigen begleitet waren, sank er unter krampfhaften Zuckungen bewußtlos zu Boden.

Starr vor Entsetzen, einer Bildsäule ähnlich, stand Sir Henry neben dem Ohnmächtigen, lautlos stierte der Kapitän die schauerliche Gruppe an; da öffnete sich die Thüre zum zweiten Male, mehrere Bewaffnete wurden sichtbar. Ein Polizeibeamter trat ein, näherte sich den Anwesenden und rief mit ernstem, gebietendem Tone: „Hier ist meine Ordre; ich verhafte Euch im Namen des Gerichtes."

Der Tag, dem die Bewohner Philadelphia's schon seit mehreren Wochen erwartungsvoll entgegen sahen, war endlich erschienen; das Gericht war versammelt. Eine zahllose Menschenmenge hatte sich herbeigedrängt, um der öffentlichen Anklage eines Verbrechens beizuwohnen, das bis zu diesem Augenblick in ein unauflösliches Räthsel gehüllt war. Die tiefste Stille herrschte in dem weiten Saale, in welchem die Hauptpersonen, nämlich die beiden Smith, der Kapitän van Horn, Robert Warrington, John Burton und der alte Matrose Tom sich bereits an den ihnen angewiesenen Plätzen befanden, als Sir Roberts Anwalt, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten Philadelphia's, vor den Schranken erschien, die Richter um ein aufmerksames Gehör bat, und, nachdem solches bewilligt worden, eine Schrift entfaltete, aus welcher er den Anwesenden nachstehende Begebenheit vortrug.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Roman von Georges Sand.

(Fortsetzung.)

Der Anblick der Consuelo macht auf den Grafen Albert einen geheimnißvollen und tiefen Eindruck. Vor ihr niederkniend, die Augen voll Thränen, ruft er: „O Consuelo, so habe ich dich endlich wiedergefunden!" — „Wie?" fragte überrascht das Mädchen. „Woher, Herr Graf, kennen Sie meinen wahren Namen?" — „Ich nenne dich Consuelo", entgegnete Albert, „weil meinem trostlosen, einsamen Daseyn ein Trost verheißen worden, der mir endlich in dir erscheint." Die Baronesse Amalia, welche vor Ungeduld brannte, sich gegen Consuelo hinsichtlich ihres Vetters erklären zu können und nur durch die Anwesenheit Alberts zurückgehalten ward, befand sich nicht sobald mit ihrer neuen Freundin allein, als sie dieser die erwünschten Aufschlüsse gab über die Ueberspanntheit und die fixen Ideen ihres Vetters. Seit seinem vierten Jahre mit der Gabe der Weissagung und des zweiten Gesichts begabt, hat der junge Graf noch die ungereimte, wunderliche Einbildung, sich für Johann Ziska, den berühmten Hussitenanführer, zu halten, der bereits seit dreihundert Jahren gestorben, nun wieder in anderer Gestalt auf die Erde gekommen sey, um in derselben die Schuld seines ersten Erdenlebens zu büßen. Diese düstere Manie des Grafen muß, wie natürlich, die arme Consuelo im Anfange nicht wenig befremden, doch erlangt sie bald, man weiß nicht wie, die Ueberzeugung, daß der Graf durchaus nicht verrückt sey, wie es die beschränkten Alltagsnaturen, von welchen er auf der Riesenburg umgeben ist, glauben, sondern daß er im Gegentheile das vollkommenste Ideal eines Gerechten sey, welches je aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen; sie faßt daher eine lebhafte Neigung zu Albert, bemüht sich, Trost und Frieden in seine kranke Seele zu flößen, folgt ihm in seinen verborgenen, unterirdischen Aufenthalt, lernt mit ihm beten in seiner Kirche und wird in alle Mysterien seiner Religion eingeweiht. Gelüstet es etwa Jemand, diese Religion kennen zu lernen? Er schlage nur die „Revue independante" auf. Albert's Religion ist keine andere als die Pierre Leroux's und seiner Genossen, die „Religion der Freiheit", wie sie von ihren Erfindern genannt wird. Im Namen dieser Religion gießt Georges Sand auch in seiner „Consuelo" mit vollen Händen Spott und Lästerung über Pabst, Konzilien, Klöster, Mönche, Geistlichkeit und die ganze katholische Kirche aus. Obschon man nun diesen aufgefrischten Deklamationen der Voltaire'schen Schule unmöglich in unserer Zeit noch eine große Bedeutung beilegen kann, so vermag man sich doch eines peinlichen Gefühles nicht zu erwehren, wenn man den Geist Georges Sand's, eines der reichbegabtesten Schriftsteller unserer Zeit, sich mehr und mehr auf einem Wege verirren sieht, auf welchem seine schriftstellerische Publicität in Frankreich bedeutend gesunken, und über kurz oder lang, wenn er nicht von dem Irrwege zurückkehrt, gänzlicher Vernichtung anheimfallen wird.

Graf Christian hat indessen eingesehen, daß die Gegenwart der Consuelo unentbehrlich sey zur Heilung seines Sohnes und hält sogar für den Erben seines Namens um die Hand der

Digitized by Google

Gitana an. Dieser ist es übrigens noch nicht recht klar geworden, ob das, was sie für Albert fühle, mehr Liebe oder Bewunderung ist; auch kann sie sich nicht entschließen, ihre Hand ohne die Zustimmung ihres Lehrers und Wohlthäters zu vergeben; sie verläßt daher die Riesenburg und begibt sich nach Wien, dem gegenwärtigen Aufenthalte Porpora's. „Ich scheide", schreibt sie an Albert, „mit der „heiligen" Hoffnung, bald zurückzukehren oder dich zu mir zu rufen als meinen erwählten Gatten."

Den alten Maëstro hatte der heftige Spleen, an welchem er schon einige Zeit litt, in einen Zustand großer Aufregung und Gereiztheit gebracht. Als ihm daher Consuelo ihre Mittheilung hinsichtlich ihrer Verheirathung mit Albert machte, gerieth er in die äußerste Entrüstung. „Wie!" rief er, „der Erbe der Rudolstadt, der Abkömmling der böhmischen Könige, der künftige Herr der Riesenburg, wollte dich heirathen, dich, die kleine Zigeunerin, die vaterlose Waise, die arme, häßliche Schülerin von La Scuola, die einst barfuß in den Straßen Venedigs um Almosen bettelte!" Darauf plötzlich einen gemessenen, kalten Ton annehmend, verbot der Alte seiner Schülerin strenge, je wieder bei ihm ein Wort über den dummen Handel verlauten zu lassen. Vergeblich schrieb Consuelo, dem Versprechen treu, welches sie Albert beim Abschiede gegeben, an denselben, um ihn ihrer unerschütterlichen Treue zu versichern, und ihn zu ermuntern, daß er nicht alle Hoffnung aufgebe; Meister Porpora, überzeugt, daß auch die schwärmerischste Liebe verrauche und daß der Liebesgram Niemanden tödte, machte sich kein Gewissen daraus, den Brief in das Feuer zu werfen, von welchem das Daseyn des Grafen abhing.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Vom Mittelrhein, 11. Okt.) Nicht mit Unrecht wirft man den Deutschen in manchen öffentlichen Angelegenheiten Taktlosigkeit vor, und es ist in der That zu verwundern, wie unser so nahe verwandter Stamm, die Engländer, in dieser Hinsicht von einem sehr richtigen praktischen Takt geleitet wird. Wie wäre eine so zahlreiche Versammlung englischer Aerzte, gleich dem vor kurzem in Dresden versammelten Hauptverein homöopathischer Aerzte, auf den, man kann wohl sagen albernen Vorschlag — und gar noch einstimmig eingegangen, an die französische Nation eine Dankadresse zu erlassen, weil sie den nun verstorbenen, allerdings hochverdienten Dr. S. Hahnemann so gut aufgenommen habe, — wie öffentliche Blätter mehrfach meldeten?! Für's erste ist es ganz unrichtig, wenn behauptet werden will, Hahnemann sey in Frankreich besser aufgenommen worden, als in Deutschland: denn man hat es ihm dort in der That um nichts besser gemacht, als hier. Nachdem er der gelehrten Chikane in Leipzig müde war, bot ihm der verstorbene Herzog von Anhalt-Köthen eine Freistätte, und zeichnete ihn auf alle Weise aus. Wem fiel es ein, dem Herzoge dafür zu danken? Für's andere ist die Gastfreundschaft eine so natürliche Sache, daß es lächerlich ist, darüber viel Wesens zu machen. König Ludwig Philipp gab dem Dr. S. Hahnemann aus derselben Machtvollkommenheit die Erlaubniß zur Ausübung der ärztlichen Praxis, wie mehreren Dutzenden deutscher Aerzte in Paris, und es ist auch Niemanden eingefallen, hierin eine Unterstützung deutscher Wissenschaft zu finden, vielmehr ist es ja gerade bekannt, daß die französische Nation auf uns herabsieht, wenn es die Deutschen ganz ergebenst wagen, ihr Licht auch ein wenig leuchten zu lassen. Hüten wir uns in Deutschland vor solch' verkehrten Demonstrationen, die zu nichts führen — als uns lächerlich zu machen und jenseits die Idee zu befestigen, als wäre es dort wunder wie viel besser als hier im öffentlichen Leben, in Kunst und Wissenschaft.

Die Arbeiter auf dem Schlosse Hambach sind in voller Thätigkeit, vorläufig wenigstens den Schutt bei Seite zu schaffen, den Brunnen zu räumen, und das bröcklige Mauerwerk, das sich nicht mehr bei der Restauration benützen läßt, abzutragen. Der neue Bauriß ist noch in München unter der Arbeit. Wenn eine Ruine der Restauration werth ist, so ist es das Hambacher Schloß (sein früherer Name war Kästenschloß, von seinen edlen Kastanienwäldern), nicht allein um seiner weitberühmten Aussicht willen, sondern eben so wegen der Majestät und Solidität des noch stehen gebliebenen Mauerwerks. Hallen, Treppen, Höfe, Feueressen, Altane sind von selbst angegeben, und in dem großartigen Styl eines Königsschlosses; ein geschickter Architekt braucht nur den Spuren zu folgen. Hohenschwangau hat eine romantischere Aussicht, vielleicht auch eine mährchenhaftere, mit der Majestät des Alpengebirgs vermischt; in der Pfalz gibt es keine königlichere als die vom Hambacher Schlosse herab auf die unermeßlichen Saatenfelder des Rheinthals mit den Kuppeln so vieler seiner uralten kaiserlichen Städte.

(Karlsruhe, Mitte October.) In Deutschland macht der Bau der Lokomotiven bedeutende Fortschritte; eine, in den Werkstätten des Hrn. Emil Keßler zu Karlsruhe nach einem ganz neuen *), während der Fahrt beliebig veränderlichen Expansionssystem, erbaute Lokomotive ist seit kurzem auf der großh. bad. Eisenbahn im Gange; diese Maschine zeigt hinsichtlich ihrer Einfachheit und Solidität einen großen Grad von Vollkommenheit und ergibt in ihrer Anwendung eine bedeutende Kohlenersparniß; bei gewöhnlicher Geschwindigkeit und Belastung gebrauchte nämlich diese Lokomotive, bei sehr stürmischem Wetter, auf einer Fahrt von Karlsruhe über Heidelberg nach Mannheim und denselben Weg zurück, also für $33\frac{1}{2}$ bad. Stunden, 19 Centner Coaks, was ungefähr 66 Pfd. für die bad. Wegstunde beträgt. Die übrigen auf der bad. Bahn im Gang befindlichen Maschinen, welche dieselbe Heizfläche des Kessels besitzen, gebrauchen dagegen 80 Pfd. für die Stunde; demnach ergibt sich, bei Anwendung jener ersterwähnten Lokomotive, eine Ersparniß von 30 Proc. Sicherem Vernehmen nach hat nun die bad. Regierung nach diesem neuen System eine Anzahl Maschinen bei Hrn. Keßler weiter in Bestellung gegeben, und da bei diesen Maschinen, namentlich was die Verhältnisse des Kessels anbelangt, noch weitere namhafte Verbesserungen angebracht werden, so darf man mit Zuversicht einem sehr günstigen Resultate entgegensehen.

In Chur hat den 3. d. eine seltene optische Täuschung die ganze Umgebung in Angst und Schrecken gesetzt. Am Morgen des genannten Tages verbreitete sich eine leichte

*) Dem J. J. Meyer'schen.

Digitized by Google

Nebeldecke über das alte Städtchen und öffnete sich hie und da, um dem Rauch, der aus den Kaminen emporstieg, Raum zu lassen. Wie in tausend Riesen-Prismen brachen sich in diesem Rauch- und Nebel-Chaos die Strahlen der späten Herbstsonne, hier die Rauchsäulen bis ins Unendliche vergrößernd, dort den Nebel in feuriger Gluth erleuchtend. Die Stadt muß in Flammen stehen! meinten die Malanser und stürmten. Zizers und Igis und selbst Maienfeld rüsteten sich und eilten zu Hülfe. Endlich aber wurden die Geängstigten beruhigt und enttäuscht.

Konzert der Pianistin Miß Anna Robena Laidlaw.

Obgleich die Kunst des Klavierspiels den Reiz der Neuheit und, wenn wir uns mercantilisch ausdrücken wollen, wenigstens 50 Procent an Interesse verloren hat, so fühlten wir uns doch durch den Ruf angezogen, der dieser Künstlerin voraus ging, und bereuen es keineswegs, wieder einem Klavier-Konzert mit beigewohnt zu haben. Fräul. Laidlaw gehört unstreitig zu den bedeutendsten Pianistinnen, da sie mit einer präcisen Technik Geschmack und Ausdruck verbindet. Da uns diese junge Dame nicht persönlich bekannt ist, so können wir nur aus ihrem Spiel die Vermuthung schöpfen, daß sie in der Schule Field's oder Clementi's gebildet worden zu seyn scheint. Ihre elegante Manier erinnert daran. So steht sie als Virtuosin zwischen der geistreichen Mad. Schumann (gewesenen Clara Wieck) und der gemüthsvollen Charlotte Fink. Leider ist der musikalischen Welt dieses schöne Talent zu früh entrissen worden. Charlotte Fink (eine Tochter des frühern Redacteurs der Leipziger Allg. musikal. Zeitung) starb zu Leipzig am 1. Oct. d. J. in der Blüthe ihrer Jahre. — Auf dem Konzertzettel stand angemerkt: „Der Flügel, auf welchem Miß Laidlaw spielen wird, ist von Justus Keßler in Bockenheim." Dies Verfahren verdient Nachahmung, indem es nicht gleichgültig ist, auf welchem Organ sich der Künstler offenbart und es wohl der Mühe werth seyn dürfte, auf den Werkmeister eines Instrumentes aufmerksam zu werden. Schon daß Miß Laidlaw bei der großen Auswahl von Pianos, die ihr hier zu Gebote stehen, ein Instrument aus dem vortheilhaft bekannten Atelier des Hrn. Keßler gewählt hat, spricht für dessen Vorzüge. Aber auch ohne dieses war die Wirkung wohlthuend. Der Ton ist stark, voll, weich und dabei entfernt von allem Pochen. Es ist erfreulich, die Kultur des Pianoforte-Baues sich immer mehr verbreiten, die Concurrenz wachsen zu sehen. Hrn. Keßler's Instrumente nehmen einen ehrenvollen Rang ein. — Unser immer gefälliger Dr. Pischek sang Lieder und Fräul. v. Knoll stand für Fräul. Capitain ein. Pischek begleitete sie und erhöhete dadurch den Genuß ihrer zu Herzen dringenden Vorträge. Trotz des erhöhten Eingangspreises war der Saal gut besetzt.

Korrespondenz.

Straßburg, im Oct.

Ihre stehende Rubrik der Korrespondenzartikel liefert den schönsten Beitrag zur Physiognomik der deutschen Städte; erlauben Sie darum auch mir, Einiges über unsere Stadt in Ihr vielgelesenes Blatt eintragen zu dürfen; denn Straßburg hat immer noch einen guten deutschen Klang und obwohl seit beinahe anderthalb Jahrhunderten unter Frankreichs Scepter, so wird doch immerwährend dessen Ursprung und germanischer Charakter mit seinen blauen Augen hervorblicken aus dem Worte Straßburg. Es liegt außer meinem Plan, mich in dem gedrängten Raum, um den ich Sie bitte, über den Geist und die Sympathieen Straßburg's auszulassen, was nur in einer weitläufigen historisch-philosophischen Abhandlung geschehen könnte, um so mehr, da täglich hierüber so viel Oberflächliches veröffentlicht wird. Factisch ist es, daß wir deutsches Blut haben und mit französischer Milch gesäugt werden, daß wir eine Sprache reden, die unserer Anschauungsweise fremd ist, und daß wir so andere Dinge sagen, als wir denken. Frankreich inoculirt uns gallische Prinzipien ein und vaccinirt uns gegen die Blattern, so uns vom rechten Rheinufer anfliegen könnten. Da nun das gallische und das germanische Element einander entgegengesetzt sind wie die horizontale und vertikale Linie, so sind wir in einen seltsamen Widerspruch gerathen mit der Art, wie wir empfinden, und mit der Form, wie wir uns ausdrücken. Wer wird also darüber lachen wollen, wenn er hört, daß wie in demselben Redefluß das Französische und das Deutsche oft auf die absurdeste Art miteinander vermengen? die Noth ist mächtiger als die Convenienz! Was uns jedoch am schwersten drückt, das ist die moralische Stellung, die man uns einnehmen macht und wodurch man uns rechts und links den Beruf aufbürden möchte, die Vermittler zu seyn zwischen Frankreich und Deutschland. Wer da weiß, was dazu erfordert wird, zwei Nationen anzugehören, der wird uns beklagen; wer aber mit uns erkannt hat, daß ein ganzes Menschenleben kaum hinreicht, um in einem einzigen Idiome es zu etwas zu bringen, der kann sich nicht mehr wundern, wenn er bei uns das französische und das deutsche Element repräsentiert findet. Saume hätte heute noch mehr Unrecht als 1801, wo er uns ein Zwittervolk nannte. Ich kann nicht umhin, hier mit einigen Worten die Frage zu berühren, die man so eben in mehreren deutschen Blättern bespricht, ob nämlich das französische und deutsche Rheinland in einen wissenschaftlichen Verein zusammentreten soll, um eine französische Zeitschrift zu gründen. Unsere Gelehrten, an ihrer Spitze Hr. Professor Hepp, wollen die schwierige Verbindlichkeit auf sich nehmen, die gediegenen deutschen Arbeiten in's Französische zu übertragen. Es haben einige derbe Stimmen in dem edlen Vorschlage, dem wir unsere Anerkennung nicht versagen möchten, niedern Egoismus und verblümtes Wälschthum wittern wollen; der Parteigeist hat leider immer ein trübes Auge und einen kurzen Blick. Heute, wo sich alle gemeinschaftlichen Interessen öffentlich versammeln und besprechen, warum sollten nicht zwei große Nationen, wie Deutschland und Frankreich, jede Gelegenheit fest halten, um sich wechselweise aufzuklären und mit einander zu befreunden, und welche Freundschaft kann wohl fester binden, als die auf wissenschaftlichem Grunde wurzelt. Frankreich und Deutschland Hand in Hand, welch' herrliches Bild! Welche hoffnungsreiche Perspective für alle Interessen, wenn diese zwei Mächte einst eine Allianz miteinander schließen würden. Achtung also denen, welche den ersten Berührungsmoment in's Leben zu rufen trachten und pfui über die bärenhäuterischen Ausfälle! Weil wir jedoch den Genius der französischen Sprache kennen, so sind wir durchaus nicht der Ansicht, als sollte man deutsche Abhandlungen übersetzen; sie aber förmlich umschaffen wollen, dazu dürften uns wohl die deutschen Herren nicht für competent genug halten, und mit Recht. Es bleibt also nur die Wahl zwischen einer Form, die in Frankreich unmaßgeblich abstoßen würde, und zwischen dem germanischen Idiome, das wohl noch wenig verstanden, aber für die Eingeweihten um so anziehender wäre, denn viele Franzosen lesen heute deutsch, was in einigen Jahren noch weit mehr der Fall seyn muß. Nur eine Zeitschrift, worin deutsche und französische Abhandlungen neben einander stehen, kann das wahre Abbild einer schönen Verbrüderung werden: was auf dem Boden des Elsasses fußt, muß zwei Kehrseiten haben, deutsch und französisch, so wird Jedwedem sein Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 22. Oct. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer.

Montag, 23. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Seahn und zum Erstenmale): Thomas Aniello, historisches Drama in 5 Abth., von August Freienlut. — Die Ouverture und die in diesem Drama vorkommenden Musikstücke sind von H. Reed. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 292. Montag, den 23. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Ein günstiger Wind schwellte die Segel des stolzen Kauffahrteischiffes, der „Phönix" genannt, das, nach Nordamerika bestimmt, eine ziemlich bedeutende Ladung an Bord hatte; pfeilschnell glitt es auf den sanft geebneten Wogen des Meeres dahin, die sich freundlich spielend unter ihm kräuselten, gleichsam als freuten sie sich des stillen Fahrzeuges, das sie so bereitwillig auf ihrem Rücken trugen; sämmtliche Matrosen versprachen sich eine schnelle glückliche Reise, und die Passagiere, voll froher Hoffnung, ihr Ziel recht bald zu erreichen, erfuhren nichts von den Widerwärtigkeiten einer langweiligen Seereise, indem sie sich durch geselligen Verkehr die Zeit zu verkürzen und einen steten Wechsel in die Einförmigkeit ihrer Tage zu bringen verstanden. Am besten gelang dies dem liebenswürdigen William Warrington, einem jungen Manne, dessen Eigenschaften ihm alle Herzen gewannen. Sein gebildeter Geist, sein heiterer Sinn, seine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe trugen, wie man gerne eingestand, am meisten dazu bei, die Gesellschaft zu beleben. So freundlich er sich aber auch bemühte, jedem seiner Reisegefährten gefällig zu seyn, eben so wenig konnte ihnen die Bemerkung entgehen, daß er sich vorzugsweise dem Sir Eduard Smith und dessen Familie anzuschließen suchte. Die Ursache war leicht zu errathen, da Eduards schöne Base, Miß Fanny Osborne, mit Recht eines der reizendsten weiblichen Wesen genannt werden durfte, das jemals die Bewunderung der gesammten Männerwelt zu erregen geschaffen war; dennoch übertrafen die Vorzüge ihres Geistes beinahe noch jene ihrer herrlichen, engelreinen Gestalt, und wenn auch die Trauer über den plötzlich erfolgten Tod eines geliebten Vaters ihre glänzenden Eigenschaften vor der Hand wie mit einem leichten durchsichtigen Schleier verhüllte, so mußte ihr edles, gefühlvolles Herz, die Anmuth ihres ganzen Wesens, der Blick voll unaussprechlicher Huld und Milde, einen Jeden bezaubern, der ihr nahen durfte. Kein Wunder, daß auch William sich von ihr gefesselt fühlte, und nur allzubald die glühendste Leidenschaft für dieses himmlische Wesen in der Brust des feurigen Jünglings auflohderte. Von diesem Augenblick an suchte er jede Gelegenheit auf, sich ihr zu nähern, allein das war bei weitem nicht so leicht, als er geglaubt hatte, da sowohl Sir Henry Smith, ihr Oheim, als dessen Sohn Eduard sie beinahe ängstlich zu bewachen schienen, fast nie von ihrer Seite wichen und, wie er endlich wohl gar bemerkte, besonders ihn so viel als möglich von ihr zu entfernen suchten. Wenn es nun ihren Wächtern auf diese Weise zwar auch gelang, jedes ungestörte Zusammenseyn mit William, jede etwaige Erklärung von seiner Seite sorgfältig zu verhüten, so konnten sie doch nicht verhindern, daß seine Augen die Verräther seines Herzens wurden, daß er ihr mindestens durch Blicke zu sagen wagte, was er für sie empfinde, und selbst in Gegenwart anderer Personen tausend kleine Beweise der zartesten Aufmerksamkeit, der tiefgefühltesten Verehrung, der glühendsten Liebe gab. Miß Fanny hätte kein Mädchen seyn, kein Herz besitzen müssen, wenn sie bei den Huldigungen des an Geist und Körper gleich ausgezeichneten jungen Mannes ganz gleichgültig geblieben wäre. Je mehr ihre Verwandten sie von ihm zu entfernen suchten, je geflissentlicher sie jede vertrauliche Begegnung beseitigten, um desto inniger fühlte sie sich zu ihm hingezogen; ja bald schien es sogar, als suche sie sich mit weiblicher Schlauheit dem ihr immer drückender werdenden Zwange zu entziehen und die Gelegenheit künstlich herbeizuführen, nach welcher der arme William sich schon so lange vergebens sehnte, und die es ihm möglich machen sollte, dem süßen Geheimniß seines Herzens endlich Worte zu geben. Diese Gelegenheit kam, jedoch auf eine so unvorhergesehene, so überraschende Weise, das Geständniß seiner glühenden Leidenschaft entschlüpfte ihm in einem so angstvollen schmerzlichen Augenblicke, daß er, als seine Besinnung wiederkehrte, nicht ohne Zagen an den wahrscheinlichen Erfolg desselben zu denken vermochte. Die Passagiere des „Phönix" hatten sich nämlich eines Tages alle auf dem Verdeck versammelt, um die langgedehnten müßigen Stunden wie gewöhnlich durch Spiel und heitere Scherze abzukürzen. Angelegentlicher als jemals suchte William sich der Geliebten zu nahen, voll froher Hoffnung, daß der Augenblick ihm günstig seyn, daß er ihm mindestens erlauben werde, ihr unbemerkt von den Uebrigen ein paar Worte zuzuflüstern; leider aber sah er alle seine Bemühungen durch die beiden Smiths vereitelt, welche auch dies Mal wieder tausenderlei Kunstgriffe anzuwenden wußten, um ihn von ihr entfernt zu halten. Empört über die Absichtlichkeit dieses beleidigenden Benehmens, für das er sich durchaus keinen Grund anzugeben wußte, konnte er nur mit Mühe einen lauten Ausbruch seines Unwillens unterdrücken; er war daher im Begriff, das Verdeck zu verlassen, als ein Blick auf die Geliebte ihn lehrte, daß auch sie durch das Betragen ihrer Verwandten tief verletzt war. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Ein Roman von Georges Sand.

(Schluß.)

Consuelo wartete lange auf eine Antwort, die aber, wie natürlich, nicht kam. Als sie endlich weder von Albert, noch von dem Grafen Christian etwas hörte, glaubte sie, von jeder Fessel frei, sich mit ganzer Seele wieder der Kunst widmen zu dürfen; sie gab den Bitten Porpora's nach und reiste mit ihm nach Preußen, wohin sie einen ehrenvollen Ruf von Friedrich dem Großen erhalten. Der Wagen, in welchem sie reiste, war so eben durch das Rosthor in Prag eingefahren und befand sich mitten auf der Moldaubrücke, als beide Reisende von einem Ritter angegangen wurden, der auf einem stattlichen Rosse saß und bis an das Kinn in dichten Pelz eingehüllt war. Als Consuelo den Reiter beim Mondschein genauer betrachtete, erkannte sie in ihm den Baron Friedrich von Rudolstadt. Derselbe zeigte der Sängerin einen Brief, den er den Tag zuvor erhalten und in welchem ihn die Stiftsdame Wenceslawa im Namen Alberts ermahnte, sich den 11., um 7 Uhr des Abends, auf der Moldaubrücke, bei der Statue des heiligen Nepomuck, einzufinden, die erste Chaise, welche ihm begegnen würde, anzuhalten, und die Dame, welche sich in derselben befände, nach der Riesenburg zu entführen. „Steht Ihr Wagen bereit, Herr Baron?" fragte Consuelo, sobald sie den Brief flüchtig gelesen. „Eilen wir! Unsere Zeit ist kostbar!" Der Wagen stand bereits angeschirrt; Consuelo und Friedrich stiegen ein und erreichten schon am andern Morgen den Flecken Tauss. Es schlug Mitternacht, als sie in die Riesenburg traten. „Kommen Sie schnell", sagte die Stiftsdame, indem sie die Hand der Consuelo ergriff, „Albert verlangt sehnlichst, Sie noch einmal zu sehen." Und sie führte die Sängerin in den großen Saal. Der junge Graf von Rudolstadt ruhte, Todtenblässe in den Zügen, in einem Sessel, nahe an dem Kamin. Sobald er Consuelo erblickte, hörte man ihn mit matter, ersterbender Stimme flüstern: „O wie glücklich bin ich!" Hierauf die junge Dame, welche auf ihn zugeeilt war, an seine Brust ziehend und seine beiden Arme zärtlich um ihren Hals schlingend, sagte er zu ihr: „Consuelo, ich verlasse nur auf einige Zeit diese Erde und kehre alsdann wieder zurück, aber mit Fluch beladen und verzweifelnd, wenn du mich jetzt nicht erhörst, jetzt, in meiner letzten Stunde. Die Verbrechen des Johannes Zizka sind noch nicht vollkommen gesühnt und du allein kannst den Akt meiner Entsühnung in dieser Phase meines Daseyns vollenden. Unsere Seelen sind schon verschwistert, um aber ganz eins zu werden, muß der Tod noch einmal zwischen uns treten, doch müssen wir zuvor als Braut und Bräutigam mit einander verbunden seyn, damit ich einst ruhig auf diese Erde wiederkehre, mit freiem, heiterem Geiste, gleich anderen Menschen, welche ich in diesem Erdenleben gekannt. Weigere dich nicht des Schwures, welcher nicht für dieses Leben, aus dem ich jetzt scheiden werde, sondern für die Ewigkeit dich mit mir verbinden wird." — „Es sey!" rief Consuelo, indem sie einen feurigen, zärtlichen Kuß auf die eiskalte Stirne des jungen Grafen drückte.

Es wurde hierauf in der Eile der Altar zur Trauung errichtet; Porpora diente mit dem Arzte als Zeugen; Albert vermochte sich noch so viel zu ermannen, um das entscheidende „Jawort" zu sprechen; nachdem er alsdann seine Verwandten umarmt und Consuelo noch einmal an sein Herz gedrückt, sanken ihm die Arme auf seine Kniee herab, und seine Züge nahmen den Ausdruck erhabener Ruhe, himmlischer Versöhnung an. Sein Geist war von dieser Erde geschieden!

In einer am Schlusse der Erzählung beigefügten Note verspricht der Autor denen seiner Leser, welche Lust haben, Consuelo auf ihrer ferneren Laufbahn zu folgen, daß sie in einem zweiten Romane ihre weiteren Schicksale erfahren sollen. Dieser zweite Roman, der sich bereits unter der Presse befindet, soll auch nicht weniger als acht Bände umfassen, so daß das vollständige Werk wohl einen Pendant zu dem bändereichen Romane der Klarissa Harlowe von Grandison liefern kann. Zum Unglück aber ist es eben nicht gerade der Umfang, welcher über den Werth eines Buches entscheidet, und so wird auch die „Consuelo" Georges Sand's, ohnerachtet das Buch glänzende Partien hat, doch schwerlich unser Jahrhundert überleben, nicht allein wegen der melodramatischen Einkleidung, deren sich der Verfasser oft bedient und die einer längst aus der Mode gekommenen Gattung der Literatur angehört, sondern auch, und wohl hauptsächlich darum, weil der Verfasser in demselben die abenteuerlichsten und unpraktischsten Ansichten über Religion und Moral zu Markte trägt. Achille Gallet.

Masaniello.

Wer kennt ihn nicht, den kühnen und durch sein wunderbares Schicksal, welches die Extreme von Glück und Unglück in kurzem Zeitraum berührt hat, berühmt gewordenen Masaniello, den Fischer aus Amalfi, der plötzlich aus der Niedrigkeit hervortrat, sich an die Spitze eines empörten Volkes stellte, dem Vicekönig und dem Adel Gesetze gab, ein paar Tage regierte und dann plötzlich in Nacht und Dunkelheit wieder verschwand? Wer kennt diesen Mann des Volks, diesen poetischen Südländer nicht, — und sey es auch nur aus der „Stummen von Portici", welche die Runde durch die ganze civilisirte Welt gemacht hat? Der Schauplatz seiner vorüberblitzenden Wirksamkeit war Neapel, die herrliche Stadt, von der die Italiener sagen, daß sie mit ihren Umgebungen ein Stück zur Erde gefallener Himmel sey, und daß man sie sehen und dann sterben müsse; Neapel mit seinem klaren Himmel und seiner milden Luft, seinem unbeschreiblich schönen Golf und seinem eben so frucht- als furchtbaren Vesuv, mit seinen wogenden Volksmassen und seiner weltberühmten Toledostraße, mit Paufilippo, Procida, Capri, Ischia, San-Elmo und mit den noch immer prangenden Erinnerungen aus klassischer Vergangenheit. Wenn irgend ein Ort und ein Mann zu poetischem Vorwurf sich eignen, so sind es gewiß Neapel und Masaniello, und es kann uns nicht wundern, daß die feurige Phantasie mancher Dichter sich beiden mit Vorliebe zugewendet hat.

Masaniello, eigentlich Thomas Aniello, geboren zu Amalfi, lebte als Fischer und Obsthändler in Neapel, wo er wegen seines entschlossenen Charakters und seiner volksthümlichen Beredtsamkeit bei seinen Standesgenossen geliebt und geehrt war. So geschah es, daß er das Haupt des Volksaufstandes wurde, welcher hier im Juli 1647 gegen die drückende Regierung des Königs Philipp IV. ausbrach. Ein Schwager Masaniello's hatte einen Korb mit Früchten zum Markte gebracht, und als die Steuereinnehmer ihm diesen wegnehmen wollten, rief er das Volk zu Hülfe und der Sturm brach los. Masaniello stellte sich an

Digitized by Google

die Spitze der Unzufriedenen und man schrie: „Es lebe der König! aber zum Teufel mit der schlechten Regierung!“ Darauf verbrannte man die Zollbuden, stürmte das Steueramt, befreite die Gefangenen, verübte Gewaltthaten jeder Art und brachte den Vicekönig, den Herzog von Arcos, so sehr ins Gedränge, daß er sich weder zu helfen noch zu rathen wußte. Die Volksempörung war eigentlich gesetzmäßig; denn hundert Jahre früher hatte Kaiser Carl V. den Neapolitanern in einem Freiheitsbriefe große Rechte und Vergünstigungen gegeben und ausdrücklich erklärt und festgesetzt: „Wenn einer Unserer Nachfolger selbst, oder ein Vicekönig besagte Artikel dieses ewigen Privilegiums verletzen sollte, so darf Unser getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten bis zu seiner, diesem Privilegium gemäßen Zufriedenstellung.“ Der spanische Statthalter und seine Höflinge hatten es längst vergessen und verlernt, jene Privilegien des Volkes in Ehren zu halten, und nach ihrem Beispiel drückten habgierige Zöllner und Beamte das arme Volk und reizten es bis auf's Aeußerste. Den Bedrückungen und Mißbräuchen mußte ein Ende gemacht werden, und Masaniello that dies. Das aufgeregte Volk wüthete mit Feuer und Schwert, und zerstörte Kirchen und Paläste, der Vicekönig mußte sich in das Fort Sanelmo flüchten. Endlich kam am 13. Juli, dem sechsten Tage des Aufstandes, eine Uebereinkunft zu Stande, nach welcher die verhaßten Zölle abgeschafft und die alten Freiheiten wieder hergestellt werden sollten. Masaniello, den eben erst das Volk zu seinem Herrn und Befehlshaber ausgerufen hatte, mußte nun in's Privatleben zurücktreten und verfiel kurz darauf in Wahnsinn. Es ist nicht ganz ermittelt, ob diese Geisteszerrüttung Masaniello's eine Folge ihm von Seiten der Gegenpartei beigebrachten Giftes gewesen, oder ob sie das Resultat der gewaltsamen Aufregung und des erschütternden Wechsels von Glanz und Niedrigkeit, Erhöhung und Sturz. — Masaniello wüthete gegen seine besten Freunde, und seine Gegner wußten den Pöbel so gegen ihn zu erbittern, daß er von demselben erschlagen und sein Leichnam noch verstümmelt wurde. Der kühne Fischer aus Amalfi wurde somit das traurige Opfer von aristokratischer Arglist und demokratischer Gesinnungslosigkeit. Am folgenden Tage wurde sein Leichnam von Masaniello's Anhängern in königlichen Gewändern, und mit Krone und Scepter geziert, feierlich umhergetragen und dann begraben. Die Bedrückungen hatten nur aufgehört, um bald verstärkt zu beginnen. Die Empörungen des Volkes wiederholten sich, vermochten aber wenig gegen die schlaue und arglistige Politik des Adels und der spanischen Herrschaft.

Es ergiebt sich aus diesem kurzen Ueberblick, daß die Geschichte Ms. zu einer poetischen Bearbeitung vorzüglich geeignet ist, und namentlich zu einer dramatischen, indem sie starke Kontraste und scharf heraustretende Charaktere bietet. Unter mehreren Dichtern, welche des schönen Stoffes sich bemächtigt haben, nimmt August Fresenius, ein geborner, aber leider! zu früh verstorbener Frankfurter, wohl die erste Stelle ein, und sein Drama bewegt sich in genialen und großartigen Umrissen und bekundet einen Shakespeare'schen Genius. Mit Bewunderung haben wir es wieder gelesen und die Ueberzeugung erneuert, daß A. Fresenius zu Großem befähigt gewesen, und daß sein jugendlicher Geist eine gewaltige Schwungkraft besessen. Ob die Bearbeitung von Rezer, nach welcher Thomas Aniello am 23. d. M. zum Vortheil des Hrn. Grahn auf der Frankfurter Bühne gegeben wird, das Original mit geschickter Hand und poetischem Sinn für den engern Rahmen des Theaters eingerichtet und zusammengedrängt hat, darüber uns auszusprechen, behalten wir uns vor. Durch die vorstehenden Notizen haben wir beabsichtigt, die Theilnahme des Publikums einer jedenfalls interessanten Vorstellung zuzuwenden. W.

Literatur.

Dër Wërlte lön von Kuonrât von Wirzeburg, herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt a. M., Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung (F. E. Suchsland.) 1843.

Wir halten es für eine doppelte Pflicht, diese so eben erschienene Ausgabe einer der lieblichsten Dichtungen des Mittelalters zur Anzeige in diesem Blatte zu bringen. Einmal, weil wir unserem wackeren Landsmanne (Hr. Franz Roth ist seit vielen Jahren Lehrer an der hiesigen Weißfrauenschule) unsere Freude und unseren Dank für die sorgfältige Arbeit aussprechen müssen; sodann auch, um das Publikum auf den hier gelieferten Text des genannten Gedichtes aufmerksam zu machen, eine Textesrecension, die mit einer Schärfe, Sicherheit und philologischer Gelehrsamkeit durchgeführt ist, die wahrhaft erquickt. Ueber die zahlreichen handschriftlichen Mittel, die dem Herausgeber zu Gebote standen, so wie deren kritischen Benutzung berichtet die Vorrede (II — IX), die zugleich einen gedrängten prosaischen Auszug des Gedichtes gibt. Am Schlusse der Vorrede sagt Hr. Roth: „daß ich die Erzählung von Konrad nochmals aufgreife, mag einestheils Entschuldigung darin finden, daß sich, nachdem ich sämmtliche Handschriften davon zusammengetragen, für die Aufstellung des Textes noch etwas thun ließ; andererseits hat die dem Gedichte Konrad's zu Grunde liegende Idee, die durch das ganze Mittelalter auf die mannigfachste Weise und in den mannigfachsten Formen ausgesprochen ward *), an und für sich eine so große Bedeutung für die Sitten- und Kulturgeschichte, daß man wohl um deßwillen darauf zurück kommen darf. Jedenfalls werden auch solche, die den Betrachtungen von der Eitelkeit der Welt nicht von Herzen zugethan sind, an der untadelhaften Form des Gedichts ein Wohlgefallen haben.“ Nehmen wir diese untadelhafte Form des Gedichts, verbunden mit dem ganz eigenthümlichen Reiz der Darstellung, der dieser Erzählung bis in die kleinsten Schilderungen eigen ist, zu dieser sauberen correcten Textesrecension, wie sie nun vorliegt, so dürfte sich dieses Büchlein ganz besonders da einer günstigen Aufnahme zu gewärtigen haben, wo das Altdeutsche, wie in Darmstadt, Fulda, Gießen, Berlin und andern Orten, mit in den Kreis der Gymnasialstudien gezogen ist. Dem fleißigen Herausgeber wünschen wir aber von Herzen, daß er bald in den Stand gesetzt seyn möge, dieser Arbeit die längst vorbereitete Ausgabe des Schwanenritters, auf welche bereits Grimm aufmerksam gemacht hat, folgen zu lassen.

*) Vergl. „Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Frankfurt 1839. S. 196.“

Korrespondenz.

Straßburg, im Oct.

(Fortsetzung.)

Ich lasse die allgemeinen Betrachtungen fallen, um auf einige spezielle Thatsachen zu kommen. Wer an Straßburg denkt, dem schwebt sogleich dessen majestätischer Münsterthurm vor der Phantasie. In diesem Wunderbau hat der Genius das unverwüstliche Bild des deutschen Styles aufgestellt; an ihm kann der Schriftsteller sogar lernen, daß die germanische Kraft mit einer Anmuth sich darstellen läßt, wovon Griechen und Römer keine Ahnung hatten und daß die Tausende

Digitized by Google

von Einzelheiten ein Kunstwerk nur um so mehr heben, wenn der Grundgedanke erhaben genug ist, um in seinem Gesammtausdrucke die Nebentheile zu bewältigen: der zahlreichste Hofstaat kann einen großen König nur verherrlichen, so wie durch die Infusorien die Idee der Welt nicht aufgelockert wird. Unser Münster hat in der neuesten Zeit zahlreiche Verschönerungen erfahren, innerlich sowohl als äußerlich. Ich übergehe Schwilgens astronomische Kunstuhr, die, obschon einzig in ihrer Art, wohl nicht in einer Kirche aufgestellt seyn sollte, denn nach unsern modernen religiösen Begriffen verträgt sich ein Puppenspiel nicht gut mit dem katholischen Cultus, und wäre es auch nur, um den Böswilligen keine Gelegenheit zu Randglossen zu geben. So eben ist Hr. Klotz, der Baumeister am Münster, auf einer Reise nach Konstantinopel begriffen, um an der dortigen ehemaligen Sophienkirche die Geheimnisse des byzantinischen Styles zu studieren, wonach das Chor unseres Münsters neu aufgeführt werden soll. Auch wird dieser Tage das Ebenen und Pflastern des großen Platzes um das Münster zu Ende gebracht; in Folge dieses Abtragens hat die äußere Physiognomie des prächtigen Gebäudes durch ein freieres Hervortreten um Vieles gewonnen. Was ich Ihren Lesern jedoch am meisten anpreisen muß, das ist das jüngste Unternehmen der Buchhandlung von Schmidt und Grucker. Mit einem bedeutenden Kostenaufwand und der unermüdlichsten Ausdauer hat es dieselbe endlich dahin gebracht, auf dem Wege der Dagnerreotypie uns den herrlichsten und genauesten Abdruck des Münsters zu liefern, eine Arbeit, die alles bisher Geleistete weit hinter sich läßt. Man kann die zahllosen Details dieses Bildes nur mit der Lupe vor dem Auge gehörig bewundern; obschon ein Steindruck, erinnert uns dieses Blatt an die feinsten ehemaligen sogenannten Silberstiche. Ich bedauere nur, daß mir im Augenblicke der Name des trefflichen Zeichners aufgefallen ist. Dieses Werk allein ist die vollständige Wahrheit, jede andere Zeichnung ist neben ihm eine Fabel. Wer durch Straßburg reis't, sollte nicht ohne dieses Bild nach Hause wollen. Nebenbei gesagt, findet man auch in dieser Buchhandlung den besten Wegweiser durch unsere in so vielen Beziehungen merkwürdige Stadt. — Was die Künste bei uns betrifft, so werden dieselben mit ziemlicher Lauheit betrieben. Außer dem Bildhauer Graff, der die zwar etwas zu wenig ideale, aber um so freiere und martiale Figur Kleber's auf dem Paradeplatz aufgestellt hat, verdient nur Friederich einer ehrenwerthen Erwähnung, den eine gewisse Coterie zum bloßen Steinhauer herabwürdigen möchte, obwohl er den Stein besser behaut, wie sie. Friederich ist so eben vom Großherzog von Baden beauftragt worden, in Steinbach für den Erbauer unseres Münsters, den unsterblichen Erwin, ein Denkmal auszuführen. Unter den Malern unserer Stadt ist nur Klein ein wahres und tüchtiges Talent, ein schweigsamer, zurückgezogener, einfacher Mann, ein ursprünglicher Autodidact, der sich an der prunklosen Tiefe altdeutscher Meister begeistert. Vielleicht ist es nicht Mangel an Studien, der ihn die Formen vernachlässigen heißt, wenigstens hat sich ihm dafür das Magische des Seelenausdruckes offenbart. Schadow hat diesen Künstler vorgeschlagen, um die Fresken im Münster auszuführen.

(Schluß folgt.)

Mainz, 21. Oct.

Die Prozedur gegen Peter Fuhrmann von Büdesheim, der wegen Muttermords von dem hiesigen Assisengerichte zum Tode verurtheilt wurde, welches Urtheil jedoch durch einen Ausspruch des Oberappellationsgerichts- und Cassationshofs in Darmstadt annullirt wurde, wird nun vor einem nach Alzei zu berufenden Assisengerichte verhandelt werden und ist der künftige 20. Nov. dazu fixirt. Der Präsident dieses Gerichts ist noch nicht bekannt; man spricht von Hrn. Obergerichtsrath Levita und auch von Hrn. Obergerichtsrath Jung. Hr. Anwalt Zix, der durch diese und eine andere bekannte Prozedur Celebrität erlangt hat, wird auch in Alzei den Fuhrmann wieder vertheidigen. Da die Jurisprudenz des höchsten Gerichtshofs in dieser Sache nun bekannt ist, so wird das Assisengericht wahrscheinlich einer zweiten Cassation, möge das Urtheil ausfallen, wie es wolle, wohl vorzubeugen wissen. — Ein anderer Rechtsstreit, der in der künftigen Woche hier vor einem andern Gerichte zur Entscheidung kommen wird, welcher für Theaterdirectoren und Mitglieder wichtig ist, erregt auch die Aufmerksamkeit des hiesigen Publikums. Der Sänger Peretti entfernte sich von hier, um ein Engagement auf dem Theater von Köln anzutreten, in dem Augenblicke, wo die hiesige Bühne eröffnet werden sollte, obgleich er mit dem Bevollmächtigten des Directors Hrn. Remie einen Kontrakt abgeschlossen und sich in demselben für den Fall eines Kontraktbruchs zu 600 fl. Entschädigung anheischig gemacht hatte. Die Sache kam schon einigemal vor dem hiesigen Gerichte vor. Peretti behauptet, er sey mit Bewilligung des Hrn. Remie von hier hinweggegangen; Remie läugnet dieses und es ist ihm nun der Eid deshalb auferlegt worden, den er den 27. d. M. schwören soll. Peretti hat die 600 fl. Schadloshaltung mittlerweile dem Remie anbieten lassen, wenn er den Prozeß nicht fortsetzen wollte; Remie ging jedoch darauf nicht ein, weil der Schaden bei weitem größer ist, der ihm durch die Entfernung Peretti's erwachsen, und weil es ihm nicht um das Geld, sondern um ein Urtheil zu thun ist, das nicht allein Peretti, sondern auch dem Director, der zu dem Kontraktbruche die Hände geboten, zur Lehre dienen kann und solchen Piratenkünsten hoffentlich ein Ziel setzen wird.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 289.

Thau. An.

Museum.

Der erste Museumsabend des Wintersemesters $18^{43}/_{44}$ ist auf Freitag, den 27. Okt., festgesetzt. Diejenigen Personen, welche, ohne Mitglieder der Anstalt zu seyn, an den Museumsabenden Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, sich in Zeiten mit Abonnements-Karten versehen zu wollen. Die Bewilligung freier Eingangs-Karten hat ganz aufgehört. Zur Bequemlichkeit für hier verweilende Fremde ist die Einrichtung getroffen, daß sowohl vor dem 27. Oktober Karten für das angehende Halbjahr zu 11 fl. als auch demnächst solche für einzele Museumsabende zu 1 fl. 30 kr. zu haben sind. Alle Mitglieder- und Abonnenten-Karten sind (ohne Ausnahme) persönlich und müssen jedes Mal am Eingang abgegeben werden. Den Herren Mitgliedern, welche das Recht haben, eine Dame einzuführen, sollen besonders ausgefertigte Damenkarten zugesendet werden, weil nach strenge zu beobachtender Anordnung in Zukunft Niemand ohne Eingangskarte zugelassen werden wird.

Frankfurt a. M., den 21. Okt. 1843.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 22. Oct. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer.

Montag, 23. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Grahn und zum Erstenmale): Thomas Aniello, historisches Drama in 5 Abth., von August Freienine. — Die Ouvertüre und die in diesem Drama vorkommenden Musikstücke sind von H. Reeb. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 293. Dienstag, den 24. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Miß Fanny, im höchsten Grade erbittert, stieß Eduard, welcher im selben Augenblicke ihre Hand zu fassen strebte, um sie, gleichsam wie zum Scherze, festzuhalten, mit früher nie an ihr gewohnter Heftigkeit zurück. Dieser, nicht gesonnen, sein ein Mal angemaßtes Recht aufzugeben, wollte sich mit Gewalt in Besitz derselben setzen; allein bevor dies geschah, eilte sie raschen Laufes nach der entgegengesetzten Seite des Schiffes, um sich seinen Händen zu entziehen; Eduard, durch diesen Widerstand gereizt, flog ihr nach, sie hörte ihren Verfolger hinter sich, Angst und Unwillen jagten sie unaufhaltsam vorwärts, sie beachtete ihre Schritte nicht mehr, gerieth zu nahe an den Rand des Verdecks, und stürzte, das Gleichgewicht verlierend, plötzlich in die Tiefe des Meeres, das seine Wellen rauschend über der schönen, willkommenen Beute zusammenschlug, um sie in seinem Schooße zu begraben. Aber in der nämlichen Sekunde hatte sich auch William schon über Bord geworfen, um das theure Kleinod seines Lebens den weit geöffneten Armen des Todes zu entreißen. Schnell untertauchend, gelang es dem geübten Schwimmer, sich mit der geliebten Last emporzuarbeiten, und, während die auf dem Verdeck Anwesenden in starrem Entsetzen da standen, das geschehene Unglück lautlos bejammernd, dieselbe mit Hülfe einiger wackern Matrosen glücklich wieder auf das Schiff und in ihre Kojüte zu bringen. Hier war es, wo er, ohne der Umstehenden im geringsten zu achten, die Ohnmächtige mit den zärtlichsten Namen rief, wo er ihr in gänzlicher Selbstvergessenheit seine gränzenlose Liebe gestand, die, eins geworden mit seinem tiefsten innersten Leben, ihn bis in's Grab begleiten werde, wo er in Todesangst der Wiederkehr ihrer Sinne lauschte und, trotz aller Bemühungen der beiden Smiths, ihn von ihr zu entfernen, nicht eher von ihrer Seite wich, bis sie die schönen Augen wieder aufschlug, bis sie ihren Retter erkannte, und, wenn auch die Lippen noch verschlossen blieben, ihn mit einem Blicke entließ, in dem er den reichsten, überschwänglichen Lohn seiner That gefunden zu haben glaubte. Mehrere Tage waren nach dieser Begebenheit vergangen, ohne daß Miß Fanny ihrem Reisegefährten sichtbar geworden wäre; sie erschien nicht, wie sonst, auf dem Verdeck, nahm nicht, wie sonst, Theil an der gemeinschaftlichen Unterhaltung, und erhöhte durch diese gänzliche Zurückgezogenheit Williams bange Besorgnisse um sie bis zum höchsten, peinlichsten Grade. Seine schüchtern gewagten Fragen wurden von den beiden Smiths nur oberflächlich und mit kalter Zurückhaltung beantwortet; sein heißer Wunsch, sie zu sehen, sich persönlich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen, was ihm als ihrem Retter doch wohl erlaubt seyn mußte, unter dem Vorwande, daß sie noch nicht so weit wieder hergestellt sey, um Besuche annehmen zu können, entschieden abgelehnt. Ueberdies benahmen sich sowohl Sir Henry als sein Sohn Sir Eduard so feindlich, so abstoßend gegen ihn; die sichtlich erzwungenen Aeußerungen ihres Dankes für seine That trugen so augenscheinlich das Gepräge eines nur mühsam verhehlten Hasses, daß er sich endlich gezwungen sah, sie gänzlich zu meiden und den Zeitpunkt geduldig abzuwarten, in dem die Heißgeliebte, trotz aller Ränke ihrer grausamen Hüter, doch wieder in Gesellschaft der Uebrigen erscheinen mußte. In trübe Gedanken versunken, die Brust voll namenloser Sehnsucht nach dem nun schon so lang entbehrten Anblick des theuern Wesens, dem er Blut und Leben freudig zu opfern bereit war, stand William eines Abends ganz allein auf dem Verdeck und starrte unbeweglich in die leise unter ihm dahin rauschenden Wellen; der Mond goß seine silberhellen Strahlen auf die dunkelblaue Fluth, Millionen Sterne glänzten von dem reinen nächtlichen Himmel, die tiefste Ruhe herrschte rings um ihn her, und er dachte eben, wann auch ihm der Stern des Lebens wieder aufgehen, wann er ihm wieder leuchten werde auf seinem seither so öden, einsamen Pfade, als er sich plötzlich leicht an der Schulter berührt fühlte, aus seinen Träumen auffuhr und rasch sich umschauend einen alten Matrosen erblickte, der ihm, den Finger bedeutsam auf den Mund gelegt, mit schlauem Lächeln ein versiegeltes Papier in die Hand drückte und dann eben so geräuschlos, wie er gekommen war, wieder verschwand. Auf's höchste überrascht, von einer beseligenden Ahnung ergriffen, und dennoch mit einem ihm selbst unbegreiflichen ängstlichen Gefühl, eilte William, das räthselhafte Blatt, das ihm so geheimnißvoll überreicht worden, zu öffnen; allein wer vermöchte die Empfindungen zu schildern, welche seine Brust bestürmten, als er entdeckte, daß er sich wirklich nicht getäuscht, daß Fanny's schöne Hand diese Zeilen geschrieben hatte, als nun die inhaltschweren Worte auf ein Mal Licht in die Nacht seiner Zweifel brachten, ihm das ersehnte Ziel seiner heißesten Wünsche in weiter Ferne zeigten, aber auch die Hindernisse nicht verbargen, die er hinwegräumen müsse, um es zu erreichen. Fanny enthüllte nämlich dem Retter ihres Lebens, dem sie ihr

Digitized by Google

ganzes Vertrauen schenken zu dürfen glaubte, die kurze Geschichte ihrer Jugend und ihrer gegenwärtigen peinlichen Lage; sie erzählte ihm, wie sie nach London gekommen, im Hause ihres Oheims erzogen, mit der zärtlichsten Sorgfalt von ihm behandelt worden sey, und wie eben dieser Oheim seit dem Tode ihres geliebten Vaters sein Betragen gegen sie auf die auffallendste Weise geändert habe. An die Stelle seines früher geäußerten unbefangenen Wohlwollens war, schon vom Beginne ihrer Reise an, eine beinahe übertriebene Freundlichkeit, ein unverkennbares Bestreben getreten, ihr die Nothwendigkeit seines väterlichen Schutzes recht fühlbar und zu gleicher Zeit bemerklich zu machen, daß er nunmehr auch alle Rechte eines Vaters über sie erhalten habe. Dies Bestreben, verbunden mit der plötzlich entstehenden Zärtlichkeit ihres Vetters Eduard, mußte natürlicher Weise endlich ihre Aufmerksamkeit erregen; allein weit entfernt, die Absichten ihrer Verwandten auch nur im geringsten zu ahnen, errieth sie dieselben erst dann, als Williams Bewerbung um ihre Gunst immer sichtlicher, seine Leidenschaft für sie immer offenkundiger ward. Die Art und Weise, wie man William von ihr zu entfernen, jede Erklärung von seiner Seite geschickt zu verhindern wußte, öffnete ihr endlich die Augen; sie sah jetzt, in welchen Händen sie sich befand, der Zwang, den man ihr auflegen mußte, empörte ihr Herz, das sich keiner unedlen Empfindung bewußt und deshalb seine Rechte muthig zu behaupten entschlossen war. Eduards immer aufdringlicher werdende Zärtlichkeit fing überdies an, sie höchst unangenehm zu belästigen; die unablässige höchst ängstliche Sorgfalt, mit der sie jeden ihrer Schritte, ja sogar jeden ihrer Blicke bewacht sah, ward ihr nachgerade unerträglich.

(Fortsetzung folgt.)

Der chinesische Moniteur.

(Aus Adrian v. Balbi's vermischten statistischen Schriften.)

In ganz China existirt nur eine einzige Zeitung, welche in Peking erscheint und King-Pao, d. i. Bote der Hauptstadt, heißt. Nach ihrem Inhalt und ihrem Formate gleicht sie keinem der politischen Blätter Europa's. Das höchste Tribunal des Kaiserreichs, in welchem die Minister ihren Sitz einnehmen, befindet sich im Innern des kaiserlichen Palastes zu Peking. Jeden Tag früh werden auf einem, im inneren Hofe des Palastes befindlichen Tische lange Auszüge aus den am vergangenen Tage vom Kaiser entschiedenen und untersuchten Geschäftssachen ausgebreitet. Die Sammlung dieser Extracte bildet die Reichs-Annalen, welche demnächst zur Geschichte des chinesischen Reiches dienen. Deshalb wird allen Verwaltungen und Behörden in Peking befohlen, sie jeden Tag copiren zu lassen, und in den Archiven aufzubewahren. Die Administrationen in den Provinzen erhalten sie vermittelst der Tchi Tchau (Expeditionsbeamten), welche von ihnen zu diesem Zwecke in der Hauptstadt gehalten und bezahlt werden. Damit alle Bewohner des Reiches von dem guten Geschäftsgange unterrichtet werden können, liegen diese, mit Erlaubniß der Regierung gedruckten Auszüge in einem inneren Hofe des kaiserlichen Palastes auf, und bilden die chinesische Zeitung. Sie enthält alle der Entscheidung, Prüfung und Notiznahme des Kaisers von den sechs in Peking residirenden Ministern und den verschiedenen Provinzial-Behörden, so wie den Militär-Commandanten summittirten Geschäftssachen, als da sind: Amts-Ernennungen, Beförderungen, Urtheile, Bestrafungen, Berichte der einzelnen öffentlichen Verwaltungszweige und zuweilen auch Mittheilungen über Natur-Phänomene und sonstige interessante Gegenstände.

Man kann sich auf diese Zeitung jeden Tag im Jahre auf eine unbestimmte Zeit abonniren, und die Zusendung derselben hört auf, sobald man erklärt, daß man sie nicht mehr halten wolle. Der jährliche Abonnements-Preis ist 1 Liang (1 Unze Silbers, 12 Fr.) Die Bewohner der Hauptstadt haben allein den Vortheil, die Zeitung jeden Tag und zu bestimmten Stunden zu erhalten, während die übrigen Städte, weil in China keine Posteinrichtung ist, sie nur von Zeit zu Zeit, im Wege der sich darbietenden Gelegenheit, beziehen, und sie erreicht deshalb oft erst sehr spät die von der Hauptstadt weit entfernten Orte.

Mannichfaltigkeiten.

Auf nachstehenden Artikel macht das „Elsaß" das französische so wie das deutsche Publikum aufmerksam: „Vor einigen Jahren errichtete ein Handelsmann Namens Salomon M..., wir glauben aus Besançon gebürtig, ein Manufakturwaaren-Geschäft in Paris, welches mit der größten Pracht ausgestattet ward. Bedeutende Einkäufe gegen baare Zahlung erregten auf diesem großen Handelsplatze Aufsehen; bald hatte sich Hr. S. M... einen großen Credit erworben. Dieses Etablissement soll sich außerdem mit noch drei andern in drei der größten Provinzialstädten Frankreichs verzweigt haben, welchem jeden insbesondere ein Bruder des Hrn. S. M... vorgestanden hatte. Letzterer nun versorgte diese drei Lager durch Einkäufe in Paris, Lyon u. s. w. Vor einiger Zeit aber fand man eines Tages das Lokal in Paris verschlossen, den Eigenthümer Hr. S. M... aus Paris, gleichzeitig mit ihm seine Brüder aus den Provinzen, und mit diesen sämmtliche Waarenlager verschwunden. Niemand wußte in Frankreich, was aus diesen saubern Kaufleuten geworden war. Es erfolgten zwar Contumacial-Urtheile, und wurde ein faillit status über eine halbe Million Franken formirt. Die Urtheile blieben aber bisher in Frankreich ohne Vollziehung. — Gleichzeitig mit dieser Periode tauchten in mehreren deutschen Ländern am Rhein, unter andern in den Großherzogthümern Hessen und Baden, in Frankfurt und dem Herzogthum Nassau plötzlich mehrere französische Hausirer auf, die zu unbegreiflich billigen Preisen verkauften. Unter diesen Hausirern spielt namentlich ein gewisser A....phe — wahrscheinlich ein fingirter Name — eine große Rolle; — gibt sich als den Repräsentanten der größten Häuser von Paris und Lyon aus, und soll es sogar schon so weit gebracht haben, daß er bei einem deutschen Fürsten — welchem natürlich die Identität sowie die Moralität dieses Menschen bisher unbekannt geblieben ist — zum Hoflieferanten ernannt worden sey. Es unterliegt wohl keinem Zweifel (und die Polizeibehörde einer Stadt im Großherzogthum Hessen hat es auch bereits schon angezeigt und bestätigt), daß dieser A....phe kein Anderer als der berüchtigte M... sey, und es wäre von großem Interesse, wenn das französische Handelspublikum sich endlich nähere Gewißheit vermittelst der französischen Gerichte bei den betreffenden deutschen Regierungen wegen dieser Kaufleute zu

Digitized by Google

verschaffen suchte, welche zum Schaden beider Handelsstände, sowohl der diesseitigen als der deutschen, ihre unrechtmäßig erworbenen Waaren zu Spottpreisen verkaufen, und mit entwendetem Gelde in Deutschland unter fingirtem Namen ungehindert Handel treiben wollen."

Nach längerer Pause wird in diesen Tagen wieder ein Werk Gutzkow's auf der deutschen Bühne erscheinen, von dem schon hie und da vorläufige Erwähnung geschehen ist. Es ist ein Lustspiel in fünf Akten und führt den Titel: „Zopf und Schwert." — Ueber dasselbe bringt die neueste Nummer der „Europa", von A. Lewald, einen ausführlichen Bericht, welchem wir die nachstehende Andeutung des Inhaltes entnehmen: „Zopf und Schwert" ist ein mit großem Fleiße und überraschender Bühnenkenntniß ausgeführtes historisches Genrebild aus der Zeit Friedrich Wilhelm I. von Preußen, dessen Mittelpunkt dieser von ächtdeutschem Sinne belebte und aus schlichtem, durchaus ehrbarem Schrot und Korn bestehende Charakter selbst bildet. Es ist der Moment gewählt, wo über die Vermählung der Prinzessin Wilhelmine am Hofe zu Berlin sich jene Intriguen anspinnen, welche auch für den, der die Spezialgeschichte des preußischen Königshauses nicht sich zum Studium erwählte, durch die hinterlassenen Memoiren der Prinzessin und durch die schwachen Versuche des Herausgebers dieser Blätter, dem Stoffe ein novellistisches Interesse abzugewinnen,*) hinlänglich bekannt sind. Das königliche Elternpaar, schroff in seinen Ansichten sich gegenüberstehend, der englische Gesandte Hotham, die für einen österreichischen Erzherzog wirkenden Grumbkow und Seckendorf, der endlich den Sieg davon tragende edle, von ächter Bildung durchdrungene Erbprinz von Baireuth, ein Glied aus dem geistvollen Kreise, den der Kronprinz zu Rheinsberg um sich versammelt hält; diese Personen sind so entschieden ihrer Eigenthümlichkeit und Besonderheit nach gezeichnet und gefärbt, in so wirksamer Weise gruppirt und so meisterhaft mit einander in Beziehungen gebracht, daß man dem Verfasser hierin eine wahre Meisterschaft zuerkennen muß. Eine sehr verwickelte Intrigue, die er klar und besonnen anlegt und mit großer Geschicklichkeit zu Ende führt und löst, ist hier zum ersten Male von einem Theaterdichter der neuesten Zeit so glänzend benützt und zeigt, daß auch bei uns das Talent zu erfinden nicht ausgestorben ist, wenn es auch nur sehr selten sich zeigt." — Die Bühnen von Hamburg und Frankfurt a. M. werden die ersten seyn, welche das genannte Lustspiel und zwar demnächst zur Aufführung bringen.

Am 1. Okt. haben die berühmten Gewandhauskonzerte in Leipzig für dieses Jahr wieder ihren Anfang genommen, dies Mal unter der Direktion des Hrn. Ferdinand Hiller aus Frankfurt, der den Leipzigern schon von früher ehrenvoll bekannt war, und nun an die Stelle des Hrn. Felix Mendelssohn getreten ist, der seinen neuen Wirkungskreis in Berlin antritt.

Sonst hatte Venedig mehr Spektakel und Theater als irgend eine andere Stadt in Italien. Man begann um zwei Uhr Nachmittags mit den Vorstellungen, und endete sie erst um zwei Uhr nach Mitternacht. Man ging und kam, und kam und ging, und die Theater wurden nie leer. Bei Tag und Nacht war der St. Markusplatz mit Seiltänzern, Sängern, Musikanten und Taschenspielern wie überdeckt. So war es noch bis wenige Jahre vor der Revolution. Auch in Paris konnte man dies noch so vor dreißig Jahren sehen. Seitdem ist Paris wohl glänzender geworden, allein bei weitem nicht so heiter, unterhaltend und buntscheckig mehr auf den Straßen.

Ein Reisender des achtzehnten Jahrhunderts hält sich darüber auf, daß die Sänger und Tänzer in Neapel sich für den Beifall während ihres Spieles bedanken. Eine Medea in ihrer Wuth, eine Ariadne in ihrer Verlassenheit, eine Klytemnestra in ihrer Verzweiflung unterbricht im Augenblick lächelnd ihr Spiel, um dem Parterre und den Logen ihre Reverenz zu machen, und dann spielt sie weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. Diese abgeschmackte Mode kam von Italien nach Wien, und wurde durch die Sänger, womit unsere übrigen Theater sich zu Anfange dieses Jahrhunderts rekrutirten, weiter getragen, so daß sie jetzt überall angetroffen wird. Es wäre jedoch ein Mal Zeit, den Unsinn abzuschaffen. (Lew. Eur.)

Das Londoner Militärblatt sagt: Hannover werde England Truppen borgen, um im Nothfall Irland im Zaum zu halten. Seltsame Nachricht und schöne Aussicht für die hannöver'schen Soldaten.

(Frankfurt.) Viel Beifall finden die auf der Villa des Hrn. v. Rothschild auf der Günthersburg mit außerordentlichem Geschmacke gearbeiteten Gypsmarmorwände, die von dem bereits rühmlichst bekannten Künstler Axerio-Biotti aus Italien gefertigt sind. Es ist dies derselbe, welcher die Gyps-Marmor- und Stukkaturarbeiten in dem geschmackvollen Kursaale zu Homburg vor der Höhe verfertigt hat. Da es jetzt zu dem neuesten Modegeschmacke gehört, die Salonswände mit Gypsmarmor zu dekoriren, so ist es Pflicht, auf die trefflichen Arbeiten dieses Künstlers aufmerksam zu machen. Der talentvolle Künstler wird sich einige Zeit in Landau aufhalten, ehe er wieder nach Italien abreist, und es ist daher unserer Haute volée Gelegenheit geboten, seine Kunst in Deutschland noch einige Zeit benutzen zu können.

Die Franzosen sind sehr empfindlich darüber, und, wie es uns scheint, mit Recht, daß das Direktorium der schönen Künste demselben Bildhauer, welcher die Reiterstatue des Herzogs von Wellington zu London anfertigte, auch die Bildsäule Napoleons für das Invalidenhaus zu Paris übertragen habe. Der Artiste enthält einen heftigen Ausfall über diese Wahl, und nennt sie „eine Anomalie ohne Beispiel."

Die Mutter des unglücklichen Sirey, der in Brüssel bei der Dem. Heinefetter ermordet wurde, ist nunmehr aus Gram gestorben. Sie war eine Nichte Mirabeau's.

Korrespondenz.

Straßburg, im Oct.

(Schluß.)

Auch Dichter gibt es bei uns, aber nur deutsche; ich denke, daß dieses Factum mehr sagt, als eine Menge mühsam gedrechselter französischer Tiraden. Dieses Dichten aber ist neben unserm alten Gottfried und neben Meister Beand, wie die melodielosen Töne der

*) Die Novellen „Katte" und „Rheinsberg." Stuttgart bei Krabbe.

Digitized by Google

Nachtigall, wie sie dieselben zuweilen aus irgend einer Betrübniß im Spätsommer ausstößt! Die Brüder Stöber haben sich nach Mühlhausen gezogen und gehören jetzt einem Artikel über das Elsaß an. — Musik wird bei uns mehr getrieben wie irgendwo, aber sie beschränkt sich auf das Mühevolle der heutigen Technik in That und Wort. Daraus ist eine Satisfance entstanden, die es jedem fremden Künstler unmöglich macht, allhier ein Konzert zusammen zu bringen, wenn er nicht einen kolossalen Namen führt. Hörter ist der einzige, der ein tiefes, harmoniereiches Talent besitzt; er hat sich in einigen Cantaten die Bewunderung der Kennee erzwungen; der lebenssaftigste Baum aber verdorrt im unfruchtbarem Boden. — Da es unser Cosmopolitism nicht gestattet, viel zu sagen, ohne auch von den Israeliten zu sprechen, so darf ich behaupten, daß Straßburg für dieselben der wirkliche Schooß Abrahams ist; die politischen und bürgerlichen Freiheiten, deren sie hier genießen, verwischen jeden Tag mehr jene Züge, die das Jahrhunderte hindurch gefühlte Separat-Leben in ihre Gesichter geschnitten. Das Haus Ratisbonne, an dem das Christenthum alles Jüdische neutralisirt hat und das nach allen Seiten hin die höchste Achtung für jedes seiner Mitglieder verdient, ist die goldene Säule der hiesigen Synagoge. Der mosaische Tempel in Straßburg ist einer der geschmackvollsten und bedeutendsten, den ich noch gesehen und steht weit über dem in Paris. Dr. Aron aus Sulz, der Oberrabiner, ist ewig auf Verbesserungen des kirchlichen Zustandes unserer Israeliten bedacht. Würdevoll in seinem Aeußern und gediegen in allen nöthigen Kenntnissen seines wohl manchmal noch schwierigen Amtes, ist er auch ein tüchtiger Kanzelredner. Seinen Zuhörern angemessen, hält er seine Kanzelvorträge deutsch, ohne jeden fremden Accent; nur wagen wir es, hier ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er zuweilen Liecht, Naacht und nooch ausspricht und manchmal der König David sagt. — Ueber unser Theater, unsere Erziehungsanstalten u. s. w. nächstens, wenn Sie mir ein Plätzchen gönnen.

Darmstadt, 20. Oct.

Der am 16. d. hier verstorbene großh. hessische Generallieutenant und Oberhofmeister, Hr. Ludwig Freiherr von Prettlack, Excellenz, wurde am Abend des 17. bei Fackelschein und mit Conduct nach dem vier Stunden von hier entfernten Orte Fränkisch-Crumbach, wo derselbe begütert war, gefahren, um daselbst am folgenden Tage in die Familiengruft feierlich beigesetzt zu werden. Dem Trauerzuge dahin hatten sich angeschlossen die Herren Schenck, Geheimerath, v. Krug, Oberappellationsgerichtsrath, und v. Ricou, geheimer Legationsrath, in deren Beisein die Ceremonie der Beisetzung in der zehnten Morgenstunde des 18. Oct. stattfand. Mit ihm erlosch die männliche Linie des alten Geschlechts der v. Prettlack, und einer alten Sitte gemäß ward daher auch sein Wappenschild bei der Leichenfeier zerbrochen und mit in die Gruft versenkt. Die Grabrede ward von dem dasigen Ortgeistlichen, Hrn. Stahl, gesprochen, und zwar mit so viel Gefühl und Wahrheit, daß die zahlreiche Versammlung davon tief ergriffen wurde. Der Tag der Beerdigung des Hrn. v. Prettlack war aber auch für die Gemeinde Fränkisch-Crumbach ein wahrer Trauertag, wo Viele mit tiefgerührtem Herzen sich des unerschöpflichen Wohlwollens und der großmüthigen Freigebigkeit ihres heimgegangenen edlen Gutsherrn dankbar erinnerten, der, immer rathend und helfend, stets mit der freundlichsten Güte den Hülfesuchenden ein williges Ohr lieh. Von dieser Seite kannte man ihn auch in der Residenz, und er hat in der Stille manchen Kummer beschwichtigt, manche Thräne getrocknet. Er wartete nicht, bis das Unglück seine matte Stimme zu ihm erhob, nein, er suchte es auf, oder ließ es aufsuchen, um thatkräftig und nachhaltig zu helfen. In seinem Wesen einfach und bescheiden, verschmähte er alle Ostentation und eben dadurch erhielt sein menschenfreundliches Wirken einen um so höheren Werth. Man erzählt sich jetzt viele Einzelzüge von ihm, die seinen Charakter in dem schönsten Lichte zeigen, und auch der Umstand, daß er seine Dienerschaft großmüthigst bedacht hat, darf wohl hier mit erwähnt werden. Kurz, er war ein ächter Edelmann und gehörte mit zu denen, bei deren Heimgang Göthe zu uns spricht: „Gedenkt man, wie viel Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Muthe! Wir begegnen dem Geistreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten, ohne von ihm zu lernen, dem Liebevollen, ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen." Sein Alter brachte er auf 78 Jahre. D.

Aus dem Kreise Worms, im Oct.

Seit lange hat kein Jahr so mannichfaltige Wechselfälle für Agricultur und Landwirthschaft in seinem Gefolge gehabt, wie das gegenwärtige. Auch unser Kreis, obgleich einer der blühendsten in der ohnehin so reich gesegneten Provinz, blieb davon nicht unberührt. Nicht nur, daß die ärmere Klasse mit einem sonst in hiesiger Gegend nicht erhörten Mangel zu kämpfen hatte, es entstand allmälig eine Mißstimmung und ein Druck, die ihren Einfluß auf alle möglichen Verhältnisse ausdehnten. Die Ernte hat zwar im Allgemeinen den mannichfachen Uebeln factisch Einhalt gethan, ohne daß sie jedoch, wie sich bis jetzt zu Genüge herausgestellt hat, ein besonders ausgezeichnetes Resultat geliefert hätte. Das Wachsthum hat sich in vielen Fällen zu sehr in den Halm entlassen, so daß das geerntete Stroh die Frucht an Masse unverhältnißmäßig übertrifft, ohne selbst wiederum von besonderer Qualität zu seyn. — Noch viel schlimmer steht es mit dem Weinstock aus. Bei der Nässe wuchs er rastlos fort und die sonnigen Tage traten so spät ein, daß sie kaum zu einer größern Hoffnung berechtigten, als daß man einen einigermaßen trinkbaren Wein erzielen würde. Doch selbst diese Hoffnung ist jetzt dahin. Bald stellten sich kalte Nächte ein, am 12. und 13. d. M. zerzauste ein fürchterlicher Sturm die Weinstöcke und riß die reifen Trauben herab, und nun ist eine Kälte und Feuchtigkeit gefolgt, welche die Zeitigung gänzlich unmöglich machen. — Auch der Viehstand unserer Gegend wird hie und da von einer Art Seuche heimgesucht, welche nothwendig mannichfache Störung in Handel und Gewerbe, so wie Vertheuerung herbeiführen muß. Unter diesen Umständen gewinnt der in Frankfurt gegründete Ceresverein zur Versicherung des Viehes bei uns vielfachen Anklang. Möchte nur dieses Institut, welches einem längstgefühlten Mangel auf eine so interesselose, solide Weise abhilft, recht gedeihlichen Fortgang nehmen! Eines der wesentlichsten Mittel zur Erweckung eines nachhaltigen Vertrauens scheint nach hiesigen Erfahrungen in einer genauen und gewissenhaften Garantie zu liegen und hierüber müßten den betreffenden Beamten vor Allem die schärfsten Maßnahmen zur Pflicht gemacht werden.

Räthsel.

Mein ganzes Wesen ist nur Tand,
Nur Meinung, eitler Wahn;
Dennoch verehrt mich jeder Stand,
Hängt Reich und Arm mir an:
Nach meiner Pfeife tanzt die Welt,
Bringt mir zum Opfer Zeit und Geld.

G. Buck.

Theater-Anzeige.

Montag, 23. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Grahn und zum Erstenmale): Thomas Aniello, historisches Drama in 5 Abth., von August Freienius. — Die Ouvertüre und die in diesem Drama vorkommenden Musikstücke sind von H. Reed. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 24. Oct. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 294. Mittwoch, den 25. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Schon war Miß Fanny im Begriff, sich bei ihrem Oheim über dies mehr als seltsame Betragen Eduards, das sie durchaus nicht länger dulden wollte, zu beklagen, schon hatte sie die Gelegenheit zu einer entscheidenden Erklärung herbeigeführet, als sich jener Vorfall ereignete, der William zu ihrem Retter machte und seine Leidenschaft für sie, ohne allen weiteren Rückhalt, offen kund gab. Von diesem Augenblicke an fand Sir Henry Smith, daß es die höchste Zeit sey, mit seinem Plane hervorzutreten, wenn er ihn nicht durch die Dazwischenkunft eines ihm längst verhaßten Gegners vereitelt sehen wollte. Kaum hatte sich Fanny daher von ihrem Schrecken einigermaßen erholt, kaum war die leichte Unpäßlichkeit, welche sie in Folge desselben überfallen, vorüber, als er ihr, nach einer weitläufigen Auseinandersetzung alles dessen, was er bisher für sie gethan habe, so wie der Rechte, die ihm über sie geworden wären, erklärte, daß sie unwiderruflich bestimmt sey, seinem Sohne Eduard die Hand zu reichen, daß er den pünktlichsten Gehorsam für diesen seinen Wunsch von ihr erwarte, und daß er es ihr also von nun an zur heiligsten Pflicht mache, alle ferneren Bewerbungen Williams ernstlich zurückzuweisen, der, wenn er auch durch einen sonderbaren Zufall der Retter ihres Lebens geworden wäre, deßhalb noch keinen Anspruch auf ihren Besitz machen dürfe.

Fanny's Erstaunen bei dieser Eröffnung wich bald dem tiefsten Unwillen, den ihr das eigenmächtige Verfahren ihres Oheims einflößte. Sie war seit ihrer zartesten Jugend gewohnt, Eduard als ihren Bruder zu betrachten, ihr Herz konnte ihm auch keine andere als eine schwesterliche Zuneigung schenken, und nun sollte sie ihn plötzlich als ihren Geliebten, als ihren künftigen Gatten erkennen, durch das heiligste Band an ihn gefesselt seyn? Nimmermehr! sie erkannte ihre Rechte, und fühlte sich daher im Innersten empört über den Zwang, den man ihr, der einzigen Tochter des edeln Sir Jakob Osborne, der reichsten Erbin in ganz Philadelphia, auferlegen wollte. Daß eben dieser Reichthum es war, der ihrem Oheim den Plan, sie mit seinem Sohne zu verbinden, eingab, der sein Betragen gegen sie verwandelt, Eduards plötzliche Zärtlichkeit bewirkt hatte, konnte sie zwar leicht errathen, allein sie wollte Sir Henry's Habsucht mit Freuden einen Theil ihrer Schätze opfern, wollte eher ihr ganzes Vermögen hingeben, als einem Manne ihre Hand reichen, den sie nicht lieben konnte, und der ihr durch seine scheinbare, den niedrigsten Eigennutz verbergende Leidenschaft täglich widerwärtiger ward. Da die unverstellte Fanny ihre Gesinnungen keineswegs verbarg, so war es in diesen letzten Tagen zu einigen sehr heftigen Erklärungen gekommen, in Folge deren Sir Henry seine schöne Nichte in der Kajüte eingeschlossen hielt, um sie namentlich vor jeder etwaigen Zusammenkunft mit William sorgfältig zu bewahren. Dies tyrannische Verfahren brachte die stolze Amerikanerin aufs Aeußerste; sie sah sich unwürdig behandelt, sah sich als ein Opfer der Gewalt an, und war nun nur um so fester entschlossen, den Mißbrauch derselben zu bestrafen, indem sie sich ihm muthig zu entziehen strebte. Da man ihr in der That gleich einer Gefangenen begegnete, so blieb ihr nur die Feder übrig, sich einem befreundeten Wesen mitzutheilen. Sie wußte, daß William sie liebte; sein edler Charakter flößte ihr das höchste Vertrauen ein, er war ihr Lebensretter, ihr Freund, ihre einzige Stütze, war der Gegenstand ihrer geheimen Neigung, er, sie fühlte es im Innersten ihres Herzens, er allein konnte und mußte sie aus ihrer peinlichen Lage befreien, wenn es ihr nur gelang, ihn von derselben hinreichend in Kenntniß zu setzen. Von den Argusaugen ihrer Hüter den ganzen Tag hindurch aufs strengste bewacht, konnte sie den Brief, welcher bestimmt war, den Geliebten von Allem zu unterrichten, nur in der Stille der Nacht vollenden. Ein alter Matrose, dem sie während der Fahrt schon manche kleine Wohlthat erwiesen, und der Mittel gefunden hatte, auch jetzt in ihre Nähe zu gelangen, versprach ihr aus Dankbarkeit, das Schreiben heimlich an seine Adresse abzugeben, und so schloß sie denn dasselbe, nach allem bereits Angeführten, mit der wiederholten Betheurung, daß sie ihrem Vetter Eduard ihre Hand niemals reichen, daß sie keinen Andern als ihren großmüthigen Retter zum Gatten wählen werde, und daß sie ihn ein Mittel zu ersinnen bitte, welches sie entweder durch List oder Gewalt dem tyrannischen Willen ihres Oheims zu entziehen und auf ewig mit ihm zu vereinigen im Stande sey. - Keine Feder ist fähig, den Eindruck zu beschreiben, den dieser Brief in Williams Herz hervorbrachte! Namenloses Entzücken, sich wieder geliebt zu wissen von dem theuern Wesen, dem er schon lange sein ganzes Daseyn geweiht hatte, tiefer Kummer über ihren gegenwärtigen qualvollen Zustand, banger Zweifel, wie er sie daraus befreien und der Gewalt ihres Oheims entziehen sollte, alles Dies bewegte ihn so mächtig, daß er für den Augenblick

Digitized by Google

seines klaren Gedankens fähig war; jedoch der kühne, unerschütterliche Entschluß, Alles, selbst das Leben für ihre Rettung zu opfern, stand fest in seiner Brust, und gab ihm den Muth, ohne Rathgeber, ohne Freund, ohne Stütze, den gefährlichen Kampf mit seinen mächtigen Gegnern zu wagen. Daß während der Dauer ihrer Reise nichts gegen Sir Henry Smith zu unternehmen sey, sah William nach einer schlaflos durchwachten Nacht, während welcher er tausend Pläne gefaßt und wieder verworfen hatte, wohl ein; wer würde ihm auch hier auf dem Schiffe Beistand geleistet, wer Sir Henry gezwungen haben, seiner Nichte ihre Freiheit wieder zu schenken? Jedoch an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, hoffte er, daß es gelingen werde, Freunde des verstorbenen Sir Jakob Osborne zu finden, die sich der Tochter thätig annehmen, sie gegen jeden Mißbrauch der Gewalt ihres Oheims schützen und endlich dessen Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm, deren Tadellosigkeit von Niemanden bestritten werden konnte, erzwingen würden.

(Fortsetzung folgt.)

1843r Herbstfreuden.

Frösche platzen, Flinten knallen
Und es steigen die Rakelen;
Von den Weinbergseignern allen
Sind die Freund' zu Gast gebeten.
Ueberall ein frohes Leben,
Feuerwerke sieht man sprühen;
Ihm, dem heit'ren Gott der Reben,
Gilt es nach des Tages Mühen;
Aemter, Schulen, sie begehen
Feierlich das Fest der Freude
Und wohin die Augen sehen
Wandeln herbstbeglückte Leute.
Auch die Gläser leert man fleißig,
Wein und Cider netzt die Kehlen;
Grad' wie Anno Vierunddreißig
Ist es, nur — die Trauben fehlen.

Frankfurt a. M., am ersten Herbsttage. Ludwig Hus.

Ferney.

(Schattenrisse und Querstriche aus den Papieren des Michel Teut, von Dr. Gustav Bacherer. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 1843.)

Ehe man nach Ferney geht, um Voltaire'n eine Visite abzustatten, pflanze man sich erst eine kleine Zeit vor dem Denkmale Rousseau's auf, das sich auf der lieblich in den See hineinschwebenden Rousseauinsel, auf die uns die große Rhonebrücke führt, still erhebt. Ehrlicher Jean Jacques! Wenn man eine Weile im Anschaun deines steinernen Bildes zugebracht, das, den Blick den ewigen Alpen und der Wasserfläche des Wunder-Sees zugekehrt, tiefgeistig den Horizont durchmißt, wie schwillt uns dann das Herz vor den Erinnerungen an dein schicksalvolles Leben, an die Thaten deines erhabenen Geistes, an die Evolution deiner magischen, wunderartigen Phantasie.

Jean Jacques Rousseau, der Genfer Uhrmachers-Sohn, und der leibhaftige Proteus der sittlichen Negation, Arouet-Voltaire, können gleichsam als die beiden Pole der philosophisch-encyclopädischen Periode Frankreichs angesehen werden, innerhalb deren sich der ganze Proceß der politischen und ethischen Verneinung entwickelte, welcher zum großen Theile die französische Revolution ihren Ursprung, ein Theil der Erde eine so mächtige, politische und moralische Umgestaltung verdankt. Sie waren Pole, die sich mit derselben Kraft anzogen, als sie wieder sich abstießen, die Endzwecke ihrer Naturen waren sich auffallend nahe verwandt, und doch waren die Stoffe, woraus sie gebildet waren, unendlich von einander verschieden. Rousseau und Voltaire sind aber nicht allein die Pole der genannten welt-verjüngenden Entwickelung gewesen, sie waren auch deren tragende Gravitation, in die die Kräfte eines d'Alembert, Diderot, Helvetius u. A. in secundärer Schichtung einliefen.

Wenn wir vom steinernen Rousseau im Genfer See hinaus zum todten Voltaire wandern, nach dem $1^1/_2$ Stunden entfernten Ferney, so durchlaufen wir im Geiste nothwendig die verschiedenen Stadien des geistesrevolutionären Processes, der der materiellen französischen Revolution vorausging. Welche Masse von Geist, welcher ungeheuere Reichthum von Anstrengungen, deren manche allerdings einen rein dämonischen Character trugen, treten da in den Gesichtskreis unserer Erinnerung. Vor allen Rousseau's Contrat social, dieses Buch, das nach dem Geist der Gesetze von Montesquieu auf das Bewußtseyn und die Ueberzeugungen des Zeitalters den durchgreifendsten Einfluß übte, und dessen Beweisführungen, wie sehr sie der Idee des abstracten Staats widerstreben, in ihren Hauptstellen die Signatur des göttlichen Rechts scharfgeprägt an sich tragen. Es ist ein hoher staatsphilosophischer Gedanke, der in diesem Buche mit so viel Geist als hartnäckiger Consequenz durchgeführt ist, der Gedanke, das Volk zur legislativen Gewalt zu erheben und die Fürsten nur als verantwortliche Beamte hinzustellen. Dieser Gedanke, feurig aufgefaßt und bis zur äußersten Spitze seiner nothwendigen Folgerungen geleitet, wäre allein hinreichend gewesen, alle bisherigen Formen der Gesellschaft umzustoßen; aber in seinem Emile ou de l'éducation ging Jean Jacques noch weiter, indem er hier, wie er im Contrat social die Grundzüge einer radicalen politischen Gesellschaftsreform entwickelte, die Theorie einer völlig neuen Menschenerziehung aufstellte, welche, ob auch von Paradoxieen überschwellend, doch eine reiche Zahl erhabener und glänzender Lichtblicke in die Natur und vernünftige Nothwendigkeit der Menschheitszwecke darbeut. Seine Nouvelle Heloise ou lettres de deux amans ist eine Dichtung, die durch die Neuheit ihrer Situationen, durch die unendliche Fülle ihres seelischen Gehalts und durch die scharfen Schlaglichter, die sie auf das Wesen der Staaten und der Völker fallen läßt, Epoche machte, und welche seither Generationen entzückte und deren noch viele erfreuen wird. Aber am besten thun wir, wenn wir, zur Unterhaltung des Fadens zwischen Rousseau und Voltaire, den Weg nach Ferney in vorzugsweiser Begleitung der Confessions zurücklegen, desjenigen Werks von Rousseau, worin der Flügelschlag seiner Seele den wohlthuendsten Schwung behauptet.

Der Weg von Genf nach Ferney, das vor der französischen

Digitized by Google

Revolution noch zum Freigebiete Genfs gehörte, ist reizend und angenehm. Ueberraschung namentlich bereitet der Eintritt in das Thal, in dessen Anbeginn Ferney liegt. Ein breites Becken thut sich hier auf, von üppigen Fluren besäet und vom Jura begränzt, dessen Waldwände hier überaus interessante Formationen bieten. Man muß das ganze Städtchen durchschneiden, um zum Schwerpunkt Ferney's, zum Voltaire'schen Schlosse, zu gelangen. Ein eigenthümliches Gefühl durchgreift uns, wenn wir diesen Boden, wenn wir dieses Schloß betreten. Hier hat sechszehn Jahre lang (von 1761 — 1777) ein Geist gehaust, der der Gott und der Abscheu seines Zeitalters war, ein Geist von unendlichen Fähigkeiten und einem gleich unendlichen Einfluß auf die geistige und sittliche Bildung seiner Zeit, ein Mensch, gleich groß durch den Umfang seiner geistigen Kräfte, wie durch die Tiefe seiner Entsittlichung und seiner stellenweisen Lasterhaftigkeit.

Eine junge, liebliche Frau führte uns durch die geisterhaften Räume der ehemaligen Wohnung Voltaire's. Gleich neben dem großen Empfangs- und Gesellschaftssaal befand sich Voltaire's Schlafgemach. Heutigen Tages soll es sich bis auf einige Kleinigkeiten noch durchaus in dem Zustand befinden, wie zur Zeit, da es von Voltaire bewohnt ward. Ich glaube, daß Sternberg in einer Novelle, welche „Voltaire in Ferney" zum Gegenstande hat, alle Räume des Schlosses bis ins kleinste Detail geschildert; dort möge man das Nähere nachsehen, wenn dem Leser die Andeutungen, die gegenwärtiger Verfasser in dieser Hinsicht gibt, nicht genügen sollten. An den Wänden über der altersmorschen Bettstelle hängen die Portraits Voltaires, der Marquise von Chatelet und Friedrichs II. Voltaires Portrait der allergetreueste Widerschein seines ganzen Individuums. Man glaubt ihn leibhaftig vor sich zu sehen, abgeprägt nach dem Stempel seiner Schriften, verkörpert in allen characteristischen Zügen seiner geistig-sittlichen Wesenheit. In diesem hochlebendigen, oder besser in diesem übermüthig lebhaften Auge, das gleich keck als stolz vor sich blickt: welcher unbändige Ehrgeiz, welche Verachtung alles Hohen und Heiligen, welche Lüderlichkeit der Weltanschauung, welche schmutzige Pucelle-Psyche spiegelt sich darin!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 18. Okt.) Gestern Nachmittag 5 Uhr kam Feuer in einer hiesigen Cigarrenhandlung auf dem Neumarkt aus und legte in kurzem ein ganzes Zimmer mit seinem Tabacksvorrath in Asche; man sagt, daß eben gedörrte Cigarren sich entzündet haben. Es ging jedoch Alles in großer Ruhe ab; die mit dem Feuerlöschen beauftragten Personen eilten mit den Spritzen schnell herbei; Niemand anders sonst wurde zugelassen, und binnen kurzem hatten sich jene des Brandes bemächtigt, so daß in nicht genug zu rühmender Weise ein großes Unglück von unserer Stadt abgewendet wurde. Die hiesigen Feuerlöschanstalten haben sich überhaupt stets als sehr gut bewährt, und verdienen in der That alle Anerkennung. — Einige Stunden vor diesem trug sich ein anderes beklagenswerthes Ereigniß zu. Ein Kind, ohne Aufsicht allein im Zimmer, hat ein Feuerzeug mit Zündhölzchen erfaßt, spielt damit, das gefährliche Spielwerk entzündet sich, faßt das Kleid von dem Kinde, das sich nicht zu helfen weiß, ängstlich im Zimmer hin und her läuft, so daß es ganz in Flammen steht, bis man endlich auf sein Jammergeschrei herbeieilt, jedoch das Kind in einem rettungslosen Zustand findet; schon nach einigen Stunden gab es unter furchtbaren Qualen seinen Geist auf.

In Gießen haben die Metzger und die Barbiere einander in Verruf gethan. Die Metzger beschlossen, einem Barbier, der gegen sie Partei nahm, kein Fleisch mehr zu geben. Dagegen beschlossen sämmtliche Barbiere, keinen Metzger mehr zu rasiren. Bei Abgang der Post war der Ausgang des Kriegs unentschieden.

Die englischen Staatsmänner müssen sich viel gefallen lassen und dazu lachen. Neulich schilderte O'Connell bei einer Volksversammlung seinen Gegner, den berühmten Brougham: „Wenn ihr ihn noch nicht gesehen habt, so wünsche ich, daß ihr ihn niemals seht, denn er gehört zu den häßlichsten Geschöpfen, die auf der Welt sind; sein Anblick könnte einen krank machen; die ausgeschnitzten Köpfe an Stöcken sind schöner als der seinige. Und sein Inneres ist noch häßlicher als das Aeußere. Ich glaube nicht, daß irgendwo ein so häßlicher, doppelgängiger Renegat zu finden ist; wer nicht einen gesunden Magen hat, der darf ihm von weitem ausweichen."

Unter allen deutschen Ländern soll die Lottospielwuth am ärgsten in Oesterreich seyn und jährlich Tausende, die bei Sparsamkeit und Fleiß ihr Auskommen hätten, an den Bettelstab bringen. Es vergehe dort kein Monat, wo nicht vier bis sechs verschiedene Lotterien die Leute zum Geldausgeben verlockten. Dabei fördere das unglückliche Spiel den Aberglauben auf eine höchst verderbliche Weise. Man nimmt seine Zuflucht zu Traumbüchern und Heiligenbildern, um von ihnen zu erfahren, welche Zahlen man setzen soll.

Der Bildhauer Gerard zu Paris ist, 84 Jahre alt, gestorben. Von ihm rühren die Arbeiten an vielen öffentlichen Monumenten her, wie z. B. an der Vendomesäule, in den Tuilerien, dem Louvre, der Bußkapelle der Bourbons und an dem Triumphbogen von Neuilly.

(Kassel, 21. Okt.) Sicherem Vernehmen nach werden dem hiesigen kunstliebenden Publikum gegen Ende dieses Monats einige sehr interessante musikalische Produktionen dargeboten werden, indem der junge Violinvirtuos J. Bott noch ein Konzert vor seiner bevorstehenden größern Kunstreise zu geben beabsichtigt, worin er einige seiner neuesten Kompositionen — eine Ouvertüre, ein Violinkonzert, eine Arie für Bariton ꝛc. — zu Gehör bringen wird.

Im gesegneten Pleißenthale, dicht an der Gränze des Königreichs Sachsen und des Herzogthums Altenburg, hatte jüngst ein wohlhabender, in beiden Ländern begüterter Bauer, Nickel B—, einen Rechtsstreit mit einem adeligen Gutsbesitzer, Baron — — —. Bei einer persönlichen Zusammenkunft Beider glaubte der letztere durch gnädige, herablassende Vertraulichkeit seinem schlichten, aber verständigen Gegner zu imponiren und sprach ihn mit „Du" an. Der Bauer erwiederte darauf: „Ich weeß odder nich, Herr Baron, wo mer Brüder-

Digitized by Google

schaft mit einander getrunken han; wenn Du 's aber emal so han willst, so is mer's ooch ernerlee!" Der Herr Baron hat den Bauer nie wieder mit „Du" angeredet.

Korrespondenz.

Aus dem Oberamt Meisenheim, im Oct.

Am 20. Sept. letzthin sind die sämmtlichen Schullehrer des Oberamts Meisenheim in einem an die hohe landgräfl. hess. Landesregierung gerichteten Bittgesuche um Verbesserung ihrer Besoldungen eingekommen und haben diese Petition dem landgräfl. Landrathe, Hrn. geheimen Regierungsrath Reinhardt zu Meisenheim, zur Besorgung und resp. Begutachtung an die betreffende Behörde übergeben, nachdem sie gleichzeitig auch ihren Amts-Schulinspector, den Hrn. Kirchenrath Webner in Meisenheim, von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt hatten. Es steht kaum zu bezweifeln, daß die landgräfl. hessen-homburgische Regierung, deren Sorge für einen guten Volksunterricht aus mehreren erlassenen Verordnungen deutlich hervorgeht, und die in den Schulen auch eine eben so geregelte als den Aufschwung des Unterrichts befördernde Verfassung bezweckt haben, nicht auf das Gesuch der Lehrer eingehen werde, da diese in demselben nachgewiesen, daß sie bei mehrfach vermehrter Arbeit und vergrößerten Geschäftsausgaben sich dennoch bedeutend geringer stehen als ihre Vorfahren. Die Zeit mahnt dringend, bei uns wie anderwärts, dem gedrückten Stande der Volksschullehrer den schuldigen Tribut zu zollen, um so mehr, als man bald einzusehen genöthigt ist, wie der verbesserte Unterricht auf das materielle Wohl des Volkes wirkt, und wie das Emporblühen des Ackerbaues und aller Industriezweige nur der erleuchteten Verstandeskultur zugeschrieben werden muß. Zwar hat der gegenwärtige Schulunterricht in Bezug auf Sittlichkeit und Moralität noch nicht die Früchte getragen, die man sich anfangs davon versprochen, ein Uebel, das man leider täglich mehr wahrnimmt und das abzustellen die Pädagogen schon gar Mancherlei versucht haben. Man schreibt Methoden auf Methoden, vermehrt den Lehrstoff und die täglichen Unterrichtsstunden, verschafft allen Lehrgegenständen einen religiösen Anstrich und religionet in den Schulen vom Morgen bis Abend. Wird dies helfen? Schwerlich. Man irrt, so lange man meint, das Gedeihen der sittlich-religiösen Volkserziehung hänge von Außendingen ab; so lange man nicht zwischen Unterrichten und Erziehen einen Unterschied macht und dem letzteren, als rein geistigem Geschäfte, ein anderes Element anweis't, als etwa die Furcht oder den Ehrgeiz der Lehrer. Dadurch mögen sich wohl die intellectuellen Gegenstände so gleichsam mit Gewalt dem Schüler einprägen lassen; auch leisten darin, durch die verbesserten Methoden und durch den eisernen Fleiß der Lehrer, unsere Volksschulen wahrhaft Erstaunendes; allein um die sittlichen Eigenschaften des Kindes zu wecken und zu nähren, bedarf es eines andern Reizmittels, dazu gehört Liebe von Seiten des Lehrers, Liebe, nicht Seufzen, denn das ist nicht gut. Es versteht sich freilich von selbst, daß auch bei der Bildung des Gemüths nicht ohne Grundsätze verfahren werden darf, aber wo bei einem Geschäfte die Liebe fehlt, da fehlt Alles, und einzig hierin ist die Ursache zu suchen, warum alle Erziehungstheorieen noch bis heute so geringen Einfluß auf unsere Volksbildung geäußert haben. — Die Liebe fehlt! und wo sie ist, sie muß erkalten beim Hinblick auf den armseligen Lohn für der Menschheit und des Staates wichtigsten Dienst; sie muß erkalten durch den eisigen Hauch von Nahrungssorgen, der die Lehrer aller Staaten noch anweht. Ob Staats- oder Gemeindediener, ob von der Geistlichkeit emancipirt oder derselben untergeordnet, ob eine Methode nach Graser Zertenner oder Wurst, sind für die Lehrer keine Lebensfragen; nur durch einen der Berufsbildung und der Arbeit entsprechenden Gehalt wird ihre Wirksamkeit in der Schule, so wie ihr Rang in der menschlichen Gesellschaft bedingt.

Darmstadt, 21. Oct.

Am 14. d. Mts. wurde das Schauspiel: „Treue Liebe" von Eduard Devrient zum Erstenmale auf hiesiger Bühne gegeben und mit großem Beifalle aufgenommen. Von großem Effect war besonders die Erkennungsscene im dritten Akt zwischen dem Grafen von Wartenau und der Marie, dargestellt von Hrn. Pleschner und Fräul. M. Fürst, in einer Weise, daß Kunst und Natur sich gleichsam die Wage zu halten schienen. Letztere, ein neues Bühnenmitglied, fand die Anerkennung und den Beifall, den ihr schönes theatralisches Talent, welches sich heute von der vortheilhaftesten Seite zeigte, zu verdienen scheint. Der übrigen Rollen, dargestellt durch Mad. Köhler (Baronin Ellwang), Fräul. Steck (Amalie), Hrn. Peters (Ringen), Hrn. Wisthaler (v. Trumm), Fräul. Cappel (v. Milten) ꝛc., können wir im Allgemeinen nur beifällig erwähnen. Letztere gehört ebenfalls zu den neuen Mitgliedern unserer Bühne und hat ein einnehmendes und gefälliges Spiel, verbunden mit einem geläufigen und wohllautenden Vortrag, der ihrer lebendigen Darstellungsweise einen ganz besondern Reiz verleiht. Gleich bei ihrem ersten Auftreten ist uns Fräul. Cappel als ein beachtungswerthes jugendliches Talent erschienen, welches in seiner fortschreitenden Entwickelung zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen scheint. — Der gestrige Theaterabend war ein glänzender, obschon nur zwei kleine Stücke von A. Müllner (die großen Kinder) und von Castelli (die Schwädin) aufgeführt wurden. Es wurde uns nämlich das langersehnte Vergnügen eines von Hrn. Tescher geschmackvoll arrangirten Ballet-Divertissements zu Theil, welches aus einem Sylphen-Tanz und einem pas de deux serieux bestand. Jenes ward von den Eleven der Balletschule seinem Charakter gemäß recht schön getanzt, und dieser in vollendeter Darstellung von Fräul. Louise Weiß, die seit dem Beginn der Saison heute zum ersten Male auftrat und von dem Publikum empfangen wurde, mit Hrn. Doenewaß aufgeführt. Nach der „Schwädin", in welcher Fräul. Georgine Fürst die Rolle der Julie mit großer Naivetät gab und vielfach beklatscht wurde, kam Fräul. Weiß, Terpsichore's würdige Begleiterin, noch einmal auf der Bühne zum Vorschein und tanzte die Cachucha mit Grazie und Leichtigkeit, so daß darüber nur Eine Stimme des Beifalls zu vernehmen war. Den Beschluß machte ein chinesischer Tanz, ausgeführt von sechs Eleven der Balletschule und Hrn. Doenewaß, der heute besser als je tanzte und besonders bei der Schlußproduction sein vorzügliches Talent als Grotesktänzer in höchst ergötzlicher Weise entwickelte. — Unsere Wintervergnügungen fangen allmälig an in Gang zu kommen. Am 12. hatte die vereinigte Gesellschaft ihren ersten, zahlreich besuchten Ball, der die Saison in recht erfreulicher Weise eröffnete. Die wohlgewählte Toilette der Damen entfaltete einen großen Reichthum an Blumen, der die vorgerückte Jahreszeit, in der wir leben, fast vergessen ließ. — Das hiesige Liebhabertheater, welches eine Zeit lang in's Stocken gerathen war, ist unter Hrn. Rathansen's erneuerter Leitung wieder neu aufgelebt und scheint seinen Theilnehmern für die Dauer des Winters manchen unterhaltenden Abend zu versprechen. Ein Liebhabertheater befördert nicht blos das gesellige Vergnügen, sondern entwickelt auch bisweilen ein verborgenes theatralisches Talent, welches ohne diese äußere Veranlassung vielleicht nie zum Vorscheine gekommen seyn würde. Schon aus diesem Grunde verdienen die kleinen Privattheater als Vorschulen der darstellenden Kunst berücksichtigt und empfohlen zu werden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 293.

Mode.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 24. Oct. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lorzing.

Mittwoch, 25. Oct. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 295. Donnerstag, den 26. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Williams erste Sorge war nun, der Geliebten so schnell als möglich zu antworten. Alles, was die innigste Zärtlichkeit, die glühendste Leidenschaft ihm eingab, sagte er ihr mit Worten, die sein überströmendes Gefühl aussprachen. Er beschwor sie, ihre gegenwärtige Lage mit Geduld zu ertragen, verwies sie auf die nicht mehr ferne Zeit ihrer Ankunft in Philadelphia, und gelobte ihr, alsdann Alles zu wagen, um sie ihrem verhaßten Joche zu entreißen. Derselbe alte Matrose, der ihm Fanny's Brief überbracht hatte, zeigte sich gegen eine reiche Belohnung bereit, auch den seinigen an sie zu besorgen, und so tauschten denn die Liebenden, denen jede persönliche Zusammenkunft unmöglich gemacht wurde, durch Hülfe jenes treuen, verschwiegenen Boten, heimlich ihre Gedanken und Gefühle gegen einander aus, theilten sich ihre Pläne, Hoffnungen und Wünsche mit, und sahen dem Ziel ihrer Reise mit immer größerer Sehnsucht entgegen. Während dieser ganzen Zeit war die Fahrt von Wind und Wetter besonders begünstigt worden; kein Unfall hatte sich ereignet, kein Wölkchen den stets in gleicher sonnenheller Klarheit lächelnden Himmel getrübt, schon freuten sich Alle dieses seltenen Glückes, schon hofften sie, daß es ihnen treu bleiben werde bis zum Ende der Reise, da sah man eines Tages eine ungewöhnliche Bewegung unter den Matrosen, sah den Kapitän van Horn mit bedenklicher Miene am Steuerruder stehen, und ein kleines graues Wölkchen aufmerksam beobachten, welches langsam am Horizont heraufstieg und, immer größer und größer werdend, denselben endlich fast gänzlich bedeckte. Jetzt auf ein Mal erhob sich ein heftiger Wind, das kaum noch so ruhige Meer fing dumpf zu brausen und zu schäumen an, thurmhoch stiegen die Wellen empor, wälzten sich verderbenbringend heran und warfen das Schiff gewaltig von einer Seite zur andern; was des Kapitäns ernste Miene im voraus prophezeiht hatte, war in fast unglaublich kurzer Zeit eingetroffen, der allerfurchtbarste Sturm, den die ältesten Matrosen jemals erlebt zu haben sich entsannen, war losgebrochen, und obwohl die Mannschaft unter van Horns umsichtiger Leitung alle ihre Kräfte aufbot, das unglückliche Schiff zu retten, so sahen sogar die Muthigsten und Erfahrensten seinem nahen unvermeidlich scheinenden Untergang mit stiller Unterwerfung entgegen. In dieser Stunde der höchsten, schrecklichsten Gefahr hatten Fanny's Hüter ihr bisheriges nur allzutreu verwaltetes Amt gänzlich vergessen. Während sich daher die Todesangst der unglücklichen, dem Grabe nahen Opfer auf die mannichfachste Weise kund gab, während hier Einige auf den Knieen lagen und den Himmel um Erbarmen anriefen, dort Andere in stummer Verzweiflung ihren Tod in den Wellen erwarteten, während der laute Weheruf des trostlosen Jammers sich mit wilden Flüchen, mit roh ausbrechenden Verwünschungen vermischte, standen William und Fanny mitten im Kampfe der empörten zürnenden Elemente Arm in Arm auf dem Verdecke, den Aufruhr der Natur mit ruhiger Fassung betrachtend, und fest entschlossen, dem über sie verhängten Tod Hand in Hand entgegen zu gehen. Das beseligende Gefühl des Wiedersehens nach so langer schmerzlicher Trennung war mächtiger in ihnen, als die Furcht vor dem Abgrund, der sie zu verschlingen drohte; die Gewißheit, wenn gleich in der schönsten Blüthe ihrer Jahre, doch Eines an des Andern Seite zu sterben, gewährte ihnen einen süßen Trost, ja schien ihnen sogar ein weit größeres Glück, als ein vielleicht langes Leben hindurch den geliebten Gegenstand endlos beweinen zu müssen. So erhob die Allgewalt der Liebe sie durch ihre wunderbare Macht über die Schrecken, von denen sie umgeben waren, und verlieh ihnen im nämlichen Augenblicke ein Vorgefühl der ihrer wartenden Seligkeit, indem ihre beklagenswürdigen Gefährten das höchste Entsetzen, die wildeste Verzweiflung empfanden. Allein für dies Mal wollte der ewige Erbarmer den Untergang des kämpfenden Schiffes nicht! Wider alle Erwartung fing der Sturm nach und nach an, sich zu legen, die schäumenden Wellen ebneten sich allmählig, immer leiser verhallte der fernhin rollende Donner, immer seltener durchzuckte ein Blitzstrahl die Luft; endlich wagten es die Unglücklichen, welche den gewissen Tod vor Augen gesehen, an ihre Rettung zu glauben, wenn es ihnen nämlich gelingen sollte, mit dem aus seiner frühern Richtung völlig verschlagenen, sehr stark beschädigten Fahrzeug die erste beste Insel zu erreichen. Kaum war, wie durch ein Wunder, die größte drohende Gefahr vorüber, kaum richteten Matrosen und Passagiere ihre Blicke wieder hoffnungsvoll in die Zukunft, da gedachte auch Sir Henry seines bis jetzt vergessenen Wärteramts auf's neue. Mit finsterm Unmuth gewahrte er Fanny an Williams Seite, der Haß gegen ihn erwachte stärker als jemals in seiner Brust, er gebot seiner Nichte mit strengem Ernste, wieder in ihre wohlverwahrte Kajüte zurückzukehren; allein jetzt war Fanny nicht mehr das schüchterne Mädchen, das sich seinem Willen gedul-

Digitized by Google

dig unterwarf, der Himmel selbst hatte sie aus ihrem Gefängniß befreit, hatte ihr den Geliebten zugeführt, und nun sollte keine menschliche Macht mehr im Stande seyn, sie ihm wieder zu entreißen. Sir Henry gerieth fast außer sich vor Wuth, als er diese so gänzlich unerwartete Erklärung aus Fanny's Mund vernahm; er erinnerte sie an seine Rechte als Oheim, drohte ihr, Gewalt zu gebrauchen, wenn sie ihm nicht gutwillig gehorche, und vergaß sich in seinem Zorne so weit, daß Fanny, um ein öffentliches ihrer eigenen Ehre nachtheiliges Aufsehen zu meiden, zwar endlich nachgab, jedoch mit der unvorsichtigen Bemerkung, daß dies nur für den gegenwärtigen Augenblick, und nur aus Rücksicht für die Lage, in welcher sie sich befinde, geschehe.

(Fortsetzung folgt.)

Ferney.

(Schattenrisse und Querstriche aus den Papieren des Michel Teut, von Dr. Gustav Bacherer. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 1848.)

(Fortsetzung.)

Wenn wir uns vom ersten Eindruck des Frechen, den das Bild Voltaires hervorbringt, nicht bewältigen lassen und tiefer in die Seele blicken, die hinter diesem glänzenden Auge liegt: welcher Aufschwung darin für die Menschheit, für die heilige Sache des Rechts, welche großmüthige Regungen für die unterdrückte Tugend und die schuldlose Armuth! Kurzum, es ist Alles in der Physiognomie und der Haltung dieses Voltaire-Portraits ausgedrückt: Der Adel eines für die Ideen der Menschheitszwecke enthusiasmirten hochbegabten Geistes und daneben die ganze Verworfenheit des frechen Gotteslängners, das schmutzige Gemüth dessen, der Alles, was sonst dem Menschen als hehr und heilig gilt, in schnöden Zweifel stellt oder schamlos in den Staub tritt. Des Eindrucks, den der ganze historische Voltaire auf den sittlichen Verständigen hervorbringt, wird man sich im Anschaun dieses Bildes äußerst klar. Man fühlt mit Macht sich zu ihm hingezogen, und doch mit weit stärkerer Macht, mit dämonischer Repulsionsgewalt, sich wieder von ihm zurückgeworfen, man bewundert ihn und doch durchschleicht uns in demselben Augenblick ein Gefühl der höchsten Unheimlichkeit, wir erbangen, wie eine feomme Seele in der Nähe des bösen Feindes. Wir werden es uns deutlich bewußt, wie ein Mensch, aus solchen Stoffen zusammengesetzt, ein Werkzeug in der Hand des Weltenmeisters sey, nicht ein aufrichtendes, sondern ein niederwerfendes, ein Werkzeug der Versuchung, um den Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht, zwischen blindem Vorurtheil und dem Gebote der Vernunft zu entzünden, auf daß aus diesem Kampfe das Gute, das Rechte, das Vernünftige, das nach seiner Natur und nach seinen verschiedensten Ausdrucksweisen immer Eines und Dasselbe ist, siegreich hervorgehe und die Menschheit endlich der Schlacken geistiger, religiöser und bürgerlicher Knechtschaft entledigt werde.

Einen correspondirenden Eindruck mit dem Bilde Voltaires macht jenes der Marquise von Chatelet, Voltaires langjähriger Freundin, die er wie sein eigenes Leben liebte. Es ist ganz der Ausdruck des schönen und geistvollen Weibes, das sich über der Welt Vorurtheile hinwegsetzt, des Weibes, das Voltaire'n verstand und ihn darum innigst lieb hatte, aber freilich auch des Weibes, das, weil eine Zweiflerin und Verächterin aller bisherigen religiösen Begriffe, der sittlichen Grazie des Frauengeschlechts verlustig ging und so in die Abgründe einer mit Geist und Witz übertünchten Sinnlichkeit versank, in der ihr besseres Selbst erstarb.

Wie klug, wie ächt philosophisch, in der Haltung des scharf berechnenden Staatsmanns, sieht aus dieser Umgebung Friedrich der Große hervor. Wie tief fühlt sich, dem Widerspiele der verschiedensten Empfindungen preisgegeben, der Deutsche im Anblick dieses Bildes, an diesem Orte, in dieser Umgebung, angeregt! Beruhigend wirkt bei solchem Anschaun die Ueberzeugung, wie hoch Friedrich, diese gleich mächtige als glänzende Figur in der neueren Geschichte unseres Vaterlandes, über seiner Zeit erhaben stand, aber nicht über seiner Zeit blos, sondern auch über Denen, die sich vorzugsweise rühmten, auf derselben Schultern zu stehen und das wahre Licht eines neuen Weltalters aufzustecken: über Voltaire und über den mit ihm zunächst übereinstimmenden Consorten.

An einem kaminartigen Gestell, das ich bei seinem Kunstnamen wahrhaftig nicht zu nennen weiß, zur Linken des Bettes, stehen die Worte geschrieben: Son esprit partout et son coeur est ici. Die letztere Andeutung gilt jedoch nur für einige Jahre, die unmittelbar auf den Tod Voltaire's folgten. Als seine Gebeine aus der ungeweihten Erde, in die sie verscharrt waren, wieder ausgegraben und im Pantheon beigesetzt wurden, kam auch das Herz nach Paris.

Das sogenannte Voltaire-Album, in welches die Fremden, die ins Schloß nach Ferney kommen, ihre Namen einzuschreiben pflegen, ist eines der größten culturhistorischen Curiosa, insofern nämlich die Meisten sich nicht mit der bloßen Einzeichnung ihres Namens begnügen, sondern immer noch eine Sentenz oder Exclamation beifügen, in der sich ihre Auffassung des Voltaire'schen Geistes und Wirkens und ihre Bewunderung desselben zu erkennen geben soll. Der Band, der eben auflag und in den wir uns einschrieben, ist der neueste von den Hunderten, welche bereits mit den Namen und Ergießungen der bisherigen Besuchenden angefüllt sind. Welches Interesse müßt' es gewähren, wenn man auch nur einige dieser Bände dem Drucke übergäbe. Welche Spiegelungen darin von Menschen, Nationalitäten, Stimmungen und Zuständen! In der That: aus einer solchen Lectüre würde man mehr Nutzen ziehen, als aus vielen dickleibigen Büchern, welche ein Langes und ein Breites über Menschen- und Völkerkunde abhandeln.

(Schluß folgt.)

Die italienische Oper in Paris.

Am 3. d. M. ist die italienische Oper in Paris mit Donizetti's „Lucia di Lammermoor" eröffnet worden und hat seitdem ihre Vorstellungen mit dem glänzendsten Erfolge fortgesetzt. Was die Weltstadt Paris an Reichthum und Adel, Hoheit und Glanz, Schönheit und Anmuth besitzt, das vereinigt sich hier, und der Anblick des anwesenden Publikums ist nicht minder anziehend, als der der Opernvorstellungen selbst. In der That sind diese der Bewunderung würdig, und keine andere Bühne

Digitized by Google

vermag ein so vollendetes Ensemble mit so hervorragenden Gesangstalenten aufzuweisen. Hier werden dem Musikfreunde wahre Kunstgenüsse bereitet, und hier muß man Musik hören, während man sie in der großen Oper sehen muß. Wer in Paris gewesen ist, und die Italiener nicht besucht hat, dem ist eins der schönsten Blätter aus dem großen Freudenbuche jener Stadt unbekannt geblieben. Solche Abrundung in allen Theilen, solche Feinheit des Geschmacks, solch' ein Zusammenwirken und Wetteifern von Talenten ersten Ranges muß jeden Hörer wahrhaft erfreuen und auch den kältesten erwärmen. Die diesjährige Staggione scheint hinter dem Rufe der früheren nicht zurückzubleiben und hat eine schöne Vereinigung von eminenten Gesangstalenten der neuen italienischen Schule aufzuweisen. Die Persiani ist der weibliche Rubini und steht im Fache des colorirten Gesanges unübertroffen da; ihre Töne sind ein Kranz der reinsten und feingeschliffensten Perlen, und sie verbindet Geschmack und Virtuosität auf's vollkommenste; doch spricht ihr Gesang minder zum Herzen als jener der Grisi. Diese singt mit Leidenschaft und Empfindung, und weiß den Zuhörer bald zu rühren, bald zu erschüttern; sie ist dramatische Sängerin in der vollen Bedeutung des Wortes, und ihre „Norma", „Desdemona", „Lucrecia Borgia" u. a. sind Meistergebilde. Der Tenorist Salvi, Rubini's Nachfolger, ist dessen nicht unwerth und hat sich siegreich Bahn gebrochen; seine treffliche Schule und sein edler Vortrag entzücken die Dilettanti's, während Mario mit seiner jugendlich frischen Stimme, der Wärme seines Vortrags und seiner interessanten Persönlichkeit der erklärte Liebling aller Damen ist. Der neue Bassist Tomasari soll besonders als Belisar Vorzügliches leisten und ausgezeichnete Stimmmittel besitzen.

Als Baritonist wirkt Ronconi, dessen Ruf bereits fest begründet steht. Ueber diesen, den Bruder des in Frankfurt a. M. als Gesanglehrer geschätzten Professor Ronconi, bringt die Pariser Zeitschrift „La Fama" einen längeren Bericht, dem wir Nachstehendes entnehmen: „Ronconi's Talent ist ein vorherrschend dramatisches, das zwar auch in einem Konzerte sich geltend macht, aber des scenischen Spieles bedarf, um sich ganz zu enthüllen. Die Stimme ist durchdringend und von schönem Timbre, die Methode trefflich und der Geschmack geläutert. In dem Duo mit Mad. Persiani, in der „Lucia di Lammermoor", im Finale des zweiten Aktes und in dem Duo de la provocation errang der Sänger stürmischen Beifall. In diesem Baritonisten par excellence hat die italienische Oper eine glänzende Acquisition gemacht, und sein Renommée ist neben denen unserer ersten Kunstnotabilitäten gesichert." — Wenn es der italienischen Oper vorbehalten ist, ausgezeichnete Kunstleistungen zu bieten, so liegt dies in der Natur der Sache. Die Anstalt hat über so bedeutende Summen zu gebieten, daß sie die ersten Talente für ihr Interesse zu gewinnen vermag, und es ist bekannt, wie großartig, den Gehalt eines Ministers oder Gesandten übertreffend, die Gagen sind, welche sie zahlt. Was ihren Sängern aber besonders zu statten kommt, ist der Umstand, daß solche sich ausschließlich nur in einem Kunstbereiche zu bewegen und kaum mehr als ein Dutzend Opern während einer Saison vorzuführen haben. Hier nun macht Uebung den Meister, und durch die häufigen Wiederholungen entwickelt sich die Virtuosität. Unsern deutschen Sängern ist, ganz abgesehen von pekuniären Verhältnissen, ein so glückliches Loos nicht gefallen. Sie müssen sich in allen Gattungen der Oper versuchen, heute Mozart und morgen Donizetti, hier Beethoven und dort Auber, jetzt Cherubini und dann Herold, heute Gluck und morgen Gretry, kurz Alles durcheinander singen. Dabei drängen sich neue Einstudirungen und Proben, und Eins überstürzt das Andere. Bei uns verlangt man von dem Sänger Vielseitigkeit, und in dieser ist es schwer, Großes zu leisten. Bei den Italienern in Paris dagegen wird eben durch die Einseitigkeit die Größe leichter erreicht. Auch ist das deutsche Publikum ungenügsam, gelehrt, pedantisch und kritisch, während das französische enthusiastisch, dem Augenblick sich hingebend und seine ein Mal anerkannten Celebritäten unbedingt bewundernd ist. Wir haben nur Berliner, Wiener, Hamburger, Dresdner, Frankfurter u. a. Berühmtheiten; aber Paris hat französische und europäische. So ist's gewesen, und so wird's auch bleiben, und darum verkümmert und versinkt in unserm lieben Vaterlande so manches Talent, das zum Schönsten und Höchsten befähigt und berufen gewesen. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Mittwoch, den 25. Oktober, wird die rühmlich bekannte hiesige Linien-Militär-Musik unter Leitung des geschätzten Musikmeisters Hrn. Funk in dem Wirthschaftslokale des Hrn. Fritz, der Bockenheimer Warte gegenüber, eine musikalische Unterhaltung geben, worüber die Anschlagzettel das Nähere besagen. Da seit dem 1. Okt. die Mainlust geschlossen ist und an den Herbsttagen die Bewohner unserer Stadt nach altem Brauch sich doch belustigen wollen und müssen, so wird denselben die hier angezeigte Gelegenheit zum Vergnügen gewiß willkommen seyn, um so mehr, als sie beim Rückweg die neu eingerichtete Gasbeleuchtung der Bockenheimer Chaussee längs der Gartenhäuser in Augenschein nehmen und anstaunen können. Die Freunde herbstlicher Erheiterung sind demnach zu der hier angezeigten musikalischen Unterhaltung, die um 3½ Uhr beginnt, bestens eingeladen.

Auch in Passau hat sich in neuester Zeit, nach dem Beispiele München's, Nürnberg's, Regensburg's u. a. m., ein „Verein gegen Thierquälerei" gegründet. Vorstand ist der k. Kreis- und Stadtgerichtsdirektor v. Büller.

(Mainz, 22. Oktober.) Ueber den Prozeß des bekannten Peter Fuhrmann aus Büdesheim ist bereits durch Ordonnanz des Hrn. Obergerichtspräsidenten vom 19. d. M. der 23. November als Sitzungstag und Herr Obergerichtsrath Dr. Levita als Präsident des Assisenhofes designirt worden. Der frühere Anwalt von Fuhrmann, Hr. Dr. Zitz, hat seine abermalige Vertheidigung abgelehnt. (M. Z.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 22. Okt.

Es ist eine schöne Sitte in civilisirten Ländern, die gesegnete Amtswirksamkeit ausgezeichneter Männer auf eine öffentliche Weise anzuerkennen. Eine solche Feier brachte uns der gestrige Tag, an welchem es gerade fünf und zwanzig Jahre waren, daß der hiesige Gymnasialdirektor und Oberstudienrath Dr. Dilthey den segensreichen Bund

eines öffentlichen Lehrers begonnen hatte. Preuße von Geburt, lehrte er einige Jahre zuerst zu Göttingen, folgte aber bald einem ehrenvollen Rufe an das Gymnasium nach Darmstadt, wurde später Direktor desselben und Mitglied des Oberstudienraths. Als solcher nahm er seit bereits zwei Decennien Theil an allen Veränderungen des gelehrten Schulwesens in Hessen, das ohne Ruhmredigkeit zu den bestorganisirten Deutschlands gehört; als geistreicher, streng wissenschaftlicher Lehrer bildete er einen großen Kreis dankbarer Schüler, welche längst in den Dienst des Staats, der Kirche, der Wissenschaft und Kunst eingetretrn sind. Aller gelehrten Pedanterie abhold, erschloß er seinen Schülern nicht allein den Buchstaben, sondern auch den Geist des klassischen Alterthums und bildete auf diese Weise das Krimmenschliche in ihnen aus. Schon vor längerer Zeit ward ihm als hohe Anerkennung seiner Amtsführung das Ritterkreuz Philipp des Großmüthigen zu Theil; als Mitkämpfer im Freiheitskriege trägt rr ein preußisches Felddienstzeichen. In dem Streite, der sich zwischen dem Realismus und Humanismus erhob, kämpfte er in den vordersten Reihen und leitete sein Gymnasium, das anerkannt ausgezeichnete Lehrerkräfte besitzt, als gewandter Steuermann durch mancherlei Klippen in die verjüngte Zeit hinüber, so daß es neben der jüngern Schwesteranstalt, der trefflichen höhern Real- und Gewerbschule, eine seinem Zwecke entsprechende würdige Stellung einnimmt. Seine Collegen, seuheren und jetzigen Schüler, die Freunde und Gönner der Anstalt brachten ihm am Morgen ihre herzlichen Glückwünsche dar; am Nachmittage versammelte ein durch lateinische wie deutsche Gedichte und Toaste verherrlichtes Festmahl in dem Saale des Darmstädter Hofes einen überaus zahlreichen Kreis angesehener Beamten des Staats und der Kirche, seiner Collegen, Freunde und Schüler, welche dem verdienten Direktor auf diese erfreuliche Weise die Huldigungen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit aussprachen. Es war erfreulich, aus seinem Munde zu vernehmen, daß er Realismus und Humanismus nur als die Faktoren betrachte, durch welche unter dem Einflusse der Religion sich wahre Menschenbildung verwirkliche. Mögen durch diese Zeilen seine in ganz Hessen wie in Deutschland zerstreuten ehemaligen Schüler erfahren, wie die in Darmstadt und der Umgegend lebenden ihren geliebtrn Lehrer an seinem Ehrentage mit dankbarer Liebe begrüßten.

Friedberg, 23. Oct.

Schon vor einigen Tagen fand sich in diesen Blättern die Behauptung ausgesprochen, daß August Freseninus, der Verfasser des Drama „Thomas Aniello", ein gebornee Frankfurter sey. Da dieselbe Behauptung in dem Aufsatze mit der Ueberschrift: „Masaniello" in drr heutigrn Didaskalia (Montag den 28. Oct.) wiederkehrte, so sieht sich der Unterzeichnete veranlaßt, diese irrige Angabe — denn das ist es — mit wenigen Worten zu berichtigen und damit zugleich einen kleinen Beitrag zu dem Nekrolog seines leider so früh verstorbenen Jugendfreundes zu liefern. August Freseninus war der dritte Sohn des längst verstorbenen Geheimenraths J. Christian Ludwig Fresenius, eines nicht unbekannten Juristen, der als Syndikus der vormaligrn mitterheimischen Reichsritterschaft seinen Wohnsitz zu Friedberg in der Wetterau (damals Reichsstadt) hatte, und war daselbst am 17. April 1789 geboren. Seine erste Bildung erhielt er in der sogenannten Augustineeschule seiner Vaterstadt und widmete sich hierauf auf den Universitäten Gießen und Heidelberg dem Studium der Thrologie. Nach kurzem Aufenthalte in dem Hause seiner erst vor wenig Jahren in einem hohen Alter entschlafenen Mutter wurde er als Rector der Stadtschule zu Homburg v. d. Höhe angestellt und fühlte sich bei seinen bescheidenen Ansprüchen überaus glücklich in dem ihm zugewiesenen Wirkungskreise, während die Muse der Dichtkunst seine Tage verklärte. — Nicht lange sollte er indessen auf dieser Erde wandeln. Das verhängnißvolle Jahr 1813 kam, in welchem, nachdem die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagrn war, ein furchtbar verheerendes Nervenfiebrr durch Deutschland's Gauen wüthete. August Freseninus vernimmt, daß die Seinigen bedroht seyen; die besorgte Liebe treibt ihn nach Friedberg; hier erfaßt ihn die Seuche, und nach wenigen Tagrn hat re am 9. Dez. 1813, noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, sein reines, hoffnungsreiches Leben geendet. Warmes Gefühl für alles Wahre, Gute und Schöne, blühende Phantasie, ein durchaus edles Gemüth und ungeheuchelte Frömmigkeit waren in ihm vereint. Davon zeugt schon ein Bändchen Gedichte, die im Jahr 1812 zu Darmstadt erschienen. Sein Werk dagegen: „Thomas Aniello, ein Trauerspiel", ward erst nach des Dichters Tode aus dem hinterlassenen Manuscript durch einen — auch bereits entschlafenen — Bruder des Verstorbenen unter den Auspicien de la Motte Fouque's, der den hohen Geist des zu früh Heimgegangenen wohl erkannte, zum Druck befördert. *)

Fertsch.

Herzogthum Nassau, 19. Oct.

Der Geist, der durch das Wirken unserer Landesregierung weht, zeigt sich immer heller und deutlicher. Wie sie es mit alten, zeitwidrigen Vorurtheilen halte, davon gibt sie täglich erfreulichere Beweise. Einer der neuesten ist die Ernennung des Dr. H. Herz in Weilburg zum Medizinalrath für den dortigen Bezirk. Es ist dies eine der ersten Stellen, die ein Mediziner bekleiden kann und ist dadurch das Prinzip ausgesprochen, daß ein Jude Staatsdiener werden kann. Diese Anerkennung vieljähriger Verdienste hat nicht nur in loco, sondern auch in Wiesbaden bei allen Confessionen die freudigste Sensation gemacht, was den stärksten Beweis liefert, mit welchem Unrecht man sich von gewissen Seiten her auf das Vorurtheil der Masse beruft. Als Hr. Dr. H., der schon einige und zwanzig Jahre lang den Gehalt eines Assistenten bezog, vor mehreren Jahren seinen Aufenthaltsort mit Wiesbaden vertauschen wollte, kam die Stadt Weilburg bei dem Herzog ein, daß man, um ihn dort zu halten, ihm eine Gehaltszulage gewähren möchte, und es geschah. So bewegt man sich in unserem Herzogthum geräuschlos, aber sicher auf der Bahn des Fortschritts weitee. Ein jüdischer Medizinalrath findet sich vielleicht in ganz Deutschland nicht wieder. Es schließt sich dieser Act an den frühee schon im Frankf. Journal gemeldeten würdig an, wornach die jüdischen Aemen vom kommenden 1. Jan. an gleichmäßig mit den christlichen von Staatswegen versorgt werden sollen. Neben diesen glücklichen Auspicien von Seiten einer gesinnungsvollen Regierung dürfen wir der Bestrebungen der jüd. Unterthanen, ihres Wohlwollens sich würdig zu zeigen, nicht vergessen. Diesen Bestrebungen geben die vom Gouvernement berufenen Rabbiner die angemessenste Richtung, indem sie für eine wahrhaft eetigiöse Aufklärung alles Mögliche thun. So zeigt sich z. B. in dem Bezirke Weilburg seit dem Amtsantritt des Hrn. Dr. Süskind ein ganz neues kirchliches Leben. Frauen und Jungfrauen, von denen erstere früher jährlich höchstens ein- oder zweimal, die letzteren aber gar nicht dem Gottesdienst beiwohnten, fehlen jetzt selten in der Synagoge und kommen stundenweit herbei, um sich an den Predigten zu erbauen. An Hrn. Dr. S. hat die Gemeinde Weilburg wirklich eine ausgezeichnete Acquisition gemacht, sowohl durch die besonnene Rührigkeit, mit der er in Alles eingreift, was seines Faches ist, als auch duech das Zutrauen, das er in allen denen, mit welchen er in Berührung kommt, zu erwecken weiß, wozu sein bei jungen Angestellten seltenes, besonnenes Benehmen sehr viel mitwirkt. Möchte nur dafür gesorgt werden, daß seine Stellung bei uns auf die Dauer uns gesichert werde! Mögen besonders bald alle Hindernisse beseitigt seyn, die den humanen Absichten unserer Regierung in Beziehung auf die jüd. Bevölkerung noch im Wege stehen!

---

*) Nach den hier mitgetheilten Notizen sind auch in Scriba's „biographisch-literarischem Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen", II. Abth. (Darmstadt 1843) S. 231 und 32 die daselbst befindlichen Angaben theilweise zu berichtigen. D. Eins.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 26. Oct. (Neu einstudirt): Die verhängnißvolle Wette, Drama in 5 Abth., von Holbein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 296. Freitag, den 27. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Es war am dritten Morgen nach jenem glücklich überstandenen fürchterlichen Sturme, als der wachthabende Matrose oben im Mastkorbe „Land" rief. Laut jauchzend wiederholte die ganze Schiffsgesellschaft dies tröstliche Wort. Alle drängten sich auf das Verdeck und wollten, Jeder der Erste, das heißersehnte Rettungsufer schauen, denn schon hatte sich ihrer, während das Schiff auf gut Glück fortgetrieben wurde, auf's neue die tödtliche Angst bemächtigt, daß sie sammt ihrem Fahrzeug eine Beute der Wellen werden müßten, wenn ihnen der Allmächtige nicht bald den sichern Hafen zeige. Je größer also die Furcht der Armen gewesen, um so höher stieg jetzt ihr Entzücken bei'm Anblick des nach und nach immer deutlicher aus den Wellen auftauchenden lachenden Eilandes, woselbst sie Erholung und Ruhe zu finden hofften; ja, die Freude darüber war so gränzenlos, hatte sich aller Herzen so gänzlich bemächtigt, daß sie nicht ein Mal der so natürlichen Besorgniß Raum ließ, die Insel möge von einem wilden Volke bewohnt seyn, das ihnen entweder die Landung verwehren oder ihrem Leben auf andere Weise Gefahr drohen könnte. Zum Glück war dies nicht der Fall; denn nachdem der Kapitän eine passende Stelle zum Ankerwerfen gefunden hatte, wurden einige der beherztesten Matrosen an das Land gesandt, um dasselbe näher zu untersuchen und den Zurückgebliebenen Nachricht zu geben. Die Abgeordneten fanden es, so weit sie auch vordrangen, zu ihrer großen Freude gänzlich unbewohnt und von den herrlichsten Fruchtbäumen beschattet, mit üppigem Grün bedeckt, von silberklaren Quellen durchrieselt, an deren Ufern nie gesehene Blumen in tausendfachem Farbenschmelz die süßesten Wohlgerüche aushauchten. In der Entfernung von ungefähr einer halben Stunde vom Ufer dehnte sich ein undurchdringlicher Wald in unabsehbarer Länge vor ihnen aus, der sich in eine niedrige Gebirgskette hinwegzog und in blauer Ferne aus dem Gesichtskreis verlor. Keine Spur verrieth, daß hier jemals ein menschliches Wesen gehaust, daß dieser Boden jemals von einem menschlichen Fuße betreten worden wäre, ja außer einigen ihnen gänzlich unbekannten Vögeln, die, im hohen Grase herumhüpfend, sich bei ihrer plötzlichen Erscheinung scheu in die Luft erhoben, hatten sie auch noch kein vierfüßiges Thier erblickt, das diese paradiesische Einöde belebt hätte. Die ganze Schiffsgesellschaft eilte nach empfangenem genauen Bericht der zurückkehrenden Matrosen, sich von dem Wunder der neu entdeckten Insel zu überzeugen, als deren Herren und Meister sie sich vor der Hand mit Recht betrachten durften. Alle theilten beim Anblicke derselben das gleiche namenlose Entzücken, priesen die nie gesehenen Schätze der herrlichen, üppig blühenden Natur, und dankten dem Himmel, daß er sie gerade hieher geführt, ihnen gerade hier den sichern Zufluchtsort bereitet hatte. Die nothwendigen Anstalten für ihre, mindestens eine Zeit lang dauernde Ansiedelung wurden nunmehr ohne Zögern getroffen; bald erhoben sich leichte Hütten vom Boden, die, einem kleinen indianischen Dorfe nicht unähnlich, ihnen Schutz und Obdach gewährten. Jeder bestrebte sich, das Seinige zur Arbeit beizutragen; Jeder erhielt seinen eigenen ihm angewiesenen Wirkungskreis. Während ein Theil der Matrosen sich mit dem hier ganz besonders ergiebigen Fischfang abgab, mußte der andere sich mit der Ausbesserung des Schiffes beschäftigen. Trotz alle dem unterließen sie jedoch nicht, so weit als möglich in den mächtigen Urwald einzudringen, um ihre Neugierde zu befriedigen und seine seit Jahrtausenden verborgenen Geheimnisse zu ergründen. Inzwischen genoß Fanny, obgleich von ihren Peinigern noch immer auf's strengste bewacht, doch hier auf der Insel etwas mehr Freiheit, als auf dem Schiffe; es war ihr schon mehr als ein Mal gelungen, den alten Matrosen, ihren treuen Briefboten, zu sprechen, welcher auch nicht unterlassen hatte, ihr eine Bemerkung mitzutheilen, die sie in ihrer Lage allerdings beunruhigen mußte. Tom, so hieß der Alte, berichtete ihr nämlich, daß ihr Oheim, Sir Henry Smith, schon seit einiger Zeit viel heimlichen Verkehr mit dem Kapitän van Horn treibe, daß seine Unterredungen mit ihm oft Stunden lang dauerten, folglich einen sehr wichtigen Gegenstand betreffen müßten, und daß er, bald nach ihrer Ankunft auf der Insel, im zufälligen Vorübergehen den Sir Henry habe sagen hören: „Ich wache Euch zum wohlhabenden Manne, wenn Ihr mir behülflich seyn wollt, meinen Plan auszuführen! Hegt keine Bedenklichkeiten; denn ich habe Alles reiflich überlegt. Wir laufen nicht die geringste Gefahr dabei; es führt nur ein einziger Weg zum Ziel, und gerade diesen hat uns der Thor ja selbst gezeigt." So räthselhaft diese Worte klangen, so leicht ward es Fanny, dieselben auf William zu beziehen; denn nur er konnte der Thor seyn, den ihr Oheim meinte! Aber welchen Weg wollte er einschlagen? was war sein Plan? und wozu bedurfte er der Mitwirkung des Kapitäns? Diese Fragen

Digitized by Google

lasteten schwer auf ihrem bekümmerten Herzen; sie beschwor den alten Matrosen, William, der bis jetzt noch keinen Versuch gemacht hatte, sie zu sehen, gleichfalls von dem, was er gehört, zu unterrichten, ihm beizustehen, wenn ihm etwa Gefahr drohen sollte. Aber alle Versprechungen Toms konnten dennoch ihr liebendes Herz nicht beruhigen, das von namenloser Angst, von peinlichen Zweifeln gefoltert ward. Dieser Zustand fortwährender innerer Aufregung vermehrte natürlich ein Anfangs nur leichtes Uebelbefinden, das sie seit einigen Tagen befallen hatte, und das sie endlich das Bett zu hüten nöthigte. Es war nicht Gleichgültigkeit, nicht ein allmähliges Erkalten der früheren glühenden Leidenschaft, daß William, seitdem er sich auf der Insel befand, wirklich noch keinen Schritt gethan hatte, sich der Geliebten zu nähern; es war nur die feste Ueberzeugung, für jetzt nichts gegen ihren Oheim unternehmen zu können, nur der seinem Herzen gewaltsam abgerungene Entschluß, ihrem theuern Anblick zu entsagen, damit ihre Peiniger keinen neuen Anlaß fänden, sie zu quälen. Durch diesen sich selbst auferlegten Zwang wurde ihm der Aufenthalt auf der Insel, wie reizend er für jeden Andern seyn mochte, immer unerträglicher, er mied seine Gefährten, irrte Tage lang im Walde umher und klagte den mächtigen Riesen der Urwelt sein namenloses Leid, den Augenblick mit heißer Ungeduld herbeisehnend, in dem es ihm endlich vergönnt seyn würde, mit männlichem Muthe um Fanny's Besitz zu kämpfen. Allein Tage und Wochen vergingen, bevor er die Erfüllung des Wunsches erwarten, bevor er hoffen durfte, das allzu stark beschädigte Schiff zur Fortsetzung der Reise wieder in Stand gebracht zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ferney.

(Schattenrisse und Querstriche aus den Papieren des Michel Teut, von Dr. Gustav Bacherer. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 1843.)

(Schluß.)

Vom Park des Schlosses aus, der sich in ein kleines Wäldchen verliert, genießt man einer herrlichen Aussicht. Eine Colonnade des schönsten Laubwerks überdeckt die fast unübersehbare Promenade, die sich am Mauergerüste des Parks schnurgerade dahin zieht. Der Gärtner erzählte uns hier mit einer Volubilität der Zunge, die uns fast taumeln machte, alle die tausend Heimlichkeiten und merkwürdigen Reminiscenzen, die sich an Voltaire's Anwesenheit auf diesem Boden knüpfen. In den Morgen- und Abendstunden wandelte hier Voltaire auf und nieder, um seinen „erhabensten Gedanken nachzugehen"; in dieser Laube, überaus nett und einladend, dictirte er seinem Sekretär viele seiner berühmtesten Schriften. Hier machte er seinen Essai sur l'esprit et les moeurs des peuples; hier entstanden seine Trauerspiele Olympie, Les Scythes, Le Triumvirat und die andern Dichtungen aus der letzten Epoche seines Schaffens; hier schrieb er viele seiner giftigsten encyclopädischen Artikel, hier bekämpfte er mit ungekühltem Eifer die „L'Infame", wie er die christliche Religion in dem damaligen Zustande ihrer Entwürdigung durch die französische Clerisey benannte. Auch im Wäldchen der Baum, den Voltaire vor 70 Jahren selbst pflanzte, ward nicht übersehen. Stolz und gerade, alle seine Umgebungen überragend, steigt er in die Höhe. Aber sein Stamm, vom Boden mannshoch hinauf, bietet den Anblick einer Ruine dar. Nicht allein seiner Haut, der Rinde, sondern auch seines Leibes ist er hier theilweis beraubt durch die Tausende, ja Hunderttausende von Fremden, die hier schon den Manen Voltaire's ihren Besuch gemacht und zur Erinnerung daran und an den großen Mann sich ein kleines Stück aus dem Stamme dieses von Voltaire selbstgepflanzten Baumes herausgeschnitten haben. Ekle Götzendienerei! Der Gärtner, der gewiß schon unzählige Fremde zu diesem Baume geführt, wies uns mit einem pathetischen Ernste auf ihn hin, wie auf eine biblische oder überhaupt welthistorische Reliquie, und frug uns feierlich, ob wir uns nicht auch gedrungen fühlten, ein Stück von diesem merkwürdigen Holze zu besitzen. Wir dankten höflich.

Wie Voltaire der eigentliche Schöpfer Ferney's ist, das in Folge seiner Anwesenheit aus einem elenden Weiler bald in ein wohlhabendes Städtchen sich verwandelte, so ist er der Wohlthäter dieses Orts auch nach seinem Tode geblieben. Hatte er bei Lebzeiten Hunderte edlerer Gewerksleute, namentlich Uhrenmacher, und viele Künstler herbeigezogen, die bei der immerwährenden Anwesenheit einer großen Zahl ausgezeichneter Fremden, die gleichsam den Hof Voltaire's bildeten, in auknehmender Weise prosperirten, so war in den ersten Jahrzehnten nach Voltaire's Tod der ungemein starke Fremdenzug nach Ferney, des berühmten Todten wegen, für das Städtchen eine nicht weniger reichliche Quelle des Gewinns. Aber auch noch heutigen Tages findet sich, namentlich in der guten Jahreszeit, immer eine ansehnliche Zahl Fremder, zumal Engländer, täglich ein, so daß die Revenue, die blos dem gegenwärtigen Eigenthümer des Schlosses in dieser Art zu gute kömmt, sich auf 30 — 40,000 Franken jährlich belaufen soll.

Voltaire hat in Ferney fürstlich gelebt, er konnte dies bei seinen jährlichen 140,000 Franken Renten, und mußte es wohl, er, den Fürsten und Könige als ihres Gleichen behandelten und aufsuchten. Wie damals, so gilt Voltaire den Bewohnern Ferney's auch heute für einen König der Könige. Er ist ihnen eine gleich geliebte als heilige Gestalt, deren Verehrung den jungen Generationen schneller und gründlicher eingeübt wird, als der Cultus der christlichen Gotteslehre. Freilich ist im Grund diese Verehrung Voltaires bei Denen von Ferney nichts Anders, als die Anbetung des materiellen Interesses, des Gottes der leiblichen Existenz. Hinter jeder Thüre, die man in Ferney öffnet, schallt deßhalb Voltaire hervor. Voltaire zum Frühstück, Voltaire zum Mittagstisch, Voltaire zum Abendbrod. Ich war buchstäblich Voltaire-toll und voll, als ich Ferney verließ.

Dies ehemalige Tusculum des großen französischen Gottesläugners hat nie in einem besonders sittlichen Rufe gestanden, und vielleicht in heutiger Zeit zum wenigsten. Aber das paßt zum Voltaire-Schlosse und zu den Voltaire-Erinnerungen. Unter fünfzehnhundert Menschen drei B — lle, wie in Genf behauptet wird. Die Haut fröstelte uns.

Zum größten Theile von Genf aus ist die französische Revolution gemacht oder doch instruirt worden. Rousseau in Genf geboren; Necker in Genf geboren; Voltaire die besten Jahre seines Lebens über auf genferischem Gebiete seßhaft. Wer Geschichte versteht, dem braucht nicht mehr gesagt zu werden. Setzt man zu dieser Thatsache den Namen Calvin, der, obwohl aus Frankreich stammend, doch seine Mission in Genf

Digitized by Google

erfüllte und ein Genfer wurde: welche politisch-, religions- und sittengeschichtliche Atmosphäre dünstet uns dann aus Genf entgegen. Kein Wunder, wenn der politische Despotismus und Seine Heiligkeit, der Papst, vor diesem Namen ein mächtiges Kreuz schlagen!

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk

bis zum fünfzehnten Jahrhundert unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk, und von da bis auf die neueste Zeit unter Mitwirkung dieses fortgesetzt von F. C. Schlosser, Geheimer Rath und Professor zu Heidelberg. Circa 12 Bände, jeder von 30 — 36 Bogen, gr. 8., feines Velinpapier. (In Lieferungen von 15 — 18 Bogen). Frankfurt a. M., bei Franz Varrentrapp.

Unter diesem Titel erscheint im Laufe der nächsten Jahre ein Werk, das, eine neue Bearbeitung und Fortsetzung der Schlosser'schen Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung, einem mannichfach gefühlten Bedürfniß abhelfen und unserem Volke in seinen höhern Interessen nützen soll. Während unsere Nation viele treffliche historische Specialschriften besitzt, fehlt der großen Gesammtheit der Gebildeten eine ihren Bedürfnissen ganz entsprechende Weltgeschichte. Auch die bis jetzt in acht Bänden erschienene, und bis zum Beginne des 15. Jahrhunderts reichende Weltgeschichte Schlosser's hatte diesen Zweck nicht und setzte namentlich einen Standpunkt voraus, welcher keineswegs von Allen, die zu der gebildeten Klasse gehören, eingenommen werden kann. Von diesem Werke und den andern Schriften Schlosser's ist die vorliegende bereits in rascher Ausführung begriffene Weltgeschichte ihrem Zwecke, sowie der Behandlung ihres Gegenstandes nach sehr verschieden. Jene setzen einen gewissen Grad wissenschaftlicher Bildung voraus, dieses Werk aber nur einen gewissen Grad allgemeiner Bildung und das wirkliche Bedürfniß historischer Belehrung; jene verlangen von ihrem Leser, daß er historisches Urtheil mitbringe, dieses dagegen soll ihn befähigen, sich dasselbe erst zu bilden; jene sind mehr kritischer, dieses mehr belehrender und darstellender Art. Mit Einem Worte, diese Weltgeschichte hat den Zweck, in einem größeren Kreise und auf eine dem Verständnisse desselben angemessene Art historische Bildung zu verbreiten, und Jeden, welcher Sinn für Bildung überhaupt hat, zur Erlangung jenes ächten historischen Urtheils anzuleiten, dessen gerade jetzt die Völker in gediegenerer Weise bedürfen.

Gervinus sagt irgendwo, Schlosser sey der einzige deutsche Historiker, dessen Werke nicht blos ein Produkt der Literatur und Wissenschaft seyen, sondern zugleich als Früchte des Lebens, und zwar des europäischen, anzusehen wären. Dies giebt Schlossern seine vorzugsweise und allgemeinere Bedeutung, und macht die Zugänglichkeit seiner Werke für ein größeres Publikum wichtig. Das Haupthinderniß dazu ist sein Styl oder vielmehr die Art seiner Behandlungsweise überhaupt: seine Werke setzen streng wissenschaftliche Bildung voraus, und erheischen nicht blos eine Lektüre, wie sie ein Gebildeter übt, sondern eigentliches Studium. Damit hängt auch zusammen, daß seine Behandlung oft kritisch wird und er dabei keine Rücksicht auf religiöse und andere Empfindungen, die bei dem Menschen die Grundlagen seines innern und höhern Lebens bilden, nimmt, weil er für solche Leser schreibt, die sowohl selbstständig im Urtheil, als auch gewohnt sind, alle Seiten und Beziehungen ihres Wesens und Lebens zum Gegenstand intellektueller Betrachtung zu machen. Hieraus entsteht eine zweite Hauptseite der Schlosser'schen Schriften, wegen deren sie nicht für das gebildete Publikum überhaupt geeignet sind. In diesen beiden Beziehungen die Schlosser'sche Weltgeschichte umzuarbeiten, ist die eigentliche Aufgabe für das vorliegende Unternehmen. Uebrigens darf noch insbesondere darauf aufmerksam gemacht werden, daß Schlosser's Werke bis jetzt noch nichts über die Zeit von 1400 — 1700 enthalten, und daß er selbst in der neuen Weltgeschichte diesen Zeitraum bearbeiten wird; was also dem Buche auch für die gelehrte Welt eine Bedeutung giebt. Das große und höchst verdienstliche Unternehmen nimmt die allgemeinste Beachtung in Anspruch, und wir werden nicht anstehen, stets zu seiner Zeit über die einzelnen Bände unsern Lesern nähern Bericht zu erstatten.

Mannichfaltigkeiten.

Die badische Regierung hält streng über das dritte Gebot. Den geschlossenen Gesellschaften sind die Bälle in der Fastenzeit und an Sonnabenden eben so wie andern Leuten untersagt, deßgleichen das Kegeln am Sonntag Vormittag in den Gesellschaftsgärten. Das Justizministerium hat den Justizbehörden streng verboten, an Sonntagen Geschäfte vorzunehmen.

(Frankfurt, 25. Okt. — Berichtigung.) Die in hiesiger Didaskalia von gestern befindliche Notiz, zufolge deren ein gewisser Axerio-Viotti aus Italien sämmtliche auf der Villa des Hrn. v. Rothschild vorkommenden Gypsmarmor-Arbeiten ganz allein hingestellt haben soll, hat eine Berichtigung dahin zu erleiden, daß auf dieser Villa die Wände des Tanzsaales in weißem, und jene des Gesellschaftsaales in blaugeadertem Gypsmarmor, ferner alle darin, so wie in mehreren andern Pieçen erscheinenden Verzierungen, von den Stukkatur-Arbeitern Gebrüder Walther in Wiesbaden gefertigt worden sind. — Da es dem unparteiischen Einsender hinreichend bekannt ist, daß den hier genannten Gebrüder Walther alle Sucht von Lobeserhebungen in Betreff der von ihnen gelieferten Arbeiten jeder Art durchaus fremd ist, so übergeht man solche mit Stillschweigen.

Frankfurter Theater.

Thomas Aniello, historisches Drama von A. Freseninus.

Bei der Beurtheilung dieses Drama's haben wir die Fragen über das Talent des Dichters und über den Werth der Dichtung zu trennen und zu unterscheiden. Das erstere ist in so entschiedener Weise vorhanden, daß es Jedem klar entgegen tritt. Der Schwung einer jugendlich frischen, reichen und kühnen Phantasie, die Inspirationen eines tiefen Gemüthes und edler Gesinnung, der kräftige, ursprüngliche Dichtergeist und endlich die Gabe poetischer Erfindung, sie bekunden sich durch das ganze Drama und zeigen uns einen vielbegabten und auserwählten Dichter, von welchem die deutsche Literatur Großes zu erwarten berechtigt war. Das Bereich dieses Drama's gleicht einem fruchtbaren Landstrich, der Alles in Fülle hervorbringt und in sich vereinigt. Hier rauschen breite Ströme und dort heben sich Anhöhen mit den schönsten Fernsichten, hier duften liebliche Blumen und dort wölben sprize Bäume ihr weites Schattendach, hier eröffnen sich roman-

Digitized by Google

tische Thalgründe in mildem Sonnenglanz und dort kühle Waldgehege voll Dämmerung und Einsamkeit. Aber dies schöne Gebiet der Natur entbehrt noch der ordnenden Hand der Kunst und hier begegnen wir der Frage über den Werth der Dichtung als Drama. Dieses ist zu reich und üppig, zu wenig geordnet und geregelt und die noch ungezügelte Kraft ist zu verschwenderisch; es fehlt die berechnende Besonnenheit und die ruhige Beherrschung des Stoffes. Vollendete Dramen sind eben darum so selten, weil sie die ganze Gluth der jugendlichen Phantasie, die wärmste Inspiration des Herzens und zugleich auch die volle Klarheit und gereifte Einsicht der männlichen Ruhe und der geübten sichern Kraft verlangen. Solche Vereinigung findet sich nur selten und A. Fresenius hat seinen „Aniello" in einem Lebensalter geschrieben, welches mit Schiller sagen kann: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell." — Er überließ sich dem mächtigen Schwunge seines Geistes, der sich in enge Schranken nicht bannen konnte, noch wollte, und ferne lag ihm jede Berechnung und jedes Abmessen seiner Kraft nach den kleinen Dimensionen einer Bühne, oder nach den Gesetzen einer bedächtig ordnenden Kritik. So nun ist sein Werk ein urkräftiges und geniales, aber als Drama kein vollendetes und planmäßig abgeschlossenes; die Strahlen desselben, anstatt in einem Mittelpunkte sich zu concentriren, zersplittern sich und die Farben entbehren oft der rechten Mischung und des Effectes. Vom Anfang bis zu Ende interessirt man sich für den Dichter, aber nicht immer für seine Gestalten, und eigentlich sollte es umgekehrt seyn; man schwärmt und träumt, trauert und freut sich mit ihm und über ihn, aber darüber vergißt man oft seine Menschen und das, was sie wollen und erstreben; man weilt mit Lust bei einer duftenden Blume oder mit Staunen bei einem Gedanken, der blitzend aus der Höhe fährt, und darüber kommt man vom Wege ab und verliert das Ziel aus den Augen; reizende Mannigfaltigkeit ist da, aber die schöne Einheit fehlt. L. Börne ist nicht zu weit gegangen, wenn er einen Shakespeare'schen Genius in diesem Drama zu erkennen glaubte; wir aber müssen trauern, daß eine Lebensfackel so früh gelöscht wurde, die weit hinaus noch geleuchtet und manchen Freund des Schönen noch entzückt haben würde. Nimmt auch „Thomas Aniello" von A. Fresenius keine erste Stelle unter unsern deutschen Meisterwerken ein, so wäre doch zu wünschen, daß er durch eine neue Auflage — denn die erste ist ganz aus dem Buchhandel verschwunden und kaum noch ein Exemplar aufzutreiben — der Vergessenheit entrissen würde. Es würde ein liebes und herrliches Gedenkbuch aus der ersten Blüthezeit eines genialen Dichterjünglings bleiben.

Korrespondenz.

Mainz, 24. Oct.

Die Mainzer Zeitung ist unermüdlich in Auffindung von Unrichtigkeiten, welche in dem Frankfurter deutschen Journale und in der Didaskalia über hiesige Zustände enthalten seyn sollen. So erwähnt sie wieder eines von Mainz vom 21. d. M. datirten Artikels in der Didaskalia in einer wahrhaft beneidenswerthen Weise. Nicht der 20. Nov., sagt sie, sey zur Assisengerichtsverhandlung in Alzei fixirt, sondern der 28. Welche Gewißheit hat sie dafür? Antwort: Keine, als das on dit; denn die offizielle Bekanntmachung ist noch nicht erschienen. Eben so behauptet sie, es bestehe kein Zweifel mehr, ob Hr. Levita oder Hr. Jung präsidire; ersterer sey ernannt. Sie sagt dies mit einer solchen Assurance, daß man darüber staunen müßte, kennte man sie nicht; denn auch hierüber ist noch nichts amtlich bekannt. Endlich gibt sie einen Beweis ihres Divinationsvermögens, indem sie mit fester Stimme ausspricht, der frühere Anwalt Dr. Zix habe die abermalige Vertheidigung des Peter Fuhrmann abgelehnt. Was diesen Punkt betrifft, den einzigen, wegen dessen die Vielgeieselte sich hätte Gewißheit verschaffen können, wenn sie bei Hrn. Dr. Zix hätte anfragen lassen, so können wir sie versichern, daß sie gänzlich im Irrthume ist; denn nicht nur hat Hr. Zix die Vertheidigung nicht abgelehnt, sondern er wird sich, wenn die Sache vorkömmt, nach Alzei begeben und den Fuhrmann, insoweit als es die dortigen Gerichtsverhältnisse gestatten, vertheidigen. So viel zur Belehrung der Mainzer Zeitung.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im Oct.

Mehrere Jagdlustige — ein Jagdpächter und zwei Gäste — gehen quer über's Feld und treten rücksichtslos die Früchte des Landmanns darnieder; Feldpolizeioffizianten denunciiren sie und taxiren den Schaden auf 12 Kreuzer. Das Feldpolizeigericht, vor welchem die Gäste vernünftigerweise nicht erscheinen und die sich lieber contumaziren lassen, verurtheilt sie sämmtlich auch zum Ersatz. Nur der Jagdpächter sistirt sich, bestreitet die Zuständigkeit der Taxatoren und verlangt, nach dem Wildschadengesetz gerichtet zu seyn. Dieses nun scheint freilich vor, daß Wildschaden jeglichen Wildes von besonderen Wildschadenstaxatoren abzuschätzen sey, wenn vorher ein Techniker erst begutachtet und erkannt habe, daß der Schaden von Wild auch herrühre. Gesetzt nun, der lächerlichen Protestation und der Berufung an die Wildschadenstaxatoren würde Folge gegeben, was würde der Techniker begutachten? Würde er erkennen, daß allerdings totales Wild, oder nur ein menschliches Wesen, in momentaner wilder Aufregung den Schaden verübt, und, im letzteren Fall, daß er mit wirklichem Wildschaden auch gleiche Bedeutung habe und gleich behandelt werden müsse?

Programm des Museums.

Freitag, den 27. Okt.

Einleitende Worte über den gegenwärtigen Stand des Museums; von Hrn. Dr. med. A. Clemens, erstem Secretair der Anstalt.

Neueste Symphonie von Mendelssohn-Bartholdy (A minor). Zum Erstenmal.

Die Meistersänger in der Zeit der deutschen Reformation. Literaturgeschichtliche Andeutungen von Hrn. Dr. Theodor Creizenach.

„Warum?" Lied von Bechstein, Musik von Preyer;
„Mein Herz ist im Hochland", Lied von Krebs;
} gesungen von Fräulein Capitain.

Klavierkonzert von Mozart in A dur, gespielt von L. Reiß.

Rosen auf das Grab einer edlen Frau; Gedicht von Rückert, gesprochen von Mad. Johanna Hoffmann.

Zwei neue Lieder von W. Speyer, gesungen von Hrn. Pischek.
1. Der Einsame von A. Schumacher.
2. Die Stille von N. v. Eichendorf.

Erstes Allegro aus dem Violinkonzert von Beriot, vorgetragen von Aloys Baldenecker, 9½ Jahre alt.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet. Karten für Fremde zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Thomas Aniello, historisches Drama in 5 Abth., von August Freienius. — Die Ouvertüre und die in diesem Drama vorkommenden Musikstücke sind von H. Reeb.

Redakteur: J. L. Hetlesr. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 297. Samstag den 28. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Durch den alten Matrosen Tom, der sein gegebenes Versprechen redlich gehalten, der William vor Sir Henry und seinem eigenen Kapitän treu gewarnt hatte, erhielt er zuweilen Nachricht von seiner geliebten Fanny; sie war noch immer sehr leidend, und wurde schärfer als jemals bewacht. Keiner von ihren Reisegefährten durfte, nach Tom's Aussage, sie besuchen, Niemand, außer dem Kapitän, Sir Henry's Hütte betreten, ja Tom behauptete sogar, man gebe die edle Jungfrau absichtlich für kränker aus, als sie sey, um entweder die Ausführung eines geheimen Planes dadurch zu erleichtern, oder mindestens einen Jeden von ihr entfernt zu halten, der einst gegen das grausame Verfahren ihrer Peiniger zu zeugen vermöge. Daß alle diese Nachrichten Williams Seelenqual auf's höchste trieben, daß sein Zustand beinahe an Verzweiflung gränzte, war eben so natürlich, als daß er von nun an, die frühere Vorsicht vergessend, tausend Versuche wagte, sich ihr zu nahen, die er mehr als sein Leben liebte; sie scheiterten jedoch alle an den listigen Maßregeln der drei Verbündeten, und so mußte er diese Versuche denn endlich aufgeben, mußte sich abermals in Geduld fassen, von der Zeit das Ende seiner Leiden erwarten. Nach Monden langem, ungeduldigem Harren nahte der Augenblick der Erlösung endlich heran! Schon hatte der Kapitän Alles zur Weiterreise vorbereitet, schon hatte er sämmtliche Matrosen an Bord gesandt, um das Schiff segelfertig zu halten, und die Stunde der Abfahrt bestimmt, nur William und die Familie Smith befanden sich in der Nacht, welche dem zu ihrer Abreise festgesetzten Morgen voranging, noch am Lande, weil Ersterer im Stillen hoffte, die Geliebte auf dem Wege nach dem Strande zu sehen, ihr wohl gar ein paar Worte zuflüstern zu können; da trat schon ziemlich spät zu Williams größtem Erstaunen der Kapitän in seine Hütte, entschuldigte seine Erscheinung zu dieser ungewohnten Stunde mit der Wichtigkeit seiner Botschaft, und bat den Ueberraschten mit verstörter Miene, ihm augenblicklich zu folgen, indem Miß Fanny Osborne dem Tode nahe sey, ihn noch ein Mal dringend zu sehen begehre, und Sir Henry Smith, so ungern er es auch geschehen lasse, diesen Wunsch der Sterbenden doch nicht zu verweigern wage. Starr vor Entsetzen, keiner Ueberlegung, keines klaren Gedankens mächtig, ja sogar kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten, ließ sich William fast bewußtlos von dem Kapitän fortziehen, der ihn auch ohne Zögern bis in die Nähe von Sir Henry's Wohnung brachte; hier gab van Horn ein leises Zeichen, das, wie er sagte, ihre Gegenwart ankündigen und die Sterbende auf seinen Anblick vorbereiten sollte. Aber kaum war dies geschehen, als William sich plötzlich von hinten überfallen, zu Boden gerissen und seinen Mund mit einem dicken Tuche verstopft fühlte. Noch wußte der Unglückliche nicht, was mit ihm vorging, noch konnte er die Absicht seiner Peiniger nicht errathen, da wurde er schnell emporgehoben, man verband ihm die Augen, zwang ihn, zweien Führern, die ihn bei beiden Armen ergriffen, zu folgen, und schleppte ihn hierauf, ohne einen Laut von sich zu geben, mehrere Stunden auf oft von Schlingkraut überwucherten, von herabhängenden Zweigen gehemmten Wegen fort, bis man endlich stille stand, die Binde von seinen Augen nahm und er bei dem die riesigen Bäume nur schwach durchdringenden Mondlicht in seinen Führern, oder vielmehr Entführern, die beiden Smiths nebst den von jenen erkauften schändlichen Verräther, den Kapitän van Horn, erkannte. Sir Henry ließ ihn über das, was mit ihm vorging, nun nicht länger mehr in Zweifel. Kaum hatte der unglückliche William sich einigermaßen erholt, als Ersterer mit höhnischem Lächeln ausrief: „Wundert Euch nicht, edler Sir, daß wir Euch, freilich auf etwas unsanfte Art, hieher bemühten! mich däucht jedoch, Ihr seyd hier besser aufgehoben als auf dem Schiffe, das Euch schon morgen, wie Ihr wähntet, nach Philadelphia, dem heiß ersehnten Ziel Eurer Wünsche, führen sollte, um mir und meinem Sohne daselbst Alles zu rauben, was das Leben Herrliches und Wünschenswerthes beut. Ihr habt Euch während unserer Reise arglistig in das Herz meiner thörichten Nichte einzuschleichen gewußt, habt dies Herz von dem Manne abgewendet, dem es zugehörte, der ihr Gatte werden sollte, und den Ihr um sein ganzes irdisches Glück zu betrügen gedachtet. Aber das soll Euch wahrlich nun und nimmermehr gelingen! Ihr sollt Sir Jakob Osbornes Erbe nimmer werden, nimmer im Vollgenuß seiner Güter schwelgen, an seiner Tochter Seite prunkend einherschreiten und den getäuschten Oheim, den hintergangenen Bräutigam höhnisch verlachen. Hier diese Insel wird, denk' ich, Raum genug haben, Euch und Eure stolzen Pläne für immer aufzunehmen. Hier, mein edler Sir, mögt Ihr in Zukunft hausen, mögt Euch unbeschadet in Euren Verführungskünsten üben; denn hier werdet Ihr mindestens keine Gelegenheit finden, fremdes Eigenthum zu rauben, lange

Digitized by Google

genährte Wünsche zu zerstören und Euch tückisch des Sieges über Eure Gegner zu erfreuen.' — Von namenlosem Entsetzen ergriffen, starrte William, dem man während Sir Henry's Rede den Knebel aus dem Munde genommen, seinen furchtbaren Feind an. — „Wie," rief er endlich mit bebender Stimme aus, „hab' ich recht gehört? wär' es möglich? Ihr könntet Euern Haß so weit treiben? könntet grausam genug seyn, von hier abzureisen und mich allein auf dieser wüsten Insel zurückzulassen? Nimmermehr! das könnt, das werdet Ihr nicht!" — „Ich kann und werde es, zweifelt nicht daran, es ist so, wie Ihr sagt," antwortete Sir Henry gelassen, „und fürwahr," fuhr er fort, „Ihr dürft Euch nicht beklagen; denn einem Räuber, — als solchen muß ich Euch mir gegenüber betrachten, — gebührt der Tod! Ich aber will mich nicht mit Eurem Blut beflecken, will mein Gewissen nicht mit einem Mord belasten; darum mögt Ihr leben, jedoch an einem Orte leben, wo Ihr mir nicht mehr schaden, meinen Weg nicht mehr durchkreuzen könnt!" —

(Fortsetzung folgt.)

Zweck und Mittel des pennsylvanischen (philadelphischen) Pönitentiarsystems.*)

Das philadelphische System ist auf die völlige Trennung der Gefangenen bei Tag und Nacht berechnet. Jeder Gefangene erleidet seine Strafe in einer Einzelnzelle, ohne mit irgend einem Mitgefangenen in die geringste Berührung zu kommen, ja ohne daß der Eine die geringste Kunde von der Anwesenheit des Andern in der Strafanstalt erhält. Aber gleichwie der Umgang und jede Mittheilung unter den Gefangenen zu einer Unmöglichkeit gemacht wird, und hier Alles darauf abzweckt, der Verbindung zwischen Denen, die der Strafanstalt anheimgefallen sind, und dem Einflusse entgegenzuwirken, welchen der Eine auf den Andern ausüben kann, so arbeitet das System darauf hin, daß der Gefangene mit Personen in Verbindung gebracht werde, die durch gute Lehren und Ermahnungen, durch Warnungen und nützliche Anweisungen zur Beschäftigung, seine moralische Besserung vorbereiten, und die guten Vorsätze unterstützen, welche während der Einsamkeit und Arbeit bei ihm entstehen. Das System geht darauf aus, den bösen Willen des Gefangenen zu beugen, indem es theils demselben einen unübersteiglichen Damm entgegensetzt, theils den Gefangenen nöthigt, an den guten Vorsätzen festzuhalten, welche während der Selbstbetrachtung bei ihm entstehen, und sich an den Trost der Religion festzuklammern, wenn Alles, was seiner Leidenschaftlichkeit Nahrung gewähren könnte, ihm entzogen wird. Das System geht darauf aus, ihm Müßiggang hassen, Arbeit lieben zu lehren, und ihm diese zur Gewohnheit zu machen, weil er nur durch sie seinen Zustand erträglich finden kann, weil er sich selbst und seinen Gewissensbissen nur dann entfliehen kann, wenn er sich der Beschäftigung hingibt. Das System sucht nicht, wie man so oft zu glauben scheint, eine völlige Isolirung des Gefangenen zu bewirken. Es geht nur darauf aus, ihn von Denen zu trennen, welche böse Neigungen und Geringschätzung der Gesetze mit ihm theilen, vor denen er mit seiner Schlechtigkeit prahlen oder von deren Schlechtigkeit er verführt werden würde; die Bestrebungen gehen aber auch zugleich darauf hin, ihn in nähere und dauerndere Verbindung mit Denen zu bringen, welche darnach streben werden, wohlthätig auf ihn zu wirken, und denen sein Herz sich um so eher öffnen wird, als er sich keinem Andern mittheilen kann, und als die Gelegenheit, andere Gesellschaft zu finden, ihm benommen ist. Wenn man daher das System ein Isolirungs-System nennt, so darf dies nur in dem Sinn verstanden werden, daß das System darauf ausgeht, den einen Gefangenen in jeder Beziehung von andern Gefangenen zu isoliren.

Das System ist aber so weit davon entfernt, ein Isolirungs-System im strengsten Sinn des Wortes zu seyn, daß es im Gegentheil wesentlich auf die Bedingung gebaut ist, daß durch Andere wohlthätig auf den einzelnen Gefangenen eingewirkt werden kann und eingewirkt werden wird, wenn derselbe von seinen Mitgefangenen ganz und gar abgesondert ist.

Um dieses System zu verwirklichen, ist es nothwendig, daß das Gefängnißgebäude diese partielle Isolirung, d. h. die völlige Trennung der Gefangenen gestatte, während die Einrichtung auf der andern Seite so beschaffen seyn muß, daß die Verbindung zwischen den Gefangenen und Denen, welche die Aufsicht über sie haben, und sowohl in geistiger als in industrieller Hinsicht wohlthätig auf sie einwirken sollen, auf jede Weise erleichtert wird. Die Zelle, welche dem Gefangenen bei Tag und bei Nacht zum Aufenthalte angewiesen wird, muß so eingerichtet seyn, daß nicht nur jene Trennung, sondern auch diese Verbindung erreicht werden kann. Sie muß geräumig, hell und groß genug seyn, damit die Arbeit, welche in derselben von dem Gefangenen verrichtet werden soll, dort auch bewerkstelligt, und daß die Luft darin, während des Aufenthalts des Gefangenen bei Tag und Nacht, nicht auf eine für die Gesundheit nachtheilige Weise verdorben werden kann. Sie muß außerdem alle Bequemlichkeiten enthalten, auf welche der Gefangene in seiner Lage Anspruch machen kann, und im Ganzen so eingerichtet seyn, daß es nicht ganz unmöglich wird, zu einzelnen Zeiten oder bei gewissen Gelegenheiten den Gefangenen ununterbrochen in derselben bleiben zu lassen. Da aber Bewegung in freier Luft unter allen Umständen, wenigstens auf die Länge der Zeit, als ein wesentliches Mittel zur Erhaltung und Beförderung der Gesundheit angesehen werden muß, so ist die Strafanstalt so einzurichten, daß dem Gefangenen Gelegenheit zu dieser Bewegung verschafft werden kann, ohne der Isolirung, auf welche das System gebaut ist, Abbruch zu thun. Es ist auch dahin zu streben, denselben Zweck rücksichtlich der Krankenpflege im Gefängnisse zu erreichen, und nicht weniger wichtig ist es, bei der Einrichtung des Gefängnißgebäudes dafür zu sorgen, daß darin Gottesdienst stattfinde, und daß die Gefangenen demselben beiwohnen können, ohne daß der Isolirungszustand, den die Aufrechthaltung des Systems erfordert, dadurch gestört wird.

*) S. David (Prof. der Staatsökonomie zu Kopenhagen, und k. dänischer Regierungskommissär zur Berufung auswärtiger Gefängnisse) über die neuern Versuche zur Verbesserung der Gefängnisse und Strafanstalten. Kiel, 1842. S. 28.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Zur Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs wurde am 15. Oktober im königlichen Schauspielhause in Berlin eine von Fr. Förster gedichtete Festrede durch Hrn. Eduard Devrient gesprochen. Vorher ging die Ouvertüre zu Gluck's „Armide", worauf zum ersten Male die „Medea" von Euripides, nach der Uebersetzung von Donner und Bothe, gegeben wurde; in Scene gesetzt von Regisseur Stawinsky und mit Musik vom k. Musik-Direktor Taubert. Die Aufführung war ausgezeichnet und auch das Orchester mit dem Chor in bester Harmonie. Frau Crelinger als Medea blieb, in ebenmäßiger Steigerung, von ihrem ersten Weheruf an bis zum Schlusse, wo sie von dem Drachengespann herab auf die Welt des Jammers höhnisch hernieder starrte, die große Schauspielerin. Herr Rott (Jason) hielt sich ehrenhaft auf dem tragischen Kothurn; seine Schlußscene mit dem Chor wirkte erschütternd. Die übrigen Rollen waren durch die Herren Grua, Stawinsky, Franz und Bethge gut vertreten. Die Darstellung gefiel sehr und Mad. Crelinger wurde gerufen. — Auf derselben Bühne wurde den 18. d. M. Shakespeare's „Sommernachtstraum" zum ersten Male gegeben, mit Musik von Mendelssohn-Bartholdy, und trat so in die volle Oeffentlichkeit. Wie es nicht anders zu erwarten war, behauptete das Werk seine Haltung vor dem völlig freien Gericht des Publikums mit eben so entschiedenstem Erfolg, wie vor der Auswahl der Hörer, denen es jüngst in Potsdam vorgeführt war.

Ueber Alexander Dreyschock spricht ein Stuttgarter Blatt unter Anderm, „daß derselbe mit der Solidität eines Thalberg zugleich die hinreißende Leidenschaft eines Liszt und den feinen Geschmack eines Henselt im Spiel verbinde." Das heißt mit wenig Worten viel sagen. Da Hr. Dreyschock sich dieser Tage im Frankfurter Theater wird hören lassen, so haben wir Gelegenheit, zu prüfen, ob sich dieses Urtheil bestätigt.

Die Liegnitzer Regierung empfiehlt als Holzersparung dringend die Anlegung lebendiger Hecken statt der jetzt viel üblichen hölzernen Zäune.

Der „Korrespondent von und für Deutschland" macht unter der Aufschrift: — Wie kann sich Hr. Dr. Franz Liszt wahrhaft nationell verdient machen? — sehr wahre und zeitgemäße Bemerkungen über das heutige Virtuosenthum, und spricht den Wunsch aus, der berühmte Klaviergarrick möge seinen Stolz darein setzen, die Meisterwerke anerkannter Componisten durch sein geniales Spiel recht allgemein zu verbreiten. Garrick erst machte den Shakespeare ächt populär, sagt das genannte Blatt. Hr. Liszt kann unserer großen deutschen Meister, namentlich des musikalischen Shakespeare, Beethoven's, ewig große, denkwürdige Werke, wie sie für das harmonievollkommenste Instrument, das Klavier, niedergelegt, gleichsam deponirt sind, eben so populär machen.

Seit fünf Monaten ist die Aufmerksamkeit des Elsasses, ja, man kann sagen, des ganzen Frankreichs, auf eine Criminalprocedur im oberrheinischen Departement gerichtet. Um jene Zeit nämlich wurde ein verstümmelter Leichnam durch die Eisenbahn in einer Kiste als Frachtgut verschickt, und erst nach einigen Wochen wurde man gewahr, was dieselbe enthielt. Der muthmaßliche Thäter ward bei Mühlhausen verhaftet, und die Instruktion ergab, daß nach Aussage der Zeugen das Opfer jener Gewaltthat ein Frauenzimmer in Limes — Adele Bulard — sey. Da erschien aber plötzlich ein Schreiben jener Dame, in welchem dieselbe anzeigt, daß sie mit Staunen in öffentlichen Blättern gesehen habe, daß sie im Elsaß ermordet worden wäre. Man hielt diesen Brief für eine Täuschung, — allein welches war die Ueberraschung des Gerichts und der Zeugen, als die angeblich Ermordete im Laufe voriger Woche bei'm Tribunal zu Altkirch erschien, und dadurch die bisherige Untersuchung völlig resultatlos machte. Seit vielen Jahren befanden sich die Criminalbeamten in keiner solchen Verlegenheit, als das gegenwärtig der Fall ist. Mehr als acht Zeugen hatten mit Bestimmtheit behauptet, daß der ihnen vorgezeigte Kopf kein anderer sey, als der des Frauenzimmers, das nun so thatsächlich ihre Aussage Lüge straft.

(Bescheidenheit.) Auf dem Chemnitzer Theater wurde vor kurzem Maria Stuart aufgeführt, und fiel durch. Kurz darauf stand im „Chemnitzer Tagblatt" folgende Anzeige: „Um Irrthümer zu vermeiden, zeige ich hierdurch an, daß ich nicht Verfasser des vor acht Tagen auf hiesigem Theater gegebenen Trauerspiels „Maria Stuart" bin. Cäsar Kielemeyer."

In dem zweiten Theile von Dörings „Weisheitsregeln und Sittensprüche für Alle, welche edel seyn wollen", wird unter andern folgender Stammbuchsspruch empfohlen:

„Bläs't uns, o Welt, in deinem Haus
Der Tod das Lebenslichtchen aus,
Wird vom Geruch es offenbar,
Wer Talglicht oder Wachslicht war."

Dem. Herrmann fährt fort, auf dem Altonaer Stadttheater mit Beifall Darstellungen zu geben, und man rühmt die Natürlichkeit und den ungekünstelten Ausdruck ihres Spiels. Ein dortiges Blatt sagt: Da Dem. Herrmann am Neuen Hamburger-Stadttheater engagirt ist, so haben wir bald Gelegenheit, die jugendliche Künstlerin in Conversations-Stücken zu sehen, indem die hiesigen Verhältnisse es dieses Mal nicht erlaubten, solche zur Aufführung zu bringen.

Der verstorbene Duttlinger, der ausgezeichnete badische Volksabgeordnete, soll nun auch ein Denkmal erhalten, nicht von Erz, aber von seinen eigenen besten Geistesthaten, die Dr. Weick einer Biographie des edeln Volksfreundes beifügen wird. Es werden dies seine wichtigsten Reden, Berichte und Motionen seyn, die er in der badischen Abgeordnetenkammer gehalten hat.

Saphir hatte sich der Gunst einer Frau von Stande in Wien zu erfreuen. Als er einst zu ihr ging und das hübsche Kammermädchen ihn melden wollte, konnte er nicht umhin, der kleinen Schelmin einen Kuß zu geben. Man denke sich jedoch seine Verlegenheit, als ihre Gebieterin hinzukam. Saphir faßte sich augenblicklich und sagte: „Madame, ich bewundere nicht allein die Macht Ihrer Reize, sondern auch die Reize Ihrer Macht (Magd)."

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Thomas Aniello, historisches Drama von A. Fresenius.

(Schluß.)

Ein Drama, wie das vom Referenten besprochene, konnte sich nur getheilten Beifalls erfreuen, da in ihm das Interesse einer spannenden und kunstreich verflochtenen Handlung, anziehender Charaktere und wirksamer Bühnenmomente nicht vorherrscht. Aus diesem Grunde mochten auch die Darsteller weniger Sorgfalt auf die Ausführung verwenden, welche demnach wenig Bedeutendes bot. Hr. Baison als Thomas Aniello ließ sich am Schlusse des zweiten Aktes, wo er das Volk zur Empörung anreizt, vom Theatereffect so sehr hinreißen, daß er die Gränzen des Schönen überschritt; dagegen sprach er die Erzählung seines Traumes mit Auszeichnung. Uebrigens wurde er zweimal hervorgerufen. — Hr. Meck wußte die kleine Rolle des alten Georg so zu beleben, daß er den ungetheiltesten Beifall errang, eben so Hr. Weidner (Gennino). — Auf die Darstellung des Vicekönigs war von Hrn. E. Schneider eine rühmliche Sorgfalt verwendet worden. Dieses thätige Mitglied unserer Bühne gehört zu jenen achtbaren Künstlern, welchen es stets ernst um die Sache ist und die durch besonnene Auffassung und bestimmte Charakteristik zu wirken streben. Wir sahen Hrn. Schneider in letzterer Zeit dies mehrfach bethätigen und seine Leistungen wurden durch freundliche Aufnahme belohnt. In der schönen Scene des vierten Aktes des Aniello mit Hrn. Weidner entfalteten beide ein eben so durchdachtes und kunstgerechtes, als effectvolles Spiel. — Da das mitwirkende Personal aus nicht weniger als 34 Personen bestand, so wird man uns eine Besprechung der einzelnen Rollen gerne erlassen.

In der Vorstellung „Robert der Teufel" am 22. d. M. trat die Gesangsleistung der Fräul. Rudersdorff als eine ausgezeichnete hervor. Die beliebte Sängerin war an diesem Abend nicht nur vorzüglich bei Stimme, sondern sang auch mit wahrem Ausdruck und gebildetem Geschmack, wobei ein passendes und würdig gehaltenes Spiel nicht fehlte. Fräul. Rudersdorff weiß der wohlverdienten Gunst der Operufreunds durch beifallswerthe Kunstleistungen wohl zu entsprechen.

W.

Korrespondenz.

Münden, 18. Oct.

Die lang ersehnte Ankunft des Dampfschiffs „Hermann", welches in der Fabrik der Gebrüder Sache in Paris angefertigt, gegen das Ende vorigen Monats auf dem Seewege über Havre nach muthigem Kampfe gegen die Meereswogen in Bremen eintraf, erfüllte uns gleich allen Bewohnern der Weserufer mit der lebhaftesten Freude. Nachdem es in Bremen von der Direktion und den vier Administrationen der vereinten Weser-Dampfschifffahrt unter Zuziehung von Sachverständigen geprüft und in allen Theilen als wohlgelungen und den contractlichen Stipulationen vollkommen genügend befunden worden war, begann es seine Reise hieher wie in einem Triumphzuge. Ueberall wurde es mit lautem Zurufen der Freude begrüßt und an den größeren Orten die dasselbe begleitenden Directoren und Actionäre noch mit besonderen Feierlichkeiten empfangen. Am 8. d. M., Nachmittags, erreichte es im raschen Fluge unser romantisches Thal, wo Tausende seiner freudig harrten und es unter Kanonendonner und rauschender Musik mit Jubel empfingen. Am hiesigen Landungsplatze, wo ein besonderer feierlicher Empfang von der hiesigen Administration und öffentlichen Behörden vorbereitet war, wurde das Schiff ob seiner glücklich zurück gelegten Fahrt mit Blumengewinden bekränzt. An demselben Abend fand zu Ehren der fremden Gäste auf hiesigem Werder Ball und am folgenden Tage ein solennes Diner statt, woran außer den Actionären und den öffentlichen Behörden viele hiesige Einwohner Theil nahmen. Die ungetheilteste Freude über das gelungene Werk sprach sich mehrfach aus und gab sich in verschiedenen in dieser Beziehung ausgebrachten Toasten, die allgemeinen Anklang fanden, kund, namentlich erwähnen wir des Trinkspruchs in gebundener Rede vom Hrn. Amtmann Blumenhagen hieselbst. Am folgenden Tage vereinigte man sich wiederum zu einer Lustfahrt nach Beckerhagen, an der über 200 Personen Theil nahmen und wo man sich von der raschen und gleichmäßigen Bewegung des Schiffs noch mehr überzeugen konnte. Der Tiefgang des Schiffes ist 16 — 17 Zoll und legt dasselbe stromaufwärts fast 3 Stunden und stromabwärts 6 — 7 Stunden in 1 Zeitstunde zurück, so daß man in 6 — 7 Stunden von hier nach Hameln (Wasserweg 16 — 18 Meilen) und im Sommer in einem Tage aufwärts bisher die Reise wird machen können. Am 11. Oct. hat der „Hermann" seine regelmäßige Fahrt auf der Oberweser eröffnet und wird jeden Mittwoch und Sonnabend von hier nach Hameln abgehen. Die Schönheit und Geräumigkeit der drei Cajüten wird allgemein gelobt und werden wir im nächsten Sommer gewiß einem lebendigen Reiseverkehr hier entgegen sehen können, zumal da auch der „Eduard" gestern wiederum die Fulda regelmäßig nach Kassel zu befahren angefangen hat.

Von der Bergstraße, im Okt.

Die Weinheimer Anstalt der Gebrüder Bender fährt fort, ihrem jährlichen Programme eine pädagogische Abhandlung beizufügen. In früheren Programmen ward von Dr. Finger aus Frankfurt der Unterricht in der Formenlehre, von Direktor Bender das Turnen, von Dr. Stoy der Unterricht in der Muttersprache abgehandelt. Diesmal hat Dr. Lamey über den Geschichtsunterricht eine gutgeschriebene und sehr interessante Abhandlung geliefert, welche auch von Fachleuten mit Vergnügen gelesen wird. Möchten alle Gegenstände des Unterrichts fürderhin ähnliche Darstellungen erfahren und mit allen ihren Wechselbeziehungen — denn darauf kommt unendlich viel an — Eltern und Pädagogen vorgeführet werden. Nur durch Einheit des Lehrverfahrens, wie das collegialische Verhältniß aller Lehrer der Bender'schen Anstalt solche befördern muß, können sich in allen Schulen wahrhafte Fortschritte der Schüler zeigen.

Charade.

Mag das Ganze dich beschleichen,
Siehst du Alles finster an,
Mögen Lust und Frohsinn weichen
Bei der tück'schen Ersten Nah'n,
Dennoch selbst im grimmsten Streite
Stehst du unerschüttert fest,
Wenn die segensvolle Zweite
Dich im Kampfe nicht verläßt.

B—m. G. Buck.

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Thomas Aniello, historisches Drama in 5 Abth., von August Fresenius. — Die Ouvertüre und die in diesem Drama vorkommenden Musikstücke sind von H. Reeb.

Montag, 30. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Franz Wallner und zum Erstenmale): Trefflönig, oder: Spieler und Todtengräber, Lebensbild mit Gesang in 2 Abth., von J. Vary und Franz Wallner, Musik von H. Proch und N. Lattenecker. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 298. Sonntag, den 29. October 1843.

Ruhm und Nachruhm.

Von

Wilh. Wagner.

Wann, reichbegabt durch Gunst der holden Musen,
Ein Genius sich neue Bahnen bricht
Und wann das Feuer, das ihm glüht im Busen,
Sein Werk verschönt durch Wärme und durch Licht:
Dann schlagen tausend Herzen ihm entgegen
Und Blumen streut das Volk auf seinen Wegen;
Sein Name, mit Bewunderung genannt,
Eilt wie ein Siegesruf von Land zu Land.

Doch Neid und Mißgunst kommen auch und stören
Die Lust mit ihrem grämlichen Geschrei;
Sie zerren an dem Blüthenkranz und schwören,
Daß seiner unwerth der Besitzer sey.
Die Schulweisheit erscheint, und manchen Flecken
Versteht mit scharfem Blick sie zu entdecken;
Zu schaffen selber zwar vermag sie nicht,
Doch hält sie streng ihr kritisches Gericht.

Der Lebende, er stehet noch inmitten
Des kleinlichen Gezänkes der Partei'n.
Hier wird ihm Dies und Jenes dort bestritten;
Manch' unberuf'ner Richter drängt sich ein.
Von Freunden wird der Beifall übertrieben,
Dem Kleinsten selbst Vollendung zugeschrieben;
Der Mangel wird mit Nachsicht angeschaut
Und manchem Irrthum liebevoll vertraut.

Beneidet nicht den Liebling der Kamönen!
Er wird nur selten seines Ruhmes froh.
Erst dann wird sich der Streit um ihn versöhnen,
Wann er dem irdischen Gewühl entfloh.
Auf seinem Grabe reicht man sich die Hände;
Im Pantheon umstarren kalte Wände
Den Marmorsarg; des Standbild's ehr'nes Haupt
Wird von des Lorbeer's Huldigung umlaubt.

Der Lebende, inmitten der Parteien,
Der Leidenschaft, der Tageseitelkeit,
Der Krittelei, der kleinen Zänkereien,
Bewundert hier und dort verhöhnt vom Neid,
Er wird sich seines Ruhmes nimmer freuen
Und seine Qual wird täglich sich erneuen;
Erst wann beendet seines Lebens Lauf,
Geht seines Ruhmes Friedensonne auf.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

„Ho, schändlicher Bösewicht! unmenschlicher Barbar!“ schrie William, außer sich vor Wuth, „darfst Du ein solches Verbrechen wagen? wird man mich nicht vermissen, nach mir fragen? wird mein Vater, werden meine Freunde nicht Alles aufbieten, meinen Aufenthalt zu erforschen? werden sie den Verlorenen nicht aufsuchen, nicht die strengste Rechenschaft über mein plötzliches Verschwinden von Euch fordern?“ — „Seyd deshalb gänzlich außer Sorgen,“ entgegnete Sir Henry spöttisch lächelnd, „Vater und Freunde sollen Euch von dieser Stunde an nicht mehr zu den Lebenden zählen; morgen schon erfahren unsere Gefährten auf dem Schiffe das Mährchen Eures Todes, dasselbe wiederholen wir bei unserer Ankunft in Philadelphia Jedem, der nach Euch fragen sollte; drei Zeugen, wie Ihr wissen werdet, gelten selbst vor Gericht. Ihr seht also, für uns ist gar nichts zu befürchten; was aber Euch betrifft, so werdet Ihr es Euch gefallen lassen, daß wir Euch an einen dieser Bäume binden, damit Ihr nicht etwa auf den Gedanken gerathet, uns zu folgen. Ihr habt dann reichliche Muße, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken, könnt ungestört erwägen, ob es wohl gethan war, mit räuberischer Faust nach fremdem Eigenthum zu greifen, könnt, wenn Ihr wollt, sogar um die Geliebte weinen.“ — „Spart Euren Hohn, Unmensch!“ schrie William zürnend, „mein Leben ist in Eurer Gewalt, nehmt es hin! nur laßt mich Fanny's Schicksal noch erfahren, laßt mich wissen, ob auch sie ein Opfer Eurer Rache ward; diese einzige Gunst könnt und müßt Ihr mir gewähren.“ — „Ich kann und will es,“ antwortete Sir Henry gelassen, „weil ich weiß, daß diese Kunde Eure Qualen mehrt! Auch Fanny ist von nun an todt für die Welt, da die Wahnsinnige

Digitized by Google

von Euch, ihrem Verführer, nicht lassen will. Was aber ihr Loos seyn, wohin ich sie bringen werde, sollt Ihr nie erfahren; und nun genug! kommt, meine Freunde, daß wir unser Werk vollenden, denn wahrlich, es ist jetzt die höchste Zeit." — Nach diesen Worten wurde der unglückliche William ergriffen und an einen der stärksten Bäume festgebunden. Vergebens beschwor er seine Peiniger, ihn nicht auf diese qualvolle Weise zu morden; umsonst bat er Sir Henry, ihn lieber gleich zu tödten. „Ich vergieße kein Blut!" rief dieser mit unerschütterlicher Ruhe, „ich bin kein Mörder; allein die Pflicht der Selbsterhaltung fordert, daß ich meinen Feind unschädlich mache. Dürft Ihr Euch beklagen, indem ich Euch dem Schutz des Himmels übergebe? Ihr steht unter seiner Obhut! will er es, so wird er Eure Bande lösen; wo nicht, so fallt Ihr als ein Opfer Eurer Schuld, nicht meiner Rache, und meine Hand bleibt rein von Eurem Blute." Kaum hatte Sir Henry geendet, als er sich mit seinem Sohne Eduard und dem Kapitän van Horn eiligst von diesem Schauplatz des Jammers entfernte. Die Verwünschungen, das verzweifelnde Angstgeschrei des unglücklichen Williams scholl den Fliehenden nach. Immer schneller wurden ihre Schritte, immer rastloser verfolgten sie ihren Rückweg; dessen ungeachtet schien es ihnen, als töne die Stimme des armen Gefesselten immer lauter und lauter in ihre Ohren, als durchdringe sie den ganzen Wald, als rufe sie ein tausendfaches Echo hervor, das ihre Sinne zu verwirren drohe. Erst als sie sich wieder in der Nähe ihrer Wohnungen befanden, verließ sie das unheimliche Grauen, das sie plötzlich überfallen hatte, und besonders den Kapitän schon jetzt an einen höhern Richter mahnte.

Längst war die schöne Insel, die ihnen Schutz und Zuflucht gewährt, den Blicken der Reisenden entschwunden, längst das Mährchen von Williams und Fanny's Tod auf dem Schiffe verbreitet, Niemand gedachte mehr ihrer, als der alte Tom, der mit einem Male tiefsinnig geworden zu seyn schien und wie ein Träumender umherschlich, während die unglückliche Fanny im untersten Raume des Schiffes in einem kleinen Verschlage eingeschlossen war, den der Kapitän mit Hülfe eines vertrauten Dieners für sie eingerichtet, und wohin man sie auf van Horns Veranlassung heimlich gebracht hatte. Hier schmachtete das bejammernswerthe Opfer der niedrigsten Habsucht, hier büßte die Arme das zweideutige Glück unermeßlichen Reichthums; denn fest entschlossen, die Schätze des verstorbenen Sir Jakob Osborne, es koste, was es wolle, in seine Gewalt zu bringen, hatte ihr Oheim, gleich bei der Nachricht von dessen Tod, den Plan entworfen, sie mit seinem Sohne Eduard zu vermählen, ein Plan, auf den Letzterer, seines Vaters Gesinnungen theilend, mit der größten Bereitwilligkeit einzugehen Willens war. Die Standhaftigkeit, womit Fanny sich diesem Beschlusse ihres Oheims widersetzte, ihre Liebe zu William, und endlich ihre feste Erklärung, daß sie noch am Altar zurücktreten, daß sie die Gesetze ihres Vaterlandes gegen den Mißbrauch seiner Gewalt in Anspruch nehmen werde, überzeugten Sir Henry, daß es nicht möglich sey, auf diesem Wege sein Ziel zu erreichen; er mußte daher einen andern wählen, mußte den Kapitän van Horn, dessen habsüchtigen Charakter er längst durchschaut hatte, in sein Interesse ziehen, und wie ihm dies gelang, wie er mit Hülfe des Letzteren die ganze Gesellschaft zu täuschen, sie durch das Vorgeben von Fanny's immer gefährlicher werdende Krankheit auf die Nachricht ihres wirklich erfolgten Todes vorzubereiten, wie er endlich, in Philadelphia angekommen, sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen wußte, — Alles dieses ist den richtenden Augen der Welt jetzt klar geworden, es bleibt dem Erzähler daher nichts übrig, als hinzuzufügen, auf welche Weise der alte Tom aus seinem Gefängnisse auf dem „Phönix," in das ihn der über manche seiner Aeußerungen unruhig gewordene Kapitän hatte bringen lassen, befreit wurde. Robert Warrington und sein Freund Burton bemerkten nach kurzer Zeit, daß der von ihnen gerettete alte Sklave Daniel kein gewöhnlicher Mensch sey, daß er eben so viel Klugheit als Erfahrung, eben so viel Scharfsinn als Muth besitze; sie nahmen daher keinen Anstand, ihm ihren Argwohn gegen Sir Henry und den Kapitän, so wie ihren Wunsch, Gewißheit in ihrer Sache zu erhalten, mitzutheilen. Auch ohne durch Sir Henry's Mißhandlungen zur glühendsten Rache aufgereizt zu seyn, würde Daniel schon aus Dankbarkeit für seine Wohlthäter sich mit jugendlichem Feuer bereit erklärt haben, alles nur Mögliche zu thun, um das so höchst wahrscheinliche Verbrechen entdecken zu helfen, um wie viel eifriger gelobte er seinen Beschützern daher jetzt die größte Thätigkeit im Aufsuchen des einzigen Mannes, der ihre Zweifel lösen könnte, da es denjenigen zu entlarven galt, der ihn in Schmach und Elend gestoßen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Streit der Gegenwart

in

religiöser, ethischer und politischer Hinsicht, mit Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft, entwickelt und dargestellt von Dr. Rud. Müller. Herausgegeben und bevorwortet von Dr. Fr. Richter. Berlin 1841.

So sehr man sich auch gewöhnt haben mag, unsere Zeit als eine Zeit der Größe und Macht, des Selbstbewußtseyns und der Freiheit des Geistes preisen zu hören, wie freudig man sich auch dem Genuß der wirklichen geschichtlichen Errungenschaft hingeben mag, welche das Resultat der unendlichen Arbeit des Weltgeistes, zumal in den letzten fünf bis sechs Decennien ist, so fragt es sich doch, ob, das Getriebe der weltbewegenden Kräfte im Nähern betrachtet, diese auf so positivem, festem und gesundem Grund und Boden beruhen, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, ob nicht vielleicht die so großartig scheinenden menschheitlichen Zustände nur das Ergebniß einer Verschrobenheit, Unverhältnißmäßigkeit und krankhafter Anstrengung aller Faktoren der Geschichte sind, und der scheinbare Glanz nur der Flittergoldschimmer ihrer äußeren Erscheinung. Die Frage ist eine um so wichtigere, je mehr sie die Selbstorientirung des Geistes über sich und seine Umgebung, das innerste Seyn und Leben der Gegenwart betrifft, weil ihre praktische Beantwortung die geschichtliche Zukunft selbst ausmacht. Die oben bezeichnete Schrift will einen Beitrag zur Lösung derselben geben, welche freilich nicht so ausfällt, wie man es wohl erwartet oder wenigstens gerne hören möchte. Vergebens sucht man nach des Verfassers Ansicht in der Jetztwelt jene, bei aller Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der zeitlichen Einzelbestrebungen doch nicht nur mögliche, sondern in gesunden Perioden auch wirkliche und sittliche Einheit Aller in einem großen, ewigen Gesammtinteresse, dem Mittelpunkte aller jener strahlenartig auseinander

Digitized by Google

laufenden, bunt sich kreuzenden Richtungen des allgemeinen Lebens. Statt dessen findet man überall im Reiche des Geistes, wie in der Wirklichkeit, Entzweiung, Widerspruch, Verwirrung ohne Maß und Ende. Umsonst bemüht man sich, nur eine Spur von jenem lebendigen und belebenden, Alles durchdringenden, Jedes bestimmenden, auch im kleinsten Gliede des großen Ganzen schaffend und erhaltend webenden Organismus noch zu entdecken: — an seine Stelle ist ein todter und tödtender Mechanismus getreten, der kaum sich selbst im Gange zu erhalten, geschweige denn das ganze Leben noch vorwärts zu bewegen vermag, und, gleich einer Uhr zwar nach der Zeit zu gehen und sie anzusagen, allein die Zeit sich selbst zu schaffen und zu bedingen nicht im Stande ist. Das selbstwidersprüchliche, rein negative Streben ist der Grundzug aller Zeitrichtungen, sowohl im Gebiete der Wissenschaft, als im Kreise des Lebens. Wohin wir unsern Blick richten, so gewahren wir doch in diesem allgemeinen Schwanken nirgends einen Pfeiler, der noch fest und unerschüttert stände und also zum rettenden Anhaltspunkte für den zerrissenen Bau des ganzen historischen Lebens werden könnte; vielmehr sehen wir überall bereits mehr oder minder das Werk vorgeschritten, das unsere Zeit zur Aufgabe zu haben scheint: die totale Entzweiung des Lebens nach seiner subjectiven und objectiven Seite, die Auflösung aller seiner innern und äußern Verhältnisse, die Zerstörung seines ganzen Seyns und Wesens. — Das Resultat seiner Untersuchungen ist dies, daß sich die christlich-germanische Welt ausgelebt habe und eine neue Ordnung der Dinge bevorstehe, deren Spuren bereits vorhanden seyen und den herben Untergang der alten verschmerzen ließen. Aber für die Wiedergeburt unseres geistigen Lebens werde ein neues Volk und ein anderes Land erfordert. Eine Völkerwanderung erscheine als die unerläßliche Vermittelung zwischen dem vergehenden Jetzt und dem erstehenden Dereinst.

So gründlich und wissenschaftlich der Verfasser vorstehende Resultate zu ermitteln strebt, so wenig wird er doch auf allgemeine Zustimmung von Seiten seiner Leser rechnen dürfen. Der Eine wird in dem schiedlichen Gegeneinanderstreben der Gegensätze der Zeit nur ein Zeichen der mächtigsten Lebensthätigkeit überhaupt sehen und auf die noch heftigere Zerklüftung derselben in anderen Perioden der Geschichte hinweisen, denen keineswegs der Ruin gefolgt; der Andere wird seine Hoffnung auf das mehr und mehr kräftige Hervortreten gerade der Richtung setzen, in welcher er das Heil der Zukunft gelegen glaubt; ein Dritter wird die ganze Frage nach dem geschichtlichen Dereinst für eine transcendente und müßige erklären, indem der Geist in seinem freien welthistorischen Gang nie voraus meßbar sey, sich mitunter auf ungeahnten Wegen weiter zu fördern und selbst eine für unmöglich gehaltene Herrlichkeit zu verleihen im Stande sey. Doch wie dem auch sey, immerhin bleibt seine Betrachtung der Gegensätze des Zeitstrebens eine um so lehrreichere, je mehr sie das große Ganze im Auge behält und je mehr sie mit historisch-philosophischem Blick dem Werden und der Entwickelung des gegenwärtigen Weltzustandes zusieht. Und diese Partie, ohnehin bei weitem die umfangreichste, wird Niemand, welcher Richtung und Ansicht er auch sey, ohne Interesse durchgehen.

Mannichfaltigkeiten.

Da in Leipzig ein Handlungshaus jetzt mit „Freiheitscigarren" gute Geschäfte und seinen Kunden liberalen Rauch macht, so wollten die Sattler, die auf die Messe kamen, hinter der Zeit nicht zurückbleiben, und bieten nun zu Hause „Freiheitspeitschen" aus. Kein ordentlicher Bauer in Sachsen fährt mit einer andern. Die Ochsen aber merken wenig Unterschied.

Eben ist erschienen: „Taschenbuch der neuesten Geschichte, herausgegeben von Dr. G. Bacherer, Geschichte des Jahres 1842." Dieser Jahrgang des wohlaccreditirten Bacherer'schen Taschenbuchs wird Beifall und starke Verbreitung finden durch seine sehr drastischen und eingreifenden Schilderungen der Staats- und Volksentwickelung in Deutschland während des vorigen Jahres. Sehr anschaulich und lebendig sind namentlich die öffentlichen Verhältnisse in Preußen, Hannover, Sachsen, Bayern und Baden dargestellt. Die diesem Jahrgang beigegebenen vier Portraits in feinem Stahlstich bilden eine tüchtige und gewiß gern gesehene Genossenschaft: v. Itzstein, Dahlmann, Steinacker (Präsident der Braunschweiger Ständeversammlung) und Rumann.

„Der Steckbrief", ein neues Lustspiel von Roderich Benedix, wurde in diesen Tagen mit dem glänzendsten Erfolge in Köln aufgeführt. Der Dichter hatte die Genugthuung, nach der Vorstellung vom Publikum gerufen zu werden.

(Paris, 20. Okt.) Unter den vor einigen Tagen im Bagno zu Toulon angekommenen neuen Galeerensträflingen befand sich auch der Ex-Bey von Tlemecen, der zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt ist, weil er eine seiner Frauen in unerlaubtem Umgange mit einem Adjutanten des Generalstabes überraschte und diesen dafür erstach.

Am 16. Okt. wurde zu Bremen das neue Schauspielhaus mit einem Prolog und dem Deinhardstein'schen Drama „Hans Sachs" eröffnet. Die glänzende Ausschmückung und die meisten Dekorationen sind von Gropius in Berlin, die Maschinerie ist von Mühldorfer in Mannheim. Das Haus wird mit Gas beleuchtet.

Deinhardsteins „Garrik in Bristol" ist von dem bekannten ungarischen Schriftsteller Csató Pál in das Magyarische übersetzt worden. Es ist bereits die fünfte Uebertragung in fremde Sprachen dieses ausgezeichneten Lustspiels.

Man lies't in der Wiener Theater-Zeitung: Der Aktienvorsteher des neuen Theaters in Elberfeld heißt Degen; der erste Cassier Säbel; der erste Rechnungs-Revident Dolcher, und der Sekretär Spieß. Das wird ein scharfes Unternehmen werden, wenn sich die Herren nur nicht schneiden.

Eine Deputation von Indianern aus Ober-Canada ist gegenwärtig auf der Reise nach London, um der Königin Victoria eine Streitsache, welche zwischen diesem und einem andern Indianerstamme obwaltet, persönlich vorzutragen. Die Ankunft dieser Söhne der Wildniß, welche mit ihrem originellen Kostume auch ihre alten Sitten und Gebräuche beibehalten haben, wird unter den Londoner Cockneys gewiß großes Aufsehen erregen.

Digitized by Google

Man sagt immer Berlin nach, daß es die Stadt sey, in welcher es die größte Menge von Staub gäbe; das ist aber nicht wahr; ein Engländer, der kürzlich Peking besucht hat, behauptet, diese Hauptstadt des himmlischen Reiches sey die staubreichste, ja eine Straße daselbst gäbe mehr Staub, als alle anderen Städte der Welt zusammengenommen. Bei einigermaßen starkem Winde würden Staubwolken aufgewirbelt, welche den Himmel verdunkelten und Straßen und Häuser einhüllten. Es erklärt sich dies dadurch, daß die Straßen in Peking nicht gepflastert sind.

Der ehrwürdige Orden der barmherzigen Schwestern ist durch den Einfluß französischer Menschenfreunde auch nach England verpflanzt worden, und bereits werden Anstalten zur Errichtung von zwei Klöstern dieser Art in Newcastle upon Tyne getroffen.

(Berlin, 20. Okt.) Ueber die Aufführung des Shakespeare'schen „Sommernachtstraum" sind die Stimmen sehr getheilt. Würde dieses Stück nicht den ersten englischen Theaterdichter zum Verfasser haben, so hätte es hier sehr gewiß bei der ersten Aufführung eine mißfällige Demonstration erlebt. Das Poetische darin geht gerade bei der Darstellung verloren, da sie uns davon nur die ärgste Prosa zeigt. Hingegen läßt die Musik von Mendelssohn nichts zu wünschen übrig.

Ein Pariser Landschaftsmaler hat (wie der Constitutionnel berichtet) ein ganz neues Verfahren erfunden, um Zeichnungen in verjüngtem oder vergrößertem Maßstabe in kürzester Zeit und mit einer fast mathematischen Genauigkeit herzustellen. Der Minister des Innern hat die Erfindung an sich gekauft und wird sie demnächst im Moniteur bekannt machen.

Die bretterne Hülle, welche das Gutenbergsdenkmal in Straßburg umgab, ist seit einigen Tagen verschwunden, und das Denkmal steht nun mit seinen veränderten Basreliefs offen da. Aus konfessionellen Rücksichten hatte bekanntlich der Bildhauer David aus Angers die Figuren Luther's und Bossuets durch andere ersetzt. Ueber die Basreliefs selbst hört man verschiedene Urtheile; doch ist denselben eine gediegene künstlerische Auffassung nicht abzusprechen.

Korrespondenz.

Vom Rhein.

Das Wasserheilverfahren hat unter Leitung von Aerzten, welche, mit dem Gegenstande vertraut, sich in wissenschaftlicher Weise demselben unterzogen, seit den letzten Jahren eine solche Richtung genommen, daß ihm bereits auch allseitig die Aufmerksamkeit der ärztlichen Autoritäten wie der höchsten Staatsbehörden zu Theil geworden. Die tüchtigsten Praktiker Europa's senden vertrauensvoll ihre Kranken den Anstalten zu, welche vorzugsweise zur Anwendung des Verfahrens errichtet worden sind; einzelne Staaten haben auf eigene Kosten bereits ähnliche Institute gegründet oder lassen denselben große Begünstigungen zu Theil werden, während andere in jeder Weise dahin trachten, sich auf dem geeignetsten Wege einen richtigen Ueberblick über die Methode und deren Resultate zu verschaffen. Zu diesem Zwecke besuchte noch vor kurzem Se. Exc. der Minister Eichhorn auf seiner Rundreise durch die Rheinprovinzen die größte der jetzt bestehenden Wasserheilanstalten — Marienberg bei Boppard, wo er sowohl die Details des Instituts wie die Anwendung des Heilverfahrens der sorgfältigsten Beachtung würdigte. Ueber die Erfolge der Methode und ihre praktische Tüchtigkeit hat die Erfahrung längst entschieden und es steht mit Sicherheit zu erwarten, daß dieselbe in dem Gefolge ihrer ferneren Ausbildung noch ungleich segensreichere Resultate haben wird. Es mußte von höchster Wichtigkeit für die Sache selbst seyn, als in dem vergangenen Jahre von Seiten des ärztlichen Dirigenten der Marienberger Heilanstalt, Dr. Schmitz, der Vorschlag zur Bildung eines Vereins behufs wissenschaftlicher Begründung der Wasserheilweise gemacht wurde. Das von vielen Seiten gefühlte Bedürfniß gemeinsamen Handelns ließ sehr bald nicht allein sämmtliche Dirigenten der nur etwa bedeutenderen Wasserheilinstituten Theil nehmen an dem zu so edlem Zwecke geschlossenen Bunde, sondern auch eine Anzahl anderer Praktiker haben sich mit diesen zu gleichem Streben vereint. Letztere scheinen diese Verbindung mit Männern des Fachs als das geeignetste Mittel zu betrachten, um in bester Weise erforschen zu können, in wie fern die besprochene Heilweise sich in dem Kreise des gewöhnlich praktischen Lebens anwenden lasse und in welcher Art die einzelnen, von ihnen als richtig erkannten außergewöhnlichen Leistungen der Methode in das große Ganze der ärztlichen Heilbestrebungen einzureihen seyen. Dem Vereine, welcher außer seinem wissenschaftlichen, heilkundigen Streben sich auch die weitere Aufgabe gestellt hat, der Gesundheitspflege im Allgemeinen und nach allen Richtungen hin seine Kräfte zu widmen, haben sich ferner bereits eine Anzahl gebildeter Laien zugesellt, um durch Wort und That diesem edlen Wirken eine mehrfache Stütze zu bieten und den hohen Zweck inniger Verbindung für Wissenschaft und Menschenwohl so gewisser und schneller erreicht zu sehen. — Als Versammlungsort des Vereins ist für dieses Jahr Marienberg bestimmt und werden daselbst am 1. November die Sitzungen ihren Anfang nehmen. Es liegt im Plane des Vereins, neben dem mehr den rein wissenschaftlichen Zweck verfolgenden „Archiv für Wasserheilkunde" mit dem Beginne des nächsten Jahrs für das größere Publikum „diätetische Volksblätter" erscheinen zu lassen. Damit das Gedeihen um so rascher erfolge, damit um so eher die Früchte dieses regsamen Strebens gewonnen werden, damit man allseitig ein richtigeres Urtheil über die so vielfach angefochtene und als Sache der Mode hingestellte Heilweise sich verschaffe, möge der vorliegende Moment — die Versammlung des hydelateischen Vereins — nicht aus dem Auge gelassen werden. Die Mitglieder desselben werden es gewiß gerne sehen, wenn recht viele Aerzte, denen es wahrhaft Ernst mit ihrem Berufe ist, Kenntniß nehmen von ihrem Handeln, und eben so willkommen werden diejenigen Nichtärzte seyn, welche, in den geeigneten Verhältnissen sich bewegend, es als eine heilige Pflicht erkannt haben, zum wahren Wohle ihrer Mitbrüder nach Kräften ihr Scherflein beizutragen. In dem Interesse der Heilkunde, wie einer richtigen, das körperliche, wie das geistige Wohl des Menschen bedingenden Gesundheitspflege sprechen wir demnach den innigsten Wunsch aus, daß in den ersten Novembertagen recht viele Berufene sich zu gemeinsamen Betrachtungen zur Erreichung eines so schönen Ziels auf Marienberg versammeln möchten.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 29. Oct. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen des Scribe, von Carl Gollmick, Musik von Auber.

Montag, 30. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Franz Wallner und zum Erstenmale): Treffkönig, oder: Spieler und Todtengräber, Lebensbild mit Gesang in 2 Abth., von J. Baroy und Franz Wallner, Musik von H. Proch und N. Baldenecker. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 299. Montag, den 30. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Nach reiflicher Ueberlegung wurde beschlossen, daß, da trotz aller bereits angewandten Bemühungen der Matrose Tom nicht aufzufinden war, die Nachforschungen nach ihm im Hafen, ja sogar auf dem „Phönix" selbst fortgesetzt werden müßten. Unter dem Vorwande, ihm ein Geheimniß anvertrauen zu wollen, ließ Daniel den Kapitän eines Tages um eine geheime Unterredung auf seinem Schiff ersuchen, die van Horn auch sogleich gewährte. Hier gab er sich demselben als den alten, von Sir Henry verstoßenen Sklaven Osborne's zu erkennen, der gekommen sey, ihr beiderseitiges Glück für immer zu gründen, wenn van Horn ihm zuvor die strengste Verschwiegenheit und den ihm gebührenden wohlverdienten Lohn eidlich geloben werde. Nach dieser Einleitung erzählte er dem Kapitän, Sir Jakob habe ihn kurz vor seinem Tode zu sich beschieden, habe ihm mit beinahe kaum hörbarer Stimme vertraut, daß ein großer Schatz an Gold und Juwelen im Keller seines Hauses vergraben sey, den er stets für Nothfälle aufbewahrt, habe ihn hierauf schwören lassen, das Daseyn dieses Schatzes seiner Tochter Fanny, sobald sie in ihrem Vaterlande angekommen, treulich anzuzeigen, bis dahin aber gegen Jedermann davon zu schweigen und diesen seinen letzten Willen gewissenhaft zu erfüllen, sofern ihm die Ruhe eines Sterbenden heilig sey. Daniel fuhr fort, er wisse gar wohl, daß Miß Fanny's allzufrüh erfolgter Tod sein Gelübde zwar nunmehr gelöst habe; allein Sir Henry's Grausamkeit, seine Härte, der Hohn, womit er ihn aus dem Hause gestoßen, heische Rache. Er dürfe nie ein Wort von dem Daseyn des Schatzes erfahren; gelobe ihm dies der Kapitän, und könne er ihm Gelegenheit verschaffen, unbemerkt in das nunmehr von Sir Henry bewohnte Haus seines verstorbenen Herrn zu gelangen, dann wolle er den Schatz an dem nur ihm allein bekannten Orte ausgraben und redlich mit ihm theilen. Daniels List gelang wider alle Erwartung; van Horns Geiz lockte ihn sogleich in die Falle, denn von Golddurst geblendet, durchschaute er die Unwahrscheinlichkeit des ihm erzählten Märchens nicht, und sah sich im Geiste schon im Besitz unermeßlicher Reichthümer, um die er Sir Henry, den eigentlichen Erben, keinen Augenblick zu betrügen anstand. Die Schwierigkeiten, den alten Sklaven unbemerkt in das Haus des Verstorbenen zu bringen, machten, was Jener vorausgesehen, natürlicher Weise öftere Zusammenkünfte mit Daniel nothwendig; dieser fuhr daher fast täglich nach dem „Phönix", suchte sich mit der Mannschaft desselben zu befreunden, und wußte in der That die Neigung eines jungen Matrosen in so hohem Grade zu gewinnen, daß dieser ihm nicht nur sein ganzes Vertrauen schenkte, sondern ihm sogar die durch einen wunderbaren Zufall entdeckte Gefangenschaft des alten Tom verrieth. Jetzt hatte Daniel das Ziel seiner Wünsche erreicht! Er theilte nunmehr dem jungen Matrosen mit, was diesem zu wissen nothwendig war, ohne doch das ganze Geheimniß zu verrathen. Wilm erklärte sich bereit, den armen Gefangenen zu befreien, sobald sich eine schickliche Gelegenheit dazu zeige; er benützte, nachdem er mit Daniel für jeden möglichen Fall die nöthige Verabredung getroffen, eine finstere, stürmische Nacht zu Toms Flucht, und entkam glücklich mit ihm in einem von zwei starken, muthigen Matrosen geleiteten Kahne, der sie an's nahe Ufer in Daniels Arme und endlich unter den besondern Schutz der beiden Freunde Robert und Burton brachte. —

Hier hielt der Vorleser inne. Die tiefste Stille herrschte rings in dem weiten Saale; kein Laut entfloh den Lippen der Anwesenden; kein Athemzug ward hörbar. Endlich nach einer ziemlich langen Pause erhob sich Sir Henry Smith von seinem Sitze, blickte mit stolzer, fast trotziger Miene umher, und fragte dann mit beinahe unglaublich scheinender Fassung:

„Ist das Märchen nun zu Ende, wodurch diese ehrenwerthe Versammlung getäuscht werden soll? Hat sich die kühne Phantasie unserer schlauen Gegner endlich ein Mal in der Erfindung eines Lügengewebes erschöpft, das ersonnen ward, mich meines Erbes zu berauben und uns Alle in's Verderben zu stürzen? — Doch, dem Himmel sey Dank! es bedarf hier mehr als leerer Worte, mehr als wohlerfundener Lügen: es bedarf der Beweise, bevor man den Angeklagten richtet und verdammt!"

„Das Märchen, wie Ihr es nennt," entgegnete Roberts Anwalt mit ruhigem Ernst, „müßte, Eurer Meinung nach, hier allerdings zu Ende seyn; allein es hat sich eine Fortsetzung desselben gefunden, die Euch vielleicht noch wunderbarer, noch unglaublicher als das bisher Gehörte erscheinen wird; leiht mir daher, gern oder ungern, auch ferner Euer Ohr, und habe ich ausgesprochen, dann widerlegt mich, wenn Ihr könnt."

Auf einen Wink des obersten Richters nahm Sir Henry nach diesen Worten seinen früheren Platz wieder ein. Die ganze Versammlung lauschte abermals mit gespannter Erwartung auf den ferneren Vortrag von Sir Roberts Anwalt. Dieser zog ein

Digitized by Google

zweites Heft hervor, neigte sich ehrerbietig vor den Richtern und begann:

Es würde vergebens seyn, den Zustand, in welchem der unglückliche William von seinen Verderbern in jenem Walde zurückgelassen wurde, beschreiben zu wollen. Allein in einer ungeheuren fürchterlichen Wildniß, von allen lebenden Wesen verlassen, jeder menschlichen Hülfe beraubt, an einen der stärksten Bäume gefesselt, der ihn mit seinen tief herabhängenden Zweigen in endloser Umarmung festhalten zu wollen schien, sah er dem unvermeidlichen qualvollsten Tode entgegen, ohne ihn im mindesten beschleunigen, die Martern, die seiner warteten, abkürzen zu können. Seine trostlose Verzweiflung, sein an Wahnsinn gränzender Schmerz stieg von Minute zu Minute, bald flehte er den Himmel an, ihn durch den Blitz zu zerschmettern, bald erfüllte er die Luft mit Klagen über sein grausames Schicksal, bald rief er seine barbarischen Peiniger, daß sie zurück kommen und ihn ermorden sollten. Auf diese Weise verging dem Bejammernswürdigen die ewig lange entsetzliche Nacht; endlich begann der Morgen allmählig zu grauen, endlich drangen die ersten Strahlen der Alles belebenden Sonne durch das dichte Dunkel des Waldes, jetzt glaubte William einen dumpfen Schall aus weiter, weiter Ferne zu vernehmen, und zweifelte nicht, daß es der Kanonenschuß sey, mit dem das Schiff, Abschied nehmend, unter Segel ging. Auf's neue ergriff ihn bei dieser schrecklichen Ueberzeugung die wildeste Verzweiflung! — er wollte, er mußte die Davoneilenden einholen; ihnen ein Zeichen seines Lebens geben, sie zwingen, ihn aufzunehmen; — mit fast unglaublicher Anstrengung suchte er sich seiner Bande zu entledigen, rieb sich die gefesselten Hände wund, biß sich die bebenden Lippen blutig — umsonst! die starken Stricke spotteten seiner machtlosen Wuth, erschöpft, an allen Gliedern zitternd, beinahe einer Ohnmacht nahe, legte er sein Haupt an den Baumstamm zurück; die Ueberzeugung, daß er ohne Rettung verloren sey, raubte ihm auch den letzten leisesten Hoffnungsstrahl, und in dumpfes Hinbrüten versinkend, erwartete er das martervolle Ende seines Daseyns.

(Fortsetzung folgt.)

Bianka Capello.

(Nach Alexander Dumas)

Wir geben im Folgenden eine schon von vielen Novellenschreibern und Dichtern behandelte Erzählung, deren Stoff Alexander Dumas in seinen „Souvenirs de voyage en Italie (5 vol. duod.)“ auf eine so interessante Art bearbeitet hat, daß wir durch Mittheilung derselben unseren Lesern hier keine unwillkommene Unterhaltung zu bieten glauben.

Gegen Ende der Regierung Kosmus des Großen, Herzogs von Florenz, um das Jahr 1563, verließ ein junger Mann, Namens Pietro Bonaventuri, welcher, obschon der Sprosse einer angesehenen Familie, sich doch in sehr dürftigen Umständen befand, Florenz, um sein Glück in Venedig zu versuchen. Ein Onkel gleiches Namens, der in der letztgenannten Stadt an zwanzig Jahre gelebt hatte, empfahl Pietro an das Banquierhaus der Salviati, welchem er associirt war. Der so gut Empfohlene erhielt auch die Stelle eines Sekretärs auf einem der Bureaux der Salviati.

Dem Hause der Salviati gegenüber erhob sich das Palais eines reichen venetianischen Edelmanns, des Hauptes der Familie Capelli. Er hatte einen Sohn und eine Tochter, doch nicht von seiner jetzigen Gemahlin, die also eine Stiefmutter zu den Genannten war. Von dem Sohne geschieht in der Geschichte keine weitere Erwähnung; die Tochter Bianka Capello wird uns als eine reizende Jungfrau von 15 bis 16 Jahren geschildert, mit blassem Gesichte, das sich bei der geringsten Erregung mit einer zarten, durchsichtigen Röthe überzog; um Stirne und Wangen des Mädchens wallten zarte, blonde Locken, wie sie Raphael so oft seinen Engels- und Madonnengestalten gemalt; aus ihren dunkeln Augen strahlte Geist und Feuer; ihre Gestalt war leicht und beweglich, doch verrieth die Raschheit und Leichtigkeit ihrer Bewegungen keineswegs weibische Schwäche, sondern war im Gegentheil der Ausdruck großer Charakter- und Willensstärke; sie schien, gleich einer andern Julie, zu jedem Opfer aus Liebe bereit und nur auf die Erscheinung eines Romeo zu warten, um zu ihm, gleich jenem Mädchen von Verona, zu sagen: „Nur Dir will ich angehören oder — dem Grabe!“

Bianka sah Pietro Bonaventuri, da dessen Zimmer dem ihrigen vis-à-vis lag; Beide wechselten Blicke, Zeichen, Liebesbetheuerungen. Als sie sich endlich so ihrer gegenseitigen Liebe versichert hatten, suchten sie das Hinderniß zu beseitigen, welches sich ihrem vertrauteren, näheren Umgange entgegenstellte. Bianka war die Erste, welche das Hinderniß zu besiegen wußte. Allnächtig, wenn Jedermann im Hause der Salviati schlief, wenn die Amme, welche Bianka groß gezogen, sich auf ihr Zimmer zurückgezogen und die Jungfrau, an der dünnen Wand, die dasselbe von dem ihrigen trennte, lauschend, sich versichert hatte, daß auch dieser letzte Argus jedes ihrer Schritte schliefe, so warf Bianka um ihre Schultern einen dunkeln Mantel, um so in der Finsterniß der Nacht noch unkenntlicher zu seyn, schlüpfte auf den Zehen und leicht, wie ein Schatten, die Marmorteeppe des väterlichen Palastes hinab, riegelte das Thor auf und schritt über die Straße. An der Schwelle der entgegengesetzten Thüre stand ihr Geliebter schon zu ihrem Empfange bereit; Beide stiegen, mit an sich gehaltenem Athem und unter stummen Liebkosungen, die Stufen der Teeppe hinauf, welche zu dem kleinen Zimmer Pietro's führte. Vor Anbruch des Tages stahl sich Bianka wieder auf ihr Gemach zurück, wo sie dann die Amme am folgenden Morgen in einem Schlafe fand, so ruhig und fest, wie es nur der Schlaf der Unschuld seyn kann.

In einer Nacht nun, da unsere Julie wieder bei ihrem Romeo war, sah ein Bäckerjunge, der schon mit frühem Morgen durch die Straßen Venedigs schritt, um die Kunden seines Herrn zu versorgen, das Thor des Palais der Capelli offen und glaubte ein gutes Werk zu thun, wenn er es zuschlüge. Zehn Minuten darauf kehrte Bianka von ihrem nächtlichen Besuche bei Pietro zurück, und fand, zu ihrer größten Bestürzung, das Thor verschlossen und daß es ihr also unmöglich sey, diese Nacht in dem Hause ihres Vaters zuzubringen.

Bianka war eine von jenen kräftigen, entschiedenen Naturen, deren Entschluß schnell und unwandelbar gefaßt ist. Sie erkannte, daß durch jenen Unfall ihr ganzes Geschick eine andere Wendung erhalten müsse, und sie betrat furchtlos und kühn die neue Lebensbahn, welche sich vor ihr eröffnete. Sie kehrte wieder zu ihrem Geliebten zurück, erzählte ihm, was vorgefallen; fragte ihn, ob er, gleich ihr, bereit sey, Alles aufzuopfern,

Digitized by Google

und schlug ihm dann vor, die Stunden der Nacht, welche ihnen noch blieben, zu benutzen, um aus Venedig zu fliehen und sich an seinen Ort zu begeben, wo sie vor allen Verfolgungen sicher wären. Pietro ging sogleich den Vorschlag ein; Beide bestiegen eine Gondel und flüchteten sich noch in derselben Nacht nach Florenz.

Daselbst angelangt, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Eltern Pietro's, welche in dem zweiten Stocke eines Hauses auf dem St. Markusplatze eine kleine Wohnung hatten. Seltsam, daß gerade die ärmsten Eltern stets am bereitwilligsten sind, ihre Kinder, wenn diese im Unglücke und hülfebedürftig sind, bei sich aufzunehmen! Auch die Eltern Pietro's nahmen ihren Sohn und Bianka mit offenen Armen auf. Sie entließen ihren Diener, sowohl aus Ersparniß, als auch zu besserer Bewahrung des Geheimnisses. Die gute Mutter Pietro's übernahm selbst die Besorgung des kleinen Haushaltes. Bianka, deren weiße Hände harter Arbeiten nicht gewohnt waren, trug auch zur Erhaltung der Familie das Ihrige bei, indem sie die feinsten, kunstvollsten Stickereien verfertigte. Der Vater, welcher als ein Kopist für die Staatskanzlei in Florenz arbeitete, gab vor, daß er einen Gehülfen bei sich angenommen, und ersuchte den Chef seines Bureau's, ihm für denselben eine Partie Akten mehr mit nach Hause zu geben. So waren alle Glieder der kleinen Familie beschäftigt und verdienten genug, um ihre Bedürfnisse zu bestreiten.

Mitterweile läßt es sich leicht denken, welche große Bestürzung die Flucht Bianka's am andern Morgen in dem Palaste ihres Vaters verursachte. Man hoffte zwar daselbst noch den ganzen Tag, daß sie von selbst zurückkehren werde, und stellte daher keine weiteren Nachsuchungen an. Doch verging der Tag, ohne daß man irgend eine Kunde von der Flüchtigen erhalten hätte; man erfuhr zugleich, daß auch Pietro in der vergangenen Nacht geflohen; tausend kleine Umstände, welche man früher gar nicht beachtet, erschienen jetzt als bedeutend und dienten dazu, über den Schritt Bianka's näheren Aufschluß zu verschaffen, und es begründete sich bald in Allen die feste Ueberzeugung, daß Pietro und Bianka gemeinschaftlich geflohen seyen. Die Capelli's genossen aber in der Republik ein solches Ansehen, daß der Rath der Zehn auf Verlangen des Vaters der Entflohenen die Sache vor seine Schranken zog und Pietro mit dem Banne der Republik belegte. Die Entscheidung der Zehn wurde der Regierung von Florenz bekannt gemacht, und diese gab den Capelli's und der Regierung Venedigs Vollmacht, nicht nur in Florenz, sondern in dem ganzen toskanischen Gebiete Nachforschungen anzustellen. Diese führten übrigens zu keinem Resultate, denn Bianka lebte mit Pietro in der tiefsten Verborgenheit in der Wohnung der Eltern ihres Geliebten.

Drei Monate verbrachte sie in dieser traurigen Einsamkeit, doch hörte man von ihr, obschon sie von Jugend auf an Ueberfluß und jede Art feineren Lebensgenusses gewöhnt war, nie einen Laut der Klage über ihre gegenwärtige dürftige, beschränkte Lage. Ihre einzige Erholung bestand darin, daß sie manchmal hinter den Jalousieläden ihrer ärmlichen Wohnung stand und durch das geschlossene Fenster hinab auf die Straße blickte. Nun befand sich aber unter denen, welche öfters über den Markusplatz in Florenz gingen, auch der junge Großherzog, der einen Tag über den andern seinen Vater in dessen Schlosse zu Petraja besuchte. Francesco war jung, galant und schön, doch war es weder die Jugend, noch die Schönheit des Prinzen, welche den Geist Bianka's beschäftigten und sie ihre Blicke demselben öfters zuwenden ließ; es bewog sie allein die Hoffnung, daß der Prinz, der wohl eben so mächtig sey als liebenswürdig, durch seine Verwendung den Pietro Bonaventuri vom Banne befreien und sowohl ihm als ihr das süße Glück der Freiheit wieder verschaffen könne. Diese Hoffnung ließ die Augen der jungen Venetianerin von einem wunderbaren Glanze strahlen, wenn sie regelmäßig zur Zeit, da Francesco unter ihrem Fenster vorbeikam, an dasselbe eilte und ihre Blicke mit Wohlgefallen auf dem Prinzen ruhen ließ. Endlich sah der Prinz eines Tages zufällig nach dem Fenster Bianka's und begegnete dem zärtlichen, feurigen Blicke der Venetianerin, die sich aber, sobald sie Francesco bemerkt, schnell wieder vom Fenster zurückzog.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Weib — Frau — Gemahlin. Wenn man aus Liebe heirathet, wird man Mann und Weib; wenn man aus Bequemlichkeit heirathet, Herr und Frau, und wenn man aus Verhältnissen heirathet, Gemahl und Gemahlin! — Man wird geliebt von seinem Weibe, geschont von seiner Frau, geduldet von seiner Gemahlin. — Man hat für sich allein ein Weib, für seine Hausfreunde eine Frau und für die Welt eine Gemahlin. Man findet sich in Alles mit einem Weibe, man bequemt sich mit der Frau und man arrangirt sich mit der Gemahlin. — Die Wirthschaft besorgt ein Weib, das Haus besorgt eine Frau, den Ton besorgt eine Gemahlin. — Wenn man krank ist, wird man gepflegt von dem Weibe, besucht von der Frau, und nach dem Befinden erkundigt sich die Gemahlin. — Man geht spazieren mit seinem Weibe, man fährt aus mit seiner Frau, und man macht Partieen mit seiner Gemahlin. — Unsern Kummer theilt das Weib, unser Geld die Frau, und unsere Schulden die Gemahlin. — Mutter unserer Kinder ist unser Weib, ihre Bekannte unsere Frau, und ihre Gebieterin unsere Gemahlin. — Sind wir todt, so beweint uns unser Weib, beklagt uns unsere Frau, und geht in Trauer wegen uns unsere Gemahlin. — In einem Jahre heirathet unser Weib, in sechs Monaten unsere Frau, und nach der Kondolenzzeit — in sechs Wochen — unsere Gemahlin.

(Aus Saphirs Schriften.)

(Berlin, 23. Okt.) Das in dem Raczynskischen Bildersaale aufgestellte Gemälde von Peter von Cornelius, die Vorhölle, wie Christus zu den Altvätern herabsteigt, darstellend, wird in unserer Künstlerwelt lebhaft besprochen, wobei der Meister gar oft eine harte Kritik erfahren muß. Die Verehrer des Cornelius, so wie dessen Gegner stimmen bei diesem Künstprodukt doch darin überein, daß des Cornelius Geist das Technische der Malerkunst bei weitem überragt, weßhalb dies Bild in letzterer Beziehung den Erwartungen im Allgemeinen nicht entspricht.

Vor einiger Zeit sah ein Neger auf einem Dampfschiff einen schwarzen Mops, bei dessen Anblick er heftig zu weinen anfing. Als man ihn um den Grund fragte, rief er, indem er

Digitized by Google

schluchzend auf den Hund zeigte: „Ach, welche Aehnlichkeit mit meiner Schwester!“

In der „Wiener Zeitschrift“ singt Hr. Carlopago:

Es ist mein Herz
Verwelkt, verstumpft,
Bedeckt mit Schilf.
Und eingeschrumpft.

Korrespondenz.

Hamburg, 24. Oct.

Fanny Elsler ist noch immer die Königin des Tages und macht, bei erhöhten Eintrittspreisen, fortwährend gedrängt volle Häuser. Fanny selbst erhält für jeden Abend 100 Louisd'or. Es ist aber auch das Höchste und Vollendetste der Tanzkunst, der Mimik und Plastik, was diese Sylphide uns vorführt, und manche kalte Verächter ihres Talentes hat sie gewußt durch ihre wunderbare Grazie zu bezwingen und nun an ihren Triumphwagen zu spannen. Ihr ganzes Wesen ist die personifizirte Grazie. Dabei scheint sie im Besitz eines Geheimnisses zur Erhaltung ewiger Jugend zu seyn; denn wenn gleich über 40 Jahre alt, erscheint sie an Liebreiz und Schönheit einem jungen Mädchen gleich in der ersten Blüthe der zwanzige. Gestern bewunderten wir sie in einem neuen, zu ihrem Benefiz gegebenen Ballet: „Gisela, oder die Willies“, mit Musik von Adam. Dieses Ballet ist unstreitig eines der poetischsten und schönsten, welche existiren. Dem. Elsler feierte an diesem Tage einen ihrer schönsten Triumphe hier, so unermeßlich war der Applaus, der mehreremale den Tanz sogar unterbrach. Die Benefiziantin ward nach beiden Acten stürmisch gerufen und am Schlusse mit Kränzen überschüttet. — Für den nächsten Monat werden die Sängerinnen Dem. Loers (von Stuttgart) und Mad. Stöckl-Heinefetter erwartet und soll sodann endlich auch der uns noch immer vorenthaltene „Feensee“ von Auber zur Aufführung kommen. — In literarischer Hinsicht ist die wichtige Nachricht zu melden, daß hier seit kurzem abermals ein neues Journal entstanden ist, unter dem Titel: „Der Gesellschafter, St. Georger Unterhaltungsblatt“, von einem Hrn. Kayser herausgegeben. Dasselbe scheint sehr bescheidene Ansprüche zu machen und vorzugsweise für die Vorstadt St. Georg berechnet zu seyn, doch wird sich dasselbe wahrscheinlich — da wir an guten Volks- und Unterhaltungsblättern nicht eben Mangel leiden — keiner langen Existenz zu erfreuen haben. — Zu den bekannten trefflichen Volkskalendern von Houek, Steffens, Nieritz und Gubitz ist nun auch ein neues Volksbuch für das Jahr 1844 (mit besonderer Rücksicht auf Schleswig, Holstein und Lauenburg) von K. L. Biernatzki hinzugekommen. Dasselbe ist in Kiel in der Schwers'schen Buchhandlung erschienen und enthält unter Anderm Beiträge von L. Biernatzki, Prof. Dahlmann in Bonn, Etatsrath Falck in Kiel, C. P. Hansen, Pastor Petersen, Pros. Nack, Prof. G. H. v. Schubert in München, Prof. Wurm in Hamburg K. Der Preis ist ebenfalls sehr billig gestellt.

Darmstadt, 27. Oct.

Bei der am letzten Mittwoch stattgefundenen Aufführung von Kotzebue's Lustspiel: „das Intermezzo“, sahen wir Hrn. Echten, vom Altenburger Theater, in der Rolle des Hans von Biken auftreten. Mit viel Takt, Sicherheit und Gewandtheit führte er seine Rolle durch und empfahl sich unserem Theaterpublikum als ein willkommener neuer Gast, dessen baldige Wiederkehr gewiß gerne gesehen würde. — Am 25. Oct. starb dahier in seinem 81. Lebensjahre der israelitische Theologe Hr. Alexander Wolff, Vater des Oberrabbinen Hrn. Dr. Wolff zu Kopenhagen. Er war ein sehr würdiges Mitglied der hiesigen israelitischen Gemeinde und hatte sich Ansprüche auf ihren anerkennenden Dank auch schon dadurch erworben, daß er früher mehrere Jahre das hiesige Rabbinat als Vicar unentgeldlich verwaltet hatte. Sein gestriges Leichenbegängniß war seinem Andenken würdig: der Vorstand der Gemeinde folgte zu Wagen nach und noch viele Andere hatten sich dem Zuge angeschlossen. Die Grabrede wurde von Hrn. Dr. Auerbach gehalten. — In den letztverflossenen Tagen haben zwei Unglücksfälle hier statt gefunden: ein Maurer fiel am 23. d. von der Stadtkirche und blieb auf der Stelle todt, und gestern Nachmittag begegnete dem Sohne eines hiesigen Dachdeckers der Unfall, daß in dem Augenblick, wo er an dem Thurm der hiesigen Stadtkirche beschäftigt und etwa 8 Stockwerk über der Erde war, der Strick des Flaschenzugs, an dem er sich auf und ab bewegte, brach und er in Folge dieses Vorganges nicht nur herunterstürzte, sondern auch noch von der fallenden Rolle des Flaschenzugs an den Kopf getroffen wurde. Man hat den Unglücklichen fast für todt von dem Platze weggetragen. Erst im vorigen Jahre war er von dem Schloßdach in den Hof gefallen, ohne den Folgen dieses schrecklichen Sturzes zu erliegen.

Neue Erfindung im Gebiete der Feldmeßkunst.

Unter dem Titel: „Lehrbuch einer neuen Methode des Feldmessens von E. Schott“ ist zu Helmstedt 1843 in der Leuckart'schen Buchdruckerei ein Buch erschienen, welches sich vor vielen Lehrbüchern, womit in den letzten Decennien die mathematische Literatur überschwemmt wurde, auszeichnet. Es enthält wirklich, was der Titel sagt, etwas Neues, welches im Wesentlichen darin besteht, „daß die Richtungen der einzelnen Linien im Felde zu einer angenommenen oder wahren Mittagslinie durch ein vom Verfasser erfundenes Instrument gemessen, und die Coordinaten durch die auf dem Instrumente angegebenen Zahlen vermittelst neu entwickelter Gleichungen direct gefunden werden.“ Das Instrument ist jedoch das weniger Wichtige; die in diesem Lehrbuche vorangeschickte Lehre selbst enthält die Theorie dieser neuen Erfindung und gibt erst die Befähigung, das Instrument bei den verschiedenen Gegenständen der Feldmeßkunst in Anwendung zu bringen. Es hat diese neue Lehre insoweit Aehnlichkeit mit der Trigonometrie, als die Lagenbestimmung der Punkte und Linien auch hier durch Rechnung und nicht durch Construction auf dem Papiere gefunden wird. Aber eben deßwegen, weil die fehlenden Stücke durch Rechnung gefunden werden, hat diese neue Lehre für die gewöhnlichen Feldmeßarbeiten einen großen Vorzug vor dem Meßtische. Auch kann das Instrument leicht transportirt werden; es ist billiger, als die besten Winkelmeßinstrumente und bei Anwendung des im Lehrbuche angegebenen Verfahrens zur genauen Detailaufnahme einer Fläche bis zu einer deutschen Quadratmeile vollkommen ausreichend. Es ist zu wünschen, daß dem Buche die ihm gebührende Anerkennung zu Theil und dadurch der Hr. Verfasser zu einer baldigen zweiten Auflage veranlaßt werde, die dann durch Einschiebung von praktischen Aufgaben und Auflösung derselben dem nicht wissenschaftlich gebildeten Feldmesser zugänglicher gemacht werden dürfte.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 29. Oct. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen des Scribe, von Carl Gollmick, Musik von Auber.

Montag, 30. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Franz Wallner und zum Erstenmale): Treffkönig, oder: Spieler und Todtengräber, Lebensbild mit Gesang in 2 Abth., von J. Parey und Franz Wallner, Musik von H. Proch und N. Baldenecker. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 300. Dienstag, den 31. October 1843.

Der Verschwundene.

(Fortsetzung.)

Mehrere Stunden gingen vorüber, welche dem Unglücklichen wie eben so viele Jahrhunderte erschienen, da vernahm er plötzlich durch die ihn umgebende tiefe Todesstille ein seltsames Keuchen und Schnauben, das, immer näher kommend, die Gegenwart irgend eines lebenden Wesens verrieth. Hoch aufhorchend erhob er das gesenkte Haupt, blickte ängstlich forschend nach allen Seiten um, und glaubte zu träumen, als er nach einigen Minuten peinlicher Erwartung in dem heranschnaubenden Wesen seinen treuen Dyk, eine große englische Dogge der seltensten, stärksten und klügsten Art, erkannte. Dieser Hund, sonst sein unzertrennlicher Begleiter, mußte, als William von dem Kapitän zu Fanny's vermeintlichem Sterbebette geführt ward, auf seinen Wink in der Hütte zurückbleiben. Dyk gehorchte; als aber die ganze Nacht verstrich, ohne daß sein Herr wiederkehrte, ja sogar der größte Theil des Morgens vorüberging, und William noch immer nicht kam, da mochte Dyk unruhig geworden seyn, sich gewaltsam den Weg gesucht haben, und war demnach, seines Herrn Spur ängstlich verfolgend, in eben dem Augenblicke bei ihm angekommen, als dieser in dumpfer Ergebung an jeder möglichen Rettung verzweifelte. Außer sich vor Freude, mit lautem Gebell sprang der treue Hund an seinen armen gefesselten Herrn empor, leckte seine geschwollenen Hände, umkreis'te den ganzen Baum und sah ihn mit den klugen Augen fragend an; — doch kaum vernahm er Williams Stimme, kaum hörte er sein Gebot, so lagen die dicken Stricke auch schon zerbissen am Boden. William war frei, war gerettet, dankte dem Himmel, der ihm auf eine so wunderbare Weise Hülfe gesandt, und drückte den treuen Erretter aus höchster schrecklicher Noth, gleich einem mitfühlenden Wesen, gleich einem heißgeliebten Freund, an die stürmisch bewegte Brust. Als der erste Taumel der Freude nach und nach vorübergegangen, als er wieder zu sich selbst gekommen war, wieder denken und empfinden konnte, da kehrte mit dem Bewußtseyn seiner Freiheit auch die Erinnerung an seine traurige hülflose Lage mit lähmender Gewalt in seine Seele zurück. So war er denn nun allein auf einer wüsten Insel, verlassen von seinen Gefährten, von Vater, Bruder, Geliebten vielleicht auf ewig getrennt, ohne Aussicht, ohne Hoffnung als die, hier in diesem unbekannten Winkel der Erde sein Grab zu finden, — er mußte alle seine Kraft, alle seinen Muth aufbieten, um diesem entsetzlichen Gedanken nicht gänzlich zu erliegen. Nachdem der unglückliche William seine Fassung einigermaßen wieder gewonnen hatte, verließ er den ihm in jeder Rücksicht so schrecklich gewordenen Wald, um, von dem fröhlich dahinspringenden Dyk begleitet, den Rückweg nach seiner Wohnung anzutreten. Sein Blick ruhte mit stiller Wehmuth auf dem treuen Thiere, dessen unbekümmerte sorglose Heiterkeit ihn schmerzlich bewegte, das fortan sein einziger Gefährte, sein einziger Freund seyn sollte, dem er die Rettung seines Lebens dankte, obwohl dies Leben von nun an weder Reiz noch Werth für ihn haben konnte. Mit welchen Gefühlen der arme William wieder in seine Wohnung trat, was er bei'm Anblick der verlassenen Hütten seiner Gefährten, bei'm Anblick der Wohnung empfand, woselbst Fanny, seine ihm auf ewig entrissene Geliebte, seine Braut, vor kurzem noch geweilt hatte, vermögen Worte nicht auszudrücken. Mit Thränen des heißesten Schmerzes warf er sich in den nun öden Räumen nieder, rief ihren Namen, küßte den Boden, den ihr Fuß betreten, und überließ sich der tiefsten Verzweiflung. So war es Abend geworden, ohne daß er es bemerkt, ohne daß er etwas Nahrung zu sich genommen hatte, als Dyks Liebkosungen ihn endlich aus seinem Zustand weckten und ihn an die heiligen Pflichten der Dankbarkeit und Selbsterhaltung erinnerten. — Es gehört nicht zur Sache und würde überdies viel zu weit führen, Williams ferneres Leben auf der Insel ausführlich beschreiben zu wollen. Auch dürfte im Ganzen genommen eine solche Beschreibung nur wenig Interesse erregen, da diese Tage ohne alle abenteuerliche Ereignisse so ziemlich gleichförmig dahin flossen. Fische und Obst machten die Hauptbestandtheile seiner Nahrung aus; die Stelle des Brodes vertrat eine demselben an Geschmack ziemlich ähnliche Frucht. Die Gewißheit, daß er an diesen Produkten niemals Mangel leiden werde, gewährte ihm mindestens einen schwachen Trost; das herrliche Klima der Insel ließ ihn keinen strengen Winter befürchten, und so sah er denn wenigstens von dieser Seite der Zukunft ohne Bangigkeit entgegen, wenn sie ihm auch in jeder andern Hinsicht trost- und freudenlos erschien. Kaum hatte jedoch der erste betäubendste Schmerz des Verlassenseyns einer ruhigern Fassung Platz gemacht, als die Hoffnung, diese unzertrennliche Begleiterin des armen Sterblichen, auch in Williams Busen erwachte und ihm die Möglichkeit, dereinst erlöst zu werden, in weiter Ferne zeigte. — Das erste Geschäft, dem er alle seine Kräfte ausschließlich widmete, war daher, einen

Digitized by Google

von den Matrosen bei'm Ausbessern des Schiffes zurückgelassenen ziemlich großen Balken auf einem nahe am Strande sich erhebenden, sehr bedeutenden Hügel aufzurichten, an die Spitze desselben eine, aus ebenfalls vorgefundenem alten Segeltuche verfertigte Fahne zu befestigen, und auf diese Weise jedwedem Fahrzeug, das ein glücklicher Zufall in die Nähe der Insel gelangen lassen würde, ein Zeichen zu geben, welches demselben das Daseyn des menschlichen Wesens verrathen und seine Mannschaft zu dessen Befreiung herbeiführen konnte. Freilich schien die Arbeit für die Kräfte eines einzelnen Menschen beinahe unausführbar; freilich verging eine lange Zeit, bevor es ihm gelang, mittelst einer eisernen Stange ein so tiefes Loch in den Hügel zu graben, daß er den Balken hineinrammen und befestigen konnte; freilich forderte selbst das Hinaufziehen und Aufrichten des Balkens eine fast unerhörte Arbeit — allein mit Dyks Hülfe, dessen Stärke, Klugheit und Geschick sich hier auf's neue bewährten, kam er endlich doch damit zu Stande, und durfte nun mindestens hoffen, daß die Fahne in nicht allzuweiter Entfernung bemerkt werden, und die ihm durch des Himmels Gnade dereinst gesendeten Erlöser leiten würde.

(Schluß folgt.)

Bianka Capello.

(Schluß.)

Was nun weiter erfolgte, glauben wir dem Leser nicht umständlich erzählen zu müssen. Francesco verliebte sich sterblich in Bianka und diese erwiederte bald die Liebe des Prinzen. Sie ward dessen Buhle und erwirkte als solche durch ihren Einfluß auf den Prinzen die Befreiung Pietro's von dem Banne der Republik. Dieser stürzte sich aus Verzweiflung über die Untreue Bianka's in einen Strudel wilder, rauschender Vergnügen, welche ihn zu einer gewaltsamen Zerstörung seines Daseyns führten.

Francesco heirathete, dem Willen seines Vaters entsprechend, eine Prinzessin aus dem Hause Oesterreich; doch behielt Bianka nach wie vor ihren Einfluß auf den Prinzen. Die Gemahlin des letzteren starb aus Gram über die Untreue ihres Gatten, und es legte nun der trostlose Wittwer einen heiligen Schwur ab, seine Buhle nie wieder zu sehen. Er hielt den Schwur vier Monate lang; doch trat ihm alsdann Bianka, wie von ohngefähr, wieder in den Weg, und ihr Anblick fachte die alte Gluth in dem Herzen Francesco's wieder an. Als endlich Francesco durch den Tod seines Vaters regierender Herzog von Toscana geworden, so vermählte er sich mit Bianka, die so zur Würde einer Großherzogin erhoben ward.

Ungefähr drei Jahre nach diesem Ereigniß starb der junge Kronprinz, ein Sohn aus Francesco's erster Ehe, und ließ den herzoglichen Thron von Florenz ohne direkten Erben, so daß bei dem Tode Francesco's dessen Bruder, der Kardinal Ferdinand, Großherzog von Toskana ward. Nun hatte zwar Bianka ihrem Gemahl einen Sohn geboren, aber abgesehen davon, daß dieser vor ihrer Verheirathung zur Welt gekommen und also zur Thronfolge unfähig war, hatte sich noch dazu das Gerücht verbreitet, als sey er unterschoben. Die großherzogliche Würde mußte daher auf den Kardinal übergehen, wenn die Großherzogin keinen andern Sohn gebar; Francesco fing schon bereits an, an diesem Glücke zu verzweifeln, als ihm Bianka mit einem Male die erfreuliche Mittheilung machte, daß sie ihm bald einen Sohn oder eine Tochter schenken werde.

Dieses Mal entschloß sich aber der Kardinal, ein wachsames Auge auf seine theure Schwägerin zu haben, damit er nicht etwa wieder das Opfer schlauen Betruges werde. Er fing daher an, sich vertraulicher an seinen Bruder anzuschließen, und gestand demselben, wie ihm der gegenwärtige Zustand der Großherzogin einen neuen Beweis liefere von der Falschheit der Gerüchte, welche über ihre erste Niederkunft ausgestreut worden. Francesco, erfreut darüber, seinen Bruder so freundschaftlich und wohlwollend gesinnt zu sehen, erwiederte diese Gesinnung mit der herzlichsten Theilnahme und Zuneigung. Der Kardinal benutzte die günstige Stimmung seines Bruders, und schmeichelte sich bei demselben so ein, daß derselbe es ihm von nun an vergönnte, in dem großherzoglichen Palaste zu wohnen. Die Nähe des Kardinals war Bianka durchaus nicht erwünscht und angenehm, da sie sich nicht über die wahre Ursache seines Einzugs in den Palast seines Bruders täuschen konnte. Sie wußte, daß sie in dem Kardinal einen beständigen Aufpasser und Beobachter eines jeden ihrer Schritte haben werde. Der Späher konnte jedoch lange nichts entdecken, was den mindesten Betrug ahnen ließ. War der Zustand der Herzogin ein fingirter, so spielte sie ihre Rolle wirklich meisterhaft. Der Kardinal fing daher schon an, seinen Verdacht für unbillig und ungegründet zu halten, war jedoch entschlossen, daß, falls man ihn zu täuschen beabsichtige, er ein waches Auge haben und seine Rolle mit gleicher Meisterschaft spielen wolle.

Der entscheidende Tag brach endlich heran. Der Kardinal konnte, wie natürlich, nicht vor dem Bette der Patientin verweilen, doch nahm er seinen Aufenthalt in einem Vorzimmer, durch welches Jeder, der die Herzogin besuchen wollte, kommen mußte. Daselbst fing der Kardinal nun an, sein Brevier zu beten, indem er feierlich dabei auf- und abging. Nachdem er so eine Stunde gebetet und auf- und abgewandelt war, ließ ihn die Herzogin durch ihre Kammerfrau ersuchen, sich doch gefälligst in ein anderes Zimmer zu begeben, da das Geräusch seiner Tritte auf ihre Nerven störend einwirke. „Die Herzogin möge ihrer Pflicht gedenken, wie ich der meinigen!“ war die einzige Antwort, die der Kardinal der Kammerfrau gab, und darauf wieder von neuem eifrig betend auf- und abging.

Bald darauf trat der Beichtvater der Großherzogin herein, ein Kapuziner in seinem braunen Ordenskleide mit den weiten, langen Aermeln. Der Kardinal ging sogleich auf ihn zu und umarmte ihn mit Wärme, indem er zugleich seine Schwägerin der Sorge des frommen Bruders dringend anempfahl. Indem der Kardinal den Mönch umarmte, kam es ihm vor, als wenn der eine Arm desselben ungewöhnlich dick sey. Er untersuchte endlich die Sache genauer, und zog unter der Kutte des Ordensmannes ein allerliebstes Knäblein hervor.

„Geliebter Bruder,“ begann der Kardinal, „ich fühle mich um viel beruhigter. Ich bin nun doch wenigstens versichert, daß dem Leben meiner theuren Schwägerin keine Gefahr droht.

Der Mönch sah, daß hier nichts mehr zu läugnen sey und daß er froh seyn könne, wenn die Sache nur kein öffentliches Scandal gäbe; er fragte daher den Kardinal, was er für das Gerathenste hielt. Der Kardinal wies den Mönch an, sich in das Zimmer der Herzogin zu verfügen, ihr die Kunde von dem

Digitized by Google

Vorgefallenen ins Ohr zu flüstern und ihr zu sagen, daß er, der Kardinal, von der ganzen Sache nichts verrathen wolle, wenn sie sich dazu verstünde, ihren Sohn für todtgeboren gelten zu lassen.

Bianka willigte in den Vorschlag ein und sah so für immer ihren Plan vereitelt, dem Throne von Toskana einen Nachfolger zu geben. Der Kardinal hielt seinerseits sein Versprechen auch, und so kam der verunglückte Plan der Herzogin nie zur Kenntniß des Publikums.

So vergingen einige Monate; es bestand während dieser Zeit ungestört das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Brüdern fort, und Francesco lud den Kardinal, welcher ein großer Liebhaber der Jagd war, ein, einige Zeit mit ihm auf seiner Villa bei Florenz zuzubringen, in deren Umgebungen sich reiche Wildgehege befanden.

An dem Tage nun, da der Kardinal, der Einladung entsprechend, auf der Villa erschien, eröffnete die Herzogin ihrem Gemahl, daß sie dem hohen Gaste eigenhändig eine Pastete zubereiten wolle, von welcher er, wie sie wisse, ein besonderer Liebhaber sey. Francesco setzte seinen Bruder von dieser zarten, schmeichelhaften Aufmerksamkeit Bianka's in Kenntniß und suchte dieselbe als einen neuen Beweis ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegen ihn hinzustellen; der Kardinal konnte aber kein großes Vertrauen zu dieser freundschaftlichen Gesinnung seiner Schwägerin fassen und fand vielmehr in der großen Zuvorkommenheit derselben einen neuen Grund zum Verdacht. Der Kardinal besaß einen Opal, welchen ihm Papst Sixtus V. geschenkt und der die Eigenschaft hatte, daß er dunkel wurde, wenn ihm irgend eine giftige Substanz nahe kam. Der Kardinal machte auch, sobald die Pastete aufgetragen war, Gebrauch von seinem Opal und näherte ihn seinem Lieblingsgerichte: der Stein wurde alsbald dunkel und verlor all' seinen Glanz. Der Kardinal äußerte nun in einem unbefangenen, gleichgültigen Tone, daß er heute aus diätetischen Rücksichten von seinem Lieblingsgericht nicht essen werde. Da der Herzog ihn vergebens zu nöthigen suchte, so erklärte derselbe endlich: „Nun gut, da Ferdinand heute sein Lieblingsgericht verschmäht, so will ich es verkosten, damit man nicht sagen könne, eine Großherzogin sey umsonst Pastetenbäckerin geworden." Und der Herzog schnitt sich ein tüchtiges Stück von der Pastete ab.

Bianka war schon im Begriff, sich vorwärts zu beugen, um ihren Gemahl von seinem Beginnen abzuhalten, doch besann sie sich schnell. Ihre Lage war fürchterlich. Sie mußte entweder ihr Verbrechen eingestehen, oder ruhig mit ansehen, daß sich ihr Mann selbst vergifte. Noch einmal überflog sie mit einem raschen Blicke ihr ganzes vergangenes Leben; sie sah, daß sie alle Freuden dieser Erde genossen und den Gipfel irdischen Glanzes erreicht; ihr Entschluß war daher schnell gefaßt, so schnell, als in jener Nacht, da sie mit Pietro aus Venedig geflohen. Sie schnitt sich auch ein Stück von der Pastete ab und verzehrte dasselbe, indem sie dabei dem Gatten wehmüthig lächelnd die Hand reichte.

Den andern Morgen waren Francesco und Bianka Leichen. Sie wurden auf Befehl Ferdinand's von einem Arzte geöffnet und unter den Bewohnern von Florenz die falsche Kunde verbreitet, daß sie beide von einem bösartigen Fieber dahingerafft worden. Drei Tage darauf vertauschte Ferdinand den Kardinalshut mit der Krone eines Großherzogs von Toskana. Noch heutzutage prangt seine Statue auf dem Platze della Darnesa in Florenz.

Die Erzählung unseres Novellisten weicht hinsichtlich der eben erzählten Vergiftung, wie in einigen vorhergehenden Punkten von der geschichtlichen Wahrheit ab. Bianka hatte sich nämlich durch den Stolz und die Herrschsucht ihres Bruders, den ihr Gemahl zu seinem Minister erhoben, dem Volke immer verhaßter gemacht. Sie wollte sich daher mit dem Kardinal Ferdinand aussöhnen und veranlaßte mit demselben eine Zusammenkunft. Hier starben der Großherzog wie seine Gemahlin, wahrscheinlich von Ferdinand vergiftet; der Letztere gab indeß vor, Bianka habe ihn vergiften wollen, und als ihr Gemahl aus Versehen von dem Gifte genossen, habe sie aus Verzweiflung auch Gift genommen. L.

Gelehrte Bildung.

Ein Institut am Neckar und am Rheine,
Ein Institut am Glan und an der Queich:
Ja, Alles mit gelehrter Bildung Scheine
Will brüsten sich im lieben deutschen Reich.

Nicht ferner können deutsche Schulen g'nügen,
Befriedigen den Durst nach Wissen nicht,
Nach Instituten muß die Tochter fliegen,
Um da zu schöpfen der Erkenntniß Licht.

Musik, Geschicht', Französisch da studieren,
Selbst dichten, malen in dem Genre der Zeit,
Und mit Geschmack Autoren recensiren,
Das ist der Geist, der sie zum Leben weiht.

Mit solchem reichen Pfund beladen, kehret
Die Tochter jetzt in's väterliche Haus
Und spreizt sich hoch und selbstgefällig leeret
Sie ihren Kram gelehrten Wissens aus.

Sie läßt am Flügel ihre Sehnsucht schweben,
Sie glänzt in Zirkeln — ein gepries'ner Stern,
Sie weiß scharmant rings Alles zu beleben,
Doch weislich bleibt sie von der Küche fern.

Da weiß sie nicht, wie sie sich dreh' und wende,
Da schlägt die Flamm' empfindlich ihr Gesicht,
Und ihre weichen, milchgewasch'nen Hände,
Sie taugen ja zu solcher Arbeit nicht.

Davon war auf der Hochschul' keine Rede;
Dies bracht' man nicht dem Modedämchen bei,
Daß ohne Sinn für Häuslichkeit nur öde
Und freudenlos des Weibes Leben sey. L.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Coburg, 24. Okt.) Eine wesentliche Verbesserung an Feuerlöschmaschinen dürfte die Aufmerksamkeit mancher Behörden verdienen. Unter Leitung des intelligenten Directors unserer Spritzenmannschaft wurde kürzlich von einigen hiesigen Meistern eine neue Einrichtung an die Stelle des bisher so beschwerlichen und äußerst anstrengenden Druckwerkes der Feuerspritzen erfunden. Mehr als die Hälfte der früher zur Bedienung der Spritzen nöthig gewesenen Mannschaft wird bei dieser neuen Einrichtung erspart, und es kann jetzt auch diese Mannschaft zwei Mal so lange arbeiten, als sie es bei dem früheren Druckwerke je im Stande war. Der mit dieser neuen Vorrichtung vertraute hiesige Glockengießer Albrecht hat bereits von mehreren Orten Bestellungen auf dieses neue Druckwerk, welches übrigens eben so einfach als haltbar und ohne große Kosten einzurichten ist, erhalten.

Ein Herr Richardson in Dublin hat eine Dampfpumpe erfunden, mit der man auf Verlangen die Donau in sieben Wochen von der Erde wegpumpen könnte. Alle Tage kann man eine Million Eimer auspumpen. Wir leisten keine Garantie.

Ein sehr magerer Wiener Schneider wollte sich malen lassen. Der Maler fragte, ob in Wasserfarben oder in Oel. — „Ich dächte, in Oel", entgegnete der Schneider, „damit ich a bissel fetter ausschau."

Korrespondenz.

Wicker, unweit Hochheim, 28. Oct.

Der Weinmonat ist seinem Ende nahe und wir sehen deshalb unserer Weinlese, welche wahrscheinlich in nächster Woche beginnen wird, mit Vergnügen entgegen. Zwar haben wir heuer nichts Besonderes zu erwarten; doch geben wir uns der Hoffnung hin, daß wir durch die ausgezeichnete Lage und vorzügliche Cultur unserer Weinberge einen angenehm trinkbaren Wein erhalten dürften. — Die Landwirthe, gewohnt, vor dem Eintritte des Winters ihre Felder bestellt und vorbereitet zu haben, gebrauchten hierzu die erst jüngst hier eingeführten böhmischen Pflüge. Sie leisteten gute Dienste; ob aber auch dauernd für die, welche nicht tüchtig düngen wollen oder können, wird die Zukunft lehren. — Die Tage des 6. und 7. k. M. sind für uns und unsere Umgebung Tage der Freude und der Erholung. An diesen Tagen wird nämlich der berühmte Hochheimer Jahrmarkt gehalten. Bei gutem Wetter ist dieser sehr besucht; auch thut das liebe freundliche Hochheim gerne Alles, um seine Gäste bestens bewirthen und amüsiren zu können. — Für uns gibt es für dieses Jahr außer der hier bemerkten Gelegenheit, sich gütlich zu thun, noch eine weitere und das ist — unser letztes Kirchweihfest, welches den 26. k. M. seinen Anfang nimmt. Schade, daß uns an diesem Feste selten Fremde, des gewöhnlich üblen Wetters wegen, besuchen können. Es wäre daher in vielfacher Beziehung sehr zweckmäßig, wenn man das hiesige Kirchweihfest auf den Sonntag nach Maria Geburt verlegte, zumal, einem alten Gebrauche gemäß, dann für den lieben Mund hier tüchtig gesorgt ist und gewöhnlich dann auch noch die lächelnde Sonne zu Vergnügungen freundlich einladet. H.

Vom Fuße des Taunus.

Immer rascher geht es auch bei uns im Gebiete der Landwirthschaft vorwärts. Die Zahl der rationellen Landwirthe wird von Jahr zu Jahr größer. Die trefflich organisirte landwirthschaftliche Lehranstalt zu Wiesbaden trägt das Ihrige hierzu bei. Dort ist den geistig angeregten Söhnen unseres Vaterlandes, wie den Ausländern die schönste Gelegenheit geboten, sich wissenschaftlich auszubilden, um später nicht nur als mechanische Arbeiter, sondern als denkende, die Agrikultur fördernde Landwirthe sich nützlich erweisen zu können. Der von den verehelichen Vorstehern dieses Instituts ausgestreute Samen hat schon hie und da Wurzel gefaßt und die schönsten Früchte getragen. Zwei Zöglinge dieser Anstalt praktiziren dermalen in unserer Nähe (Hr. Anthes zu Sulzbach und Hr. Reges zu Eschborn im herzogl. Amte Höchst a. M.), die ich als kenntnißreiche und klar denkende junge Männer kennen zu lernen die Ehre hatte, die mit Physik und namentlich Chemie vertraut sind. Hr. Professor Dr. Thomä erwähnt ebenfalls am Schlusse seiner „Bemerkungen über die warmen Quellen zu Wiesbaden" dieser Heeren rühmlichst und es wird diese Erwähnung als Beleg meiner so eben ausgesprochenen Behauptung gelten können. Hr. Anthes, der vor kurzem eine Reise zu seiner weiteren Ausbildung in Bezug auf Landwirthschaft unternahm, weiß viel und Interessantes zu erzählen. Auch wohnte derselbe, zufolge der gütigen Verwendung seines Direktors, den zu Altenburg stattgehabten Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe bei und hatte Gelegenheit, die musterhaften Wirthschaften der Altenburger Bauern näher in Augenschein zu nehmen. Dieselben sollen nach dessen Aussage mitunter wirklich pachtvoll seyn und beinahe nichts zu wünschen übrig lassen. In Allem herrsche die strengste Ordnung und größte Reinlichkeit; dieses bedinge, wie übrigens leicht begreiflich, den regelrechten Gang des Betriebs der Wirthschaften. Besonders, sagt derselbe weiter, stehe die Gesinde-Einrichtung der unsrigen weit voran und von dem so Verderben drohenden Branntweintrinken wüßte man dort nichts; auch sey der Kaffee das Ersatzmittel nicht, sondern eine gute, kräftige Suppe, die das Gesinde jeden Morgen regelmäßig um 5 Uhr genießt. Ueberhaupt sey die Stellung des Gesindes zur Herrschaft mehr die des Gesellen zum Meister und es falle höchst selten vor, daß ein Knecht ꝛc. aus dem bedungenen Dienstjahr entlassen werden müßte. Es bekundet also dieses die vollkommene Zufriedenheit der Herrschaft mit dem Betragen des Gesindes. Wie laut und viel aber die Klagen bei uns in dieser Beziehung geworden sind, ist allgemein bekannt; ja, man hält es sogar (freilich nicht ohne Gründe) für das aller Unangenehmste bei der ganzen Oeconomie, mit Leuten umgehen zu müssen, die sich so gern an Leidenschaften gewöhnen (namentlich Völlerei), die Cultivirung und Moralität mit Füßen treten. Es ist dies noch ein Feld, dem die landwirthschaftlichen Vereine hier und anderwärts ihre ganze Aufmerksamkeit widmen möchten, damit wir auch in dieser Beziehung unseren biedern „Altenburgern" zur Seite gestellt werden können.

Ein Freund der Landwirthschaft.

Auflösung der Charade in Nro. 297.

Wehmuth.

Theater-Anzeige.

Montag, 30. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Franz Wallner und zum Festenmale): Treffkönig, oder: Spieler und Todtengräber, Lebensbild mit Gesang in 2 Abth., von J. Baroy und Franz Wallner, Musik von H. Proch und N. Baldenecker. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 31. Oct. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 301. Mittwoch, den 1. November 1843.

Der Verschwundene.

(Schluß.)

Der Hügel wurde von nun an Williams liebster Aufenthalt; er brachte alle die Zeit, welche ihm von dem täglichen Fischfang, dem Einsammeln des Obstes, dem Aufsuchen nahrhafter Wurzeln übrig blieb, auf demselben zu; denn von ihm aus genoß man eine freie Aussicht auf das weite, unermeßliche Meer, dessen majestätische Wogen in stolzer Ruhe vorüberrauschten und die Tücke nicht ahnen ließen, womit sie den ihnen arglos vertrauenden Schiffer in ihre dunkle Tiefe hinabziehen. Hier stand der Unglückliche Tage lang in düstere Träumereien verloren, er gedachte des Vaters, der Geliebten, deren Schicksal vielleicht noch beklagenswürdiger als das seinige seyn mochte; der heißeste Schmerz, die glühendste Sehnsucht erfüllte seine Brust, seine Augen ruhten unverwandt auf den dunkelblauen Fluthen, die den fernen Horizont begränzten, allein kein Segel tauchte auf, kein rettendes Schiff erschien, ihn zu erlösen, ihn wieder mit der Menschheit und allen seinen Lieben zu vereinen. Wochen und Monden gingen allmählig vorüber, ohne daß William den Wechsel der Jahreszeit auffallend bemerkte, allein mit der immer größer werdenden Anzahl der hier verlebten Tage schwand auch die Hoffnung, jemals erlöst zu werden, immer mehr und mehr aus seiner Brust. Schon gab er sich beinahe widerstandslos dem trostlosen Gedanken hin, hier einsam sterben zu müssen, schon glaubte er sich auf ewig geschieden von Allem, was ihm werth und theuer war, als er einst in der Nacht von einem so schrecklichen Gewitter erweckt wurde, wie er sich niemals ein ähnliches während seines Aufenthaltes auf der Insel erlebt zu haben erinnerte. Blitz auf Blitz durchzuckte den mit schwer herabhängenden Wolken bedeckten Himmel; Schlag auf Schlag folgten die Donnerstöße! Das Heulen des wilden Sturmes, das Toben der empörten Wellen, das Rauschen des gleich einem Wolkenbruche herabstürzenden Regens betäubte seine Sinne; jeden Augenblick glaubte er, daß die zürnenden Elemente der Welt den Untergang bereiten müßten, daß ein Erdbeben entstehen und die ganze Insel in den Abgrund des Meeres versinken werde. Selbst der treue Dyk kroch ängstlich zu den Füßen seines Herrn, als suche er in seiner Nähe Schutz vor der drohenden Gefahr. Auf diese Weise verstrich der größte Theil der Nacht; endlich legte sich der Sturm, das Gewitter zog vorüber, der Regen rauschte nur leise herab und hörte, als jetzt auch der Morgen zu dämmern anfing, bald gänzlich auf, um dem glänzenden Gestirn des Tages die ihm gebührende Herrschaft demüthig zu überlassen. Williams erster Gang war nach dem Hügel, um zu sehen, ob der Sturm seine Säule verschont habe; er fand sie unversehrt, da sie von der Landseite her durch Bäume hinlänglich beschützt wurde; allein wer schildert seine Wonne, sein namenloses, fast an Wahnsinn gränzendes Entzücken, als er seine Blicke jetzt auf das Meer richtete und plötzlich in derselben Bucht, in welcher einst der „Phönix" Schutz gesucht, ein Schiff vor Anker liegen sah, das wahrscheinlich von dem Sturm der vergangenen Nacht hieher verschlagen und seinem Untergange glücklich entronnen war. — Kaum hatte William diese beseligende Entdeckung gemacht, als er in hastiger Eile auf die ihm wohlbekannte Bucht zuflog; allein ehe er dahin gelangte, wurde er gewahr, daß der Kapitän nebst einem großen Theil der Mannschaft sich bereits an's Land begeben hatte, um die Insel, die auch ihnen nunmehr als Zufluchtsort dienen sollte, näher zu untersuchen. Schon nach wenigen Minuten stand er daher vor seinen Rettern, die er, um das Maß seiner Freude zu füllen, sogleich als Landsleute erkannte und jubelnd begrüßte. Staunend, kaum ihren Ohren trauend, horchten die neuen Ankömmlinge, als William ihnen sein Schicksal erzählte, ließen sich von ihm im Triumph in sein kleines Reich einführen, nahmen Besitz von den verlassenen Wohnungen der früheren Ansiedler, und priesen die wunderbaren Wege der Vorsehung, die sie hieher geführt hatte, um einen unglücklichen Verlassenen aus seiner trostlosen Einsamkeit zu befreien. Da das Schiff, so wie ehedem der „Phönix", durch den Sturm bedeutend gelitten hatte, so bedurfte es gleich jenem erst einer gänzlichen Ausbesserung. William mußte sich daher, trotz seiner heißen Sehnsucht, abermals mehrere Wochen gedulden, bevor die Abreise erfolgen konnte. Glücklicherweise war die Ladung des Fahrzeuges jedoch nach Philadelphia bestimmt; er durfte daher hoffen, sein Ziel zu erreichen, ohne einen neuen Umweg machen zu müssen, und so sah er denn dem Ende seiner langen Leiden, sah dem seligen Augenblick mit Zuversicht entgegen, der ihn den Seinigen wieder schenken und ihm Ersatz gewähren sollte für eine lange, qualvoll verlebte Zeit."

Hier schwieg Roberts Anwalt abermals; — wie früher herrschte die höchste Spannung, die tiefste Todtenstille unter der Versammlung. Endlich warf Ersterer einen durchdringenden Blick auf Sir Henry, wandte sich alsdann gegen die Richter, neigte sich ehrerbietig und sprach: „Ich bin zu Ende."

Digitized by Google

Während dieses ganzen Vorganges hatten die drei Schuldigen sich vergebens bemüht, ihre gewaltige Erschütterung unter dem Anschein von Gleichgültigkeit zu verbergen; das Geständniß ihrer begangenen Verbrechen zeigte sich in ihren unstäten umherirrenden Augen, in ihren bleichen, verzerrten Zügen, in dem Beben aller ihrer Glieder. Dessen ungeachtet erhob sich Sir Henry von seinem Sitz und erklärte mit dem Muthe der Verzweiflung alles Vorgetragene für Lüge und Betrug! Allein noch hatte er nicht völlig ausgesprochen, als die Flügelthüren des Saales plötzlich aufsprangen und Miß Fanny Osborne, in Folge ihrer langen bittern Leiden zwar minder blühend als sonst, doch mit verklärtem, freudestrahlendem Antlitz an der Seite Williams, ihres längst als todt beweinten Geliebten, in die Versammlung trat.

Was nun folgte, bedarf keiner weitläufigen Erwähnung mehr. Die überwiesenen Verbrecher wurden in ihr Gefängniß zurückgebracht, um daselbst den Urtheilsspruch zu erwarten. Miß Fanny ward wieder in ihr väterliches Erbe eingesetzt; William vergaß in den Armen des Bruders, an der Seite der Geliebten das vergangene Leid. So waren die todt geglaubten Opfer der schändlichsten Habsucht auf's neue zum Leben, zur Freude erwacht, während ihre Verderber der über sie verhängten gerechten Strafe zitternd entgegen sahen.

Ungefähr ein halbes Jahr nach ihrem glücklichen Wiederfinden feierten William und Fanny, die vom Schicksal so schwer Geprüften, in Sir Thomas Warrington's pallastähnlichem Hause zu London ihr eben so glänzendes als fröhliches Hochzeitfest.

Robert hatte Wort gehalten, er hatte dem greisen Vater nicht nur den verloren geglaubten Sohn, sondern auch eine reizende, engelgleiche Tochter zurückgebracht, die des großen Reichthums nicht bedurft hätte, um jedem Sterblichen ihren Besitz als das beneidenswertheste Glück erscheinen zu lassen.

Der alte Matrose und Daniel, der sich durchaus nicht mehr von seiner schönen Gebieterin trennen wollte, waren den Glücklichen nach Europa gefolgt, um dort in der neuen Heimath als Glieder einer edeln dankbaren Familie den Lohn ihrer Treue zu finden.

Sir Henry ertrug das Fehlschlagen seines verbrecherischen Unternehmens, so wie die Schande, die auf ihm lastete, nicht lange; er starb im Gefängniß! Eduard, sein Sohn, hatte durch Fanny's und Williams großmüthige Verwendung Mittel gefunden, mit dem Kapitän Horn zu entfliehen. Die ferneren Schicksale dieser Beiden blieben jedoch unbekannt; denn man hat nie das Geringste mehr von ihnen erfahren.

Der edle Robert fand den Lohn seiner aufopfernden Bruderliebe bald nach seiner Rückkehr in den Armen einer schönen, ihn zärtlich liebenden Gattin. Das Glück blieb der Familie Warrington von nun an eben so treu, als es sich früher abhold gegen sie bewiesen hatte; in ungetrübtem Frieden flossen ihre Tage dahin, von keinem Sturm bedroht, von keinem Feinde beunruhigt.

Die Kunde der erlebten wunderbaren Schicksale Williams und Fanny's pflanzte sich aber von Kind auf Enkel fort; noch nach vielen, vielen Jahren wurden die Stricke, womit William einst auf jener Insel von den drei Verbrechern an den Baum gefesselt worden, gleich einem kostbaren Kleinode gezeigt und des klugen Dyks dabei mit inniger Rührung gedacht, dessen treuer Liebe er allein die Rettung seines Lebens verdankte.

Taunussängerthum.

»Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.«
Schiller.

(Vom Taunus, Ende Oktober.) Da das Jahr mit raschen Schritten seinem Ende entgegen eilt und die weiße Kappe auf dem Feldberg den Beginn des Winters verkündet, so erlauben Sie mir, Ihnen über die Fortschritte des Taunussängerthums und über die Leistungen desselben während der schönen Jahreszeit Bericht zu erstatten. Unser Gebirge hatte lange Zeit hindurch die Städte des Nordens und Südens getrennt, und außer dem nöthigen Verkehr des Handels und der Gewerbe alle höhere geistige Annäherung zwischen ihnen abgeschnitten. Diese langweilige Zeit der Trennung und Entfremdung ist nun vorüber, und unsere blühenden und höher strebenden Sing-Vereine sind es, welche in patriotischer Begeisterung das Band der Liebe und Annäherung um zwanzig Städte unserer Heimath geschlungen haben. Die Taunussängerfeste sind gleichsam die Bundestage dieser zwanzig Vereine, sie geben das Bild einer friedlichen und glücklichen Familie, welche sich am Morgen zu einem heiteren Mahle versammelt, um während des Tages um so treuer und emsiger ihre Pflichten zu erfüllen. Aber von jenen großen Festen rede ich jetzt nicht, denn sie haben ihren Namen und Ruhm bereits bis in die entferntesten Theile von Deutschland getragen; diese Betrachtung soll dem Einflusse unserer Sängerbünde auf die Förderung der Humanität, auf die Veredlung des Kirchengesanges, auf das Verdrängen der Branntweinlieder und mit Einem Worte auf die Gestaltung eines neuen ächtdeutschen Volkslebens gewidmet seyn. Ich bin leider weniger bekannt mit den Fortschritten dieses neuen Lebens im Süden des Taunus, und überlasse es also Anderen, darüber zu urtheilen und zu richten. Die Fortschritte der Vereine zu Anspach, Idstein, Obernhain, Schmitten, Wehrheim, Usingen ꝛc. und der beiden Lehrervereine Taunusliederkranz und Taunusphilomele sind bereits so bedeutend und wichtig, daß sie für sich allein schon eine große Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es sind jetzt gerade sechs Jahrhunderte, daß das eine halbe Stunde von Wehrheim, am östlichen Abhange des Gebirges, in einem reizenden, von stattlichem Eichenwalde bekränzte Kloster Thron Maria von dem Grafen Gerhard zu Diez und seiner Gemahlin Agnes gebaut wurde. Schon im Jahr 1557 hingen die Bernhardiner Nonnen, wie die Chronik berichtet, „aus Hochzeitlust und Liebe zur Freiheit" den Weihel an den Nagel, und seit dieser Zeit, wo das Kloster von dem Kurfürsten von Trier an Friedrich von Reifenberg, jenen in der deutschen Geschichte bekannten Abenteurer, verpfändet war, wurde das Gut in einen Pachthof und die Zellen der Nonnen in Ställe verwandelt. Anstatt der frommen Kirchengesänge hallen diese alten Mauern jetzt wieder von den lustigen französischen Chansons der Emigranten aus Languedoc und Picardie, denn an Sonn- und Feiertagen ist dieser friedliche Pachthof der Lieblingsort der jungen Männer aus Friedrichsdorf. Dieser Gründungstag sollte nun von den Sing-Vereinen zu Usingen, Wehrheim, Homburg und Dornholzhausen am letzten Himmelfahrtstage durch einen „Sängerwettstreit" gefeiert werden. Schon prangten die Namen Gerhard und Agnes über dem Thore, schon waren die Bänke und Zelte aufgeschlagen für tausend Besucher, als schlechtes Wetter den schönen Plan

Digitized by Google

vereitelte. — An schönen Sommertagen wandert der dreißig Männer starke Sing-Verein von Anspach mit Tagesanbruch nach dem herrlichen Weilthal, an den schönen, von Rosen und Jasmin umblühten Brunnen im Königsholze bei Altweilnau. An dieser reizenden Anlage, im Schatten hoher Buchen, versammeln sich dann die Dorfbewohner, um die meisterhafte Ausführung der Lieder: „Heil Morgen Dir!" „Wenn das Herz für Etwas schlägt" ꝛc., zu bewundern. Dann ziehen die frohen Sänger auf die hohe Burg Altweilnau und das Schloß Neuweilnau, und im Anschauen wildromantischer Thäler und waldiger Höhen wechseln die Lieder zum Preise des Vaterlandes und zum Lobe der Gottheit. Der Sing Verein zu Schmitten, der mit dem zu Usingen in freundlichem Verkehre steht und von ihm seine neuesten Lieder erhält, berechtigt zu schönen Hoffnungen und zeigt den Nutzen der Sing-Vereine von einer ganz neuen und praktischen Seite. Früher herrschte in diesem Dorfe eine unselige Spannung zwischen den jungen Männern, und dieser Zwist war so weit gediehen, daß Katholiken und Protestanten sich feindselig trennten. Seitdem aber Herr Lehrer Rusch diese jungen Männer zum gemeinsamen Cultus des Gesanges vereinigt hat, sind diese wilden und dämonischen Leidenschaften wie durch Orpheus Saitenspiel gebändigt worden. Diese Sänger findet man häufig in heiteren Sommernächten bei den Feuern am Brunhildisfelsen, und am letzten Recrutirungstage zu Usingen waren sie die einzigen, welche durch einen guten Chorgesang gegen das Geschrei der übrigen Recruten einen ehrenvollen Kontrast bildeten. Das ist die Pflicht unserer Lehrer und Geistlichen, daß sie die Veredlung des Gesangs in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen, und daß sie dahin streben, durch Ermahnung in und außer der Kirche die Landleute von der altererbten Liebhaberei des Huronengebrülls abzubringen. Mancher evangelische Geistliche weiß nicht, was die katholische Kirche der Pflege des Kirchengesanges verdankt, und deßhalb ist es auch zu erklären, daß manche unserer Geistlichen so wenig für die Vereine thun, ihnen noch nicht einmal ein Klafter Holz gewähren und sie nur äußerst selten dazu auffordern, als Corporation in der Kirche mitzuwirken. Unser Sängerthum veredelt alle besseren Neigungen, und namentlich das Hochgefühl der Freundschaft und Dankbarkeit erhält durch es seine Weihe. Vor einigen Monden wurde Herr Lehrer Link von Obernhain, wo er einen Verein gegründet hatte, nach Laubach versetzt. Schönes, in unserer Heimath seltenes Zeichen reiner Dankbarkeit! Die Männer von Obernhain, etwa dreißig an der Zahl, machten auf geschmückten Leiterwagen dem geschiedenen Lehrer und Freunde einen Besuch in seinem neuen Wohnort, und es waren die Lieder, die wir dem Frankfurter Liederkranze verdanken, welche das kurze Beisammenseyn erheiterten. Kaum sind es einige Wochen, daß die Sänger von Dornholzhausen ihre Freunde zu Usingen zum ersten Male besuchten. Nach einer Wanderung durch die Stadt ordneten sich die beiden Vereine auf dem Marktplatze und zogen unter dem Festmarsche: „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen" ꝛc. in den Garten des Hrn. Reinhardt. Schönes, freundliches Begegnen guter Menschen! glückliches Zeichen der gediegenen Bildung und Würde unseres Volks! Solche Besuche dauern nie bis in die Nacht; die Freunde kommen früh und trennen sich früh, und selbst die Philister bezeugen ihnen, daß ihre Freude durch keine Unmäßigkeit und Verschwendung entweiht wird. Dieses rührige Leben ist noch jung und klein, ein rauher Wind kann diese zarten Blüthen verwehen, ehe sie Früchte werden. Wenn aber, wie bis jetzt geschehen und mit dem heißesten Danke erkannt werden muß, die geistlichen und weltlichen Behörden dieses Streben nicht hemmen, sondern vielmehr fördern und ihm jeden möglichen Vorschub leisten, dann wird es hoch und groß emporwachsen, und das gute treue Volk im ganzen Taunus wird in naher Zukunft mit den Schwaben und Thüringern um den Preis des Sieges ringen in Allem, was wahre Bildung, Intelligenz und Vaterlandsliebe betrifft. Die beiden Sing-Vereine zu Usingen und Wehrheim sind bis jetzt die ersten. Sie geben im Winter jeden Monat ein Conzert, in welchem auch als würdige Ergänzung die Gedichte von Schiller und Uhland declamirt werden. — Vor einem Monate wurde der Grundstein gelegt zu der neuen Kirche zu Eschbach. An diesem Tage hörte ich nach langer Zeit wieder einmal den Lehrersingverein „Taunusliederkranz", und ich glaube behaupten zu dürfen, daß diese Lehrer von allen genannten Vereinen denen zu Friedberg und Butzbach am nächsten stehen. Ein Jahr ist in dem Leben eines Volkes nur ein Tag. Aber noch zehn solcher Jahre, und sie werden ein Jahrhundert segensreichen Fortschrittes seyn. Das dritte Taunussängerfest soll zu Königstein stattfinden, wahrscheinlich am Geburtstage unseres Herzogs, als ein sinniges Zeichen, daß die Ehre des Volkes auf den Fürsten und die Regierung zurückstrahlt, wie die Ehre wohlerzogener Söhne der schönste Ruhm eines Vaters ist.

Mannichfaltigkeiten.

Der Zopf ist bei den Chinesen, was bei uns der Kopf ist. Man sagt von einem Chinesen: „Er ist ein guter Zopf!" und wenn ein chinesischer Soldat in einer fernen Garnison stirbt, so schickt man den Verwandten seinen Zopf heim; dieser wird sodann feierlich begraben und mit einer Grabschrift versehen, wie: „Er war ein barmherziger Zopf; sein Wandel war der eines wahren Zopfes; dieser Zopf fiel in der Blüthe des Lebens" u. s. w. — „Den Zopf zwar sind wir los, die Zöpfe sind geblieben."

(Bremen, 23. Okt.) In diesen Tagen wurde hier ein Brandstifter zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt und das Urtel zur Warnung in allen Straßen angeschlagen. Dagegen hat ein Cigarrenmacher, der einen hiesigen Bürger, der sein Haus anzünden wollte, bei der Polizei anzeigte, von der bremenschen Feuer-Assecuranz-Compagnie 100 Thlr. Belohnung erhalten und von der Assecuranz-Compagnie zu Köln 25 Thlr. Jener Bürger hatte dem Cigarrenmacher 100 Thlr. geboten, wenn er ihm behülflich seyn wolle.

Bemerkungen über die Darstellung der Antigone des Sophokles auf dem Stadttheater dahier.

(Eingesendet.)

Zu den vielen merkwürdigen Erscheinungen, welche unsere ebenso geistig bestrebte als genußsüchtige Zeit dem Beobachter, der sie mit ihren Tendenzen und Erfolgen richtig in das Auge faßt, täglich dar-

Digitized by Google

bietet, zählen wir nun auch die Uebertragung der altgriechischen Tragödie auf unsere deutschen Bühnen. Schon längst waren uns die Franzosen mit solchen Unternehmungen vorangegangen und haben ihren Künstlern die Gelegenheit verschafft, ihre Kräfte an einem Oedipus, der Thebaide, einer Phädra und Iphigenie in Aulis zu versuchen. Nur die beiden letzteren sind auf unseren Bühnen, begünstigt durch die Uebersetzungen Schiller's und Göthe's, zur Aufführung gekommen. Der Eindruck, den sie in Deutschland hervorbrachten, war vorübergehend und nur wenige der Zeitgenossen mögen desselben noch eingedenk seyn. Forscht man nach den Zeitverhältnissen, unter welchen Racine seine Phädra schrieb und aufführen ließ (1677 wurde sie zum Erstenmale gegeben), so war es gewiß nicht Gräcomanie, die ihn dazu antrieb; denn wozu hätte diese Richtung am Hofe Ludwigs XIV. dienen sollen? Die Zeit dieses Dichters war erfüllt von allen Anregungen des besseren Gefühlslebens, aber auch von allen Leidenschaften, die die Brust des Menschen durchkreuzen; Wissenschaften und Künste erblühten unter dem Schutze eines Fürsten, welcher sich und seinen Umgebungen die Kulturerhebung, die sie gewähren, anzueignen suchte. Unter solchen Verhältnissen war es natürlich, daß die altgriechische Tragödie hervorgesucht, bearbeitet und in Scene gesetzt wurde, wenn auch ohne die eigenthümlichen, ihre Darstellung begleitenden Ritualien. — Das Seelenleben, welches in den Werken der griechischen Trauerspieldichter ausgemalt ist, wird in allen Zeiten den Leser ergreifen und den Zuschauer ihrer Darstellung tief erschüttern, weil diese Tragödie die innersten und verborgensten Empfindungen der Menschen, so wie die in der Handlung aufgehenden Aeußerungen seiner Thatkraft vor ihren Augen mit einer Wahrheit entfaltet, die fast nicht wieder erreicht werden dürfte. Man kann daher der Behauptung Raum geben, daß Racine nicht blos aus Vorliebe für die griechischen Trauerspieldichter den Euripides, den Sophokles und selbst den Aeschylus aufgebeutet habe, um seine Tragödien mit ihren Charakteren, deren Handlung und Sprache auszuschmücken, sondern daß er sie zum Vorbilde gewählt habe, weil er bei diesen Heroen der Dichtung Schilderungen der Leidenschaften gefunden, die er für die höhere Belebung der physischen Zustände seiner Zeitgenossen geeignet hielt. In dieser Bedeutung sind auch seine Arbeiten vom Hofe und dem Volke Ludwigs XIV. aufgenommen und auf das ehrenvollste aufgenommen worden. Hieraus ergibt sich, daß die Franzosen der altgriechischen Tragödie zuerst den Weg zum Wiedererscheinen auf unseren Bühnen gebahnt haben. Es ist aber auch unverkennbar, daß sie mit diesen Bestrebungen die hohe Kunst der Darstellung des Seelenlebens und mit ihr die Künstler zu der Ausbildung gefördert haben, welche jetzt noch den Glanz des Theatre français ausmacht. Auch in unserer Zeit hat ein deutscher König, der den Wissenschaften und den Künsten hold ist, gewollt, daß die altgriechische Tragödie die Bühne wieder belebe, und ein Dichtergreis hat es anzuordnen gewußt, daß sie in ihrer ursprünglichen Gestalt mit dem Chor zur Aufführung gelangen konnte. Neu ist die Erscheinung und es wäre voreilig, von dem Einflusse reden zu wollen, den sie auf die Schöpfungen unserer tragischen Dichter, auf das Bühnenwesen überhaupt und das Publikum haben könnte oder werde. Doch ist es außer allem Zweifel, daß die Antigone des Sophokles (Uebersetzung von Donner) aller Orten, wo sie nach Tieck's Anordnung und mit der musikalischen Begleitung von Mendelsohn-Bartholdy bisher aufgeführt worden ist, nicht nur eine entschieden gute Aufnahme gefunden, sondern daß sie selbst allgemeine Begeisterung veranlaßt habe. Es ist nicht erforderlich, daß der Zuschauer eine genaue scholastische Kenntniß von der bürgerlichen Ordnung, den religiösen Satzungen und dem Mythus des griechischen Volkes in das Theater mitbringe, um die Motive der Handlung, welche ihm in der Sophokleischen Tragödie vorgeführt werden, zu verstehen; darüber belehrt ihn der Dichter selbst, indem er, wenn auch in gedrängter Form, das Geschichtliche, welches dem Mythus zu Grunde liegt, hinlänglich entwickelt, um sich die Bedingungen erklären zu können, von denen die Handlung der Einzelnen geleitet wird. Hier fließt jede Besonderheit der Charaktere in der Einheit des dargestellten Ideals zusammen und dieses Ideal ist immer der Mensch mit der ihm gewordenen vielseitigen Befähigung, alle Eigenschaften seines Seelenlebens — wie sie sich in der Beziehung zu den Göttern, zu der Familie und zu den Gesetzen der Gesellschaft und des Staates offenbaren mögen — in Wirkungen und Wechselwirkungen so zu äußern, daß sie seine Hoheit beurkunden. Deßwegen tritt uns auch aus allen griechischen Tragödien der großartige Zweck entgegen, die Affecte und Leidenschaften des Menschen, die erhebenden wie die beugenden, in alle jene Beziehungen zu setzen und sie in solchen Wechselwirkungen thätig erscheinen zu lassen, daß aus deren Erfolgen die Bedeutung der sittlichen Kräfte, wie sie aus dem Kampfe der Leidenschaften hervorgehen und welche allein den Menschen zu veredeln im Stande sind, sich von selbst auf den Leser oder Zuschauer übertragen mußte. Noch jetzt, obgleich unsere Kulturzustände von denen jener antiken Griechenwelt sehr verschieden sind, obgleich unsere bürgerliche Verfassung, unser religiöses und Familienleben dem Menschen andere Beziehungen auferlegen, verfehlt die Darstellung der griechischen Tragödie ihren ursprünglichen Zweck nicht, davon wird sich jeder aufmerksame Beobachter, welcher der Aufführung der Antigone auf hiesiger Bühne beigewohnt hat, überzeugt haben. Dieselbe feierliche Stille herrschte in dem stets gefüllten Hause bei drei in einer Woche auf einander gefolgten Vorstellungen der Sophokleischen Antigone; nicht eine sentimentale Rührung war es, welche die Zuhörer fesselte, die Erregung zu höheren Empfindungen, von denen das Publikum sich ergriffen fühlte, vermochte es, dasselbe in die ernste Stimmung zu versetzen, welche als Beweis gelten darf, daß die naturgemäße Wahrheit, womit der Dichter die Leidenschaften und ihre Folgen vor mehr denn 2000 Jahren geschildert hat, unvergänglich ist und in dem Gefühlsleben der Menschen so wie jetzt, so in allen Zeiten gleiche Wirkungen hervorrufen wird. Darum ist das Erscheinen der griechischen Tragödie auf unseren Bühnen den Kulturbestrebungen unserer Zeit entsprechend und zugleich als ein gediegenes und glückliches Belebungsmittel jener zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Sagt mir, werthe Leser, wenn ihr's wißt:
Was der Männer Hauptanliegen ist?

Für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge

sind weiter eingegangen: aus Frankfurt durch S. 30 kr., aus Weilmünster und Audenschmiede 8 fl. 10 kr., von der Red. des Taunusboten in Usingen 8 fl., zusammen also 16 fl. 40 kr., deren Empfang mit dem Hinzufügen bestätiget wird, daß außer den bereits früher bekannt gemachten freiwilligen Leistungen für den Bau mittlerweile auch ein Barometer und ein Thermometer von Hrn. Mechanikus Off dahier zugesagt worden ist.

Frankfurt a. M., 31. Oct. 1843.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 31. Oct. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Mittwoch, 1. Nov. Großes Vocal- und Instrumental-Konzert, worin Hr. Alexander Dreischock mehrere von ihm für das Pianoforte componirte Pieçen vortragen wird. Vorher geht: Die Bastille, oder: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, Originallustspiel in 3 Abth., von C. P. Berger. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 302. Donnerstag, den 2. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

I.

Am Johannisabend des Jahres 16** hatten die Räthe der guten Stadt Aix, nach altem Gebrauche, einen Haufen Reisigholz, das pyramidenförmig auf dem Predigerplatz aufgeschichtet und von einer mit Lilien bemalten Fahne überragt war, in Brand gesteckt. Eine röthliche Flamme bemalte bald mit ihrem launenhaften Wiederscheine die hohen Häuser, die hundertjährigen Ulmen, und spiegelte sich in den runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben des alten Grafenpalastes. Da schlug das Volk in die Hände und begann die Farandule rings um das Freudenfeuer zu tanzen; von Zeit zu Zeit fiel ein Schwärmer unter die Menge, die unter großem Geschrei auseinander fuhr. Da begannen die Vorsichtigsten sich zurück zu ziehen.

Gegen neun Uhr, als die Fahne mit den Lilien von dem Feuer verzehrt war, entfernten sich die Rathsherren, und der kleine Krieg nahm seinen Anfang. Seit der Erfindung des Pulvers verging kein Jahr, daß nicht viel am Johannisfest verpufft ward; die Munizipalbehörde duldete diese Art Kämpfe mit stumpfen Waffen, wobei aber doch immer Einige das Leben ließen, welche durch die unvermuthete Explosion eines Schwärmers oder einer schlecht geworfenen Rakete versengt und verbrannt wurden.

Auch waren am St. Johannisabend mit Sonnenuntergang alle Thüren und Fenster in der guten Stadt Aix geschlossen; wohldenkende Leute hüteten sich wohl, sich aus ihren Häusern heraus in die Straßen mitten unter das Feuer und den Rauch von tausend Schwärmern zu wagen, welche die Offiziere vom Regiment Royal-Comtois, die Parlamentsschreiber, die Kadetten und Studenten der Universität warfen. Es war gleichsam ein griechisches Feuer auf dem Predigerplatz, wo die Schreiber und die Offiziere sich seit einer Stunde einander bekriegten. Der Plebs, welcher den tapfern Thaten dieser Schlacht seinen Beifall durch ein lautes Geheul zubrüllte, war bis in die benachbarten Straßen zurückgedrängt worden. Ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt und das Gesicht von seinem breitkrämpigen Hute beschattet, stand allein an einen Baum gelehnt, dem Hause des ersten Parlamentspräsidenten gegenüber.

„Holla, Meister Loubet, Ihr seyd ohne Waffen. Nehmt Euch in acht!“ rief ihm im Vorübergehen ein Parlamentsschreiber zu.

Der Advokat drehte sich ruhig herum.

„Bravo, Marius Magis,“ antwortete er, „das Royal-Comtois nimmt derben Abschied von Euch; aber Ihr habt gut darauf geantwortet.“

„Sie werden schön gestriegelt abziehen, die kleinen Offizierchen des Königs,“ sagte der Schreiber, indem er seine Tasche schüttelte, die er umhängen hatte, und die ganz mit Schwärmer angefüllt war; „aber zieht Euch zurück, Meister Loubet, Ihr seyd in Gefahr, das Gesicht versengt zu bekommen; es ist warm hier.“

„Ein wenig verbranntes Pulver, weiter nichts; ich bin unter einem guten Schilde,“ erwiederte Meister Loubet, seinen Mantel wieder auf die Schulter ziehend.

„Sagt eine Aegide,“ unterbrach ihn der Schreiber nachdrücklich; „Aegide ist das bezeichnende Wort.“

„Meinetwegen; aber ich finde sie ein wenig schwer zu dieser Jahreszeit. Ich will nach Hause gehen, um mir's bequem zu machen. Guten Muth und gute Nacht, Marius Magis.“

Er grüßte den Schreiber mit der Hand, und begab sich in ein kleines Haus in der Straße Portalet. Die Thüre war verrammelt, wie zur Zeit eines Bürgerkriegs, und man erblickte nirgends Licht in der Vorderseite, die aus zwei Fenstern in der Breite und drei Stockwerken bestand.

Der Advokat schloß die Thüre leise auf und trat in einen schmalen Gang, der als Vorhaus diente und in einen kleinen Hof führte. Er hatte kaum die Thüre hinter sich verschlossen, als ein Schwärmer auf der Schwelle zerplatzte.

„Welch ein dummes, lärmendes Vergnügen!“ murmelte Jakob Loubet, indem er in seine Schreibstube trat, die sich zu ebener Erde befand. Die Vorhänge von blauer Serge waren sorgsam vor den Fenstern zugezogen; eine Lampe brannte auf dem Schreibtische, worauf eine Menge Papiere und Aktenbündel lagen; gepolsterte Bänke und Strohstühle standen an den Wänden, die mit weißem Kalk getüncht waren; etwa hundert Bände auf einem schwarzen Büchergestelle und eine hölzerne Uhr bildeten das weitere Geräthe dieses Zimmers, in welchem der Advokat Loubet seine zahlreichen Klienten empfing.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Stiergefecht in Madrid.

Am 12. Oktober sah die spanische Hauptstadt ein Schauspiel, welches schon lange die Phantasie des Publikums weit lebhafter als alle Politik beschäftigt hatte: eine corrida de toros extraordinaria, ein großes Stiergefecht. Das Spektakel begann um 4 Uhr, zu welcher Zeit sich die Königin und ihre Schwester, die Infantin Louise, in Begleitung ihres Gefolges und sämmtlicher Minister in ihrer Loge pünktlich einfanden. Die Königin wohnte dem grausamen Nationalspiele zum ersten Male bei. Bei ihrer Ankunft wurde der königl. Marsch gespielt, die Zuschauer, wohl mehr als 12,000 an der Zahl, brachen in ein lautes Lebehoch aus, und das unter dem Namen cuadrilla bekannte Kampfpersonal, das heißt die picadores, banderilleros und espadas oder matadores, zogen, in altspanischer Tracht, grüßend vor Ihrer Majestät vorüber. Eben so beugte jeder Matador, wenn mit der Trompete das Zeichen zum Todesstoße gegeben wurde, das Knie vor der Königin, und rief, den Degen schwingend, die Worte: Brindo por la Reyna, por la libertas y por la nacion (ich tödte den Stier zu Ehren der Königin, der Freiheit und der Nation.) Im Mittelalter mochte dem Stiergefechte etwas Ritterliches inne wohnen, und noch heutigen Tages hat es sich in Mexiko und Peru einen edleren und würdigeren Charakter bewahrt. Dort kämpfen die picadoreh, mit Lanzen bewaffnete Reiter, ernstlich gegen den Stier, und es gilt für eine Schande, wenn Einem das Pferd verwundet wird. In Madrid sind die picadores verächtliche Menschen, welche das Leben um Geldeswerth auf's Spiel setzen. Sie sind vom Kopf bis zu den Füßen mit wohlgefütterten Jacken und Beinkleidern bedeckt, welche sie vor den Hörnern des Stiers schützen; ihre Pferde sind alte, abgenutzte Mähren, denen man die Augen verbindet, damit sie sich dem wüthenden Stiere leichter entgegenführen lassen. Eine große Lust für die Menge ist's, wenn der Stier sich auf den picador stürzt, und dem Pferde die Hörner in die Weichen stößt: dann ertönt der Ruf: bravo toro (bravo, Stier) von allen Seiten; aber der Enthusiasmus erreicht die höchste Stufe, wenn das tödtlich verwundete Pferd, von dem Geschrei, den Schlägen und Sporen gestachelt, wieder aufsteht, und, seine Eingeweide auf dem Boden nachschleppend, oft sie mit eigenen Füßen tretend, noch einmal in den Kampf geführt wird. Viele Anwesende, namentlich Frauen, wendeten ihre Augen von diesem gräßlichen Schauspiele ab. Der Stier, von Anstrengung erschöpft und am ganzen Leibe von den Wunden der picadores und banderilleros zerfleischt, endigt jedesmal durch den Degen eines einzigen Matador's. Dieser bewegt eine rothe Fahne vor den Augen des Stiers, und da letzterer sich gegen die ihm verhaßte Farbe wendet, so wird es dadurch dem Matador möglich, ihn zu täuschen und seiner Wuth auszuweichen. Deßhalb sind Unfälle sehr selten, und man möchte glauben, daß ein Cirkasser, der ein wildes Pferd fängt und zähmt, oder ein Araber, welcher auf seinem Rosse in voller Carrière die fantasia macht, mehr Muth und Gewandtheit zeige. Das einzige Interesse, welches das Volk an den Stiergefechten finden kann, ist ein Interesse der Grausamkeit; als deßhalb in Portugal der Stier nicht mehr auf dem Kampfplatz getödtet werden durfte, verlor das Schauspiel seinen ganzen Reiz für das Volk. In diesen Kämpfen wird auch der Keim zu jenen unmenschlichen Auftritten gelegt, die man in Spanien bei jedem Aufstande erlebt, wo die Leichname der getödteten Feinde durch die Straßen geschleift werden, wie der getödtete Stier im Cirkus. (Nach Beendigung eines Stiergefechts war es, als das Volk in Barcelona die Klöster einäscherte und die Priester hinmordete.) Die Königin wohnte dem Schauspiel bis zu Ende bei, bei welchem nicht weniger als 8 Stiere und 12 Pferde getödtet wurden.

Mannichfaltigkeiten.

(Köln, 25. Oct.) In dem Konzerte auf dem Gürzenich zur Feier der Einweihung der rheinischen Eisenbahn, so wie auf dem Balle im Casino, wo nur Eingeladene erscheinen durften, ist auf eine unverschämte Art gestohlen worden, denn nicht nur mehreren Herren sind Uhren und Börsen entwendet, sondern auch einige Damen sind der Armbänder und Geschmeide, mit denen sie geschmückt waren, beraubt. Der Verdacht ist auf einen jungen Italiener gefallen, der allen Festlichkeiten beigewohnt hat und sich hier in Geldverlegenheit befunden haben soll, jedoch bei der Untersuchung im Besitz vielen Geldes gewesen ist. Mehrere leere Geldbörsen sind am folgenden Morgen in dem Ballokale gefunden worden. Bei den in Antwerpen veranstalteten Festlichkeiten ist ebenfalls viel gestohlen worden.

(München, 26. Oct.) Ehegestern sahen wir eine Bühnenneuigkeit zum Erstenmal, auf deren Darstellung man im Publikum um so gespannter war, als die Verfasserin, Mad. Birch-Pfeiffer, welche gegenwärtig hier gastirt, selbst eine der Hauptrollen übernommen hatte. Das Stück führt den Titel „Mutter und Sohn", ist Schauspiel, und zerfällt in zwei Abtheilungen, die wieder fünf Aufzüge haben. Leider laborirt es etwas an der Hartnäckigkeit, mit welcher die Verfasserin eine Mutter sich in einer wohl beispiellosen Unnatürlichkeit gegenüber ihrem Sohne gefallen läßt. Sonst ist es reich an effektvollen Momenten und reiht sich den gelungeneren Werken der fruchtbaren Verfasserin an. Gespielt wurde sehr gut, und Mad. Birch-Pfeiffer erntete in zweimaligem Hervorrufen die wohlverdienten Ehren.

Ein fürchterliches Unglück hat sich letzten Mittwoch auf der Straße von Morez nach Pontarlier, bei Foncine-le-Bas, zugetragen. Hr. Karl Julien, Wermuth-Destillirer in Pontaelier, Sohn des Hrn. Julien, Mauthinspektor und Enkel von Frau Wittwe Love, Rentnerin in dieser Stadt, reis'te am Freitag den 11. Oktober ab, um sich in Longchaumois (Jura) zu verheirathen. Die bürgerliche Vermählung hatte am Montag Abend und die Einsegnung der Ehe am Dienstag statt. Den andern Morgen, Mittwochs, um halb 11 Uhr, führten 5 Wägen die jungen Eheleute und mehrere der Gäste nach Pontarlier zurück, wo Zubereitungen für ihren Empfang getroffen worden waren. Hr. Julien und seine junge Braut befanden sich allein in einer Kutsche. Zwei der Wägen fuhren ihnen vorher und zwei andere nach; diese letzteren waren etwas zurück. Eine halbe Stunde von Foncine-le-Bas macht die sehr abhängige Straße einen Bogen; am Rand befindet sich eine Art Abgrund von 16 Metres Tiefe, auf dessen Bodengrund Wasser läuft. An diesem Ort wurde das ganze Fuhrwerk des jungen Brautpaars

Digitized by Google

hinabgestürzt, sey es durch einen Fehltritt des Pferdes, das sehr wild war, oder durch einen Windstoß, der in diesem Augenblick sehr heftig wehte. Die Hochzeitsgäste gewahrten den Unglücksfall erst nach einigen Minuten bei der Ankunft der letzten Wägen; sie glaubten anfangs, daß die jungen Verheiratheten einen falschen Weg eingeschlagen hätten; in der That theilt sich daselbst die Straße in zwei Arme. Die Feder bebt vor der Schilderung des Schreckens zurück, der sie bei'm Anblick des Vorgefallenen befiel. Der Körper des Hrn. Julien, welcher an dem Kopfe verletzt war, lag leblos in dem Wasser; seine junge Gattin, welche selber darein gefallen war, bemühte sich vergebens, ihn herauszuziehen. Das Pferd lag in den letzten Zügen, die Kutsche in Stücken. Alle Hrn. Julien ertheilte Pflege, um ihn in's Leben zurückzurufen, war fruchtlos; die Hirnschale war an einem Felsen zerschmettert; das Blut lief aus den Augen. Was die Braut betrifft, so flößt ihr Zustand die lebhaftesten Besorgnisse ein; sie befand sich bis an die Arme im Wasser; ihre Hochzeitkleider waren durch ihre unerhörten Bemühungen, um ihren Gatten zu retten, in Stücke zerrissen. Es ist unmöglich, das schmerzliche Gefühl zu schildern, das dieses fürchterliche Unglück in unserer Stadt verursachte. Hr. Julien war noch ganz jung, und hatte sich die allgemeine Achtung durch seine Einsicht, seine Thätigkeit und seine Rechtschaffenheit im Handel zugezogen; er war der Trost und die Hoffnung seiner Eltern; die glücklichste Heirath schien ihm eine beneidenswerthe Zukünft zu bereiten; Alles lachte ihn an, als der unerbittliche Tod ihn in dem Hochzeitkleide neben der Frau, welche ihm so viel Wonne verhieß, ereilte. Seine sterbliche Hülle wurde Donnerstag Abends unter der allgemeinen Bestürzung nach Pontarlier in dasselbe Zimmer zurückgebracht, wo das mit Blumen geschmückte Brautbett bereitet war. Die Beerdigung hatte am Freitag Morgen statt; eine bedeutende Menge Freunde folgte in trauriger Stille dem Sarg.

(Leipzig, 22. Okt.) Die hiesige Zeitung theilt nach einem amtlichen Berichte über einen Unglücksfall auf dem Eisenhüttenwerke Königin Maria zu Cainsdorf Folgendes mit: „Königin Marienhütte, 14. Okt. Bei'm Heben eines Walzwerks-Gebäudes stürzten heute Mittags, in Folge des Zerbrechens eines Balkens, vierzehn Arbeiter, theils Zimmerleute, theils Handarbeiter, gerade an der tiefsten, behufs der Einlegung von Turbinen ausgegrabenen Stelle in den Grund des Gebäudes, und es wurden sowohl durch den tiefen Fall, als auch durch das nachstürzende Zimmerwerk einige getödtet, andere mehr oder minder beschädigt. Ein Zimmermann und ein Handarbeiter verschieden gleich nach dem Hervorziehen unter den Trümmern. Bei der ärztlichen Untersuchung fand sich an ihren Leichen keine äußere Verletzung. Eine halbe Stunde nach dem Sturze verschied ein Dritter. Elf Andere wurden mehr oder minder schwer verletzt. Nur Einer von ihnen war im Stande, nach Hause zu gehen. Nach der ersten ärztlichen Hülfsleistung wurden die Verletzten nach Zwickau in das daselbst neu errichtete Krankenhaus getragen. Eine Privat-Nachricht gedenkt noch, daß auch dies Mal die Menschenliebe der Bewohner Zwickau's Alles aufbot, um den Verunglückten beizustehen oder Linderung zu verschaffen."

(Für Bibliothekare.) Korsakof, ein Günstling der Kaiserin Katharina, besaß wohl eine äußerst vortheilhafte Figur und ein schönes Gesicht, war aber dabei im höchsten Grade unwissend. Sobald er zu dem Range eines Favoriten der Kaiserin erhoben worden, erkannte er, daß ein Mann, welcher eine so hohe Charge bekleidete, auch eine Bibliothek haben müsse. Er schrieb daher ohne Verzug an den berühmtesten Buchhändler in Moskau mit der Erklärung, daß er in seinem Hause, welches ihm die Kaiserin geschenkt habe, eine Bibliothek anzulegen gesonnen sey und daß er demnach den Buchhändler ersuche, ihn doch mit Büchern für dieselbe zu versehen. Der Buchhändler schrieb ihm, wie natürlich, zurück, er möchte ihm doch die Werke bezeichnen, die er zu haben wünsche. — „Sonderbare Zumuthung!" entgegnete brieflich Korsakof, „das müßten Sie ja doch wohl besser wissen, als ich, indem Sie schon so lange mit Büchern handeln. Uebrigens senden Sie mir nur eine Partie großer Bücher für die untern Fächer und eine Partie kleiner für die obern." Gerade so seyen sie nämlich, bemerkte der Schreiber, in der Bibliothek der Kaiserin geordnet.

(Newton's Geistesabwesenheit.) Doktor Stuckely, ein vertrauter Freund Newton's, war eines Tages bei demselben zu Gaste geladen und erschien, da das Essen schon aufgetragen, Newton aber noch nicht bei Tische erschienen war. Nachdem Doktor Stuckely ziemlich lange gewartet, wurde er endlich ungeduldig, hob den Deckel von einem gebratenen Huhn ab, verzehrte dasselbe, legte alsdann die Beine wieder in die Schüssel und setzte den Deckel über dieselbe. Ueber eine Weile kam Newton in das Zimmer und setzte sich nach den üblichen Begrüßungen zu Tische; als er den Deckel von der Schüssel mit dem gebratenen Huhn aufhob und nur noch die Gebeine des Letztern sah, bemerkte er mit dem Ausdrucke einiger Ueberraschung: „Es kam mir vor, als hätte ich noch nicht zu Mittag gegessen, doch jetzt sehe ich deutlich, daß ich mich geirrt."

Aus Paris wird vom 23. Okt. geschrieben: „Die große Weinverfälschung in weißen und rothen Bordeauxweinen, die hier und in Rouen entdeckt wurde, und schon zu der Beschlagnahme und Vernichtung von mehreren Tausend Stückfässern Wein geführt hat, gibt noch immer viel zu reden. Diese gefälschten Bordeauxweine, die besonders stark in das Ausland, namentlich nach Deutschland, ausgeführt werden, haben vom Wein nichts als den Namen, und bestehen aus Birnmost mit Franzbranntwein und einigen chemischen Klär- und Färbmitteln. Es war ein wahrer Jubel unter dem zusehenden Volke, als in der vergangenen Woche an der Barriere von Bercy 700 Fässer dieses Weines, nach weggeschlagenen Spunden und Zapfen, sich sprudelnd und schäumend in die Seine entleerten; alle Fische müssen von diesem Gebräu krank geworden seyn. Uns Deutschen geschieht vollkommen Recht, wenn wir mit französischen Weinen betrogen werden; wir haben so gute und edle Weine im Vaterlande, unser eigener Weinbau bedarf so sehr der Unterstützung und Ermuthigung, daß wir ein Unrecht begehen, wenn wir um theueres Geld den Franzosen ihre gebräuten und gefälschten Medocs, Bordeaux, Petit Bourgonne's u. s. w. abkaufen. Bei dieser Gelegenheit kommen natürlich alle anderen Fälschungen zur Sprache, die sich die Pariser Industriellen in Bezug auf die nöthigsten Lebensmittel erlauben, und gegen welche alles Einschreiten der Gesundheitspolizei ungenügend ist. Man macht Baumöl aus Schweineschmalz, man backt Kuchen mit Kupfervitriol, um sie weißer zu machen, man mischt das Getreide mit Sand, die Kleien mit Sägespänen, man färbt

Digitized by Google

den chinesischen Thee mit Chromgelb und Blei, man mischt das Salz mit Meerschlamm oder mit Jod, man fabricirt Rahm mit Mehl und Bleiweiß, man macht Papier aus Gyps, Tücher, die am zweiten Tage neben den Nähten auseinander gehen, Wollenstoffe wie Zunder, mit Einem Worte: der Betrug ist ins Ungeheuere gestiegen, und man muß in Paris zu sehr zu Hause seyn, um nicht täglich wenigstens vierundzwanzig Mal betrogen zu werden.

(Frankfurt a. M.) Auch in der bevorstehenden Wintersaison wird es an musikalischen Unterhaltungen und an Virtuosen, berühmten und unberühmten, nicht fehlen. Alexander Dreischock, welcher in neuester Zeit in London und Paris der Gott des Tages gewesen, Liszt und Thalberg vergessen gemacht, und in England's Hauptstadt siebenundzwanzig glänzende Konzerte gegeben hat, eröffnet am 1. November im hiesigen Schauspielhause die Produktionen seiner gepriesenen Virtuosität.

Bemerkungen über die Darstellung der Antigone des Sophokles auf dem Stadttheater dahier.

(Fortsetzung.)

Erwägt man den Umfang der Aufgabe, die den Künstlern gestellt ist, welche sich an der Darstellung der griechischen Tragödie zu betheiligen haben, so erscheint sie als eine höchst schwierige für alle, die nicht durch klassische Studien in den Geist des antiken Griechenthums einzudringen berufen gewesen sind. Soll die Einheit, die Verschmelzung aller Charaktere durch die Einzelnen erzielt werden, wie die tragische Dichtung es erfordert und ohne welche sie ihren Werth und ihre Würde verliert, so muß jeder Darsteller bemüht seyn, den Zweck des ganzen Ideales, wie der Dichter es geschaffen, in sich aufzunehmen, um im Einklange mit demselben den ihm zugetheilten Charakter durchführen zu können. Nun kommt das Studium der Rolle. Will er dieses gründlich betreiben, so muß er den Charakter zerlegen nach den Situationen, in die er zu andern Mitspielenden oder zu allen gesetzt ist. Er muß sich ferner mit allen Affekten und Leidenschaften vertraut machen, die dem Charakter eigenthümlich sind, den er darzustellen hat. Mit diesem Momente tritt er in eine für ihn neue Sphäre ein, denn er muß im griechischen Mythus, in dem griechischen Gedichte handelnd erscheinen. Wären wir im Besitz solcher Ueberlieferungen aus jener antiken Zeit, die bestimmte Angaben enthielten von der Art und Weise, wie die griechischen Darsteller sich auf der Bühne benommen haben, um die Affekte und Passionen eines Charakters durch die Sprache der Empfindung (Deklamation), die Stellung und die Bewegung auszudrücken, so wäre ein Theil der schweren Aufgabe gelöst, die dem Künstler unserer Zeit obliegt, wenn er in seiner Darstellung getreue, der Dichtung entsprechende Bilder der gesteigerten oder idealisirten Lebenszustände jener Zeit malen will. Wir sind aber nicht in dem Falle, mit solchen Unterweisungsmitteln dem Künstler aushelfen zu können. Es bleibt ihm daher kein anderer Weg übrig, als seine Zuflucht zu den Bildnereien der Griechen zu nehmen und bei diesen sich Raths zu erholen; er muß die Statuen und Basreliefe, die von ihnen noch vorhanden sind, befragen, um sich zu vergegenwärtigen, in welchen Stellungen und durch welche Bewegungen sie ihre Leidenschaften ausgedrückt haben, und er wird vollkommene Befriedigung erhalten, mehr noch als dieses, er wird durch solche Studien an künstlerischer Befähigung gewinnen. Ist nun der Künstler zu dem Bewußtseyn gelangt, daß er als Darsteller eines in sich abgeschlossenen besondern Charakters sich der harmonischen Uebereinstimmung seiner im Worte betonten Empfindung mit der geeigneten Stellung und Bewegung versichern müsse, um der Aufgabe im Ganzen wie im Besonderen zu genügen, so wird er sich bestreben, auch dieses Ziel zu erreichen, und dann erst, wenn er diesen Standpunkt gewonnen hat, kann er die Bedingungen erfüllen, welche für jede Darstellung hochtragischer Charaktere, wie Sophokles sie gezeichnet hat, unabweisbare Erfordernisse sind. Von solchen Bestimmungen wird die Kritik ausgehen müssen, welche die Aufführung der griechischen Tragödie in dieser modernen Zeit, bewirkt durch Künstler deutschen Namens in deutschen Bühnen, dem Urtheile unterzieht. Nur nach dem Maßstabe der angeführten Bedingungen kann über die Leistungen derselben abgesprochen werden. Das Publikum ist schon berechtigt, von der Kritik zu fordern, daß sie gründlich sey, daß sie die Sätze aufstelle, worauf sie ihr Urtheil stützt; die Künstler sind aber vorzüglich berechtigt, von dem Kritiker, der ihrem Spiele Lob oder Tadel in öffentlichen Blättern spendet, zu verlangen, daß er die Gründe angebe, warum er das Vollbringen des Einen verwirft und der Ausführung des Andern öffentliche Anerkennung zollt. Denn die Künstler erwarten Belehrung von der Kritik; sie wollen erfahren, warum ihre mühsamen Studien als gelungene Arbeiten erachtet, oder als verfehltes Streben gedeutet werden sollen. Gerne wird das Publikum und jeder wahre Künstler der auf solchen Grundlagen beruhenden Kritik das richterliche Amt in Bühnenangelegenheiten überlassen, und Alle, welche in dem Theater eine allgemeine Bildungsanstalt zu erkennen geneigt sind, werden der Ueberzeugung huldigen, daß ein solches Institut der belehrenden und berichtigenden Kritik bedürfe, aber Alle werden auch an dieselbe die gedachte Forderung machen, daß sie die Gränzen ihres Amtes nicht überschreite. Leider ist dem nicht so. Wir wollen hier die Mängel und Verirrungen der Theaterkritik nicht aufzählen; wozu dieses! sie sind bekannt. In allen Verzweigungen der wissenschaftlichen und künstlerischen Welt hat die Kritik festen Fuß gefaßt, und das ist gut, denn die Schöpfungen der Menschen müssen durch Sichter in vorzügliche, gute, mittelmäßige und schlechte geschieden werden, weil sie alle mehr oder weniger unvollkommen sind; aber auf der andern Seite ist es vorgekommen, daß aus dem Amte des Kritikers zuweilen ein Brodgeschäft gemacht worden — und das ist nicht gut, denn daher konnte es geschehen, daß das Urtheil erkauft werden kann, oft werden muß, weßwegen die Qualitäten der Werke so leicht verwechselt werden und bald das Gute für Schlechtes, das Schlechte für Gutes ausgeboten wird, zumal da die Autoren oft selbst ihre Kritiken schreiben. Unsere hiesige Theaterkritik macht wohl hiervon eine ehrenvolle Ausnahme. Wir kennen Mitglieder unserer Bühne, von denen wir auf das bestimmteste versichern dürfen, daß sie nie einen Pfennig für die Gunst des Kritikers aufgegeben haben und die dennoch gelobt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In der gestrigen Didaskalia Sp. 7, Zeile 34 und 35 von oben lies: psychischen — statt „physischen." Ebendas. Z. 37 l.: anerkannt — statt „aufgenommen."

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. Nov. Großes Vocal- und Instrumental-Konzert, worin Hr. Alexander Dreischock mehrere von ihm für das Pianoforte componirte Pieçen vortragen wird. Vorher geht: Die Bastille, oder: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, Originallustspiel in 3 Abth., von C. P. Berger. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 2. Nov. (Abonnement-Vorstellung Nro. 1.): Belisar, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 303. Freitag, den 3. November 1843.

Mainsagen.

16. Die Wirthsrechnung.

Beim alten Mohr im Weidenbusch
Trank Lux manch' Schöppchen Wein;
Das Trinken setzt' er immer fort,
Das Zahlen stellt' er ein.

„Was hab' ich hier?" fragt' Mohr und trat
Einst früh zum Gast hinein
Mit 'nem Papier. Lux meint: „Das wird
„Der Speisezettel seyn!"

„„Was Speisezettel"" — brummte Mohr,
„„Die Rechnung ist's, potz Stern!""
„Be! be!" ruft Lux, „was soll mir die?
„Ich les' so was nicht gern!"

„„Das weiß ich und verkürz' sie drum,""
Sprach Mohr, „„du altes Haus!
„„Weil du mir ein so lieber Freund,
„„Streich' ich die Hälfte aus!""

„Und weil du ein so lieber Freund
„Mir bist", sprach Lux, „alt Haus!
„Streich ich mit diesem Federzug
„Die and're Hälfte aus!"

* * *

Hic jacet in tenebris Lux!
Sagt längst der Leichenstein
Und auch der gute, alte Mohr
Ging zu den Vätern ein!

17. Der Rothsprung.

Der Eppelein von Gailing war
Ein Schreck für Franken manches Jahr;
Denn listig stellt' er Nacht und Tag
Den Reisenden und Gütern nach.

Scharf war der Flamberg, den er schwang,
Sein Schild war breit, sein Spieß war lang;
Drei schwarze und ein weißes Bein
Besaß der wilde Rothfuchs sein.

Wenn er auf diesem Streithengst saß,
Zog Gailing lachend seiner Straß',
Dann fürchtete der Raubgesell
Den Teufel nicht und nicht die Höll'.

Bei Kloster Himmelspforte war
Er einst bedrängt von Feindesschaar.
„Fuchs", sprach er, „hilf mir aus der Noth,
„Sonst schlagen sie mich wahrlich todt!"

Und damit treibt er 's Roß zum Sprung.
Der Rothfuchs gab sich einen Schwung,
Im Bogen flog er über'n Main,
Hackt jenseits sich im Felsen ein.

Zwar kam herüber Pfeil und Bolz;
Doch barg den Flüchtling schnell das Holz.
„In Nürnberg wird nur der gehängt",
Ruft Gailing lachend, „den man fängt!"

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Loubet entledigte sich schnell seines Mantels und setzte sich in einen mit rothem Leder überzogenen Sessel, der fast eben so alt war als der älteste Aktenbündel der Schreibstube; dann tauchte er die Feder in das Horndintenfaß, aus welchem die Loubet's seit drei Generationen so gelehrte Faktums gezogen hatten. Aber dies Mal blieb dem Advokaten die Inspiration aus; eine unüberwindliche Zerstreuung vertrocknete die Dinte in seiner Feder, und ließ das auf dem Pult liegende Blatt Papier weiß. Er ward bald dieses Kampfes zwischen seinem Willen und der fixen Idee, die ihn peinigte, müde, und die Feder von sich werfend, fuhr er mit der Hand durch sein dichtes Haar und überließ sich seinen Gedanken. Sein Blick irrte über die zerstreut herum liegenden Papiere; mechanisch las er die Titel der Aktenhefte: Chappin's Erben gegen Fouqueteau's Erben wegen einer Schuld von zwanzig Livres. Assessor Girard gegen die Gemeinde Nans wegen einer Pferdeschwemme ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Aber ein zartes und tiefes Sinnen belebte seine blauen Augen, er lächelte seinen Büchern und staubigen Pergamenten zu, oder vielmehr der köstlichen Erinnerung, welche er in seinem Herzen trug. Manchmal aber schien irgend ein bitterer Gedanke diese schweigende Begeisterung zu trüben; dann drückte Jakob Loubet die gefalteten Hände auf die Stirne und sagte:

„Herr, mein Gott! welche Gedanken! auf was gehen sie hinaus! es ist Thorheit, sich ihnen zu überlassen! . . .“

Dann versuchte er wieder in den Akten zu lesen; aber seine fixe Idee kehrte glühender zurück, und der Advokat verfiel wieder in seine vorige Träumerei.

„Vetter Jakob, wollt Ihr zum Nachtessen kommen?“ ertönte leise eine Stimme an der Thüre der Schreibstube.

Er erhob sich schnell, und plötzlich zu dem Kreise seiner gewöhnlichen Beschäftigungen zurückgeführt, begann er seine Papiere zu ordnen.

„Meine Tante erwartet Euch; kommt Ihr, Vetter?“ fragte schüchtern dieselbe Stimme.

Da ergriff er die Lampe und folgte dem jungen Mädchen.

Zu jener Zeit waren die Advokaten keine vornehmen Herren, wie heut zu Tage, und ihre Häuser glichen keinem Palaste; die Schreibstube nahm den besten Theil ein, und hatte kein anderes Vorzimmer als den Hausgang; die Küche war der Familiensalon. Dort hielt sich auch die Mutter und die junge Base des Advokaten Loubet auf; Alles darin war reinlich, blinkend und wohl erhalten; man merkte den bescheidenen Wohlstand des Bürgerstandes in allen Einzelnheiten des Hauswesens, welches die Hausfrau nicht aus den Augen verlor.

Ein ungeheurer Küchenschrank, mit Zinn- und Kupfergeräthe versehen, stand dem Schornsteine gegenüber, dessen Gesimse mit Tassen von gemaltem Fayence und Blumentöpfen geziert war. Auf dem gedeckten Nußbaumtische befand sich kein Silberzeug, aber Gabeln, Becher und Löffel von schönem Zinn; das Tischzeug war ausgezeichnet fein und von blendender Weiße; ein lederner Sessel bezeichnete den Platz des Familienhaupts, des Advokaten Loubet; die alte Magd hatte auch ihren Schemel in einer geziemenden Entfernung von der Herrschaft, mit welcher sie ihre Mahlzeiten einnahm.

Die Mutter des Advokaten war eine Frau voll Verstand und Frömmigkeit; man schätzte sie in dem ganzen Viertel wegen ihres exemplarischen Lebens und ihrer guten Werke. Obgleich sie drei tausend Thaler Heirathsgut mit in die Ehe gebracht hatte, so ließ sie sich doch niemals Madame nennen, sondern man nannte sie ganz einfach Mise Loubet. Ihre Nichte, Katharina Loubet, war achtzehn Jahre alt; sie war ein reizendes, blondes Mädchen, ein so sanftes, züchtiges Geschöpf, daß sie selbst den Bösen gute Gedanken einflößte. Seit langer Zeit verwaist, war sie mit Meister Loubet verlobt, und sollte ihn zu Ende des Jahres heirathen.

„Vetter Jakob,“ sagte sie, indem sie ihre klaren blauen Augen auf ihn heftete, „Ihr leset zu viel; Eure armen Augen sind so trübe, als wenn Ihr geweint hättet . . .“

„Es ist nichts,“ fiel ihr der Advokat rasch in das Wort; „ich habe die letzte Nacht durchwacht, werde aber heute dafür ausruhen.“

Das Mädchen setzte sich an den Tisch neben Mise Loubet und faltete mechanisch seine Serviette auseinander; die Blicke auf einen leer gebliebenen Platz neben dem Advokaten heftend, brach es in Thränen aus.

„Katharina,“ sagte er mit betrübter, fast strenger Miene, „Du hast genug geweint um jenes unglückselige Mädchen. Gott mag ihr beistehen; wir können nichts mehr für sie thun . . .“

„Meine arme Schwester,“ fiel ihm Katharina ein, „wer weiß, wo sie hingerathen ist! Wer weiß, ob sie nicht sehr zu beklagen ist! Ach, Vetter Jakob, wenn Ihr mir wenigstens Nachricht von ihr geben könntet.“

Der Advokat und seine Mutter wechselten einen traurigen Blick miteinander.

„Du kannst sie nicht wieder haben, Kind,“ sagte Mise Loubet, „sie ist gleichsam todt für uns. Sie hat unser Haus verlassen, als sie das Alter der Volljährigkeit erreicht hatte; wir konnten sie nicht gegen ihren Willen zurück halten. Möge Gott sie leiten und retten! Die Schönheit des Gesichtes ist ein unglückliches Geschenk, liebe Katharina, wenn man damit nicht Liebe zu seinen Pflichten und Abscheu voe der Sünde verbindet.“

„Sprechen wir nie mehr davon,“ fügte Meister Loubet hinzu; „Klara's Name muß in diesem Hause vergessen werden; Ihr müßt von jetzt an denken, Ihr hättet nie eine Schwester gehabt; versprecht es mir, Base.“

„Ich verspreche, ihrer nur in meinem Gebete zu gedenken,“ erwiederte sie mit einem Seufzer.

Während dieses Gesprächs herrschte ein großer Tumult außerhalb; die Schwärmer und das Geschrei stiegen crescendo; die Explosionen hallten wieder bis in die kleine Steaße Portalet.

„Heilige Mutter Gottes! wenn nur Niemand ein Unglück geschieht,“ rief die alte Magd.

„Im Todesjahre des verstorbenen Königs,“ sagte Mise Loubet, „sprang einem Parlamentsschreiber ein Schwärmer in das Gesicht, und er mußte daran sterben.“

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarzen Pantalons.

(Wiener Theaterzeitung.)

Die „Revue des Theatres“ bringt nachträglich noch eine Anecdote von dem Zuge der Paeiser Schauspieler nach dem Schlosse Eu. Das proponirte Schauspiel kam aus manchen Gründen nicht zur Aufführung, und wurde durch ein Konzert ersetzt. Die Anordner der Festlichkeiten hatten sich's bequem gemacht, ohne zu ahnen, zu welchen komischen Verlegenheiten dieses Arrangement Veranlassung geben würde. Mehrere Sänger der komischen Oper hatten nämlich nur ihre Theater-Kostüme mitgebracht, und waren vor dem Beginne des Konzertes in der größten Verlegenheit wegen der unerläßlichen schwarzen Anzüge, worin sich alle Mitwirkenden peoduciren mußten. Vor Allen befand sich der beliebte Sänger Henri in einem an Verzweiflung gränzenden Zustande; wegen seiner Corpulenz war es für ihn schwerer, als für alle Uebrigen, einen passenden Anzug zu finden. Wie er sich einen Frack verschaffte? davon schweigt die Geschichte; aber die Inexpressibles, zu deutsch die schwarzen Beinkleider, fehlten noch immer. Während Henri auf Entdeckungen ausging und mit seinen gierigen Blicken alle umherwandelnden Pantalons zu verschlingen drohete, bemerkte er einen ziemlich corpulenten Bedienten, welcher sehr presentable schwarze Beinkleider trug. Wie ein Raubthier auf seine

Digitized by Google

Beute, so schoß der Sänger auf den glücklichen Schwarzbehosten zu. „Um Gotteswillen! leihen Sie mir Ihre Hosen, mein Freund! Meine Ehre, mein Leben steckt in Ihren Pantalons! Schlagen Sie mir's nicht ab; ich bitte, ich beschwöre Sie!" Es lag ohne Zweifel etwas ächt Dramatisches in Henri's Schmerze, denn der Bediente fühlte sich so ergriffen, daß er seine schwarzen Pantalons gegen die perlgrauen des Sängers provisorisch abtrat. Der Letztere war überglücklich; leider aber war das geborgte Toilettstück so entsetzlich knapp, daß der Kürstler dicke Tropfen schwitzte. In dem Konzerte litt er fürchterliche Qualen, und dazu empfand er das tiefste Mitleid für seinen Collegen Mocker, der in einem entsetzlich engen Frack singen mußte, und sich daher vorzüglich in Momenten der Begeisterung, welche immer einige Bewegung der Arme zur Folge haben, schrecklich beengt fühlte. Diese Qualen erreichten jedoch mit dem Konzerte ihr Ende. Henri sehnte sich nach seinen perlgrauen Pantalons. Nach langem Suchen findet er den Bedienten. „Tausend Dank, mein Bester!" ruft er, krampfhaft seinen Arm fassend. „Ich will Ihre Güte nicht länger mißbrauchen, nehmen Sie Ihre Beinkleider zurück." Der Bediente aber hatte zu dem Kleiderwechsel gerade keine Zeit, er mußte fort. Die Verzweiflung des Sängers läßt sich leichter denken, als beschreiben; er muß à tout prix sein tuchenes Gefängniß verlassen. Da aber der Anstand dies unter freiem Himmel nicht gestattete, so eilte er in das nächste Zelt, und beschwor den Bedienten, ihn dort aufzusuchen. In dem Zelte überließ sich Henri so sehr dem Glücke der Behaglichkeit, daß er die Rückkehr des Bedienten ohne Ungeduld erwartete. Endlich hörte er Fußtritte, aber es war nicht der ersehnte Träger der perlgrauen Beinkleider, sondern — der in der Dämmerung unerkannte Bewohner des Zeltes. „Zurück!" rief Henri, sich hinter einem Vorhange verkriechend. — Zurück? warum das? fragte der Eintretende. — „Weil ich — im Negligée bin." — Wer sind Sie denn? — „Ich bin Henri, der Opernsänger, aber in diesem Augenblicke ein unglücklicher Sansculotte. O, mein lieber Herr! würden Sie mir wohl den Gefallen thun, den Gewissenlosen, der mich in diese Verlegenheit versetzt hat, zu mir zu schicken?" — O! mit Vergnügen, erwiederte lächelnd der Angeredete, der kein Anderer war, als — der Herzog von Aumale. Man denke sich den Schrecken des armen Henri, als er den Prinzen erkannte; er erschöpfte sich in Entschuldigungen; der Herzog von Aumale aber, weit entfernt, dieses unberufene Eindringen in sein Zelt übel zu nehmen, lachte herzlich über das Abenteuer, und ließ mit seiner gewohnten liebenswürdigen Herablassung den ersehnten Bedienten rufen.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Times" sagt: „Eins der Uebel von Londons Größe, und zwar eins, was eine höchst üble Folge herbeiführt, ist die traurige Absonderung der Reichen von den Armen. London wird von Vielen für eine einzige Stadt gehalten. Es ist aber vielmehr eine Sammlung von Städten, die in mancher Beziehung fast von einander isolirt sind. Von Tottenham-court-road bis Bayswater, von Regentstreet bis Kensington, von Whitehall bis Maida-hill kann man Meilen weit Straßen durchwandern, ohne mehr als einen flüchtigen Blick auf irgend etwas, das Armuth gleicht. Tausende von Familien wohnen dort, welche die Wirklichkeit des Mangels kaum anders als dem Namen nach kennen. Den Tag ohne ein Frühstück zu beginnen, ihn ohne ein Mittagsmahl zu verbringen, der Wärme eines Kleides oder der Hülfe eines Dieners zu ermangeln, sind Entbehrungen, die ihnen praktisch unbekannt, und bitter würde ihr Leid seyn, wenn sie auf eine einzelne Woche Dasjenige entbehren müßten, was sie als „unentbehrliche Lebensbedürfnisse" betrachten. Dagegen nehme man den Distrikt zwischen Shoreditch und Dog row, Bethnal-green und Whitechapel: dort ist die Noth die Regel und irgend etwas mehr als das unentbehrlichste Bedürfniß eines bloßen Genügens der gröbsten Nahrung und der schlechtesten Kleidung die Ausnahme. Wir könnten viele andere Theile von London bezeichnen, die fast gleich große Verschiedenheiten der bürgerlichen Lage darbieten, in denen, obwohl sie nicht so ausgedehnt wie die zwei genannten, noch durch einen eben so weiten Raum getrennt sind, die Unkenntniß des Reichen in Bezug auf die wirkliche Lage des Armen fast nicht minder vollkommen ist, wie im Westend in Betreff der Entbehrungen von Spitalfields. Man durchsuche die vornehmen Stadtviertel: wo findet sich ein Haus, in dem wahrscheinlicherweise ein einziges Glied der Familie vorhanden, das mit Zeit und Geld im Ueberfluß je eine Stunde darauf verwendet, persönlich das Elend zu erforschen, unter dem Tausende seiner Mitmenschen im Ostend tagtäglich und allnächtlich leiden, oder einen Shilling dafür ausgeben, dasselbe zu mildern? Und doch gibt es Plätze, Alleen und Höfe, die nur einige Hundert Klaftern von den reichsten Vierteln entfernt sind, wo Jeder, der sich die Mühe nehmen will, Mitmenschen zollweise unter Krankheit, Noth oder Laster vergehen sehen kann. Es leben obdachlose Auswürflinge in den Parks, deren Elend keinen Zweifel zuläßt. Ohne Noth schlafen Männer, Weiber und Kinder in dieser Jahreszeit in England nicht auf dem bloßen Erdboden. Ihre Lage beweist unwidersprechlich, wie ungenügend die jetzige Armengesetzgebung ist. Sie macht Reichen das Helfen zur Pflicht.

(Wien, 24. Okt.) In Mähren ist bei dem dort stationirten zwölften Jägerbataillon der Versuch mit einer neuen französischen Erfindung, den sogenannten Kammergewehren, gemacht worden, worüber sehr zufriedenstellende Berichte eingelaufen sind. Die Hauptsache bei dieser Schußwaffe besteht darin, daß das Pulver nicht fest in den Lauf eingestoßen wird, sondern unten in eine etwas erweiterte Kammer fällt, so daß seine Explosion schneller und mit wirksamerer Entwickelung der Kraft geschieht. Die Kugel liegt nicht unmittelbar an der Pulverladung an, sondern berührt dieselbe, indem sie in dem engeren Theile des Gewehrlaufes sitzen bleibt und durch den Ladstock befestigt wird. Dadurch wird dem Schusse zugleich eine mehr sichere Richtung gegeben, während die Tragweite desselben stärker ist. Es heißt, der Hofkriegsrath wolle darauf antragen, daß diese Gewehre bei unseren 12 Jäger-Bataillonen eingeführt werden, wozu an 16,000 St. erforderlich wären.

Ein reicher Gutsbesitzer, der lebensgefährlich erkrankte, ließ einen Notär kommen und bat denselben, ihm ein Testament aufzusetzen, aber so klar und bestimmt, daß nach seinem Tode unter seinen zahlreichen Verwandten keine Streitigkeiten entstehen könnten. „Ein Testament, über das keine Streitigkeiten

Digitized by Google

entstehen!" entgegnete der Notär. „Um ein solches zu verfassen, müßte ich mehr Geschick besitzen, als ich es wirklich habe. Hat doch Jesus Christus, der Weiseste, der je gelebt, und der, was noch mehr sagen will, Gott war, nur ein Testament hinterlassen, über das man schon 1800 Jahre streitet und das täglich neue Zerwürfnisse veranlaßt! Es wird mir daher wohl schwerlich gelingen, was dem nicht gelang, der doch die höchste Macht und mehr Verstand hatte, als alle juristischen und theologischen Fakultäten insgesammt."

Den Herren Naturforschern und Land- und Forstwirthen haben es jetzt auch die Dohlen nachgemacht und ihre erste Jahresversammlung in der Provinz Livland gehalten, wo sie sich das Obst und das Gemüse vortrefflich schmecken ließen, sonst aber halten sie das Resultat ihrer Verhandlungen geheim und brachten ihre Toaste in einer fremden Sprache aus. Demungeachtet hat die Regierung ein scharfes Edict gegen die schwarze Legion ergehen lassen und zahlt 5 Kopeken Silbergeld für jeden Dohlenkopf, da man sie des Diebstahls und der Brandstiftung beschuldigt.

Der Minister Peel, der einer der reichsten Leute von England seyn soll, hat zum Aufbau neuer protestantischer Kirchen einen Beitrag von 44,000 Gulden gegeben und dabei schriftlich bemerkt, er betrachte dieses Geschenk als eine Schuld wegen des großen Vermögens, das seine Familie durch Fabrikthätigkeit gewonnen habe.

Bemerkungen über die Darstellung der Antigone des Sophokles auf dem Stadttheater dahier.

(Fortsetzung)

Es steht zu besorgen, daß die Theaterkritik allmälig ihre schöne Bedeutung einbüße, wenn sie sich mit der Persönlichkeit mehr befaßt, als mit dem eigentlichen Gegenstand ihrer Aufgabe, mit der Beurtheilung der Dichtung und der Auffassung derselben von Seiten des Künstlers. Wird dieses Verfahren eingehalten, so muß es sich von selbst herausstellen, ob der Künstler sich einer irrthümlichen Auffassung hingegeben, oder ob er den Anforderungen der Kunst entsprechend gewirkt habe. Im ersten Falle muß ihm eine Belehrung anstatt der schärfsten Rüge ertheilt werden, im andern Falle mö„e die Kritik ihre Anerkennung aussprechen, und hierzu bedarf es nicht einmal der Lobhudelei, die immer dem ganzen Institut nachtheilig ist, weil dann immer ein Künstler oder mehrere auf Kosten der andern emporgehoben werden. Auch darf die Kritik nicht übersehen, welche Künstler den Beifall des Publikums erworben haben, besonders dann, wenn Stücke zur Aufführung kommen, welche den unterrichteten Theil der Besucher des Theaters anziehen. Das Publikum unterhält die Kunstanstalt und hat in dieser Zeit eine gewichtvolle Stimme, die, wenn sie laut wird, auch von der Kritik beachtet werden muß, weil sonsten diese in Mißachtung geräth, weil dann weder die Künstler noch das Publikum auf sie achten werden.

So haben wir nicht ohne Erstaunen und sogar mit Unwillen die Kritik über die erste Aufführung der Antigone am 2. Oct. in dem Konversationsblatte der Oberpostamtszeitung vom 5. d. Mts. gelesen. Hier setzt sich der Referent mit seiner individuellen Ansicht in eine Opposition mit dem Publikum. Dieses hat dem Spiel der Dem. Lindner (als Antigone) lauten Beifall gezollt und sie am Ende der Vorstellung mit Hrn. Baison gerufen. Nach dem Dafürhalten des Referenten und, wie er sagt, vermöge seiner Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit soll Dem. Lindner hinter andern Darstellern (den Herren Baison und Weidner) zurück geblieben seyn. Auch Gründe für dieses Urtheil werden angeführt. Da heißt es: „Die Antigone ist eine glühende Seele, aber keine vulkanische Natur. Dem. Lindner spielte mit französischem Pathos anstatt mit griechischem. Die Antigone des Sophokles schreibet mit Schmerz vom Leben, die Antigone der Dem. Lindner mit Verzweiflung." — Wir haben zwar die Sinth der Empfindung, welche ein Weib durchdringen mag, die zum Tode verurtheilt wird, obgleich sie sich unschuldig fühlt und die Pflicht gegen den gefallenen Bruder in Achtung für die Gebote der Götter geübt zu haben glaubt, in der Darstellung der Dem. Lindner erkannt, allein in der Schilderung der Passionen, die sie gegeben, jede Spur der Verzweiflung vermißt. In diesem Zustande beherrscht die Leidenschaft den Menschen so sehr, daß sein Bewußtseyn untergeht in excentrischer Handlung. Das haben wir aber nicht in den Bildern finden können, die uns Dem. Lindner vorgeführt. Die Antigone ist der Mittelpunkt des tragischen Gedichtes, darum sind in dieser Rolle alle Motive enthalten, welche den Ausgang der Tragödie bedingen. Sie wird von dem waltenden Schicksale, von dem Fluch, der auf ihrer Familie lastet, getroffen, aber auch ihre Blutsverwandte; sie selbst spricht es aus, nachdem sie ihre unwiderrufliche Verurtheilung vernommen hat, und der Dichter legt ihr die Klagetöne in den Mund, womit sie ihr hartes Loos ausdrückt. Sie erfleht Rettung von dem Volke (Chor), sucht sie am Altare und gibt das Leben auf, nachdem sie keine gefunden; sie wird gewaltsam abgeführt. So hat es der Dichter angeordnet und die Sprache, womit Antigone ihr Scheiden verkündet, so mächtig ausgestattet, daß wir der Darstellerin den Vorwurf der Empfindungslosigkeit machen müßten, wenn sie die ergreifende Scene mit kalter Berechnung, mit Stumpfer oder gar mit maschinenartiger Hingebung gespielt hätte. Anstatt ein Bild der wilden Verzweiflung in der Schlußscene der Antigone der Dem. Lindner wahrzunehmen, ist uns die Ueberzeugung geworden, daß diese mit Recht gefeierte Künstlerin, wie Ref. sie nennt, aus ihrem innern Leben die Seelenzustände geschöpft hat, womit sie das tragische Ende der Antigone darzustellen bemüht war.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. Oct.

In der gestrigen Oper: „der Liebestrank", von Donizetti, debütirte Fräul. Neukäufler, vom Mannheimer Hoftheater, als Adine, und zwar in solch einer ansprechenden Weise, daß das schöne Kunsttalent, welches sie in Gesang und Spiel offenbarte, allgemeine Anerkennung fand, welche am Schluß sich noch dadurch besonders kund gab, daß sie mit Hrn. Eramolini (Nemorino) gerufen wurde. Zu dem Besitz dieses Gastes dürfen wir uns in der That Glück wünschen und uns zugleich freuen, denselben demnächst noch in mehreren Rollen auftreten zu sehen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 301.
Hüte und Kapper.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. Nov. (Abonnement-Vorstellung Nro. 1.): Belisar, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti.

Samstag, 4. Nov. Hamlet, Prinz von Dänemark, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare, nach Schlegels Uebersetzung.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 304. Samstag den 4. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick erhob sich ein großer Lärmen auf der Straße. Es war Spottgeschrei und Gelächter, und augenscheinlich ward Jemand verfolgt. Man hörte einige Schwärmer platzen und das Geschrei eines Weibes. Fast in derselben Minute ward heftig an die Thüre des Advokaten Loubet geklopft. Er stand auf und öffnete, im Dunkeln tappend. Kaum hatte er den Riegel zurückgezogen, als Jemand in das Haus stürzte und, die Thüre hinter sich zuschlagend, mit erloschener Stimme sagte:

„Sind wir allein, Meister Loubet? . . . Niemand darf mich hier sehen."

Er war erstaunt und zitterte fast; ohne ein Wort hervorbringen zu können, ergriff er diese Person an dem Arme und stieß sie in seine Schreibstube. Katharina kam mit Licht herbei. Der Advokat nahm ihr die Lampe ab.

„Geht, Base," sagte er, „geht zu meiner Mutter, ich will allein bleiben."

Das Schreien und Lachen auf der Straße dauerte fort. Jakob Loubet hatte seine Schreibstube verschlossen. Die Dame, die er bei sich aufgenommen, war wie vernichtet auf seinen rothledernen Lehnstuhl gefallen; sie horchte mit entsetzlicher Angst auf die Stimmen, welche sie noch zu verfolgen schienen. Der Advokat stand bleich und bestürzt an dem Schreibtische. Nachdem das Schweigen eine Weile gedauert hatte, rief Meister Loubet aus:

„Ihr seyd es, Frau Marquise! . . . allein . . . zu dieser Stunde . . . Herr, mein Gott! was ist denn bei dem Herrn Oberpräsidenten vorgefallen?"

„Nichts," erwiederte sie mit kaum betonter Stimme; „nichts!.. Ich werde Euch sagen, warum ich ausgegangen bin . . . Es war eine Unvorsichtigkeit."

Die Sprecherin war eine junge Frau, so klein und zart gebaut, daß man sie für ein Kind halten konnte, wenn man ihr Gesicht nicht sah; aber ihre regelmäßig schönen Züge waren älter als ihre Gestalt. Eine glühende Seele und heftige Leidenschaften funkelten in ihren Augen von einer fahlen braunen Farbe; eine schon tiefe Falte durchschnitt ihre Stirne zwischen den Augenbraunen, und gab ihrer Physiognomie ein Gepräge von Strenge, welche durch ihr blondes Haar wieder in etwas gemildert ward. Sie war in Trauer gekleidet, und trug überdies noch einen weiten schwarzen Kapuzinermantel.

„Meister Loubet," hob sie an, indem sie ihre Verwirrung zu bemeistern suchte, „ich befand mich glücklicherweise in der Nähe Eures Hauses, als ich von einigen Unverschämten verfolgt und beschimpft ward . . . Aber sie haben mich nicht erkannt . . ."

„Madame, mein Erstaunen war außerordentlich, als ich Eure Stimme hörte. Aber wie konntet Ihr ausgehen, allein ausgehen? . . ."

„Ich hatte vergessen, daß heute Johannisabend ist," erwiederte sie in einem kurzen und raschen Ton, und doch zwischen jedem Worte einhaltend, als wolle ihr der Athem ausgehen. „Nach dem Unglücke, das mich heute betroffen hat, wollte ich meine Schwester sehen. Mit einbrechender Nacht entfernte ich mich durch die kleine Gartenthüre, ohne Jemand ein Wort zu sagen . . . Man glaubt mich in meinem Oratorium eingeschlossen . . . Ich habe eine Stunde in dem Kloster der Heimsuchung zugebracht, und auf dem Rückwege ward ich erschreckt."

„Der Herr Präsident wird die Unverschämten bestrafen lassen."

„Nein, nein," unterbrach sie ihn schnell, „bedenkt doch, Meister Loubet, ich wäre ja verloren, wenn man wüßte, daß ich heute Abend ausgegangen war! Mein Schwiegervater würde mir es nie verzeihen. Sein Sohn, mein Gemahl, heute gestorben . . . seine Leiche noch in dem Hotel . . . und ich ausgegangen! . . . O mein Gott! mein Gott! und wie wieder nach Hause kommen?"

Sie faltete entsetzt die Hände und schien zu lauschen; das Geräusch entfernte sich; man hörte Niemand mehr in der Straße. An seinen Schreibtisch gelehnt, zerknitterte der Advokat mechanisch alle Papiere, die ihm unter die Hände kamen; er bebte, wenn er die Marquise ansah. Plötzlich näherte er sich ihr mit einer Gebärde des Schreckens und rief:

„O Himmel, Madame, Ihr habt Blut an Euerm Arm!"

Einer der Arme der Marquise, der bis an den Ellenbogen entblößt war, hatte röthliche, schlecht abgewischte Flecken; der andere, der mit einem Halbhandschuh von schwarzer Seide bedeckt war, war ganz blutig. Sie faßte schnell ihren Mantel vor der Brust zusammen; ihr Gesicht ward von bleifarbiger Blässe bedeckt, und ihre Lippen bewegten sich, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Digitized by Google

„Ihr seyd verwundet," fuhr der Advokat fort, „Ihr seyd an dem Arme verwundet, Frau Marquise."

„Es ist nichts; ich stürzte nieder, als ich vor diesen Menschen floh . . . Laßt nur, Meister Loubet, ich befinde mich wohl . . . sehr wohl . . . und fühle keinen Schmerz."

Während sie sprach, suchte sie ihren Handschuh auszuziehen, aber ihre zitternden Hände konnten nicht damit fertig werden; sie schien von einem fürchterlichen Schwindel befallen; endlich das seidene Gewebe von ihrem Arme reißend, flüsterte sie:

„Dieses Blut flößt mir Angst ein ... Loubet, man erstickt hier . . . Mir wird schlecht . . ."

Der Advokat eilte herbei, um ihr Hülfe zu leisten.

„Es ist nichts," hob sie an, indem sie ihn ängstlich zurück stieß, „es ist nichts . . . eine Ritze! — habt darum keine Sorge, Meister Loubet."

„Ha!" rief er mit funkelndem Auge; „wenn ich wüßte, wer es gewagt hat vielleicht Hand an Euch zu legen! . . ." In diesem Augenblicke schlug die Wanduhr elf. Die Marquise schauderte, als sie die Schläge zählte.

„Ich muß nach Hause," rief sie, ich muß . . . Aber wie kann ich bei diesem griechischen Feuer über den Platz kommen? Es liegt mir wenig daran, verbrannt zu werden! aber wenn man mich erkennt . . ."

„Herr, mein Gott! welche Lage!" rief der Advokat. „Die Schreiber und die Offiziere gehen vor Tag nicht nach Hause."

„Ich muß nach Haus," wiederholte sie. „O, ich gäbe mein Vermögen darum, meinen Namen, alles, was ich bin und besitze, um jetzt in meinem Oratorium zu seyn. Ich habe nur den Platz zu überschreiten, um an meinen Garten zu gelangen. Aber wie hinüber kommen?"

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente brieflicher Mittheilungen aus Genua.

(Von Friedrich Aulenbach.)

I.

Verzeihe, mein Werthester! daß ich Dir nicht schon von Como schrieb, die einzige Gelegenheit, die ich seit meiner Abreise von Chur gehabt habe. Allein die strenge, eisige Kälte, welche mich oben auf den Eisbergen anwehte, und die blendenden Schneemassen wirkten auf meine Augen so schädlich ein, daß ich durch das Schreiben eines einzigen Briefes an meinen Bruder halb blind war und viele andere, die ich mir vorgenommen hatte, nicht schreiben durfte.

Es ist mir meine Ankunft in dem schönen classischen Lande, dem meine Sehnsucht Jahre lang galt und das mir mit seinen Monumenten der Vergangenheit zwischen immergrünen Gefilden so oft in reizenden Bildern vorschwebte, noch immer wie im Traume. Ueberall umringen mich, seit der Himmel meiner Träume und Ideale mir seine Thore erschloß, Gegenstände des Vergnügens und der Bewunderung, und ich bin von den bereits genossenen Schönheiten schon so sehr eingenommen, daß ich es für eine Art Undankbarkeit halten würde, die Annehmlichkeiten, die mir hier zu Theil werden, nicht zur Vergeltung mit einem kleinen Lobe zu erwiedern.

Freund, ich bin in meinem Element und bade mich in den Strahlen der Schönheit! Unter diesem lachenden Himmelsstriche, wo die Natur von Liebe und Leben athmet und das Blut leichter durch die Adern rollt und wärmer zum Herzen dringt, fühl' ich mich so leicht wie ein Gott. In mein dürftiges kaltes Leben ist auf einmal ein freudiger Goldglanz, wie ein Morgenroth, wie eine Verheißung hereingebrochen, denn das schönste, was ja der Himmel und die Erde beut, neigt sich holdselig zu mir hernieder. Es scheint, die Sehkraft meines innern Auges ist heller geworden. Alles steht herrlicher, bezaubernder vor mir, als je. Eine neue Welt der Farben seh ich vor mir ausgebreitet, ein neuer Morgen ist mir aufgegangen, ein neuer Himmel hat sich mir geöffnet und, o Gott! welche Seligkeiten wird er noch auf mich herabströmen.

Wie ich aus dem großen fruchtbaren, von königlichen Städten geschmückten Garten der Lombardei, der seines Gleichen in der Welt nicht hat, durch die wilden Felsentrümmer des westlichen Appennins hinaufwanderte und oberhalb Novi den überraschten Blicken nochmals die savoi'sche und piemontesische Alpenwelt, und über sie hinaus, mit ihren glänzenden Zinnen die Wolken berührend, der Monte Rosa und Montblanc in ihrer weitesten Ausdehnung sich darstellten, und als ich endlich aus dem düstern Felsenpaß, der Bochetta, heraustrat und oben auf der Höhe, mitten noch unter Schnee und Eis gelagert, sich mir zum ersten Male die ligurischen Küsten, abwärts das tiefe, silbergestriemte Meer am Horizonte zeigte und links und rechts die Riviera des Mittelmeers im Glanze eines überirdischen Landstriches ausdehnte: o Gott, wie ergriff das mein Herz und alle meine Sinne! Wie die Thetis Homers mit einem Sprunge vom Olymp, hätte ich mich in die ewige Lebensfülle hinunterstürzen mögen. Ich stieg hinab, und mit jedem Schritte vorwärts, den ich machte, umwehten mich sanftere und weichere Lüfte, entfaltete die Natur immer reizendere Scenen, wächst die Schönheit der unvergleichlichen Küste, so, daß Janus selbst, der Doppeltsehende, um Allem zu genügen, der Augen noch zu wenig besäße. Bald erschien die tropische Vegetation — eine halbe Stunde später, und ich stand mitten in aller Pracht des Lenzes, unter Oliven und Reben. Abermals eine Stunde abwärts, und es erschienen Orangen, Granaten, Lorbeer, Caruben, Mastix- und Citronenbäume. Ueberall, selbst da, wo eine weiche Moosdecke nur nacktes Gestein überkleidet, drängte sich, menschliche Betriebsamkeit mit dem Segen der Natur in treuem Verbande, aus Ritzen und Spalten, die üppigste Pflanzenwelt hervor. — Blatt an Blatt, Blüthe an Blüthe, Staude an Staude, gleichsam so die falsche Behauptung bewahrheitend, daß bei Genua alle Pflanzen in solcher Ueppigkeit vorhanden seyen, daß sie keine Frucht bringen könnten. Tiefer hinab, der See zu, welche sich bisher, gleich einer launenhaften Kokette, in häufigen Zwischenräumen durch Hügel und Bäume dem Auge verbarg, um desto überraschender ihm plötzlich wieder zu erscheinen, ragte unter plätschernden Wassern, von glühenden Rosen und Reben wild umsponnen, der indianische Feigenbaum über Zinnen, Dächern und Mauerwerk hinaus, wiegte sich die Palme Arabiens träumerisch, wie „ein poetischer Gedanke aus einem praktischen Leben", fremdartig und fesselnd, und erquickt von ewig unwinterlichen Lüften, denn die Luft des Nordens kann nicht herein über die hohe Alpenmauer, und des Mittags Bote, der glühend heiße Scirocco, kommt sanft gemildert durch die Wanderung über's Meer zu der befreundeten Küste, als bringe er den schlanken Pfleglingen der fremden Zone Nahrung mit aus der heimathlichen Wüste. Und als ich das durch seine Frucht- und

Digitized by Google

Maulbeerbaumfülle gepriesene Campomorone, wo ich die Nacht über zubrachte, im Mondschein erreichte, umspielten mich Sommerlüfte, und der „Tausend und Eine Nacht" Himmel strahlte in einem Glanze, wie ich ihn außerhalb Italien nie gesehen. Aber welch' neuer Anblick überraschte mich, als ich erwachte und hinaustrat auf den Balkon des Hauses. Eben entrollte weithin der Horizont die Wunderpracht eines italienischen Sonnenaufgangs. Unter mir flammte, wenngleich zur Hälfte hinter Hügel versteckt und in Purpurgeweben verhüllt, Genua, die meerschaumentstiegene, und hinter ihr das offene, unbegränzte Meer, das so rein, so glänzend unter dieser goldenen Himmelsdecke wogte. Thalatta! Thalatta! sey mir gegrüßt, Urmutter der Schönheit und Kraft!

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Demnächst hier eintreffen wird der belgische Violinist Prume, der in bester Kraft und Gesundheit eine Kunstreise macht, während viele öffentliche Blätter ihn bereits begraben und ihm rührende Trauerreden gehalten hatten. Ueber den genialen Prume sind so viele Gerüchte in Umlauf gesetzt, widerlegt und wiederrufen worden, daß er schon dadurch allein Celebrität erlangt haben würde. Sein seelenvolles Spiel ist den Frankfurter Kunstfreunden noch im lebhaften Andenken. — Nachträglich haben wir des zum Besten der Mozartstiftung von dem jungen Pianisten Ernst Pauer aus Wien veranstalteten Konzertes zu erwähnen. Dieser vielversprechende Tonkünstler, ein Schüler von Mozart (Sohn) und Sechter in Wien, bekundet ein schönes Streben, indem er nicht sowohl durch technische Virtuosität zu glänzen, als vielmehr den geistigen Richtungen der Musik sich anzuschließen sucht. Als einen besondern Vorzug müssen wir seiner Behandlungsweise des Instrumentes erwähnen, dem er von dem leisesten Piano bis zum stärksten Forte den schönsten Klang zu entlocken wußte, wobei ihm einer der anerkannten trefflichen Streicher'schen Flügel aus dem Magazin des Hrn. A. André zu Gebote stand. Möge Hr. Pauer auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zum hohen Ziele der wahren Kunst so fortstreben, wie er begonnen hat. — Von mehreren Seiten sind wir aufgefordert, unsere Theaterdirektion zu ferneren Aufführungen der „Antigone" von Sophokles zu veranlassen, da das Interesse für solche keineswegs erkaltet ist. Was das in's Publikum gekommene Gerücht betrifft, als sey die Partitur zur Mendelson'schen Musik zur „Antigone" von der Mannheimer Bühne geliehen gewesen und wieder an dieselbe zurückgegangen, so können wir solches aus guter Quelle widerlegen, indem das hiesige Theaterinstitut im eigenen Besitz des genannten Tonwerks ist, und demnach einer baldigen Wiederholung kein uns bekanntes Hinderniß im Wege stehen könnte. Möge der hier ausgesprochene Wunsch Berücksichtigung finden!

In Paris werden jeden Morgen ungefähr 100,000 Litres Milch verkauft; es gehören also wenigstens zehntausend Kühe dazu, um den Parisern jeden Morgen diese Milch zum Frühstück zu liefern. Aber wieviel Wasser wird darunter kommen?

Frankfurter Theater.

Trefflönig, oder: Spieler und Todtengräber, Lebensbild mit Gesang in 2 Abth., von J. Parry und Franz Wallner, Musik von H. Proch und N. Baldenecker.

Dies Drama gehört zu der Gattung der sogenannten Volksstücke und zwar zu denen, die solchen Namens würdig sind. Die Aufgabe von Volksstücken besteht nicht, wie man gewöhnlich annimmt, darin, das Leben und Treiben der untersten Volksklasse mit allem ihm anklebenden Schmutz und allen seinen Trivialitäten abzuschildern und Dasjenige wiederzugeben, was man an jeder Straßenecke und in allen Bierhäusern sehen kann, auch nicht darin, durch die albernsten Späße und gemeinsten Zerrbilder den Pöbel zu belustigen, sondern sie liegt höher. Das wahre Volksdrama muß auf einer sittlichen Grundlage ruhen und ein edles und dadurch auch veredelndes Lebensbild seyn; es muß den Kreis der Gedanken und der Gefühle des Volkes erweitern und erheben, und in der Form zwar populär, aber im Kern nicht krank und verderbt seyn. Wenn es zur gemeinen Posse ausartet, so gehört es nicht mehr auf die Bühne, die eine Anstalt der Bildung und der guten Sitte seyn soll. Im vorliegenden Stücke nun wird uns ein junger Mann, Wilhelm Schlichtmann, vorgeführt, welcher dem Laster des Spiels ergeben ist und in demselben so tief versinkt, daß er den eigenen Vater bestiehlt und um sein Vermögen bringt. Der Vater Schlichtmann muß darauf Haus und Hof verlassen und verarmt so sehr, daß er sein Leben durch das Geschäft eines Todtengräbers zu fristen hat. Nach einer Reihe von Jahren, die der Sohn als leichtsinniger Spieler durchlebt, geräth derselbe endlich an den Bettelstab und will seinem Daseyn durch Selbstmord ein Ende machen. Der alte Todtengräber wird sein rettender Engel und verhindert das böse Vorhaben. Beide erkennen sich und sind Vater und Sohn. Eine wenn auch späte Reue lehrt den Letzteren seine Verirrung erkennen und leitet ihn auf den Weg der Tugend zurück. Dies ist der ernste Inhalt des mit Recht Lebensbild genannten und auf Veredlung abzielenden Stückes, welches wir nach bester Ueberzeugung empfehlen dürfen. Um die düstern Farben des Gemäldes zu mildern, sind auch heitere beigemischt und ein gesunder, kräftiger Humor durchgeht das Ganze. Der Dialog ist eine mit geschickter Hand zusammengefügte Mosaikarbeit aus scherzhaften und launigen Einfällen, Gedankenspänen und bunten Humoresken, die abwechselnd an die Genres von Raimund und Saphir erinnern und besonders darum zu loben sind, weil sie alles Triviale und Equivoque vermeiden. Sehr anziehend und gelungen sind die eingeflochtenen Couplets und Lieder, welche wir dem Besten dieser Gattung beizählen müssen, da sie manche Thorheit und Verkehrtheit des menschlichen Treibens und der Gegenwart treffend bezeichnen und andernseits manche schöne Empfindung des Herzens wohlthuend anklingen lassen. Die Musik der Herren Proch und Baldenecker ist gefällig und dem freundlichen Worttext angemessen gehalten. Das Stück hat allgemein angesprochen und darf einer Reihe von besuchten Vorstellungen versichert seyn.

Die Darsteller der beiden Hauptrollen, des Vater Schlichtmann (Hr. Waliner) und des Christoph (Hr. Hassel), rechtfertigten den ihnen reichlich gespendeten Beifall, jener durch die lebensvolle Färbung des Charakters und den herzlichen Ton, den er so glücklich traf und dieser durch die drastische Komik und die heitere Laune, durch welche er ein seit vielen Jahren ihm befreundetes Publikum stets zu unterhalten weiß. Solchen Wettstreit zweier wackeren Künstler mag man sich gerne gefallen lassen und möge er uns noch manchen angenehmen Abend bereiten! — Eben so rühmlich waren die Leistungen der Fräul. Kratky als Fanny und des Hrn. Mork als Ignatz Feßlich, die durch gewandtes Spiel und wohlnüancirten Gesang ihren Rollen Geltung und Beifall verschafften. — Hr. H. Schneider als Wilhelm Schlichtmann würde den darzustellenden Charakter wirksamer gemacht haben, wenn er das heftigen Aufwallungen hingegebene Temperament und die leicht wechselnde Reizbarkeit eines Spielers mehr markirt hätte. — Das neue Stück wurde zweimal mit entschieden günstigem Erfolge gegeben. W.

Digitized by Google

Bemerkungen über die Darstellung der Antigone des Sophokles auf dem Stadttheater dahier.

(Schluß.)

Dem. Lindner soll mit französischem Pathos anstatt mit griechischem gespielt haben! Zu dieser scharfabsprechenden Behauptung hätte der Referent eine Erläuterung geben müssen, wenn er gewollt, daß die Leser seiner Kritik etwas mehr als leere Worte darin ersehen möchten. Unter dem französischen Pathos kann er nichts Anders verstanden haben, als die Darstellungsweise der Tragödie auf dem Theater français, denn diese Kunstschule hat von jeher die Norm für alle Bühnenkünstler Frankreichs, die zu den besseren ihres Standes gezählt werden, abgegeben. Wer den König Oedipus von Talma und die Jokaste von Dem. Duchenois in der Sophokleischen Tragödie gesehen, wie sie im Theater français aufgeführt worden ist, der wird den Eindruck nie vergessen, den das französische Pathos dieser Künstler in dem Zuschauer bewirkt hat. Sie haben es verstanden, die Leidenschaften der dem Drange des Schicksals anheimgefallenen Abkömmlinge der griechischen Götter und Heroen in lebendigen Bildern zu entfalten, wie der Dichter sie gezeichnet; sie haben in ihrer Sprachdetonung die Gefühle zu einer Höhe gesteigert, die geeignet war, jede Größe des Menschen, jede Erniedrigung desselben zu vergegenwärtigen und gleiche Empfindungen in dem Zuschauer zu erwecken; sie haben in der That ihre Stellungen und ihre Bewegungen den Antiken entlehnt und ein Ganzes der Darstellung geschaffen, das dem Wesen des Griechenthumes und den Dichtungen eines Sophokles nahe gekommen ist, wenn wir uns überhaupt eine Vorstellung davon zu machen vermögen. Wären doch unsere Künstler im Stande, solche Bilder uns vorzuführen! Doch der Ref. hat gefordert, daß Dem. Lindner mit griechischem Pathos spiele. Wir müssen uns von demselben eine nähere Erklärung dessen, was griechisches Pathos sey, ausbitten, und bekennen gerne, daß wir nicht wissen, worin dieses Pathos bestehe, sind auch der Meinung, daß das Publikum, dem wir angehören, so wie die Künstler im Betreff des griechischen Pathos mit Freuden eine Belehrung annehmen werden, da wir hoffen und erwarten, daß noch andere Sophokleische Tragödien (vielleicht König Oedipus) auf unserer Bühne zur Aufführung kommen werden. Vor der Hand nehmen wir an, daß, wenn es ein französisches Pathos gibt und ein griechisches gegeben hat, auch ein deutsches, ein italienisches, ein spanisches und nicht weniger ein russisches Pathos für die Bühnen dieser Nationen ermittelt werde; denn es ist Thatsache, daß der spanische Mime, wenn er in der Tragödie auftritt, seine Darstellung mit weit glühenderen Empfindungen und Handlungen ausmalt als der Franzose. Alle diese Modificationen der Schilderung der Seelenzustände haben ihren Grund in dem Nationalcharakter der Völkerstämme und wer möchte entscheiden wollen, ob selbst die glühendste Darstellung der Leidenschaften, wie sie in der modernen Zeit auf der Bühne geboten wird, der altgriechischen gleichkomme. Es dürfte daher rathsam seyn, daß die Theaterkritik es aufgebe, das Pathos in der Tragödie als Gegenstand der Beurtheilung aufzufassen, ausgenommen den Fall, wenn der Künstler von den naturgemäßen Aeußerungen der Gefühle sich entfernt, weil ihm dann eine Belehrung ertheilt werden muß. Wenn aber Ref. der Ansicht ist, daß Dem. Lindner deßwegen hinter den Herren Weidner und Baison zurück geblieben sey, weil sie die Antigone mit französischem Pathos gespielt habe, während er griechisches Pathos von ihr erwartete, so würde man daraus ohngefähr folgern können, daß diese Künstler mit griechischem Pathos gespielt haben. Wir verzichten ohne Weiteres auf ein Urtheil über dieses Verhältniß der Vergleichung, zumal da wir in den Darstellungen derselben gleich wohlerwogene und erfolgreiche Studien, wie in der Auffassung der Antigone der Dem. Lindner erkannt haben.

Sonderbar ist es uns vorgekommen, daß das Spiel der Dem. Lindner als Maßstab zur Kritik anderer Mitspielender verwendet worden ist. „Was Dem. Lindner zu viel zu thun schien", sagt der Referent, „das that Hr. Schneider als Hämon zu wenig. Hr. Diehl schien die Klippe des französischen Pathos vermeiden zu wollen. Ueber dem Bestreben, nicht zu viel zu thun, that er etwas zu wenig. Auch Mad. Hoffmann war als Ismene etwas zu eintönig und hob zu wenig den Gegensatz ꝛc. hervor." Will man diese quantitativen Bestimmungen als Kritik geltend machen, so würde man wohlthun, die Chemiker und Physiker zum Beispiel der Nachahmung zu wählen. Wollen diese die eigenthümliche Schwere jedes Körpers bestimmen, so geben sie dem Wasser eine absolute Schwere und setzen das Gewicht aller andern Körper in eine relative Beziehung zu der angenommenen absoluten Schwere des Wassers. Wenn nämlich der Kritiker sich selbst, sein Kunstgericht als absolute Schwere, als Wasser, setzte, so würde er sehr leicht und zur vollkommenen Verständigung die relative Schwere aller Künstler, das Gewicht ihrer Leistungen durch Zahlen nach seinem Ermessen nicht nur ausdrücken, sondern auch die Bruchtheilchen ihres Kunstgewichtes, wie bei dem Einen etwas zu viel, bei dem Andern etwas zu wenig, ganz genau bestimmen können.

Welchen Gewinn sollen aber die Künstler aus der Kritik für ihre Mühen entnehmen, wenn die Kritiker ganz verschiedene Ansichten über ihre Leistungen aussprechen? Wir haben ein auffallendes Beispiel dieser Art vor uns. Wenn der Referent des Konversationsblattes der Dem. Lindner den Vorwurf macht, daß sie die Antigone mit französischem Pathos gespielt, daß sie zu viel gethan habe, so berichtet die Didaskalia vom 12. Oct., daß Dem. Lindner ein gleich rühmliches Bestreben wie Hr. Baison bewährt habe, daß in den lyrischen Momenten ihr anerkanntes Talent am schönsten hervorgetreten sey, während die der heroischen Jungfrau im Sinn der antiken Tragödie dem Referenten weniger zur Vollendung geführt schienen.

Unsere Künstlerin soll also nach dem einen Referenten im Tragischen durch ihr französisches Pathos zu viel gethan haben, nach dem andern hat sie die tragischen Momente der antiken Tragödie nicht zur Vollendung geführt und in den lyrischen geglänzt. Wie läßt sich nun die Lyrik mit dem französischen Pathos vereinigen? Darüber möge ein Dritter Auskunft geben. Wer von beiden Referenten hat recht gesehen und recht geurtheilt? — so fragt mit vollem Rechte das Publikum und die Künstlerin. Wird man nicht versucht, so verschiedenen Urtheilen gegenüber, der Ansicht zu seyn, daß unserem Publikum bei der Aufführung der Antigone ganz allein die entscheidende Stimme angehört habe *), denn dieses hat mit empfunden und den Künstlern, von deren Spiel sein Gefühl tief ergriffen wurde, ungetheilten, nicht bevorzugten Beifall geschenkt. So lange aber die Urtheile der Theaterkritik über Tragödien von so ernster Bedeutung für die tragische Kunst, wie die Antigone, so obenhin niedergeschrieben werden, wie die Referate, die wir in diesen Zeilen besprochen haben, können wir sie nur als individuelle Meinungen betrachten, die sich von jeder andern nur dadurch unterschriden, daß sie gedruckt worden sind.

*) Wenn man aus dem vorkommenden Falle, daß zwei Kritiker über einen Gegenstand verschiedener Meinung sind, einen Beweis der Mangelhaftigkeit und Unsicherheit der Kritik herleiten will, so könnte man mit demselben Rechte aus dem eben so oft vorkommenden Gegentheile auch die Trefflichkeit und Wahrheit der Kritik beweisen. Haben sich zwei Aerzte, zwei Rechtsgelehrte, zwei Theologen u. s. w. noch nie in ihren Behauptungen widersprochen, und könnte man daraus folgern, daß die Heilkunde, die Rechtskunde und die Theologie darum zu verwerfen seyn? Jeder glaubt der Wahrheit am nächsten zu seyn, aber was ist Wahrheit? — Der Herr Verfasser ist hier zu weit gegangen. Uebrigens werden wir demnächst Gelegenheit nehmen, unsere Ansichten über Theaterkritiken oder Bühnenreferate in diesen Blättern auszusprechen. W.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Nov. Hamlet, Prinz von Dänemark, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare, nach Schlegels Uebersetzung.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 305. Sonntag, den 5. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Die Marquise lief wie außer sich umher. Der bestürzte Advokat sah durch die Spalten der Läden auf die Straße. Nach einigen Minuten kam sie mit einer raschen Bewegung auf ihn zu:

„Ich bin gerettet!“ rief sie aus. „Hört mich an, Loubet. Seht, ich bin klein, und Ihr seyd von sehr hoher Gestalt, unter Euerm Mantel können wir beide hinaus kommen. Ihr könnt mich tragen.“

Der Advokat ward blaß; eine schneidende Empfindung durchzuckte ihn so, daß ihm die Knie brachen. Ohne ein Wort zu erwiedern, hing er seinen Mantel um die Schultern. Zitternd, mit starrem, brennendem Blick beugte sich die Marquise über seinen Arm. Er hob sie auf. Ihr Kopf war ganz unter seinem Mantel versteckt, und ihre kleinen Füßchen berührten den Boden nicht.

„Fort! fort!“ sagte sie.

Jakob Loubet drückte sie ängstlich an sich; dann behutsam die Thüre öffnend, erreichte er den Gang. Katharina ging eben über den Hof.

„Ich komme gleich wieder,“ rief er ihr zu.

Und ohne Geräusch, hinaus gehend, befand er sich in der Straße. Hin und wieder standen einige erschrockene Neugierigen; auf dem Platze dauerte das Feuer fort. Die Schreiber hatten Posten auf dem steinernen Galgen gefaßt, welcher dem gräflichen Palaste gegenüber errichtet war, und vertheidigten sich darauf wie in einer Festung. Die Offiziere von Royal-Comtois liefen Sturm, und mußten sich oft mit Verlust zurück ziehen. Man hätte denken können, der ganze Platz stünde in Feuer, und zwischen den Bäumen regnete es beständig Funken.

Der Advokat schlüpfte längs der Dominikanerkirche hin, und ging langsam im Angesichte der beiden Parteien. In diesem Augenblick war es ihm gleichgültig, ob ihm das Haar versengt, das Gesicht verbrannt, oder ob er von einem der rings um ihn zerplatzenden Schwärmer verwundet ward. Dieses kümmerte ihn alle nicht, und war nicht der Grund seiner Angst und seiner tiefen Bewegung. Die Marquise hing über seinen Arm gebeugt; er athmete den Duft ihrer Haare; es schien ihm, als wenn die hörbaren Schläge, welche in dieser schwachen Brust wiederhallten, sie zertrümmern würden; mit unaussprechlicher Angst umfaßte er die schlanke Taille, die er seiner Hand entschlüpfen zu lassen fürchtete. Diesen zugleich süßen und schrecklichen Gefühlen erliegend, blieb er ein Mal stehen. Da drückte ihm die Marquise sanft den Arm und lispelte mit erloschener Stimme:

„Vorwärts, Loubet! vorwärts, im Namen des Himmels!“

Endlich gelangten sie auf die andere Seite des Platzes, an den Eingang einer kleinen Straße. Die Marquise glitt auf die Erde, und während der Advokat sie mit seiner hohen Gestalt bedeckte, öffnete sie rasch die Gartenthüre und verschwand. Der Parlamentsschreiber Marius Magis war ganz in der Nähe. Er erkannte Meister Loubet.

„Holla! noch immer hier?“ sagte er. „Ihr wollt gewiß das Ende der Schlacht sehen? Die Kinder von Aix benehmen sich wie die Cäsaren; aber die von Royal-Comtois haben bessere Munition wie wir.“

„So müßt ihr zum Rückzug blasen und euch in guter Ordnung zurück ziehen.“

„Noch nicht, Meister Loubet, noch nicht. Aber sagt mir doch, wer ist denn das Weib, auf welches einige Schüler Jagd gemacht haben, und das sich zu Euch geflüchtet hat?“

Der Advokat erwiederte nichts.

„Ich habe sie zu schützen gesucht,“ fuhr Marius Magis fort, „und wenn sie nur meinen Arm hätte annehmen wollen.... Aber so sagt mir doch, wer es war!“

Meister Loubet zögerte; dann antwortete er ziemlich trocken:

„Es war meine Base, Katharina Loubet.“

„Katharina Loubet?“ wiederholte der Schreiber erstaunt.

„Ja, Katharina Loubet. Wenn ich Diejenigen kennen würde, die sie so verfolgt haben, so würde ich sie die Achtung lehren, die man einem jungen Mädchen schuldig ist.“

„Und wißt Ihr, woher sie zu dieser Stunde kam?“ unterbrach ihn Marius Magis mit einem gewissen Lächeln.

„Sie kam aus dem Kloster der Heimsuchung,“ erwiederte der Advokat mit einer um so gleichgültigeren Miene, als er weniger ruhig und weniger geneigt war, dieses Verhör zu bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Fragmente brieflicher Mittheilungen aus Genua.

(Von Friedrich Lulenbach.)

(Schluß.)

Mit klopfendem Herzen zog's mich fort. Ich beeilte meine Schritte, und je mehr ich mich auf der neuen Prachtstraße, die längs dem reißenden, oft gefährlichen Bergstrom Polcevera durch ein von Pinien, Caruben und Lorbeerbäumen beschattetes, entzückendes Thal voll zierlicher Landhäuser vorüberzieht, der Stadt näherte, um so imposanter und großartiger, keiner Wortschilderung zugänglich, ward das Gemälde, bis es sich endlich hinter der langen, auf neun Bogen ruhenden Brücke von Cornigliano aufrollte und wie durch einen Zauberschlag die alte Herrlichkeit der weiland ligurischen Republik, die Nobil città des Tasso, sie — ein halber Mond von Marmor und Gold — in dem ganzen überwältigenden Zauber ihrer marmornen Majestät, in der Tiefe dalag, und Meer, Himmel und Küste in der günstigsten Beleuchtung vor mir aufglänzten.

Im Anschau'n dieses bezaubernden Theaters, der rings duftenden und leuchtenden Scenerien, und der unermeßlichen Sphäre von Gewässer versunken, war ich auf Augenblicke sprachlos. Ich stand festgebannt, wie vor einer neuen Schöpfung, vor einer unbekannten, geheimnißvollen Welt, deren gewaltige Sprache mich umrauschte. Die ungeheuere Majestät wollte mir schier die Brust zersprengen.

Genua, das Imperium totius Liguriae, wie es Strabo nennt, das Tyrus der mittlern Zeit, das erbaut zu seyn scheint für einen Kongreß von Königen, seit dem elften Jahrhundert ein mächtiger, von Kaisern mit ansehnlichen Privilegien ausgestatteter Freistaat unter Dogen, wie seine Rivalin Venedig, und, wie diese, einestheils durch den Verlust der Niederlassungen im Orient und den des ostindischen Handels zufolge der Entdeckung des Wasserwegs nach Ostindien, anderntheils in seinem Innern durch unselige Parteiungen und auswärtige, wenngleich rühmliche, doch äußerst schwächende Kämpfe allmählig aufgerieben und endlich durch Napoleons Herrscherwille vernichtet, ist jetzt, mit Beibehaltung einiger Privilegien und einem Schatten repräsentativer Verfassung, die zweite Hauptstadt des Königreiches Sardinien und eine der wichtigsten und stärksten Festungen Italiens. Früher in einem 130jährigen Wettkampfe mit Venedig begriffen um die Herrschaft des Mittelmeers, waren die Genuesen Herren eines Theils von Sicilien und Sardinien und der ganzen Strecke von Konstantinopel, die jetzt Galata genannt wird. Verschiedene Inseln des Archipelagus zollten ihnen Tribut und, den Gegnern ein stechender Dorn, blühten ihre Colonien weitverzweigt um den cimmerischen Bosporus. Jetzt sind sie nichts weniger denn mächtig, und ihre stolze Flotte, vor deren Geschützedonner das tuscische Pisa und Venedig zitterten, ist auf sechs Galeeren und einige bewaffnete Barken herabgesunken. Der Name Colon und Doria zwar lebt noch, aber der Sinn, der Muth des Volkes ist längst nicht mehr der alte. Jedoch ist mit dem Hinscheiden der Republik auch ihr Geist und ihre Macht verschwunden, die erinnerungsreichen Paläste, welche sie schuf, sind ihr geblieben und die Namen ihrer Gründer leben noch fort. Hierin unterscheidet sich Genua von ihrer alten Feindin, der Lagunenstadt, daß nicht sowohl die Mehrzahl seiner großen Familien sich im Besitz ihrer Reichthümer, ihrer Paläste und ihrer Kunstsammlungen erhalten, sondern daß es auch hinsichtlich seiner Lage den Vorzug hat, wie es überhaupt als Handelsstadt und als ein angenehmer Seeort noch immer eine der ersten Stellen unter Italiens Städten verdient. In Venedig ist man auf einer Insel und von Inseln umgeben; eben so enge ist die Aussicht von Livorno, wo man kaum über den Molo hinsieht; Neapel, das Paradies von Italien, hat den Vorzug seiner einzig gelegenen Inseln, über die man in die See blickt, und seiner hohen Berge an der Landseite, an welche es sich prachtvoll anschmiegt. Genua liegt eben so hingezaubert an schönen Bergen und hat die freie ungehinderte Aussicht über den weiten Hafen in die offene See. Beide entzücken und sind in ihrer Art einzig.

Mit Empfindungen, wie sie vielleicht Belisars Brust kaum freudiger mögen durchdrungen haben, als er Genua einnahm, hielt ich meinen stillen Einzug durch die Vorstadt San Pietro d'Arena. Denke, wie mir da zu Muthe war, als ich mich nun inmitten aller der Herrlichkeiten sah. Ich bewohne das solide und günstig gelegene Gasthaus zur „Königin der Inseln" des Herrn Schobinger, in der Nähe des Hafens, das meinen Wünschen und Erwartungen vollkommen Genüge thut. Dem Leuchtthurme schräg gegenüber, in einer der frequentesten Gegenden der Stadt, wo alle Spuren und Hebel des Verkehrs sich zusammendrängen, zu beiden Seiten der Anblick der zwei unvergleichlichsten Küstenpartien der Riviera di Ponente und Levante von Savona bis Monacco — bieten mir von meinem Zimmer aus oder oben auf dem platten Dache, auf dem gewöhnlich servirt wird, der Hafen, dessen nächste Umgebung, der von ihm aufrauschende Lärm, die geschäftigen Schaaren der bergamaskischen Facchini, die unzähligen, bald ankommenden, bald absegelnden Kauffahrer, Küsten- und Kriegsschiffe, mit ihren vielfarbigen Flaggen und Wimpeln, ein immer frisches und lebensvolles Schauspiel dar. Unten in den Straßen zerstreut der Handel seine überraschenden Produkte und stellt sie zum Verkaufe aus. Besonders anziehend für mich Nordländer sind die Südfrüchte, namentlich die Portogalen, Pistazien und Feigen, die hier von ausnehmender Güte und Größe sind und meinem Gaumen nicht wenig munden. Und dieses all' wie billig! Für einen Denaro kannst Du Dir alle Rocktaschen vollfüllen lassen! Möchte ich auch dasselbe, gelegentlich gesagt, von den dasigen Seefischen rühmen können! Es gibt deren hier wenige, und diese wenigen sind ohne besondern Geschmack, weder fett noch groß. Sonst sind die Seestädte in Italien mit Fischen reichlich versehen; der Arme kann außer seinen Macaronen fast nichts Wohlfeileres haben, als Fische; allein in Genua ist es umgekehrt. Wenn das Sprüchwort „Monte senza legno, mare senza pesce, gente senza fede, donna senza vergogna" auch sonst große Ausnahmen macht, so ist es doch wenigstens wahr, wenn man sagt: dem hiesigen Meere mangeln die Fische. Es lohnte sich also schon der Mühe, zu untersuchen, und wahrlich, diese Untersuchung wäre eines Naturforschers nicht unwürdig — ob vielleicht die Beschaffenheit der Küste oder der Grund des Meeres daran schuld ist, daß die Fische diese Gegend fliehen und nicht weit davon schon wieder häufig angetroffen werden.

Und dann wieder vom Materiellen weg mit jedem Blicke das Meer, das heilige Meer! O, es ist doch das Schönste, was wir haben. Sonne, Mond und Sterne sind dagegen nur einzelne glänzende Punkte und sammt dem blauen Mantel des Aethers darüberher nur Zierde der Wirklichkeit. Wer das Meer nicht kennt, gemahnt mich, wie ein Vogel ohne Flügel. Hier ist

Digitized by Google

ewige Klarheit und nie entmuthigende Kraft, Fülle und Schönheit. Von jeher war es, mit Mathisson zu sprechen, der Lieblingswunsch meines Knabenalters gewesen, am Gestade des brandenden Oceans, sey es auf einem einsam ragenden Felsen oder in einer alten Ritterburg, wie die Könige Scandinaviens, zu hausen, um des begeisternden Vollgenusses der ewig wechselnden Erscheinungen so recht nach Herzenswunsch froh zu werden, welchen die ungeheuere Wasserwüste, das ich nun in seiner ganzen Urgröße, in seiner erhabenen und erschütternden Gewalt fast zu jeder Stunde des Tages in vollem Maße genieße, uns darbietet. Wenn ich so auf dem Hafendamm stehe und unter mir den Wogen zuschaue, wie sie schaumbekränzt daher rollen, sich an seine hohe Mauer hinaufwälzen, fast bis zu den Dächern der Häuser, und sich wieder brechen und zurückprallend der nächsten Welle begegnen, sich trotzig gegen diese in die Höhe bäumen, einige Momente dann beide wieder um den Sieg kämpfen, bis endlich eine dritte in ihrem walzenden Schlangenlauf beide mit sich fortreißt, und nun die ganze riesige Wassermasse mit herbeirauschendem Ungestüm schäumend und donnernd den hallenden Strand hinanschlägt: wie lebt die Natur da in meinem Sinn und ergreift mit ihrer gewaltigen Musik mein Wesen! Dieser Kampf des gährenden Elements, im Angesichte einer ruhigen festen Kette von Hochgebirgen, das Ringen nach Gleichgewicht und Ruhe sagt mir wunderbar zu.

Die Messe auf dem Meere.

Vor allen Provinzen Frankreichs zeichnet sich die Bretagne durch religiösen Geist aus. Die blutgierigen Agenten der Revolution hatten in dieser Provinz schwere Arbeit. Der Kampf der Guillotine mit dem frommen Glauben des Volkes war lang und hartnäckig: er ermüdete die Guillotine mit den Opfern. Priester und Volk blieben einander bis zur äußersten Noth treu. Vergebens sprachen die republikanischen Commissionen die Todesstrafe gegen den Geistlichen aus, der eine kirchliche Handlung verrichten würde, vergebens zerstörten sie die Kirchen. „Ich will Euere Glockenthürme niederreißen," rief der berüchtigte St. André dem Maire eines Dorfes zu, dann habt Ihr nichts mehr, das Euch an den Aberglauben der alten Zeiten mahnt." — „Ihr müßt uns doch die Sterne lassen," war die merkwürdige Antwort des Bauern.

Ein einziger von Souvestre erzählter Fall wird die furchtlose Frömmigkeit von Priestern und Volk hinreichend in's Licht setzen. Zu Cropon waren alle Kirchen niedergerissen; die Priester, Tag und Nacht verfolgt, konnten keinen einsamen Ort finden, um die Messe in Sicherheit zu lesen, die Dörfer waren mit Soldaten angefüllt. Wie machten sie es, in solcher Lage den Gottesdienst abzuhalten, die Neugebornen zu taufen, die Brautpaare einzusegnen? Man höre! „Die Mitternachtsstunde schlägt, und ein flackerndes Licht erhebt sich in einiger Entfernung auf der See; der Ton einer Glocke erklingt halb verloren im Gemurmel der Wellen. Plötzlich sieht man hinter jedem Felsen hervor, aus jeder Bucht und jeder Bay lange schwarze Schatten über die Wellen hingleiten. Es sind die Boote der Fischer, belastet mit Männern, Weibern und Kindern, die hinausfahren nach der offenen See, und alle nach einem Punkte ihre Richtung nehmen. Die Glocke wird jetzt lauter, das Licht deutlicher, und endlich erkennt man den Gegenstand, der die Menge mitten auf dem Meere zusammenlockt. Es ist eine Barke, auf deren Verdeck der Priester bereit steht, die Messe zu lesen. Sicher, nur Gott zum Zeugen zu haben, hat er die benachbarten Kirchspiele zu dieser Feierlichkeit zusammenberufen, und das treue Volk hat seinem Rufe entsprochen. Alle liegen auf den Knieen, während die See unter ihnen dahinrollt, und der Himmel über ihnen mit Wolken überzogen ist." Kann man sich ein ergreifenderes Schauspiel denken!

Mannichfaltigkeiten.

Jede Zeit hat ihre Berühmtheiten, die sie anstaunt, und ihre Lieblinge, die sie verehrt. Zu solchen gehörte auch der Componist Salieri, der im vorigen Jahrhundert geschätzt und gefeiert wurde. Er wurde 1750 zu Legnano im Venetianischen geboren, und bekundete schon frühe ausgezeichnete musikalische Anlagen. Pelcetti und Passini in Venedig waren seine ersten Lehrer, und später widmete er sich in Wien unter Gaßmanns und Glucks Leitung der Composition; in Paris endlich vollendete er seine Kunststudien, und trat mit der Oper: „Die Danaïden", die großes Glück machte, und sogar für eine Arbeit von Gluck gehalten wurde, hervor. Es folgte nun noch eine Reihe von Opern, die den Glanz seines Namens feststellten. Obgleich solche meist über italienische Texte geschrieben sind, so ist ihr Charakter doch ein deutscher, und man rühmt an ihnen, daß sie deutsche Kraft und italienische Anmuth vereinigen. Unter seinen 52 dramatischen Tonwerken machte keins so entschiedenes Glück als „Axur, König von Ormus", und Kaiser Joseph, dessen Lieblingsoper sie war, fand so viel Gefallen daran, daß er dem Componisten eine lebenslängliche Pension aussetzte. Salieri's Axur wurde auf allen bedeutenden Bühnen mit außerordentlichem Beifall gegeben, und machte seiner Zeit nicht geringeres Aufsehen, als heutigen Tages die Werke eines Bellini, Meyerbeer und Donizetti. Vielen unter uns ist es noch erinnerlich, wie auch in Frankfurt a. M. „Axur" ein Lieblingsstück der Theaterfreunde gewesen, und wie in demselben die vorzüglichsten Sänger und Sängerinnen einer nun dahin geschwundenen Zeit oft geglänzt haben. Zu diesen gehörte auch der verstorbene Dobler, seit dessen Abgang war hier — dies sind nun 10 Jahre — der alte „Axur" nicht über die Bretter geschritten. Oefters hat man seitdem den Wunsch geäußert, ihn wieder ein Mal zu sehen, ohne daß derselbe zur Erfüllung gekommen wäre. Jetzt endlich soll es wieder geschehen, indem unser geschätzter Bassist Conradi die genannte Oper zu seinem, auf Montag den 6. d. M. bestimmten Benefiz gewählt hat. Die neue Besetzung ist folgende: Axur (Hr. Conradi), Tarar (Hr. Chrudimsky), Astasia (Fräul. Capitain), Artenio (Hr. Wiegand), Altamor (Hr. Beer), Urson (Hr. Schlosser), Biscroma (Hr. Nork), Melite (Fräul. v. Knoll), Elamir (Fräul. Hoffmann), Masken (Hr. Linker, Hr. de Rossi, Fräul. Kratky). Man wird mit Interesse einer Vorstellung beiwohnen, die uns ein seiner Zeit so beliebtes Tonwerk wieder vorführt, und uns Gelegenheit bietet, den damaligen musikalischen Geschmack mit dem jetzt herrschenden in Vergleichung zu bringen. Hr. Conradi hat jedenfalls mit der Wiederbelebung des „Axur" eine gute und Vielen willkommene Wahl getroffen.

Digitized by Google

(Stuttgart, im Oktober.) Am ersten November tritt die Sängerin Pauline Marr ihr lebenslängliches Engagement bei der hiesigen Hofbühne an; auch Dem. Oswald, eine brave junge Sängerin, ist engagirt worden. Hr. Sondheim, vom Karlsruher Hoftheater, gastirte mit vielem Beifall; er besitzt eine schöne und kräftige Tenorstimme, aber vorerst noch wenig Gesangsbildung. Mad. Wittmann, von einer längeren Krankheit genesen, trat in der ersten Wiederholung von Gutzkow's „Weißem Blatt" als Eveline wieder auf, und wurde freundlich begrüßt. Der Komiker und Sänger Gerstel hat in vier Rollen gastirt und den Wunsch rege gemacht, ihn für die hiesige Theateranstalt gewonnen zu sehen, da unser ehrenhafter Veteran Pezold, welcher einzig für schwäbisch komische Rollen paßt, auf einen eben nicht ausgedehnten Rollenkreis angewiesen ist, während Ersterer eine vielseitige Brauchbarkeit entfaltet und noch in bester Kraft steht.

Der ehemalige Tanzmusiker Musard, der Pariser Strauß, der Lanner der Quadrille, der sich durch seine infernalischen Galopps und Cancans einen fast europäischen Ruf gemacht, hat sich nun ganz zurückgezogen, und sich eine wunderschöne Villa mit Park bei Neuilly erbaut, wo er seine 80,000 Fr. jährlicher Renten gemächlich verzehrt. Er dirigirt nur noch ausnahmsweise die zwölf Maskenbälle der großen Oper, wo sein Name auf dem Zettel ein sine qua non ist, und erhält für diese leichte Mühe 15,000 Fr. Ist es nun nicht besser, Strauß als Spohr, Lanner als Marschner, Musard als Beethoven zu seyn?

(München, 30. Okt.) Einem hiesigen Brauer wurden unlängst 3000 Eimer Bier versiegelt; nun hat er einen Theil davon an einen Branntweinbrenner verkauft, und für den Eimer, für welchen er sonst fünf Gulden, achtundzwanzig Kreuzer erhalten.

Ein gelehrter Chemiker hat jetzt unwiderleglich dargethan, daß sich in dem menschlichen Körper Kupfer und Blei befinde; man braucht sich also künftig nicht mehr zu wundern, daß manche Menschen hart sind; es liegt im Blute, und sie sind ganz unschuldig daran, daß sie mehr Metallisches in sich haben, als andere Leute.

Korrespondenz.

Darmstadt, 1. Nov.

Wurden wir erst kürzlich auf unserer Bühne mit Kotzebue's „Intermezzo" regalirt, wobei blos die pommer'schen Gänsebrüste und Krautköpfe fehlten, um bei den Zuschauern ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem Paradies von Hinterpommern, dem Vaterlande der „Maze", zu erregen, so fanden wir gestern eine Entschädigung für diese dramatische Dünenkost in der wiederholten Aufführung des fünfaktigen Lustspiels: „Treue Liebe", von Eduard Devrient. Dieses Stück hat gleich bei der ersten Vorstellung (13. Oct.) so sehr gefallen, daß es auf unserer Bühne bereits eingebürgert zu seyn scheint. Bei der gestrigen Wiederholung war freilich der Reiz der Neuheit schon verflogen; allein gleichwohl war diese zweite Darstellung von ergreifender Wirkung und in nichts von dem lebendigen Eindruck der ersten verschieden. Niemand der Mitspielenden verstieg sich auf der Tonleiter der Gefühle und der Scala der Leidenschaften, wenn wir uns so ausdrücken dürfen; es wurde weder zu laut noch zu leise gesprochen, weder zu viel, noch zu wenig gesticulirt, kurz, Kopf und Herz schienen bei den Handelnden im gehörigen Gleichgewicht zu seyn. Die Krone des Abends erntete Fräul. Marie Fürst in der Rolle der „Marie", welche sie in ihrem innersten Wesen zu erfassen und mit überraschender Wahrheit darzustellen bemüht war. Sie verbreitete über ihre Rolle eine Wärme des Gefühls, eine Innigkeit der Empfindung und eine Größe der Resignation, daß das Haus, von Bewunderung hingerissen, ihr in den interessantesten Momenten die Sympathie der Gefühle durch den enthusiastischsten Beifall zu erkennen gab. Sie ward am Schluß mit außerordentlichem Applaus hervorgerufen und erschien, wiewohl bescheiden zögernd, an der Hand von Fräul. Steck, die heute als „Amalie" in dem interessanten dramatischen Gemälde, welches uns vorgeführt wurde, eine ihrer würdige Stellung eingenommen hatte. Noch mehr solche Abende im Laufe des Winters und wir werden uns alsdann sagen dürfen, eine glanzvolle Saison durchlebt zu haben.

Bockenheim, 2. Nov.

Mit großem Interesse hat Einsender dieses und gewiß Viele mit ihm in den jüngsten Blättern der Didaskalia die Schilderung des fröhlichen Gedeihens der Gesangvereine am Taunus gelesen. Auch unser Städtchen war am vergangenen Sonntag Zeuge einer Sängervereinigung der umliegenden Ortschaften, die, durch den Direktor des hiesigen Gesangvereins Hrn. See veranlaßt, sich in ihren Resultaten den in jenem Artikel erwähnten Versammlungen würdig anreiht. Gegen 200 Sänger, darunter der Weinreich'sche Quartettverein aus Frankfurt, die „Polyhymnia" aus Offenbach ꝛc., hatten der Einladung des Hrn. See Folge geleistet und ließen in dem geräumigen Locale der „Stadt Frankfurt" die vaterländischen Lieder erklingen. Diese von Zeit zu Zeit stattfindenden Vereinigungen erzeugen einen edlen Wetteifer unter den verschiedenen Sängerbünden und regen zu allerlei anfeuernden Vergleichungen an. Deßhalb müssen wir es Hrn. See, der den hiesigen Verein unter sehr ungünstigen Verhältnissen in's Leben gerufen und demselben fortwährend seine Thätigkeit mit gutem Erfolg widmet, danken, daß er uns, wie voriges Jahr, auch jetzt wieder Gelegenheit verschafft hat, die Gesangskräfte der Umgegend kennen zu lernen und uns an ihren Fortschritten zu erfreuen.

Wetzlar, 30. Oct.

Die hiesige Liedertafel feierte gestern den Jahrestag ihrer Gründung durch einen glänzenden, zahlreich besuchten Ball, der sich eben so durch sinnreiche Anordnung des Ganzen, als durch ungestörten Frohsinn und insbesondere durch die gediegenen Leistungen der aufgeführten Gesangstücke auszeichnete. Es überraschte, daß dieser noch so junge Verein schon zu der Vervollkommnung gelangt ist, um sich älteren Vereinen würdig an die Seite stellen zu können. Bei dem unermüdlichen Eifer und der Tüchtigkeit des Gesanglehrers Hrn. Grunbach und dem Fleiße der Sänger wird daher die Liedertafel in nicht langer Zeit jene Bedeutung gewinnen, welche ihr die Aufmerksamkeit von nah und fern zuführen muß.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Nov. Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth. Hierauf: Die Landpartie nach Königstein, Localposse in 5 Bildern.

Sonntag, 5. Nov. Treffkönig, oder: Spieler und Todtengräber, Lebensbild mit Gesang in 2 Abth., von J. Barry und Franz Wallner, Musik von H. Proch und N. Baldenecker. Vorher geht: Nataplan, der kleine Tambour, Vaudeville in 1 Act, von Pillwitz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Helle & Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 306. Montag, den 6. November 1843.

Karl der Große an Frankfurt a. M.*)

Es klang in meine Gruft wie süße Lieder,
Daß Frankenfurt mich nicht vergessen hat,
Und neue Kraft durchdrang die alten Glieder,
Dem Schlaf entraff' ich mich, der Ruhe satt;
Nach tausend Jahren sehe ich dich wieder,
Du jüngste meiner Töchter, holde Stadt!
Ich schaue und ich grüße dich, du Schöne;
Ich seg'ne dich und deine braven Söhne.

Als ich im lieben Aachen heimgegangen,
Warst du ein Kind, dem Himmel anvertraut,
Doch heute sehe ich dich herrlich prangen,
Gleich einer festlich schön geschmückten Braut,
Voll hoher Anmuth hältst du ihn umfangen,
Den schönen Main, dem ich dich angetraut.
Und reiche Freuden seh' ich dich genießen,
Wie sie beglücktem Ehebund entsprießen.

Und weil du, Tochter, mir in deinen Mauern
Die lieblichste der Stätten hast geschenkt,
Wo bald mit Freude, bald mit stillem Trauern
Mein graues Haupt vergang'ner Tage denkt,
So mögest du Jahrtausende noch dauern!
Dein Vater betet, daß der Herr es lenkt.
Der Männer Kraft und deiner Frauen Tugend
Sey dir die Quelle ewig schöner Jugend!

Dann wird dein Glück den herben Schmerz bezwingen,
Der meinem Auge Thränen oft entpreßt,
Wenn mir des Maines Wellen Grüße bringen
Von Emma, die den Eginhard nicht läßt,
Und meine Seufzer zu Fastrada dringen
Nach Mainz am Rhein, dem deutschen Adlernest.
Sie nahm der Himmel auf in seine Gnaden; —
Möz' er auf dich der Fülle Horn entladen!

Frankfurt. Eduard Sattler.

*) Die steinerne Bildsäule Karl's des Großen ist dieser Tage auf der Mainbrücke aufgestellt worden.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der Schreiber drehte sich auf seiner Ferse herum und rief: „Seht, Meister Loubet, wie die guten Ueberlieferungen verloren gehen! da ist der junge Beauregard, der sich an den Hauptmann Lansac vom Royal-Comtois festgehängt hat; sie haben sich den ganzen Abend nicht verlassen. Ein Stadtkind, das sein Pulver gegen die Parlamentsschreiber verschießt. Kennt Ihr den Hauptmann Lansac, Meister Loubet?"

In der Art, wie diese Worte gesagt wurden, lag eine Anzüglichkeit, welche dem Advokaten nicht entging. Er vermuthete darin irgend eine boshafte Anspielung auf seine Base Clara, ein junges Mädchen von lebhaften koketten Manieren, welche die öffentliche Stimme die schöne Loubette nannte. Er ward sehr roth, und indem er den Arm des Schreibers drückte, sagte er:

„Eure Zunge ist ein zweischneidiges Schwert, Marius Magis; Ihr habt mir irgend eine Verläumdung zu Ohren zu tragen — das sehe ich in Euern Augen. Weswegen sprecht Ihr mir von Herrn von Lansac?"

„Wegen nichts, Meister Loubet. Ihr fangt auch gleich Feuer wie eine Büchsenlunte; es ist nicht möglich, mit Euch zu streiten oder Euch etwas zu erzählen. Uebrigens ist nichts Böses in Allem, was ich Euch sagen könnte. Der Hauptmann ist in die schöne Loubette verliebt; er ist weder der Erste, noch wird er der Letzte seyn, der diesem reizenden Gegenstande verliebtes Zeug vorschwatzt. Obgleich sie ihre drei und zwanzig Jahre hat, so ist sie noch eine Rosenknospe, und so frisch wie ihre jüngere Schwester."

„Keinen Vergleich zwischen diesen beiden," unterbrach ihn der Advokat barsch; „die eine ist ein Engel an Tugend und Frömmigkeit, die andere .... Gott bewahre sie vor einem schlimmen Ende! Ich habe es ihr voraus gesagt."

Marius Magis schlug die Augen mit einer Miene voll spöttischen Mitleids gegen Himmel; dann die Schulter des Advokaten berührend, sagte er:

„Mein armer Loubet, glücklicherweise geht das Regiment Royal-Comtois morgen fort. Diese Herren Offizierchen sind schreckliche Nebenbuhler. Und hier steht einer, der sich rühmen kann, die Tugend der Frauen in der guten Stadt Aix oft in Versuchung geführt zu haben." Als er dieses sagte, zeigte er

Digitized by Google

mit dem Finger auf den Hauptmann Lansac, und eilte, sich wieder zu den Schreibern auf dem Schlachtfelde zu gesellen.

Ein Gefühl von Scham und Zorn zog den Advokaten von den angenehmeren Eindrücken ab, welche ihn diesen Abend beherrscht hatten; die zweideutigen Reden des Parlamentsschreibers hatten in seiner Seele eine tiefe Sorge, eine schneidende Demüthigung erweckt; er machte es sich zum Vorwurfe, die schöne Loubette nicht sorgsam genug gehütet, und kein Mittel versucht zu haben, um ihrer Gefallsucht Einhalt zu thun. Den Kopf von diesen peinlichen Gedanken erfüllt, lehnte er sich an einen Baum und sah mechanisch vor sich hin. Der Kampf ließ nach; die Taschen waren leer; Einige begannen schon sich zurück zu ziehen. Marius Magis hatte seine letzten Schwärmer verpuffen lassen, und ging, um neue Munition zu holen. Als er an dem Advokaten vorüber kam, rief er ihm zu:

„Die schöne Loubette hat diesen Abend ein Stelldichein mit dem Hauptmann von Lansac; laßt es Euch gesagt seyn, Meister Loubet."

Der Advokat erwiederte nichts, aber er stellte sich in die Nähe des Hauptmanns. Es schlug Mitternacht.

Herr von Lansac warf seine Tasche unter einen Baum, und sich in den Arm des jungen Beauregard hängend, den Hut tief in die Augen drückend, sagte er:

„Ich habe heute genug Pulver verpufft. Dieser kleine Krieg ließ mich fast die Stunde vergessen. Zum Henker mit den Federfuchsern! sie sind schuld, daß ich vielleicht den Abschiedskuß versäume. Geht mit mir, Beauregard; wenn mich diese Ritter des heiligen Johannes verfolgen sollten, so bietet ihnen die Spitze."

Der Jüngling schob stolz das Barett auf das Ohr, und seine noch wohlgefüllte Tasche zumachend, erwiederte er:

„Zu Euern Befehlen, Hauptmann."

Sie schlugen den Weg nach dem Walle ein; der Advokat folgte ihnen von weitem nach. In einer einsamen Straße, welche an das Kloster der Heimsuchung stieß, war ein kleiner, rings von Mauern eingeschlossener Garten. Ein großer Platanenbaum überragte die gewölbte Thüre, und seine dichtbelaubten Aeste beschatteten die Straße, in welcher das Gras wie im freien Felde wuchs. Auf der andern Seite befanden sich einige ziemlich baufällige Häuser; keine lebende Seele war zu dieser späten Stunde der Nacht zu sehen, und tiefe Stille herrschte rings herum.

Der Hauptmann und der junge Beauregard traten in den Garten; der Advokat, welcher erwartete, daß sie sich in ein benachbartes Haus begeben würden, worin die schöne Loubette wohnte, blieb als Schildwache an der Thüre stehen.

Es war eine jener herrlichen Sommernächte, während welchen die Nachtigall in den friedlichen Mondstrahlen singt; die Luft war mit süßen Düften geschwängert; ein leichter Wind spielte in den breiten Platanenblättern. Der Garten glich einem Blumenkörbchen; Rosen und blaue Schwertlilien faßten seine schmalen Gänge ein; Granatbäume und persischer Flieder bildeten einen dunkeln Laubgang, über welchem ein junger Cytisus seine gelben Dolden wiegte. Alles war ruhig und lachend in diesem engen Raume, einem wahren Paradiese der Liebe für den schönen Hauptmann Lansac. Er ging nach dem kleinen Lusthause, welches im Hintergrunde des Gartens stand, und rief leise:

„Loubette, schöne Loubette, wo bist Du?"

Niemand antwortete.

„Sie ist nicht da," sagte Beauregard; „die Thüre ist offen, und es ist kein Licht darin."

„Sie ist wahrscheinlich des Wartens müde geworden. Und doch hatte sie gesagt, es liege ihr so sehr am Herzen, mir Lebewohl zu sagen. O, die Weiber!"

„Wahrscheinlich hat sie gedacht, Ihr würdet zu ihr kommen."

„Zum Donner, nein, ich gehe nicht zu ihr. Hält sie mich für ihren gehorsamen Diener? Ihr Liebhaber zu seyn, das lasse ich mir gefallen, das ist nicht ganz dasselbe, und ich werde es ihr beweisen."

„Das wird euch entzweien."

„Ich werde suchen, mir nicht allzuviel Kummer darüber zu machen. Zudem gehe ich ja fort."

„Aber wenn Ihr wieder kommt?"

Lansac lachte, um seinen Aerger zu verbergen.

„Wer weiß, ob es wegen den schönen Augen Loubettens geschieht, wenn ich wiederkomme," sagte er. „Sie ist zwar sehr schön, meine Loubette, aber ich verzeihe es ihr niemals, daß sie diesen Abend nicht gekommen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Dreyschock.

I.

Dieser Künstler ist am 15. Okt. 1818 in dem Dorfe Ziak in Böhmen (zehn Meilen von Prag) geboren. Sein Vater (Oberamtmann auf den fürstl. Auerspergischen Herrschaften) begünstigte, seine Mutter verwarf die musikalische Laufbahn. Diese Meinungsdifferenz der Eltern hatte zur Folge, daß der 14jährige Dreyschock nach Prag reiste, und unter dem Vorwand academischer Studien bei Tomaschek fünf Jahre lang Composition studirte. Das Klavierspielen, im elterlichen Hause nur als Nebensache behandelt, gewann unter solchen Umständen eine größere Bedeutung. Herr Pospischyl (ein Mitglied des Prager Conservatoriums) hat das Verdienst, das musikalische Talent des Knaben Dreyschock zuerst erkannt und entwickelt zu haben. Um leben und das Honorar für den Unterricht erschwingen zu können, gab er Klavier-Lectionen, welches seinen geistigen Bestrebungen manche Sordine aufsetzte, denn seine Eltern waren unbemittelt. Unter seinen Geschwistern zeichnet sich gegenwärtig sein Bruder Raimund aus, der als Violinist, im Prager Conservatorium gebildet, zu großen Hoffnungen berechtigt. Unter noch zweifelhaften Aussichten für seine Zukunft, war die Liebe zu einem reizenden Mädchen der Impuls zu dem raschen Aufschwunge seiner Intelligenz. Daß er sich plötzlich von allen Gesellschaften losriß und nun täglich 10 bis 12 Stunden arbeitete, gab der Verläumdung vielfachen Spielraum, und bald erhielt er Nachrichten von Hause, welche den Triumph böser Zungen bestätigten. Die Mutter glaubte sich hintergangen, und dem armen Jüngling blieb nichts übrig, als mit blutendem Herzen den leichten Bündel zu schnüren, und ohne Abschied von Verwandten und Bekannten in die Welt zu treten. Unbekannt und ohne Empfehlung kam er nach Leipzig. Seine ganze Hoffnung war, im nächsten Gewandhaus-Konzert zu spielen, wenn auch ohne Honorar, um nur bekannt zu werden. Aber man sprach nur von Thalberg, den man erwartete, und ging dem Unbekannten aus dem Wege. Vergebens waren seine Be-

Digitized by Google

suche bei einflußreichen Männern. Sie wiesen ihn kurz ab. Trostlos eilte er zu Felix Mendelssohn, den er endlich nach mehreren Fehlgängen auf der Treppe traf. Freundlich führte ihn dieser auf sein Zimmer, und machte ihm Muth, seine Wünsche vorzutragen. Allein auch Mendelssohn benahm ihm jede Hoffnung, da die Erlaubniß dazu erst bei zwölf Direktoren eingeholt werden müsse, und auch die Zettel bereits gedruckt seyen. Vier Wochen länger zu warten, reichte Dreyschock's Baarschaft nicht hin. In dieser Noth blickte er auf den Flügel. Es war ein englisches Instrument, eine ihm damals noch neue Erscheinung. Er ersuchte Mendelssohn, den Flügel ansehen zu dürfen, und wie von einer höhern Macht begeistert, phantasirte er nun darauf. Er gedachte seiner Hoffnungen, und von seinen Empfindungen fortgerissen, beachtete er kaum den großen Unterschied der Spielart zwischen deutscher und englischer Mechanik. Mendelssohn, überrascht, erstaunt, nahm ihn bei der Hand und versicherte ihn, daß er doch spielen werde, er würde es auf sich nehmen. Die Zettel wurden umgedruckt, und der Unbekannte, überall Abgewiesene saß nun am Flügel im Gewandhause. Sein Glück war entschieden. Er wurde der dort herrschenden Gesetze ungeachtet mehrere Mal gerufen, und mußte noch ein Konzert geben. Hier improvisirte er über ein paar von Thalberg und Mendelssohn aufgegebene Themata und erregte dieselbe Sensation. Thalberg fragte ihn, hinter welchen Bergen er denn studirt hätte, da er so plötzlich aufgetaucht sey. Da die Kritik ihn mit Thalberg in Parallele stellte, so begann von Leipzig aus seine eigentliche künstlerische Laufbahn. Von Mendelssohn spricht er noch jetzt mit den Gefühlen wärmster Dankbarkeit. Nun begannen des muthvollen jungen Künstlers Wanderungen. In Breslau gab er zehn Konzerte und wurde von der Universität zum Ehrenmitglied ernannt. Der Enthusiasmus, den er in Hamburg und Schwerin erregte, ist bekannt. In Schwerin wurde er von der Großfürstin zum Hofpianisten ernannt. Ueber Hannover und Braunschweig kehrte er, zur Beschämung seiner Feinde, nach Prag zurück, und von da in die Arme seiner versöhnten Eltern. Seine zweite Reise war über Weimar, Erfurt, Berlin, Danzig, Königsberg, Mietau, Riga, Dorpat und Petersburg, und von da über's Meer nach Lübeck in die Heimath zurück; seine dritte über Breslau, Kalisch, Warschau nach Moskau, wo er sich acht Monate lang einsperrte und des Tages wieder 10 — 12 Stunden arbeitete, um sein Spiel immer mehr abzurunden, und auch in Bezug auf Composition seinen Idealen näher zu kommen. Nach solchen Anstrengungen reiste er nach Charkoff, Kiew, Odessa und mehreren andern Orten im südlichen Asien, mitten im Glück und der Bewunderung seiner ersten Liebe und seinem Vorsatze, trotz mancher Lockung, getreu. Abermals nach Ziak, seiner Heimath, zurückgekehrt, gab er in Prag ein Konzert für Dussek's Monument, das er in Czaslau (dem Kreise, in welchem sein Geburtsort liegt) aufstellen ließ. Seine vierte Reise führte ihn nach Frankreich und England — in Paris gab er 6, in London 22 Konzerte — und so flog dieser Künstler wie ein junger Triumphator durch die Welt, überall mit dem Beifall des großen Publikums überschüttet, und mit der Achtung des Kenners aufgenommen, die seinem seltenen, so früh entwickelten Talente und seiner eisernen Willens- und Thatkraft gebührt. C. G.

Eine französische Zeitung über die Gründung des Museums zu Frankfurt am Main.

In dem „Journal du Commerce" vom 28. März 1809 steht ein Artikel, das zu jener Zeit ins Leben getretene Frankfurter Museum betreffend, den wir als interessantes Aktenstück, vorzüglich der jüngern Generation wegen, ausführlich und in der Ursprache hier abdrucken wollen, überzeugt, er werde auch den wenigen, noch lebenden Mitstiftern dieser Anstalt eine längst entflohene Zeit wieder frisch ins Gedächtniß zurückrufen:

„Francfort, le 23 mars. Il s'est formé en cette ville, sous les auspices du prince primat, un institut littéraire appelé Musée, le premier établissement de ce genre qu'on y ait vu. Il se partage en quatre classes, dont il y en a trois d'actives. Elles s'occupent de sciences, de littérature et d'arts La quatrième classe se compose d'amateurs éclairés, et le zèle que ceux-ci ont mis a contribuer aux frais de l'etablissement, fait honneur à leur goût et à leurs lumières.

S. A. se plait souvent à assister aux séances d'une société qui compte parmi ses membres, soit résidans, soit externes, des hommes d'un talent reconnu.

M. le conseiller Shlosser et M. le docteur Steiz sont les secrétaires de cette académie.

M. Voigt, président pour l'année, s'est acquis une juste célébrité par des ouvrages de philosophie et d'histoire. Par ses recherches sur la structure du globe, M. le docteur Ebel a fait faire un grand pas aux connaissances physiques. M. Young, qu'il ne faut pas confondre avec l'auteur du même nom qui vient de publier sur les revenans un livre absurde et dangereux, et que plusieurs gouvernemens ont eu la sagesse d'interdire dans leurs états, a donné à l'Allemagne, parmi d'autres ouvrages de littérature, une excellente traduction en vers des poésies d'Ossian. MM. Kirchner, Mathiai, Shlosser, Ritter, Steiz sont des savans très-distingués. La classe des beaux-arts doit infiniment aux soins de M. Schutz et à M. le docteur Crambs, un des plus grands connaisseurs qui existent en Europe."

Abgesehen von der bei den Franzosen gewöhnlichen Verketzerung deutscher Namen sind alle in diesem Artikel enthaltenen Notizen richtig und genau. Von allen hier angeführten Frankf. Celebritäten, die das Museum an seiner Wiege umstanden, leben nur noch Schlosser und Ritter. Vogt, Steitz, Matthiä, Schütz, Grambsch, Kirchner sind alle schon längere oder kürzere Zeit in ein besseres Leben hinübergegangen.

Hofrath Jung, den der französiche Correspondent um Gottes willen nicht mit Jung Stilling zu verwechseln bittet, starb im vorgerückten Alter und gänzlich erblindet zu Mainz. Ebel, bekannt durch seine Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. 4 Theile, Zürich, 1809, bereicherte damals das Museum durch gediegene Beiträge. Die namhaftesten unter den deutschen Gelehrten schätzten es sich zur Ehre, Mitglieder dieser erblühenden Anstalt zu werden. Die meisten auswärtigen Ehrenmitglieder waren französische Gelehrte und Staatsmänner. Wie hätte es bei dem damals überwiegenden französischen Einflusse auch anders seyn können! Dennoch pflegte das Frankfurter Museum in jener für Deutschland so schmachvollen Zeit deutsche Wissenschaft und Kunst sorg-

Digitized by Google

sam und treu. Wer sich von Entstehung, Fortdauer und Schicksalen des Frankfurter Museums genauer unterrichten will, den verweisen wir auf die Abhandlung: Das Museum, was es war, ist und sein könnte, in den Vorträgen vermischten Inhalts, gehalten im Museum zu Frankfurt am Main von Dr. A. Clemens. Verlag von Franz Varrentrapp, 1837.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 29. Okt.) Am 26. d. M. fand die erste Aufführung der komischen Oper: „Des Teufels Antheil", nach dem Französischen des Scribe von Gollmick, Musik von Auber, auf der hiesigen Bühne statt. Die Behandlung ist effektvoll, die Musik desgleichen, wie dieses von Dichter und Compositeur zu erwarten war. Dem. Kreutzer, als Carlo Broschi, und Herr Stritt, als Don Rafael, führten ihre Partien rühmlich aus und wurden während und nach der Vorstellung hervorgerufen. Seit der Eröffnung des Theaters (5. September) haben wir bereits zwölf Opern gesehen, darunter zwei Novitäten: „der Blitz" und „des Teufels Antheil", und zwar mit einem ganz neuen Personale von Soli's und Chören, und es wäre noch mehr Abwechslung erfolgt, ohne den Kontraktbruch des für erste und zweite Tenorpartien engagirten Hrn. Peretti. Hr. Direktor Remie leistete vorgestern in dem deswegen geführten Prozesse den ihm zugeschobenen Reinigungs-Eid. Leider müssen wir diesen Bericht mit einer Trauerpost schließen. Der brave und hier sehr beliebte Komiker, gleich gut in Oper und Schauspiel, Hr. Herbold, starb gestern Abend gegen 9 Uhr im 49sten Lebensjahre. Mit dem vor wenigen Wochen ihm vorangegangenen Cornelius war er wohl ein Vierteljahrhundert hindurch bei der hiesigen Bühne stets beifällig wirksam, und beide erfreuten sich des Mainzer Bürgerrechts. Beide sind schwer zu ersetzen, besonders Herbold, der in manchen Partien selbst noch in den letzten Jahren seines Lebens vorzüglich war.

Das von Wien aus verbreitete und in den größten Theil der deutschen Zeitungen übergegangene Gerücht in Betreff der dramatischen Dichtungen von Halm wird nun in den meisten Wiener Blättern mit schlagenden Gründen so widerlegt, daß es in sich selbst zerfällt. Jeder besonnene Beobachter muß übrigens die Haltlosigkeit jener niedrigen und gehässigen Erfindung, die nur in Motiven der gemeinsten Art begründet seyn konnte, schon von selbst eingesehen und ihr keinen Glauben geschenkt haben.

Der neueste Roman von Julian Chownitz „Die Mysterien von Wien", welcher bei Philipp Reclam jun. in Leipzig erscheint, befindet sich bereits unter der Presse, und wird solche in den nächsten Tagen verlassen.

„Im „Elberfelder Kreisblatt" wird die aus der Wiener Th. Ztg. in mehrere Blätter und auch in das unserige übergegangene Mittheilung in Betreff der Herren Degen, Säbel, Dolcher und Spieß als die Erfindung eines müßigen Kopfes bezeichnet. Gut erfunden war der Scherz, und da er Niemand beleidigen konnte, so fand er auch aller Orten den besten Anklang. In Elberfeld weiß man von jenem seltenen Kleeblatt nichts, und war daher nicht wenig überrascht, einen so drolligen Schwank in vielen Blättern erzählt zu sehen. Die Wiener Th. Ztg. hat Alles zu verantworten, und möge sich mit ihrem Gewissen abfinden.

Korrespondenz.

Berlin, im Oct.

Zur Feier des 50jährigen Doctor-Jubiläums des königl. dänischen Etatsraths, Professors an der Universität zu Kiel, Commandeurs vom Dannebrog-Orden ꝛc., Dr. Pfaff, ist in der hiesigen Medaillen-Münze von G. Loos eine Denkmünze erschienen, deren Hauptseite das Bildniß des Jubilars zeigt. Die Umschrift lautet: „C. H. Pfaff, Doctor der Medizin am 5. October 1793, zum 5. October 1843." Auf der Kehrseite ist ein Wissenschaftsmann in mittelalterlicher Kleidung in seinem Laboratorium vor einem Pulte sitzend dargestellt, umgeben von Büchern, chemischen und physikalischen Geräthschaften. Oben vom Gewölbe sendet eine Ampel ihr Licht. Darüber stehen am Gewölbe selbst die Worte: Lumen spargendo consumor. In der rechten Hand hält der Gelehrte ein chemisches Probirglas, welches er prüfend anschaut. Auf der rechten Seite befindet sich außer 2 Krügen und einem Destillirapparate auf dem Herde weiter oben ein Magnet in Hufeisenform mit seinem Beschwerer; über diesem ragt das Gewölbe des Herdes empor. Zur Linken der Figur sieht man eine Electrisirmaschine, weiter oben eine galvanische Säule, auf dem Pulte einen Multiplicator. Im Abschnitt befindet sich das vereinigte Wappen der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Auf dem hohen Rande der Denkmünze zeigen sich die Worte: „Dankbare Schüler ihrem verehrten Lehrer" in erhabener Schrift. — Der Schnitt ist von H. Lorenz und zeigt den Kunstkennern, wie auch nach dem großen Verlust, welchen diese Medaillen-Anstalt durch den Tod des Münzraths Loos erlitten hat, dessen Nachfolger auf das eifrigste bestrebt sind, den von ihrem verstorbenen Meister erworbenen Ruf zu erhalten und zu bewahren.

Frankfurt, 4. Nov.

Montag, 6. Nov., Abends 7 Uhr, wird Hr. Dr. Kuhlmann in dem freundlich bewilligten Lokale der Gesellschaft „Sokrates zur Standhaftigkeit" (Döngesgasse, ehem. Mayer'sches Haus) einen öffentlichen Vortrag über Zweck und Inhalt seines vielfach bekannten Unternehmens halten. Die Bedeutung und das Verhältniß der geistigen und materiellen Interessen in Anwendung und Beziehung auf das Leben und insbesondere auf unsere gegenwärtige gesellige Zustände, nach und nach in allen bedeutenderen Städten des Vaterlandes zu verkündigen: diesen Beruf hat sich jener Mann als Lebensaufgabe gestellt. Der Gegenstand ist von so umfassender Wichtigkeit, daß ein recht zahlreicher Besuch bei diesem — Damen sowohl als Herrn gratis zugänglichen — Vortrag zu erwarten steht.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 5. Nov. Trefflönig, oder: Spieler und Todtengräber, Lebensbild mit Gesang in 2 Abth., von J. Barry und Franz Wallner, Musik von H. Proch und N. Baldenecker. Vorher geht: Kataplan, der kleine Tambour, Vaudeville in 1 Act, von Pillwitz.

Montag, 6. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Azur, König von Ormus, große Oper in 4 Abth., Musik von Salieri. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 307. Dienstag, den 7. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Lansac ging einige Minuten im Garten auf und ab, gleichsam als wolle er Abschied nehmen von diesem angenehmen Orte; dann sich wieder zu Beauregard gesellend, sagte er:

„Ich gehe ungern weg; Ihr werdet mich bald wieder sehen, denn es ist mir wenig daran gelegen, mich in einer Garnisonsstadt an der piemontesischen Gränze zu vergraben, und vorerst werde ich zwei Monate Urlaubszeit in der Grafschaft Venaissin zubringen."

„Warum nicht hier?"

„Weil ich nicht hinter dem Regiment bleiben will. Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, Loubette mit zu nehmen."

„Ein schlechter Gedanke, Hauptmann! das hätte Euch von Seiten ihrer Familie Unannehmlichkeiten zuziehen können . . ."

„Und was denn?" unterbrach ihn Lansac mit Geringschätzung.

„Nun, einen Prozeß."

„Davor fürchte ich mich mehr als vor zwanzig Duellen. Das wagt man bei diesen gemeinen Liebeshändeln, ein Urtheil statt eines Degenstoßes."

„Ein Bürger, wie Meister Loubet, könnte auf keine andere Weise Genugthuung von Euch verlangen."

„Warum? ich habe noch Niemand Genugthuung verweigert; und wenn ich mit Jemand zum Kampfe gehe, so verlange ich nichts weiter von ihm, als daß er den Degen zu führen verstehe. Ich hatte bereits fünf Duelle, und ohne die Verordnungen des Königs, welche bei Todesstrafe verbieten, sich einander die Hälse abzuschneiden . . . Kommt, Beauregard; niemals werde ich es Loubetten verzeihen, daß sie heute Abend keine Geduld hatte."

„Was Ihr auch sagen mögt, so glaube ich doch, daß Ihr dem Bürgermädchen sogar die Zuneigung einer gewissen vornehmen Dame aufopfern würdet."

„Dagegen streite ich nicht, denn die große Dame flößt mir Furcht ein."

„Furcht einem Manne wie Ihr!"

„Ja, sie liebt mich allzusehr," sagte Lansac mit naiver Geckenhaftigkeit, die seinem schönen Gesichte gar nicht übel stand.

Er ging abermals durch den Garten; dann trat er in das Lusthaus, um das Fenster zu schließen, das halb offen geblieben war. Der volle Schein des Mondes fiel in das einzige Gemach zu ebener Erde, und bildete ein großes leuchtendes Viereck auf dem Boden, während rings um dasselbe alles im Halbdunkel blieb. Der Hauptmann schloß die Läden, und dann die Thüre zumachend, auf deren Schwelle der junge Beauregard stehen geblieben war, sagte er:

„Es ist sonderbar! aber da drin herrscht ein wahrer Blutgeruch."

Sie gingen fort. Der Advokat sah sie in den Gasthof zum schwarzen Maulesel gehen, wo der Hauptmann wohnte. Nach und nach überzeugt, daß ihn Marius Magis unverschämterweise angelogen habe, entschloß er sich, nach Hause zu gehen.

Als er seine Schreibstube öffnete, war das Erste, was er erblickte, der schwarze Halbhandschuh, den die Marquise hatte fallen lassen, als sie wegging. Er hob ihn mit einer Art Schauder auf, denn er war ganz mit Blut befleckt. Lange heftete er die Augen darauf, dann bedeckte er ihn mit Küssen und schloß ihn sorgfältig in eine der Schiebladen seines Schreibtisches.

Als der Tag graute, saß der Advokat noch immer an derselben Stelle; seine müden Augen schlossen sich vor den ersten Strahlen des Lichts, und er flüsterte wie im Traume: „Luise von Argevilliers, wie groß ist dieser Name! die schöne Luise von Argevilliers, die edle Wittwe eines königlichen Kavallerie-Obersten, habe ich an mein Herz gedrückt gehalten!... Armer Narr! armer Jakob Loubet! die Marquise von Argevilliers zu lieben."

II.

Am andern Morgen fand sich Jakob Loubet in dem Hotel des Präsidenten ein; er war der Geschäftsmann der Marquise von Argevilliers, und dieser Titel gab ihm einen freieren Zutritt zu ihr, als er den jungen Edelleuten und Offizieren gestattet war, die nur als ceremonieuse Besuche angenommen wurden. In diesem Hause herrschten sehr strenge Sitten, ein Ernst, der Jedermann in einiger Entfernung hielt, und steife, vornehme Manieren, die selbst in dem engsten Kreise der Häuslichkeit nicht abgelegt wurden. Niemals nahte der Präsident seiner Schwiegertochter, ohne sein Haupt zu entblößen, und niemals unterließ sie es, ihm das Geleite bis in das Vorzimmer zu geben, wenn er sie besucht hatte.

Bis zu dem Tage ihrer Wittwenschaft war das Leben dieser jungen Frau unter einer Masse kleinlicher Pflichten verflossen, man hatte sie mit einem dreifachen Walle von Frömmigkeit, Vornehmheit und Etikette umgeben, wodurch nicht viele Leute bis zu ihr gelangen konnten. Man wußte ziemlich allge-

Digitized by Google

mein, daß ihr Mann sie nicht glücklich machte, und daß sie ihn nicht liebte; dennoch war ihr Ruf von jedem Verdachte frei geblieben, so sehr schienen die Vorsichtsmaßregeln, womit sie umringt war, sie vor jeder Gefahr zu schützen. Was Loubet betraf, so war er zu bürgerlich, als daß man einige Wichtigkeit auf ihn hätte legen können.

Der Leichenzug des Marquis von Argevilliers zog über den Predigerplatz, wo sich einige Stunden zuvor die Parlamentsschreiber und die Offiziere eine Schlacht geliefert hatten. Der Advokat kam in der Hoffnung, die Marquise einige Augenblicke sprechen zu können. Er war sehr in Sorge wegen des Zustandes, in welchem er sie den Abend zuvor verlassen hatte, und er zitterte, wenn er an die Wunde dachte, deren blutige Spuren er noch zu sehen glaubte.

Der ganze Adel der Stadt war in Trauerkleidern in dem Hotel; es mochten wohl an hundert Personen in dem Saale der Marquise seyn. Der Advokat wartete im Vorzimmer, unentschlossen, ob er sich anmelden lassen sollte oder nicht.

„Wollt Ihr Etwas, Meister Loubet?" fragte eine der Frauen der Marquise, indem sie aus dem Zimmer ihrer Gebieterin kam.

„Ich kam, um mich nach der Frau Marquise zu erkundigen; wie befindet sie sich diesen Morgen?"

„Schlecht, Meister Loubet, sehr schlecht. Sie hat heute ihr Bett noch nicht verlassen, und Niemand, ausgenommen der Herr Präsident, ist bei ihr vorgelassen worden."

Die Kammerfrau sah sich um, um sich zu überzeugen, daß sie von Niemand gehört werden konnte, dann sagte sie leise: „Ich hätte nie geglaubt, daß sich die gnädige Frau diesen Todesfall so zu Herzen nähme; seit gestern ist sie wie närrisch."

„Herr, mein Gott! und was sagt der Arzt?"

„Sie hat ihn nicht vorgelassen. Gestern mit einbrechender Nacht hat sie sich in ihr Oratorium eingeschlossen. Jesus! ich begreife nicht, wie sie so allein hat bleiben können, während die Leiche des Herrn Marquis, von Kerzen umringt, sich noch oben befand. — Wir beteten Alle in ihrem Schlafzimmer. Um Mitternacht kam sie aus ihrem Oratorium. Wenn Ihr sie gesehen hättet, Meister Loubet! . . . Sie war so weiß wie eine Todte, und hatte viel geweint, denn als ich sie auskleidete, war der Vordertheil ihres Kleides an der Brust so naß, als hätte man ihn in Wasser getaucht."

(Fortsetzung folgt.)

Unser täglich Brod gieb uns heute!

In einer Vorstadt Wiens lebte die junge Wittwe eines Gärtners, welche sich und ihr einziges Kind, ein Mädchen von sechs Jahren, von dem Ertrage eines kleinen Gemüsehandels ernährte. Die Frau war hübsch, trug sich anmuthig, und es hatten sich bald nach dem Tode ihres Mannes mehrere Bewerber eingefunden, und unter diesen Einer, der sie liebte, und den sie wieder liebte. Das Pärchen lebte darauf im vertrautesten Umgange, aber — ohne den Segen des Priesters. Die Nachbarinnen der jungen Wittwe spöttelten und zischelten viel, und diese fühlte bitter das Peinigende ihrer Lage, allein ihr Geliebter wollte von keiner Heirath wissen, und so oft sie auch in ihn drang, weigerte er sich entschieden unter dem Vorwande, „er heirathe keine Frau mit einem Kinde; das gäbe eine unglückliche Ehe."

Da faßte die Frau einen gräßlichen Entschluß. Unter dem Hause, in dem sie wohnte, lag ein tiefer und feuchter Keller, der zur Aufbewahrung von Gemüsen und Früchten diente, mit nur einem kleinen Fenster, das auf einen öden Holzplatz sah. Eines Abends nahm die Wittwe ihr Kind bei der Hand und stieg mit ihm in den Keller hinab. „Hier bleibst, Lehnerl", herrschte sie die Kleine an, und ohne auf das leise Wimmern des armen Kindes zu achten, schloß sie die schwere Thüre und entfernte sich. Zwei lange Tage vergingen, ehe die Wittwe in der Dämmerung wieder hinabstieg zum Keller. Sie lauschte an der Thür, aber Alles war still. Sie rief: „Lehnerl!" Da vernahm sie jedoch die Stimme ihres weinenden Kindes, Klagelaute, so rührend, daß ein Stein sich erbarmt hätte. „Mutterl, Mutterl", rief das Kind, „gieb mir doch a Brod, a Stückel Brod." Aber die Mutter wandte sich ab und stieg wieder hinauf; ihr Herz zitterte, aber nicht vor Schmerz, sondern vor Furcht und Erregung, daß des Kindes Hülfeflehen ein menschliches Ohr erreichen könnte, und weil der Tod so lange zögerte, sein Opfer zu ergreifen. Wiederum verstrichen vierundzwanzig Stunden, und als es dunkelte, stieg die Wittwe abermals hinab und rief durch die Thür: „Lehnerl!" Lehnerl antwortete wieder und sein Flehen traf der Mutter Herz mit tausend Dolchen. „Mutterl, Mutterl", rief die Kleine mit schwacher, schon erlöschender Stimme, „gieb mir a Brod, a Stückel Brod!" Aber die Thüre öffnete sich nicht, und während das Kind noch flehte, saß die Wittwe schon in ihrem Zimmer und theilte mit ihrem Geliebten das Abendessen. Als der Abend des vierten Tages gekommen war, da stieg sie zum dritten Mal hinab und rief: „Lehnerl! Lehnerl!" Da drang ein dumpfes Stöhnen an ihr Ohr, und anstrengend lauschend, hörte sie wieder die verhängnißvollen Worte: „Mutterl, Mutterl, a Stückel Brod!" aber diesmal nur leise wimmernd, denn der Engel des Todes hatte sich schon über das Kind gebeugt, es zu küssen. Und die Rabenmutter ging davon, teuflischen Zorn im Herzen, und erst nach drei Tagen stieg sie wieder hinab und öffnete die Thür; da lag das Kind bleich, kalt — todt. — In der Frühe des nächsten Morgens hörten die Nachbarn aus dem Hause der Wittwe ein erbärmliches Klagegeschrei, und als sie bestürzt hineintraten, führte sie das böse Weib, das sich wie eine Verzweifelte gebärdete, in ihre Kammer. Hier lag die kleine Helene auf ihrem Bettchen. Die Mutter hatte sie gereinigt und sie in ein weißes Kleid gehüllt; ein Sträußchen ruhte auf ihrem Herzen. Das bleiche Gesichtchen zeigte keine Spur des schrecklichen Kampfes, dem die Erbarmungswürdige unterlegen. Man rief einen Arzt herbei; er blickte flüchtig auf die Leiche, — und da jede äußere Verletzung fehlte, stellte er den Todtenschein aus. Tags darauf fand das Begräbniß statt. Dem Sarge folgte Hand in Hand eine Schaar lieblicher Kinder, — die Gespielen des kleinen Lehnerl; einige Nachbarinnen der Gärtnerswittwe hatten sich ebenfalls dem Zuge angeschlossen, auch ein Priester folgte. Als man den Sarg in die Gruft gesenkt und Jedes eine Hand voll Erde darauf gestreut hatte, trat der Priester vor, wie dies üblich ist, ein kurzes Gebet zu sprechen. Er betete das „Vaterunser", jenes einzige Gebet, das Alles einschließt, was der Mensch von Gott zu erbitten hat, und er sprach es so voll ächter Weihe, so eindringlich, daß Thränen in die Augen aller Anwesenden traten. Nur Ein

Digitized by Google

Auge weinte nicht und folgte doch mit Beben seinen Worten, es war die Mutter, die ihr gemordetes Kind begrub, und als der Priester an die Worte kam: „Unser täglich Brod gieb uns heute!" da tönte es wie ein Donnerschlag an das Ohr des schuldigen Weibes; mit einem fürchterlichen Angstgeschrei stürzte sie zur Erde, die Hand Gottes hatte sie getroffen; sie erwachte als Wahnsinnige und erzählte nun unter Lachen und Thränen ihre grauenvolle That.

Mannichfaltigkeiten.

Die Leser erinnern sich vielleicht, daß der Cardinal Fesch in seinem Testamente unter andern Vermächtnissen an seine Geburtsstadt Ajaccio derselben auch eine Sammlung von Gemälden aus seiner kostbaren Galerie bestimmte, die in dem Hause aufbewahrt werden sollen, in welchem Napoleon geboren wurde. Nachrichten aus Rom zufolge ist diese sehr werthvolle Sammlung jetzt an den Ort ihrer Bestimmung abgegangen.

Fetis, der bekannte musikalische Geschichtsschreiber und Kritiker, hat kürzlich in der königlichen Bibliothek in Brüssel einige interessante Entdeckungen gemacht, nämlich einige Bände von Messen und Motetten von berühmten Componisten gefunden, die zu Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts lebten. Mehrere dieser Musikstücke sollen ganz vortrefflich seyn, jedenfalls füllen sie eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Musik aus.

Man rühmt wohl auch die Größe mancher Fabrikanstalten und Handelshäuser in Deutschland, aber was sind unsere größten gegen die in England! So lesen wir, daß in London ein Haus besteht, welches fertige Wäsche verkauft. Dieses beschäftigt über dreitausend Personen und fertiget und verkauft unter Anderem jedes Jahr im Durchschnitt wenigstens zwanzigtausend Dutzend Hemden.

Die in der C. Naumann'schen Druckerei und lithographischen Anstalt erschienenen Wandkalender für das Jahr 1844 zeichnen sich durch Sauberkeit und Schönheit des Druckes und durch Eleganz der Verzierungen aus. Der größere zeigt in 4 Vignetten die Ansichten der Börsen von Frankfurt a. M., Königsberg in Pr., Hamburg und Triest, und der kleinere die Städte-Ansichten von Wiesbaden, Baden, Wien und Ulm; dieser ist in Gold- und Farbendruck.

(Frankfurt a. M.) Der Pianist Hr. Eduard Rosenhain wird, in Verbindung mit mehreren anerkannten Künstlern, demnächst musikalische Soiréen eröffnen, in welchen nur vorzügliche Tonwerke, Trio's und Quartetten für Piano-Forte und Streichinstrumente, so wie auch eine Auswahl der gehaltvollsten Gesangstücke und Lieder, geboten werden sollen. Der Zweck dieser Soiréen geht dahin, den gediegenen Meisterwerken stets mehr Verehrer zu gewinnen und auf den Geschmack für klassische Musik wohlthätig einzuwirken. Ueber dies artistische Unternehmen, welchem die freundlichste Aufnahme wohl nicht fehlen wird, wird das Programm Näheres besagen.

Korrespondenz.

Nürnberg, 31. Oct.

Liszt. Theater.

Liszt war hier. Was braucht es mehr? Der kleine Name Liszt und Tausende sind electrisirt und enthusiasmirt. Nürnberg schmeichelt sich, nicht weniger Kunstsinn als das übrige Europa zu besitzen, — was Wunder, daß Liszt auf allen Zungen schwebte, daß man ihn besang, bekränzte, vergötterte. Zweimal ward uns der Genuß zu Theil, ihn zu hören, am 11. in einer Matinée, am 13. im Theater. Das erste Mal, nachdem er Alles bezaubert hatte, wurde ihm von dem ersten Bürgermeister Dr. Binder ein Lorbeerkranz auf das Haupt gedrückt und diese feierliche Handlung mit einem sinnigen Gedichte begleitet. Das zweite Mal blieb es nicht bei einem Kranz, nicht bei einem Gedicht, sondern es regnete Hunderte aus allen Winkeln des Theaters. Der gerührte Tonkünstler arbeitete sich mühsam durch die allerliebsten Kleinigkeiten, um den begeisterten Verehrern seinen Dank abzustatten. Daß die Herren Poeten in ihren Producten auch etwas dem Genusse Angemessenes zu Tage beförderten, weisen die verschiedenen Opera nach, die der Oeffentlichkeit übergeben wurden. So rechtet A. Barry nur deshalb mit dem Schicksal, „daß er ein Mann ist und nicht ein Finger, ein kleiner Finger, eines jener schlanken Dinger von dem allverehrten Tonbezwinger." Ein Anderer besingt „den Meister, der die Geister der Musik in dem Kerker, unter Gittern stark und stärker, hält zurück." Und so noch andere, die, das G. Winter'sche ausgenommen, nicht minder erbaulich sind als der Excerpt der Genannten. Am 14. verließ uns Liszt, um die Münchener zu beglücken. — Das Theater — welches wir näher zu besprechen gelobt haben — heißt es, arbeite jetzt unablässig, sich die verscherzte Gunst des Publikums von neuem zu erringen. Wir glauben, daß es diesem Direktor schwerlich gelingen wird; die Wahl der Stücke, die uns seit der Wiedereröffnung geboten worden sind, beweis't auch nicht, daß er das gebildete Publikum zu locken versteht. Wo noch Kreuzfahrer, Eulenspiegel, Jux, Alpenkönig ꝛc als Sonntags- und Cassastücke florirten, wo Woche für Woche die seit Jahren gesehenen französischen und nicht französischen Producte gekäut, und immer schlechter wiedergekäut werden, wo, geht einmal ein klassisches Stück (Don Carlos) über die Bretter, dieses mit einem Unsinne verdolmetscht wird, der einen Laut der Mißbilligung im ganzen Hause hervorruft, da kann unmöglich die Kunst für den Gebildeten neue Anziehungskraft gewinnen. Wenn noch überdies, bei der Verschleimung eines Sängers, der Direktor dem Publikum diese Nachricht im Sackpaletot, ohne Handschuhe, annoncirt und so die nothwendigen Regeln des Anstandes muthwillig niedertritt, wo soll da noch Achtung vor seiner Anstalt sich finden? Das Personal des Schauspiels ist auch keineswegs geeignet, uns mit dieser impoliteness auszusöhnen. Thomé (Held und gesetzter Liebhaber) ist der Einzige, dessen Leistungen Anerkennung verdienen; Schwarz (erster Liebhaber und jugendlicher Held), obgleich das Wiener Hofburgtheater mit Nürnbergs bescheidener Bühne vertauschend, läßt den Anfänger nicht verkennen; die Uebrigen erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit und sind, Barry ausgenommen, der als Komiker manches Gute leistet, nicht besser als die vorjährigen Taglöhner der dramatischen Kunst. — denn als solche werden sie von der Direktion behandelt. Die Damen (Burg-Bender, Bruch und Spengler) wären noch eher zu ertragen. Das einzige Erfreuliche ist, daß wir uns wieder des Besitzes einer Oper rühmen können und — was in gegenwärtigen Verhältnissen viel sagen will — durchaus keiner schlechten. Mad. Aglossi ist als Bravoursängerin, wenn auch nicht mehr auf dem Fokus ihrer Leistungen stehend, bekannt; ihr schließt sich würdig an Mad. Flügel (zweite Gesangspartieen). Irmer ist ein wackerer Tenor, Pohe ein tüchtiger Baß, eben so erwirbt sich Flügel (Bariton) manchen Beifall. Die Chöre? — stille, Prinz, von diesen kindischen Geschichten! — Viel Aufsehen erregt hier eine Broschüre, die so eben die Presse verlassen hat: Chancen des Nürnberger Theaters von Dr. Fr. Meier. (1 fl. 12 kr.) Der ehrenvoll bekannte Verfasser veröffentlicht darin mit Benutzung aller sich vorfindenden Quellen die Geschichte des hiesigen Theaters, von seiner Entstehung bis auf die neueste Zeit. Mit der an ihm bekannten Freimüthigkeit schildert er die Umtriebe der verschiedenen Direktionen, ihre Chikanen, ihre Kontraktverdrehungen. Viele, die sich in früheren Jah-

Digitized by Google

ren auf hiesiger Bühne bewegten, finden darin ein treues Gemälde des damaligen Zustandes; selbst für die, welche uns noch in Zukunft mit ihren Leistungen erfreuen sollten, gibt es Winke und Warnungen, die nicht in den Wind zu schlagen sind. Den Freunden ächter Schauspielkunst und dramatischer Literatur darf es mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Darmstadt, 3. Nov.

Am 31. v. M. feierten wir hier das 25jährige Dienstjubelfest des verdienten Gymnasiallehrers Dr. C. Pistor. Seine Collegen am hiesigen Gymnasium hatten mit Sinnigkeit und Sorgfalt die Anordnungen dazu getroffen und den herzlich gemeinten Glückwünschen seiner Schüler, welche der Tag dargebracht, reihte sich Abends, im Saale des Darmstädter Hofs, jene Festlichkeit der Collegen und Freunde. Früh durch umfassende Reisen mit der Völker Gestalt und Sitte genau vertraut geworden, nahm Hr. Pistor auch späterhin noch gerne von Zeit zu Zeit den Wanderstab zur Hand, und dieses, so wie sein praktischer verständiger Blick, sein Eifer für Recht und Wahrheit, seine Kunst, anschaulich zu schildern, prägten sich dann in seinen Schriften, zumeist geographischen, und in der ansprechenden Art seiner Lehre. Außer bezeichnenden Toasten trugen bei der Abendfestlichkeit namentlich auch noch zwei Lieder zur Anregung bei, welche die Collegen des Jubilars, die Herren Baur und Rodnagel, zu diesem Zweck gedichtet hatten und allgemein ansprachen. Wenn noch Mehrere, als die von den übrigen Lehrern dazu speciell Aufgeforderten, gerne dem Feste beigewohnt hätten, so ist darin nur zu finden, daß Hr. Pistor eines großen Kreises von Freunden und Verehrern sich erfreut, größer, als von den das Fest veranstaltenden Collegen des Hrn. Dr. Pistor auch mit dem besten Willen übersehen und in allen seinen einzelnen Mitgliedern berücksichtigt werden konnte.

Kassel, im Oct.

Die allgemeinen Klagen über den Verfall der Kunstausstellungen haben auch durch die heurige Kunstausstellung in Kassel eine weitere Bestätigung erhalten und den Gedanken an eine Reform dieser Institute, selbst bei uns, die wir doch einer jeden Neuerung dermalen einen instinctmäßigen Widerstand entgegen stellen, gewissermaßen schon Eingang verschafft. Jetzt, wo der Reiz der Neuheit seinen Einfluß verloren, wo alle Elemente des Ehrgeizes, der affectirten Kennerschaft, der wohlfeilen Protection und wie alle jene Triebfedern heißen mögen, welche den kurhessischen Kunstverein in eine prinzipienlose Vibration gleich von Anfang an geschwekt hatten, in eine gewisse Abspannung gerathen sind, jetzt käme es darauf an, zu einer soliden Grundlage zurück zu kehren und rücksichtslos die Prinzipien aufzustellen, welche mehr in dem Wesen einer ernsten und nationalen Kunst, als in der unverständigen und ungebildeten Liebhaberei des Publikums wurzeln. Denn wenn auch eine Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben nicht geläugnet werden darf, so soll doch die Kunst selbst entschiedener das Publikum, als dieses die Kunst influenziren. Ist die Kunst in der That eines der mächtigsten Bildungsmittel, so ist auch jeder wahre Künstler ein öffentlicher Lehrer, der nicht durch feige Accomodation oder Verhätschelung der Neigungen und ungeläuterte Bedürfnisse des Publikums sich Einfluß und Brod erstrebt, sondern durch Wahrheit und Ernsthaftigkeit seinen Ehrentitel rechtfertigt. Die Kunstvereine dürfen nicht mehr der Jahrmarkt seyn, von dem Schiller sagt:

„Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt ediere Gestalten."

Das Pfahlbürgerthum, welches mit einer jährlichen Einbuße von drei Thalern seinen alten Philisterzopf durch den Puder eines gewissen Kosmopolitismus wieder in die Mode zu bringen suchte, ist seines angeheuchelten Kunstenthusiasmus schon müde und wird es gern zufrieden seyn, wenn es endlich der Regierung, wie einst sein Urahnherr, der vergnügliche Sancho Pansa, durch die wahrhaft Berufenen enthoben wird. Vielleicht dürfte er sich auch gefallen lassen, daß man ihm den Köder der Bilderlotterie entzöge, obgleich der Philister, nach des unvergeßlichen Clemens Brentano Meinung, „stets von Lotteriennmern träumt — die niemals herauskommen;" vielleicht kommt er in guter Stunde zu der Einsicht, daß es wohl ihm frommen mag, wenn er sich von der Kunst heben und tragen läßt, daß es aber um die Ehre, ja um die Existenz der Göttlichen geschehen ist, wenn sie sich zu ihm herabläßt oder bei ihm zu Hofe geht. Die Gelegenheit ist dermalen günstig, nur zugegriffen! denn der deutsche Michel hat auch seine guten Seiten; er läßt sich für eine Idee begeistern und ist bereit, seine Haut dafür zu Markte zu tragen, wie wir ja mehrmals gesehen haben. Sollte er nicht für eine Idee seinen Beutel lüften? Sein eigenthümlicher Begriff von der Erhabenheit der Kunst ist durch das Ausbleiben der mit Bildern schwer beladenen Frachtwagen wankend geworden. Mehrere magere Ausstellungen haben ihn zu einer nüchternen Betrachtung genöthigt und er fängt an, hinter dem augenberückenden Farbenflimmer Gestalten zu sehen, welche auf ein höheres Wohlgefallen hindeuten, als dasjenige ist, in dem er bisher das Ziel der Kunst zu finden glaubte. Jetzt oder nie ist es Zeit, daß die Männer, die von deutscher Kunst und Wissenschaft nicht blos sprechen, sondern auch daran glauben, den deutschen Kunstvereinen diejenige Grundlage geben, wie sie deutschem Ernste geziemt, daß sie den Tempel aufbauen, dessen Schwellen nur das Ernste und Schöne überschreiten darf, während alles Gemeine, Frivole und Handwerksmäßige zurückgewiesen wird. Das Schiedsgericht aber, das in seinen Hallen thront, muß der Areopag seyn, aus dessen Händen eine Krone den Werth einer Bürgerkrone hat.

(Fortsetzung folgt.)

Kassel, 5. Nov.

Wie bereits durch öffentliche Blätter bekannt geworden, so hat der vierzehn Jahre alte Joseph Meisinger, Sohn des hiesigen Bürgers und Flößers gleichen Namens, im Laufe des Monats Juli d. J. dem Knaben des Rheinbrückenzoll-Erhebers Beaurt dadurch das Leben gerettet, daß er, kaum gewahrend, wie dieser von der Rheinbrücke herab in den Rhein gestürzt war, ihm, ohne sich zu entkleiden, nachsprang, denselben, der schon im Sinken war, griff und so lange emporhielt, bis beide in einen herbei eilenden Nachen aufgenommen wurden. Auf gleiche Weise hatte der junge Meisinger bereits vor mehreren Jahren mit Gefahr des eigenen Lebens einen Sohn des Gemeindeeinnehmers Lorge und einen Sohn der Wittwe Miller dahier dem Wellentode entrissen. Für diese Aufopferung wurde derselbe heute auf die ehrenvollste Weise belohnt, würdig, auch anderwärts bekannt zu werden. Gegen 12 Uhr verfügte sich nämlich unser allverehrter Generalcommissär, Regierungspräsident Freihr. v. Lichtenberg, in einen unserer hiesigen Schulsäle, in welchem die Büste unseres Allerdurchlauchtigsten Landesfürsten prangte, allwo derselbe in Gegenwart des gesammten Ortsvorstandes, einer großen Anzahl hiesiger Bewohner und eines Theils der Schuljugend dem jungen Lebensretter im Namen des Großherzogs ein von Sr. k. Hoh. gestiftetes Civilehrenzeichen in Silber, nebst Patent und ein Geschenk an Geld überreichte. — Möchten die bedeutsamen, herzlichen Worte, die der Hr. Regierungspräsident, welcher hier so gern gesehen ist, bei dieser Gelegenheit sprach, dem jugendlichen Decorirten in unvergeßlicher Erinnerung bleiben!

Theater-Anzeige.

Montag, 6. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Axur, König von Ormus, große Oper in 4 Abth., Musik von Salieri. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 7. Nov. Die Wahnsinnige, Drama in 2 Abth., nach Melesville's: „Elle est folle", von L. Angely. Hierauf folgt: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in 1 Act von Kleist.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 308. Mittwoch, den 8. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Aber die Marquise war doch nur aus Kummer krank?"

„Wenn dieser Schmerz fortdauert, so ist er hinreichend, um sie an den Ort zu bringen, wo der Herr Marquis bereits ist. Ich habe die ganze Nacht bei ihr gewacht; die gnädige Frau weinte nicht mehr, aber alle Augenblicke streckte sie die Arme aus und stieß ein unterdrücktes Geschrei hervor, wie von einem bösen Traume befangen. Gegen zwei Uhr sagte sie, daß sie sich fürchte, und wir mußten alle Kerzen anzünden, so daß das Zimmer wie eine Todtenkapelle aussah. Endlich ist sie gegen Morgen eingeschlummert. Ich glaubte, sie würde nun ein wenig ausruhen, als plötzlich die Trommeln auf dem Predigerplatz gerührt wurden, denn das Regiment Royal-Comtois marschirte aus. Die Frau Marquise fuhr aus dem Schlafe empor; ich eilte herbei, zog den Vorhang zurück, und wir alle entsetzten uns vor ihr, als wir sie sahen. Sie saß mit verwirrten Haaren und ausgestreckten Armen in dem Bette, ihre Augen waren starr und wie verglas't; gleich darauf sank sie in die Kissen zurück, und da hat sie geweint."

„Und was hat sie seitdem gesagt, was hat sie gethan?" fragte der Advokat mit schmerzlicher Besorgniß. „Habt Ihr den Herrn Präsidenten davon benachrichtigt und nach dem Arzte geschickt?"

„Die gnädige Frau hat es verboten. Vorhin hat ihr der Herr Präsident sagen lassen, sie müsse ihr Zimmer öffnen und die Besuche empfangen, denn so will es die Etikette. Die Frau Marquise ist nicht im Stande, solch eine Anstrengung zu ertragen, aber wenn ihr Schwiegervater ein Mal gesagt hat, es muß seyn, so ist das so gut wie ein Parlamentsurtheil."

„Ich werde diesen Abend wiederkommen und nach ihrem Befinden fragen. Ihr habt eine gute, edelmüthige Gebieterin, Genovefa; Ihr müßt ihr treu dienen und sie mit Eifer pflegen."

Dem Advokaten standen die Thränen in den Augen, als er dieses sagte; er entfernte sich schnell, um seine Bewegung zu verbergen. Seine Seele war voll zärtlicher, melancholischer Gedanken.

Sie leidet, sie weint, dachte er; warum konnte ich ihr nicht um den Preis meines Blutes alle Sorgen dieser unseligen Nacht abnehmen. Es ist nicht der Tod ihres Mannes, der ihr diese Angst verursacht, denn dieser war wenig beweinenswerth. Wie gering ich auch bin, und von wie hohem Adel er auch war, so fühle ich mich ihrer würdiger, als dieser Mensch von so boshafter Laune und so schrecklichem Aussehen. Welche Eifersucht würde mich verzehrt haben, wenn sie ihn geliebt hätte! aber weder er, noch ein Anderer; ihr Herz hat noch nie für Jemand geschlagen . . . Ha! diese Nacht fühlte ich, wie es vor Furcht unter meiner Hand bebte."

Indem er über den Platz schritt, um nach Hause zu gehen, erblickte er Marius Magis, der mitten in einer zahlreichen Gruppe stand; es waren die Schreiber einiger Prokuratoren, einige Huissiers bei dem Parlamente, und etwa ein Dutzend Bürger. Alle diese Leute wendeten die Augen auf Meister Loubet. Marius Magis kam auf ihn zu. — „Nun," sagte er mit betrübter Miene, durch welche jedoch die boshafte Behaglichkeit durchschimmerte, der Ueberbringer einer ärgerlichen Neuigkeit zu seyn, „die schöne Loubette ist nicht von dem Stelldichein zurück gekommen, welches ihr der Hauptmann Lansac gegeben hatte, und heute Morgen sind sie mit einander davon gegangen."

„Wie! was sagt Ihr?" unterbrach ihn der Advokat mit einem Blick, vor welchem Marius Magis die Augen niederschlug. „Wenn dieses eine Lüge ist, wie Eure Vipernzunge sie öfters ausspricht, so würde ich Euch zwingen, öffentlich Abbitte zu thun."

„Laßt mir mehr Gerechtigkeit widerfahren, Meister Loubet; ich bin Euer Freund, und darum suche ich Euch seit zwei Stunden, um Euch von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen; man spricht schon in der ganzen Stadt davon . . ."

„Vollendet, um Christi Blut willen, vollendet!" unterbrach ihn der Advokat mit zurückgehaltenem Zorn; „ein Freund wie Ihr wird mich am besten über das Unglück aufklären, welches Verwirrung und Entehrung in meine Familie bringt."

„O, es bedarf keiner gerichtlichen Untersuchung, um die Thatsache zu konstatiren. Die schöne Loubette hat gestern mit einbrechender Nacht ihre Wohnung verlassen und ist nicht wieder erschienen; ihre Magd hat sie in der ganzen Nachbarschaft gesucht; man ist bis zu mir gekommen: aber nirgends ist sie aufgefunden worden. Denkt Ihr nicht jetzt wie alle Welt, daß sie mit dem schönen Hauptmann Hektor von Lansac sich auf dem Wege nach der Gränze befindet?"

Der Advokat verschränkte die Arme und sagte kalt: „Es ist möglich. Ich will den jungen Beauregard aufsuchen."

Digitized by Google

„Er ist auch abgereist, und von dieser Seite werdet Ihr auch keine Nachweisungen erhalten."

„Dank für Eure Nachrichten, Marius Magis!" sagte der Advokat, indem er den Parlamentsschreiber mit stolzem Spott grüßte.

Als er nach Hause kam, fand er Katharina an der Thüre seiner Schreibstube, wo sie ihn erwartete; sie schwamm in Thränen.

„Vetter," rief sie schluchzend, „wenn Ihr wüßtet, was vorgeht . . . ."

Sie hielt plötzlich ein; als sie das erzürnte Gesicht des Advokaten sah, begriff sie, daß er Alles wußte.

„Nun, Katharine, vollende," sagte er, indem er sich niedersetzte.

„Marius Magis, der Unglücksbote, ist da gewesen; er wollte Euch sprechen . . . . und da Ihr nicht zu Hause wart, so hat er mit der Tante gesprochen . . . ."

„Und hat ihr Alles gesagt! . . . Und meine Mutter mußte eine solche Demüthigung ertragen!" rief der Advokat außer sich.

„Sie hat ihm keine Antwort gegeben; aber sobald er fort war, ist ihr schlecht geworden, und wir mußten sie zu Bette bringen . . . O, mein Gott, stehe uns bei!"

(Fortsetzung folgt.)

Erbach's festliche Tage.

O süße Lust, wo zwei vereinte Herzen
Aus gleicher Gluth in gleiches Licht verschwimmen!
Da blüh'n zu Freuden auf sogar die Schmerzen,
Und selbst aus Seufzern flüstern Engelsstimmen.
Jedwede Stunde zündet Weihnachtskerzen,
Man fühlt's, es gilt, ans sel'ge Ziel zu kommen,
Wo nach der Wallfahrt süßem Spiel und Lächeln
Hochheil'ge Palmen auf're Stirn umfächeln.

De la Motte Fouqué.

Am Morgen des zweiten November schlugen die Herzen der Bewohner der Grafschaften Erbach-Erbach und Erbach-Fürstenau der aufgehenden Sonne doppelt freudig entgegen: der Tag der Vermählung Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Eberhard von Erbach-Erbach und Ihrer Erlaucht der Gräfin Clotilde von Erbach-Fürstenau war Jedermann herangebrochen und Jedermann sah voll froher Erwartung dem feierlichen Augenblick entgegen, wo das erlauchte junge Paar, geschmückt mit den Gaben der blühendsten Jugend und jener einnehmenden Anmuth, welche aus dem Bewußtseyn höherer Lebensbestimmung hervorgeht, durch den Segen der Kirche für immer miteinander verbunden werden sollte. Die dritte Nachmittagsstunde kam heran; festliches Geläute ertönte von der Kirche zu Michelstadt und Alles verkündete, daß jetzt der glückliche Augenblick gekommen sey, wo die langgenährten Wünsche und Hoffnungen der biederen Bewohner der beiden Grafschaften würden erfüllt werden. Groß war der Andrang der Menge nach der Kirche, vor deren Haupteingang die Centmannschaft Spalier gebildet hatte, und noch größer ward das Gedränge, als der glänzende Brautzug sich von Schloß Fürstenau herab in vielen stattlichen Wagen dem Gotteshause von Michelstadt entgegen bewegte. Vor einem zahlreichen Kreise einheimischer und fremder Herrschaften wurde der Trauungsakt durch Herrn Dekan Bauer vollzogen. Der Moment des Wechselns der Ringe, den draußen Geschützesdonner verkündete, war der Hochpunkt der feierlichen Handlung: Aller Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf dem erlauchten jungen Paare und ließen die innigste Theilnahme, die aufrichtigsten Glückwünsche für das zukünftige Wohlergehen der Neuvermählten deutlich erkennen. Außer den erlauchten Eltern der Braut und den hohen Angehörigen der drei gräflich-erbachischen Häuser waren bei dem Trauungsakt noch zugegen JJ. DD. der Erbprinz von Sachsen-Koburg und Gemahlin, die Fürsten von Isenburg-Birstein und von Leiningen, der Erbprinz von Isenburg-Büdingen, Prinz Wittgenstein aus Darmstadt und die Grafen von Ortenburg und Degenfeld.

Die Neuvermählten und die hohe Elite ihrer Begleitung kehrten nach der kirchlichen Feier nach Schloß Fürstenau wieder zurück, wo große Tafel war und der Rest des Tages im heitersten geselligen Vergnügen verlebt wurde. Der schöne Abend schien wieder zur Tageshelle sich verklären zu wollen, als von Michelstadt her unzählige Fackeln glänzten und schmetternde Trompetenmusik schon aus der Ferne gehört wurde. Es war die löbliche Bürgerschaft von Michelstadt, welche, in festlichen Zug geordnet und mit einem ausgezeichneten Trompetercorps an der Spitze, den hohen Neuvermählten die Huldigung treuester Ergebenheit und Verehrung darbringen wollte. Der zahlreiche und gutgeführte Zug der Fackelträger stellte sich in dem Schloßhofe auf; die hohen Herrschaften erschienen an den Fenstern, während die Trompeten in den allgemeinen Jubel, der jetzt ausbrach, mit einstimmten.

So endigte der festliche Tag der hohen Vermählungsfeier, der für die braven Bewohner der beiden Grafschaften ein wahrer Freudentag war, von welchem sie einen Schatz von Erinnerungen für Kinder und Enkel bewahren werden.

Hatte man an dem Tage der Vermählung mehr ein Familienfest gefeiert, so war der folgende der Heimführung mehr ein Volksfest, an welchem die Bewohner der drei Grafschaften in größerer Zahl den freudigsten Antheil nahmen.

Vom Schloß Fürstenau herab glänzte ein Zug von achtzig Wagen, an dessen Spitze die Neuvermählten fuhren, nach allen Seiten hin Theilnahme, Interesse und Liebe erweckend. Von Station zu Station fand feierlicher Empfang und Ehrenbegleitung statt, und das Reitercorps, welches sich zu dem Behufe gebildet hatte, zählte nicht weniger als 300 Mann, die alle gleichförmig gekleidet und mit Schärpen und Bändern geschmückt waren. An der ersten Ehrenpforte zu Michelstadt bemerkte man die verschlungenen Namenszüge des erlauchten Paares nebst den Wappen der gräflichen Häuser; an der zweiten glänzte den Kommenden der herzliche Zuruf entgegen: „Euer Glück ist unser Wunsch." Beide waren nach den Entwürfen des Herrn Steuercommissärs Reuling ausgeführt worden. An der Gränze von Erbach neue Ehrenpforte, in antikem Styl, neuer solenner Empfang durch den Herrn Landrath, die Herren Bürgermeister ꝛc. ꝛc. Die hier prangende Inschrift: „Erfüllt ist unser sehnlichster Wunsch", drückte die Gefühle aller Herzen aus. Vor Erbach abermals feierlicher Empfang an einer Ehrenpforte in gothischem Styl mit der einfach herzlichen Aufschrift: „Willkommen!" und mit Fahnen, Wimpeln und den hochgräflichen Wappen geschmückt. Jene, wie diese, machten einen sehr gefälligen Eindruck und waren von dem jungen Architekten Hrn. Anton Louis entworfen worden.

Digitized by Google

Die letzte Ehrenpforte, errichtet von der gräflichen Dienerschaft, erhob sich am Eingange des Schlosses und trug die Inschrift: „In Treue fest.“ Ein gleich festliches Ansehen gewährten die Straßen der Stadt, in welchen zahllose Fahnen flatterten und Guirlanden und Blumenkränze sich in endlosen Decorationen an den Façaden der Häuser hinschlangen. Alles war so schön, so gefällig und anziehend geordnet, daß es fast schien, als feiere zugleich die Jahreszeit das Fest ihrer Verjüngung mit.

Nachdem die Feierlichkeiten der Heimführung fast zwei volle Stunden gedauert hatten und die hohen Neuvermählten mit Reden, Gedichten und Gesängen auf das herzlichste bewillkommt worden waren, langten sie mit der zahlreichen Elite ihrer Begleitung in dem gräflichen Schloß zu Erbach an, wo die Festlichkeiten des gestrigen Nachmittags in dem Fürstenauer Schloß sich bei einem großen Diner in dem Rittersaale in der heitersten Weise wiederholten. Toaste auf das ungetrübte Wohlergehen der hohen Neuvermählten und sämmtlicher gräflich-erbachischen Häuser wurden unter Geschützedonner und Begleitung der Musik ausgebracht. Diese Pulsschläge der Freude fanden ihr Echo in der Stadt, welche ihrerseits durch einen großen Fackelzug antwortete, der, mit einem Musikcorps an der Spitze, Abends im Schloßhofe erschien und den Beschluß der Festlichkeiten des Tages machte, welcher, wie der gestrige, ein glänzendes Blatt in der Geschichte von Erbach und Erbach-Fürstenau bildet. Zwei solche freudenvolle Tage schienen Ruhe zu heischen, welcher der gestrige 4. November gewidmet war. Heute, zur sonntäglichen Feier, begeben sich die hohen Neuvermählten mit zahlreicher Begleitung in die Kirche zu Erbach, welche zu dem Behufe eigens ausgeschmückt worden ist. Abends ist eine theatralische Vorstellung auf dem Schloß Fürstenau: „Rubens in Madrid“ wird vorgestellt werden. Zugleich werden Bürgerbälle in unterschiedlichen Gasthäusern zu Erbach stattfinden. Morgen Abend ist Hofball mit Souper in dem Rittersaale daselbst. Mittwoch, den 8. d., in demselben Saale ein Festball, veranstaltet von Seiten der Honoratioren von Erbach zu Ehren der hohen Neuvermählten. Freitag, den 10. d., hält die Erbacher berittene Ehrengarde ihren Ball in dem Gasthause zum „Adler“, und Sonntag, den 12. d., endlich, ist Bürgerball im „Löwen“, womit der Cyclus der Vermählungs-Festlichkeiten zum Schluß gelangt. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 1. Nov.) In diesem Augenblick befindet sich hier Hr. François Wartel, Mitglied der großen Opee (Académie Royale de musique) in Paris, des Conservatoriums u. s. w. Die Specialität dieses trefflichen Tenoristen ist, die Beethoven'schen und Schubert'schen Sachen zu singen, und zwar auf eine höchst ausgezeichnete Weise, bei einer biegsamen, schönen Stimme, und einer unter Meyerbeer gebildeten Methode. Er hat in einigen musikalischen Soiréen (bei Hrn. Geh. Rath von Lüttichau, Gräfin Harrach u. A.) ungemein angesprochen, und wird nächstens Konzerte geben.

(Ein Mittel zur Erhaltung schöner Zähne.) Man nehme fein gepulverte Holzkohle, erhitze sie zum Rothglühen in einem eisernen Gefäße und schütte sie noch heiß in eine Schüssel mit reinem Wasser, fülle dieses sogleich in eine Flasche und stöpsele sie fest zu. Wenn man sich dieser Flüssigkeit bedienen will, muß man sie umschütteln, eine Kleinigkeit davon in den Mund nehmen und die Zähne damit reiben. Alles, was dem Athem einen unangenehmen Geruch gibt, und was den Zähnen nachtheilig ist, wird dadurch entfernt.

Die durch ihren frommen Wohlthätigkeitssinn berühmte Quäkerin Mistreß Fry ist so gefährlich erkrankt, daß nur wenig Hoffnung ihres Wiederaufkommens bleibt. Die Aerzte rathen ihre alsbaldige Versetzung in ein wärmeres Klima, aber die edle Kranke ist so schwach, daß sie keine längere Reise mehr ertragen dürfte.

(Dresden, 28. Okt.) Ein eigenthümliches Vergehen hat sich hier ereignet. Vor etwas über acht Tagen las man im hiesigen Anzeiger die Aufforderung des angesehenen Pachtinhabers eines großen Gutes in einer der Vorstädte: wer ihm den Thäter ermittle, der nächtlicher Weile seine Tochter auf einem Gange des Gutshauses überfallen, sie mit einem Holzstück auf den Kopf geschlagen und niedergeworfen, dann derselben in der Betäubung den Zopf vom Kopfe abgeschnitten, solle zweihundert Thaler Belohnung erhalten. Allgemein empört war man in hiesiger Stadt über diesen Frevel. Jetzt ist der Thäter ermittelt, und hat Folgendes ausgesagt: Er habe eine Geliebte, die vor kurzer Zeit auf jenes Gut gezogen sey. Als er sie zum ersten Male wieder gesehen seit ihrem neuen Dienste, sey sie ihm mit glattgeschornem Kopfe begegnet. Darüber erschrocken, habe er sie nach der Ursache dieser Beschimpfung gefragt. Ganz betrübt habe sie ihm geantwortet: daß es auf Befehl ihrer Herrin geschehen. Es sey nämlich auf dem Gute eingeführt, daß die bei der Wirthschaft beschäftigten Mädchen, der Reinlichkeit wegen, sich die Haare abschneiden lassen müßten. Sie, die Geliebte, habe sich jedoch dem Antrag der Pächterin widersetzt; als diese ihr aber da sogleich den Dienst aufgekündigt, habe sie sich endlich genöthigt gesehen, darein zu willigen. Er nun, der Geliebte, sey über dies Verfahren der Pächterin außer sich gewesen, und habe auf Rache gesonnen. Er habe ihr deswegen am Abend auf einem dunklen Gange aufgelauert, sie niedergeworfen, und den Zopf vom Kopfe abgeschnitten, wie sie seinem Mädchen gethan. Leider habe er sich geirrt, und die Tochter statt der Mutter, die an Allem schuld sey, ihres Haares beraubt.

(Anecdote.) Eine Dame, deren Rosenwangen ziemlich geblelcht waren, feierte, wie sie angab, ihren 25sten Geburtstag. Eben saß sie mit ihren Freunden im vertraulichen Gespräch, als sie auf einmal in folgende Klage ausbrach: „Ach Gott! heute mein Geburtsfest, und gestern sind es 32 Jahre gewesen, daß mein Vater starb! Wie doch die Zeit schwindet!“

Vergangenes Spätjahr war der König von Preußen auf der Jagd. Er schoß auf einen Fuchs, und da er ein kurzes Gesicht hat, fehlte er ihn; der Fuchs nahm Reißaus. „Das ist kein Höfling“, sagte der König, „sonst hätte er sich todt gestellt.“

Digitized by Google

Korrespondenz.

Kassel, im Oct.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nun zu der Betrachtung der diesesmal ausgestellten Werke über, so fallen uns die Klagen ein, welche Schiller in Betreff der poetischen Richtung seiner Zeit in „Shakespeare's Schatten" so eindringlich und rücksichtslos ertönen ließ: „Das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", ist nirgends zu erblicken. Die Iffland's und Kotzebue's der Malerei nehmen den ersten Platz ein; sie sind die Repräsentanten der Historie, während die Claurer'sche Weinerlichkeit im Genre hervortritt. Nur in der Landschaftsmalerei macht sich, wenn ihr auch alle Erfindung abgeht, ein gesundes und tüchtiges Streben bemerkbar, weswegen wir auch der Besprechung ihrer vorzüglichsten Leistungen zunächst unsere Aufmerksamkeit widmen wollen. Unser Landsmann August Bromeis hat uns von neuem mit zwei wackern Bildern von Rom aus bedacht. In beiden ist der Ernst der römischen Landschaft vorzüglich glücklich getroffen, namentlich aber ist das kleinere vortrefflich angeordnet und streift an historische Auffassung. Das Colorit ist so klar und gesättigt, daß man die etwas schwere Pinselführung darüber vergißt. — Friedrich Müller d. j. hat in seinem St. Hubertus allen Zauber der deutschen Waldeinsamkeit wieder gegeben und eine Stärke der Empfindung seinem Bilde eingehaucht, wie sie nur bei einer vollen Hingebung an die ungeschminkte Natur statt finden kann. — In Erola's Harzgegend entzücken die meisten Partien durch die geschmackvollste und gewandteste Ausführung. Schöner gemalte Buchenstämme sind nicht denkbar und die schön gruppirten Kühe des Pinsels eines van der Velden würdig. Nur Schade, daß das ganze Bild in den Linien etwas unruhig und zerrissen ist. — Von Heinrich Dallwig ist wieder eine Gegend aus Tyrol vorhanden, welche in ihrer Auffassung von seinen früheren derartigen Bildern sich nicht unterscheidet, aber in der Ausführung von merklichen Fortschritten Zeugniß gibt. Bei der technischen Ausbildung dieses jungen hessischen Künstlers dürfen wir für die Zukunft aus Italien, wo er sich jetzt befindet, schöne Zusendungen erwarten. — Von dem trefflichen Schirmer in Düsseldorf ist unsere diesjährige Ausstellung zwar auch geehrt worden, allein mit einem Bildchen von solcher Einfachheit und Bescheidenheit, daß kaum der berühmte Name seines Verfertigers ihm die Aufmerksamkeit zuzuwenden im Stande gewesen. Und doch kann kaum eine andere Landschaft sich einer Verwandtschaft mit den älteren guten Meistern, einem Ruysdael, Hobbemaet, wie dieses rühmen. — Unter den Architekturbildern zeichneten sich besonders die inneren Ansichten aus dem Markusdome zu Venedig von unserem Landsmanne Carl Fink aus. Obgleich beide Bilder selbst in Venedig in öffentlichen Blättern ehrende und gerechte Auszeichnung empfangen, so war doch die geniale Derbheit der Behandlung nicht geeignet, sich in Kassel bei anderen Personen als bei Künstlern Anerkennung zu verschaffen. — Dagegen fand Hassenpflug's Klostergang zu Walkenried allgemeinen Beifall, obgleich sein künstlerischer Werth bei weitem nicht an die Fink'schen Bilder reicht; denn altes schwarzes Gemäuer mit Schnee bedeckt, ist ein so einfacher Contrast, daß die vielgepriesene Natürlichkeit auf sehr wohlfeile Weise erreicht wird. — Rüenberg's „schöner Brunnen" von Stiegel aus Kassel ist ein recht verdienstlicher Versuch in der Architekturmalerei und wir freuen uns, daß der junge Künstler endlich diejenige Richtung gefunden, welche seinem Talente am angemessensten scheint. — Die Vorhalle der Basilika zu Fritzlar von unserem Euler hat die Vorzüge der unmittelbarsten Naturanschauung, welche stets die Euler'schen vor so vielen andern so vortheilhaft unterscheidet.

(Fortsetzung folgt.)

Nassau-Diez, 30. Oct.

Unter den mannigfachen Wohlthaten, deren sich auch unsere Brüder mosaischen Glaubens des Herzogthums Seitens der hohen landesväterlichen Regierung zu erfreuen haben, steht wohl sicher die neulich erfolgte Besetzung der nur zu lange erledigten geistlichen Stelle oben an. Dieses wird auch von den Israeliten des hiesigen Sprengels, welche ihrem würdigen Rabbiner mit der größten Achtung und Liebe begegnen, dankend anerkannt. Hr. Dr. Wormser hat erst am 3. d., und zwar am Vorabende des jüdischen Versöhnungsfestes in Gegenwart der hiesigen Geistlichkeit, vieler Honoratioren und viel zahlreichen jüdischen Publikums sein Amt in hiesiger Synagoge angetreten mit einer gehaltvollen Predigt, worin er in einer der Würde des Tages angemessenen versöhnenden Sprache das hochwichtige Verhältniß des Geistlichen der Neuzeit zu seiner Gemeinde klar auseinander setzte und endlich schloß mit einem sehr ergreifenden Gebete. Gewiß wird dieser in jüdischer, wie in weltlicher Gelehrsamkeit rühmlichst bekannte Geistliche fortfahren, unter seinen Pflegbefohlenen in Schrift und Wort immer mehr Licht und Aufklärung zu verbreiten und eine Zeit herbei führen helfen, die der Erkenntniß nicht ermangelt und den Bruder mit dem Bruder versöhnt.

Aus dem Nassauischen, 29. Oct.

In der zweiten Beilage des Frankf. Journals vom 26. d. M., No. 295, findet sich ein vom 21. Oct. vom Main datirter Artikel, in welchem des Aufrufes erwähnt wird, welchen der Vorstand des nassauer Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung an die evangelischen Christen des Herzogthums erlassen hat. Neben der Anerkennung, welche der Verfasser des Artikels diesem Aufruf schenkt, glaubt er einen Tadel aussprechen zu müssen, daß man den höchsten jährlichen Beitrag eines Mitgliedes auf 12 Kr. gesetzt habe. Wenn derselbe der Ansicht ist, daß man dadurch der Gabe des Aermern neben der des Reichern einen muthigeren Zutritt habe eröffnen wollen, so dürfte er nicht irren. Darin möchte aber sein Urtheil weniger richtig seyn, wenn er annimmt, es werden dadurch höhere Beiträge zurück gehalten. Wir glauben vielmehr, daß der Satz aufzustellen sey: Wer große, reiche Gabe geben will und kann, den wird die Zahl 12 nicht abhalten, zu geben, was sein Herz zu geben ihm gebietet. Wir glauben auch nicht, daß die Aermeren mehr und williger geben, d. h. mit herzlicherer Theilnahme sich dem Vereine anschließen werden, wenn der Reichere die Hütte des Aermeren besucht und daselbst die Gabe in Empfang nimmt. Der Schreiber dieses weiß aus vielfältiger und langjähriger Erfahrung, daß solche Besuche in der Hütte des Armen diesen bestimmt haben, mehr zu geben, als er wollte. Er bezweifelt aber, daß es der Wille der Verfasser jenes Aufrufes ist, die doch wohl in Auftrag der General-Versammlung handeln, den Mitbrüdern Gaben abzunöthigen. Er weiß, daß: „einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!" nie übersehen werden darf, und hat das Zutrauen zu den erleuchteten Männern, welche den gedachten Aufruf erlassen haben, daß sie den Zustand der Gemeinden, für die sie wirken, kannten und berücksichtigten, als sie die Worte des Aufrufes erließen. Auch glaubt der Schreiber dieses, daß der edle Zweck des Werkes, welches jener Aufruf fördern soll, durch Bemerkungen, welche der Unkundige nicht leicht ordnen oder sichten kann, nicht sonderlich begünstigt werde. So viel bleibt gewiß, daß der Satz von 12 Kr. in der Gegend, in welcher der Schreiber dieses lebt, keinen nachtheiligen Einfluß auf reiche Gaben gehabt, wohl aber die Unvermögenderen zu freudiger Theilnahme an dem Vereine ermuntert hat. X.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Nov. Die Wahnsinnige, Drama in 2 Abth., nach Melesville's: „Elle est folle", von L. Angely. Hierauf folgt: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in 1 Act von Kleist.

Mittwoch, 8. Nov. Zweites und letztes Vocal- und Instrumental-Konzert des Hrn. Alexander Dreischock. Vorher geht: Das Porträt der Geliebten, Originallustspiel in 3 Abth., von L. Feldmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 309. Donnerstag, den 9. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der Advokat ging sehr aufgeregt auf und nieder; Katharina lehnte mit gefalteten Händen an der Wand und weinte bitterlich.

„Wenn es nicht wahr wäre," hob sie wieder an, „wenn Marius gelogen hätte! Meine arme Schwester vielleicht verläumdet worden!"

„Das will ich bald aufklären," sagte Loubet mit finsterer entschlossener Miene. „Das muß ein Ende nehmen auf die eine oder auf die andere Weise. Meine Mutter! welch eine Demüthigung auf ihr heiliges Leben! Glücklicherweise bist Du da, um sie zu trösten, guter Engel."

Er begab sich in das Zimmer seiner Mutter; die alte Frau sagte ihm nichts als: „Jakob, die schlechte Aufführung dieses unglücklichen Mädchens bringt mich in das Grab; sage es ihr, wenn Du sie einst wiedersehen wirst; dann bessert sie sich vielleicht."

Unter dem Bürgerstande herrschte ehemals eine Sittenstrenge, die eben so unbeugsam war, wie der Ehrenpunkt bei dem hohen Adel; Mise Loubet war während ihres langen Lebens ein vollkommenes Musterbild der Tugend gewesen, gegen welche sich noch kein weibliches Wesen aus der Familie Loubet verfehlt hatte. Die öffentliche Entehrung ihrer Nichte versetzte ihr einen tödtlichen Schlag. Die alte Magd, die seit vierzig Jahren in das Haus gehörte, war eben so tief betrübt, wie ihre Herrschaft; sie nahm sich den Kummer der Familie Loubet so zu Herzen, als wenn es sich um ihren eigenen Ruf gehandelt hätte; sie fürchtete sich schon vor den Fragen, mit welchen man sie bestürmen würde, wenn sie sich in der Nachbarschaft zeigte.

Mit schmerzlichem Mitleid betrachtete der Advokat die Thränen, welche seine alte Mutter vergoß; dann neben dem Bette niederknieend, sagte er: „Ich will abreisen und das unglückliche Mädchen zurück holen. Dann wollen wir auf Mittel denken, ihre Aufführung zu bessern."

„Jakob, sage ihr, daß aufrichtige Reue ihren Fehler und unsere Schande verwischen wird," rief Mise Loubet, indem sie ihren Sohn umarmte. „Sage ihr, daß ich mich erinnere, daß sie die Schwester des Engels ist, den Du heirathen wirst."

Der Advokat wendete traurig das Gesicht ab; die in den geheimsten Falten seines Herzens versteckte Leidenschaft hatte die Neigung verzehrt, von welcher er früher das Glück seines Lebens erhofft hatte; er empfand nur noch die Freundschaft eines Bruders für das Mädchen, das seiner Liebe ganz vertraute, und er entsetzte sich vor der Verbindlichkeit, welche ihm die Worte seiner Mutter in das Gedächtniß zurück riefen. In diesem Augenblick wünschte er, daß irgend ein großes Ereigniß sein Leben aus den Fugen reißen möchte, das so zu sagen durch das Beispiel von drei oder vier Generationen in einer Form gemodelt worden war; mit heißem Verlangen wünschte er seine Freiheit um den Preis seiner ganzen Stellung zurück zu erkaufen, und um sie zu erlangen, würde er vor keiner Handlung zurückgewichen seyn, welche das Vermögen und das Leben eines Mannes gefährden.

Der Advokat machte seine Anordnungen wie zu einer langen Abwesenheit, und reiste noch denselben Tag ab, ohne die Marquise wieder gesehen zu haben.

III.

Nach jenem verhängnißvollen Johannisfeste schien das Haus der Loubets unbewohnt zu seyn; die Fenster blieben Tag und Nacht geschlossen; die Nachbarn sahen Katharinens schönes Köpfchen nicht mehr auf der Altane zwischen den Zweigen eines spanischen Jasminstocks erscheinen, mit dessen Sternenblüthen sie ihre blonden Haare so gerne schmückte. Das arme Mädchen verließ das Haus nicht, in welchem sonst ein ruhiges Glück geherrscht hatte, und das jetzt so traurig und verödet war.

Der Advokat kam nicht wieder, und gab auch keine Nachricht von sich; Mise Loubet starb langsam dahin, und die alte Magd war gleichsam kindisch geworden. Sie schleifte sich täglich in die Schreibstube, um Alles zu fegen und an seinen Platz zu stellen, und erwiederte den Clienten, Meister Loubet sey in der Sitzung, ganz vergessend, daß er bereits seit mehreren Tagen abwesend war.

Katharina widmete den beiden alten Frauen die frömmste Sorgfalt; ihre vom herbsten Kummer zernagte Seele fand nur Ruhe in der strengsten Erfüllung ihrer Pflichten; sie trug das Unglück, das sie getroffen hatte, mit der Exaltation einer zärtlichen, gläubigen Seele. Sie betete stets zu Gott für ihre unglückliche Schwester und für Jakob Loubet; jeden Morgen erwachte sie mit der Hoffnung, daß sie heimkehren würden, und erwartete sie den ganzen Tag an dem Krankenlager der alten Frau; und wenn es dann wieder Nacht ward, wenn sie die schweren Riegel der Hausthüre vorschob, durch welche Niemand

Digitized by Google

herein gekommen war, dann sagte sie betrübt: „Morgen! O, mein Gott, mache, daß Jakob nicht zu spät kommt!"

Mise Loubet ängstigte sich mehr über das Stillschweigen ihres Sohnes; sie fürchtete irgend ein großes Unglück, und oft sagte sie: „Katharina, ich glaube, daß ich meinen Sohn nicht wiedersehen werde. Ich fürchte, vor seiner Rückkunft zu sterben. Wer weiß, wo er das unselige Mädchen sucht! .... wer weiß, wann er wiederkommen wird! ...."

Gerade vierzehn Tage nach Johanni starb Mise Loubet.

In der folgenden Nacht zwischen elf und zwölf Uhr wachte Katharina allein in der Schreibstube des Advokaten. Die Magd war längst schlafen gegangen, und die tiefste Stille herrschte in dem kleinen Hause, das so einsam und finster wie eine Kirchhofskapelle war. Katharina weinte, indem sie an das Ereigniß dachte, welches eine lange Gewohnheit des Glückes in so kurzer Zeit verändert hatte; sie weinte, wenn sie an Jakobs Schmerz dachte, wenn er sie allein an dem Orte finden würde, wo er sie mit seiner Mutter zurückgelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Standbild Karl's des Großen auf der Mainbrücke zu Frankfurt.

Zur Zeit, als im Morgenlande Jesus Christus geboren wurde, war unser Vaterland von einer Anzahl Völker bewohnt, die durch ihre gemeinsame Sprache wohl sich als Brüder erkannten, sonst aber durch kein dauerndes Band mit einander vereinigt waren. Sie nannten sich Deutsche oder Teutsche, welches nach der alten Sprachweise so viel bedeutet als „Volk" oder „die Völker", und von den Römern, welche durch den Besitz von Gallien (dem heutigen französischen Land) und in den Ländern diesseits der Alpen und an der Donau ihre Nachbarn waren, wurden sie mit einem gleichfalls deutschen Ausdruck „Germanen", d. i. Wehrmannen oder Kriegsmannen, geheißen. Mit den Römern lebten sie in fast beständigem Streit und schlossen sich, wohl größtentheils durch dieses feindliche Verhältniß hierzu veranlaßt, im Laufe der Zeit fester an einander, zwar nicht alle zu einem einzigen Verein, was freilich das Beste gewesen wäre, aber doch in vier großen verschiedenen Bündnissen, nämlich in dem Bunde der Franken, der Sachsen, der Allemannen oder Schwaben und endlich der Gothen. Die Gothen zogen bald aus ihren Sitzen an der Ostsee weg nach Süden; sie erschütterten das oströmische Reich, eroberten dann Italien und Spanien, und kehrten in ihre Heimath nicht mehr zurück, indem sie in den Schlachten oder durch ihre Vermischung mit fremden Völkern untergingen. Die drei anderen deutschen Völkerbünde aber, obgleich auch aus ihrer Mitte auswärts Eroberungen gemacht und Reiche gestiftet wurden, haben ihre Heimath nicht aufgegeben. Besonders mächtig war der Bund der Franken oder Freien. Er wurde in dem Lande zwischen den Flüssen Sieg und Lahn und den angränzenden Gegenden geschlossen, und die Bewohner der Gegend, in welcher jetzt Frankfurt liegt, die Chatten oder Hessen, traten demselben schon frühe bei (s. Bernhards Alterthümer der Wetterau, Buch 1. Cap. 12 und Vogel Beschreibung des Herzogthums Nassau Pag. 138); ja gleich anfangs, wie die Franken in der Geschichte auftreten, finden wir sie in der hiesigen Gegend, bei Mainz (s. Flavius Vopiscus in Aureliano, Cap. VII). Bald dehnten sie sich in ihren Kriegen mit den Römern auch auf dem linken Rheinufer von Mainz bis nach der Schelde hin aus, aber auch mit den Allemannen geriethen sie zuweilen in Kampf, und am Ende des vierten, so wie im fünften Jahrhundert waren diese letzteren Meister des hiesigen Landes; jedoch von den Franken bei Zülpich am Unterrhein auf's Haupt geschlagen, verloren sie den angemaßten Besitz, und zudem wurde ganz Allemannien, d. i. Schwaben und die Länder des Oberrheins (das heutige Elsaß), den Franken zinsbar. Die fränkische Monarchie machte nun reißende Fortschritte, und so wie in Deutschland Thüringer und Bayern, die mittlerweile ebenfalls zusammengetreten waren, in Abhängigkeit von den Franken geriethen, so wurde auch in Gallien von Chlodwig und seinen Söhnen alles Land bis zur Loire erobert. Nach dem Gesetz der Natur entfremdeten sich aber diejenigen Franken, die sich im romanischen oder welschen Land niedergelassen, nach und nach ihren deutschen Brüdern, und es bildeten sich durch verwandtschaftliche Theilungen zwei fränkische Reiche, ein deutsches, Austrasien (das Ostreich), und ein anderes, das die westlichen, mehr welschen Landestheile begriff, Neustrien oder das Westreich. Durch Clotar II. wurden zwar beide (im siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt) wieder vereinigt, aber die Könige, die ihren Sitz im fremden Land genommen, entdeutschten sich dort und fielen in Schwäche. Darum versagten ihnen die Austrasier, über die damals Karls des Großen Urgroßvater, Pipin von Heristal, als Herzog gebot, den Gehorsam und schlugen die Neustrier oder Gallofranken, von denen sie angegriffen wurden, bei Testri vollständig. Pipin eroberte Paris und bemächtigte sich des Schattenkönigs, in dessen Namen er nun auch über das romanische Land bis zur Loire gebot. Zwar machten die Neustrier nach seinem Tod noch einen verzweifelten Versuch, die Herrschaft an sich zu reißen, allein Pipins Sohn, Karl Martell (der Hammer), der Großvater des nachherigen Kaisers Karl, zog vom Rhein aus ihnen entgegen und schlug sie in drei mörderischen Schlachten, bei Stablo, Cambray und Soissons dergestalt, daß sie allen Widerstand aufgeben und sich von austrasischen Statthaltern, die Karl ihnen setzte, fortan regieren lassen mußten. So wurde es möglich, daß die Herrschaft von Karl Martell, nach seinem und seines ältern Sohnes Tod, auf seinen jüngern Sohn, Pipin den Kurzen, allein überging, der nun auch den wirklichen Königstitel annahm, und daß Pipin das Reich seinen Söhnen überlassen konnte, von welchen der ältere, Karl (der Große), nach dem frühzeitigen Tode seines jüngern Bruders, alleiniger König blieb.

Als König der Franken beherrschte Karl nicht nur sein fränkisches Volk, welches am ganzen Mainstrome, in fast ganz Hessen (vergl. Landau, Beschreibung von Kurhessen, Pag. 57), in Nassau und vom Mittelrhein den Strom herab, rechts hinüber bis an die Weser, und links bis zu der Saar und nach dem britischen Kanal und dem heutigen Flandern hinunter in weiten Gauen sich ausbreitete, sondern er war auch Oberherr der Allemannen (oder Schwaben und Oberrheiner), der Bayern, Thüringer und Friesen, und überdies Gebieter des burgundischen und romanischen Landes in Gallien bis zur Loire. Dieses schon sehr große Reich erweiterte er durch die Eroberung des südlichen Theils von Gallien (im heutigen Frankreich) und großer

Digitized by Google

Länderstrecken in Spanien und Italien, besonders aber durch die Besiegung der Sachsen (der Bewohner des nördlichen Deutschlands), welche er in einem grausamen, lange dauernden Kriege zur Unterwerfung und zum Christenthum nöthigte. So war er nun Herr von fast ganz Westeuropa, und im Jahre 800 nach Christi Geburt empfing er von Pabst Leo III. zu Rom die Kaiserkrone — der erste römische Kaiser deutscher Nation. Nach seinem Beispiele haben auch die meisten der folgenden Beherrscher Deutschlands diese Krone getragen, und es bildete sich bald der Rechtssatz, welcher viele Jahrhunderte durch Gültigkeit behielt, daß Niemand Kaiser seyn könne, als nur allein der in Deutschland rechtmäßige König. Er starb im Jahre 814 nach Christi Geburt und liegt zu Aachen begraben, wo er meist residirt hatte.

Daß Karl ein gewaltiger Mensch und mit den größten Geistesgaben ausgerüstet gewesen, bezweifelt Niemand. Ein Bild seines Charakters zu geben oder seine Thaten zu beurtheilen, liegt nicht in unserem Willen und übersteigt auch unsere Kraft. Er hat längst seinen Richter gefunden, und wer die Schwäche unserer Natur kennt, weiß, daß kein Mensch so vortrefflich seyn kann, daß er um seiner Tugenden willen ein Denkmal verdient. Nicht den Menschen aber werden Denkmale gesetzt, sondern den Ideen, die nicht nur vom Lehrstuhl herab explicirt, sondern auch durch Einwirkung der Künste auf das Gemüth lebendig erhalten werden sollen. Und dies geschieht durch die Darstellung von Personen, an deren Namen das gesammte Volk gewisse Ideen knüpft, während Allegorien kalt und unverständlich sind. Darum ward das Bild Karls des Großen als das Symbol deutscher Tüchtigkeit, Macht und Größe, wie sie von der Tradition eines Jahrtausends aufgefaßt worden, das Bild desjenigen Herrschers, unter welchem alle Deutsche zuerst unter ein Haupt und eine politische Vereinigung gekommen, aus welcher sich die fremdartigen Bestandtheile von selbst bald ausscheiden mußten, mit Recht zu Frankfurt erhöht, an einem Ort, der selbst fränkischen Ursprungs ist, der Karl und seinen Nachkommen seine Aufnahme und erste Blüthe verdankt, und an dessen Namen sich die denkwürdigsten Ereignisse des römisch-deutschen Reiches knüpfen. Wir sind der Stiftung, die uns diesen Denkstein der Vergangenheit gesetzt hat, dankbar, und ehren das Bestreben, unsere Vaterstadt mit Denkmälern zu verschönern, geeignet, bei Mitbürgern und Landsleuten Erinnerungen und Anschauungen zu erwecken, die zur Selbstkenntniß führen müssen. Darum haben wir auch den Vorschlag, dem Sachsenherzog Wittekind auf dem entsprechenden Brückenraume neben Karl gleichfalls ein Standbild zu errichten*), mit Freude vernommen. So wie in Karl die neue und christliche Entwickelung deutscher Nationalzustände repräsentirt wird, so in Wittekind die alte deutsche und heidnische Sitte, die dem neuen Leben, das mit Karl erst vollständig zu Kräften kam, weichen mußte. So wie Karl uns das Hauptvolk Deutschlands in's Gedächtniß ruft, so Wittekind den nicht minder tüchtigen Sachsenstamm. Ihr Kampf und ihre Vereinigung sind der Grundstein der politischen Einheit der deutschen Nation, der Entstehung des deutschen Reichs, des geförderten Wachsthums von Frankfurt, so wie des Daseyns von Sachsenhausen, welches letztere nach uralter, selbst von den strengsten Kritikern (wie z. B. von Fichard) nicht angefochtener Tradition von gefangenen Sachsen angelegt worden, die Karl dahin gewiesen. — Möchten wir daher das Standbild, welches Karls würdigen Gegner neben ihm darstellt, recht bald an der Stelle sehen, welche ja schon des Ebenmaßes wegen ohnehin nicht leer bleiben darf.

*) Siehe »Frankfurter gemeinnützige Chronik« Nro. 18, S. 141.

Mannichfaltigkeiten.

(Lindau, 1. Nov.) Heute fand hier eine sehr schöne Feier statt. Der Steuermeister des bayerischen Dampfbootes „Concordia", Diethelm Spengler aus Stein am Rhein, hat in Folge dreimaliger Rettung von Menschen vom Tode des Ertrinkens von Sr. Maj. unserm erhabenen König die silberne Ehrenmünze des Verdiens-Ordens der bayerischen Krone erhalten. Sie wurde ihm in Gegenwart sämmtlicher Behörden, des Ausschusses der Dampfboot-Gesellschaft und der sämmtlichen an diesem Tage hier versammelten Schiffermannschaft zugestellt, und diese Feier mit dem innigsten Danke gegen den erlauchten Monarchen, Allerhöchstwelcher das wahre Verdienst anzuerkennen geruhte, am Abende mit einem Fest-Essen sämmtlicher Angestellten und der Schiffleute beschlossen. Spengler hat eine solche Auszeichnung, die dies starke Gemüth tief ergriff, wahrlich verdient. Er rettete am 14. Sept. 1841 den bejahrten Zimmermanns-Gesellen Georg Vogel an der Landungsbrücke in Meresburg, indem er von dem Radkasten des Dampfbootes in den tiefen See in voller Kleidung sprang; die großherzogl. badische Regierung belohnte ihn dafür mit einer Gratifikation von zehn Reichsthalern. Am 3. Juli fiel der Bote von Wolfhalden, Johann Graf, bei'm Anlanden in Rheineck rücklings in den Rhein, Spengler rettete ihn, und kam bei dieser Gelegenheit in große Gefahr, unter die Holzflöße zu gerathen. Am 28. Januar dieses Jahrs fiel die Wittwe Steadel im Hafen bei Konstanz des Morgens um 5 Uhr in den See und gerieth unter das Schiff. Auch diese rettete der wackere schlichte Mann, dessen Brust nun würdig das ihm verliehene Ehrenzeichen schmückt!

„Was macht Ihr Herr Vetter?" fragte ein junger, aber dummer Mensch einen alten Herrn. „Ach, denken Sie sich, der ist in Limburg an der Lahn gestorben." „An der Lahn, was es doch jetzt nicht Alles für Krankheiten giebt!"

Konzert von Alexander Dreyschock in Frankfurt a. M.

II.

In Bezug auf künstlerische Productivität haben wir es hier mit einem Manne zu thun, der es verschmäht, nur den Erwartungen der Menge zu fröhnen. Dreyschock's Richtung geht dahin, sein Publikum mit einem edlern Geiste des Virtuosenwesens vertraut zu machen. Er beabsichtigt nicht, durch Prunk und Rauschgold einer herunterzogenen, sondern allein durch die Realität einer gebildeten Kunst auf die Gemüther der Zuhörer zu wirken. Daß diese Tendenz bei uns ihre Wirkung nicht verfehlte, ist ein erfreulicher Beweis von der noch gesunden Natur unseres Geschmacks und Urtheils. Ohne Hrn. Kapellmeister Guhr bei dieser Gelegenheit ein Kompliment machen zu wollen, so ist er es doch, der diesen Geschmack für gute Musik verbreitet hat und ihn immer zu rechter Zeit wieder aufzufrischen versteht, sobald er erkaltet scheint. Unser Opernrepertoire, worin die Namen Cherubini, Gluck, Mozart, Spohr, Weber, Salieri,

Digitized by Google

Florapanti mit den Göttern des Tages abwechseln, beweis't das hinlänglich, nicht minder auch die Erzeugnisse der Kammermusik, die in unserm Museum einen fruchtbaren Boden finden. Es gehört gewiß auch zu den besseren Tendenzen dieser beiden Institute, Oper und Museum, daß sie die Bestrebungen junger Talente unterstützen und unbekanntes Beachtenswerthes an das Licht fördern. In dieser Beziehung dürfte unser Frankfurt sich vor vielen andern Städten ehrenvoll auszeichnen.

Wir kommen nun auf Dreyschock zurück. Es schien nicht denkbar, daß nach dem tiefen Henselt, dem gewaltigen Chopin, dem eleganten Thalberg und dem phantastischen Liszt in Bezug auf Technik noch Neues möglich sey. Daß es aber doch möglich ist, zeigt uns D. Das ächte Talent bildet sich seine eigene Technik, seine eigene Schule und erzeugt darin nicht minder neue Erscheinungen wie durch seinen Geist. Die Kunst ist deshalb eine unerschöpfliche Schatzkammer. Worin sich nun D. in technischer Beziehung auszeichnet, dies ist die Behandlung des Anschlags, unter welchem das im Ganzen konzerne Klavier eine nie geahnte Sonorität erhält und der Klang der Taste gleichsam zum Gesangton anschwillt; es ist ferner das hinreissende Feuer, dessen gewaltiges Dahinfluthen doch auch wieder nicht auf Kosten eines eleganten und einschmeichelnden Vortrags geschieht; es ist die noch nie dagewesene Bravour seiner Oktaven und Doppelgriffe und endlich die elastische Kraft, die völlige Unabhängigkeit und Ausdauer seiner linken Hand, welche die rechte überflüssig zu machen scheint. Es liegt allerdings eine Wahrheit in dem Witze, daß D. zwei rechte Hände hätte, oder, wie sich Saphir ausdrückt: „Ihre Linke das wäre mir gerade die Rechte!" Die Richtung seiner Compositionen ist eben so wenig auf Effecthascherei abgesehen, wie die seines Spiels. Er componirt nicht, um hier Ohren zu kitzeln und dort Nerven zu erschüttern. Er hat etwas gelernt und bringt sein Wissen mit seinen Empfindungen in eine edle Harmonie. Davon legen seine sämmtlichen Compositionen Zeugniß ab, denn leichteste und gefälligste nie des innern Gehaltes entbehrt. In seinem Konzert am 1. Nov. im hiesigen Schauspielhause hatten wir Gelegenheit, das Gesagte anzuerkennen. Der Konzertsatz in C moll mit großem Orchester ist ein in sich abgerundetes Tonstück und gleicht einem epischen Gedicht voll kräftiger Gedanken. Die Klavierpartie ist mit der Instrumentation so verwebt, daß, wie in den Konzerten der älteren Componisten, eines durch das andere gehoben wird und Werth erhält. Die soliden Schwierigkeiten werden also auch nur auf den gebildeten Zuhörer Wirkung machen. Die drei Sätze seiner D moll-Sonate sind ruhiger gehalten. Sein Vortrag hat hier das Außerordentliche bewirkt, nämlich ein großes Publikum für die solide Form der leider ganz vernachlässigten Sonate wieder empfänglich zu machen und sein Interesse daran zu steigern. Dies sey ein Vorbild für viele Klavierspieler, die sich nur im hüpfenden Genre der Modemusik à la Bellini und Donizetti bewegen und gefallen. Wir danken ihm, daß er die vergessene Sonate wieder zu Ehren bringt. Das C moll-Konzert ist bei Schott in Mainz erschienen und die Sonate wird so eben in demselben Verlag gestochen. In den drei folgenden Pieçen weicht D. ganz von der etwas trüben Stimmung ab, welche jene Compositionen beherrscht. Tremolo (Lied ohne Worte), Campanella und englische Nationaltänze sind allerliebste Erfindungen und gewähren dem Pianisten tausend Gelegenheiten, sich in dem glänzendsten Licht zu zeigen. Hier tändelt und kosel D., ohne seinen edlen Styl zu verläugnen, hier ist Leben und Färbung. Die Variationen über God save the Queen ist jenes Capriccio für die linke Hand, dessen Production wohl noch unerreicht dasteht. Wir hören das wohlbekannte Thema in tiefgründenden Mitteltönen, von Passagen rings umgeben. Wir glauben, eine Harmonie zu vier Händen zu vernehmen. Das Haus war nicht so besetzt, als man erwartet hatte, aber der Künstler wurde von den anwesenden Musikfreunden rauschend und wiederholt gerufen. E. G.

Correspondenz.

Kassel, im Oct.

(Fortsetzung.)

Das Rathhaus zu Köln und der Marktplatz zu Lemgo von Osterwald aus Minden sind von einer merkwürdigen Ausführung, alle Einzelheiten sind mit vollkommener architectonischer Kenntniß und dem zartesten Pinsel ausgeführt; nur fehlt es im Ganzen an malerischer Wirkung und erinnert so stark an das Daguerreotyp, daß man in Versuchung kommt, dem Künstler die Benutzung dieses Instrumentes zuzutrauen. — Von dem Hofbaueneducteur Engelhardt war zwar wieder ein schönes italienisches Architectur zu sehen; es gab aber zu dem bis jetzt ungeschlichteten Streite Veranlassung, ob es den Erwartungen eines so schönen Talents auch wirklich entsprechend zu finden sey. — Im Fache der Thiermalerei hatten sich die Pferdestücke unseres Wenderoth eines verzüglichen Beifalls zu erfreuen. Gewissenhaftere und naturgetreuere Ausführung ist wohl nicht denkbar und wenn der noch sehr junge Künstler erst eine größere Freiheit und Variation in der Zusammenstellung, so wie eine mehr das Ganze beherrschende Behandlung erworben haben wird, so dürften seine Stücke zu den vorzüglichsten in diesem Genre gerechnet werden. — Unter den eigentlichen Genrebildern ist Sommer's Familienscene eine höchst verdienstliche Arbeit, obgleich ihre Vorzüge mehr in einem glücklichen Anschließen an die älteren Niederländer als in einer erquicklichen Eigenthümlichkeit bestehen. — Nahl's Sultan und Sultanine ist, was Farbe und Beleuchtung betrifft, ein Bildchen von ungemeiner Wirkung; alle Details sind mit besonderer Feinheit und Eleganz ausgeführt und der Contrast von Mond- und Sonnenlicht höchst schlagend. Seinem sterbenden Araberfürsten haben wir, wegen seiner gar zu modern französischen Anklänge weniger Geschmack abgewinnen können. Ein größeres Gemälde von demselben jungen Künstler sollte zwar seines Gegenstandes nach, der sächsische Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen, der Geschichtsmalerei angehören, fällt aber seiner Auffassung und Behandlung halber in die Kategorie des Genre, mit welcher Behauptung wir aber keineswegs seiner technischen Vortrefflichkeit zu nahe treten wollen. Möchte es diesem höchst talentvollen, in der Technik schon zur Meisterschaft gereiften jungen Künstler in Zukunft gelingen, mit seinen Bildern uns die Ueberzeugung aufzunöthigen, daß seine Begeisterung sich an den Inhalt ihrer Gegenstände und nicht an die bloße Außenseite, an die Garderobe derselben, knüpft. — Zwei andere historische Gemälde von hessischen jüngeren Künstlern, Siegfried's Abschied von der Chrimhilde von Louis des Coudres und die verstoßene heilige Elisabeth von Bauer, stehen zwar in technischer Beziehung den Nahl'schen Arbeiten bei weitem nach; sie verfehlen aber deßwegen doch nicht, auf das Gemüth einen starken Eindruck hervor zu bringen. Namentlich ist die große Simplicität und schöne Gruppirung zu dem Bilde von Bauer voller Würde. — Gunkel, der von Natur begabteste unter den jungen hessischen Künstlern, hat zwei kleine Bildchen von schöner Intention und Färbung geliefert, man muß aber bedauern, daß er unter seinen vielen schönen Skizzen nicht die bedeutendsten zur Ausführung gewählt. — Ein Bild von Glinzer hat viele Anfechtungen zu erleiden; dem Einen ist der Gegenstand nicht klar genug, dem Andern wieder so klar, daß dem Künstler sogar der Vorwurf einer absichtlichern Indecenz gemacht wird und über diesem Hin- und Herstreiten werden die großen Schönheiten des Colorits, mit denen das Bild begabt ist, übersehen.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 8. Nov. Zweites und letztes Vocal- und Instrumental-Konzert des Hrn. Alexander Dreischock. Vorher geht: Das Porträt der Geliebten, Originallustspiel in 3 Abth., von L. Fridmann.

Donnerstag, 9. Nov. Faust, große Oper in 2 Abth., Musik von Spohr.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 310. Freitag, den 10. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Ein leises Klopfen an die Thüre entriß Katharina plötzlich ihren schmerzlichen Gedanken; mit einem Satze sprang sie in die Höhe, denn sie hatte Meister Loubet an der Art zu klopfen erkannt. Er war es auch wirklich. Katharina schrok zurück, als sie ihn sah; dann warf sie sich, in Thränen gebadet, in seine Arme und rief:

„O, mein Gott! Ihr seyd krank gewesen, Vetter Jakob!.. Wie seyd Ihr verändert! . . .“

Er weinte auch.

„Wie geht es meiner Mutter?“ seagte er, indem er sie auf die Stirne küßte.

Sie schauderte zusammen, schlug die Augen gen Himmel und drückte ihm krampfhaft die Hände. Er verstand sie sogleich.

„Todt!“ hauchte er leise, indem er vernichtet in seinen Sessel sank.

Es trat eine lange Stille ein, welche nur durch Schluchzen unterbrochen ward. Neben Meister Loubet knieend, fand Katharina keine Worte, um ihn in einem so großen Schmerze zu trösten. In dem bleichen, abgemagerten Gesichte des Advokaten lag ein unglückverkündender Ausdruck, welcher das junge Mädchen erstarren machte. Von Angst ergriffen, wagte sie keine Frage; endlich nach langem Zögern rief sie aus:

„Und meine arme Schwester? . . . .“

„Marius Magis hatte gelogen,“ erwiederte er kurz; „sie ist nicht mit dem Hauptmann Lansac gegangen.“

„O,“ rief Katharina mit einer freudigen Bewegung, „ich wußte wohl, daß dieses eine nichtswürdige Verläumdung sey. Arme Schwester! Aber sie ist doch auch nicht hier! Niemand hat sie wieder gesehen! Wo ist sie denn nur?“

Der Advokat war aufgestanden; er warf einen fieberhaften Blick um sich, und fuhr dann mit der Hand nach der Stirne, gleichsam als wolle er seine Gedanken sammeln.

„Katharina,“ sagte er mit Anstrengung, indem er ihr näher trat, „Du kennst unser ganzes Unglück noch nicht; ich befinde mich in einer schrecklichen Lage; ich muß Frankreich verlassen... es handelt sich um mein Leben . . . . Morgen reise ich ab.“

„Ich begleite Euch.“

„Nein, Katharina, nein, das ist unmöglich. Ein Flüchtling, der vielleicht bald von allen Seiten verfolgt werden wird, weiß ich nicht, ob es mir gelingen wird, mich zu retten.“

Von Entsetzen ergriffen, hörte sie ihn an, ohne seine sonderbaren Worte zu verstehen, und hatte doch nicht das Herz, eine Frage zu wagen.

„Legt Euch nieder, Katharina,“ sagte er, „ich bleibe hier, denn ich bedarf der ganzen Nacht, um meine Sachen zu ordnen.“

Da warf sie sich zu seinen Füßen und rief:

„Laßt mich bei Euch wachen. Jakob, es liegt etwas in Eurer Miene, das mich mit Angst erfüllt. Mein Gott, was ist denn geschehen? warum wollt Ihr mir nichts sagen? Ich bin kein Kind mehr, und Ihr könnt Euch auch auf mich verlassen.“

Er ließ sie neben sich niedersitzen und sagte:

„Wenn Ihr wüßtet, wie weh mir Euer Kummer thut! Ich bin schon so sehr zu beklagen.“

Sie trocknete schnell ihre Thränen ab, und suchte ihrem Schmerz Einhalt zu thun. Aber ihr Herz strömte über; es war gebrochen durch den Gedanken an diese nahe Trennung.

„Katharina, erzählt mir von meiner armen Mutter,“ sagte der Advokat nach einer Pause.

Welche Nacht! In dem Lehnstuhl sitzend, überließ sich das junge Mädchen einer dumpfen Verzweiflung. Der Advokat schrieb stehend an seinem Schreibpult; von Zeit zu Zeit floß eine Thräne über seine Wange, und er flüsterte: „Meine arme Mutter!“

Als der Tag graute, berührte er Katharinens Schulter und sagte:

„Base, hier auf meinem Schreibpult liegen Papiere, die Euch betreffen: das Testament meiner Mutter, welches Euch in Ermangelung meiner, ihrem Erben von Rechtswegen, zu ihrer Universalerbin ernennt; auch noch andere Akten, die Euch die Gerichtsleute erklären werden, und endlich die Adresse, welche Ihr auf Eure Briefe setzen müßt, damit sie mir sicher zukommen können. Jetzt müssen wir uns trennen, liebe Katharina! Gott mache Euch so glücklich, als ich zu beklagen bin.“

Sie weinte nicht mehr, sie betete mit gefalteten Händen, vor dem Sessel knieend. Der Advokat küßte sie auf die Stirne und sagte mit gebrochener Stimme:

„Gutes Kind, Du warst der Schutzengel, den Gott unserm Hause gegeben hatte, und bleibst jetzt allein darin zurück! Lebe wohl! Lebe wohl!“

Er verließ die Stadt, und gelangte in das freie Feld; es

Digitized by Google

blieb ihm noch ein Lebewohl zu sagen, und er eilte, es mit Gefahr seines Lebens zu thun. Die Marquise bewohnte seit einigen Tagen ihr Landhaus, das, eine halbe Stunde von Aix entfernt, in einem herrlichen Thale lag, dessen frische Vegetation durch einen Bach unterhalten ward, der stets im Schatten hoher Bäume murmelte; die südliche Flora hatte ihr reiches Füllhorn in diesen Gärten, längs diesen Wiesen und auf den Abhängen der mit Tannen besetzten Hügel ausgeleert.

Das Landhaus lag hinter großen Kastanienbäumen versteckt; durch eine gewundene Allee, die auf beiden Seiten mit Cypressen und spanischem Ginster eingefaßt war, gelangte man dahin.

Der Advokat irrte den ganzen Morgen in den Bosketts herum; er hatte den Kopf so zu sagen verloren; Ermüdung und Schmerz hatten alle seine Fähigkeiten abgestumpft; er ging mechanisch dahin, als würde er von unsichtbarer Hand fortgestoßen. Gegen Mittag schlug er den Weg nach dem Landhaus ein.

Die Marquise war allein in einem großen Saal, dessen herabgelassene Jalousieen die Sonnenstrahlen brachen; es herrschte ein sanftes Licht darin, demjenigen ähnlich, welches eine Alabasterlampe hervorbringt. Die grau in grau gemalten Figuren auf den Wänden traten in diesem Halbdunkel gleich einer phantastischen Dekoration hervor. Die Marquise lag in ihren Trauerkleidern auf einem Ruhebette. Sie bebte, als ihr eine ihrer Frauen den Advokaten Loubet anmeldete, und sich plötzlich in die Höhe richtend, sagte sie: „Was will er von mir?"

Er trat ein. Als die Marquise ihn so bewegt und entstellt sah, ward sie von einem vagen Entsetzen ergriffen.

„Guten Tag, Meister Loubet," sagte sie, indem sie sich zu lächeln zwang; „Ihr seyd lange nicht bei mir gewesen."

Er trat ihr zitternd näher und erwiederte mit dumpfer Stimme:

„Ich habe eine Reise gemacht, eine unselige Reise, Frau Marquise, und jetzt gehe ich wieder fort . . ."

„Auf kurze Zeit, ohne Zweifel?"

„Vielleicht auf immer."

Mehr von seinem Aussehen, als von dem, was er sagte, ergriffen, sah sie ihn an, und murmelte einige unverständliche Worte.

„Ich wollte Euch Lebewohl sagen," hob er wieder an; „ich wollte Euch sagen, was Ihr morgen durch die öffentliche Stimme erfahren haben würdet; ich fliehe in ein fremdes Land, denn ich habe ein Duell gehabt, und hatte das Unglück, einen Menschen zu tödten."

Der Marquise entfuhr ein schwacher Ausruf, und sie wendete das Gesicht ab.

„Man wird sagen, ich hätte diesen Menschen getödtet, um die Ehre meiner Familie zu rächen," fuhr der Advokat fort, „und ich werde es die Welt glauben lassen; aber Euch will ich die ganze Wahrheit eingestehen. Der Schändliche wagte es, vor mir zu sagen, er sey Euer Geliebter . . . Ich habe Euch gerächt, Madame."

„Ihr habt Lansac getödtet! Lansac ist todt! . . ." rief die Marquise, indem sie sich in ihrer ganzen Höhe aufrichtete.

Es trat eine Pause ein. Frau von Argevilliers wollte noch sprechen, aber ihre Stimme erstarb; eine furchtbare Verzweiflung gab sich in ihren Gebärden und in ihren Blicken kund.

„Ha! er hatte die Wahrheit gesagt!" rief der Advokat, von namenloser Bestürzung erfaßt.

Die Marquise war bewußtlos hingefallen. Er betrachtete sie mit stumpfsinnigen Augen, dann ging er langsam aus dem Hause und floh durch das Feld.

(Fortsetzung folgt.)

Sonderlinge.

In unseren Tagen, wo die Unterschiede der Stände stets mehr verschwinden und sich Alles mehr und mehr nivellirt, werden auch die Sonderlinge immer seltener. Wohl am geringsten ist ihre Zahl in Frankreich, weil dort die Herrschaft der Mode und der feinen Sitte die Excentricitäten am meisten mildert, und weil der Franzose nichts mehr fürchtet, als sich lächerlich zu machen. In Deutschland und England findet man die Sonderlinge häufiger, einestheils weil die Bewohner dieser Länder ihre Eigenthümlichkeiten mehr zu bewahren und entschiedener hervortreten zu lassen pflegen, und anderntheils, weil man hier über die Sonderbarkeiten und Launen der Individuen ein minder strenges Gericht hält. Jedenfalls der günstigste Boden für die Sonderlinge ist England, wo der originellen Entwickelung und der persönlichen Coprice der weiteste Spielraum vergönnt ist. Dort hält sich Keiner für gezwungen, sich in der großen Mühle mahlen zu lassen, wo tausend Andere gemahlen werden, und Jeder darf seinen philosophischen, misanthropischen, philanthropischen Ideen, seinen tollen, gelehrten, nützlichen oder nutzlosen Träumereien ungestört nachgehen; Einer kümmert sich wenig um den Andern, und Jeder ist gewohnt, sich als Herr in seinem Kreise zu benehmen und zu bewegen. Der Hang der Engländer zu außerordentlichen Wetten bringt allein schon eine Masse von Sonderbarkeiten hervor. Der Eine wettet, daß er in einem von Hunden gezogenen Wagen einem mit Pferden bespannten den Rang ablaufen will, und der Andere macht ähnliche Versuche mit Schweinen oder Ziegen; Dieser verpflichtet sich, eine Meile auf Händen und Füßen zurückzulegen, und Jener fünf Meilen in einer Stunde, während er rücklings zu Pferde sitzt, das Gesicht nach den Hinterfüßen des Pferdes gewendet. Dort fällt Einer in die Themse, und man wettet, ob er ertrinken, ob er sich durch Schwimmen helfen, oder ob er durch einen Schiffer gerettet werden wird, und es ist sogar schon vorgekommen, daß zwei Engländer gewettet haben, ob eine Mücke an der Wand bei ihrem Aufflug sich nach der rechten oder nach der linken Seite wenden werde. Zwei Mitglieder eines Clubbs wetteten einmal 100 Dukaten, ob der nächste Fiaker, welcher erschiene, eine gerade oder ungerade Zahl als Nummer tragen würde. Man könnte mit dergleichen Bizarrerien ganze Bogen füllen und würde doch nur den kleinsten Theil erzählt haben.

Um nun auf unsere Sonderlinge zu kommen, so war einer der auffallendsten derselben jener Mann, dem nichts über die grüne Farbe ging. An ihm und um ihn mußte Alles grün seyn. Grün waren seine Kleider, sein Hut, seine Brille, seine Halsbinde; grün sein Zimmer, seine Vorhänge, seine Meubles und seine Betten. Im Winter verließ er nur selten sein Zimmer, weil die grauen Nebel, der weiße Schnee und das schillernde Eis ihm nicht zusagten; groß aber war seine Freude, wenn im Frühling Wald und Flur wieder zu grünen begannen. Zu sehr sollte man sich übrigens über diese Liebhaberei nicht wundern, da es ja auch Leute genug gibt, die sich Jahre lang schwarz

Digitized by Google

kleiden und immer der schwarzen Farbe den Vorzug geben, ja sogar gewöhnt sind, Alles in der Welt schwarz zu sehen.

Von einem reichen Kaufmann in Liverpool wird erzählt, daß ihm der Klang jeder Art von Schellen zuwider gewesen, und daß er daher die Gewohnheit gehabt habe, seine Diener mittelst des Abfeuerns einer Pistole herbei zu rufen. Die Wahrheit dieser und ähnlicher Sonderbarkeiten wollen wir nicht verbürgen. Bekannt ist die Geschichte jenes Londoner Banquiers, welcher einen Neffen zum Erben seines großen Vermögens einsetzte, unter der Bedingung, daß dieser jeden Tag zur bestimmten Zeit die Börse besuchen und dort eine Stunde verweilen müsse. Dies war eine harte Bedingung, und nur im Falle einer Krankheit durfte er wegbleiben; nur an Sonn- und Feiertagen konnte er London verlassen, und ein solcher Zwang mußte ihm höchst lästig erscheinen. Von Lord Rokeby, der im vorigen Jahrhundert lebte, wird erzählt, daß er die Aerzte nicht ausstehen konnte, sie nie über die Schwelle seines Hauses kommen ließ, und sein einziges Heilmittel, wenn er erkrankt war, im Wasser suchte, das er leidenschaftlich liebte. Bei den Engländern sind ferner die Beispiele solcher Leute nicht selten, die inmitten des größten Reichthums allen Genüssen desselben entsagen und sich eine bis auf's Aeußerste getriebene Sparsamkeit auferlegen. Zu ihnen gehörte ein in London lebender Millionär, welcher die schönsten Häuser besaß, aber nur ein Winkelchen für sich übrig behielt, groß genug, um ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl darin unter zu bringen. Ein Anderer war so geizig, daß er Alles entbehrte, und fast einzig von Wasser und Brod lebte, dagegen aber scheute er sich nicht, große Summen auf den Ankauf alter Handschriften und seltener Bücher zu verwenden, und in dieser Beziehung konnte man ihn einen königlichen Verschwender nennen. Georg Schoyn, der zu Anfang der Herrschaft Georg's III. lebte, galt für einen der witzigsten Köpfe seiner Zeit und seine bon mots waren gefürchtet. Er hatte aber die Sonderbarkeit, nichts lieber zu sehen, als Hinrichtungen, welchen er mit wahrer Leidenschaft nachging. In allen Theilen des Landes hatte er Freunde und Bekannte, welche ihm berichten mußten, wann irgendwo Einer vom Leben zum Tode befördert wurde, worauf er dann eilig Postpferde nahm, um seinem Lieblingsschauspiel beiwohnen zu können.

In der Bretagne lebte ein Edelmann, der eine wirklich höchst sonderbare Gewohnheit hatte. An jedem Sonntag nämlich bestimmte er genau, wie er die beginnende Woche verwenden wolle. In ein großes Buch schrieb er ein, was er an jedem der folgenden Tage vorzunehmen gedachte, was er arbeiten, was lesen und schreiben, wen er besuchen, wen zu sich einladen, wohin spazieren gehen, und wohin er reisen wolle. Dies Alles wurde möglichst genau und nach der Uhr bestimmt, und nur eine Abhaltung von höchster Wichtigkeit oder ein unüberwindliches Hinderniß waren im Stande, ihn zu einer Aenderung des ein Mal entworfenen Wochenplanes zu bringen. Nur dann war er zufrieden, wenn am Ende der Woche Alles genau so gegangen war, wie er es vorher angeordnet hatte; während der entgegengesetzte Fall seinen Verdruß bis auf's Höchste steigerte. Sein Eigensinn in dieser Beziehung soll furchtbar gewesen seyn. Auch kann man sich leicht denken, daß er oft in Situationen gerieth, die für ihn und Andere unangenehm, wohl auch sehr komisch waren.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

So gar arg ist's doch mit der Gefährlichkeit der Eisenbahn nicht. Kürzlich feierte die Potsdamer Eisenbahn ihr erstes Jubiläum; da bei den Eisenbahnen Alles schneller geht, so feiern sie ihr Jubiläum schon nach fünf Jahren. Dabei wurde gerühmt, daß seit den fünf Jahren in 21,000 Fahrten etwa drittehalb Millionen Menschen befördert und davon nur zwei leicht verletzt worden seyen. Im Wagen?

(Bern.) Ein am 10. Oktober mit seinem Aufseher dem Zuchthaus in Ludwigsburg in Würtemberg entwichener Sträfling, Namens R. Jäger, kam hier vor kurzem in einer Kutsche als Graf Normann von Ehrenfels an, und wußte in dieser erdichteten Eigenschaft da und dort den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken, bis der Betrug entdeckt und der Graf bis auf weitere Verfügungen von betreffender Seite ins Gefängniß gesteckt wurde. — Ein ebenfalls falscher Baron Deschamps, der sich auf ähnliche Weise in der Stadt Bern umhertrieb und drei Orden trug, wurde fast gleichzeitig als ein Betrüger erkannt, wußte aber der Polizei noch zu rechter Zeit zu entwischen.

Am Mittwoch, den 18. Okt., hat ein Geschwisterpaar aus dem K. Bern, welches den verwichenen Sommer in Hospenthal als Knecht und Magd diente und nun wieder vereint nach seiner Heimath zurückkehren wollte, auf den Höhen des Sustenberges, den zu besteigen man ihnen abgerathen hatte, durch Erfrieren den Tod gefunden. Die Magd hatte bereits den Rückweg angetreten. Sie konnte nur auf einige Augenblicke ins Leben zurückgerufen werden.

Korrespondenz.

Kassel, im Oct.

(Schluß.)

Ein großer Carton von Kolbe in Berlin macht zwar Ansprüche auf eine heroische Composition, allein die vielen, und man muß sagen, schönen Episoden drücken den Hauptgedanken und gewähren den Hauptfiguren eine zu sehr beschränkte Räumlichkeit. Außerdem entbehrt die Zeichnung der Figuren das zweite Erforderniß einer historischen Composition, den Styl. Noch weniger glücklich auf dem so schwierigen Felde der Historie ist das Unternehmen des Hrn. Academiedirektors Ruhl, die Geschichte Roms oder vielmehr die Geschichte des heidnischen und katholischen Roms auf einem Blatte darzustellen. Der Bildungsgang des Hrn. Ruhl ist eine gar wunderliche Erscheinung. Einst übertreibender Anhänger der neu-altdeutschen Schule, ist er vom Romantismus zur Perücke und endlich zum Zopf zurückgekehrt; denn seine Allegorie der Roma gleicht auf's Haar jenen Compositionen, womit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ausgaben großer Druckwerke im Eingange verziert wurden.

„Zeit gepuderter Perücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbeer'n drücken,
Steige auf in alter Pracht!"

Wenn übrigens die Orthodoxie gegen den katholisch seyn sollenden Theil dieser Composition nichts einzuwenden findet, so dürfte vielleicht der päbstliche goldene Sporn die Belohnung für einen Protestanten seyn, welcher es unternommen, den römischen Katholizismus bildlich zu apotheosiren und sein Werk, wie wir vernehmen, Sr. apostolischen Heiligkeit zu widmen. Wunderliches Gemisch der Zeit, wo Protestanten ästhetisch-artistisch katholisiren, während Katholiken selbst protesti-

Digitized by Google

ren! Die Unmannhaftigkeit unserer Tage hat sonderbare Gelüste. — Die übrigen vaterländischen Künstler hatten nichts geliefert, ob Mangel an Fleiß oder andere Umstände dir Ursachen gewesen, wissen wir nicht zu entscheiden. Aubel, Grimm, van der Embden, Primavesi, Brauer und Lingelbach sind gar nicht erschienen. Müller der ältere war nur durch seine Schüler vertreten und wir müssen gestehen, daß von seiner Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer die heurige Ausstellung einen vollen Beleg geliefert hat; denn Dallwig, Wenderoth, Fink, Bauer, Stiegel, des Coudres und Euler, welche alle mit bemerkenswerthen Leistungen dirsesmal hervorgetreten, sind seiner Schule angehörig oder aus ihr hervorgegangen. Am Schlusse unserer rhapsodischen Ueberschau müssen wir noch der Familienbildnisse der geschickten Tochter unseres wackeren Embden gedenken. Ein reiches Figurenbild von der Hand der jungen Künstlerin mußte selbst den strengsten Kunstfreund fesseln, besonders durch seine ungeschminkte herzliche Wahrheit. Wenn es nun dem aufmerksamen Leser aufgefallen seyn sollte, daß unsere Rezension sich vorzugsweise mit hessischen Künstlern beschäftigt hat, so möge ihm zur Erläuterung die Versicherung dienen, daß auch in der That diesesmal die hessischen Künstler den ersten Rang behaupteten, eine Erscheinung, die wohl geeignet seyn dürfte, den Hoffnungen auf eine vaterländische Kunst einigen Bestand zu verleihen, um so mehr, als es meistens junge strebende Talente waren, wenn wir überhaupt der Kunst unserer Zeit eine große Zukunft vorauszusagen den Muth hätten. Unsere Zweifel sind aber darauf gegründet, daß man der Kunst noch immer ein anderes Feld als das der großen heiligen Wahrheit zuweisen will.

Hamburg, im Nov.

Das „Neue Theater."

Dieser neue Musentempel, nach dem Entwurfe des Pariser Architekten A. Meuron und unseres hiesigen Architekten F. G. Stammann unter deren specieller Leitung von den Zimmermeistern Schäfer und von der Sahl ausgeführt, gränzt mit seiner Fronte an das Alsterthor (der neuen Markthalle gegenüber) und mit der einen Seite an die kleine Rosenstraße. Derselbe hat an der Fronte eine Breite von 75 Fuß, eine Tiefe von 180 Fuß und ist außer dem Parterre 3 Stock hoch. Der Zuschauerraum, welcher so eingerichtet ist, daß er 1400 Personen fassen kann, hat vom Parterrefußboden bis unter den Plafond eine Höhe von 46 Fuß. Die Bühne selbst ist 80 Fuß breit, 60 Fuß tief und 28 Fuß hoch (die Höhe vom Podium bis zum Schnürboden beträgt 62 Fuß). Der Raum für die Zuschauer besteht aus dem Parterre, nach vorne mit einigen Reihen Sitzen zum Parquett abgetheilt und nach hinten mit Parterrelogen versehen; dem ersten und zweiten Range, wovon vor dem ersten ringsum ein Balkon sich erhebt, und der Gallerie. Außerdem sind, gleichwie im Stadttheater, zu beiden Seiten des Prosceniums Theaterlogen angebracht. Unten in der Vorhalle befinden sich zu beiden Seiten ein Büffet und die Kasse, so wie zwei bequeme Treppen, zu den Logen führend. Im ersten Stock ist über dieser Vorhalle ein geräumiger Versammlungssaal, von einigen Zimmern umgeben; im zweiten und dritten Stock über derselben ist die Wohnung des Direktors Maurice eingerichtet. So viel sich nun nach dem bis jetzt großentheils noch unvollendeten äußern und innern Zustande dieses neuen Theaters urtheilen läßt, so dürfte die äußere Form die des Stadttheaters überbieten und dasselbe als eine Zierde des neuen Stadtviertels dastehen, während es im Innern an Bequemlichkeit jenem nicht nachstehen und die innere Ausschmückung gewiß sehr geschmackvoll werden wird, indem dieselbe, so wie die Anfertigung des Vorhangs einem geschickten Pariser Maler, Hrn. Chenilton, übertragen ist. — Um übrigens dem Publikum alle Furcht zu nehmen, die durch den frühern Sturz eines Pfeilers der Façade hie und da rege geworden, und um sich selbst über die Solidität des Baues sicher zu stellen, hat Hr. Maurice acht Tage lang auf der Gallerie und in den Rängen ein Gewicht von 180,000 Pfund vertheilt und liegen lassen. Die Probe ist, wie zu erwarten war, sehr gut ausgefallen. — In der zweiten Woche des Novembers nun soll dieses neue Theater eröffnet werden. Die Darstellungen werden beginnen mit einem „humoristischen Zwiegespräch" anstatt des Prologs und einem dreiactigen Lustspiele: „der Freundschaftsdienst" (Bearbeitung des alten Lustspiels von Jünger: „die Entführung."). Was das künftige Personal betrifft, so sind die alten Mitglieder engazirt geblieben und ziehen in das neue Haus mit hinüber. Es finden sich viele fleißige und tüchtige Künstler unter ihnen: Meixner (Bonvivant), Goppe und Landt (Charakterdarsteller), Fichtmann, Bov (Liebhaber), Wilke (Komiker, der verzogene Liebling des Publikums), Meyer, Wratzke ꝛc., so wie die Damen Wintter, Wilke, Meixner und Rutza. Neu engagirt sind: die Damen Keller, Herrmann (Tochter des Uebersetzers, früher in Frankfurt), Scheurig, Stavenow, Hübsch, Ostermeyer und Albert; die Herren Meixner als Regisseur (früher am Berliner Königstädtischen Theater) und der Komiker Börner. — Für den Tanz sind die bekannte Familie Kobler, die Damen Rott und Hübner gewonnen, sammt vielen Figuranten und Figurantinnen. Das Orchester wird aus 20 festangestellten Mitgliedern bestehen; wo es nöthig wird, soll es bis zu 40 Mann verstärkt werden. — Möge Fortuna und die heitere Muse diesem „neuen Theater" hold und günstig seyn, wie früher dem so beliebten — Hoftheater.

Charade.

Die erste Sylbe fließt,
Die beiden Letzten kriechen;
Das Ganze aber schließt
In sich ein gutes Riechen.

B—m. G. Buck.

Programm des Museums.

Freitag, den 10. Nov.

(Zum Erstenmale): Sinfonia appassionata in F moll, von Aloys Schmitt.

Dramatische Vorträge aus Shakespeare und Calderon; gelesen von Hrn. Baison. (Siebenter Vortrag: Scenen aus Calderon's „Richter von Zalamea.")

Ave Maria, von Rückert; gesungen von Fräul. v. Knoll.

Lied mit obligater Violinbegleitung, vorgetragen von Fräul. v. Knoll und Hrn. Gollmick jun.

Rosen auf das Grab einer edlen Frau; Gedicht von Rückert; gesprochen von Mad. Johanna Hoffmann.

Quartette für Männerstimmen:

1. Der Mond, von Wessenberg, } in Musik gesetzt von
2. Licht und Wärme, von Sprüngli, } Schnyder von Wartensee.

Ouverture zum Sommernachtstraum von Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet. Karten für Fremde zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Nov. Faust, große Oper in 2 Abth., Musik von Spohr.

Samstag, 11. Nov. Hamlet, Prinz von Dänemark, Trauerspiel in 5 Akth., von Shakespeare, nach Schlegels Uebersetzung.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 311. Samstag den 11. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

An demselben Abend kam der junge Beauregard von Avignon zurück, und brachte die traurige Nachricht mit, daß der Advokat Loubet den Hauptmann Hektor von Lansac im Zweikampfe erstochen habe.

Marius Magis lief sogleich in das Gasthaus zum schwarzen Maulesel, wo sich bald alle Müßiggänger der Stadt versammelten, um die geheimnißvollen Umstände dieses Ereignisses zu commentiren. Das Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als der junge Beauregard auf seine Ehre versicherte, daß die schöne Loubette, welche seit vierzehn Tagen verschwunden war, nicht mit dem Hauptmann davon gegangen sey. Die Einen sagten, so habe sie irgend ein anderer Offizier mitgenommen; die Andern versicherten, sie thue Buße in einem Kloster. Mitten in diesem großen Zusammenflusse mühte sich Marius Magis sehr ab, um einige Wichtigkeit zu erringen; er stellte sich zur Verfügung des jungen Beauregard wegen aller zu thuenden Schritte behufs der Erbschaft des Verstorbenen. Sie war nicht erklecklich, denn er hinterließ gerade das Nöthige, um seine Schulden zu bezahlen.

Gleich am nächsten Morgen begaben sich Beauregard und Marius Magis in Begleitung eines Notars in den Garten, wohin noch Niemand seit der Johannisnacht gekommen war, denn es handelte sich darum, ein Inventarium des Geräthes in dem kleinen Pavillon aufzunehmen.

„Der arme Hauptmann! Gott sey seiner Seele gnädig!" sagte Beauregard, als er in den Garten trat. „Wer hätte seinem Leben und seinen Liebeleien ein so baldiges Ende vorausgesagt?"

Es hatte während der Nacht geregnet; das Laub zeigte das frischeste Grün; die Blumen öffneten sich glänzender; die Vögel zwitscherten in den Zweigen des Cytisusbaumes; Alles in diesem Umkreise war ruhig, lachend und milde.

„Das da ist eine dem Liebesgott geweihte Einsiedelei," rief Marius Magis, von einer mythologischen Reminiszenz ergriffen; „laßt uns die Zelle besehen!"

Er öffnete die Thüre des Pavillons, fuhr aber schnell wieder zurück, indem er einen lauten Schrei ausstieß; der Notar und Beauregard blickten sogleich über die Schulter des Parlamentsschreibers; aber mit emporgesträubten Haaren und Schweiß auf der Stirne, riefen sie zugleich: „Das ist entsetzlich!"

Der scheußliche Leichnam eines Weibes, das Gesicht zur Erde gekehrt, lag am Ende des Gemaches auf dem Boden, der mit großen Flecken eingetrockneten Blutes bedeckt war. Marius erkannte sogleich an den Kleidern, daß dieser entstellte Leichnam der der schönen Loubette war.

„Meine Herren," sagte er, die Thüre zuziehend, „wir müssen sogleich die Gerichte holen."

Eine Stunde später informirte die Justiz an dem Orte selbst, wo sich das Verbrechen begeben hatte. Neben der Leiche, die von mehreren Stichen durchstochen war, fand man einen schwarzseidenen Halbhandschuh und ein Messer mit einem Griff von Buchs, welches Beauregard schon auf dem Tische irgend eines Salons gesehen haben wollte.

Jedermann war in Erwartung und Bestürzung; keine dieser Indizien entdeckte den Mörder. Einige Stimmen erhoben sich, um den Hauptmann Lansac zu beschuldigen.

„Ich habe ihn am Johannisfest den ganzen Abend nicht verlassen," rief Beauregard mit aller Bestimmtheit. „Wir gingen zusammen nach dem Stelldichein, welches ihm die schöne Loubette gegeben hatte; er hat sie gerufen, er ist in dieses Gemach gegangen, und ich erinnere mich, daß, als er die Thüre schloß, er mir sagte: es herrsche ein Blutgeruch darin. Er hatte in der Dunkelheit nichts sehen können, aber Loubette war da, war schon todt . . . das bin ich überzeugt."

Da trat Marius Magis vor, und von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen, rief er mit ausgestreckter Hand und zitternden Lippen: „Ich sah am Johannisabend gegen zehn Uhr Jemand hier heraus gehen . . . . Ich weiß, wer das Verbrechen begangen hat . . . es ist Katharina Loubet . . . und ich bin bereit, meine Aussage vor Gericht zu unterschreiben."

IV.

Der Justizpalast der Stadt Aix war ein altes Gebäude, dessen neuerer Theil sich schon von mehreren Jahrhunderten herschrieb, der höchstere Theil desselben ward der Uhrthurm genannt. Es war ursprünglich ein prächtiges Mausoleum, welches dem Andenken einiger römischer Patrizier errichtet worden, die in der durch Cajus Sextius gegründeten Kolonie gestorben waren. Die alten Grafen hatten in die Ringmauern ihres Palastes das Monument mit eingeschlossen, welches die Barbarenhorden, deren Einfall die letzten Spuren der antiken Civili-

Digitized by Google

sation verlöscht hatte, unverletzt stehen gelassen hatten. Aber aller Glanz des Aufenthaltes, in dem die Berengars erzogen worden, in dem König René von Anjou gewohnt hatte, war längst dahin; in denselben Räumen, wo einst der Liebeshof seine galanten Aussprüche fällte, hielt jetzt das Parlament der Provence seine Sitzungen. Die Gefängnisse der verschiedenen Gerichtsbarkeiten befanden sich hinter den starken Mauern dieses Palastes, der während der römischen Herrschaft erbaut worden war; das am wenigst schreckliche befand sich im zweiten Stocke des Uhrthurms; die Sonne schickte um die Mittagszeit einen Augenblick ihre Strahlen hinein, und man hörte die Stunden von der Höhe des Thurmes ertönen.

Seit langen Jahren webten die Spinnen friedlich ihre Fäden an den schwärzlichen Wänden dieses Zimmers; eine Schwalbe baute außerhalb des kleinen Gitterfensterchens ihr Nest, und zwischen den Steinspalten wuchs ein magerer Busch gelber Levkojen hervor.

Dort war Katharina Loubet eingeschlossen, nachdem sie die erste Nacht in den schrecklichen Kerkern des untern Raumes zugebracht hatte. Dieses Gefängniß war für sie in Stand gesetzt worden. Das in einem Winkel aufgeschlagene Bett glich einem auf zwei Blöcken stehenden Sarg; ein Weihwasserkessel, nebst einem Kruzifix waren zu Kopfe desselben angebracht; vor dem Fenster stand ein wurmstichiger Tisch, worauf sich ein irdener Krug, ein Brod und einige Andachtsbücher befanden.

(Fortsetzung folgt.)

Sonderlinge.

(Schluß.)

Tom Rogerson, der Besitzer eines großartigen Vermögens, verzehrte in sechs Jahren 150,000 Liv. St. Er durchreiste ganz Europa einzig und allein in der Absicht, um es unter dem gastronomischen Gesichtspunkte kennen zu lernen und zu studiren. Er trieb es so weit, daß er eine enorme Summe aufbot, um einen berühmten Koch der Kaiserin von Rußland für seine Dienste zu gewinnen und der Monarchie abspänstig zu machen. Er hatte seine Emissarien in China, Mexico, Indien, Nord- und Süd-Amerika, und diese waren beauftragt, ihm die seltensten und kostbarsten Leckerbissen um jeden Preis zukommen zu lassen. So geschah es oft, daß ihn eine einzige Schüssel 50 — 60 Liv. St. zu stehen kam. Als auf diese Weise unter den raffinirtesten Tafelfreuden sein ganzes Vermögen verspeist und verpraßt war, und ihm nur noch Eine Ginee übrig blieb, kaufte er einen Ortolan, ließ denselben so fein als möglich zubereiten, verzehrte ihn mit dem besten Appetit, überließ sich darauf ganz ruhig der gehörigen Verdauung, nahm dann ein seidenes Tuch und erhängte sich daran.

Zu den interessanten Sonderlingen gehören auch diejenigen, für welche es keine größere Genüsse gab, als die, große Fußreisen durch die halbe Welt zu unternehmen. Einer derselben, der Kapitän Cochrane, ging mehrmals zu Fuß nach Kamtschatka und nach Aegypten, und dies geschah unter der Regierung Jacob's I., zu einer Zeit, wo das Fußreisen noch mit hundert Entbehrungen und selbst Gefahren verknüpft war, und wo man noch nicht an allen Landstraßen bequeme Herbergen und Gasthöfe fand. Ein Anderer, Thomas Corryat, durchlief ebenfalls zu Fuß ganz Europa und Asien, erlebte die wunderbarsten Abenteuer, und gerieth mehr als einmal in Lebensgefahr. Die Erzählung seiner Fußwanderungen ist im Druck erschienen und füllt drei Bände. Das Wandern war ihm so sehr zum Bedürfniß und die Ruhe so zur Last geworden, daß er es zu Hause kaum einen Tag lang aushalten konnte. Auf einem seiner Besuche, welchen er bei den Patagonen abstattete, ist er wahrscheinlich um's Leben gekommen, wenigstens hörte man nichts mehr von ihm, und da er, wie man sich denken kann, unbeweibt war, so nahm Niemand großen Antheil an seinem Schicksal, um so weniger, als er nicht zu den Reichen gehört hatte. Sogar von einem Blinden wird erzählt, daß er ein leidenschaftlicher Freund des Reisens gewesen und zwei Mal St. Petersburg und Neapel besucht habe. Wenn er auch der schönen Aussichten nicht froh werden konnte, so fand er doch Gefallen daran, den Ort und die Luft zu wechseln.

Ein gewisser Kieselack hatte, gleich dem oben Genannten, eine mächtige Reiselust, doch geringere Neigung, Strapatzen und Gefahren zu erdulden. Während des Winters lebte er höchst einfach und sparsam in einer Wiener Vorstadt, und war bemüht, Ersparungen zu machen, um damit später wandern zu können. Sobald die ersten Lerchen schwirrten, nahm er Reisehut und Wanderstab und pilgerte durch die Gebirgsketten von Tyrol und Steyermark, Ungarn und Böhmen, mit denen er nach und nach so bekannt wurde, wie mit den Straßen von Wien. Dabei hatte er die Eigenheit, seinen Namen in die Bäume und Felsblöcke der höchsten Berge hundertfach einzuschneiden und einzugraben. Er pflegte scherzend zu sagen, daß sein Name wohl der höchste im Lande sey und im hohen Ansehen stehe. Er besaß seltene Kenntniß in Botanik und Mineralogie, die er praktisch erlernt hatte. Erst mit den letzten welkenden Blättern kehrte er nach Wien zurück und verbrachte dort den Winter in gewohnter Weise. — Eine der auffallendsten Eigenheiten besaß jener Engländer, welcher jede Nacht unter einem anderen Dache und in einem andern Bette schlafen mußte. So durchwanderte er alle Hotel's und Gasthöfe von London und den sämmtlichen großen Städten der drei vereinigten Reiche, dann der kleineren und der Dörfer, jede Nacht in einem anderen einkehrend und mit jedem neuen Tage weiter ziehend. Bei diesem unstäten Leben, das für tausend Andere zur Qual geworden wäre, fühlte er sich behaglich, studirte die Welt und die Menschen, ihre Sitten und Gebräuche, und war unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten, die er selber erlebt hatte. Heute in einem vornehmen Hotel und morgen in einer ärmlichen Dorfschenke, so gefiel es ihm am besten, und nichts konnte er weniger leiden, als die Eintönigkeit des Daseyns. — Den grellsten Kontrast bildet Jener, der, obwohl frisch und gesund, Jahre lang das Bett nicht verließ und sich von aller Welt durch freiwillige Einsamkeit absonderte, oder jener Gelehrte, der nie aus seiner Studirstube kam und dessen einziger Umgang seine Bücher waren; ihn hätte kein härterer Schlag des Schicksals treffen können, als wenn er gezwungen worden wäre, seine ihm liebgewordene Wohnung mit einer andern zu vertauschen.

Wir würden Bogen füllen können, wollten wir mit Aufzählung solcher und ähnlicher Sonderlinge fortfahren. — Ein Millionär durchzieht aus Liebhaberei ganz England als Schornsteinfeger; ein Anderer verschließt sein Haus jedem weiblichen Wesen und verlebt fünfzig Jahre, ohne mit irgend einer Koch-

Digitized by Google

ter Eva's nur ein Wort zu wechseln. So treibt es jeder von diesen Sonderlingen auf seine eigene Weise und fühlt sich dabei glücklich. Gewohnheit wird zur anderen Natur und gleicht Alles aus. Genau betrachtet, sind alle Menschen Sonderlinge, nur daß ihre eigenthümlichen Gewohnheiten nicht so stark hervortreten, und daß von ihnen nicht viel gesprochen wird. Der aufmerksame Beobachter wird genug Gelegenheit finden, die hier eröffnete Galerie durch neue Portraits aus seiner Umgebung zu erweitern und zu vermehren. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die Vorlesungen über den thierischen Magnetismus werden nun bald (den 14. d.) beginnen, und obgleich die Aufgabe, die sich Hr. Dr. Schwarzschild gestellt hat, keine leichte ist, so ist doch von seinen gründlichen Kenntnissen sowohl, als auch von seinem geistvollen und dabei leichtfaßlichen Vortrage die glückliche Lösung dieser Aufgabe zu erwarten. In seinen vorjährigen Vorlesungen, die nicht minder wichtige Zeitfragen zum Stoff hatten, wußte Hr. Dr. Schwarzschild den Mittelweg zwischen dem Strengwissenschaftlichen und dem Populären so gut zu treffen, daß nicht nur tüchtige Gelehrten und Männer von Fach, sondern auch das größere, besonders das weibliche Publikum denselben bis zum letzten Worte mit steigender Theilnahme gefolgt sind. — Noch immer gehört die Frage über Magnetismus, Somnambulismus, Clairvoyance ꝛc. zu den interessantesten der Zeit. Noch kreuzen sich die mannigfachen Ansichten der nüchternen Beobachter, der gläubigen Enthusiasten und der Mystiker. Noch lebt auch im größern Publikum das Interesse fort für diese allerdings noch räthselhaft-dunkle Lebenserscheinung. Mit gespannter Erwartung sieht man deshalb den Vorlesungen entgegen, die, wie das vorliegende Programm zeigt, keine wichtige, diesen Gegenstand betreffende Frage unberührt lassen werden.

(Halm und Enk.) Die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" hat sich hinsichtlich der Verdächtigung, die ein Wiener Gerücht gegen Halm erhoben, an diesen selbst gewendet, und von ihm folgende interessante Mittheilungen erhalten: Enk ist sein vertrautester Freund gewesen, früher, in Halm's Knabenzeit, sogar dessen Lehrer. Dergestalt ist er mit Halm's Anlagen wohl vertraut geworden, und hat ihn unablässig zur Ausbildung des dichterischen Talents aufgefordert. Ja, Enk allein ist es gewesen, der ihn endlich bestimmt hat, dieses Talent mit allem Nachdrucke der Bühne zu widmen. Halm hat in früherer Zeit den Plan seiner Stücke mit ihm berathen, er hat ihm dieselben zur ersten Ansicht und Beurtheilung vorgelegt, ja, er hat auch, wenn ihm Enk's Gründe eingleuchtet, nach dessen Rathe Kürzungen und Umarbeitungen vorgenommen. Alles dies aber, wie sich von selbst versteht, in voller Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, Enk's Rath eben so oft befolgend als verwerfend. In spätern Jahren besonders, da das etwas ängstliche und rechthaberische Verfahren eines treuen alten Freundes Halm's gereifterer Kraft beinahe lästig geworden, ist entschiedenes Festhalten von Halm's Meinung und Zurückweisen Enk'scher Bedenklichkeiten so vorherrschend geworden, daß Halm zum Beispiel das „Milde Urtheil" gegen Enk's dringendes Abrathen der Bühne übergeben, ja, daß Enk den Stoff des „Sohns der Wildniß" nicht eher kennen gelernt, als bis das Stück unabänderlich fertig vor ihm gelegen hat. Enk hat sich denn auch niemals mit diesem Stücke befreunden können. Für die Richtigkeit dieser Angaben, da es sich denn ein Mal um halbgerichtliche Formen handelt, besitzt Halm in den Briefen Enk's eine Fülle der unzweifelhaftesten und bestimmtesten Zeugnisse.

(Berlin, 1. Nov.) In unserer königlichen Bibliothek ist nun vor kurzem eine neue Einrichtung ins Leben getreten, nämlich die Ausgabe von sogenannten Feuerkarten an alle Beamte des Instituts und die mit ihm in Verbindung stehenden Personen. Diese Karten sollen nämlich für die Inhaber als Legitimation bei etwa ausbrechendem Feuer dienen und nur diese Karteninhaber bei Feuersbrunst Eingang in das Gebäude finden dürfen. Hoffen und wünschen wir, daß ein praktischer Gebrauch dieser unpraktischen Karten niemals nöthig seyn wird, denn für die äußerste Eventualität wird wohl Niemand einen unlegitimirt Rettenden zurückweisen können, und wo fände sich dann auch eine Controle zur Abnahme von Karten bei einem brennenden Gebäude!

Unter den chinesischen Mandarinen, welche von den Engländern auf der Insel Hongkong bewirthet wurden, befand sich auch der kaiserliche Cabinetssecretair Hwang. Wie nun die Herren Secretaire gewöhnlich viel Anziehendes haben, so hatten auch die englischen Ladies nur für diesen Augen und Ohren. Sie bewunderten seine strahlenden großen Augen, seinen schwarzen Schnurrbart, seine geistreichen Gesichtszüge und seine alabasterweißen Hände, und waren allgemein der Meinung, daß in ganz London, den Prinzen Albert ausgenommen, nicht ein so schöner Mann zu finden sey.

Wenn der Deutsche einmal auf etwas versessen ist, dann betreibt er's ernsthaft, z. B. jetzt die Eisenbahn und die Dampfschifffahrt. Von dem großen Stoß Stadtzeitungen, die heute vor uns liegen, ist die Hälfte davon voll und geht's so fort, so fahren wir in zehn Jahren Alle auf Eisenbahnen. Im Winter wird unter dem Schnee fortgebaut. Im nächsten Sommer kann man die weite Strecke von Basel bis Brüssel in zwei Tagen, theils mit Dampfschiffen, theils auf der Eisenbahn, zurücklegen und unterwegens in Mainz schlafen. (Dorfz.)

Das schöne Geschlecht wird in den kleinen Erzählungen des Talmud durchgängig sehr übel mitgenommen. Der Rabbi Sabat-Ejajim behauptet: „Gott habe zehn Maß Plauderkorn auf die Erde geworfen, wovon die Weiber neun für sich genommen."

(Graubünden.) Am 23. Okt. hielten die Turner der evangelischen Kantonsschule Turngemeinde, und faßten den Beschluß, dem Turnvater Jahn, welcher in ökonomische Beklemmnisse gekommen, nach ihren Kräften mit einer Geldsteuer beizuspringen.

Die in Regensburg bei der Rückkehr des Bürgermeisters Freiherrn v. Thon-Dittmar vom Landtage, statt eines Festmahls, veranstaltete Geldsammlung hat den Erfolg gehabt, daß

Digitized by Google

50½ Klafter Brennholz unter bedrängte Bürger und Bürgerinnen vertheilt werden konnten.

Als eine der vorzüglichsten Arbeiten, die jemals aus Düsseldorf hervorgegangen, wird ein Gemälde von Schrader (aus Berlin) gerühmt, das sich in der Ausstellung zu Düsseldorf befindet und den bekannten Vergiftungsversuch des Kanzlers Petrus von Vineis gegen seinen Freund Kaiser Friedrich den Zweiten darstellt. Die Figuren haben ein Drittel der Lebensgröße.

Ein Gemäldefreund entdeckte vor zwei Jahren sechs Gemälde von Hogarth, die so beschädiget und verdorben waren, daß er dieselben für 20 Guineen an sich kaufte. Diese Gemälde sind auf eine neue Art so vortrefflich restaurirt worden, daß fünf davon jedes für 100 Guineen und eins für 200 Pfd. Sterl. (1400 Thlr.) verkauft wurden.

Korrespondenz.

Bamberg, im Oct.

Seit der Eröffnung des Ludwig-Donau-Mainkanals bis Nürnberg geht es in unserer Schifferei sehr lebhaft zu; Nürnberger, Bamberger, Schweinfurter, Kitzinger und Marktbreiter Schiffer wetteifern mit einander, ihre Ladungen direct auszuführen; der Kanal ist sehr oft von der Ausmündung der letzten Schleuße bis zum Fluß mit Schiffen aller Art bedeckt. Die Erbauung eines Hafens thäte daher sehr noth; der Hafenmeister ist schon ernannt, allein man streitet sich noch um den Hafen selbst, theils des Platzes wegen, an welchem er angelegt werden soll, theils der Kosten wegen, ob die Stadt oder die Kanalbau-Direktion, die ohnedieß schon einen Rechnungsfehler von mehreren Millionen machte, dieselben übernehmen sollen. Wegen des bereits projectirten Platzes bei der Walkmühle, gegenüber der sogenannten Bleichwiese, sind die meisten Schiffleute und alle Sachverständige nicht mit einverstanden; es wäre dies ein eben so großer Mißgriff, als jener, daß man von Forchheim bis Bamberg neben einem wasserreichen Flusse einen Kanal erbaut hat, während, wenn man diesen verengt und correctionirt hätte, zwei Drittheile Kosten hätte ersparen können; eben so würde auch hier viel Geld ausgegeben, ohne den Zweck zu erreichen. Dieser projectirte Platz ist hinsichtlich seiner Lage nicht nur nicht geeignet, sondern sogar zweckwidrig; ein Anderes wäre es, wenn sich hierzu kein geeigneter Platz vorfände und man, wie das Sprüchwort sagt, aus der Noth eine Tugend machen müßte. Das frühere Project, das Kapuzinerkloster mit seinen Räumen und Gärten zu diesem Zwecke zu verwenden, war nicht unrecht, allein die Techniker erklärten fragliche Räume als zu beschränkt. Allgemein stimmt man darin überein, daß der einzige, in jeder Beziehung geeignete Platz die jetzige Winterung der Schiffe in der Weide sey, welche durch Ankauf einiger angränzenden Feld-Parzellen zu einem der großartigsten Häfen auf dem ganzen Rhein- und Mainstrome wegen seines Umfanges und günstiger Lage erhoben würde; hier würde dieser mit den wenigsten Kosten erbaut, hier die Lagerhäuser und Krahnen errichtet, hier der Concentrirungspunkt aller Rhein-, Main- und Kanalschiffe, die zugleich hier im Winter und Frühjahre bei starken Eisgängen ein sicheres Asyl fänden, während sie bei dem jüngst projectirten Platze allen Gefahren der Sturmwinde und des Eisganges ausgesetzt wären. Selbst für die Dampfschifffahrt wäre dieser Platz als Hafen sehr erwünscht, indem der Anladungsplatz am Eingang in der Kapuzinerstraße könnte angebracht werden, wo die Passagiere nicht gezwungen wären, wie bei dem jetzigen Landungsplatze, sich durch enge, schmutzige Gassen winden zu müssen, um über die obere und untere Brücke in ihre Gasthöfe gelangen zu können. Daß es keinen besser geeigneten Platz geben kann, der so zu sagen von der Natur dazu bestimmt scheint, wo die Schiffe vor den Winden vermöge seiner Lage, einerseits von den umgebenden Bergen, andererseits rechts und links von Häuserreihen geschützt sind, wird Jedermann gewiß einsehen, und um so mehr kann durch die Errichtung dieses schönen und so bequemen Hafens die Schifffahrt jetzt ihre höchste Stufe erreichen, weil die Nord-Eisenbahn sich bis hierher erstreckt und bis zum nächsten Jahre gewiß vollendet ist, worüber ich mich in einem andern Bericht näher erklären werde. Bamberg würde gewiß ein Centralpunkt des Handels, schon wegen seiner günstigen geographischen Lage; dieser Moment muß gewiß von einer speculativen Handelsstadt, die gedenkt, mit dem Zeitgeist fortzuschreiten und nicht auf die wenigen Handelsproducte, als Schmalz, dürre Zwetschen, Kleesamen ꝛc. sich beschränken will, aufgegriffen und benutzt werden, und geschieht dieses, so wird sich Bamberg zu einer der ersten Handelsstädte Deutschlands empor schwingen. Nur wäre vor Allem zu wünschen, daß die hiesige städtische Behörde eine solche Idee recht in's Auge fassen möge und da etwas leistete, worauf sich Bamberg's Aufblühen als Handelsstadt begründen würde; werden doch sonst von der Commune das Jahr hindurch so viele tausend Gulden verausgabt, ohne daß daraus ein so bedeutender Nutzen für die Stadt entspringt; ja, ich möchte es sogar eine gute Speculation nennen, wenn die Stadt auf eigene Kosten Hafen, Lagerhäuser und Krahnen erbauen würde, und sollten sie die Summe von 100,000 fl. erreichen, so würde sich das Unternehmen durch Erhebung der üblichen Octroigebühren reichlich rentiren und auch auf einige Jahre für die hiesigen Gewerbsleute, besonders aber für die Taglöhner in der Stadtkämmerei eine zweckmäßigere Beschäftigung seyn. Möge der Geist unseres unvergeßlichen Bürgermeisters v. Dornthal, dem wir so viele nützliche und wohlthätige Institute verdanken, unsere Commune beleben und der Wunsch vieler Bewohner Bambergs, denen das wahre Wohl der Stadt am Herzen liegt, recht bald in Erfüllung gehen!

Flörsheim, 8. Nov.

Bei mittelmäßiger Witterung ist vergangenen Montag und Dienstag der Hochheimer Markt abgehalten worden und, so viel man weiß, Alles so gut und störungslos abgelaufen, daß man sich diesesmal besonders freudig darüber aussprechen darf. Die Eisenbahn war dabei unermüdet thätig, und selbst bei großem Andrang des Publikums kamen weder bei der Kassenstation, noch in dem Bahnhofsbering Unordnungen vor, worüber den betreffenden Behörden insbesondere wegen ihren humanen Vorsichtsmaßregeln aller Dank gezollt werden muß. — Die Kirchweihfeste nehmen gewöhnlich in der hiesigen Gegend mit Martini für das Jahr ihren Abschied; zu diesem Ende haben sich nun auch die Hattersheimer und Ettersheimer ihrer Festlichkeiten zu erfreuen, da bis zum künftigen Sonntag den 12. d. ihre Kirchweihe stattfinden wird.

Auflösung der Charade in Nro. 310.

Pomade.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Nov. Hamlet, Prinz von Dänemark, Trauerspiel in 5 Abtheil., von Shakespeare, nach Schlegels Uebersetzung.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 312. Sonntag, den 12. November 1843.

Wechsel.

Von

Ludwig Hud.

Wechsel muß auf Erden seyn,
Soll uns Langeweil' nicht plagen;
Nichts hienieden kann verleih'n
Immer gleiches Wohlbehagen.
Heute Ost und morgen West!
Nur nicht stets die alte Leyer,
Nur nicht nach dem Wiegenfest
Auch noch die Geburtstagsfeier!

Mag das Schicksal immerhin
Dornen auf den Pfad uns streuen,
Wenn die Wolken sich verzieh'n,
Wird uns Sonnenlicht erfreuen;
Nur nicht stets das Einerlei
Gestern, heute und auch morgen:
Sorgen erst und Lumperei
Und dann Lumperei und Sorgen!

Auch der köstlichste Genuß
Wird am Ende uns ermüden,
Denn es kann vor Ueberdruß
Nur Veränderung behüten;
Erst sich seiner Kraft bewußt
Wird man als des Schicksals Beute,
Drum nach Freude und nach Lust
Nur nicht immer Lust und Freude!

Beidenswerthe, die ihr fort
Pilgern dürft nach fernen Ländern!
Wechselnd wird an jedem Ort
Sich auch eu're Ansicht ändern.
Schön ist's, Riesen bald, bald Zwerg'
Um sich als Genossen haben;
Nur nicht heut' in Würtemberg
Und bis morgen noch in Schwaben!

Sing', begabter Musensohn!
Höchlich wird es uns gefallen.
Doch nicht stets aus einem Ton
Sollen deine Lieder schallen.
Sing', wie dir es ist um's Herz!
Darfst dich des Gefühls nicht schämen;
Doch nach Grämen und nach Schmerz
Sing' nicht stets von Schmerz und Grämen!

Blickt umher in der Natur,
Seht den Tanz der Jahreszeiten:
Ueberall des Wechsels Spur,
Welche Mannichfaltigkeiten!
Strenge bald und bald gelind
Herrscht Natur auf ihren Wegen
Und nach Regen und nach Wind
Gibt's nicht wieder Wind und Regen.

Gott gab die Veränderung
Freundlich seinen Erdensöhnen,
Um beim raschen Zeitenschwung
Ihre Laufbahn zu verschönen;
Darum sucht auch Jedermann
Stets das Neu'ste zu erhalten
Selten daß man liebgewann
Noch das Alte nach dem Alten.

Wechsel muß auf Erden seyn,
Soll uns Langeweil' nicht plagen;
Nichts auf Erden kann verleih'n
Immer gleiches Wohlbehagen.
Eins nur möcht' ich jede Stund'
Bleiben und auch sonst nichts weiter:
Nämlich heiter und gesund
Und dann noch gesund und heiter.

Digitized by Google

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Die Gefangene saß mitten in der Stube, die so kühl und dunkel war wie ein Keller; ein Sonnenstrahl fiel schräg auf sie herab und umgab sie mit einem Heiligenschein. Sie hatte in ihrer nachdenkenden Haltung etwas Melancholisches; ihre blasse ruhige Stirne war auf ihre Hand gestützt; ihre Lippen bewegten sich leise, denn sie las in einem frommen Buche, dem Leben der Heiligen, das aufgeschlagen auf ihren Knieen lag. Katharina beschäftigte sich lange mit dieser Lektüre, dann schickte sie durch das Gefängnißgitter einen Blick zu dem Himmel. Die Schwalbe kam eben mit ihrem kleinen schwarzen Köpfchen und ihrem weißen glänzenden Leibe aus ihrem Neste von Thon hervor; sie wiegte sich sanft und kehrte mit ihrem gabelförmigen Schwanz die Mauer ab, dann glitt sie zwischen die Stäbe, breitete ihre Flügel aus und begann ihren Flug in den Strahlen der Sonne. Mit einigen Spätblumen geschmückt, streckte die bescheidene Levkoje ihre Zweige aus dem gewölbten Fenster; der Morgenwind trug ihre Balsamdüfte in das Gefängniß — und jetzt verschleierte eine Thräne den Blick, den Katharina zu dem Himmel emporschlug.

Einen Augenblick später ward die Thüre mit einem großen Geräusche der Schlüssel und Riegel geöffnet, das schmerzlich in dem Ohre der Gefangenen wiederhallte. Mit einer Gebärde des Schreckens wendete das arme Mädchen den Kopf weg, und blieb unbeweglich in grausamer Erwartung sitzen. Sie wähnte, man wolle sie bereits abholen, um vor Gericht zu erscheinen; doch sie ward enttäuscht, als eine ernste Stimme zu ihr sagte: „Gott sey mit Euch, Katharina Loubet!"

„Ihr seyd es, Pater Athanasius! Ihr seyd gekommen! Eure Barmherzigkeit hat mich nicht verlassen!" rief sie zitternd und mit gefalteten Händen, sich von ihrem Schemel erhebend. „Ach! ich glaubte nicht, daß Jemand, selbst mein Beichtvater, in dieses Gefängniß eindringen könnte."

Pater Athanasius war ein alter Bruder aus dem Orden der heiligen Dreieinigkeit. Er war ein Mann von einfachem Geiste, der weder große Beredsamkeit noch vieles Wissen besaß, den man aber wegen seines frommen, heiligen Wandels hoch verehrte.

„Ich wußte, daß Ihr meiner bedurftet, meine Tochter!" sagte er, indem er einen Blick voll Trauer und Mitleid auf Katharina heftete; „ich habe vom Oberpräsidenten die Erlaubniß erhalten, Euch zu sehen, bevor Ihr vor Gericht erscheint. Ich komme, Eure Beichte zu hören. Wenn Ihr Euer Gewissen vor dem geistlichen Tribunal erschlossen habt, werdet Ihr ruhiger vor dem Tribunal der Menschen erscheinen. Diese haben nur Euer Leben in Händen, aber Euer ewiges Heil hängt von Gott ab."

„Dieser Gedanke ist mein einziger Trost und meine einzige Hoffnung, mein Vater. Ihr seyd gekommen, meine Beichte zu hören; ich bin bereit, sie abzulegen. Ach! ich habe hier Zeit gehabt, mein Gewissen hinlänglich zu erforschen."

Der Mönch setzte sich auf den einzigen Schemel, der sich in dem Kerker befand. Katharina kniete an seiner Seite nieder, und nachdem sie sich einen Augenblick gesammelt hatte, sprach sie mit leiser Stimme den Glauben aus. Pater Athanasius, der die Hände über sein weißes Skapulier gefaltet hatte, betete mit ihr; seine Blicke waren in schmerzlicher Erwartung auf die Gefangene geheftet. Mit einer stummen Gebärde auf das Kruzifix deutend, das an seinem elfenbeinernen Rosenkranze hing, ermunterte er sie zum Beginnen; aber sie schwieg, nachdem sie ihr Gebet beendet hatte.

Da wandte der Mönch das Gesicht ab und sagte schmerzlich: „Meine Tochter, Ihr liegt zu den Füßen eines erbarmenden Gottes, vor welchem die Reue der größten Verbrecher Gnade gefunden hat."

„Mein Vater," erwiederte sie demüthig, „es ist nun fast ein Monat, daß ich zum letzten Male Eure Lossprechung empfangen habe; es war am Sonntag vor Johannes. Ich glaube seitdem keine Todsünde begangen zu haben."

Der Mönch blickte ihr in das Gesicht, und sagte fast unwillig: „Meine Tochter, Ihr sprecht mit Euerm Beichtvater, und nicht mit Euern Richtern; Gott, dem nichts verborgen ist, sieht auf den Grund Eures Gewissens."

„Das glaube ich fest, mein Vater, und habe meine ganze Hoffnung in seine Hülfe gesetzt, denn vor ihm bin ich ohne Sünde. Man klagt mich eines schrecklichen Verbrechens an; man bedeckt mich mit Sünde und Schmach; die menschliche Gerechtigkeit ist bereit, mich zu verdammen: doch schuldig vor dem Gerichte der Menschen, bin ich unschuldig vor dem von Gott."

Das Mädchen warf einen ruhigen, sanften Blick zum Himmel; sie schien ihn in einem innerlichen Gebete anzuflehen. Die Heiterkeit eines reinen, stolzen Gewissens strahlte auf ihrer Stirne. Es trat ein Stillschweigen ein. Pater Athanasius hatte gezittert; doch Katharinens Worte, ihr Ton, hatten plötzlich seine Ueberzeugung geändert; er vergaß seine Rolle als Beichtvater, um die eines Rathgebers und Advokaten zu übernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Roman Soltyk.

Dieser Tage ist in Paris einer der am häufigsten genannten Polen gestorben: der Graf Roman Soltyk. Ueber sein Leben entnehmen wir dem „Conversations-Lexikon der Gegenwart" die nachstehenden Notizen.

Er war 1791 zu Warschau geboren, und stammte aus einer der angesehensten Familien Polens. Er war nämlich der Sohn des Reichstagsmarschalls Stanislaus Soltyk und der Prinzessin Karoline Sapieha. Nachdem er den ersten Unterricht im älterlichen Hause erhalten hatte, schickte sein Vater ihn nach Paris, wo er unter Kosciuszko's besonderer Leitung stand und von 1805 — 7 die polytechnische Schule besuchte. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er von Poniatowski als Unterlieutenant bei der Fußartillerie angestellt, 1808 zum Oberlieutenant bei der reitenden Artillerie befördert und 1809 zum Hauptmann einer Compagnie reitender Artillerie ernannt, die er auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. Diese schnelle Beförderung erregte Mißfallen unter den übrigen Offizieren der Artillerie, doch bei seiner Bescheidenheit wußte Soltyk durch eine freimüthige Erklärung seine Waffenbrüder mit sich zu versöhnen. Auch wurde ihm sehr bald Gelegenheit geboten, sich in seiner Stellung auszuzeichnen. In dem Feldzuge von 1809 focht er mit vieler Auszeichnung und leistete besonders in der Schlacht

Digitized by Google

bei Wrzawy, als Poniatowski's Heer weichen mußte, die wichtigsten Dienste, indem er, sechs Stunden lang unausgesetzt im Feuer stehend, die Oesterreicher hinderte, die Brücke von San, den einzigen Uebergangspunkt, abzubrechen. Zur Belohnung erhielt er den polnischen Militärorden und wurde 1810 Obristlieutenant der Artillerie. Im Jahr 1812, bei dem Uebergange über den Niemen, kam er als Adjutant des Generals Sokolnicki in den Generalstab Napoleons und ward nachher eigenhändig vom Kaiser mit dem Orden der Ehrenlegion geziert. In der Schlacht bei Leipzig erhielt er am 18. Okt. den Befehl, den großen Artilleriepark auf das Schlachtfeld zu führen, was er mit großer Umsicht ausführte; bei dem Uebergange der sächsischen Truppen gerieth er in Gefangenschaft. Nach dem Frieden in das bürgerliche Leben übertretend, huldigte er stets freisinnigen Ansichten. Als Eigenthümer eines Eisenhammers legte er, um den Vorurtheilen des polnischen Adels entgegenzuwirken, der die Beschäftigung mit Handel und Gewerbe unter seiner Würde erachtete, in Warschau ein Eisenmagazin an, wo er die Erzeugnisse seiner Fabriken verkaufte. Seit 1822 kam er in Verbindung mit den geheimen Gesellschaften, die den Sturz der russischen Herrschaft zum Zwecke hatten. In demselben Jahr wurde er Mitglied des Rathes im Palatinat Sandomir, und zwei Jahre darauf kam er als Landbote auf den Reichstag. Im Jahr 1826 in eine Verschwörung verwickelt, an deren Spitze sein Vater gestanden haben sollte, flüchtete er nach Dresden, wurde aber hier verhaftet und nach Warschau ausgeliefert, jedoch aus Mangel hinreichender Beweise später in Freiheit gesetzt. Auf dem Reichstage von 1829 machte er den Antrag, die Bauern von den Fesseln der Hörigkeit zu befreien und sie in den Stand freier Eigenthümer treten zu lassen; auf demselben Reichstage war er es, der sich dem Antrage widersetzte, dem Kaiser Alexander ein Denkmal zu errichten. Auf die erste Nachricht von dem Ausbruche des Aufstandes im Jahr 1830 eilte Soltyk sofort nach Warschau, wo er nun den thätigsten Antheil an der Revolution nahm. Zum Befehlshaber der auf dem rechten Weichselufer zu bildenden Armee ernannt, betrieb er mit großem Eifer die Bildung der Regimenter und der mobilen Nationalgarde, und als er dieses Auftrags sich entledigt, wußte er zu gleicher Zeit seinen Pflichten als Landbote und im Heere zu genügen. Er nahm Theil an den Arbeiten des Reichstags während der Waffenruhe, und eilte auf das Schlachtfeld, wenn es galt, dem Feinde die Spitze zu bieten. Auf dem Reichstage war es Soltyk, der den Antrag stellte, das Haus Romanow abzusetzen und die Souverainetät des Volkes zu erklären. Als Paskewitsch die Hauptstadt eingeschlossen hatte, wurde Soltyk zum Befehlshaber der Artillerie ernannt und unterhielt am 6. und 7. Sept. aus 79 Geschützen ein mörderisches Feuer gegen die Russen. Er begab sich oft von den Wällen in die Sitzungen des Reichstags, wo er sich unter Anderm dem General Prondzynski widersetzte, der die Capitulation der Stadt vorgeschlagen. In einem Berichte über den Zustand der Stadt und ihre Vertheidigungsmittel suchte er zu zeigen, daß die Lage des Landes noch nicht so unglücklich sey, wie man sie dem Reichstag vorstellte, und machte durch seine Rede einen so tiefen Eindruck, daß alle Landboten beschlossen, nichts zu unterzeichnen, was später gegen Polens Unabhängigkeit und Nationalität geltend gemacht werden könnte. Nach Warschaus Fall ging er mit dem Heere nach Plock, und als die Hoffnung verschwunden war, Polen durch die Waffen zu retten, übernahm er eine Sendung nach England und Frankreich, um die Vermittlung dieser Mächte für die Ueberreste des polnischen Heeres nachzusuchen. Unter vielen Gefahren kam er glücklich nach London, von wo er später nach Paris ging. In seinem politischen Leben läßt sich eine gewisse Charaktergröße nicht verkennen. Wenn aber die That auch bei ihm sehr oft dem Wollen nicht entsprach, so hat er dies in Folge der ganzen Erziehung mit der Gesammtheit der vornehmen Polen gemein. Die Muße seines Exils benutzte er zur Ausarbeitung historischer Schriften, die dadurch einen besondern Werth erhalten, daß er den Ereignissen, die er schildert, zum Theil als Augenzeuge und selbstthätig eingreifend sehr nahe stand.

Mannichfaltigkeiten.

Es befinden sich in Paris, in der Hauptstadt der elegantesten und civilisirten Welt, 1628 freigelassene Galeerensträflinge, die unter polizeilicher Aufsicht stehen, und 586 Menschen, die Caution gestellt haben: endlich mehr wie 30,000 Menschen, die aus dem Stehlen ihr Handwerk machen, die vornehmthuenden und die geringen Preller und Schwindler nicht mitgerechnet.

Man liest in der Wiener-Theaterztg.: „Mad. Frühauf, vom Frankfurter Stadttheater, eröffnete, durch Unpäßlichkeit aufgehalten, ihr, um beinahe eine Woche, früher angesetztes Gastspiel erst den 28. Okt., und zwar als Katharina von Rosen in dem Bauernfeld'schen Lustspiele: „Bürgerlich und Romantisch." Gewohnt, über Gäste erst nach mehrmaligem Auftreten ein Urtheil abzugeben, bemerke ich nur, daß Mad. Frühauf durch äußere Mittel sehr vortheilhaft unterstützt wird; Gestalt, Jugend und ein angenehmes Organ sind wirksame Präliminarien, denen, bei Talent und Fleiß, der Erfolg nicht entgehen kann. Im Spiele zeigte Mad. F. Sicherheit, Gewandtheit und Laune, wenn sich auch die höhere Schule des Conversationsspieles diesmal noch nicht so ganz herausstellte. Auf vielen, selbst besseren deutschen Bühnen ist es hergebracht, daß nur derjenige ein guter Schauspieler heißt, der seine stete Theilnahme und Mitthätigkeit an der Handlung auf eine in die Augen fallende Weise zeigt; es wird da gewöhnlich zu viel gespielt, zu viel nüancirt, zu viel bewegt; man fürchtet, das Publikum sogleich abzuspannen, wenn man es einen Augenblick unbeschäftigt läßt. Einige Male schien ein solches Zuvielspielen sich auch in der Darstellung des Gastes bemerkbar machen zu wollen; obgleich ein geschicktes Auffassen der Momente und überhaupt eine verständige Behandlung im Allgemeinen mit Vergnügen wahrgenommen wurde. Der Beifall steigerte sich im Verlaufe der Darstellung merklich, und endete mit Hervorrufungen nach dem dritten Akte und am Schlusse des Stückes. Die übrige Besetzung war die gewöhnliche. — Die zweite Gastrolle, in welcher Mad. F. den 31. Okt. auftrat, war die des Klärchens in Goethe's „Egmont." Auch in dieser Leistung war Manches recht lobenswürdig; die Züge des Ganzen aber waren etwas zerflossen und stellten kein eigentliches deutliches Bild heraus. In derjenigen Scene des fünften Aktes, in welcher Klärchen das Volk zur Befreiung Egmonts aufzuwiegeln versucht, fehlte es der Darstellerin, vielleicht in Folge ihres erst kürzlich überstandenen Unwohlseyns, an der nöthigen physischen Kraft. Der Unbe-

Digitized by Google

kanntschaft mit den akustischen Verhältnissen dieser Bühne ist es wohl zuzuschreiben, daß Mad. F., namentlich in ihrer, übrigens recht fleißig ausgeführten letzten Scene, Einiges so leise sprach, daß es nur mit Mühe vernommen werden konnte. Dennoch war, wie schon bemerkt, diese Scene die gelungenste, und Vieles darin recht zart und innig; sie erhielt auch mit Recht den meisten Beifall."

Korrespondenz.

Wetzlar, 8. Nov.

Die Schiffbarmachung der Lahn auf königl. preußischem Territorium wird mit eben so großer Thätigkeit als Umsicht fortwährend betrieben. In den Steinbrüchen bei Wetzlar arbeiten rüstig viele Steinhauer und am Lahnflusse selbst eine gehörige Zahl tüchtiger Leute mit einem Eifer und nach einer technischen Methode, welche den Beobachter mit Staunen und Wohlgefallen erfüllen. — Das gerade Gegentheil hiervon bemerkt man jedoch, leider! bei den Arbeiten zur Verbesserung der durch Wetzlar führenden Poststraße: am Markte daselbst. Ueber diesen Platz war von jeher die Passage höchst beschwerlich, entweder zu steil oder zu abschüssig gewesen. Hier gehen nun die in Angriff genommenen Arbeiten so langsam voran, daß man sich versucht fühlt, zu glauben: es fehle an Plan und Baumeister. Diese Arbeit empört das Publikum, namentlich aber die Fuhrleute; denn letztere haben nöthig, um eine Strecke von circa 250 Schritten zu passiren, blos als Einspänner schon 4 Pferde Vorspann zu nehmen. Die Passagiere des Koblenz-Gießener Eilpostwagens, welche zur Nachtzeit Wetzlar passiren, sind in der Lage, bei ihrer Ankunft dahier am Marktplatze aussteigen zu müssen und denselben zu durchwaten, weil Conducteur und Postillon erklären, hier nur mit leerem Wagen durchkommen zu können. Es ist übrigens auffallend, daß im Kreise Wetzlar kein königlicher Baumeister wohnt. Die betreffenden Bauhandwerker sind durch diesen Uebelstand vielfältigen Plackereien ausgesetzt, da ihre Arbeiten von einem Baumeister zur gehörigen Zeit weder inspicirt noch revidirt und abgenommen werden; sie können daher auch nicht auf rechtzeitige Zahlung ihrer Arbeiten rechnen, was auf Nichtvermögende sehr nachtheilig wirkt, indem dieselben dadurch nicht selten einen nicht unbeträchtlichen Theil an ihrem Arbeitsverdienste verlieren. Daß diesem Uebelstande bald abgeholfen werden möge, wird um so weniger bezweifelt, als man bereits die volle Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Staatsbehörde nach allen Richtungen hin für den Unterthan auf's beste sorgt.

Hamburg, 3. Nov.

Fanny Elsler ist von hier nach Berlin abgereist, nachdem sie noch einmal zum Benefiz der Choristen getanzt und bei den sonst als so phlegmatisch und materialistisch verschrieenen Hamburgern einen wahrhaft nordamerikanischen Tarantel-Enthusiasmus erregt hatte. Nach ihrem Triumphe wollte die gefeierte Tänzerin nach Hause fahren. Hurrah! hieß es und eiligst flogen Jünglinge und Alte herbei und — wollten die Pferde ausspannen — doch glücklicher Weise zogen die Pferde mit der Berühmten noch zeitig genug fort. Auch hat die reizende Sylphide noch nicht für immer von uns Abschied genommen, indem sie im Laufe des November wahrscheinlich noch 6 Vorstellungen geben wird. Das haben wir der bevorstehenden Concurrenz mit dem „Neuen Theater" zu verdanken; denn um einstweilen wenigstens mit diesem neuen, beim Volke sehr beliebten Institute rivalisiren zu können, soll die Direktion des Stadttheaters beschlossen haben, an dem Abend, wo die neue Bühne eröffnet wird, und in nächstfolgenden Wochen, Fanny Elsler, die reizende Zauberin, die noch immer so unwiderstehliche Anziehungskraft geübt hat, für sich in die Schranken treten zu lassen. — Ein Hr. Mende, vom Rigaer Theater, wurde uns neulich in Iffland's „Jägern", die sich bei uns gewöhnlich einer ausgezeichneten Darstellung zu erfreuen haben, als Anton vorgeführt. Er besitzt ein gefälliges Aeußere und ein schönes, in gewissen Modulationen sehr wohlthuendes Organ. Bei etwas größerer Routine wird er eine gewisse Monotonie in Sprache und Bewegung abthun, etwas mehr Sicherheit und Flexibilität gewinnen und dann ein sehr braver jugendlicher Liebhaber seyn. Mad. Janik dagegen (früher in Lemberg), die sich als Mitglied des Wiesbadener Theaters bei uns ankündigte und der gewaltige Lobposaunenstöße in hiesigen Lokalblättern vorangegangen waren, hat durchaus nicht ansprechen und befriedigen können. Ihre Stimme — so versicherten mir Sachverständige — sey nur von geringem Umfange und habe etwas Dumpfes, auch das Spiel sey in vieler Hinsicht mangelhaft. Hr. Kayser, vom Schweriner Theater, der in Frankfurt mit Beifall gastirt haben soll, wird am nächsten Montage als Wallenstein in dem Stücke gleichen Namens auftreten. An Novitäten werden außerdem auf dem Stadttheater vorbereitet: „Ilsenblar" von Otto Prechtler, „die Schule der Armen" von Bärmann, „der letzte Maurer" von Wollheim, „Zopf und Schwert" von K. Gutzkow; auch das mehrfach angekündigte Drama von Grillparzer: „der Traum ein Leben" soll nächstens zur Aufführung kommen. Mad. Birch-Pfeiffer wird zu einem Gastrollencyclus erwartet und eine neuengagirte Pariser Tänzerin morgen im „Feensee" debütiren. — Hr. Christeinecke aus Lübeck setzt seine Vorträge über Experimental-Physik, welche von Herren und Damen stark besucht werden, fortwährend mit Beifall fort. Hr. C. hat für seine Vorträge sehr interessante Themata gewählt, nämlich den Galvanismus, den Magnetismus, den Electromagnetismus, die Magnetelectricität und was Alles dahin zu rechnen ist, als: die Galvanoplastik, Galvanokaustik, Galvanographie u. s. w. Es ist schon der Mühe werth, die schönen und großartigen Apparate zu sehen und ihre Wirkungen zu bewundern; wenn man aber den gediegenen, klaren und leicht verständlichen, freien Vortrag hört, das gewandte Experimentiren sieht, so muß man gestehen, daß Hr. C. ein ausgezeichnetes Talent ist, wie man es nicht häufig findet.

Mainz, 7. Nov.

Die Jahrszeit, wo man hier die Vorkehrungen zur Feier des Carnevals trifft, naht heran, und wenn die Anzeichen nicht trügen, so steht uns ein freudevoller Carneval bevor. Wie sehr die Theatervorstellung am vergangenen Fastnachts-Sonntage gefiel, bei der unser Carnevals-Mitglied Hr. Weiser nicht nur als Verfasser, sondern auch als mitspielende Person auftrat, davon gab der Beifall, der ihr hier in Mainz und später auch in Worms wurde, wo sie zur Aufführung kam, Zeugniß. Am verflossenen Samstag den 4. November wurde Hrn. Weiser von Seiten der Mitglieder des Theater-Carnevalvereins eine neue, ihn ehrende Anerkennung zu Theil. Bei einem von dem gedachten Vereine im Gasthause zum „Europäischen Hofe" veranstalteten Gastmahl überreichte man ihm einen silbernen Pokal als Geschenk. Wie angenehm, wie unterhaltend dieser Abend war, davon können nur Jene sich einen Begriff machen, welche Gelegenheit hatten, solchen Versammlungen, wo Weiser seine witzigen Vorträge hielt, beizuwohnen. Bis spät in die Nacht blieben die Theilnehmer versammelt und mit Vergnügen werden es alle Freunde der Carnevalslustbarkeiten vernehmen, daß W. seine fernere Thätigkeit und Mitwirkung bei dem bevorstehenden Carneval zugesagt hat.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 12. Nov. Faust, große Oper in 2 Abth., Musik von Spohr.

Montag, 13. Nov. Vocal- und Instrumental-Konzert des Violinvirtuosen Hrn. Prume aus Lüttich. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nr. 313. Montag, den 13. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Mein Kind," sagte der Pater, indem er Katharina aufhob, „belastende Umstände, ja, Beweise zeugen gegen Euch. Im Namen des Erlösers, verhehlt mir nichts. Antwortet ohne Furcht und Verheimlichung auf alle meine Fragen. Wo seyd Ihr am St. Johannesabend gewesen?"

„Zu Hause bei meiner armen Tante Loubet, die ich nicht verlassen habe."

„Wißt Ihr, was Marius Magis ausgesagt hat?"

„Ich erfuhr es, als ich ihm gegenüber gestellt wurde," erwiederte sie mit einem unwilligen Erröthen; „aber was konnte ich auf die schreckliche Lüge antworten, die mich entehrt und in den Tod schickt? Ich habe die Wahrheit gesagt, ohne sie beweisen zu können."

„Giebt es nicht irgend einen Zeugen, der es bestätigen kann, daß Ihr am St. Johannesabend zu Hause gewesen seyd?"

„Es gab einen! Aber wer vermag jetzt diese Stimme zu meiner Vertheidigung zu erwecken? Meine Tante ist todt; unsere alte Dienerin Veronika hat den Verstand verloren, sie ist seit unserm Unglück wahnsinnig geworden, und mein Vetter Loubet ist außer Landes gefloh'n."

„Aber dieser Handschuh, Katharina, dieser ganz mit Blut befleckte Handschuh, das Gegenpart desjenigen, den man bei der Leiche Eurer unglücklichen Schwester fand? . . . Man will ähnliche bei Euch gesehen haben."

„Ach! meine gute Tante hatte sie für mich gemacht. Aber jener, den man in der Schieblade des Schreibtisches fand, gehörte mir nicht an. Ich weiß nicht, wer ihn da hinein gelegt hat; doch liegt in allem Dem ein schreckliches Geheimniß, das man vielleicht erst dann entdeckt, wann es zu spät seyn wird."

Sie bedeckte ihre Stirne mit beiden Händen und lehnte sich an die Wand. Pater Athanasius erhob Augen und Arme gegen Himmel.

„Ich entsinne mich wohl, daß am Johannesabend an unserer Thüre gepocht wurde," fuhr Katharina fort. „Jakob eilte hinaus, um zu öffnen; ich kam ihm nach, wurde aber sogleich von ihm zurückgeschickt. Ohne Zweifel kam damals ein Weib in unser Haus. Wie sie es aber wieder verlassen hat — wer sie war — das vermöchte Jakob allein zu sagen."

„Wir müssen sein Zeugniß haben, um diese schreckliche Angelegenheit zu erhellen," rief Pater Athanasius; „ich eile zu dem Oberpräsidenten, zu allen Richtern . . . Ihr werdet einen Aufschub erhalten . . ."

„Aber Jakob darf bei Todesstrafe nicht wiederkommen; er hat seinen Gegner im Zweikampf getödtet . . ."

„Das ist ein großes Unglück, eine schwere Sünde vor Gott, und er wird ein ganzes Leben der Büßung und guter Werke bedürfen, um sie wieder abzubüßen. Doch wagt Jakob Loubet vielleicht das Leben nicht, wenn er zu Eurer Vertheidigung kommt; er hat sich auf päpstlichem Gebiet geschlagen, und die Gesetze des Königs bestrafen nur den Zweikampf auf französischem Boden mit dem Tode. Wenn die Familie des Herrn von Lansac keine Schritte zu seiner Verfolgung thut, so wird die Geschichte einschlafen. Wir werden Aufschub erhalten; als Zeuge, als Advokat kann Euch Jakob Loubet retten."

„Wenn dieses das einzige Rettungsmittel für mich ist, so verzichte ich darauf, mein Vater."

„Aber das ist ja ein Selbstmord, mein Kind! es ist ein großes Vergehen vor Gott, nicht alle Mittel anwenden zu wollen, die Euer Leben retten können."

„Und Jakobs Leben, mein Vater? kann Gott wollen, daß ich das seinige einer Gefahr aussetze, um das meinige zu retten? Mein armer Vetter! Wenn Ihr wüßtet, wie großmüthig, wie aufopfernd er für seine Lieben ist! Bei der ersten Nachricht meines Unglücks würde er wiederkehren, unbekümmert um seine Sicherheit, unbekümmert, ob die Familie von Lansac ihn als den Mörder des Mannes verfolgte, der meine Schwester entehrte und ihren Tod verursachte . . . . Und ich, die ich unter dem Streich der menschlichen Gerechtigkeit, die ich nahe daran bin, mich ihrem blinden Urtheilsspruch zu unterwerfen, ich sollte ihr auch noch Jakobs Haupt überliefern? . . . Nie, nie, mein Vater . . . Vor meinen Richtern werde ich die Wahrheit sagen, wie ich sie vor Euch, vor Gott gesagt habe . . . und dann mein Schicksal ruhig abwarten."

„Unglückliches Kind! aber die Folter . . . die Tortur!"

„Ich fürchte mich mehr vor ihr, als vor dem Tode," sagte Katharina erbleichend. „Heilige Jungfrau! Mutter Gottes! gieb mir die Kraft, diese schreckliche Prüfung auszuhalten und bis an's Ende zu behaupten, daß ich unschuldig sterbe."

„Gott wird es nicht zulassen, daß eine so große Ungerechtigkeit begangen werde; er wird Euer Leben retten, mein Kind!" rief der alte Mönch mit Thränen in den Augen.

Digitized by Google

Katharina kniete wieder vor ihm nieder.

„Mein Vater," sagte sie, „nicht der Tod ist es, der mich mit Furcht erfüllt; das Leben erscheint mir jetzt so traurig und so öde! . . . Wenn ich meine Lage erwäge, so fühle ich ein brennendes Verlangen nach jener bessern Welt, zu welcher mir meine Strafe die Thüre erschließen wird. Ich danke Gott, der mich auf diesem Wege zu sich beruft. In dem schrecklichen Unglück, das meine Familie betroffen hat, bin ich noch nicht am meisten zu beklagen. Für meine unglückliche Schwester muß ich beten, die ohne Beichte gestorben ist; gestorben, ohne Zeit zur Reue zu haben. Arme Seele! in welchem Zustande wird sie vor Gott erschienen seyn! Und Jakob Loubet, er, der so gut, so gerecht ist, der so geehrt war, er hat einen Menschen umgebracht; jetzt giebt es keine Ruhe mehr für sein Gewissen; Tag und Nacht schreit ihm eine Stimme „Mörder" zu .... Aber ich, mein Vater, ich bin frei von Gewissensbissen. Was schadet mir darum Kerker, Strafe und Schmach, da meine Zuflucht dort oben ist! Ich sterbe unschuldig vor Gott und vor Euch, der meine letzte Beichte empfangen wird. Ich empfinde weder Furcht noch Haß in meiner Seele, und werde sterbend aus vollem Herzen meinen Feinden, meinen Richtern, meinen Henkern verzeihen."

Als Katharina diese Worte gesprochen hatte, schlug sie ihren Blick voll ruhiger Ergebung zu dem Himmel auf; es lag weder Prahlerei in ihrem Muthe, noch Hochmuth in ihrer Festigkeit, sondern ein geheimer Schmerz machte ihr dieses völlige Aufgeben des Lebens leicht.

Bei dem Anblick eines solchen Unglücks von unendlichem Mitleid bewegt, sagte der Mönch: „Ihr findet also, daß hienieden nichts Euers Bedauerns werth ist, mein Kind?"

„Nichts, mein Vater."

„Und doch wart ihr ein glückliches Mädchen vor diesem erschrecklichen Unglück?"

Sie schüttelte traurig den Kopf und erwiederte nach einem Stillschweigen: „All mein Glück war längst vorbei; ich habe großen Kummer getragen, den Niemand verstehen konnte."

Pater Athanasius sah sie mit erstaunter Miene an.

(Fortsetzung folgt.)

Das Turnen und der Kriegsdienst.

Unter diesem Titel ist so eben ein Schriftchen erschienen, welches klar und lichtvoll die Beziehung der körperlichen Ausbildung zum Kriegsdienste darstellt. Nicht, als ob nicht schon Andere diesen Gegenstand besprochen und beleuchtet hätten, sondern weil wir in Dr. W. B. Mönnichs Abhandlung so ziemlich Alles vereint finden, was überhaupt darüber zu sagen ist, fühlen wir uns gedrungen, die Leser dieser Blätter auf diese Schrift aufmerksam zu machen.

„Der ewige Friede ist ein Traum", beginnt unser Herr Verfasser, und wohl mit Recht; „darum rüste man sich! Zu dieser Rüstung", fährt er fort, „gehört inzwischen bei weitem mehr, als bisher geschehen ist und demnächst geschehen soll. Es genügt keineswegs, wenn wie getrost einer so ernsten Zukunft, wie uns gewiß bevorsteht, entgegen gehen sollen, daß ein paar Festungen gebaut werden, oder daß man dafür sorgt, die verschiedenen Bundesheertheile überall vollzählig, wohlgeübt und wohlgerüstet zu halten; es genügt nicht, für die Gemeinsamkeit der materiellen Interessen aller Bundesstaaten zu sorgen. Das ist zwar Alles auch nothwendig und sehr dankenswerth; aber es genügt bei weitem nicht. Vielmehr gehört noch vornehmlich zweierlei zu einer vollkommenen Rüstung für die Zukunft und die Kämpfe, in denen sich entscheiden muß, ob das deutsche Volk aufhören soll, die „ungewordene Nation" zu heißen, oder ob es aufhören soll, überhaupt in der Reihe der Nationen genannt zu werden. Das Erste ist, daß die Herzen aller Deutschen von warmer, thatkräftiger, aufopferungslustiger Vaterlandsliebe erfüllt werden und bleiben; das Zweite wird dann seyn, daß jeder waffenfähige Mann auch die Waffen zu führen gelernt habe, daß das ganze Volk im Augenblick der Gefahr als ein wohlgerüstetes, wohlgeübtes, kampfgeeignetes Heer dastehe." Dieser Zweck kann nach Dr. Mönnichs Ansicht vollständig nur durch allgemeine Einführung der Turnkunst erreicht werden. Daß Dänemark, Frankreich und England uns in dieser Hinsicht schon voraus seyen, wird nachgewiesen. Ebenso wird die Wichtigkeit der verschiedenen Körper- und Turnübungen im Einzelnen für die kriegerische Ausbildung gezeigt, bei welcher Veranlassung auch der Turngänge Erwähnung geschieht. „Sodann fanden und finden", sagt der Herr Verfasser, „Turnfahrten, d. i. Fußwanderungen von einem oder von ein paar Tagen, in Ferien sogar von Wochen statt, auf denen sonst (jetzt leider nicht immer, wo man die Jugend ohne erwachsenen Führer herumlaufen läßt) eine gewisse Marschordnung beobachtet wurde. Da mußte Maß gehalten werden im Essen und Trinken, namentlich war letzteres nie erlaubt, außer wenn gemeinschaftlich gerastet wurde und vorher Abkühlung eingetreten war. Das Nachtlager wurde auf der Streu oder auf Heuböden, manchmal auch unter Gottes freiem Himmel genommen; Regenwetter, wenn es nach begonnener Fahrt eintrat und nicht gar zu arg wurde, hinderte nicht an Fortsetzung des Marsches. Daß auf größeren Turnfahrten auch Jeder sein Gepäck tragen mußte, versteht sich von selbst. In dem Allen mag jeder Unbefangene unschwer eine Vorschule des Kriegslebens erblicken, in welchem die Beschwerden der Märsche eben so viele, oft mehr Leute kampfunfähig machen, als kaum die Schlachten. Der Verfasser dieser Zeilen, der zu den Freiwilligen von 1815 gehört, weiß es aus Erfahrung, daß unter den 16- und 17jährigen Knaben, welche den Feldzug mitmachten, die ehemaligen Turner am seltensten ermatteten und erkrankten, und selbst älteren Jünglingen und jungen Männern (und zwar nicht bloß denen aus den höheren Ständen, sondern auch manchen aus den mittleren und niederen, denen Märsche und Bivouaks etwas ganz Neues waren) zum beschämenden Vorbild im Ertragen von Strapazen dienten." Und wenn denn ferner gesagt wird: „Es gereicht uns in Deutschland wirklich zur Schmach, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Sache zwar längst von Erziehern, Aerzten und selbst von manchen Regierungen anerkannt zu sehen, ohne daß jedoch noch etwas Allgemeines und Durchgreifendes dafür geschehen wäre", so ist damit leider ein sehr wahres Wort gesprochen. Doch verlieren wir den Muth nicht. Hoffen wir vielmehr, daß Preußen, so wie mit einer Landwehrordnung, so demnächst auch mit einer Turnordnung den übrigen deutschen Bundesstaaten ein gutes Beispiel aufstellen möge.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Nach dem „Liberal" von Tournai hat am 30. Okt. ein Unglück, das leicht das Seitenstück zu der Katastrophe von Versailles werden konnte, auf der Eisenbahn zwischen Templeuve und Mouseron, in der Umgegend des Kanals von Espierre, statt gehabt. Eine der Achsen der Lokomotive, welche den Convoi von Courtrai nach Tournai zog, zerbrach. Das Zusammenstoßen der Wagen war schrecklich; alle kamen aus den Schienen und machten schnelle Zickzacke auf den Querhölzern in der Mitte der Bahn, welche sie ausrissen oder zerbröckelten. Die Schienen flogen rechts und links; das Geschrei der Reisenden und das Brüllen, welches von mehreren mit Ochsen beladenen Waggons ertönte, vermehrten noch den Schrecken dieser Scene, welche ungefähr 40 Sekunden dauerte. Durch Gottes Fügung und ebenfalls durch die Kaltblütigkeit der Beamten, deren Benehmen die Reisenden einstimmig loben, gelang es, den Convoi in dem Augenblick anzuhalten, wo er im Begriffe war, über einen Damm von 30 Fuß Höhe zu stürzen. Etwa 10 Wagen wurden zerschmettert, doch hat man nicht den Tod eines einzigen Menschen zu beklagen. Eine eiserne Stange, welche, wie man vermuthet, dazu diente, das Feuer unter den Dampfkesseln zu schüren, drang dem Heizer tief in den Schenkel; auch wurde ihm dieser Theil durch das Ausfließen des siedenden Wassers verbrannt. Dem Wärter des Tenders wurde der Vorderarm zerbröckelt. Ein Reisender erhielt einen heftigen Stoß an den Kopf, und alle Uebrigen erhielten leichte Quetschungen. Mehreren Ochsen wurden die Hörner zerbrochen. Auf die ersten Signale wurde eine Lokomotive von Tournai an Ort und Stelle abgesandt, um die Reisenden zu schleppen. Der nächste Convoi ging später als gewöhnlich ab. An der Stelle des Unglücks stiegen die Reisenden aus den Wagen, um einige Schritte weiter einen andern von Courtrai kommenden Convoi zu benutzen. Man arbeitete die ganze Nacht an der Reinigung der Bahn, die mit Schienen, Querhölzern und Bruchtheilen von Wagen bedeckt war. Am folgenden Tage war die Cirkulation wieder hergestellt.

(Wien.) Im k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore ereignete es sich den 27. Oktober, daß die für jenen Tag angekündigte Vorstellung nicht weniger als vier Mal abgeändert werden mußte! — Früh war „Figaro's Hochzeit" angekündigt, und eine Stunde später war wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Dem. Lutzer diese Oper abgesagt, und dafür „Fidelio" angekündigt. — Nach Verlauf von zwei Stunden ließ Dem. Kern absagen! — Anstatt „Fidelio" wurde nun in aller Eile „Belisar" angekündigt, aber auch dieser dritte Theaterzettel mußte herab, denn um drei Uhr Nachmittags ließ auch Hr. Kraus, der sich plötzlich unwohl fühlte, absagen, und endlich mußte „der Schiffbruch der Medusa" aus der Verlegenheit helfen! Man versichert, daß noch eine fünfte Abänderung für den Abend in Aussicht stand, allein es war schon halb sieben Uhr, und daher zu spät, um diese fünfte Abänderung aufzuführen. Jemand, der Mittags „Fidelio" angekündigt sah, war ganz überrascht, Abends bei'm Eintritt in's Theater zu lesen: Wegen plötzlicher Erkrankung des Hrn. Kraus wird anstatt der angekündigten Oper „Belisar" das Ballet „der Schiffbruch der Medusa" aufgeführt.

Wenn man namentlich den Bewohnern der kleineren Städte unseres deutschen Vaterlandes oft den Vorwurf gemacht hat, daß sie mit der Geschichte und den Merkwürdigkeiten fremder Länder und Welttheile vertrauter seyen als mit jenen ihres eigenen Wohnortes, so verschwindet auch dieser Vorwurf immer mehr, und bald wird es keine Stadt von nur einiger Bedeutung geben, die nicht ihren historischen, topographischen und statistischen Wegweiser besäße. Diese Branche der Literatur hat eine neue Bereicherung erhalten durch die „Geschichte und Beschreibung von Aschaffenburg und dem Spessart" von St. Behlen und Dr. J. Merkel (Aschaffenburg, bei Th. Pergay [C. Krebs] 1843.). Dies nach Quellen und mit rühmlicher Gründlichkeit gearbeitete Buch schließt sich ähnlichen würdig an und umfaßt Alles, was aus der interessanten Geschichte und der anziehenden Gegenwart der genannten Mainstadt Wesentliches und Wichtiges hervorzuheben nöthig gewesen, so daß es Einheimischen und Fremden als eine dankenswerthe Gabe erscheinen muß.

(München, 8. Nov.) Morgen kommt endlich die große romantische Oper „Zayde" von unserm genialen Freiherrn von Poißl zur Aufführung. Die Inscenirung soll einen außerordentlichen Kostenaufwand erfordert haben. Selten dürfte es vorkommen, daß, wie in diesem Fall, der Componist einer großen Oper auch Verfasser des Textes ist.

Das französische Cassationsgericht hat aus Anlaß einer neuerlichen Anfrage entschieden, daß die Milch, worin Wasser beigemengt worden, dem Wortlaute des peinlichen Gesetzbuches gemäß, als eine verfälschte Flüssigkeit anzusehen sey.

In dem kleinen schlesischen Städtchen Oels soll sich ein „Jungfrauen-Reit-Verein" gebildet haben. Allen Respect vor solchen Vereinen! Die Monumentomanie ist nun vorüber und die Vereinomanie ist an deren Stelle getreten. Was für Vereine werden wir noch erblühen sehen, wenn das so fortgeht! Schon sieht man vor lauter Vereinsbäumen den Wald nicht mehr, und bald erhalten wir gewiß auch einen Verein gegen Vereine; im Ganzen schreitet die Menschheit mit Riesenschritten voran, aber im Einzelnen merkt man gar nicht viel davon.

„Vertheidigung des Herrn Professors Dr. Sylvester Jordan wider das in erster Instanz von dem Criminalsenat des kurfürstlichen Obergerichts zu Marburg am 14. Juli 1843 gegen ihn gefällte Erkenntniß, und Widerlegung der Gründe dieses Erkenntnisses, durch August Boden. Frankfurt a. M., bei Sauerländer, 1843." — Die vorliegende, der allgemeinsten Beachtung würdige Schrift ist eine aus dem Standpunkt des gesunden Menschenverstandes mit Scharfsinn erhobene Bloßstellung und Widerlegung der Gründe, auf welche der Criminalsenat des kurfürstlichen Obergerichts zu Marburg sein bekanntes Urtheil gegen den Professor Jordan gestützt hat. A. Boden verfolgt die Entscheidungsgründe des Marburger Urtheilsspruchs, wie sie aller Welt gedruckt vorliegen, Schritt für Schritt, weist die Willkürlichkeiten in der richterlichen Auffassung der Indizien und zweifelhaften Thatsachen, welche das Gerüste des ganzen politischen Prozesses bilden, theils mit schlagender Schärfe, theils mit ironischem Behagen nach, und zeigt auf jeder Seite seiner treffenden Schrift das Schwankende

Digitized by Google

und Unzureichende der richterlichen Beweisführungen und Urtheilsgründe. Es ist in öffentlichen Blättern schon hervorgehoben worden, daß der Verfasser der vorliegenden Vertheidigungsschrift unverkennbar mehr zu den conservativen Richtungen unserer Zeit als zu jenen einer ungehemmten Entwickelung hinneige; wir können hinzufügen, daß aus einzelnen Stellen seiner Darlegung selbst eine offenbare Feindseligkeit gegen manche freiheitliche Regungen des herrschenden Geschichtsgeistes hervorblicke. Aber dadurch eben gewinnt noch die Boden'sche Schrift an objectiver Bedeutsamkeit, und wir glauben deßhalb versichern zu dürfen, daß kein Leser das interessante Buch aus der Hand legen wird, ohne von dem Gewichte der in demselben enthaltenen Widerlegung des Marburger Urtheilsspruchs gegen Jordan durchdrungen zu seyn. Daß ein gedrängteres Zusammenfassen hin und wieder wünschenswerth gewesen seyn würde, wollen wir übrigens nicht in Abrede stellen.

Ein Herr N. aus der Umgegend von Langres besaß einen Hund, dessen er sich entledigen wollte; da er ihn indeß weder erschießen noch ertränken mochte, so beschloß er, ihn in den Straßen eines benachbarten Städtchens zu verlieren. Der Hund, welcher unterwegs statt Liebkosungen nur schlimme Worte erhielt, mochte wohl den Plan seines Herrn ahnen, und wich ihm deßhalb nicht von der Ferse. Am nächsten Morgen bei'm Aufstehen fehlten dem Hrn. N. ein Strumpf und seine Weste. Der Wirth versicherte, es sey Niemand in's Zimmer gekommen, der diesen Diebstahl hätte begehen können; man verlor sich in Vermuthungen, bis man endlich Beides in einem Winkel des Hauses und den Hund darauf liegend fand, welcher dadurch ohne Zweifel seinen Herrn hatte hindern wollen, ohne ihn abzureisen. Dieser Beweis von Treue rührte den Herrn so sehr, daß er den Hund zu behalten beschloß.

Salvi gefällt in der italienischen Oper in Paris immer mehr, und wird einer der Lieblinge des dortigen Publikums. Es ist aber auch selten ein Sänger zu finden, der so wie Salvi in jeder Oper mit gleich großem Eifer und Fleiße singt und spielt.

Daguerreotype übersetzt Saphir: Sonnendiebstahlmalerei.

Konzert des Hrn. Alexander Dreyschock.

III.

Hr. Dreyschock gab am 8. Nov. hier ein zweites Konzert im Schauspielhause und bestätigte darin vollkommen das Urtheil, welches wir in diesen Blättern über seine schöne Richtung und Idee sein Spiel gefällt haben. Unter den Novitäten, die der Künstler heute von seiner Composition vortrug, zeichnete sich ein militärisches Rondeau aus, worin er es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, alle Schwierigkeiten der Technik zu erschöpfen. Deshalb erregte es im Ganzen mehr das Erstaunen, als das Gefühl, wie das immer bei Erzeugnissen der Fall ist, die mehr romantisch-wild, als romantisch-erhaben sind. In der Wiederholung des Campanella und der Variationen für die linke Hand erregte er dieselbe Sensation wie im ersten Konzert und wurde mehreremal hervorgerufen. Das Konzert begann mit einer Ouverture von unserm Schnyder von Wartensee, ein Meisterstück musikalischen Wissens und des Contrapunkts und dennoch in melodischer Beziehung leicht aufzufassen und zu behalten. Das kleine Thema im leichten Dreiachteltakt wird von allen Instrumenten — Cosi fan tutte — nachgeahmt und durch höchst originelle Erfindungen der Combination mit einander verbunden. Sie macht eine heitere Wirkung, obgleich ihr innerer Gehalt nur von Kennern gewürdigt werden kann. Die Ballade von Esser: „des Sängers Fluch" und das „Marienblümchen" von Pauer wurden von Pischeck vorgetragen und letzteres mußte wiederholt werden. Sicherem Vernehmen nach wird Hr. Dreyschock vor seiner Abreise noch ein Konzert zum Besten der Mozartstiftung geben, worin er die grandiose Sonate aus Cis moll von Beethoven vorzutragen beabsichtigt. C. S.

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau, im Nov.

In einer früheren Nummer dieses Blattes wurde aus dem Nassauischen über einen Vorfall berichtet, der, arg entstellt, im Interesse der Wahrheit eine Berichtigung verdient. Es wurde nämlich erzählt, daß der Sohn des Hrn. B. in E. einem Bauernknaben auf der Jagd ein Auge ausgeschossen habe, wofür die ganze Entschädigung, welche Hr. B. dem Vater des verwundeten Knaben gegeben, in sechs Brabanter Thalern bestanden habe. Damit ward der Bericht einer andern Thatsache in Verbindung gebracht, daß ein armer Familienvater, der auf der Jagd des Hrn. B. ein Häschen gefangen habe, dafür mit mehreren Monaten Arbeitshausstrafe belegt worden sey. Dieser Bericht hatte offenbar zum Zweck, den Charakter des Hrn. B. in Schatten zu stellen und zugleich die betreffende Behörde, welche das Straferkenntniß erlassen, der Härte anzuklagen. Indessen ist dieser ganze Bericht aus einer sehr unreinen Quelle geflossen und der Verfasser verdient den größten Tadel, denn entweder wollte er verläumden oder er hat leichtfertig in den Tag hinein geschrieben, was ihm von irgend einer Frau Base hinterbracht worden ist. Die Verwundung des Bauernknaben beschränkte sich auf eine leichte Verletzung in der Nähe des Auges mittelst eines Schrotkorns, welche dem Auge nicht im geringsten schadete. Man hatte dem Hrn. B. die Sache verschwiegen und erst vierzehn Tage später wurde er davon durch einen Freund unterrichtet, der dem Vater des verwundeten Knaben, für Rechnung des Hrn. B. und in seinem Sinn zu handeln glaubend, schon vorher das berührte Geldgeschenk gemacht hatte, wofür sich derselbe auch sehr dankbar bezeigte. Die weiter berichtete Bestrafung wegen eines Jagdvergehens kann eben so wenig dem Hrn. B. zum Vorwurf gereichen. Das erzählte Jagdvergehen betraf einen berüchtigten Wilderer, der, auf der That ertappt, von dem betreffenden amtlich verpflichteten Jagdaufseher zur Anzeige gebracht und darauf mit der sehr wohlverdienten gesetzlichen Strafe belegt worden ist. Es bedarf dabei wohl kaum der Bemerkung, daß dergleichen Denunciationen durch die Jagdaufseher in der Regel sofort gleich nach geschehener Entdeckung gemacht zu werden pflegen, wie sie dazu auch verbunden sind, ohne daß mithin der Inhabee der Jagd vorher davon in Kenntniß gesetzt wird und daß jedenfalls der Inhaber einer Jagd die Vollstreckung des Gesetzes nicht zu hindern vermag.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 12. Nov. Faust, große Oper in 3 Abth., Musik von Spohr.

Montag, 13. Nov. Vocal- und Instrumental-Konzert des Violinvirtuosen Hrn. Prume aus Lüttich. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 314. Dienstag, den 14. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Ja," fuhr Katharina fort, „ich habe viel gelitten, habe im Geheimen viel geweint, indessen man mich für ruhig und glücklich hielt. Ich wollte auf die Welt verzichten, und war bereits entschlossen, noch vor Ende des Jahres in ein Kloster zu gehen."

„Vor Ende des Jahres? Aber ihr wart ja mit Jakob Loubet verlobt?"

„Unsere Heirath durfte nicht statt finden; Jakob würde mich wider Willen geheirathet haben, nur um seiner Mutter zu gehorchen. Ich habe tief in seiner Seele gelesen; er liebte mich wie eine Schwester, wollte mich aber nicht zur Frau; darum hatte ich beschlossen, in's Kloster zu gehen, und ihm seine Freiheit wieder zu geben."

„Ihr würdet also nicht vor dem Opfer aller Eurer Neigungen in dieser Welt zurück gewichen seyn, und jetzt verzichtet Ihr auf die Vertheidigung Eures Lebens, um Loubet keiner Gefahr auszusetzen? Meine Tochter, Ihr liebt ihn also über Alles, und mehr wie Euch selbst?"

„Ja, mein Vater," erwiederte sie treuherzig, „ich würde mich tausend Mal für sein Heil opfern, mein letztes Gebet wird für ihn seyn . . . ."

Der Mönch erhob sich.

„Meine Tochter," sagte er mit der Würde, welche ihm sein Alter und sein Amt verlieh, „Gott verbietet Euch eine solche Hingebung; er will nicht, daß Ihr die Sorge um Euer Leben und Eure Ehre von Euch weiset; Loubets Zeugniß rettet beide; eine von seiner Hand geschriebene und unterzeichnete Erklärung kann noch zur rechten Zeit ankommen. Wißt Ihr, wo er sich aufhält?"

Katharina antwortete nicht.

„Sagt mir, wohin ich den Brief schicken muß, der ihn von Eurer Lage unterrichten soll."

Sie neigte zögernd das Gesicht, da sie es nicht wagte, eine bestimmte Weigerung auszusprechen.

„Keine eiteln Bedenklichkeiten, meine Tochter," fuhr der Mönch fort; „sprecht, ich befehle es Euch!"

„Wohlan, mein Vater! ich gehorche, und vertraue Euerer Barmherzigkeit und Weisheit die Sorge für Alles, was Jakob Loubet angeht. Wenn Ihr es für gut haltet, ihm zu schreiben, so müßt Ihr Euern Brief nach Genua an den Geschäftsmann Pietro Filomarini adressiren. Aber wird er auch in Jakobs Hände gelangen? Denn wer weiß, ob dieser auch über die Gränze kommen konnte."

„Ist er nach jenem unglücklichen Zweikampf noch ein Mal hier gewesen? Habt Ihr ihn gesehen?"

Sie nickte.

„Könnt Ihr mir sagen, an welchem Tag es war?"

„Zwei Nächte, bevor ich festgenommen ward. Es sind erst fünf Tage; die Marechaussee verfolgt ihn nicht, es sind keine Steckbriefe gegen ihn erlassen worden, dessen bin ich gewiß. Vielleicht ist er noch nicht weit. Er kann sich anfangs in der Umgegend verbergen, und da er nicht beunruhigt wird, daselbst abwarten, bis seine Angelegenheit eingeschlafen ist. Wo er sich aber auch aufhalten mag, mein Vater, so fordert ihn nur ja nicht zum Wiederkommen auf, denn seine Freiheit, sein Leben geht mir vor Allem."

„Ich stehe für beides, meine Tochter; man wird zu seinen Gunsten bei den Parlamentsgliedern wirken. Obgleich ich nur ein armer Mönch, der Geringste unter den Dienern Gottes bin, so habe ich doch einigen Einfluß auf bedeutende Leute. Ich werde zu einer vornehmen Dame gehen, die ein Muster von Tugend und Frömmigkeit ist, und diese wird sich für Euch verwenden. Sie wird von den Richtern einen Aufschub Eures Urtheilsspruches erlangen, damit es uns nicht an Zeit fehle, und die Wahrheit aus der sie verhüllenden Finsterniß hervorgehe. Faßt daher Muth; ich werde Euch täglich besuchen."

Der Kerkermeister öffnete die Thüre wieder, und blieb harrend auf der Schwelle stehen.

„Ich lasse Euch in der Gegenwart Gottes," fuhr Pater Athanasius fort, indem er seine Hände ausstreckte und Katharinen seinen Segen gab. „Betet, mein Kind, um Eure Seele zu beruhigen. Ich werde jeden Tag eine Messe für Euch lesen".

„Mein Vater, Gott vergelte Euch, was Eure Barmherzigkeit für mich thut."

Als sich der Mönch entfernt hatte, setzte sich die trauernde Gefangene wie vernichtet zu ihres Bettes Häupten nieder und weinte lange. Keine Lebenshoffnung erwachte in dieser Seele, die durch den Verlust alles Dessen, was sie liebte, gebrochen war. Sie wandte sich fast mit Verachtung und Schauder von dieser Welt, in welcher sie sich auf immer von dem einzigen Gegenstand ihrer Liebe getrennt sah.

Digitized by Google

Als sich Pater Athanasius zu dem Oberpräsidenten begeben wollte, traf er auf dem Predigerplatz mit Marius Magis, dem jungen Beauregard und einigen Andern zusammen, die da auf- und abgingen, und auf die Stunde der Audienz warteten; alle diese Leute sprachen von Katharina Loubet; seit drei Tagen redete man von nichts Anderem in der Stadt. Der Parlamentsschreiber sprach vielleicht zum hundertsten Male seine Meinung über diese Begebenheit aus, in welcher sein Zeugniß eine so wichtige Rolle zu spielen hatte. Er empfand ein gewisses Wohlbehagen darüber, mit in diesen schrecklichen Prozeß verwickelt zu seyn, der Bücher und Volkslieder veranlassen würde, ohne jedoch persönlichen Haß gegen Katharina in seiner Seele zu nähren; er war nur ganz einfach ein prahlerischer, boshafter, Unruhe stiftender Mensch, der sich seinem Hange überließ, Unfrieden auszusäen. Es fiel nichts in der Stadt vor, das er nicht zu seinen Zwecken benutzte. Gab es irgendwo Streit, so konnte man sicher darauf rechnen, daß er, gleichsam aus den Wolken, mitten in denselben hinein fiel. Handelte es sich um ein öffentliches Aergerniß, so wußte er aus erster Hand alle Einzelheiten; unaufhörlich trug er Neuigkeiten herum, deutete und verbreitete sie, gleichviel, ob sie gut oder bös, wahr oder falsch waren; er spürte so zu sagen die gute Stadt Air Tag und Nacht vorwitzig aus, und entdeckte Alles.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Duell in Spanien.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

Die Streitsache der Herren von Göler und von Haber und das merkwürdige Duell, das zwei tüchtigen und muthvollen Offizieren das Leben kostete, machte in Paris seiner Zeit viel Aufsehen. Noch mehr ist dies jetzt nach der Brochüre des Hrn. v. Sarachaga der Fall, welche auch dem letzteren durch diese traurige Geschichte eine gewisse Berühmtheit gesichert hat. Mit großem Interesse las man daher nachstehende Erzählung eines früheren Duells des Hrn. v. Sarachaga, bekanntlich des Sekundanten des Hrn. v. Göler gegen Hrn. v. Wereskin, wobei umgekehrt Hr. v. Göler der Sekundant des Hrn. v. Sarachaga war. Die Erzählung ist einem französischen Provinzialblatt entnommen und wird wohl in wenigen Tagen die Reihe durch alle Journale der Hauptstadt machen. Sie ist äußerst charakteristisch.

Hr. v. Sarachaga hatte einen ziemlich bekannt gewordenen Prozeß mit seinem Stiefvater, Hrn. v. L., von welchem er in seinen Interessen beeinträchtigt zu werden glaubte. Hr. v. L. schickte seinem Advokaten in Bilbao, dem gewöhnlichen Wohnsitz des Hrn. von Sarachaga, seine Instruktionen, nach welchen der Prozeß geführt werden sollte. Wie nun diese Instruktionen gelautet haben mochten, mag dahin gestellt bleiben, genug, Hr. v. Careaga, der Advokat des Hrn. v. L., reichte eine Schrift ein voll der ehrenrührigsten Aeußerungen über Hrn. v. Sarachaga, wodurch dieser sich nothgedrungen sah, eine eclatante Genugthuung sich zu verschaffen, zumal er über die wahre Quelle dieser Verläumdungen sich nicht zu täuschen glaubte.

Zu diesem Behufe schrieb er an Hrn. Baron Julius von Göler, seinen besten Freund, der sich gerade in London befand, er möchte zu ihm nach Spanien kommen. Hr. v. Göler ließ nicht lange auf sich warten, und nachdem die beiden Freunde den Carneval fröhlich in Madrid verlebt hatten, begaben sie sich im März 1843 nach Bilbao, diese Angelegenheit zu beendigen.

Hr. v. Sarachaga befand sich eben mit seiner Familie bei Tische; plötzlich sprang er auf, nahm seinen Freund beim Arme und sagte zu ihm: „Da geht eben Hr. Careaga vorüber, das ist der günstigste Augenblick, laß mich aufbrechen, vorwärts!“ Die beiden Freunde folgten dem Advokaten, und Hr. v. Sarachaga stellte ihn mitten auf der Promenade. „Mein Herr“, sagte er zu ihm und zog die von demselben eingereichten Aktenstücke aus der Tasche, „sind Sie es oder Ihr Herr Sohn, der die Frechheit gehabt hat, solche niederträchtige Aeußerungen über mich zu wagen (Vater und Sohn sind Advokaten und arbeiten in denselben Prozessen)?“ — „Ich oder mein Sohn, das ist gleichgültig, ja, mein Herr.“ — „So hören Sie: wenn ich Ihre grauen Haare und Ihr Alter nicht respektirte, so wäre meine Antwort kurz die, daß ich Ihnen ins Gesicht spie. Aber Sie haben einen Sohn, der jung ist, und da die Unterschrift nur Careaga lautet, ohne Vornamen, so halte ich mich an ihn und verlange von ihm die mir gebührende Genugthuung; was Ihre Worte betrifft, so nehme ich an, sie kommen von einem alten Weibe: ich verachte sie.“ — „Mein Herr“, entgegnete der Advokat, „es thut mir leid, daß Sie von mir keine Genugthuung haben wollen, mein Sohn wird jedoch bereit seyn, sie Ihnen zu geben.“ — „Gut, alsdann werden wir sehen, ob Ihre Worte mit Ihren Handlungen übereinstimmen. Adieu, mein Herr!“

An demselben Tage noch suchte Hr. v. Göler den Hrn. Careaga Sohn auf, und theilte ihm das Vorgefallene mit. Hr. Careaga gab vor, es gehe ihn das nichts an; Hr. v. Göler sagte ihm jedoch, daß er beauftragt sey, ihm zu sagen, daß er, falls er sich weigere, seinem Freunde augenblicklich Genugthuung zu geben, dieser der Gesellschaft (einer Art Casino oder Club) erklären werde, er sey von ihm beschimpft worden und habe keine Genugthuung verlangt, daher er die Gesellschaft bitten müsse, ihn als einen Menschen ohne Ehre aus der Liste ihrer Mitglieder zu streichen.

Hierauf erwiederte er, daß er den andern Tag seine Antwort ertheilen werde. — An diesem Morgen ließ Hr. Careaga Vater, der wohl sah, daß die Sache nicht bei leeren Drohungen stehen bleiben werde, dem Hrn. von Sarachaga sagen, er habe seinem Sohn verboten, sich mit ihm zu schlagen, und er werde die Behörden unterrichten, so wie er den geringsten Schritt gegen ihn oder seinen Sohn erfahre.

Hr. v. Careaga ward indeß bald so in die Enge getrieben, daß er seinen Sekundanten an Hrn. v. Göler abschickte und diesem seine Bedingungen des Duells schriftlich mittheilte. Hr. v. Careaga sagte darin, daß er nicht gut sehe, und daher ein Duell auf Pistolen nicht wohl anders annehmen könne, als wenn Beide vor der Mündung stehen, und da er überdies die Handhabung der Waffen nicht verstehe, so sehe er sich genöthigt, ein Duell nur unter folgenden Bedingungen einzugehen:

„Eine Pistole wird geladen, die andere nicht; die beiden Gegner setzen einander die Pistole auf die Brust, und drücken, sobald die Sekundanten auf drei gezählt haben, zusammen ab.“ Man glaubte, Hr. v. Sarachaga werde das nicht eingehen, und auf diese Weise wäre die Sache zu Ende. Allein man irrte sich. Zwar that Hr. v. Göler sein Möglichstes, andere Bedingungen

Digitized by Google

zu erlangen; er schlug vor, beiden Gegnern die Augen zu verbinden und sie auf 6 Schritte Entfernung von einander aufzustellen; jeder sollte 6 Schüsse haben, und so lange schießen, bis einer der beiden falle; fehlten sie, dann solle auf's neue geladen werden. Es war jedoch Alles umsonst; Hr. v. Careaga beharrte auf seinen Bedingungen, und Hr. v. Sarachaga nahm sie an.

Hr. v. Göler und der Hr. Marquis v. Villarias, der zweite Sekundant des Hrn. v. Sarachaga, trafen gemeinschaftlich alle Anordnungen: eine Stunde von Bilbao wurde eine gebrechliche Barke mit zwölf Ruderern in Bereitschaft gehalten, um die Zeugen und den Glücklichern der beiden Gegner schnell nach Frankreich zu bringen.

Neun Uhr Abends war die festgesetzte Stunde. Die beiden Gegner erschienen auf dem Kampfplatz mit ihren Zeugen. Auf einem Hügel, der die Stadt Bilbao beherrscht und von dem aus man eine bezaubernde Aussicht genießt, unter den Ruinen eines alten, in dem karlistischen Kriege verbrannten Klosters, sollte der dem Geschick anheimgestellte Kampf seine Lösung finden. Der Vollmond leuchtete in seiner vollen Pracht am spanischen Himmel, so daß die Auftritte, die sich hier vorbereiteten, gleichsam im hellen Fackelscheine vor sich gingen. Am Fuße dieses Hügels trafen die Gegner zusammen, als sie denselben eben hinaufzusteigen im Begriffe standen. Der Zeuge des Hrn. von Careaga redete den Hrn. von Sarachaga folgendermaßen an:

„Diese ganze Geschichte ist eine sehr traurige, um so mehr, als ich Sie bei meiner Ehre versichern kann, daß Hr. v. Careaga, Sohn, völlig unschuldig in dieser Sache ist; sein Vater ist der Verfasser jener Aktenstücke, und auch dieser behauptet, nur nach den erhaltenen Instruktionen gehandelt zu haben."

„Aber, mein Herr", entgegnete Hr. v. Sarachaga, „hat er nicht an den Aktenstücken mitgearbeitet?"

„Ja, aber kein Wort von dem, was gegen Sie geschrieben wurde, da rufe ich Gott zum Zeugen an."

„Alsdann ist es freilich traurig", sagte Hr. v. Sarachaga, „allein wir sind jetzt zur Stelle und es läßt sich nichts mehr ändern; sprechen Sie mir also nichts mehr davon."

Die vier Zeugen traten zusammen, luden die eine Pistole, setzten Zündhütchen bei beiden auf, legten solche auf den Boden und bedeckten sie mit einem Tuche. Die beiden Gegner wurden sofort angewiesen, zu loosen, wer zuerst eine Pistole sich auswählen dürfe.

„Nein", sagte Herr von Sarachaga, „es ist an ihm, zu wählen, er nehme seine Pistole."

Hr. v. Careaga nahm zuerst eine, Hr. v. Sarachaga die übrig gebliebene. Da trat plötzlich Hr. v. Göler in voller Freude näher, und sagte in deutscher Sprache: „Lieber Georg, ich glaube Du hast die geladene Pistole, denn mir scheint, er hat die zur Rechten genommen."

Eins, zwei, drei! Hr. v. Careaga drückte, Hr. Sarachaga, die Pistole auf die Brust setzend, ab, dieser aber rief aus:

„Ich habe die geladene Pistole, meine Herren, das Leben dieses Mannes steht in meiner Hand, allein ich schieße nicht auf ihn; man ziehe jedoch sogleich die Kugel aus dem Laufe, theile sie in zwei Stücke und gebe die eine Hälfte davon dem Vater Careaga, die andere aber Dem, der ihm die schönen Instruktionen ertheilt haben soll."

Das Staunen aller Anwesenden bei diesen Worten zu beschreiben, ist eine zu schwere Aufgabe für meine Feder; Alle waren gerührt und freudetrunken; sie küßten Hrn. v. Sarachaga, drückten ihm die Hand, dieser aber sagte zu Hrn. von Careaga:

„Nicht mir verdanken Sie Ihr Leben, sondern Ihrem Freunde, Ihrem Zeugen."

Dieser schöne Zug aus dem Leben des so unglücklicherweise berühmt gewordenen Hrn. v. Sarachaga ist hier gerade so wiedergegeben, wie er von den Zeugen an verschiedenen Orten und vor vielen Personen erzählt wurde.

Mannichfaltigkeiten.

Man glaubt immer, in England herrsche Freiheit in allen Dingen; an dramatischer Freiheit fehlt es aber doch daselbst. Daß kein Theater ohne Genehmigung der Behörde errichtet werden darf, ist in der Ordnung; weiter bestimmt aber das neue Gesetz, daß jeder Direktor eine Caution von 3000 Thlrn. zu stellen habe, und daß in London der Lord-Kammerherr, in der Provinz eine Commission von Friedensrichtern jeden Augenblick einem Direktor beliebig die Concession nehmen kann. — Auch darf nicht jedes Theater Alles spielen, denn das eine ist auf dieses, das andere auf jenes Genre angewiesen.

Das bekannte Buch für Winterabende, Volksbuch und Volkskalender auf 1844 von M. Honek, enthält gleich den früheren Jahrgängen einen recht mannichfaltigen und unterhaltenden Lesestoff für das Volk, und wenn es sich auch durch keine eigenthümliche Richtung oder specielle Tendenz von hundert ähnlichen Schriften unterscheidet, so wird es doch bei der Billigkeit des Preises sein Publikum zu finden nicht ermangeln.

Um mehrfachen Wünschen zu entsprechen, wird am 20. d. M. auf der Frankfurter Bühne die „Antigone", von Sophokles, zu wiederholter Aufführung kommen, und da durch öftere Besprechung derselben in hiesigen Unterhaltungsblättern das Interesse für genanntes Werk in Anregung erhalten worden ist, so wird man die erneute Aufführung um so willkommener heißen.

Nach den neuesten Berichten aus Wien hat Mad. Frühauf ihr Gastspiel auf dem Hofburgtheater ohne sonderlichen Erfolg beschlossen.

Korrespondenz.

Hamburg, 8. Nov.

Jetzt kann ich Ihnen das Räthsel lösen, das unsere Lokalblätter so lange beschäftigt hat — die wichtige Frage nämlich, wie das neuerbaute Theater am besten und passendsten zu benamsen sey. Im Allgemeinen wurde dasselbe bisher immer schlechtweg „das neue Theater" geheißen. Gegen die fernere Beibehaltung des Namens „das zweite Theater" wurde von verschiedenen Seiten protestirt, da eine solche Numerirung etwas höchst Unpassendes und in keiner großen Stadt Erhörtes sey. Andere meinten, man könne es „Theater-Maurice" taufen, und noch Andere hatten die etwas langathmige Benennung „neues Theater in der Altstadt" in Vorschlag gebracht. Hr. Maurice hat nun diesen gordischen Knoten mit einem Schlage zerhauen, indem er

Digitized by Google

die Eröffnung seines Institutes unter dem Namen „Thalia-Theater" ankündigt und wir können uns hiermit wohl zufrieden und einverstanden erklären, da der von der heitern Muse des Lustspiels entlehnte Name kurz, wohlklingend und vollkommen entsprechend ist. Das Thalia-Theater wird morgen, Donnerstag den 9. Nov., mit einer Festouvertüre von Stiegmann eröffnet, der ein humoristisches Zwiegespräch folgt; dann, zum Erstenmale: „der Freundschaftsdienst", nach Jünger's Lustspiel „die Entführung" bearbeitet von B. A. Herrmann, und endlich: „Köck und Guste", Vaudevilleposse von W. Friedrich (Riese). Die Preise der Plätze sind gestellt: Balcon, erster Rang, Parquet und Parquetlogen 1 Mk. 4 Sch., Amphitheater und zweiter Rang 1 Mk., Parterre 10 Sch., Gallerie 6 Sch. — Da ich gerade von Theatervorstellungen rede, ist es vielleicht der Mühe werth, nebenbei zu erwähnen, daß der durch seine plastischen Productionen oder — Prostitutionen famos gewordene sogenannte Professor (?) Quirinus Müller — dessen Treiben früher namentlich auch in Ihrem Blatte gehörig gewürdigt wurde — gegenwärtig hier anwesend ist und bei der Polizei um Erlaubniß zu seinen bekannten Louisd'or-Vorstellungen nachgesucht hat, die ihm jedoch entschieden verweigert ist. Möglich vielleicht, daß er einigen Liebhabern, an denen hier leider kein Mangel ist, privatissime einen solchen Kunstgenuß gewähren wird. — Mit Anfang dieses Monats haben, wie gewöhnlich und nach dem Beispiel anderer großen Städte, auch bei uns wieder einige öffentliche Vorlesungen im Lokale des Gymnasiums begonnen. Schade nur, daß hier, wo der Preiscourant über Alles geht und die materialistischen Interessen fast alles geistige Element absorbiren, derartige Unternehmungen allzu wenig Anklang und Theilnahme finden. Das zahlreichste Publikum versammelt noch immer der trotz aller Vielseitigkeit durch einen gewissen oratorischen Dilettantismus und forcirte Effekthascherei sich auszeichnende Prof. Wurm, der über Hamburgische Verfassung, namentlich über den Hauptrecess liest. Prof. Petersen, dem es allzusehr an einem ansprechenden Organe mangelt, hat Vorträge über — Herkulanum und Pompeji angekündigt, die er schwerlich zu Stande bringen wird. Mehr läßt sich erwarten von einem Cyclus von Vorlesungen über China, die Dr. Plath, früher Docent der Geschichte in Göttingen — nach überstandener unglücklicher Gefangenschaft in Erle — hier in seiner Vaterstadt zu halten beabsichtigt. Dr. Plath hat bereits 1830 in Göttingen ein Bruchstück seiner „Geschichte des östlichen Asiens: die Völker der Mandschurei" in zwei Bänden herausgegeben. Er hat seitdem diese Studien in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte nach Möglichkeit fortgesetzt und sie haben — wie er selbst sagt — „seine lange, einsame, zwölfjährige Haft erleichtert und ihn unter vielfachen Leiden aufrecht erhalten." Es ist in der That diesem zeitgemäßen Unternehmen die lebhafteste Theilnahme und der glücklichste Erfolg zu wünschen!

Gießen, 5. Nov.

Am 1. d. M. begann die Gemäldeausstellung des hiesigen Kunstvereins. Obgleich sie mehrere gute, ja treffliche Gemälde enthält, so ist doch zu bedauern, daß das Meiste den Anforderungen des Kenners nicht entspricht, wiewohl wir nicht in Abrede stellen wollen, daß hinsichtlich der geringen Anzahl von Gemälden, die bis jetzt eingesandt worden, man nicht bei jedem Anspruch auf Vollrundung machen kann. Vorzüglich fällt dies bei den ausgestellten Landschaften auf, die den Hauptbestandtheil der diesjährigen Kunstausstellung bilden, wiewohl man gestehen muß, daß einzelne, obwohl nur wenige, sich unter ihnen befinden, denen das Siegel der Vollendung sowohl in Hinsicht auf Composition, als auch auf technische Ausführung aufgedrückt ist. Unter diesen machen wir besonders aufmerksam auf zwei kleinere Landschaften von unserm rühmlichst bekannten Schilbach, so wie auf die eines, wie wir hören, noch jungen Malers, Becker, von denen uns die größere, eine Gebirgslandschaft im Sturme darstellend, durch Kühnheit der Idee, so wie durch sorgfältige Ausführung des Colorits ganz besonders ansprach. Auch eine große Waldlandschaft von Lange in Düsseldorf macht durch gut gewählte Lichteffekte einen günstigen Eindruck, der noch größer seyn würde, wenn auf die Staffage mehr Sorgfalt verwendet wäre. In der Genremalerei steht Deckinghaus aus Frankfurt oben an. Wir wollen nur seinen „Maler auf dem Lande" anführen, welches Kunstwerk durch sinnvolle Anordnung des Ganzen, so wie durch naturgetreue Ausführung des kleinsten Details, Kenner wie Laien unwiderstehlich anzieht. Auch sein „blöder Junge" zeigt von glücklicher Auffassungsgabe des Komischen. Dann nennen wir Herrlich von Frankfurt, dessen „Mutter am Grabe ihres Kindes" sehr das Gefühl anspricht. Der „Prinzenraub" von Nahl in Kassel verbindet geschmackvolle Zeichnung mit zartem Colorit. Nicht minder spricht „Don Quixote" von Seyer in Augsburg durch außerordentliche Sicherheit der Zeichnung an. Die Porträts des Universitätsmalers Trautschold zeigen sprechende Wahrheit neben großer künstlerischer Vollrundung. Auch einige Pastellgemälde von Beyer aus Homberg verdienen rühmende Erwähnung. Dagegen macht die „Taufe eines Mohren" von Ludwig Grimm in Kassel durch Verletzung der Einheit der Composition einen ungünstigen Eindruck, so wie der Gegenstand selbst keine Aufgabe für den Maler ist. Bei „Ritter Leo" von Sunkel in Kassel ist die Composition und vor Allem die Zeichnung des Kopfes durchaus mißlungen zu nennen. Ein Gemälde, einen „Lautenspieler mit zwei Damen" vorstellend, fällt besonders durch schön blau gefärbte Berge und Bäume in die Augen. Bei „Friedrich dem Großen", geschrieben von Falkenberg, ist außerordentliche Mühsamkeit und Sorgfalt nicht zu verkennen; dagegen ist eine solche Arbeit weder lohnend, noch dem Wesen der Kunst angemessen. Die übrigen Gemälde gehören in die Gattung des Mittelmäßigen. Wir hoffen, daß der ungünstige Eindruck, den die bis jetzt überwiegende Anzahl des Werthlosen hervorbrachte, durch die baldige Ankunft von besseren Werken wenigstens theilweise wieder ausgelöscht wird, und erwarten von der nächstjährigen Ausstellung ein Besseres.

Palindrom.

Zur Nahrung dient's; doch wechselst du zwei Zeichen,
So ist es, Leser, nur den Schiffen eigen.

Erklärung.

Das unterzeichnete Comité bringt hiermit zur öffentlichen Kenntniß: Nachdem der Zweck, weßhalb es auf vielseitiges Ansuchen zusammen getreten ist, und aus Rücksicht auf die besondern Verhältnisse es übernommen hat, dem Hrn. Dr. Kuhlmann den Weg anzubahnen, um seine früher angekündigten Vorträge vor einem möglichst zahlreichen Publikum in hiesiger Stadt halten zu können, erreicht ist, und eine weitere Vermittlung nicht mehr nöthig erscheint: so erklärt es hiermit, daß von nun an seine Wirksamkeit in Betreff dieses Unternehmens um so mehr erledigt und abgethan ist, und es sich demgemäß aufgelöst hat, als es überhaupt seine Absicht nicht war, noch seyn konnte, den Inhalt jener Vorträge zu vertreten.

Frankfurt a. M., 12. Nov. 1843.

Das bisherige Comité zur Beförderung der Dr. Kuhlmann'schen Vorträge.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. Nov. Vocal- und Instrumental-Konzert des Violinvirtuosen Hrn. Prume aus Lüttich. Vorher geht: Drei Feen, Lustspiel in 3 Abth., frei nach Bayard bearbeitet von W. Friederich. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 14. Nov. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 315. Mittwoch, den 15. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Meine Herren," sagte Marius Magis, indem er plötzlich unter seinen Begleitern stehen blieb, „Alles, was ihr so eben gehört habt, ist in meiner Aussage enthalten, die auf derselben Stelle, wo das Verbrechen begangen wurde, geschrieben und von meiner Hand unterzeichnet ist. Gott weiß, was es mich gekostet hat, das unglückliche Mädchen anzuklagen! . . . Aber mein Gewissen konnte eine solche Last nicht auf sich ruhen lassen. Keines meiner Worte ist leichtsinnig in den Wind gesprochen, denn in Kriminalsachen muß man nur de visa bestätigen."

„Und wer vermag uns dafür zu stehen, daß unser schwaches einseitiges Auge uns nicht getäuscht hat?" fiel ihm Pater Athanasius ein, indem er ihn an der Schulter berührte. „Ich habe Katharina Loubet so eben im Gefängniß besucht; sie besteht auf der Behauptung, daß das Faktum Eurer Aussage auf einem entsetzlichen Irrthum beruhe."

Statt aller Antwort erhob Marius Magis zwei Finger, mit welchen er auf seine Augen deutete, und machte dabei eine Gebärde betrübter Ueberzeugung. Da erhob sich ein Gemurre unter der ihn umringenden Gruppe; der allgemeine Unwille wollte ein Opfer haben; er schrie Rache über den Mörder der schönen Loubette. Katharina, durch so furchtbare Beweise angeklagt, war bereits in Aller Meinung verurtheilt.

Der Mönch entfernte sich traurig; diese Stimmung hatte ihn erschreckt; er fürchtete sie auch bei den Richtern zu finden, die er im Begriffe war aufzusuchen, und statt sich direkt zu dem Oberpräsidenten zu begeben, entschloß er sich, zuerst die Verwendung der Marquise von Argevilliers anzuflehen.

In dem Augenblick, wo er das Hotel betrat, kam Genovefa, die erste Kammerfrau der Marquise, gerade aus dem Landhause in die Stadt.

„Ehrwürdiger Vater," sagte sie, an den Mönch herantretend, „die Vorsehung schickt Euch offenbar, um mir Rath zu ertheilen; ich befinde mich in großer Verlegenheit."

„Wenn es Etwas ist, das in der Beichte gesagt werden muß, so geht, und erwartet mich in der Kirche; ich werde in einer halben Stunde dort seyn."

„Nein, ehrwürdiger Vater, es handelt sich nicht um mich, sondern um eine Person, der ich seit langer Zeit diene, zu der ich viel Zuneigung und Achtung hege, und deren Führer Ihr seyd."

„Dann bin ich bereit, Euch gleich anzuhören."

„Wenn Ew. Hochwürden einen Augenblick in den Garten eintreten wollten, so könnten wir in größerer Sicherheit, als in diesem Saale sprechen, wo irgend ein Bedienter an den Thüren lauschen könnte. Was ich Euch mitzutheilen habe, ist ein Geheimniß."

Erstaunt über die betrübte geheimnißvolle Miene dieses Weibes, folgte ihr Pater Athanasius in den Garten. Als sie sich hinreichend versichert hatte, daß sie weder gehört noch gesehen werden konnte, brach sie in Thränen aus, indem sie sagte: „Ehrwürdiger Vater, meine Gebieterin, die Marquise von Argevillers, ist wie wahnsinnig geworden; ich weiß nicht mehr, wie ich dieses Unglück länger geheim halten soll."

„Heilige Mutter Gottes! was sagt Ihr da, Genovefa!"

„Es ist noch gänzlich unbekannt; selbst der Herr Oberpräsident weiß noch nichts davon, und ich wage nicht, ihn davon in Kenntniß zu setzen."

„Aber was ist denn vorgefallen? man hätte mich rufen sollen. Hat die Frau Marquise nicht nach mir verlangt?"

„Ach, nein, ehrwürdiger Vater! sie will Niemand sehen; sie weint Tag und Nacht; das dauert schon eine ganze Woche; doch glaube ich, daß sich ihr Uebel schon von früher herschreibt. Seit dem Tode des Herrn Marquis fällt die gnädige Frau sichtlich zusammen. Sie verging hier fast in dem großen, mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Zimmer. Der Herr Oberpräsident verlangte, daß sie die üblichen Kondolenzbesuche annehmen sollte, und so war sie denn vom Morgen bis zum Abend von lauter Gestalten in tiefer Trauer umringt, die sie von nichts als ihrem Unglück unterhielten; das tödtete sie. Ich dachte, sie würde sich erholen, wenn sie die Erlaubniß hätte, einen Monat in dem Gartenhause zuzubringen. Dort empfängt sie Niemand mehr, und selbst ihr Herr Schwiegervater begnügt sich, zu ihr zu schicken, um Erkundigung über ihr Befinden einzuziehen. Die gnädige Frau begann wieder einigen Muth zu fassen; sie befand sich viel besser, als am verwichenen Sonntag der Advokat Loubet kam . . . ."

„Advokat Loubet? am Sonntag? zu Frau von Argevillers?"

„Er selbst. Er sah sehr verstört aus, und ich dachte gleich, er müsse in irgend eine böse Angelegenheit verwickelt seyn. Die gnädige Frau empfing ihn im großen Salon; er blieb kaum eine Viertelstunde, und ich weiß nicht, was vorgefallen ist; als

Digitized by Google

ich aber zur Frau Marquise zurückkehrte, fand ich sie in einem erbarmungswürdigen Zustand, ganz in Thränen und laut jammernd. Ich schloß die Thüren ab, damit sie Niemand in dieser Gemüthsfassung sehen sollte, und versuchte sie zu trösten."

„Und was sagte sie?"

„Nichts. Ich vermochte kein Wort von ihr herauszubringen; bald weinte sie, daß sie fast die Besinnung verlor; bald saß sie ganz unbeweglich, mit starren Blicken, die mich mit Entsetzen erfüllten. Endlich ward sie ohnmächtig und fiel mir wie todt in die Arme. Ich rief die andern Frauen herbei, um sie mit ihrer Hülfe zu Bett zu bringen. Sobald sie ihrer Sinne wieder mächtig war, untersagte sie uns, nach den Aerzten zu schicken und den Herrn Oberpräsidenten benachrichtigen zu lassen; seitdem hat sie den Mund nur geöffnet, um diesen Befehl zu wiederholen. Sie durchwacht die ganze Nacht, und weigert sich, Nahrung zu sich zu nehmen; man könnte auf den Gedanken kommen, sie habe den Entschluß gefaßt, zu sterben. Geht das so fort, so werden keine vierzehn Tage vergehen, ohne daß sie sich bei dem Herrn Marquis in der Gruft von St. Sauveur befindet. Es liegt etwas Ungewöhnliches in diesem großen Leidwesen; ich zweifle nicht, daß Advokat Loubet der Frau Marquise eine böse Nachricht, ein Unglück angekündigt hat . . . ."

„Jedenfalls konnte das nur ihn angehen, und trotz ihrer großen Güte konnte die Frau Marquise das nicht so zu Herzen nehmen . . . . Weiß sie Alles, was man seitdem entdeckt hat?"

„Ihr meint den Tod der schönen Loubette und Katharinens Verbrechen? . . . Nein, ehrwürdiger Vater; ich wollte ihr nichts davon sagen, denn in ihrem jetzigen Zustande würde das ihre Phantasie noch mehr verdüstert haben. Ich habe im Gegentheil versucht, sie durch Erzählungen, durch lustige Geschichten zu zerstreuen; aber Alles blieb ohne Erfolg. Die Melancholie der Frau Marquise läßt sich nicht länger verhehlen; es wird Besuch in das Gartenhaus kommen, und was soll dann geschehen? Die gnädige Frau kann doch nicht immer hier eingeschlossen bleiben, ohne eine lebende Seele zu empfangen. Trotz ihres Verbots wollte ich so eben den Herrn Oberpräsidenten von Allem in Kenntniß setzen. Was rathet Ihr mir, ehrwürdiger Vater?"

„Ich kann nichts sagen, bevor ich die Frau Marquise gesprochen habe," erwiederte der Mönch nach kurzer Ueberlegung; „man erwartet mich zwar im Beichtstuhl, aber was kann das helfen! Ich will sogleich in das Gartenhaus gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Stadtwehrpflichtige.

Zu den mancherlei kleinen Geschichten, womit das Pariser „Cabinet de Lecture" seine Leser zu unterhalten pflegt, gehört auch die nachstehende, die wenigstens den Vorzug, gut erfunden zu seyn, besitzt.

Ein Pariser Literat, der sich durch seine Dichtungen und Novellen bereits einen Namen in der gebildeten Lesewelt erworben, pflegt regelmäßig alle drei Monate seine Wohnung zu verändern. Diese Wandelbarkeit des Literaten hat ihren Grund in dem tiefen Abscheu, welchen demselben der Dienst der Nationalgarde einflößt. Es scheint ihm nämlich nichts widerwärtiger und lästiger, als Schildwache zu stehen und die Patrouille zu machen, und er unterzieht sich lieber allen andern Unannehmlichkeiten des Lebens als der geringen Belästigung, welche der Dienst in der Nationalgarde verursacht. Der Literat verändert daher jedes Mal seine Wohnung vor Beginn einer neuen Rekrutirung für den Stadtwehrdienst von Paris und sucht auf diese Weise den Verfolgungen der Werber zu entgehen. Dasselbe Arrondissement erfreut sich seiner Anwesenheit nie länger als ein Vierteljahr. Er zieht regelmäßig nach Verlauf desselben aus und transportirt im Laufe eines Jahres seine Penaten von einem Ende der Stadt zum andern, mit einer Leichtigkeit, als wenn er eine Spazierfahrt in einem Omnibus machte. Man kann unmöglich mehr, als der Genannte, der Wahrheit des Satzes Hohn sprechen, daß drei Auszüge einem Brande gleich zu achten seyen. Ein so häufiger Wechsel der Wohnung müßte den größten Theil der Zeit eines Menschen in Anspruch nehmen, der sein Logis mit Ueberlegung und Umsicht auswählen und sich in demselben dann con amore einrichten wollte. Da nun aber unser Autor einer der produktivesten ist und die Arbeiten seiner Muse seine meiste Zeit in Anspruch nehmen, so hat er, um seine schriftstellerische Thätigkeit nicht zu beeinträchtigen, es sich zur festen Regel gemacht, auf seine jedesmalige Uebersiedelung aus einem Stadtviertel in das andere nicht mehr als einen Tag zu verwenden, einen Tag zum Aufsuchen eines Logis, zur Fortschaffung seiner Meubles und zur Placirung derselben in der neuen Wohnung. Erfahrung und lange Uebung haben den Genannten es zu einer wahren Virtuosität im schnellen Aus- und Einzuge bringen lassen. Am 15. Okt. dieses Jahres nun ließ der Deserteur der Nationalgarde einen Wagen kommen und sein geringes, aber dabei sehr gewähltes, geschmackvolles Ameublement darauf laden: ein Bett von Palisanderholz, einen Schreibtisch, eine Bibliothek mit Glasfenstern, einen Divan, zwei Voltairesessel, eine Kaminverzierung aus vergoldeter Bronze, drei oder vier werthvolle Gemälde und einige Rokoko's. Der ganze Hausrath war in weniger als zwei Stunden aufgeladen und es setzte sich alsdann unser Nomade vor dem Wagen, der seine Habseligkeiten trug, mit rüstigen Schritten in Marsch. Als er sich in einer beträchtlichen Entfernung von seinem alten Logis befand, trat er in das erste beste Haus, an dem er eine Affiche sah; das Zimmer, welches man ihm zeigte, war zu groß für ihn, ein anderes schien ihm zu düster und trist, ein drittes war ihm zu theuer. Er ließ sich aber dadurch keineswegs entmuthigen, sondern rief seinem Kutscher: „Nur zugefahren! Paris ist groß und der Tag lang." Er zog also von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Nie war er so lange unschlüssig gewesen in der Wahl eines passenden Logis, doch hatte er einmal den Rubikon überschritten und mußte noch wenigstens vor Nacht unter Obdach zu kommen suchen.

Um fünf Uhr endlich, da es dunkel zu werden anfing, entschied er sich für eine Wohnung, die den anderen eben nicht viel an Komfort herausgab, und während seine Meubles in derselben placirt wurden, machte er in aller Eile seine Toilette, denn er hatte auf den Abend die Einladung zu einem Diner angenommen, von welchem er um keinen Preis weggeblieben wäre, denn das Festmahl ward von einem der ersten Mitglieder der Akademie gegeben, und unser Autor speculirte schon lange nach einem Platze unter der auserwählten Schaar der Vierzige. Nach dem Schlusse des Mahls ward er nun von dem hohen Wirthe, dem er während desselben reichlich Weih-

Digitized by Google

rauch gestreut, bei Seite genommen und der schmeichelhaften Erklärung gewürdigt: „Sie werden in einigen Jahren einer der Unsern seyn; der akademische Stuhl steht schon für Sie bereit; Sie schreiben einen reinen, zierlichen Styl, der Sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.“ Entzückt durch diese schmeichelhafte Erklärung, den Kopf voll von den Dünsten der Eitelkeit, welche nach einem guten Mahle so leicht den geistigen Himmel verhüllen, verläßt unser reiner, zierlicher Stylist die Wohnung seines hohen Mäcens zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts. Er schlug in der Zerstreuung den Weg nach seiner alten Wohnung ein, als er auf einmal sinnend stehen blieb; er erinnerte sich, daß heute ja der 15. Oktober und daß er ausgezogen sey; weiter aber reichte sein Gedächtniß nicht. „Wohin bin ich gezogen?“ so fragte sich der zukünftige Akademiker vergeblich, und bot allen geistigen Scharfsinn auf, um seiner neuen Wohnung auf die Spur zu kommen. Umsonst! Es bot sich seinem Geistesblicke nur ein wirres Chaos von Wohnungen und Localitäten, und er fand nirgends in seiner Erinnerung eine Spur, welche ihn an den Ort seiner neuen Bestimmung geführt hätte.

Er hatte seine Wohnung mit Einbruch der Nacht und in höchster Eile bezogen; er hatte sie gleich nach dem Einzuge verlassen, ohne sich nur einmal umzusehen, und er hatte eben so wenig die nächsten Umgebungen derselben eines Blickes gewürdigt, so daß er auch nicht den mindesten Anknüpfungspunkt für seine topographischen Forschungen hatte.

Was sollte nun unser Freund in einer so verzweifelten Lage anfangen? Er entschloß sich zu dem, was in seiner Lage das Klügste war, und nahm seine Zuflucht zu einem Freunde, welchem er seine fatale Situation schilderte. Der Freund dachte Anfangs nicht anders, als daß unser Autor diese Nacht dem Gotte Bachus zu viel gehuldigt und den klassischen Falerner über die Gebühr verkostet. Als der Dichter den andern Tag erwachte, befand er sich in derselben Verlegenheit; das angestrengteste Nachdenken vermochte ihn nicht auf die Spur seiner neuen Wohnung zu bringen. Sein alter Portier hatte ihm zum Transport seiner Möbel den ersten besten Wagen gebracht, den er auf der Straße getroffen, und sich dabei weder nach dem Namen, noch der Wohnung des Fuhrmanns erkundigt. Dem obdachlosen Akademiker blieb am Ende, nach dreien Tagen vergeblicher Nachforschungen und Nachfragen, nichts übrig, als seine Zuflucht zu dem Polizeibureau und dem Anzeigeblättchen zu nehmen, um so zu erfahren, wo er eigentlich wohne. Als er endlich so glücklich war, seine Wohnung wieder betreten zu können, fand er, in derselben angelangt, auf seinem Pulte eine freundschaftliche Einladung zur Theilnahme an den Uebungen der Nationalgarde! L.

Mannichfaltigkeiten.

Am Allerheiligentage stürzte der Schwengel der großen Glocke von Notre-Dame zu Paris während des Läutens heraus, schlug durch zwei Stockwerke hindurch, und blieb im dritten liegen, nachdem er drei Personen zum Theil bedenklich verwundet hatte.

(Marburg, 11. Nov.) Wie wir so eben aus einer Konzertanzeige in dem hiesigen Wochenblatte vernehmen, will der bekannte junge Violinvirtuose J. J. Bott aus Kassel in diesen Tagen ein Violinkonzert dahier geben. Unter den vorläufig angezeigten Musikstücken von Prume, Spohr ꝛc. sind wir besonders auf die Variations brillantes von Vieuxtemps, welche hier die Geschwister Milanollo vortrugen, und das erste Konzert für Violine vom Konzertgeber gespannt und bedauern nur, daß es uns hier an einem dazu nöthigen Orchester gebricht. Wäre es nicht vielleicht auch möglich, daß wir die Polonaise von Spohr, die Hr. Bott nach einer Anzeige in der Kasseler Zeitung im dortigen Hoftheater spielen wird und die gehört zu haben wir uns nicht erinnern, zu hören bekommen könnten?

(Die Weinlese an der Bergstraße.) Die Weinlese an der Bergstraße ist keineswegs so schlecht, wie sie in der grhess. Zeitung vom 9. d. Mts. geschildert wird. Namentlich in der Gemarkung Zwingenberg ist der rauhe Most vorzüglich und wird resp. von den Weinhändlern und Wirthen die Ohm mit 13 — 15 fl. bezahlt. (Von der Bergstraße, 10. Nov.)

(Wien.) Zum Vortheile des Schauspielers Arbesser ging den 3. Nov. Bary's „Treffkönig, oder: Spieler und Todtengräber“ auf der Josephstädter Bühne in die Scene. Mad. Jäger war in der Rolle des Stubenmädchens neu, und dieser Umstand hatte für den Vortheil des Beneficianten die erfreulichste Wirkung, denn Dank dieser interessanten Vertreterin unserer Lokalmuse, gewann das alte Stück frischen Reiz und erhöhte die Anziehungskraft. Das Haus war in allen Räumen gefüllt.

(Die Löwenjagd.) In der „Litterary-Gazette“ schildert ein Engländer einen Ausflug von New-York nach den Canada-Seen. In dem Artikel kommt folgende Stelle vor: „Nachdem ich einige angenehme Tage mit Löwenjagd zugebracht“ u. s. w. Löwenjagd in der Union? Die Sache hat ihre Richtigkeit, nur daß der Ausdruck Löwe dort jetzt merkwürdige Personen und Gegenstände bedeutet: „Löwenjagd“ heißt Aufsuchen und Besuchen der Tagshelden und Sehenswürdigkeiten in einer Stadt oder einem Lande nach der neuesten Touristensprache. Eine Modedame ersten Ranges heißt Tigerin; ihre Courmacher gehen daher auf die „Tigerjagd“, wenn sie die Angebetete zum Tanze führen.

(Frankfurt a. M.) Mad. Frühauf hat auf dem Wiener Burgtheater nicht den Erfolg erhalten, dessen sie sich auf unserer Bühne zu erfreuen hat. Der „Humorist“ urtheilt über ihre Darstellung des Clärchen in Egmont sehr streng und Bäuerle's „Theaterzeitung“ sucht zu vermitteln. Mad. Frühauf wird uns nichtsdestoweniger eine talentvolle Schauspielerin bleiben, deren Unzulänglichkeit auf dem Wiener Burgtheater wir eben so sehr aus dem dortigen Ensemble, wie daraus erklären können, daß der Genre des Clärchen dieser Schauspielerin am wenigsten zusagt. Das Ensemble betreffend, so ist dasselbe freilich der Grund der dramatischen Darstellung, und man übersieht, wo man an ein solches gewöhnt ist, eher den Mangel eines Talents überhaupt, als das Vorhandenseyn eines Talents, das isolirt wirkt. Ein vollkommenes Ensemble aber, das auf einem fertigen Mechanismus beruht, ist auf unserer Bühne schon deshalb nicht leicht zu veranlassen, weil zu

Digitized by Google

ihm nicht der republikanische Geist genügt, sondern eine absolute Bühnenherrschaft. Die letztere wird von unsern Schauspielern so wenig anerkannt, daß die Direktion nicht selten sogar auf die genaue Befolgung des Contracts, auf die Vollziehung der Theatergesetze verzichten muß. Tritt nun ein Frankfurter Schauspieler als Gast in ein fremdes Ensemble ein, so wird er dort um so isolirter erscheinen, der Contrast aber, der sich ergibt, wird eher dem Mangel an Talent zugeschrieben werden, als dem Grunde, daß das vorhandene Talent nicht in das abgerundete Ganze einer auf höhere Rücksichten, als den Beifall der Schauspieler angewiesenen Bühne paßt. Will man dem Gastspiele der Mad. F. auf dem Wiener Burgtheater eine Erfahrung entnehmen, so möge es nicht die seyn, daß Mad. F. eine mittelmäßige Schauspielerin sey: sie besitzt sicher die Kräfte einer ersten Bühne; sondern die, daß man das Repertoire nie und nimmer auf einzelne Talente stützen dürfe, sondern auf ein gesundes, tüchtiges Zusammenspiel. Ein solches wird dem Einzelnen seinen vollen Werth verleihen, ohne doch die Anstalt von ihm abhängig zu machen. Die letztere wird vielmehr selbst ohne bedeutende Talente durch ein tüchtiges und gerundetes Ganze zu weit sicherern und zuverlässigerern Erfolgen gelangen, als wenn sie dem Talente Einzelner zum Spielraum eingeräumt wird, die am Ende bei dieser Richtung dahin gelangen, selbst dieses Talent ihrer Individualität unterzuordnen und in Manier zu gerathen.

In Berlin hat sich ein heftiger Streit entsponnen, über dessen Ausgang die Menschenfreunde ernstlich besorgt sind. Die Ursache des Zwistes ist eine grammatikalische. Die eine Partei behauptet nämlich, der Ausdruck: „mit der Eisenbahn fahren" sey falsch; man müßte sagen: „auf der Eisenbahn fahren"; die andere Partei behauptet das Gegentheil. Die Aufianer und die Mitianer sind außerordentlich erbittert gegen einander und thun sich allen möglichen Schabernack an.

(Aus Mannheim, im Nov.) Unter der wackeren Leitung unseres tüchtigen Oberregisseurs Düringer nehmen die hiesigen Theaterverhältnisse eine immer bessere Gestalt an. Man kann wohl sagen, daß unsere altbewährte Bühne auch in ihren gegenwärtigen Leistungen es mit vielen andern Bühnen Deutschlands aufnehmen darf. Düringer läßt sich keine Gelegenheit entgehen, die sich zum größern Flore der Anstalt darbietet. So hört man jetzt, daß eine junge Dame von Talent für die tragische Darstellung durch Düringer's Vermittlung ihre Künstlerlaufbahn in kurzem hier eröffnen wolle. Auch in Frankfurt a. M. soll auf einige Versuchtdarstellungen der angehenden, zu schönen Erwartungen berechtigenden Künstlerin reflectirt werden.

Es gibt doch auch unter den Deutschen wunderliche Leute, nämlich in Südrußland. Dort wohnen sehr viele würtembergische Separatisten, die mit der Kindertaufe, mit der Ehe und mit dem Lehramt nichts zu thun haben wollen und die Offenbarung Johannis nach ihrer Ansicht deuten. Unter diesen that sich seit einem Jahr eine Frau Spohn in Katharinenfeld hervor, machte den Richter, hörte Beichte und erklärte, sie sey für das weibliche Geschlecht eben das, was Christus für das männliche. Sie wurde daher auch als Braut Christi und als Königin göttlich verehrt. Nun verkündigte sie, Gott habe befohlen, man solle in Masse nach Palästina ziehen, und wirklich wollte am 30. Mai eine Schaar von 368 Köpfen ausziehen. Sie wurden mit Gewalt zurückgehalten und warten noch jetzt auf ein Wunder, das ihnen den Auszug möglich macht.

Korrespondenz.

Würzburg, im Nov.

In der Geschichte unseres Theaters hat eine neue Periode begonnen, seitdem unser Magistrat das Theatergebäude durch Kauf zum Eigenthum unserer Stadt gemacht hat. Im höchsten Grade war die Erwartung gespannt, welche Mittel jetzt ergriffen werden würden, um auch dieser Anstalt einen dem Geiste der Zeit gemäßen Aufschwung zu geben. Alle Wünsche wurden befriedigt, da unser Magistrat kein Opfer scheute, um diesen Zweck zu erreichen. Aber auch die Direktion hat unsere Hoffnungen erfüllt, indem sie sowohl für das Schauspiel als für die Oper gute Mitglieder engagirte. Namentlich was die Oper betrifft, die ein so edles Bildungsmittel ist, wo wir den Geist so gern von den Schranken der Sinnenwelt ab-, den Idealen der geistigen zuwenden, so befriedigen die neuengagirten Mitglieder. Zwar hatte sich bei Abgang der frühern Mitglieder, welche seit mehreren Jahren Gelegenheit hatten, die Gunst des Publikums zu erwerben, eine Partei gebildet, welche dem neuen Personale ihre Aufnahme zu erschweren schien. Doch hat sich auch diese Tendenz, wenn sie wirklich bestand, nichtig erwiesen, da das Publikum die Leistungen der Neuengagirten zu würdigen weiß. Wir hatten Gelegenheit, in den Opern Belisar, Czaar und Zimmermann, Romeo und Julie, Freischütz, Fidelio, die Stumme von Portici die Kräfte unserer Oper kennen zu lernen, welche durch die Leitung des Hrn. Kapellmeister Fischer, das Ganze betreffend, nichts zu wünschen übrig ließ. Mad. Hammermeister (Primadonna), Dem. Baum (Soubrette), Hr. Baumbauer (erster Tenorist) und Hr. Pichon (erster Baß und Baritonist) hatten sich einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen. Besonders zeichnete sich Hr. Pichon durch eine kräftige, klangvolle Stimme, die er zu gebrauchen versteht, und als guter Darsteller aus. Was die neuen Mitglieder des Schauspiels betrifft, hatten sie sich desselben günstigen Resultats zu erfreuen, wie die der Oper. Wir behalten uns vor, über die nächsten Vorstellungen, denen wir bei dem schönen Streben, welches man bei allen Mitgliedern wahrnimmt, mit Vergnügen entgegen sehen, mehr zu berichten.

Auflösung des Palindrom's in Nro. 314.

Brod. Bord.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Nov. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Mittwoch, 15. Nov. Zweites Konzert des Violinvirtuosen Hrn. Prume aus Lüttich. Vorher geht: Der Dorfbarbier, komische Oper in 2 Abth., von Weidmann, Musik von Schenk. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 316. Donnerstag, den 16. November 1843.

Advokat Lonbet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Alle Fenster des Salons waren geschlossen; es herrschte fast vollständige Finsterniß in dem geräumigen Gemach, in welchem man nur den Pendelschlag der großen kupfernen Uhr auf dem Kamin vernahm. Die Marquise von Argevillers lag, mit geschlossenen Augen und auf der Brust zusammengekreuzten Händen, auf einem Ruhebett. Es blickte eine Art von Narrheit, die von leichtem Auffahren unterbrochen wurde, aus dieser Lage hervor, und verrieth, daß die Seele noch mitten in ihrem scheinbaren Schlafe wachte; schmerzliche Gedanken zogen über ihre Stirne, gleich jenen Wolken, deren schnelle Schatten bei stürmischem Wetter durch die Felder fliehen. Sie hatte gebetet, denn ihr Rosenkranz von Perlmutter war noch um den einen ihrer Arme geschlungen.

„Gnädige Frau," sagte Genovefa, leise zu ihr hintretend, „der ehrwürdige Pater Athanasius wünscht Euch zu sprechen."

„Pater Athanasius!" rief die Marquise, in die Höhe fahrend; „er will vielleicht Geld für die Armen. Laß ihn eintreten, Genovefa, und gieb mir meine Börse."

Der Mönch näherte sich, von der Kammerfrau geführt; seine Augen konnten in der Finsterniß, die in dem großen Zimmer herrschte, nichts unterscheiden; er setzte sich tappend an dem Lager der Frau von Argevillers nieder, und ohne sie zu sehen, sagte er: „Gott sey mit Euch, Frau Marquise! Der Aufenthalt im Garten ist Euch heilsam gewesen, wie ich hoffe."

„Ja, ehrwürdiger Vater! ich befinde mich hier sehr wohl, und gedenke lange da zu verweilen."

„Doch solltet Ihr nicht in gänzlicher Abgeschiedenheit bleiben, Madame; die Einsamkeit erzeugt die meisten Krankheiten der Seele; nur die Heiligen konnten in der Wüste leben. Ich mache es mir zum Vorwurf, Euch nicht schon früher besucht zu haben, aber die Obliegenheiten meines Amtes haben mir so wenig Zeit gelassen. Immer gab es Kranke, Beichte zu hören, oder Unglücklichen zu helfen. Den Weltleuten bleibt immer noch Muße zu ihren Vergnügungen übrig, aber es giebt keinen Augenblick der Ruhe für Denjenigen, der sich der Unterstützung der Elenden aufopfert."

„Man sagt, daß Gott die Armen, die Elenden liebt," unterbrach ihn die Marquise, „daß sie eher Gnade vor ihm finden, als die Reichen. Ich will Euch Geld für sie geben, ehrwürdiger Vater; ich habe mich entschlossen, den größten Theil meines Vermögens zu guten Werken zu verwenden. Gott wird es mir vielleicht anrechnen. Man muß auf sein Seelenheil bedacht seyn, wenn man auch noch weit entfernt vom Sterben ist."

Als sie das gesagt hatte, stieß Genovefa einen der Fensterladen auf; das Tageslicht drang plötzlich in das Gemach, und ein Sonnenstrahl erleuchtete das Gesicht der Marquise, das von erdfahler Blässe überzogen war; grüngelbe Färbungen zogen sich um ihre Lippen, und ohne das dunkle Feuer, das aus ihren Augen blitzte, hätte man sie für todt halten können. Ihr Anblick hatte etwas Schreckenerregendes. Die Krankheit, welche ihre zwanzigjährige Frische und Schönheit vernichtet hatte, grub die Falte zwischen ihren Augenbraunen noch tiefer, und zeigte einen starken eckigten Knochenbau; es lag fast etwas Löwenartiges in der Physiognomie dieses Kopfes, um welchen die hochblonden Haare in dichten Locken, gleich einer Mähne, zurückfielen. Bei dem Anblick dieser so schnellen und schrecklichen Veränderung wurde Pater Athanasius von einem wahren Schrekken ergriffen.

„Jesus, mein Gott!" rief er aus. „Euer Gesundheitszustand scheint beunruhigend zu seyn, Frau Marquise! Ihr müßt viel gelitten haben."

„Ich war in den letzten Tagen ein wenig unpäßlich," erwiederte sie kalt; „Genovefa bewog mich, das Bett zu hüten; jetzt geht es wieder besser; ich befinde mich wohl."

„Ergebung in den Willen Gottes ist das einzige Heilmittel gegen den Schmerz dieses Lebens; er will nicht, daß die Euch betroffene Trübsal Euch gleichgültig gegen Euere Gesundheit macht. Ihr müßt Aerzte zu Rathe ziehen, Frau Marquise."

Sie schüttelte den Kopf, und dem Mönch die Börse hinreichend, die ihr Genovefa gebracht hatte, sagte sie zu ihm: „Das ist für die Armen, damit sie für mich beten. Theilt ihnen diese Unterstützung aus, ehrwürdiger Vater, und kommt zu mir, so oft sich Gelegenheit zu einem guten Werke findet. Die Armen sind die Glieder Christi; man sorgt für sein ewiges Heil, indem man Sorge für sie trägt."

Nach dieser christlichen Sprache erachtete Pater Athanasius, daß Frau von Argevillers noch völlig bei Verstand sey, daß aber ein Gram an ihrem Leben nage, den sie durch die Ausübung guter Werke zerstreuen und Trost darin finden wolle. Die Vorsehung schien ihm eine unfehlbare Hülfe für Katharina zu zeigen, und er sagte gottesfürchtig: „Wenn Eure Barm-

Digitized by Google

herzigkeit mir behülflich seyn will, gnädige Frau, so könnt Ihr das Leben eines unglücklichen jungen Mädchens retten."

Die Marquise erhob das Haupt, um zu hören.

„Es handelt sich um ein Verbrechen, um ein schreckliches Ereigniß, das Euch vielleicht noch unbekannt ist," fuhr der Mönch fort. „Eine der achtbarsten Bürgerfamilien von Aix, die Familie Loubet, ist von großem Unglück betroffen worden; Clara Loubet fand man ermordet, und ihre Schwester Katharina ist dieser That angeklagt."

Die Marquise brach in sich selbst zusammen; ihr Kopf fiel auf die Kissen zurück; sie bewegte sich nicht mehr, indessen der Mönch erzählte, wie das Verbrechen entdeckt worden, und, ohne den geringsten Umstand auszulassen, die Anklage berichtete, welche auf Katharina Loubet lastete.

Während dieser langen Erzählung sprach die Marquise kein Wort; ihre halbgeöffneten Augen blickten, ohne zu sehen; ihre krampfhaften Hände preßten ihre Brust zusammen; kalter Schweiß stand auf ihren Schläfen, deren Adern mit ungleicher Heftigkeit schlugen; aber ihre Haltung blieb ruhig, leidenschaftslos.

„Wohlan, gnädige Frau!" sagte der Mönch, diese traurige Erzählung endend, „wird Euer allmächtiger Schutz diesem armen Mädchen helfen? Sie ist unschuldig. Ihr würdet an ihre Unschuld glauben wie ich, wenn Ihr sie in ihrem Kerker gesehen hättet; sie ist ruhig, ergeben, wie eine Heilige; aber es liegen Beweise gegen sie vor, welche der menschlichen Gerechtigkeit genügend erscheinen; sie wird verurtheilt, wenn man sie richtet, bevor Jakob Loubet zu ihrer Vertheidigung herbei eilen kann. Nur er allein kennt den Mörder; er allein kann die Wahrheit sagen; dazu ist aber Aufschub nöthig; wenn Katharina ihn erhält, so ist sie gerettet. Ihr werdet ihr beistehen, gnädige Frau?"

Die Marquise erhob den Kopf; ihre schreckliche Lage gab ihr einen Augenblick ihre ganze Gegenwart des Geistes, die völlige Schärfe ihres Urtheils und die Kraft ihres Willens wieder.

„Ja, mein Vater," sagte sie mit Anstrengung, „ja, aber das Mittel, das Ihr vorschlagt, ist unsicher, wenn nicht gar unmöglich. Wo wißt Ihr Jakob Loubet zu finden? Wird er jemals wieder zurückkehren? Es geht ihm an den Hals . . . Nein, nein, sein Zeugniß wird Katharina nicht retten . . . . Sie gestehe, und ich hafte für ihr Leben, versteht Ihr, mein Vater? Sollte die Flucht unmöglich seyn, so werde ich einen Gnadenbrief auswirken."

„Durch dieses Mittel wird das Leben zwar gerettet, aber die Ehre . . . ."

„Ein Aufschub rettet weder das Eine noch das Andere."

„Herr, mein Gott! sey Du der Beschützer dieser armen Unschuldigen!" rief der Mönch bestürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ackerbau im Großherzogthum Hessen.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Wie alle menschliche Künste und Fertigkeiten, welche mit Erfolg ausgeübt werden sollen, durch die äußeren Umstände bedingt werden und von denselben abhängig sind, so auch der Ackerbau als Aufluß der Thätigkeit einer civilisirten Staatsgesellschaft, welche schon auf einer hohen Stufe der Kultur stehen, eine gute Gesetzgebung und geordnete Verwaltung besitzen muß, wenn die wichtigste aller menschlichen Beschäftigungen für einen wohlregierten Staat ein günstiges Zeugniß ablegen soll. Betrachten wir nun zuvörderst die neuen Staatseinrichtungen des Großherzogthums Hessen in der Totalität ihrer Wirkungen auf den Landbau, so kann uns die Wahrnehmung nicht entgehen, daß sie in ihrer Entstehung wie in ihrer weiteren Fortbildung ganz vorzüglich darauf berechnet zu seyn schienen, auf die fortschreitende Entwickelung des Ackerbaufleißes, wenn auch nur indirekt, wohlthätig einzuwirken. In der Herabsetzung der Grundsteuer, wie in der Verbesserung des Abgaben-Systems überhaupt, gewahren wir zunächst zwei wichtige Momente, welche bei Beurtheilung des heutigen hessischen Landbaues am wenigsten übersehen werden dürfen. In ihren Wirkungen konnte man die jährliche Steuerverminderung als eine Prämie betrachten, welche der Staat an die ackerbautreibende Klasse entrichtete. War schon dadurch dem Grundeigenthümer ein annehmbarer Vortheil geboten, der durch die gleichförmigere Vertheilung der Grundsteuer noch erhöhet wurde, so lag zugleich auch in der fortschreitenden Ausbildung anderer öffentlicher Anstalten ein mächtiger Antrieb zur Erhaltung und Steigerung des landwirthschaftlichen Fleißes. Die Staats- und Provinzialstraßen in ihrer jetzigen Ausdehnung und Vollendung sind in der erwähnten Beziehung von ganz besonderem Belang. Nach allen Richtungen hin fördern und unterstützen sie die Handelsbewegungen und geben sohin auch dem landwirthschaftlichen Produktenhandel einen lebhafteren Schwung. Wäre es möglich, die Größe der Vortheile, welche aus guten Land- und Wasserstraßen für die gesammte National-Industrie entspringen, durch Zahlen auszudrücken, so würde das Großherzogthum Hessen in dieser Beziehung Resultate aufzuweisen haben, welche die kühnsten Erwartungen übertreffen würden.

Man ist aber dabei nicht stehen geblieben, sondern hat auch noch andere Anstalten ins Leben gerufen, welche für den vaterländischen Ackerbau von der höchsten Wichtigkeit sind. Wir erwähnen hier zuvörderst der landwirthschaftlichen Vereine, welche, wie aus ihren zur Oeffentkunde gelangten Berichten hervorgeht, bereits seit mehreren Jahren an der Emporbringung des vaterländischen Ackerbaues thätig, und mit sichtlichem Erfolge, gearbeitet haben. Von ihrer fortgesetzten Thätigkeit läßt sich für die Folge noch ungleich mehr erwarten, weil die Zahl ihrer Freunde und Beförderer in dem Maße nothwendig zunehmen muß, als die Früchte ihrer Anstrengungen sich vervielfältigen und auch dem minder geübten Auge in ihrer äußeren Erscheinung erkennbar sind.

Von nur indirektem, aber doch sehr heilsamem Einfluß auf den Ackerbau ist der später gegründete Landesgewerbverein, der in Verbindung mit den Lokal-Gewerbvereinen viele Fragen erörtert, die für die landwirthschaftliche Industrie ein hohes praktisches Interesse haben. Wir erinnern hier nur an die verbesserte Kesselfeuerung und an die Vervollkommnung der Bierfabrication, zwei Gegenstände, um welche sich der Gewerbverein bereits sehr verdient gemacht hat.

Unstreitig war in der Verwaltungsgeschichte des Großherzogthums Hessen der im Jahr 1828 mit Preußen abgeschlossene Handelsvertrag das wichtigste Ereigniß für den hessischen Landbau. War der Ausfuhrhandel mit Landesprodukten sonst nach allen Seiten hin gehemmt, so öffnete sich jetzt für denselben mit einem Male ein großer Markt, der — wie schon eine

Digitized by Google

kurze Erfahrung zeigte — für die vaterländische Industrie im Allgemeinen, wie für den Ackerbau insbesondere, von hoher Bedeutung war. Der Zollverein gewann an commerzieller und industrieller Bedeutung in dem Maße, als er sich durch den Anschluß anderer Bundesstaaten vergrößerte, und wenn wir ihn jetzt in einer Ausdehnung erblicken, welche einer Bevölkerung von mehr als 20 Millionen das unschätzbare Gut der inneren Handelsfreiheit verschafft, so können wir uns Glück wünschen, daß es den vereinten Bemühungen der großherzogl. hessischen und der königl. preußischen Regierung gelang, einen Handelsvertrag ins Leben zu rufen, der, die blühendsten Staaten Deutschlands umschlingend, wahrhaft nationale Zwecke verfolgt, und daher auch für den gesammten deutschen Staatenbund in seiner Stellung gegen das Ausland von hoher politischer Bedeutung ist, wie die Erfahrung bereits bewiesen hat, indem sowohl in England als auch in Frankreich der Zollverein schon der Gegenstand lebhafter Erörterungen war und die Nothwendigkeit der Abschließung von Verträgen mit demselben durch die Presse bei mehr als einer Gelegenheit behauptet und vertheidiget wurde.

Die politische Existenz eines Volkes und seine Ackerbau-Industrie sind so innig mit einander verknüpft, daß letztere mit Recht als die Feucht seiner gesellschaftlichen Institutionen betrachtet werden darf. Da, wo dieselben nur als die unvollkommenen Anfänge eines werdenden Staates erscheinen, wird auch der Ackerbau darnieder liegen und weit hinter dem Musterbilde einer gutgeordneten Wirthschaft zurückbleiben. Der Mensch will vor allen Dingen frei seyn, in Person und Eigenthum sich durch die öffentliche Macht gehörig geschützt sehen, ehe er mit allen ihm zu Gebote stehenden äußeren und inneren Kräften zum Anbau des Landes vertrauensvoll sich entschließen kann.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein amerikanisches Blatt führt folgendes Beispiel von der wundersamen Steigerung des Grundgebietes in einigen Distrikten der vereinigten Staaten, namentlich in der Stadt Cincinnati, an: „Der zweiundzwanzigste Theil eines Grundstücks, das die erste dortige presbyterianische Gesellschaft vor vierzig Jahren zu 16 Dollars angekauft hatte, ist jüngst zu 841 Dollars jährlicher Rente verpachtet worden, was, zu 6 pCt. berechnet, einen Capitalwerth von 14,025 Dollars ergibt, so daß also das ganze Grundstück zu 314,550 Dollars, oder zwanzigtausend Mal mehr, als es ursprünglich gekostet hat, anzuschlagen ist."

Spanische Journale melden den wirklich bemerkenswerthen Fall von dem Tode einer Frau, Namens Acosta, welche kürzlich, volle 120 Jahre alt, in Malaga ihr Leben beschloß.

Die Londoner Opernsaison wird ein schönes und interessantes Tänzerinnen Kleeblatt besitzen. Hr. Lumley hat nämlich für die nächste Saison neben Fanni Elßler und der Cerrito auch die reizende Carlotta Grisi engagirt. In einer Oper, in welcher solche drei Tänzerinnen mitwirken, braucht wirklich gar nicht mehr gesungen zu werden.

(Leipzig, 8. Nov.) Nordamerikanische Zeitungen enthalten eine Eingabe von dortigen Buchhändlern und Verlegern an den Congreß, welche die bestehende Gesetzgebung in Betreff des Eigenthums an literarischen Werken als nachtheilig für alle dabei Betheiligte schildert und auf deren Abänderung dringt. Es wird darin angemessener Schutz der Rechte der Schriftsteller an ihren Werken, und zwar auch für die fremden, in der Art gefordert, daß ihre Werke eine zu bestimmende Zeit lang in den Vereinigten Staaten nicht nachgedruckt werden dürfen, und daß sie das ausschließliche Verlagsrecht für Nordamerika an amerikanische Verleger abtreten können. Diese Rechte sollen den Schriftstellern aller fremden Staaten, die sie gegenseitig gewähren, zugestanden werden. Die Antragsteller sehen darin den einzigen Weg, die amerikanischen Bücher vor dem Nachdruck in England ꝛc. zu sichern. Alle bedeutenden Verleger und Buchhändler sollen sich Dem angeschlossen haben; nur die Firma Harper wird als dissentirende angegeben. Man scheint also auch jenseit des atlantischen Meeres endlich begreifen zu wollen, daß ehrlich am längsten währt.

(München, 10. Nov.) Die schon im voraus mit so vieler Anerkennung besprochene große romantisch-tragische Oper „Zayde" von unserm Musik-Intendanten Freihrn. v. Poißl ist gestern, trotz völlig aufgehobenen Abonnements und freien Eintrittes, vor einem sehr zahlreichen Publikum gegeben worden. Ein recht verständig geschriebener Text, eine sehr ansprechende Musik und die brillanteste Ausstattung mußten nothwendig zu einer allgemein beifälligen Aufnahme dieses großen Tonwerkes führen, und in einzelnen Momenten wurde das Publikum durch das Zusammenwirken aller drei Vorzüge zu einem wahren Enthusiasmus hingerissen. Der Compositeur wurde zweimal gerufen, ohne zu erscheinen, und auch den Inhabern der bedeutendsten Rollen wurde wiederholter Beifall gespendet. Die Inscenirung und Darstellung kann als vortrefflich bezeichnet werden.

Der am 10. Okt. in Athen verstorbene Professor Ullrich, aus Bremen gebürtig, war seit 1834 als Lehrer der lateinischen Sprache beim Gymnasium und später als vortragender Professor der lateinischen Philologie an der Otto Universität angestellt und hatte sich durch seine soliden und ausgebreiteten Kenntnisse, vorzüglich im philologischen und antiquarischen Fach, den ungetheilten Beifall seiner Vorgesetzten und die innige Liebe seiner Schüler und Zuhörer zu erwerben gewußt. Die Ereignisse des 3. (15.) September, welche schonungslos jeden Fremden ohne Ausnahme aus dem griechischen Staatsdienst vertrieben (von den Professoren allein erhielten Feder, Hertzog, Ullrich, Fabritius, Landerer, Amici an demselben Tage ihre Entlassung), zerstörten auch seine Existenz in Griechenland und führten, von Kummer und gekränktem Ehrgeiz begleitet, eine tödtliche Krankheit herbei. Er hinterläßt eine Wittwe, welche sich mit ihren zwei Kindern in ihr Vaterland (Bremen) zurück zu begeben gedenkt.

Der Ankauf des Goethe'schen Hauses in Weimar und der darin befindlichen Sammlungen ist nicht zu Stande gekommen, weil die Gebrüder Walther und Wolfgang v. Goethe, unzufrieden mit den seitherigen Unterhandlungen über den Verkauf, solche nunmehr, da sie die Volljährigkeit erlangt, selbst leiten wollen. Das höchste Gebot, das darauf gethan worden, soll

Digitized by Google

65,000 Thaler seyn, und da die genannten Brüder ihre noch minderjährige Schwester mit 20,000 Thlrn. abgefunden haben sollten, so dürfte man annehmen, daß sie selbst jenen Preis als dem Werthe angemessen geachtet haben, und unparteiische Kenner behaupten, daß bei der Summe von 65,000 Thalern nur der Name des Sammlers der Sammlung einen so hohen Werth beilegen könne.

In Lyon bestehen gegenwärtig als nachahmungswerthes Beispiel 83 von Handwerkern gebildete Verbindungen behufs gegenseitiger Unterstützung. Diese Gesellschaften zählen zusammen 3000 Mitglieder und verfügen über ein Kapital von 170,000 Fr., welches beim Leihhause zu 3 prCt. deponirt ist. Die Beiträge, aus welchen dieser Fonds gebildet worden ist, betragen in der Regel monatlich nur 1 Fr. auf jedes Mitglied.

(Das ungeduldige Brautpaar.) Pariser Blätter erzählen folgendes Factum: Den 23. Okt. d. J. erschienen ein Mann von 89 und eine Frau von 72 Jahren, deren jedes schon zwei Mal verheirathet gewesen war, vor dem Maire ihrer Gemeinde (Fauquemberg im Pas-de-Calais-Departement), um bürgerlich getraut zu werden. Der Maire weigerte sich, ihrem Begehren zu willfahren, da nach dem §. 228 des bürgerlichen Gesetzbuches für jeden der zwei Theile ein Wittwerstand von wenigstens zehn Monaten erheischt wird, und die verwittwete Braut erst seit acht Wochen ihren Gatten verloren hatte. Da ungeachtet der Bitten des Brautpaares der Maire nicht nachgab, so mußte dasselbe den Beginn seines Honigmondes um acht Monate geduldig hinaussetzen.

Ein Reisender sagte zu einer sehr groben Wirthin: Es ist ein Glück, daß sie ihre Haube aufhaben, denn sonst würde ich sie für den Hausknecht gehalten und tüchtig durchgeprügelt haben.

(Berlin.) Neuerlich wurde eine opera Semiseria von den italienischen Sängern des Königstädter Theaters aufgeführt, Chiara di Rosemberg von Ricci, nach Raubert's Roman „Clara von Montalban", welche eben kein Glück machte. Der Text scheint an einigem Unsinn, die Musik an einem Ueberfluß donizettischer Thränen zu leiden. Desto mehr gefiel „Czaar und Zimmermann" von Lortzing, den man für eine Art von Regenerator der deutschen komischen Oper, den Dittersdorf unserer Zeit anzuerkennen, keinen Anstand mehr nimmt. Mantius als Chateauneuf und Blum als Bürgermeister hatten die Honneurs.

Slingelandt, ein niederländischer Maler, übertraf alle seine Landsleute durch die Reinheit und Präcision des Styls in seinen Gemälden, doch brauchte er sehr viel Zeit zur Vollendung derselben. Eine reizende junge Wittwe, an deren Porträt er malte, fand gleichfalls Ursache, sich über seine Langsamkeit zu beklagen und machte dem Maler heftige Vorwürfe in dieser Beziehung. „Es kostete mich", entgegnete dieser, „jedenfalls viel weniger Zeit, mich in Sie zu verlieben, Madame, als Ihr Bild zu malen; ich finde an demselben so viele einzelne Züge von Schönheit und weiblicher Grazie, daß ich nicht hoffen kann, dieselben alle treu auf der Leinwand wiederzugeben; dürfte ich aber hoffen, daß Sie meine Liebe nur im entferntesten erwiederten, so wäre ich der glücklichste der Sterblichen." Die Dame nahm die schmeichelhafte Erklärung des Malers nicht mißfällig auf; sie ließ ihn das Porträt vollenden und sagte ihm am Schlusse der letzten Sitzung: „Wären Sie, mein Werther, wohl geneigt, das Original als Zahlung für die Copie anzunehmen?" Der Maler nahm das lockende Anerbieten an und verheirathete sich mit der Wittwe, die noch außerdem Besitzerin eines bedeutenden Vermögens war.

Konzert des Hrn. Dreyschock zum Besten der Mozartstiftung.

Es liegt ein recht erfreulicher und für die Pfleger der Mozartstiftung ermuthigender Umstand in der Theilnahme und thätigen Unterstützung, welche dieselbe seither stets gerade bei den ausgezeichnetsten vortragenden Künstlern, welche unsern Platz besuchten, gefunden hat. Es haben im Verlauf wenigee Jahre Männer wie Liszt, Molique, Hiller, Ernst, Pauer u. s. w. den Zweck der Stiftung, ehrenvoll in doppeltem Sinne, gewürdigt, indem sie ihre Talente zum Vortheil derselben thätig wirken ließen. Wir haben das Vergnügen, berichten zu können, daß auch der gegenwärtig hier verweilende hochgepriesene Alexander Dreyschock sich dieser Reihe anschließen und nächsten Samstag den 18. ein Konzert zum Besten der Stiftung geben wird. Dem wackeren Künstler kann keine schönere Anerkennung dafür werden, als durch eine recht zahlreiche Betheiligung des Publikums. Das Repertoire des Konzertes ist überdies von der Art, daß auf eine solche schon um seiner Anordnung willen gerechnet werden darf. Es kann vorläufig schon versichert werden, daß die Herren Rosenhain und Pischek ihre Mitwirkung zugesagt haben, so wie es sich von selbst versteht, daß unser Liederkranz auch bei dieser Gelegenheit Schönes und Neues zu hören geben wird. Die Veranstaltung des Konzertes in dem schönen Saale des Liederkranzes auf der Gallengasse wird Jedermann als sehr zweckmäßig begrüßen, der Gelegenheit hatte, die treffliche Akustik desselben zu erkennen. Das Nähere in Betreff des Prozramms ꝛc. werden wir nächster Tage mitzutheilen nicht verfehlen.

Charade.

Die Este in die Letzte dividirt,
Wird als Ergebniß Nummer Zwanzig bleiben;
Der Künstlerlorbeer, der das Ganze ziert,
Es wird noch fröhlich manchen Sprößling treiben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 15. Nov. Zweites Konzert des Violinvirtuosen Hrn. Prume aus Lüttich. Vorher geht: Der Dorfbarbier, komische Oper in 2 Abth., von Weidmann, Musik von Schenk. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 16. Nov. Von Sieben die Häßlichste, Lustspiel in 4 Abth. Ambrosius: Hr. Waltner.

Montag, 20. Nov. (Auf vieles Verlangen): Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. — Die Composition der Chöre, Melodeamen ꝛc. ist von Mendelsohn-Bartholdy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 317. Freitag, den 17. November 1843.

Mainsagen.

18. Herr Gott, dich loben wir!

Bomben fliegen, Kugeln pfeifen, Dörfer, Mühlen steh'n in Brand
Und vor Karlstadt's Mauern sinket mancher Krieger in den Sand,
Von dem Wall dröhnt die Kanone und der schwere Mörser kracht
Und mit glüh'nden Kugeln grüßen die Belag'rer Tag und Nacht.

Oede ist es in den Straßen, in Ruin manch' Haus gelegt —
Lange schon tönt keine Glocke mehr und keine Thurmuhr schlägt;
Schweigen brütet über'm Marktplatz, den sonst munt'rer Lärm umdrang,
Nur die Trommel schallt vom Walle und des Heerhorns Schauerklang.

Die Familien bergen weinend in den tiefen Kellern sich
Und der Hunger naht hohläugig, sicher, stumm und schauerlich —
Pferdefleisch ist theu're Speise, Kleie gibt ein köstlich Brod,
Krankheit wird des Volk's Gefährte und als Freund erscheint der Tod.

Des Entsatzes Hoffnung schwindet und es naht der Schreckenstag,
Der das Schicksal wird entscheiden einer Stadt, die unterlag,
Mit Verzweiflung in den Mienen sieht der bleichen Bürger Schaar
Eine Frühlingssonne steigen, die wohl ihre letzte war.

Plötzlich schweigt die Kanonade — „Wehe!" tönt's, „jetzt naht der Sturm!"
Da erklingt durch blaue Lüfte Schall der Glocken von dem Thurm.
„Läuten Engel uns're Glocken in den Zinnen halbzerstört?"
Staunend fragt so jeder Bürger, der den heil'gen Ton gehört.

Nach der Kirche fliegt die Menge — ihre Pforten gähnen weit —
Oede sind die heil'gen Hallen — öde wie seit langer Zeit;
Doch die Orgel tönt von selbst in herrlichen Accorden hier,
Unsichtbare Macht entlockt ihr das Herr Gott, dich loben wir!

Und ein Bote stürzt vom Walle, jauchzend: „Sieg, die Feinde flieh'n!"
Da im Tempel sinkt die Menge betend auf die Kniee hin.
Und die Glocken klingen lauter und die Orgel donnert schier,
Weinend singen die Erlösten laut: „Herr Gott, dich loben wir!"

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Es trat eine lange Pause ein. Mit starrem Blick, den Kopf auf ihre Hand gestützt, schien die Marquise in ihre Vernichtung zurückgefallen, als habe sie die Anwesenheit des Paters ganz und gar vergessen. Dieser erhob sich endlich mit den Worten: „Ich werde morgen wieder kommen, Frau Marquise; ich will Katharina Loubet indessen von Dem unterrichten, was Eure Barmherzigkeit für sie thun will."

Frau von Argevillers antwortete nur durch ein Kopfnicken.

Im Begriff, sich zu entfernen, kehrte der Mönch wieder um; der Zustand, in welchem er die Marquise zurück ließ, beunruhigte ihn sehr, und seine Frömmigkeit sah nur ein Mittel zu ihrer sofortigen Heilung.

„Meine Tochter," sagte er in schlichter Einfalt, „es ist schon lange her, daß Ihr nicht gebeichtet habt; vielleicht bedarf Eure Seele geistige Hülfe; Ihr wißt, welchen Trost man vor dem Richterstuhl der Reue und Buße findet."

Frau von Argevillers ward von Zittern ergriffen, und versetzte mit bebender Stimme: „Ich werde dieser Tage beichten, mein Vater, doch muß ich zuvor eine Gewissensprüfung vornehmen."

Genovefa wartete im Vorzimmer.

„Nun, ehrwürdiger Vater," sagte sie, „was haltet Ihr von dem Zustande der Frau Marquise? sie hat doch endlich gesprochen, als sie Euch sah."

„Sie scheint mir gesunden Geistes, obgleich sehr abgemattet und durch die Krankheit verändert."

„Soll ich, trotz ihrer Befehle, den Herrn Oberpräsidenten und die Aerzte benachrichtigen?"

„Wartet bis morgen, Genovefa; ich will sie erst noch ein Mal besuchen."

Gegen Abend ließ Frau von Argevillers ihr Ruhebett vor ein Fenster schieben, das in den Garten ging. Der Tag war heiß gewesen, aber der Abendwind, der sich bei Sonnenuntergang erhob, hauchte in Zwischenräumen eine sanfte Frische, und flüsterte in den großen wilden Kastanienbäumen, die auf der Terrasse standen. Die Blumen, welche in der Mittagssonne zum vollen Blühen aufgebrochen waren, strömten süße Düfte aus; der gefüllte Jasmin, der Heliotrop, die feuerfarbige Nelke

Digitized by Google

schütteten ihre balsamischen Blumenblätter in die Lüfte. Es war eine ruhige, schöne Nacht; längs den Gewässern stiegen unter dem Laube unbestimmte Harmonieen leise zu dem Himmel auf; ein geheimer Einfluß versüßte die tiefsten Schmerzen und schläferte die Furcht, selbst die Gewissensbisse ein. Das empfand auch Frau von Argevillers, die durch das Fenster ihr Gesicht dem Abendwinde preis gab, und die Wohlgerüche einathmete. Einen Augenblick waren ihre Gedanken verwischt; sie entriß sich der Vergangenheit, der Zukunft; sie vergaß die verzehrenden Unruhen der Gegenwart, und ruhte außerhalb der Erinnerungen, die sie tödteten. Ein tiefer Seufzer drang aus ihrer glühenden Brust; sie überließ sich diesem Wohlbehagen, dieser Zeit der Frist, wie der Unglückliche, dessen Folterqual einen Augenblick ausgesetzt wird. Sie streckte ihre abgemagerten Arme aus; ihr Haupt neigte sich zum vollkommenen Ruhen, und sie flüsterte leise vor sich hin: „Welch eine schöne Nacht!"

Als Genovefa sie so unbeweglich sah, deckte sie die Lampe und setzte sich an ihre Seite. Alle Thüren waren offen; Niemand befand sich im Vorzimmer; die Dienerschaft schwelgte im Hause des Gärtners, das etwa hundert Schritte vom Pavillon entfernt war.

Ein tiefes Schweigen herrschte in dem Gemach; der Schein der Lampe fiel schräg auf die schwarzen und weißen Marmorplatten; die grau in grau gemalten Figuren traten wie Gespenster aus ihren Feldern heraus; ein schwaches Geräusche hallte außerhalb; es war der Wind und das Wasser, die unter dem Laube dahin eilten. Plötzlich richtete sich eine menschliche Gestalt wie ein Schatten an der Thüre des Salons in die Höhe. Genovefa sprang erschrocken auf und rief sogleich: „Wer ist da?"

Es war der Advokat Loubet; dem sein unordentlicher Anzug, sein struppiger Bart, seine staubigen Schuhe das Ansehen eines Diebes oder Bettlers gaben; sein abgespanntes, durch die Sonne gebräuntes Gesicht schien um zehn Jahre gealtert. Ohne ein Wort zu sagen, schritt er bis an das Ruhebett hin. Die Marquise regte sich nicht; ihr Haar sträubte sich auf ihrem Haupte empor; es schien ihr, als sey sie von einer eisernen Hand am Halse gepackt worden. Endlich sagte sie, „Geh hinaus, Genovefa."

Der Advokat verriegelte die Thüre; dann kehrte er mit gekreuzten Armen, mit düstern, schrecklichen Blicken zu der Marquise von Argevillers zurück. Diese erhob sich jetzt, und mit beiden Händen nach dem Kopfe fahrend, wie um ihn zu sichern, sagte sie: „Ihr kommt, um mich anzuklagen! . . . Aber Ihr habt keine Beweise. Wer wird Euch glauben?"

„Niemand, das weiß ich. Auch bin ich nicht gesonnen, Euch, sondern mich auszuliefern. Ich habe auch einen Mord auf dem Gewissen, denn ich habe Euern Geliebten umgebracht, gnädige Frau! ich habe Hektor von Lansac getödtet! Ich mußte sein Blut haben, um Eure Ehre zu rächen! . . . Ich elender Narr liebte Euch, betete Euch an als eine keusche reine Frau, die ich für groß unter allen Frauen hielt! . . . Und Ihr seyd ein Ungeheuer von Frechheit, von Grausamkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ackerbau im Großherzogthum Hessen.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Schluß.)

Auch diese Vorbedingungen für das Gedeihen des Ackerbaues im Großherzogthum Hessen finden wir durch die Natur seiner Staatseinrichtungen erfüllt. Bei der fast allgemein eingeführten Theilung des Grundeigenthumes kann ein Jeder nach Maßgabe seines Vermögens eine seinen individuellen Verhältnissen entsprechende Stellung in der ackerbautreibenden Klasse einnehmen. Kapital, Fleiß und Geschicklichkeit sind geachtet von der Gesetzgebung wie von der öffentlichen Meinung und können sich in weiten Kreisen zum Behufe der Produktion frei bewegen. Ohne die Erfüllung dieser wesentlichen Vorbedingung wird weder der Ackerbau noch sonst ein Zweig der Industrie gedeihen und zu einem merklichen Grade von Vollkommenheit gelangen können.

Lassen Sie uns gewähren, Sire! antwortete die Deputation einer französischen Handelsstadt dem Könige Heinrich IV., als dieser sie fragte, was er für den Handel thun könne. Ja, Freiheit ist die Seele aller Zweige der Industrie, und was hier von dem Handel gilt, läßt sich mit demselben Rechte auch von dem Berufe und den Beschäftigungen des Landwirthes sagen. Je weniger seine Haus- und Feldwirthschaft der Controle und den Eingriffen der Verwaltung unterworfen ist, desto mehr gewinnt er an äußerer Selbstständigkeit und freier Selbstbestimmung bei der Wahl seiner Berufsarbeiten.

Bei dem jetzigen Zustande des Grundeigenthumes in den meisten europäischen Staaten haben die respektiven Gesetzgebungen mehr durch Hinwegräumung der Hindernisse, welche der Entwickelung des Ackerbaues entgegen stehen, als durch die Erlassung positiver Vorschriften nützen können. Die große Aufgabe war, das mittelalterliche Lehnssystem mit seinen zerstörenden Wirkungen auf Urproduktion, Freiheit und Wohlstand des Ackerbauers zu mildern, oder, wo möglich, ganz zu beseitigen. Letzteres geschah in Frankreich im Jahr 1789 durch einen Beschluß der Nationalversammlung, der in Ursache und Folgen zu den merkwürdigsten gehört, die je von einem gesetzgebenden Corps erlassen wurden. Das auf dem Rücken des Landmannes in einem Zeitraume von mehr als einem Jahrtausend aufgeführte künstliche Lehnsgebäude stürzte in Einer denkwürdigen Nacht zusammen, und sein Krachen ward an den äußersten Enden unseres Welttheils gehört. Damit begann eine neue Aera für den Ackerbau Frankreichs, dem nunmehr eine neue Bahn vorgezeichnet war, die er mit Stolz beschreiten sollte.

Deutschland wußte von den Erfahrungen des großen Nachbarstaats Nutzen zu ziehen, ohne sie mit Blut erkaufen zu müssen. In dem Großherzogthum Hessen begann die Gesetzgebung schon seit dem Jahr 1806 eine Bahn einzuschlagen, welche sich in ihrem weiteren Verfolge als eine sehr heilsame erwies, indem die Fesseln des Lehnssystems, welche den Landbau noch umstrickten, nach und nach auf gesetzlichem Wege gelöst und ihm der Grad von Freiheit gewährt wurde, in welchem wir ihn jetzt erblicken. Das Zehntverwandlungs-Gesetz vom Jahr 1816 war schon ein großer Fortschritt und von unschätzbarem Vortheil für den hessischen Ackerbau, aber noch weit wichtiger ist das zwanzig Jahre später (27. Juni 1836) unter Mitwirkung der Landstände erlassene Gesetz in Betreff der Ablösung der Grundrenten, welches bisher schon vielfache Anwendung gefunden und

Digitized by Google

das Großherzogthum von der Mehrzahl der Grundrenten (der fiscalischen wenigstens) auf dem Wege der gesetzlichen Ablösung, die nach erfahrungsmäßigen und gerechten Normen bewirkt wird, bis jetzt schon befreit hat.

Ueberblickt man alle die in dem Großherzogthum Hessen in den letzten dreißig Jahren erlassenen Gesetze und Verordnungen, welche den Ackerbau und seine Interessen berühren; so muß man bekennen, daß die Gesetzgebung dieses Staats, was diesen Gegenstand betrifft, auf einem Punkt angelangt sey, welcher in manchen andern Staaten, wo man Aehnliches zum Vortheil des Landbaues ins Leben zu rufen gesucht hat, für jetzt noch fast als unerreichbar gehalten werden dürfte.

Alle äußeren Bedingungen zum erfolgreichen Betrieb des Ackerbaues in dem Großherzogthum Hessen sind durch die Thätigkeit des Gesetzgebers erfüllt, und von den Kenntnissen und dem Fleiße des Landwirthes hängt es nun ab, in wie ferne er davon Nutzen ziehen will. Der emancipirte Ackerbau dieses Landes bedarf jetzt bloß überall eines rationellen Betriebs, und um diese Aufgabe vollständig zu lösen, ist der öffentliche Unterricht auf eine Stufe gestellt worden, daß auch die ackerbautreibende Klasse sich die für ihren Beruf erforderliche Bildung erwerben kann. Hoffen wir, daß dies überall geschehe, und daß der Landmann in jedweder Weise befähigt werde, auch seine Pflichten als Staats- und Gemeindebürger vollständig erfüllen zu können, damit er die Interessen seines Standes, wo es auch sey, selbstständig vertheidigen lerne und der politischen Bevormundung in und außer den Ständeversammlungen überhoben werde.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Riesen-Teleskop.) In Betreff des Riesen-Fernrohrs, welches der gelehrte Graf von Rosse auf seiner kleinen Schloß-Sternwarte in Irland seit Jahren zusammensetzen läßt, berichtet nun der berühmte Astronom Dr. Robinson aus Armagh: Das Instrument wird nächstens vollendet seyn. Der Spiegel, welcher drei Tonnen (bei 60 Ctr.) wiegt, ist bereits festgestellt und wird in einem Tage polirt werden können. Der Tubus, zum Theil eine kubische Kammer bildend, an welcher der Spiegel befestigt ist, und zum Theil ein Cylinder mit zolldicker Verkleidung, streng verschraubt und in seinem Mittelstheile 5 Schuh im Durchmesser zählend, ist vollständig. Die massiven Kreise, über welche das Teleskop zu drehen seyn wird, sind schon an Ort und Stelle fest, und eben so ist die Vorrichtung zur Unterstützung des sehr schweren und eisernen Speculums schon fertig. Das Fernrohr wird nicht nach jeder Seite des Firmaments gerichtet werden können, sondern auf eine halbe Stunde von jeder Seite des Meridians beschränkt seyn, wobei die Drehung mittelst eines mächtigen Uhrwerks bewerkstelligt wird. Zu diesem Ende ward das Instrument zwischen zwei Mauerwerke von gothischer Architektur, dem Schloßstyle entsprechend, gestellt. Einer der Pfeiler wird die Gallerien für die Zuschauer und der andere das Uhrwerk und die sonstige Maschinerie tragen. Eine sehr elegante Gleichgewichtvorrichtung ist zur Balancirung dieser enormen Masse so angebracht, daß man mit einer fast unerheblichen Kraft das ganze Werk auf- oder niederziehen kann. Lord Rosse hofft, daß dieses Teleskop, dessen Oeffnung sechs Schuh und die Focallänge (Brennweite) 52 Schuh mißt, in zwei Monaten wird zum ordentlichen Gebrauche beendigt seyn.

(Leipzig, 7. Nov.) Die vielen Krebse der vorigen Messe machten allerdings unsere Leipziger 118 Buchhändler etwas scheuer im Verlegen der Bücher. Die meisten neuen Artikel brachte dieses Mal Michelsen, 84, und dann wie gewöhnlich Manz, 74, Brockhaus und Avenarius 55, doch mehr französische als deutsche Werke, und scheint ihren Absatz zu vermehren; dann Brockhaus 47, Reimer und Cotta jeder 41, Basse 40, Hahn 38, Leske 34, Voigt 32, Arnold und Hermann jeder 31, Kollmann und Baumgärtner jeder 28, das Zürcher Literatur-Comptoir 27, Fr. Fleischer 26, das Weimarer Landes-Industrie-Comptoir 6, aber immer sehr Gediegenes. 726 Buchhandlungen verlegten in diesem Meß-Kataloge.

(Berlin, 5. Nov.) Vorgestern sah die prächtige Mitte der Residenz ein eigenthümliches Schauspiel dicht am königl. Schlosse. Da lagen Hüte mit Federn und Schleiern und elegante Damengarderobe, Toilettenartikel, Schminktöpfe, Pomadenbüchsen, Camailen, Unterröcke ꝛc. auf der Straße im fettesten Schmutze. Die Polizei hatte eine elegante feine Kupplerwirthschaft aufgehoben, und der Wirth in seinem Zorne hatte diese Artikel den polizeilich abgeführten Personen, aus eigener Machtvollkommenheit, nachgeworfen. Die Polizei hat schon eine ganze Menge solcher Sündennester für die fashionablen Tagediebe in kurzer Zeit zerstört und ausgenommen.

(Berlin, 10. Nov.) Sehr viel Sensation macht bei uns gegenwärtig die vom General-Intendanten der königl. Schauspiele, Hrn. v. Küstner, nachgesuchte Entlassung. Beeinträchtigung in seinem ihm anfangs zugesicherten freien Wirkungskreise soll ihn hauptsächlich zu diesem resignirten Schritt veranlaßt haben. Man zweifelt indeß, ob man höhern Orts diesen sehr thätigen Chef unserer königl. Bühne seiner schwierigen Funktion jetzt wird entbinden lassen. Hoffentlich wird man lieber dem Hrn. von Küstner manche seiner Wünsche gewähren.

(Paris, 9. Nov.) Der „Stern" hat aufgehört zu erscheinen, dagegen ist heute der Prospektus eines neuen deutschen Journals ausgegeben worden. „Vorwärts! Pariser Signale aus Kunst, Wissenschaft, Literatur, Theater, Musik und geselligem Leben"; wöchentlich zwei Mal ein ganzer Bogen, jährlich 24 Francs.

Die kölnischen Dampfschiffe haben während des laufenden Jahres bereits über eine halbe Million Reisende befördert; auch nicht ein Einziger derselben hat die geringste körperliche Beschädigung erlitten. Die Gesammtzahl der Reisenden aber, welche durch die Schiffe dieser Gesellschaft seit deren Bestehen (1827) befördert wurden, beläuft sich mindestens auf vierthalb Millionen; auch nicht Einer davon hat dabei das Leben eingebüßt. Wo in aller Welt ist eine Anstalt zu Wasser oder auf dem Lande, welche ein gleiches Resultat aufzuweisen vermöchte?!

(Der Philosoph und der Fährmann.) In der englischen Zeitschrift „Jonathan" finden wir folgende Anekdote: Ein Philosoph, der einen Strom überschiffen wollte, bestieg ein Boot. Während der Ueberfahrt fragt er den Fährmann,

Digitized by Google

ob er Arithmetik verstände. — „Arithmetik? Nein, davon habe ich noch gar nichts gehört", war die Antwort. — Der Philosoph entgegnete: „Es thut mir leid, denn ein Viertel Eures Lebens ist verloren." — Wenige Minuten darauf fragte er wieder: „Versteht Ihr etwas von der Mathematik?" — Der Fährmann lächelte und entgegnete: „Nein!" — „Ach!" rief der Philosoph, „ein zweites Viertel Eures Lebens ist verloren!" — Eine dritte Frage des Philosophen lautete: „Habt Ihr Kenntnisse in der Astronomie?" — „Ach nein, lieber Herr!" — „Nun, so ist ein drittes Viertel Eures Lebens verloren!" — Gerade in diesem Augenblick stieß das Boot auf eine Felsenspitze und begann zu sinken. Der Fährmann sprang empor, warf seinen Rock ab und fragte mit ängstlicher Miene: „Könnt Ihr schwimmen?" — „Nein!" war des Philosophen Antwort. — „Nun, so setzt Euch schnell auf meinen Rücken, sonst sind alle vier Viertel Eures Lebens verloren!"

Diejenigen Blätter, welche, wie es nicht selten zu geschehen pflegt, der „Didaskalia" größere Original-Erzählungen oder Uebertragungen von französischen und englischen Novellen, sowie auch andere Artikel verschiedenen Inhaltes entnehmen, sind ersucht, die Angabe unseres Blattes beizufügen. So enthalten die Düsseldorfer „Blätter für Scherz und Ernst" in ihren neuesten Nummern zwei größere Original-Erzählungen, die Seeräuber der Balearen und Czerny-Georg, welche ohne Quellenangabe der Didaskalia entnommen sind. Redaktionen, die den Unterhaltungsstoff unseres Blattes für ihre Spalten benutzen wollen, werden den hier ausgesprochenen Wunsch wohl nicht unbillig finden und ihm nachzukommen nicht unterlassen.

Korrespondenz.

Mainz, 14. Nov.

In der heutigen Mainzer Zeitung liest man über die schon zu oft besprochene Fuhrmann'sche Vertheidigung in Alzey wieder Folgendes: „Unter Bezugnahme auf unsere frühere mit der Frankfurter Didaskalia (?) über den Prozeß des Peter Fuhrmann aus Büdesheim geführte Discussion verfehlen wir nicht, mitzutheilen, daß Hr. Advokat-Anwalt Krämer in Alzey vor dem dortigen Assisengerichtshofe die Vertheidigung des Fuhrmann führen wird." — Da die Mainzer Zeitung nur immer jenen Theil der ihr bekannt gewordenen Nachrichten in dieser Sache mittheilt, der, wie man sonst sich ausdrückt, in ihren Kram paßt, so wollen wir uns bemühen, mit kurzen Worten den Stand der Angelegenheit auseinander zu setzen, und dasjenige, was die Mainzer Zeitung, um sich nicht selbst ein Dementi zu geben, zu ignoriren den Schein annimmt, vervollständigen. Das Recht, sich einen Vertheidiger zu wählen, sollte nicht beschränkt seyn; es ist ein heiliges Recht, und um so heiliger, wenn es sich um eine so schreckliche Anklage, wie die gegen Fuhrmann gerichtete, handelt. Fuhrmann bestand darauf, daß Hr. Anwalt Ziz, der ihm vor dem Assisengerichte in Mainz und vor dem Kassationshofe in Darmstadt den Beistand nicht versagt hatte, ihn auch vor dem Assisenhofe in Alzey vertheidigen sollte. Hr. Ziz würde auch diesem Verlangen, der vielfältigen Opfer, die es ihm gekostet haben würde, ohnerachtet, im vollen Sinne entsprochen haben; aber eine Verfügung der höchsten Staatsbehörde, erlassen auf das Ansuchen des Barreau von Alzey, ist dagegen; sie bestimmt nämlich, daß bei den hier schon abgeurtheilten, dann aber wegen Rekurs an den Kassationshof an das Assisengericht von Alzey verwiesenen Prozeduren stets ein Offizial-Vertheidiger aus dem Alzeyer Barreau ernannt werden solle. In Gefolge dieser Verfügung wurde Hr. Advokat-Anwalt Krämer in Alzey zum amtlichen Vertheidiger des Peter Fuhrmann durch den Hrn. Assisengerichts-Präsidenten bezeichnet; aber Hr. Anwalt Ziz hat deshalb, wie die Mainzer Zeitung früher behauptete, die Vertheidigung nicht abgelehnt, sondern er wird sich im Gegentheile nach Alzey begeben, den gerichtlichen Verhandlungen beiwohnen, den Angeklagten mit seinem Rathe unterstützen, insofern es nöthig ist, und insoweit er sich mit dem amtlich ernannten Hrn. Vertheidiger darüber verständigen wird, einem Theile der Vertheidigung oder der Gesammtheit derselben in Person unterziehen.

Darmstadt, 11. Nov.

Der gestrige Theaterabend war zwiefach ausgezeichnet, einmal durch die Wahl der beliebten Oper „Robert der Teufel", und dann durch die Trefflichkeit ihrer Darstellung, welche weder in dem Musikalischen, noch in dem Theatralischen etwas Wesentliches vermissen ließ. Die Besetzung der Rollen ließ kaum einen andern Erfolg erwarten. Hervorglänzend war die Kreuzesscene zwischen Mad. Pirscee (Alice) und Hrn. Reichel (Bertram); denn beide entwickelten in Gesang und Spiel ächt künstlerische Sympathieen, die ihres Eindrucks nicht verfehlten. Fräul. Neukäufler, vom Mannheimer Theater, sang die Isabella mit so viel Anmuth, daß sie allgemein gefiel und von dem Hause mehrfach ausgezeichnet wurde. Mit nicht geringerm Erfolge war sie erst am letzten Sonntag als Eloira in den Puritanern, ihrem zweiten Gastspiel, aufgetreten. In beiden Rollen hat die geschätzte junge Künstlerin Talentproben abgelegt, welche ihren ferneren Beruf für den dramatischen Gesang, wie ihre guten methodischen Studien außer Zweifel zu setzen scheinen. Hr. Watzinger sang den Robert, Hr. v. Westen den Raimbaut und Hr. Döring den Alberti. — Der Deutschen Rückkehr aus Griechenland hat Hr. K. E. Tenner durch ein Gedicht gefeiert, welches in dem hier erscheinenden Blatt: „das Vaterland" erschienen ist.

Erwiderung.

Der Unterzeichnete erstattet den verehrlichen Herren des einstmaligen Comité's zur Beförderung seiner Vorträge für Anbahnung des Weges, diese Vorträge vor einem möglichst zahlreichen Publikum halten zu können und für ihre bereitwilligen Bemühungen hiemit seinen verbindlichsten Dank.

Dr. Kuhlmann.

Auflösung der Charade in Nro. 316.

Dreyschock.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Nov. Von Sieben die Häßlichste, Lustspiel in 4 Abth. Ambrosius: Hr. Wallner.

Montag, 20. Nov. (Auf vieles Verlangen): Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. — Die Composition der Chöre, Melodramen ꝛc. ist von Mendelsohn-Bartholdy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 318. Samstag den 18. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Die Marquise fiel wie sterbend und vernichtet zusammen. „Loubet, habt Erbarmen mit mir! sprecht keine Beschimpfungen, keine Drohungen gegen mich aus . . . Mein Verbrechen geschah unfreiwillig und gerne gäbe ich Glück und Blut, Alles, außer meinem Rufe, dahin, um es zu sühnen . . . Glaubt Ihr mir nicht?"

„Nein," sagte er mit abgewandtem Gesicht. „Ich werde mein Blut hingeben, um das Leben der Unschuldigen zu erkaufen, die Euer Verbrechen auf das Blutgerüst schickt. Gesegnet sey Gott, der diese schreckliche Nachricht bis zu mir gelangen ließ! . . . Ich hätte zu spät kommen können."

„Katharina wird nicht sterben; wie auch das Urtheil ausfallen mag, so ist ihr Leben doch gerettet. Ich werde ihr Mittel zur Flucht verschaffen . . . und später einen Gnadenbrief für sie erwirken."

„Gnadenbrief? Dieser hebt die Strafe wohl auf . . . aber die Entehrung! der Schimpf! . . . Nein, nein, Katharinens unschuldiges Haupt muß durch eine glänzende Rechtfertigung gerettet werden. Ich will mich für sie aufopfern. Der Mörder muß sich der Strafe des Mordes unterwerfen, so will es der Beschluß der göttlichen Gerechtigkeit, Madame! Sie verschont Euch heute, aber später werdet Ihr vor ihrem Richterstuhl erscheinen müssen . . . . Erinnert Ihr Euch der Blutflecken, mit welchen Eure Arme am Johannisabend bedeckt waren? Sie werden dann wieder erscheinen."

Die Marquise versteckte instinktartig ihre Arme unter ihrer weißen Mantille, und erwiederte mit hohler, gebrochener Stimme: „Gott wird sich meiner vielleicht erbarmen, Jakob Loubet. Wenn er mich verdammt, so können mir die Qualen der Hölle nicht schmerzhafter seyn, als die Qualen dieses Lebens. Mein Gewissen ist mein Henker, und Gott bestrafte mich durch den Tod des Mannes, den ich so sehr geliebt habe . . . . Eure Hände sind mit dem Blute befleckt, für welches ich freudig all das meinige gegeben hätte. Lanfac liegt in der Erde! . . . Nie, nie werde ich ihn wieder sehen! . . . Sein schönes Gesicht ist jetzt ein Todtenschädel, und ich, ich lebe noch; ich lebe, indessen Tag und Nacht der schrecklichste Schmerz an mir nagt."

Sie weinte, als sie das gesagt hatte.

„Ihr liebtet diesen Mann sehr, und er war treulos gegen Euch," sagte der Advokat mit verächtlichem Mitleiden; „er liebte Euch nicht mehr, Madame!"

Sie drückte die Hände krampfhaft zusammen; diese Worte weckten neuerdings Gefühle von Eifersucht und Rache in ihrer Seele.

„Ihr müßt mir jetzt beichten," fuhr der Advokat fort; „Ihr müßt mir volle Wahrheit sagen. Dieser Mord war voraus bedacht; Ihr betratet den Garten des Herrn von Lanfac in der Absicht, Eure Nebenbuhlerin zu tödten? . . ."

„Nein, nein!" fiel sie ihm ein; „ich schwöre es vor Gott, der mich hört . . . . Ich wähnte das einzige Weib zu seyn, welches jemals an diesem Orte eingeführt wurde, als ich zu meinem Erstaunen die schöne Loubette dort fand . . . ." Sie hielt ein . . . . dieser Name wollte kaum über ihre Lippen.

„Endet!" sagte der Advokat gebieterisch.

„Das Mädchen erkannte mich; beschimpfte mich; wagte mir zu drohen . . . . Mein Geheimniß, mein Ruf war in ihren Händen . . . Die Unglückliche drohte mir, am nächsten Morgen unser Zusammentreffen zu veröffentlichen . . . Die Marquise von Argevillers und die schöne Loubette, die sich bei demselben Stelldichein einfanden! ich fürchtete mich vor ihr . . . ergriff ein Messer, das auf dem Kamin lag . . . Loubette schrie . . . Ich war wie wahnsinnig . . . stieß blind darauf los . . . und auf diese Art habe ich sie getödtet . . ."

Die Marquise schwieg; die Stimme und der Athem versagten ihr; sie hielt ihr Taschentuch vor den Mund, und zog es mit Blut getränkt wieder zurück. Der Advokat wendete schaudernd das Gesicht weg.

„Seit jenem Abend habe ich nicht mehr geschlafen," fuhr die Marquise mit kläglicher Stimme fort. „Welch Schreckniß, welche Strafe ist mein Leben! Ich hoffe, daß es bald enden wird . . . Aber wie wird es jenseits werden? . . . Gott! Gott, erbarme Dich meiner!"

„Möge er uns Allen verzeihen," sagte Jakob Loubet mit finsterer Resignation. „Könnte meine Strafe doch Euer Verbrechen tilgen . . . Morgen werde ich Katharinens Stelle eingenommen haben. Der arme Engel wird ohne Stütze in der Welt zurück bleiben; was soll aus ihr werden? welcher Mann wird sie heirathen? Jeder wird sich von der nahen Verwandten eines auf dem öffentlichen Platze geräderten Menschen ferne halten . . ."

Frau von Argevillers fiel auf die Knie und rief mit schrek-

Digitized by Google

kenbleicher Stirne: „Jakob Loubet, Ihr werdet nicht bei dieser Aussage bleiben; Ihr werdet mich angeben! . . .“

„Nein, nein! Habt Ihr vergessen, daß ich keine Beweise habe . . . Doch das Blutgerüst besteigend, werde ich von weitem die Thüren Eures Hotels begrüßen . . . Werdet Ihr nicht am Fenster seyn, um Euch zu versichern, daß der Tod Euch von dem einzigen Zeugen befreit, der sagen kann: „Luise von Argevillers, die edle Wittwe eines königlichen Obersten, hat die schöne Loubette mit Messerstichen getödtet? . . .“

Die Marquise verbarg tief seufzend ihr Haupt in die Kissen, und gab dem Advokaten ein Zeichen, sich zu entfernen. Er aber faßte sie bei'm Arm und sagte: „Ich gehe statt Eurer in den Kerker, auf das Schaffot . . . Soll Gott Euch an Euerm Todestage verzeihen, so bringt den Namen des armen Jakob Loubet wieder zu Ehren!“

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente brieflicher Mittheilungen aus Genua.

(Von Friedrich Aulenbach.)

II.

Bei meiner heutigen Passeggiata durch Genua ergötzte mich das bunte Gewühl der geputzten Damen und Herren, welche schaarenweise auf den Straßen Balbi und Nuova, als dem Mittelpunkt des Glanzes und des Luxus, hin- und herzogen. Ich hatte Gelegenheit, die Schönheiten Genuas zu mustern. Abgerechnet jedoch den überraschend schönen Teint, den herrlichen Glanz des üppigen, an die diaphanen Engländerinnen erinnernden castanienbraunen Haarwuchses, die majestätische Haltung und jene Mischung von Sanftmuth und Stolz, welche den Genueserinnen einen eigenthümlichen Reiz gewähren, traf selten mein Auge auf wirklich reizende Gesichter, und die wenigen Schönen, die mir auffließen, dünkten mir eher Fremde als Eingeborene zu seyn, wenigstens vermißte ich bei ihnen jenen Anflug sicilianischer Färbung und Gesichtsbildung, wodurch auch bei einem minder geübten Auge die hiesigen Frauen leicht zu erkennen sind. Es scheint, als ob in Italien die Blüthe der Kunst durch unsichtbare Fäden an die Schönheiten der Frauen geknüpft wäre, wenigstens wandelt man in Rom, Florenz und Venedig fast unter eben so viel frischen und lebendigen Urbildern der Schönheit, in Genua und Neapel aber, wo die Natur alle Schönheiten an Erde, Himmel und Meer, so zu sagen, verschwendete und für die Weiber nichts übrig behalten hat, ist auch die Kunst schwach, geschmack- und kraftlos. Nur unter den üppig blühenden, herrlichen Frauen- und Mädchengestalten Roms und Venedigs konnten Raphael und Titian die Modelle zu ihren himmlischen Madonnen und Göttinnen der irdischen Liebe finden. Die Damen ahmen auch hier im Allgemeinen den französischen Ton und die französische Tracht nach und sind artiger, als die, welchen sie nachahmen. Ohne Zweifel hat die Gewohnheit des Cicisbeats ihren Anstand viel verbessert, ob auch moralischer Seits, zumal in einer Stadt, in welcher sprüchwörtlich die Ausschweifung so groß, die Priester so zahlreich, daß keine Spur von Gottesfurcht zu finden, die Almosen so überschwänglich waren und zum Theil noch sind, daß Alles von Bettlern wimmelte — möchte ich sehr bezweifeln.

Ich weiß nicht, ob Du von diesem Institut, das mit dem ehemaligen ritterlichen Frauendienste viele Aehnlichkeit hat, jemals gehört hast. Auf mein Wort, nichts als meine eigenen Augen hätten mich überzeugen können, daß es dergleichen auf dem Erdboden gäbe. Diese Sitte hatte hier ihren Sitz und ihre Heimath, und ist, wenn nicht gerade in ganz Italien, doch in den meisten Städten Oberitaliens beibehalten. Es läßt sich einestheils manches Tadelnswerthe gegen den Gebrauch des Cicisbeats anführen, anderntheils muß man aber doch wieder jener Staatsklugheit das Wort reden, welche es gründete; denn man versicherte mich, daß es zuerst ein vom Staat erdachtes Mittel war, dem Familienhaß, der den Staat zerrüttete, ein Ende zu machen und die jungen Leute zu beschäftigen, die pour passer le temps gezwungen waren, sich einander die Hälse zu brechen. Wirklich hat es auch einen so günstigen Erfolg gehabt, daß seit der Einführung der Cicisbei nichts als Friede und muntere Laune unter ihnen herrscht. Die Cicisbei sind gewöhnlich junge Herren (bei uns würde man sie mit dem ominösen Titel: Hausfreunde beehren), die sich dem Dienste einer besonderen Dame (ich meine einer verheiratheten, denn die Mädchen sind fast alle unsichtbar und bis zu gewissen Jahren in Klöster eingesperrt) widmen. Sie sind verbunden, ihre Damen an alle öffentliche Oerter, in Schauspiele, Opern, Conversationen ꝛc. zu begleiten, wo sie hinter ihrem Stuhle aufwarten, ihre Fächer, Shawls, Handschuhe, ihre Einkäufe in Luxusartikeln, ja selbst sie bei ihrer Morgen- und Abendtoilette zu bedienen, und wenn sie spielt, haben sie das Freiheitsrecht zu flüstern oder den Duft ihrer Nähe einzuziehen. Geht sie aus, so verrichten sie die Dienste des Lakaien und traben ernsthaft neben ihrer Sänfte her. Ihr Geschäft ist es, auf jeden Tag, wo die Dame öffentlich erscheint, ein Geschenk bereit zu halten, und ja nicht ihren Namenstag dabei zu vergessen, kurz, sie müssen all' ihr Geld und ihre oft kostbare Zeit in ihrem Dienste verschwenden. Jedoch werden sie auch verhältnißmäßig belohnt, oft mit Bonbons, zärtlichen Blicken oder süßen Schüsseln, oft aber auch mit Aemtern und Ehrenstellen, wenn die Dame das Glück hat, einen Ehemahl zu besitzen, der hoch angeschrieben steht — denn an Gelegenheit mangelt es nicht. Der Ehemann muß aber nicht so unverschämt indiscret seyn, und dies Alles für etwas Anders als reine platonische Freundschaft halten. Sie bemühen sich freilich, ihren Weibern selbst einen Cicisbeo zu wählen; ist nun aber dieser nicht nach dem Geschmack der Dame, wie es sich oft ereignet, so weiß sie es immer so zu wenden, daß sie einen nach ihrem Geschmacke bekömmt. Vor Zeiten hatte eine Schönheit gemeinlich oft acht bis zehn solcher galanten Ritter oder Abbé's, aber diese Tage des Ueberflusses und der Unterthänigkeit sind nicht mehr. Es gibt Mangel an Mannspersonen und sie werden unbescheiden in ihren Forderungen, folglich muß sich die Dame zur Zeit mit einem begnügen.

Diese Gebräuche sind bei den Büegerlichen nicht eingeführt. Die Männer leiden — und sie wissen wohl, warum? — keine Cicisbei, sondern leben mit ihren Weibern einig und ordentlich, wiewohl auch Einige von den vornehmen Büegern es den Adeligen in diesem Stücke nachthun wollen.

Auffallend und zugleich augenfesselnd für mich Fremdling ist das malerische Nationalcostüm der Genueserinnen der mittleren und unteren Klasse. Ein Landmädchen in der schmucken antiken Tracht ihres Landes übt einen ungemein gewinnenden Zauber auf ihre nächste Umgebung aus. Nur möchte ich dabei

Digitized by Google

den sonderbaren Kopfschmuck weg haben, der ihre sonst vortheilhafte, wahrhaft antik-römische Haltung des Kopfes nicht sonderlich hervorzuheben geeignet ist. Es ist dies eine Art weißer faltenreicher Schleier von Seide, je nachdem man wohlhabend, sonst gewöhnlich von Mousselin — Mezzaro genannt — womit fast der ganze Obertheil verhüllt ist. Sie können nicht wohl darunter gesehen werden, sind vor üblem Wetter geschützt und dürfen für ihren Haarputz nicht sehr in Sorge seyn. Die Damen, welche sich in der Stadt in Portchaisen tragen lassen, bedienen sich dieses Schleiers nicht.

Paradiesisch schöne Abendstunden verlebte ich am Meeresstrande, unfern der unvergleichlichen Vorstadt S. Pietro d'Arena, unter dem tiefen Schatten einer mächtigen Caruba. Ich genoß einen Sonnenuntergang, mit Correggios Farbengluth gemalt. Vor mir das Meer, ruhig wallend im Purpurfeuer, und um mich her sichere, unentweihte Einsamkeit. Klösterliche Betglocken aus der Ferne unterbrachen zuweilen die feierliche Stille, wo nur leise der Westhauch in den blühenden Orangenwipfeln spielte und schwärmende Glühkäfer ihre wundersamen Tänze woben. Schifferbarken ruderten die Küste entlang, indeß am Saum des Horizontes Schiffe, gleich zweifelhaften Luftbildern, schwebten. Bald schwamm der Mond in Genuas klarem, von würzigen Düften durchzogenem Nachthimmel. Die Landschaft gewann dadurch ein anderes Ansehen. Es war, mit Lewald zu sprechen, eine jener so oft beschriebenen unbeschreiblichen Scenerien — eine italienische Zaubernacht in ihrem vollsten Glanze. Eine Versöhnung hauchte diese milde Scene in die Seele und befreite das Gemüth von allem Irdischen. Meine Blicke verloren sich in der weiten magischen Natur des Friedens und der Ruhe, und überwallende Freude war mein Dankgebet. So rein und heilig zerflossen war meine Seele. Ich dachte an Dich, an Deine empfindende Seele, an unsere sympathisirende Empfindung! O, mit Dir jetzt diese Luft zu athmen, an Deiner Seite diese himmlische Gefilden zu durchstreifen, wie könnten wir uns durch seelenvolle Blicke, durch heißen Händedruck unsere Empfindungen wechselsweise austauschen und sie dadurch erhöhen! Was fehlte dann noch zu meiner Glückseligkeit? Doch jetzt, da ich Dir's ausdrücken möchte, dieses beseligende Traumleben, da fließt Alles wieder ineinander. Du weißt, daß die höchste Empfindung sprachlos ist.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 15. d. M., Abends zwischen 10 und 11 Uhr, wurde von den Mitgliedern des Gesangvereines „Orpheus" unserm hochverdienten Mitbürger Hrn. Marquard Seufferheld in dessen Gartenbehausung vor dem Bockenheimer Thore ein Ständchen gebracht, und zwar in Anerkennung der von demselben neuerlich ausgesetzten, durch die öffentlichen Blätter bekannt gewordenen zwei großartigen Preise, zur Förderung evangelischen Lichtes und protestantischer Erstarkung. An den Vortrag geeigneter Gesänge schloß sich ein Toast, welcher in kurzen und kräftigen Worten die großen Verdienste und bürgerlichen, wie persönlichen Tugenden des Hrn. Seufferheld, dieses edeln und hochherzigen Ehrenmannes, andeutete. Hr. Seufferheld trat in den Kreis der ihm den Beweis ihrer Verehrung freudig und aus reinem Herzensdrang darbringenden Sänger und dankte mit dem Ausdruck innigster Rührung, welcher er die Versicherung beifügte, für Verbreitung von Licht und Wahrheit immer und so oft es ihm vergönnt seyn würde, durch Wort und That wirksam zu bleiben. In den Annalen unserer Stadt wird Seufferhelds Name fortleben. Mögen die schönen Aussaaten seiner humanen Bestrebungen fortfahren, reiche Früchte des Guten unter Gottes Segen zu tragen!

(Zahnlieferanten.) In der Lebensbeschreibung des berühmten englischen Wundarztes Astley Cooper ist auch viel von den bekannten „Auferstehungsmännern" die Rede, welche, wie die Leser schon wissen, in England nicht blos die Leichen aus den Gräbern stehlen, um dieselben an Aerzte zu verkaufen, sondern auch nebenbei andere Geschäfte betreiben, namentlich die Zahnärzte mit Zähnen versorgen. So wird von einem gewissen Murphy erzählt, daß er von einer Kapelle zur andern in London ging, in welcher sich Begräbnisse befanden, in jeder sich an den Sacristan wendete, sich für einen trostlosen Ehemann ausgab, dessen Frau vor nicht langer Zeit in der Kapelle beigesetzt worden sey, sich durch ein Geldstück die Erlaubniß erkaufte, in die Gruft hinunter zu steigen, um „die theueren Ueberreste" noch ein Mal zu sehen, und dann, sobald er allein war, schnell die zuletzt beigesetzten Särge öffnete und den Leichen die Zähne ausbrach. Eine Anzahl solcher Männer folgte dem englischen Heere in dem Kriege auf der spanischen Halbinsel blos in der Absicht, den Todten die Zähne auszubrechen. Ein Einziger soll von dem Schlachtfelde von Waterloo für fünfzigtausend Thaler Zähne zurückgebracht und verkauft haben. Noch reichlicher ist, wie Astley Cooper versichert, die Ernte dieser Nachtvögel auf den Schlachtfeldern in Deutschland gewesen.

(Allg. Modenztg.)

Die Versammlung der Hydropathen in Marienberg bei Boppard.

Ref. glaubt, dem deutschen Volke eine kurze Nachricht über den hydropathischen Verein und sein Wirken schuldig zu seyn; denn er ist aus dem Volke hervorgegangen. Prießnitz, ein schlichter Landmann, hat die Kunst, Krankheiten auf eine eigenthümliche Weise mit Wasser zu heilen, ausgedacht und ausgeübt *), zuerst an sich, dann an seinen Nachbarn, und bald strömten aus allen Ständen, aus allen Gegenden Deutschlands und selbst aus den entferntesten Ländern Kranke nach Gräfenberg, fanden mehrentheils Genesung und verkündeten laut den Ruhm des Wasserarztes und seiner Methode. Die anscheinende Leichtigkeit derselben und der glückliche Erfolg, mit dem sie gekrönt wurde, veranlaßte bald andere Laien, welche Gelegenheit fanden, sich mit ihr bekannt zu machen, sich dieselbe anzueignen. Es erschien zu Gunsten der Wasserkuren eine Fluth von Schriften, hervorgerufen zum Theil durch die edelsten Motive, zum Theil durch Eitelkeit und Speculation. Es entstand ein Chaos von einzelnen höchst schätzenswerthen und vielen völlig werthlosen Materialien, und dadurch wurden Gegenschriften von Aerzten hervorgerufen.

Während der Gährung dieser Elemente erkannten mehrere Aerzte die Wichtigkeit der neuen Heilmethode und führten sie in die Praxis ein. Von ihrem wissenschaftlichen Standpunkte aus erkannten sie, daß

*) Ref. weiß sehr wohl, wie gelehrte Perücken Prießnitz's Verdienste zu schmälern suchen; er ist nichts weniger, als ein blinder Anhänger desselben; aber dem Verdienste seine Kronen!

Digitized by Google

das Wasser kein Universalmittel sey, daß die Hydropathie nicht ein Gegensatz, sondern ein integrirender Theil der wissenschaftlichen Medizin sey, daß, um Krankheiten mit Wasser zu behandeln, dieselbe wissenschaftliche Bildung erfordert werde, als bei der Behandlung mit andern Heilmitteln.

Aus diesem Gesichtspunkte, der von einem jeden zu einer unparteiischen Prüfung Befähigten als der einzig richtige anerkannt wird, ging das Streben der einzelnen Aerzte hervor, welche s. g. Kaltwasserheilanstalten begründeten oder deren Leitung übernahmen. Dabei war ihnen die Kürze des Lebens und der Umfang der Wissenschaft klar vor Augen und sie erkannten bald, daß ein gemeinschaftliches Streben erforderlich sey, um die Hydropathie auf den Standpunkt wissenschaftlicher Vollständigkeit zu bringen, nach welchem alle Zweige der Heilkunst ihr Streben gerichtet haben. Bei dieser aus dem Zeitgeiste hervorgegangenen Richtung fand Dr. Schmitz in Boppard einen empfänglichen Boden, als er das allein zum Ziele führende Mittel erwählte und alle Wasserheilanstalten und deren Aerzte besuchte, um einen wissenschaftlichen Verein zu bilden. Dieser Verein trat am 1. Nov. v. J. zum Erstenmal in Alexandersbad bei Wunsiedel zusammen und wählte den Dr. Schmitz in schuldiger Anerkennung seiner Verdienste um die Bildung des Vereins zu seinem Präsidenten. Zum zweiten Male versammelte sich der Verein am 1. Nov. d. J. in Marienberg bei Boppard. Was in den fünf Sitzungen, die von Morgens 8 bis 1 Uhr und Mittags von 3 bis Abends 8 Uhr stattfanden, verhandelt wurde, dürfte in einer ausführlichen Besprechung für das größere Publikum zu wenig Interesse darbieten, weshalb sich Ref. auf die kurze Andeutung beschränkt, daß vorzüglich nur streitige Punkte besprochen wurden, besonders um zu bestimmen, welche Krankheiten für die Priesnitz'sche Methode sich eignen und welche nicht. Wer über diese Bestrebungen, die, wie Ref. glaubt, allgemeine Anerkennung verdienen, ausführlichere Nachrichten wünscht, findet dieselben in dem Archive des Vereins. *)

Ein anderer höchst wichtiger Zweck des Vereins bezieht sich auf die Diätetik; er will nicht allein Krankheiten heilen, er will ihnen vorbeugen. Daß eine große Zahl von Krankheiten ihren Herd nur in der Lebensweise hat, ist allgemein bekannt; der Verein strebt daher, durch Wort und Schrift und namentlich auch durch sein Beispiel zu belehren, und beabsichtigt deshalb, eine eigene Zeitschrift zu begründen. Da ein Beispiel oft mehr beweis't als hundert Gründe, so blieb der Wein von den einfachen Tafelfreuden ausgeschlossen, und die Fremden an den Tafeln in Marienberg, in dem Mühlbade und Laubach, wo die Mitglieder von den betr. Vorstehern dieser Anstalten ohne Wein bewirthet wurden, werden die Fröhlichkeit nicht vermißt haben, die man sonst nur am Boden des perlenden Bechers finden zu können glaubt. Ja noch mehr, auf dem Balle, den Dr. Schmitz am Schluß der Versammlung gab, um das Angenehme dem Nützlichen zu vereinen, wurden keine künstliche oder hitzige Getränke verabreicht, die man bei solchen Gelegenheiten als unerläßliche Restaurationsmittel zu betrachten pflegt; die Schönen waren darum nicht minder schön und heiter, die Tänzer nicht minder tanzlustig, auf jeden Fall tanzfähiger, die Geistreichen nicht minder geistreich. Möge es dem beim Feste anwesenden Dichter, unserem Freiligrath, gefallen, sein Siegreifgedicht zu veröffentlichen, in welchem er den Kampf der rebellirenden Weine mit den Hydropathen besingt.

Ob der Verein zu den nützlichen oder zwecklosen gehöre, wird die Zeit entscheiden; er fühlt sich von Jahr zu Jahr gekräftigt durch vermehrte Theilnahme der Aerzte, nicht nur Deutschlands, sondern auch Belgiens, Böhmens, der Schweiz; die von Mitgliedern des Vereins geleiteten Anstalten gewinnen, so sehr sich ihre Zahl auch vermehrt, jährlich an Frequenz, und namentlich nimmt die Zahl der von Aerzten für diese Heilmethode bestimmten Kurgäste in einem steigenden Verhältnisse zu, so daß diese in mancher Anstalt selbst die Mehrzahl bildete, während in frühern Jahren die Kranken theils gegen, theils ohne Zustimmung ihrer Aerzte, im glücklichsten Falle mit der passiven Zulassung derselben, sich in den Anstalten einfanden.

*) Der neue Wasserfreund, als Archiv des Vereins zur wissenschaftlichen Begründung und Förderung der Priesnitz'schen Heilweise.

Korrespondenz.

Mainz, 13. Nov.

– Der berühmte Pianist Hr. A. Dreyschock von Paris kam gestern auch hierher und ließ sich vor den versammelten Vereinen der Liedertafel, des Damen-Gesang- und des Instrumental-Vereins hören. Man vernahm nur eine Stimme des Lobes über seine ausgezeichneten Leistungen. Ob er auch für das größere Publikum spielen wird, darüber hat noch nichts verlautet. Nachmittags ging er nach Wiesbaden. — Ein Streit zwischen den materiellen Interessen und der Intelligenz, der am vergangenen Mittwoch im Theater hier auf eine Weise zum Ausbruche kam, die kein Vernünftiger billigen kann, wird in allen größern Städten, wo man auch großstädtisch denkt, Aufsehen erregen. Seit Eröffnung der hiesigen Bühne vernahm man Klagen, daß die Theaterdirektion so viele Freikarten ertheile, daß dadurch der Raum besonders im Parterre sehr beengt werde und an Sitzplätze für die später eintreffenden Abonnenten nicht zu denken sey. Einige Bekanntmachungen der Direktion, daß die Freikarten erst nach 6 Uhr Einlaß erhalten könnten, oder daß der freie Eingang gänzlich untersagt sey, bewiesen, daß von dieser Seite an Abhülfe gedacht werde; man wollte aber diese mit Klugheit und Mäßigung eingeleitete Abhülfe nicht abwarten und benützte die Benefizvorstellung für die Familie des verstorbenen Cornelius am vorigen Mittwoch, um einen Esclat zu machen. Der freie Eingang wurde auf dem Theaterzettel untersagt, die Zahl der frei Eingehenden reduzirte sich daher auf einige wenige Personen, die ihn mit vollem Rechte in Anspruch nahmen. Es waren, wenn wir gut unterrichtet sind, der Redakteur eines hiesigen Blattes, des einzigen, das die hiesigen Theaterverhältnisse bespricht und dem angefeindeten Institute somit anerkennenswerthe Dienste leistet, nebst seiner Gattin und ein auswärtiger Schauspieler, der sich hier momentan aufhält, sammt seiner Gattin. Den Redakteur, der ohne Honorar zwei Artikel wegen dieser Benefizvorstellung in seinem Blatte hatte erscheinen lassen, zur Lösung von Billets anzuhalten, war undelikat und wegen seiner Wirksamkeit zu Gunsten der hiesigen Bühne unpolitisch; ihn aber später, als er das Honorar für seine Artikel forderte, mit Hohn und Spott abzuweisen, das war im höchsten Grade unhöflich. Hr. Remie hätte nicht zugeben sollen, daß man das Geld für die Billets von ihm gefordert hätte; was das Andere angeht, so wird Mad. Cornelius wissen, was sie zu thun hat. Fremde Acteurs finden in allen Theatern freien Eingang; mußte daher die Sache hier so auf die Spitze getrieben werden, daß Tische und Bänke auf der Bühne zusammen geworfen wurden und die Polizei einschreiten mußte? Hat Hr. Remie bisher das Maß, das ihm die Klugheit vorschreibt, in Ertheilung von Freikarten überschritten, so wird er es zu ändern wissen; unberufene Personen haben sich aber darum, unseres Bedünkens, nicht zu kümmern und ihm keine Vorschriften zu machen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Nov. Axur, König von Ormus, große Oper in 4 Abth., Musik von Salieri.

Sonntag, 19. Nov. (Neu einstudirt): Die beiden Nachtwandler, oder: das Nothwendige und das Ueberflüssige, Posse mit Gesang in 2 Abth. Musik von A. Müller.

Montag, 20. Nov. (Auf vieles Verlangen): Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. — Die Composition der Chöre, Melodramen ꝛc. ist von Mendelsohn-Bartholdy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 319. Sonntag, den 19. November 1843.

Der Graf von Paris.

Am Horizont des schönen Frankreichs glühte
Im letzten Schein sein glänzend Meteor;
Schon welkte sie, des Kaiserreiches Blüthe,
Die Frankreich rasch gewonnen, rasch verlor, —
Da stand ich vor dem Park der Tuilerirn,
Stets kämpfend mit des Volkes wildem Strom;
In Schaaren sah man's zu dem Garten ziehen,
Das Kind zu seh'n, das König war von Rom! —

„Wo ist es?" „Dort im Kreise der Gespielen,
Das hübsche Kind mit schörgelocktem Haar; —
Seht seinen Hofstaat! Jetzt schon soll es fühlen,
Daß es die Mutter einem Thron gebar.
Die kleinen Kammerherr'n, ganz wie die großen,
Und ach, der nette Wagen, das Gespann! —
Er spielt schon jetzt den Kaiser der Franzosen;
Es steht ihm gut, dem kleinen stolzen Mann!"

So hört' ich tausend Stimmen scherzend sagen
Und Jubelruf erfüllt die heit're Luft.
— Wer zieht den Schleier von den nächsten Tagen
Und zeigt uns jene grauenvolle Kluft,
Die zwischen Lipp' und Kelchesrand sich spaltet,
Erschütternd Zeugniß einer Götterhand?
Dank dir, Geschick, das im Verborg'nen waltet,
Es träumt sich süß selbst an des Abgrunds Rand.

Nach jener Zeit erst, als ein Wort der Trauer
Von Helena zu uns herüberklang,
Da führte wieder zu der Eisenmauer
Der Tuilerien mich ein inn'rer Drang;
Und wieder standen um mich Volksschaaren,
Und wieder spielte d'rin der Morgenwind
Mit eines Fürstensohnes Lockenhaaren —
Doch war's ein Dauphin, ein Bourbonenkind!

„Wie schön er ist," rief's aus des Greisen Munde,
Der einst als Mann den König Rom's geseh'n, —
„Franzosen, euer König, wenn die Stunde
Dem Vater schlägt, der Niemand mag entgeh'n!"
Die Stunde schlug, — doch war's nicht die zum Sterben,
Es war der Freiheit Ruf, der hehr erklang:
„Franzosen, wollt die Freiheit ihr erwerben,
Nicht Bourbon-Condé — Bourbon-Orleans!"

Doch ist es nur ein Flügelschlag gewesen,
Der an die Glocken Notredame's gestreift,
Ein Flügelschlag von jenem heil'gen Wesen,
Zu dem ein Frankreich selbst noch nicht gereift.
Ward bei der Herrschaft jener Ohnehosen
Das Volk der schwer erkämpften Freiheit froh?
Nicht hier, nicht bei dem Kaiser der Franzosen
Und bei dem König ist es eben so.

Ich war ein Greis, als sie zu Grabe trugen
Zum zweiten Mal den Mann Napoleon;
Ich hört' es gern, wenn mich die Leute fragen:
„Ihr habt ihn wohl gekannt, des Krieges Sohn?" —
„Ja wohl! Doch sagt, wer ist's, der dort zur Seite
Des alten Königs stolz im Zuge geht?" —
„Den kennt Ihr nicht? Sagt, Mann, seyd Ihr von heute?
Er ist's, auf den die Hoffnung Frankreichs steht!"

Der Duc von Orleans! — Im Leichentuche
Sah ich ihn bald darauf, statt auf dem Thron;
So stand's geschrieben in des Schicksals Buche,
Der menschlichen Berechnung bitt'rer Hohn.
Da liegt er nun auf einem schlechten Bette,
Für den sich wohl ein Thron dereinst geschmückt;
Ein Rossepaar sprengt des Gehorsams Kette
Und eine Königsblüthe liegt zerknickt! —

Zum dritten Male zieht's nach jenen Bäumen
Mich fort zum schönen Park der Tuilerie'n.
Dort läßt sich's gut von Frankreich's Zukunft träumen,
Wo seine Hoffnungen ihm neu erblüh'n.
Da spielt ein Kind im schwarzen Trauerkleide,
Das ängstlich treu kein Wärterblick verließ —
Wer war es? Eines Greises Augenweide,
Der Erbe Frankreichs war's: Graf von Paris!

Digitized by Google

So hör' ich nun zum dritten Male sagen:
„Der Erbe Frankreich's ist's!" Ein zartes Kind!
Es soll einst eines Volkes Krone tragen,
Doch eines Volks, beweglich wie der Wind!
Wird es die Treue dir, dem Enkel, halten,
Die Louis Philipp's Weisheit ihm entrang? —
Mit diesem Volk und mit des Schicksals Walten
Mußt du es wagen, Sohn von Orleans! —

Du spielst so ahnungslos im Blüthengarten,
Kostbare Blüthe Frankreichs, kleiner Graf —
Welch ein Geschick mag wohl einst deiner warten,
Ist's das, das einst den Herzog Reichstadt traf?
Mußt ferne du vom Vaterlande leben,
Wie jener und wie Karl's des Zehnten Sohn?
Wird Frankreich dir die schwere Krone geben,
Besteigt ein zweiter Orleans den Thron?

So hör' ich tausend Stimmen zweifelnd fragen,
Wenn auch ganz Frankreich Lebehoch dir ruft;
Wer zieht den Schleier von den nächsten Tagen
Und zeigt uns jene grauenvolle Kluft,
Die zwischen Lipp' und Kelchesrand sich spaltet,
Erschütternd Zeugniß einer Götterhand! —
Dank dir, Geschick, das im Verborg'nen waltet,
So spiele, Kind, — sey's auch an Abgrund's Rand! —

J. Priem.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

V.

In jener Zeit waren die gerichtlichen Formalitäten in Kriminalsachen ohne Weitläufigkeit; der Prozeß des Advokaten Loubet konnte nicht in die Länge gezogen werden; er hatte sich selbst als Gefangenen gestellt, und seine Geständnisse hatten den Gang der Sache beschleunigt, deren unglücklicher Ausgang gar nicht zu bezweifeln war. Der sonderbare Fall dieses Drama's hatte die Stadt Aix in große Aufregung gebracht. An dem Tage, an welchem das Urtheil gesprochen werden sollte, versperrte das Volk schon vom frühen Morgen an alle Zugänge zum Justizpallast. Marius Magis sprach viel und eifrig auf dem Platze, in der Mitte zahlreicher Zuhörer stehend. Nicht ohne eine Art von Bedauern sah er sich der wichtigen Rolle beraubt, von welcher die Geständnisse des Advokaten ihn abzustehen genöthigt hatten, und er spielte nur noch eine sehr untergeordnete Rolle in dem neuen Prozesse, in welchem sein Zeugniß weder Jemand verdammen, noch retten konnte. Aber sein erfinderischer Geist klammerte sich an eine Voraussetzung, die einigen Glauben im Publikum fand.

„Meine Herren," sagte er zu etwa zwanzig um ihn versammelten Prokuratoren und Advokaten, „ich beharre darauf, zu glauben, daß Jakob Loubet ein heroisches Opfer der Liebe ist... Ich frage auch, was bedeutet der Umstand, den er nicht erklären konnte, und den ich angegeben habe, ich, ein so klarer bestimmter Zeuge? Wer ist das Weib, das ich aus Lansac's Garten kommen] sah, in welchem das Verbrechen begangen wurde, und das sich in Loubet's Haus flüchtete .... Er selbst nannte sie mir; die Entdeckung war so sonderbar, daß ich sie Mehreren unter Euch mittheilte. Und dann der Handschuh... Ihr Herren, ich müßte nicht die geringste Uebung in gerichtlichen Streitigkeiten haben, wenn ich nicht klar in der Sache sähe. Ich schließe daher: Katharina Loubet hat das Verbrechen begangen, für welches sie eingezogen wurde; die Untersuchung schritt im Angesicht der Wahrheit vorwärts, als der Advokat, von beispielloser Anhänglichkeit getrieben, erschienen ist, um sich der Strafe des Gesetzes zu unterwerfen; die gegen ihn eingeleitete Untersuchung gründet sich auf Thatsachen, die nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich haben, und seine Nichtschuld scheint mir erwiesen. Man wird ihn zwar verurtheilen; aber die Wahrheit wird einst an den Tag kommen, und statt eines Kriminalprozesses werden wir deren zwei erleben. Gedenkt meiner Worte, ihr Herren: in kurzer Zeit wird man das Andenken des armen Advokaten Loubet wieder zu Ehren bringen."

Ein beifälliges Murmeln krönte das Ende dieser verworrenen Tirade. Mit einem schielenden Blick über sein Auditorium hinstreifend, fuhr Marius Magis triumphirend fort: „Das ist noch nicht Alles, ihr Herren! ich kenne noch einige Nebenumstände, die ich euch als letzten Bissen aufbewahrte ...."

Der Kreis verengerte sich; alle die gaffenden Gesichter streckten sich vor.

„Ich habe heute früh den Bauer gesprochen, bei welchem sich Loubet jenseits der Durance aufgehalten hat; es ist ein armer Mann, ein ehemaliger Klient der Loubets; er erzählte mir, auf welche Weise der Advokat Katharinens Festnehmung erfuhr. Ein wandernder Krämer hatte die Neuigkeit überbracht, und als die Hirten am Abend bei dem Bauer zusammen kamen, sprachen sie davon; das sind nun morgen acht Tage. Der Advokat fiel fast in Ohnmacht; er wollte auf der Stelle fort; er schrie wie ein Wahnsinniger: „Ich werde sie retten .... ich will mein Leben hingeben! ...." und hundert ähnliche Ausrufungen."

Ein großes Gedränge an der Thüre des Justizpalastes schnitt dem Parlamentsschreiber das Wort ab. Alles drängte dorthin. Das Urtheil sollte öffentlich verkündigt werden. Marius Magis wollte nicht mit dem Pöbel in den umschlossenen Raum eindringen, wo die am besten Placirten sich auf den Schultern ihrer Nachbarn erhoben; er zog es vor, im Freien unter den Bäumen zu bleiben. Ein Dutzend junger Leute, meistens großprahlende müßige Pflastertreter, gruppirten sich um ihn, um sich das gegen Katharina Loubet eingeleitete gerichtliche Verfahren noch ein Mal mehr erzählen zu lassen.

Etwa eine Viertelstunde darauf kündigte ein dumpfes Murmeln das Ende der Sitzung an. Der junge Beauregard kam zuerst heraus, und hinter ihm drein die aufgeregte lärmende Menge.

„Er ist einstimmig verurtheilt," rief er, „zum Tode verurtheilt. Man sagt, daß die Hinrichtung morgen früh statt finden soll."

Bei diesen Worten hob Marius Magis die Arme gegen Himmel, und begann den Platz mit großer Beweglichkeit zu durchlaufen.

„Man stopfet mir den Mund nicht," rief er laut, „ich werde überall bezeugen, daß ich den Advokaten am Johannisabend hier auf dieser Stelle gesehen habe; der arme Mann zollte den schönen Waffenthaten des Gerichts seinen Beifall.

Digitized by Google

Kein einziges Haar seines Hauptes dachte daran, auf den Wall zu gehen und die schöne Loubette zu ermorden! . . . Er ist unschuldig! und da kommt die Thäterin."

Bei diesen Worten zeigte er auf Katharina, die, vom Pater Athanasius geführt, aus der kleinen Straße Portalet kam, um sich nach den Gefängnissen zu begeben. Das arme Mädchen war wie todt; sie hörte das Murren nicht, das rings um sie entstand, noch die Drohungen, die ihr folgten; man hätte sie steinigen können, und sie würde den Kopf nicht gewendet haben.

Der Mönch schlang erschrocken den einen seiner Arme um sie, und mit dem andern beseitigte er die Menge mit den Worten: „Ihr Leute, ihr Leute, im Namen Gottes . . . ."

„Was wollen sie von mir?" fragte Katharina, durch den Tumult aufgehalten.

„Gerechtigkeit!" schrie eine Stimme dicht neben ihr: „der Advokat ist unschuldig. Hier ist die Verbeecherin!"

Pater Athanasius zog Katharina in das Gefängnißgebäude, dessen schreckliche Thüre sich sogleich hinter ihnen schloß.

Der Advokat, der so eben sein Todesurtheil vernommen, hatte gleichzeitig seinen Beichtvater und Katharina verlangt, die er ungehindert sehen konnte, da das Gesetz den Verurtheilten diesen Trost erlaubte.

Das Mädchen warf sich vor Loubet auf die Knie und ergriff seine Hände. Bleich und zitternd sagte der Pater mit leiser Stimme: „Sie toben da draußen; Maeius Magis hat die jungen Leute aufgewiegelt; sie sagen, Ihr wäret unschuldig; sie haben Katharinen gedroht."

„Armes Mädchen!" rief der Advokat schmerzlich, indem er sie in seine Arme schloß: „ich habe also nur ihr Leben gerettet! . . . Katharina, unteewerft Euch dem Willen Gottes! betet für das Heil meiner Seele. Ich will diese Welt nicht verlassen, ohne Euch zum Trosste zu sagen, daß ich an dem Verbrechen, dessen man Euch anklagt, eben so unschuldig bin, wie Ihr selbst . . . ."

„Ihr hättet mich sterben lassen sollen!" unterbrach sie ihn mit Heftigkeit. „Jakob, sie haben Euch geglaubt; ich aber glaubte Euch nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Franz und nicht Wittekind.

Wenn die dankbare Nachwelt entschlafenen großen Männern Denkmale errichtet, so soll ihre Wahl nur auf solche fallen, die noch segenreich fortwirken, wenn sie längst ihre sterbliche Hülle abgestreift haben. Karls des Großen Verdienste um das deutsche Vaterland wird wohl Keiner in Abrede stellen, und die Ausführung des Denkmals auf unseeer Brücke gereicht zur größten Ehre denjenigen, die den Vorschlag dazu machten, und ihn beharrlich, zur Verschönerung unseeer Vaterstadt, duechführten.

Es verbreitet sich jedoch allgemein die Sage, daß man beabsichtige, die Bildsäule Wittekind's dem ehrwürdigen Stifter des Reiches gegenüber aufzustellen. Verdient auch die Tapferkeit des Herzogs von Westphalen die Bewunderung der spätesten Enkel? so fragt der Geschichtskundige mit vollem Rechte. Was hat Wittekind zur Verherrlichung des deutschen Namens gethan? Er bekämpfte wie ein rasender Löwe den größten Helden seiner Zeit, brachte, fast während eines Menschenalters, unsäglichen Jammer über das unglückliche Vaterland; überwältigt und enttäuscht am Abend seines Lebens, nachdem er den Kaiser zu den gewaltsamsten Maßregeln gezwungen hatte, bekennt er sich endlich zum Christenthum.

Unter den zahlreichen Nachfolgern des Stifters des Reiches kenne ich nur einen einzigen, dessen Standbild ihm gegenüber eine eigenthümliche heezerhebende Wiekung hervorbeingen würde. Es ist daejenige unseres letzten Kaisees, des edlen und unvergeßlichen Franz II., der das morsche Reich mit ritterlicher Beharrlichkeit gegen den Brennus unserer Zeit vertheidigte, und dessen Seelengröße sich auch nicht verläugnete, als er auf dem letzten Reichstage zu Regensburg feeiwillig die deutsche Kaiserkrone niederlegte. Durch seinen Beitritt in der Stunde der Gefahr wurde, nicht ohne Opfer für sein Vaterherz, die Zwangherrschaft des Auslandes zermalmt, und in neuer Gestalt kam unser gekränktes Vaterland wieder zu Ehren und zur Selbstständigkeit. Diese großen Resultate stehen in Flammenschrift auf Clio's jüngsten Tafeln, und so weit die deutsche Zunge reicht, wird man sich freuen, wenn die alte, ehrwürdige Krönungsstadt, im Namen des gesammten Vaterlandes, dem letztentschlafenen Kaiser diesen Tribut ihrer Liebe und Verehrung darbringt.

Auch in artistischer Hinsicht wäre diese Zusammenstellung zu empfehlen. Die Veegangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Jeden Vorübergehenden, den die Macht der Gewohnheit nicht abgestumpft hat, wied ein wehmüthiges Gefühl beim Anblicke dieser gefeierten Gestalten ergreisen. Auf den Fittigen der Einbildungskraft überschaut er ein tausendjähriges dahingesunkenes Reich, dessen Anfang und Ende verkörpert vor seinen Augen stehen. Alle einflußreichen Männer, die Zierde unseres Vaterlandes, tauchen unwillkürlich vor ihm auf, und ungern scheidet der Wanderer von einer Stätte, wo der Meisel des Künstlers mit magischer Kraft auf einem engen Raume so viele Thaten und Erinnerungen zusammendrängt.

Dr. Jonas Maas.

F. Prume in Frankfurt a. M.

Unter der großen Anzahl von Vietuosen, die wir in unserer vielbesuchten Mainstadt zu bewundern Gelegenheit fanden, nimmt der belgische Violinist F. Prume eine eühmliche Stelle ein. Als er vor fünf Jahren zum ersten Male hier auftrat und durch die lieblichen Klänge seiner schwärmerischen Melancholie einen so überraschenden Eindeuck hervorbrachte, war er kaum aus dem Jünglingsalter getreten, und seine langen, herabwallenden Locken, sein schmachtender Blick verliehen ihm einen eigenthümlichen Reiz.

Er war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher er kam.

Jetzt ist er um ein Lustrum älter und um ein Decennium ernster geworden. Die Locken sind der neidischen Scheere gewichen und ein Ansatz von Embonpoint hat die jugendliche Gestalt verdrängt; sein Blick ist eubiger und die Haltung gemessener. Von den Stürmen des Lebens ist Prume nicht verschont geblieben, und die geschwätzige Fama hat über ihn so

Digitized by Google

viel erzählt und erdichtet, daß er faßt ins Gebiet der Hoffmann-Callot'schen Phantasiegebilde gerückt worden ist. Wir wollen unentschieden lassen, ob das Jetzt oder das Früher der Erscheinung Prume's für die Illusion des Publikums günstiger gewesen. Als Virtuose ist er vorangeschritten, Fleiß und Studien sind nicht zu verkennen, und an technischer Fertigkeit hat er bedeutend gewonnen. Reinheit und Eleganz, Sicherheit und Klarheit des Vortrags, besonders aber Wärme der Empfindung zeichnen sein Spiel aus und machen es des ihm reichlich gespendeten Beifalls vollkommen würdig. Seine beiden Conzerte würden wohl noch zahlreicheren Besuch gefunden haben, wenn die Musikfreunde für die Leistungen der Virtuosität in letzterer Zeit nicht etwas gleichgültig geworden wären. Man hat zuviel gehört, um noch Etwas bewundern zu können, und zwischen Prume's früherem und jetzigem Hierseyn liegen die Kunstleistungen von Ole Bull, Beriot, Haumann, Molique, Sivori, Paccini, Ernst, H. Wolff und Milanollo. Die Schwestern Milanollo namentlich haben den Enthusiasmus des großen Publikums so hoch gesteigert, daß eine Erschlaffung folgen mußte, und es sind seitdem die vollen Conzertsäle zu wahren Seltenheiten geworden. Hrn. F. Prume in unserer Stadt freundlich begrüßend, machen wir auf dessen drittes Konzert aufmerksam und empfehlen es verdienter Beachtung. Die von ihm vorgetragenen Konzertstücke seiner eigenen Composition zeichnen sich durch leichte und gefällige Melodien und durch glänzende Bravourstellen aus und werden mit Vergnügen vernommen, um so mehr, als ihr Meister sie in größter Vollendung executirt. Eine Wiederholung der Melancholie, dieses eines Bellini nicht unwürdigen Tonstückes, dürfte dem genannten dritten Konzerte manchen Besucher und, noch mehr, manche schöne Besucherin zuführen. W.

Mannichfaltigkeiten.

Die Königsberger Zeitung enthält folgende Miscelle: „Bei einem der letzten Manöver in Ostpreußen setzte eine Artillerie-Brigade im sausenden Galopp durch ein coupirtes Terrain und über einen breiten mit Wasser gefüllten Graben. Die Rosse hatten den Sprung zu kurz genommen; eine Kanone, deren Protzkasten auf das Ufer des Grabens gekommen war, blieb im sumpfigen Boden stecken. Der erste Kanonier derselben, ein Mann von riesiger Kraft, sprang in das Wasser, stützte seine Schulter unter das Rohr des Geschützes, hob dasselbe, und die Pferde zogen an — der Graben war überschritten. „Bravo, mein Junge!" sagte der verstorbene Prinz August, und, von seiner Schärpe eine Hand voll Cantillen reißend, gab er sie dem Kanonier mit den Worten: „Trage das als Portepée zu meinem Andenken." Ein Geschenk von 50 Thalern in Gold folgte am Abend dem überraschten Soldaten in das Haus. Bald darauf wollte ein Artillerist, der von dem Ereigniß gehört, seine Kräfte zeigen, und als der Prinz im Artilleriehofe in Berlin ein 24pfündiges Geschütz auf eine Lafette legen ließ, hob der Verwegene dasselbe von der Erde, und legte sich dasselbe auf das Knie, bis die Lafette kam. „Der Mensch ist ein Narr," sprach der Prinz, „er riskirt ja seine gesunden Glieder ohne alle Noth, das ist Mißbrauch der Kräfte, drei Tage Arrest!"

(Regensburg, 15. Nov.) Am verflossenen Sonntag hielt „die Gesellschaft zur Beförderung der Seidenzucht" dahier, unter Vorsitz des Herrn Reichsrathes und Regierungs-Präsidenten, Frhrn. v. Zu-Rhein, ihre jährliche ordentliche Generalversammlung. Aus dem von dem Hrn. Direktor Ziegler in selber gestellten Jahresberichte geht hervor, daß die Nässe des heurigen Sommers auch auf die Seidenzucht einen ungünstigen Einfluß übte, und daß demnach die Ernte nur 2½ Ctr. Kokons betrug, während sie bei besserer Witterung sehr bedeutend reichlicher hätte ausfallen müssen. Als Beweis des erfreulichen Fortschreitens der Maulbeerbaumzucht in Bayern theilte Hr. Ziegler mit, daß in den acht Kreisen des Königreiches bereits 517,370 Hochstämme und Buschbäumchen angepflanzt sind, worunter der Kreis Oberpfalz allein mit 121,481 zählt. Es ergibt sich hieraus unzweifelhaft, daß der neue Industriezweig der Seidenzucht bei der Bevölkerung Bayerns immer mehr Zuneigung findet. — Am Schlusse der Generalversammlung wurde zu der üblichen Verloosung einer Partie seidener Tücher geschritten. Es wurden 100 Stück ausgespielt, sämmtlich aus bayrischer Seide gewebt.

Als ein treffliches Surrogat für die, namentlich in den jüngsten Tagen wieder sehr überhandnehmenden Duelle empfehlen wir die Art und Weise, wie die Bewohner Ceylons ihre Ehrenhändel abmachen. Die beiden Gegner begeben sich nämlich, nachdem sie ihre Kleidungsstücke abgeworfen, in einen Fluß, knieen in demselben einander gegenüber nieder und bespritzen sich nun mittelst der Hohlhand so lange mit Wasser, bis der Eine sich für überwunden erklärt, — ein Douche-Duell, das nicht nur vom vermeintlich angethanen Schimpf rein wäscht, sondern gleichzeitig auch die erhitzten Köpfe abkühlt.

(Staatsschulden.) Nach dem inhaltreichen französischen Buch, das der russische Staatsrath Tengoborsky in Paris über das österreichische Finanzsystem drucken ließ, müßten in Preußen zur augenblicklichen Abzahlung der Staatsschuld von jedem Unterthan 26 fl. 43 kr., in Oesterreich 16 fl. 56 kr., in Frankreich 51 fl. 20 kr. bezahlt werden. Steuern bezahlt im Durchschnitt gerechnet der Kopf in Oesterreich 3 fl. 51 kr., in Preußen 5 fl. 26, in Frankreich 13 fl. 30 kr.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Nov. Axur, König von Ormus, große Oper in 4 Abth., Musik von Salieri.

Sonntag, 19. Nov. (Neu einstudirt): Die beiden Nachtwandler, oder: das Nothwendige und das Ueberflüssige, Posse mit Gesang in 2 Abth. Musik von A. Müller.

Montag, 20. Nov. (Auf vieles Verlangen): Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. — Die Composition der Chöre, Melodramen ꝛc. ist von Mendelsohn-Bartholdy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 320. Montag, den 20. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Schmerzlich erstaunt, rief jetzt der Mönch: „Ihr habt Euch schuldig bekannt, um dieses Mädchen zu retten? . . . Ihr seyd also auch unschuldig? . . . Aber wer ist denn der Schuldige?"

„Ich werde Euch alles in der Beichte sagen," erwiederte Loubet ruhig. „Sobald ich Katharinen mein letztes Lebewohl gesagt habe, werde ich Euch die Zeit widmen, die mir noch übrig bleibt."

Er wendete sich gegen das Mädchen, und sprach lange leise mit ihr, indem seine Hand auf dem Gelocke ihrer langen Haare ruhte. Mit gesenkten Augen zu seinen Füßen, wie zu den Füßen des Heilands, sitzend, hörte sie ihm mit gefalteten Händen zu. Einen Augenblick hielt er sie an sein Herz gedrückt, und sagte dann: „Lebe wohl, Katharina! wir müssen scheiden; Deine Gegenwart raubt mir den Muth . . . in Deiner Nähe bedaure ich das Leben . . . . Wir hätten so glücklich seyn können! O! wenn ich es wieder erlangen könnte!"

Sie erhob das Haupt bei diesen Worten; ein Blitz der Freude leuchtete in ihrem Blick; sie lächelte matt und flüsterte: „Ich werde bald sterben, werde Dich dort oben wieder finden, noch bevor das Jahr zu Ende geht. Bin ich nicht im Tode wie im Leben Deine Verlobte?"

Jakob Loubet küßte sie auf die Stirne, und sie dann den Händen des Mönchs übergebend, sagte er: „Lebe wohl, lebe wohl, Katharina! Bringt sie fort, ehrwürdiger Vater! Wir müssen allein bleiben, auf daß ich mich zum Tode vorbereiten kann."

Der Advokat war kein Frömmler, aber er hatte einen einfachen frommen Glauben. Seine Beichte legte er offenherzig und vollständig ab; er sagte die volle Wahrheit, bevor er seine Lossprechung von dem Pater verlangte.

Der Mönch hörte ihn mit großer Aufmerksamkeit an, Thränen rollten über seine runzeligen Wangen; mit einem Erstaunen voll Schrecken und Mitleiden faltete er die Hände — und als er Alles gehört hatte, gab er Loubet die Absolution in articulo mortis.

„Mein Sohn," sagte er sodann, „ich gehe jetzt, um Aufschub für Euch zu verlangen."

„Zu welchem Zweck, mein Vater?"

„Die Vorsehung gewähre diesen Aufschub nur einen Tag, nur eine Stunde lang; diese kurze Frist kann hinreichen, eine schuldbeladene Seele zur Reue zu bewegen. Das Geheimniß Eurer Beichte ist mir heilig, aber ich will die Gewissensbisse jener unglücklichen Frau bewachen, deren Leben verlischt."

Der Advokat schüttelte betrübt den Kopf.

„Mein Opfer muß gebracht werden; ich habe keine Hoffnung."

„Pater Athanasius erhielt die Gewährung, daß die Hinrichtung um drei Tage hinausgeschoben ward. Sobald er diese Zusicherung hatte, eilte er in das Gartenhaus; allein schon auf dem halben Wege kam ihm eine von vielen Leuten umringte Sänfte entgegen, welcher der Wagen des Oberpräsidenten nachfolgte. Pater Athanasius erkannte mit Zittern die schwarze Livrée der Dienerschaft; er glaubte, Frau von Argevillers sey gestorben. Der Trauerzug näherte sich langsam; vier Männer trugen die Sänfte; der Oberpräsident befand sich im Wagen, den er sogleich halten ließ, so wie er den Mönch mit entblößtem Haupte neben dem Schlage bemerkte.

„Steigt ein, ehrwürdiger Herr," sagte er, den Kopf zur Thüre herausstreckend; „ich bringe die Frau Marquise von Argevillers nach der Stadt zurück; sie befindet sich so schlecht, daß ich bereits nach Euch geschickt habe."

Nach diesen Worten ließ sich der Oberpräsident wieder bequem in den Wagen zurückfallen, und winkte dem Pater Athanasius, an seiner Seite Platz zu nehmen. Die Hitze war unerträglich; kein Lüftchen regte sich; keine Wolke schwebte am glühenden Himmel. Tiefes Schweigen herrschte in den Feldern; nur die Grille zirpte in der Sonne auf den bewegungslosen Zweigen.

„Welche Stille, Herr Oberpräsident," rief der Mönch, „diese drückende Hitze kann den Tod der Frau Marquise schon auf dem Wege herbeiführen."

„Gott stehe ihr bei! Ich mußte sie durchaus mitnehmen, denn in ihrem Zustande konnte ich sie nicht in dem Landhaus zurücklassen. Die Wohnung dort ist zu klein, um Besuch zu empfangen, und sobald morgen, oder heute noch, ihre Gefahr kund wird, kommt die ganze Stadt, um sie zu besuchen. Ich will das vierzigstündige Gebet für sie halten lassen; die Kirche ist es einer durch ihren Rang und ihre Tugenden so ausgezeichneten Person schuldig."

Eine Stunde später ward die Marquise in ihr großes, mit schwarzem Sammt ausgeschlagenes Gemach gebracht; es war dunkel unter den Bettvorhängen, in deren Innern ein Kruzifix

Digitized by Google

von Elfenbein zwischen einem Weihwasserkessel und einem Reliquienkästchen angebracht war. Fünf bis sechs Damen bildeten einen Kreis um das Bett, und sprachen mit leiser Stimme. Pater Athanasius und Genovefa befanden sich neben der Marquise, die ihr Gesicht gegen die Wand gekehrt hielt; sie sprach nicht; sie beklagte sich nicht; man vernahm nur ihr unregelmäßiges Athemholen und zuweilen einen trockenen Husten.

Mit leiser Stimme sagte der Mönch zu ihr: „Ihr leidet viel, meine Tochter; fasset Muth; Gottes Barmherzigkeit ist groß. Ich bin da, um Euch beizustehen, wenn es sein Wille ist, daß Ihr vom Leben zum Tod übergehen sollt .... Seyd Ihr noch nicht gesonnen, die Sakramente zu empfangen?"

Die Marquise antwortete nichts; der Mönch wiederholte seine Frage noch einige Mal, und sie sagte endlich ungeduldig: „Ich habe noch Zeit, mein Vater, morgen ...."

„Sobald Ihr wollt .... Ich verlasse Euch nicht mehr."

(Schluß folgt.)

Prozeß gegen den General Peymann und seine Mitschuldigen.

(Aus dem »Dreie«, von Wilh. Wagner.)

Im Jahre 1807 erhielt eine Abtheilung der französischen Armee, commandirt vom Marschall Brune, dem Gouverneur der Hansestädte, den Befehl, nach dem Norden zu marschiren und das Gebiet von Schwäbisch-Pommern zu überziehen. Das englische Gouvernement vernahm die Kunde hiervon mit großer Unruhe. Pitt war im Jahr 1805, wenige Tage nach der Schlacht von Austerlitz, gestorben, und die Nachricht jenes Sieges hatte seine letzten Tage getrübt und seinen Tod beschleunigt. König Georg III. hatte von seinem Haß gegen die Franzosen nichts verloren, und derselbe wurde fortwährend durch seinen neuen Minister Lord Castlereagh unterhalten, welcher einer der erbittertsten Gegner des Kaisers war. Die neutralen Mächte schienen ihm verdächtig und er suchte sie für eine Coalition gegen Frankreich zu gewinnen. Dänemark war seit langer Zeit ein stiller Freund von Frankreich, und ohne sich von dem Prinzip der Neutralität zu entfernen, zeigte es Zuneigung für unsere Interessen. Seine Allianz konnte für uns von Wichtigkeit werden. Unter dem milden Scepter von König Christian VII., welchen sein Sohn Prinz Friederich unterstützte, hatte dies Land unerachtet manchen Mißgeschicks sich einer steigenden Kraft und innern Wohlstandes zu erfreuen; seine Marine war eine der schönsten von Europa und seine Armee konnte ein Contingent von 40,000 Mann stellen. Seit dem Frieden von Tilsit hegte England die Besorgniß, daß Dänemark sich offen für uns erklären möchte, und es befürchtete, daß Napoleon dadurch einen mächtigen Bundesgenossen gewinnen würde. England beschloß demnach, Dänemarks Kraft auf eine gewaltsame Weise zu erschüttern und gegen dasselbe einen unerwarteten Ueberfall, wogegen es sich nicht würde vertheidigen können, zu bewerkstelligen.

Niemand dachte an einen Bruch zwischen Dänemark und England. Hr. v. Wedelparkberg, außerordentlicher Gesandter, hatte London nach freundschaftlichen Explicationen verlassen und alle Feindseligkeiten schienen weit entfernt, als gegen die Mitte des Sommers von 1807 sich plötzlich die Nachricht von einer bevorstehenden Ankunft der englischen Seemacht in Seeland und dem benachbarten Küstengebiet verbreitete. Bei Hof schien man anfänglich diesem Gerüchte keinen Glauben zu schenken, doch wurde dessen Ruhe bald erschüttert, denn schon am 9. Aug. erschien eine englische Flotte, unter dem Befehl des Admirals Gambier, im Angesicht von Kopenhagen. Der König befand sich damals auf seinem Schlosse von Gottorff, und der Kronprinz, welcher zum General-Commandanten der Land- und Seemacht ernannt worden war, zu Kiel. Der letztere fühlte einen mächtigen Unwillen, als er die unerwartete Kunde des Vorgefallenen erhielt. Den 10. Aug. schickte der englische Admiral Hrn. Jackson als Geschäftsträger nach Kiel, um dem Kronprinzen die Forderungen Englands eröffnen zu lassen. Man verlangte eine offensive und defensive Allianz mit England und zur Garantie die Beseitigung der dänischen Flotte von der Festung Cronenburg und der Stadt Kopenhagen. Mit Unwillen verwarf der Kronprinz diese Vorschläge und sagte zu Hrn. Jackson, daß man ein ähnliches Beispiel so gehässiger Angriffe in der Geschichte nicht finden würde, und daß es demnach unerhört sey. Hr. Jackson beklagte sich über diese harten Vorwürfe und erhielt vom Kronprinzen zur Antwort, daß er nicht anders mit dem Könige von England selber sprechen und diesem nicht minder seine Entrüstung ausdrücken würde. Hr. Jackson schloß nun die Audienz mit einer förmlichen Kriegserklärung. Schon seit zwei Tagen blokirte die englische Flotte die Küsten. In aller Eile verließ der Kronprinz die Stadt Kiel und verfügte sich nach Kopenhagen, wo er mit Enthusiasmus begrüßt und aufgenommen wurde. Er entwarf nun die nöthigen Pläne zur Vertheidigung, ordnete Alles an, gab die bestimmtesten Befehle, und übertrug dem General Peymann die oberste Civil- und Militärgewalt. Hierauf verließ er die Hauptstadt wieder, um sich nach dem Continent zu verfügen, wo sich die Landarmee befand, deren Operationen er selber leiten wollte. Die englische Gesandtschaft und das diplomatische Corps entfernten sich jetzt aus Kopenhagen, und am 13. erklärte Hr. Jackson, daß nun die offenen Befehdungen ihren Anfang nehmen sollten. Am folgenden Tage erließen der Admiral Gambier und der General Cathcart eine Proclamation, welche offen das Verfahren des englischen Gouvernements in dieser Angelegenheit darlegte. Die Proclamation lautete: „Da die letzten Friedensverträge und die Veränderungen der Constitutionen und Gränzen, welche von vielen Mächtigen anerkannt worden sind, den Einfluß Frankreichs auf den europäischen Continent so sehr vergrößert haben, daß, wenn auch Dänemark die Bewahrung seiner Neutralität wünschen sollte, es ihm doch nicht möglich seyn wird, sein System aufrecht zu erhalten, so ist es demzufolge nöthig geworden, die geeigneten Maßregeln zu treffen, um diesen Staat zu verhindern, seine Kräfte weiter auszudehnen, und es hat demnach unser Souverain, Se. Maj. der König von England, für zweckmäßig erachtet, die temporaire Beseitigung der dänischen Linienschiffe zu verlangen, um solche in einen englischen Seehafen bringen und unter englische Obhut stellen zu lassen." Die Absicht der englischen Regierung war durch dies Document außer allen Zweifel gesetzt und klar ausgesprochen, und die Belagerten waren nun genöthigt, sich auf eine energische Belagerung und Befehdung gefaßt zu machen und vorzubereiten.

Die Stadt Kopenhagen liegt auf der Insel Seeland am Sund, sieben Lieues von der engsten Passage der gleichnamigen Meerenge entfernt. Ihr Hafen ist ausgezeichnet und kann eine

Digitized by Google

vollständige Flotte und mehr als 500 Kauffahrteischiffe aufnehmen. Die Stadt wird von mehreren schwer zugängigen Forts vertheidigt. Die Bevölkerung betrug zu damaliger Zeit 104,000 Seelen, und die Garnison bestand aus nur 8000 Mann regelmäßigen Militärs. Zum Unglück befand sich der größte Theil der dänischen Armee gerade auf dem Festland. Der General Peymann verabsäumte nicht, eine energische Proclamation zu erlassen, in welcher er alle Bewohner der Hauptstadt anrief, zur mannhaften Vertheidigung des ungerecht angegriffenen und bedrängten Vaterlandes herbeizueilen. Seine Lage war in jeder Hinsicht schwierig, und der Kronprinz hatte ihm bei Uebertragung des Oberbefehles zugleich die strengste Ordre ertheilt, sich unter keiner Bedingung den Feinden zu ergeben. Man hatte einen Vertheidigungsplan entworfen, dessen Befolgung dem General Peymann zur Pflicht gemacht worden war; doch hatte man auf diejenige Angriffsweise, welche die Engländer entfalteten, nicht rechnen können.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Newton's Selbstbeherrschung.) Newton hatte einen kleinen Lieblingshund, Namens „Diamant" (Diamond). Als er einst in der Frühe eines Wintermorgens zur Kirche ging, sperrte er aus Unachtsamkeit den Hund auf seinem Studierzimmer ein; da er nun vom Gottesdienste zurückkehrte, fand er zu seiner größten Bestürzung, daß der Hund durch Umwerfen eines brennenden Wachslichtes, das auf Newtons Pulte gestanden, die darauf liegenden Manuscripte, welche das Resultat jahrelanger Forschungen enthielten, in Brand gesteckt und so in Asche verwandelt hatte. Als Newton sah, welchen unersetzlichen Schaden der Hund angerichtet, soll er weiter nichts gerufen haben als: „O, Diamant, Diamant, Du ahntest freilich nicht, welchen Schaden Du anrichten würdest!" Der Kummer, welchen übrigens dieser schmerzliche Verlust dem Gelehrten verursachte, und welcher sich bei ruhigerer Ueberlegung nur noch steigern mußte, gefährdete seine Gesundheit, ja versetzte ihn auf einige Zeit in den Zustand der Geistesverwirrung.

(Münster, 4. Nov.) Die in der Provinz bestehenden vier Schullehrer-Gesangfeste sind auch in diesem Jahre wieder gefeiert worden, und zwar zu Warendorf am 6. September, unter der Leitung des Schullehrers Heitmann aus Münster, mit 128 Sängern; zu Büren am 27. September, unter der Leitung des Seminarlehrers Honcamp, mit ungefähr 200 Sängern; zu Bielefeld am 28. September, unter der Leitung des Seminarlehrers Gläntzer aus Petershagen, mit 180 Sängern; und zu Hagen am 4. Oktober, unter der Leitung des Seminarlehrers Engelhardt aus Soest, mit 208 Sängern. Die vorgetragenen Gesangstücke waren Choräle, Motetten und andere kirchliche Chorgesänge und Lieder, meistens klassische Werke ausgezeichneter Musiker, welche nach einer durchgehenden leitenden Hauptidee angeordnet und untereinander verbunden waren. Die Aufführung war um so eindringlicher, da die ausgewählten Gesänge für das Gemüth sehr ansprechend waren, es wurde dadurch dem zahlreich versammelten Publikum nicht allein ein edler Genuß, sondern auch eine wirkliche Erbauung bereitet. An den Leistungen der Vereine, und an dem Eindruck, den die Aufführung machte, war zu erkennen, daß die Sänger in Eintracht und mit lebendigem Eifer ihre Bemühungen mit den Bemühungen ihrer Vorsteher und Stimmführer vereinigen, um nicht allein das schon blühend gewordene Institut der Gesangfeste aufrecht zu erhalten, sondern auch ihre Aufführungen immer mehr zu heben und zu veredeln.

(Adelstolz.) Ein hochadeliger industrieller Kopf bietet in Nro. 128 der „D. Allg. Ztg.", aus pekuniären Gründen und um seinen Namen fortdauern zu sehen, für Geld einem Sohne unbescholtener Eltern die Adoption an. Es wird jetzt Alles zu Gelde gemacht.

Korrespondenz.

Darmstadt, 14. Nov.

Die unterschiedlichen öffentlichen Bauten, die gegenwärtig hier im Betrieb sind, haben einen ziemlich raschen Fortgang genommen: das neue Realschulgebäude steht schon längst unter Dach; die Stadtkirche ist nahe daran, bis zu diesem Punkt der Vollendung zu gelangen; die Monumentsäule auf dem Luisenplatz wird noch zu Ende dieser Woche fertig; an der Wegschaffung und Versetzung des nahe dabei befindlichen Brunnens auf die Mitte des Mathildenplatzes wird thätig gearbeitet, und in dem Bahnhofe endlich sind Hunderte von Arbeitern mit Planirungsarbeiten beschäftigt. Wenn man diese rührige Thätigkeit sieht, so glaubt man nicht, daß wir schon so weit in der Jahrszeit vorgerückt seyen. Der erwähnte Brunnen, der, trotz seiner vier wasserspeienden Löwen und seines großen ehernen Beckens, welches an das eherne Meer in dem Tempel Salomo's erinnerte, dem Luisenplatze nie zur besonderen Zierde gereichte, weil er in Anlage und Ausführung viel zu wünschen übrig ließ, soll auf der für ihn auserwählten neuen Stätte nicht bleiben, wie er ist, sondern noch einen Aufsatz mehr erhalten, nämlich ein zweites, aber kleineres ehernes Becken mit springendem Wasser, welches aus diesem in das größere überfließen und von da sich in das Bassin ergießen würde. So projectirt und ausgeführt, könnte der Brunnen gefallen. — Unsere städtische Bürgercavallerie, welche sich zur feierlichen Einholung des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland und höchstdessen Gemahlin gebildet hat, ist jetzt fleißig mit Uebungen beschäftigt, und Sonntags besonders sieht man sie die Residenz umschwärmen, um in geschlossenen Gliedern mit militärischer Haltung ihre Rosse zu tummeln. Man hat in langer Zeit hier nicht so viele Reiter gesehen. In der Abnahme des Reitens (und sie ist groß im Vergleich gegen frühere Zeiten) bemerken wir, im Vorbeigehen gesagt, ein bedauerliches Zeichen der verweichlichten Sitten unseres Zeitalters, welche jedweder Anstrengung, die Ausdauer und Kraft erfordert, nicht sonderlich hold zu seyn scheinen. Vielleicht trägt das wieder in Aufnahme gekommene Turnen und die Gymnastik überhaupt wirksam dazu bei, auch in diesem Punkt allmälig heilsame Reformen zu bewirken. Ein gut berittenes Volk ist auch ein tapferes Volk und kann zu Hause, wie im Felde seiner Bestimmung besser entsprechen. — Der Besuch des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland am großh. Hofe wird mancherlei gesellige Vergnügungen zur Folge haben, wovon auch das größere Publikum wird profitiren können. So sollen unter andern auch, wie man vernimmt, große Konzerte der Musikcorps der hiesigen Regimenter und der von Worms und Offenbach veranstaltet werden, als deren Direktor man bereits den großh. Hofkapellmeister Hrn. Thomas nennt, der, wie man hört, auch dazu ausersehen seyn soll, sich künftig mit dem andern Hofkapellmeister Hrn. Mangold in die Leitung der Opernmusik zu theilen, eine Einrichtung, die, wie es scheint, dem Einen wie dem Andern nur sehr willkommen seyn dürfte, da die Mühen und Anstrengungen der Direktion dadurch getheilt werden würden. — Das beliebte Drama: „Nacht und Morgen", von Charlotte Birch-Pfeiffer, wurde vorgestern

Digitized by Google

auf dem Hoftheater wiederholt gegeben. Man folgte mit Interesse der Entwickelung der unterhaltenden Dichtung und bemerkte mit Vergnügen, daß die Mehrheit der Mitspielenden, Hr. Becker besonders, als Lilburne, He. Fischer (Ph. Beaufort), Hr. Steck (R. Beaufort), He. Wisthaler (Arine), Hr. Pleschee (Ph. Morton), Hr. Bienstill (Gawtey), He. Peters (Alphons) u. A., ihre unterschiedlichen Aufgaben glücklich zu lösen verstanden.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 16. Nov.

Es muß den Beobachter unserer Zeit wohlthätig berühren, wenn er den rüstigen Bestrebungen verschiedener Stände, vornämlich aber denen desjenigen Standes folgt, der vor allen berufen ist, den Samen des Guten zu streuen, daß er emporsprieße mit unserer Generation und immer herrlicher sich entfalte, damit eine baldige Zukunft den reichen Segen ärnte, der, eine Frucht der liebevollsten und sorgsamsten Pflege, einst erkannt werden wird von Allen, die mit der wahrhaft geistigen Entwickelung des Menschengeschlechtes die goldene Zeit erhoffen, welche kommen muß, wenn Fried' und Einteacht unsre Geschlecht beglücken, die Wohlfahrt Aller sittlichem Gedeihen entgegen geführet werden und Humanität mit ihrem milden Scepter die Herrschaft über die Völker der Erde führen soll. Man wird leicht erkennen, daß wir hierbei vorzugsweise die Bestrebungen des Lehrerstandes im Auge haben. Ihm liegt es ob, dazu am kräftigsten mitzuwirken, was von den Besseren der Zeit erstrebt wird. Darum begrüßen wir auch alle Lebensregungen desselben um so freudiger; darum wünschen wir Glück denjenigen seiner Unternehmungen, die geeignet sind, seine säumigen Mitglieder aus ihrer Lethargie zu rütteln; denen, welche sie eben noch mangelt, eine höhere Bildung zu geben, und vor Allem die zur Zeit möglichste Selbstständigkeit dieses Standes zu erstreben und das Errungene zu wahren. Zu solchen Unternehmungen gehört als eine nachahmungswürdige Erscheinung ein Schulblatt für das Großherzogthum Hessen, das im Verein mit mehren Lehrern von De. C. Schaumann, Direktor der Real- und Volksschule in Offenbach, mit dem Monat Januar 1844 herausgegeben werden soll. Der uns vorliegende Prospectus spricht sich über den Plan und die Tendenz dieses Blattes aus, das in monatlichen Lieferungen zu 2 — 3 Bogen gr. 8. zu dem billigen Preise von 1 fl. 36 kr. (im Buchhandel 2 fl.) per Jahrgang geliefert werden wird. Die Lehrer unseres Großherzogthums erhalten hierdurch Gelegenheit, nicht nur das Feld ihrer Kenntnisse und Ansichten mittels Austausch der Ideen und Meinungen zu erweitern, sondern zugleich auch in der schriftlichen Darstellungsweise sich praktisch zu üben, welch Letzteres unzweifelhaft von unberechenbarem Nutzen seyn muß. Demnach ist zu erwarten, daß diese Zeitschrift bei dem Lehrerstande des Großherzogthums Hessen allseitige Theilnahme finden werde, um so mehr, als die obere Leitung, die unentgeltlich übernommen worden, in die besten Hände gegeben und der Reinertrag zur Unterstützung der Wittwen und Waisen derjenigen hess. Volksschullehrer bestimmt ist, welche im Leben ununterbrochen Abonnenten des Blattes waren. Die erste Anregung zu dem Unternehmen ging von dem Oberschulrath De. Roth zu Friedberg bei Gelegenheit des Dienstjubiläums dieses vielverehrten Mannes aus, welche auch das Kind seines Geistes mit einem Aufsatze in's Leben einzuführen willens ist. Von Herzen wünschen wir dem besprochenen Projecte den besten Erfolg, das, während es die Aufgabe, zu unterrichten und zu bilden, sich gestellt hat, zugleich die schöne Pflicht übernimmt, Trost und Unterstützung den Hinterbliebenen eines Standes zu gewähren, welcher im Garten des Herrn zwar emsig zu arbeiten berufen, dessen Lohn aber nur wenig goldene Frucht ist. L.

Offenbach, 16. Nov.

Ein empörender Baumfrevel wurde in diesen Tagen an mehreren Obstbäumen in unsern Anlagen verübt; doch ist es glücklicher Weise der Polizei gelungen, die Thäter alsbald zu entdecken und ihrer habhaft zu werden; sie haben nun die wohlverdiente Strafe dafür zu gewärtigen. Bei dieser Gelegenheit halten wir es für Pflicht, der Thätigkeit und Gewandtheit unseres Polizeicommissärs, des Hrn. Noser, rühmlich zu erwähnen. Es wird selten ein Diebstahl verübt, dessen Urheber er nicht ausfindig machte, und bei dem verhältnißmäßig geringen Polizei-Personal, welches ihm zur Verfügung steht, ist das Verdienst um so größer. Eine gute Polizei ist für jede Stadt eine Wohlthat. Der Diensteifer des Hrn. Noser, der Humanität mit Strenge zu vereinigen weiß, findet hier allgemeine Anerkennung. — Die Linie der projectirten Eisenbahn zwischen hier und Frankfurt ist nun abgesteckt, doch noch nicht definitiv bestimmt. Kommt der Bahnhof an die bezeichnete Stelle, in den untern Theil der Kanalstraße, so hat dies für letztere Partie vielleicht auch die gute Folge, daß sie endlich einmal gepflastert wird. Man hat hier oft das unerfreuliche Bild der pontinischen Sümpfe, sogar mitten im Sommer. Die Karren und Wagen, mit Pferden und Menschen bespannt, können nur mühsam und vermittelst allerlei geschickter Biegungen und Wendungen diese gefährliche Kanalstelle passiren; scheitern hier auch keine Schiffe, so geht doch manches Wagen darin zu Grunde und es kostet Mühe und Schweiß, ihn wieder herauszubringen. Da ich grade von Karren und Wagen spreche, so muß ich auch den des Thespis erwähnen. Er ist seit Anfangs October bei uns angekommen. He. v. Franken heißt der Lenker desselben und er scheint sein Geschäft gut zu verstehen. Der Theaterbesuch hatte in den letzten Jahren sich sehr verringert. Durch den frühern Unternehmer, Hrn. Friese, an gute Vorstellungen und an ein dem Geschmack des hiesigen Publikums entsprechendes Repertoir gewöhnt, konnten seine Nachfolger, welche ihm darin zurückstanden, nicht genügen, und voriges Jahr war das Finale der poetischen Kunst ein sehr prosaisches — nämlich ein Banquerout in optima forma. Thaliens Priester kamen in große Nöthen und statt der Kunst zu opfern, brachte das Publikum ihnen Opfer, und zwar sehr materielle, um sie daraus zu befreien. Es war eine wahre Calamität. He. v. Franken hatte daher einen schwierigen Anfang. Die ersten Vorstellungen wurden von dem theaterscheuen Publikum wenig besucht. Doch man überzeugte sich bald, daß er den Willen und die Mittel besitze, Gutes und Genießbares zu leisten und seitdem fehlt es nicht an reichlichem Zuspruch. Unter den Mitgliedern sind einige, welche auf den Namen „Künstler" mit Recht Anspruch machen können und die auch anderwärts schon vortheilhaft bekannt sind, nämlich Hr. und Frau v. Horac und Dem. Kaesten. Wenn Hr. v. Franken für ein gutes Repertoir sorgt und namentlich die bessern Alten, so wie neuere feine Lust- und Schauspiele — auf Opern leisten wir großmüthig Verzicht — vorzugsweise gibt, weil dies Genre hier am meisten anspricht, so wird er sich der Gunst des Publikums stets zu erfreuen haben und auch in pecuniärer Hinsicht nicht zu kurz kommen.

Anagramm.

Wo mir entweichet Glück und Heil;
Ein Zeichen fort, ist's Gegentheil.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 19. Nov. (Neu einstudirt): Die beiden Nachtwandler, oder: das Nothwendige und das Ueberflüssige, Posse mit Gesang in 2 Abth. Musik von A. Müller.

Montag, 20. Nov. (Auf vieles Verlangen): Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. — Die Composition der Chöre, Melodramen ꝛc. ist von Mendelsohn-Bartholdy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 321. Dienstag, den 21. November 1843.

Advokat Loubet.

Nach Madame Charles Reybaud von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

Ganz in Thränen zerfließend, winkte Genovefa dem Mönch in ein anderes Zimmer. „Die gnädige Frau stirbt," sagte sie; die Aerzte haben erklärt, daß sie keine zwei Tage mehr zu leben hat; jeden Augenblick kann sie ihre Seele in unsern Armen aushauchen, und hat noch nicht gebeichtet .... indessen, sie ist eine Heilige .... und Gott gebe nur, daß sie keines unbußfertigen Todes stirbt."

Genovefa bekreuzte sich. „Ehrwürdiger Vater," sagte sie, „der letzte Besuch des Advokaten Loubet kostet der Frau Marquise das Leben; ich bin überzeugt, daß er sie bezaubert hat. Es heißt, er solle für seine eingestandenen Verbrechen gerädert werden; es wäre aber ein wahres Gottesgericht, wenn man ihn öffentlich verbrennte."

„Stille, Genovefa, stille! Ihr lästert," fiel ihr der Mönch ein, und kehrte wieder zu der Marquise zurück.

Welch kindisches, eitles Treiben fand um dieses Todtenbett statt! Das Zimmer glich einer Todtenkapelle, in welche die Menge im Vorübergehen einen neugierigen Blick wirft; der sämmtliche Adel der Stadt wurde daselbst empfangen. Die Marquise war mit aller Pracht umgeben, welche der katholische Kultus für Sterbende hat. Geweihte Kerzen brannten Tag und Nacht um sie; man brachte ihr die Reliquien des heiligen Mitras, der heiligen Magdalene; endlich errichtete man sogar einen Altar in ihrem Gemache, an welchem ein Priester beständig Gebete hersagte; sie sollte sterben — wie sie gelebt hatte, um ihrem Hause ein letztes Beispiel von Größe und Frömmigkeit zu geben; ihr Schwiegervater setzte ein Gefühl von Stolz hinein, dieses erbauliche Ende so öffentlich als möglich zu machen. Frau von Argeviller hatte weder Kinder noch nahe Verwandten, hatte keine andere Familie, als die ihres kürzlich verstorbenen Mannes; Niemand in der Welt, worin sie einen so beneideten Platz behauptet hatte, weinte ihr aufrichtige Thränen. Die Aerzte hatten sie aufgegeben. Mitten in diesem frommen Prunke stellte sie gleichsam einen todten Körper vor, und die Leiden ihrer letzten Augenblicke wurden für Nichts gerechnet. Sie unterwarf sich ruhig diesem schrecklichen Schauspiele, diesen unmenschlichen Ceremonien. Mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen auf dem Bette liegend, sprach sie nichts mehr, und ließ Alles mit sich geschehen. Ihre Geisteskräfte schienen bereits erloschen, die Agonie hielt es nicht mehr der Mühe werth, um einen bereits erkalteten Körper mit dem Tode zu ringen. Doch mitten in der Nacht öffnete die Marquise die Augen, sah mit einem hellen, lebhaften Blick um sich, aber es war nur ein Blitz, und sie fiel sogleich wieder in ihre Vernichtung und Unbeweglichkeit zurück.

Pater Athanasius wich nicht von dem Sterbebett; er ermahnte die Marquise unaufhörlich; in der schrecklichsten Angst wartete er auf ein Zeichen, auf ein Wort, aber er vernahm nichts, nichts, als dumpfe Klagen und schmerzliche Schauer.

In der letzten Nacht beteten zwei Priester die Sterbegebete in dem Zimmer der Marquise; ihre Frauen wachten bei ihr; Pater Athanasius kniete hinter den Vorhängen und murmelte mechanisch das Miserere; seine Augen schlossen sich, und von seinen Anstrengungen besiegt, schlief er ein. Die auf dem Kaminsims stehenden Kerzen warfen ihr bleiches Licht auf alle die abgematteten Gesichter; die Fenster standen halb offen; das Wetter war mild und lieblich; die ersten Strahlen des Tags dämmerten am Himmel; der Morgenwind rauschte in den Ulmen auf dem Predigerplatz.

Genovefa ordnete die seidenen Decken wieder, die von dem Bett herunter gefallen waren, und ihre Hand berührte dabei die Füße der Marquise, die schon kalt und gefühllos waren. In dem nämlichen Augenblick machte Frau von Argeviller eine heftige Bewegung, ein Strom von Blut quoll über ihre Lippen; ihre Arme wurden starr.

„Sie stirbt!" rief Genovefa. „Reicht ihr das Kruzifix zum Küssen!"

Plötzlich erhob sich die Marquise mit weit aufgerissenen Augen und ausgestreckten Händen, und sagte mit einer rauhen, durch Röcheln unterbrochenen Stimme: „Ich sterbe! ... ich muß beichten! ... Der Herr Oberpräsident soll kommen! ... holt Gerichtspersonen! ... Zeugen! ... es ist nothwendig! ruft Alle herbei! ... die Zeit drängt! ... mein Gott! gieb mir nur noch einige Augenblicke! ..."

„Zeugen herbei!" rief Pater Athanasius; „es ist Zeit, meine Tochter! ... sprecht .... erleichtert Euer Gewissen."

Die Frauen der Marquise eilten hinaus, um alle Leute herbei zu rufen; man weckte den Oberpräsidenten; in einem Augenblick war Alles im Hotel auf den Beinen. Der Pater ermahnte die Sterbende, und reichte ihr jeden Augenblick das Kruzifix hin.

Digitized by Google

„Muth, meine Tochter!“ sagte er zu ihr; „Gott zeigt Euch den Weg, der zu ihm führt.“

Nach wenigen Minuten erschien der Oberpräsident; ihm folgten mehrere Personen von der Straße, die das Geschrei der Dienerschaft herbeigezogen hatte. Schrecken drückte sich auf allen Gesichtern aus.

„Einen Notar,“ sagte die Marquise mit Anstrengung; „irgend Jemand, der meine letzten Worte niederschreiben kann .... Die Zeit drängt.“

„Wegen Eures Testaments, Madame?“ fragte der Oberpräsident, indem er seine Schwiegertochter kalt ansah. „Ihr habt ja nichts zu vermachen; alle Eure Güter haben ja schon ihre Erben.“

„Nein, es ist wegen meiner Beichte, bei welcher Alle Zeugen seyn sollen.“

Sich an den Mönch wendend, fügte sie unter dem Schweigen aller Anwesenden mit festem Tone hinzu: „Mein Vater, vor Allen, die hier gegenwärtig sind, erkläre ich Euch, daß Jakob Loubet unschuldig ist ... Ich habe die schöne Loubette ermordet ....“

Ein einstimmiger Schrei ertönte. Pater Athanasius erhob die Hände über Frau von Argevillers und sprach die Absolutionsformel aus.

„Eure Reue rettet ein schuldloses Haupt,“ sagte er. „Einige Stunden noch, und es wäre zu spät gewesen.“

Sie fiel zurück, und sagte mit so schwacher Stimme, daß nur der über sie geneigte Mönch sie vernahm: „Nur in meiner Sterbestunde konnte ich sprechen.... sie ist endlich da.... Gott sey dafür gesegnet!“

Prozeß gegen den General Peymann und seine Mitschuldigen.

(Aus dem »Droit«, von Wilh. Wagner.)

(Fortsetzung.)

Am 16. August landeten die Engländer zu Webeck mit einem Theile ihrer Truppen und begannen das Schloß Friedrichsberg zu berennen, im Angesichte der Stadt. Sie hatten den Plan, sich aller Außenwerke zu bemächtigen und den Platz von der Landseite einzuschließen, während die Flotte ihn von der Wasserseite dominiren sollte. Da aber die dänischen Truppen dem Feind einen Widerstand entgegensetzten, auf welchen er nicht gerechnet hatte, so beeilten sich die englischen Generale nur um so mehr, ihrem Ziele entgegen zu rücken. Am 2. September um $7^1/_2$ Uhr Abends fingen sie das Bombardement von Kopenhagen an, und in wenigen Stunden hatten sie schon eine große Verheerung angerichtet. Feuersbrunst und Verwüstung verbreiteten sich schnell in allen Quartieren der schönen Stadt, und mit dem nächsten Morgen war bereits ein großer Theil derselben zerstört und in Brand gesteckt. Zwölf Stunden hatte das Bombardement mit furchtbarer Gewalt gewüthet und die Habe und den Wohlstand vieler Tausende zerstört, als die Belagerer eine Pause machten, um zu versuchen, ob sie mit den Belagerten Unterhandlungen anknüpfen könnten; aber diese waren fest entschlossen, das Aeußerste zu wagen, muthig für ihre Vaterstadt zu streiten, und lieber in den Tod zu gehen, als sich zu ergeben. Jeder legte zur gemeinsamen Vertheidigung Hand ans Werk, und es fehlte nicht an patriotischer Aufopferung und kühnem Muthe. Bald nahm das Bombardement von neuem seinen Anfang und dauerte wiederum mit kurzen Pausen achtundvierzig Stunden, furchtbare Verheerungen anrichtend und immer weiter verbreitend. Schon lagen über 600 Häuser in Trümmern und ein großer Theil der Besatzung war kampfunfähig geworden, selbst der General Peymann hatte eine schwere Wunde erhalten. Da es den Anschein hatte, daß die Engländer nicht nachlassen würden, so war voraus zu sehen, daß die Stadt Kopenhagen bald in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt seyn dürfte.

In dieser verzweifelten Lage und tief erschüttert von dem Mißgeschick der Stadt, machte General Peymann, der als erfahrener Soldat keine Hülfe absehen oder bieten konnte, zuerst selber den Vorschlag, mit dem überlegenen Feinde zu capituliren. Er versammelte seine Offiziere, die Generale Bielefeldt, Gedde, Waltersdorf, die Obristen Voigt und Friederich Beck, und den Admiral Otto Lutken, und legte seinen Vorschlag ihnen zur Begutachtung vor. Die Majorität trat, da sie eine weitere Vertheidigung für vergeblich hielt, dem Vorschlag zur Uebergabe bei. Ohne den Bürgermeister und den Rath der Stadt weiter zu befragen, sendete General Peymann Abgeordnete hinaus, um die verschiedenen Punkte einer Capitulation zu etabliren. Die Parlementaire kamen bald zurück und brachten das Ultimatum des englischen Oberbefehlhabers, welcher von seinen bereits früher gestellten Forderungen nichts nachließ. Am 7. September wurde die Capitulation unterzeichnet, und zwar einerseits von den Generälen Ernst Friederich Waltersdorf, Lutken und J. H. Kirchhoff, die im Namen und Auftrag des Generals Peymann unterhandelten, und anderseits durch den Obersten Arthur Wellesley, die Kapitäne Home Popham und George Murray im Namen der englischen Commandanten, welche alsbald ratificirten.

Als am folgenden Tage die Bewohner von Kopenhagen durch eine Proclamation des Generals Peymann erfuhren, daß die Flotte, für welche sie so muthig gestritten hatten, den Engländern überliefert werden sollte, und daß diese von Kopenhagen Besitz nehmen würden, so erhoben sie ein lautes Geschrei der Wuth und Verzweiflung. Als später der Kronprinz dieselbe Kunde erhielt, wußte er seinem gewaltigen Unwillen keinen Einhalt zu thun; er wollte von Dem, was vorgefallen war, nichts wissen, den Vertrag nicht anerkennen und die geschändete Ehre von Dänemark rächen. Er schloß mit den Worten: „Man warte noch einige Tage, ehe man über uns richtet, und man soll sehen, ob wir der Achtung Europas und besonders der des Kaisers Napoleon werth sind.“ — Unglücklicherweise entsprachen die Kräfte Dänemarks dieser Entrüstung und diesem muthigen Entschlusse nicht. Die Stadt besaß keine Munition und keine Armee mehr, ihre Häuser waren meistens zerstört, und was sollte man einem Feinde gegenüber anfangen, welcher an Macht überlegen, trefflich situirt und entschlossen war, sein gefaßtes Vorhaben unter jeder Bedingung und um jeden Preis durchzusetzen.

Unter allen Verhältnissen bewies der Kronprinz eine rühmliche Festigkeit. Er unterhandelte lange über die verschiedenen Artikel der Capitulation, und ließ nichts unversucht, um solche rückgängig zu machen, oder Vortheile für Dänemark zu erzielen. Erst im Monat März 1808 zogen die Engländer sich zurück und nahmen nicht nur die dänische Flotte, sondern auch alle

Digitized by Google

Munitionen und Provisionen, welche sich im Arsenal und in der Stadt vorfanden, mit. Die Verluste für Dänemark waren unermeßlich, denn die Flotte, deren die Feinde sich bemächtigten, bestand aus 18 Linienschiffen, 15 Fregatten, 6 Briggs und 35 Kanonier-Schaluppen. Außerdem wurde ein sehr großer Theil der Stadt Kopenhagen gänzlich zerstört und ihr Wohlstand und blühender Handel auf lange zerrüttet. In Folge dieser Unglücksfälle verlor Dänemark auch einen Theil seiner Colonien und die Inseln Anholt und Helgoland. Nichtsdestoweniger blieb es der französischen Allianz treu und wollte von einer Verbindung mit England nichts wissen. — Der König Christian VII., dem alle diese Unglücksfälle viel Kummer bereitet hatten, starb am 13. März 1808, worauf der Kronprinz ihm als Friedrich VI. in der Regierung folgte. Dieser befolgte dasselbe politische System wie sein Vater, und hegte einen bittern Haß gegen England. Er widmete dem Heere eine besondere Aufmerksamkeit und gründete das bekannte Regiment der Schlittschuhläufer, welches auf den nordischen Eisflächen zum Tirailleurdienst trefflich verwendet werden kann.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Das Wiener Hofburgtheater wurde im Jahre 1714 von Kaiser Franz I. und seiner Gemahlin Maria Thereſia errichtet. Die Schauspielergesellschaft war deutsch, der Direktor hieß Seiler. Die aufgeführten Stücke bestanden aus extemporirten Burlesken, wozu den Schauspielern nur der Inhalt der Fabel und Scenen gegeben war. Neben ihrer Gage erhoben die Künstler noch besondere Emolumente aus der Direktionskasse. So wurde eine gesungene Arie mit 6 fl., ein Mal in die Luft gesprengt mit 1 fl., ein Mal in das Wasser gesprungen mit 1 fl., empfangene Prügel mit 34 Kreuzern, eine Ohrfeige mit 32 Kreuzern und ein Fußtritt mit derselben Summe vergütet.

Aus einem Artikel der „Presse" ist die statistische Uebersicht der Lebensdauer der dreizehn Ministerien, die Frankreich in den dreizehn Jahren, seit der Julirevolution gehabt hat, interessant, sie beträgt:

1)	Provisorisches Ministerium	82	Tage,
2)	Lafitte	131	"
3)	C. Perrier	577	"
4)	Soult, mit Guizot und Thiers . .	763	"
5)	Bassano	3	"
6)	Broglie, mit Guizot und Thiers . .	469	"
7)	Thiers	195	"
8)	Molé, mit Guizot	221	"
9)	Molé, ohne Guizot	715	"
10)	Provisorisch, ohne Präsidenten . . .	42	"
11)	Soult	294	"
12)	Thiers	241	"
13)	Guizot-Soult	1097	" bis heute.

(St. Petersburg, 7. Nov.) Folgende edelmüthige Handlung eines 13jährigen Knaben verdient auch zur Kunde des Auslandes zu gelangen. Zwei Juden hatten vor einigen Wochen bei der Stadt Kilija, in Bessarabien, das Unglück, in die vorbeiströmende Donau zu fallen. Niemand wollte ihnen zu Hülfe eilen, als plötzlich ein Knabe, Namens Wassiljew, sich in den Strom stürzte, die schon Sinkenden erreichte und sie bis an das Ufer brachte. Hier verließen ihn aber die Kräfte und er wäre mit den Beiden zusammen umgekommen, wenn es nicht einem Bürger der Stadt Kilija gelungen wäre, den Knaben und einen der Juden glücklich an das Ufer zu bringen; der andere Jude ertrank aber. Se. Maj. der Kaiser, hiervon unterrichtet, hat darauf dem Kilijaschen Bürger die goldene Rettungs-Medaille verliehen, dem hochherzigen Knaben aber, nächst derselben, noch seine freie Erziehung, auf Kosten der Krone, in dem Gymnasium der Provinzialstadt bewilligt.

Alexander Dumas giebt in seinen italienischen Reisen eine herzzerreißende Schilderung von dem Elende der Armen in Sizilien. Er bemerkt an einer Stelle, da er von der Austheilung von Suppe spricht, welche Arme täglich an der Pforte eines Klosters abholen, in Bezug auf letztere: „Alle diese armseligen Geschöpfe hatten nichts gegessen seit einem Tage. Sie kamen heute hierher, ihre Schüssel Suppe zu holen, wie sie gestern gekommen und morgen wieder kommen werden. Diese Suppe ist ihre ganze Nahrung vierundzwanzig Stunden lang, wenn sie nicht etwa von ihren Mitbürgern oder mitleidigen Fremden etwas geschenkt bekommen, was aber selten der Fall ist, da die Syrakuser den Anblick des Elends täglich vor sich haben und nicht mehr von demselben gerührt werden, und wenig Fremde Syrakus besuchen. Als der Vertheiler der gesegneten Suppe erschien, so drängte sich die ganze hungrige Schaar herbei, und Jeder suchte mit seinem hölzernen Napfe zuerst anzukommen. Einige, welche zu schwach oder leidend waren, um sich vorzudrängen oder zu rufen, krochen seufzend, auf Händen und Füßen, nach der Pforte des Klosters! In der Mitte des Haufens erblickte man ein Kind, welches weiter nichts auf dem Leibe hatte, als ein dünnes, durchlöchertes Hemdchen; das arme Geschöpf hatte keine hölzerne Schüssel, es streckte sein Händchen flehend aus, indem es aus den Höhlen beider eine tellerähnliche Vertiefung bildete. Der Koch goß gedankenlos einen Löffel Suppe in dieselbe. Die Suppe war siedend heiß, und verbrannte des Kindes Händchen. Es stieß einen Schrei des Schmerzes aus, indem es die Suppe auf den Boden fallen ließ. Es legte sich aber sogleich der Länge nach auf die Erde und leckte die Suppe von derselben auf, gleich einem Hunde." — An einer andern Stelle seiner Reisen ruft Dumas: „Dieses ewige Geschrei der Sizilianer nach Brod! Ich habe in den drei Monaten, da ich in Sizilien war, fast keinen andern Ruf des Volkes gehört, als den Ruf nach Nahrung und Brod. Es giebt Menschen in Sizilien, die sich in ihrem Leben nie vollkommen satt aßen von dem Tage an, da sie als Säuglinge an den Brüsten ihrer erschöpften Mütter lagen, bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens, da sie die heilige Hostie genossen, welche ihnen der Priester auf die bleiche, zitternde Zunge legte. Gräßlich ist es, zu denken, daß es menschliche Geschöpfe gebe, welchen es eine glückliche Erinnerung für ihr ganzes Leben ist, sich nur Ein Mal recht satt gegessen zu haben."

Während man in Griechenland die Deutschen fortjagt, werden in Deutschland sogar die todten Griechen wieder lebendig

Digitized by Google

gemacht. In Berlin werden nun auch die Frösche des Aristophanes mit Musik aufgeführt.

In Dinkelbühl ist eine neue evangelische Kirche im byzantinischen Styl erbaut worden, die der Gemeinde 74,000 Gulden kostet, die aus eignen Mitteln gedeckt wurden.

Ohne auszuwandern, können wir in Zukunft von dem amerikanischen Fett zehren. Auf der neuen Eisenbahn von Antwerpen kommen große Ladungen Schmalz und Fett aus Amerika den Rhein herauf nach Frankfurt und weiter.

Korrespondenz.

Mainz, 18. Nov.

Der Präsident des Obergerichts, Dr. Pitschaft, hat, wie man erfährt, die Stelle als Präsident der Direktion des Casino's zum Gutenberg niedergelegt. Da dieser Rücktritt in einem Augenblicke erfolgt, wo die Hauptgeschäfte der Gesellschaft, die Jahresrechnung, die Generalversammlung und die Wahlen bevorstehen, so erregt derselbe ungewöhnliches Aufsehen. Ein Zerwürfniß des Hrn. Pitschaft mit dem Ausschusse der 24 wird als Ursache der so unerwarteten Abdankung angegeben. Man findet dieses um so glaubhafter, als schon seit längerer Zeit von Reformen die Rede war, welche Hr. P. in der Wahl der 24, der Aufstellung eines Budgets u. dgl. im Sinne habe, denen der Ausschuß der 24 aber entgegen sey. Die Mehrzahl der Casinomitglieder bedauert den Rücktritt dieses Präsidenten, der manches Gute zu Stande gebracht und vieles vorbereitet hat; möchte sein Nachfolger in seinen Bestrebungen für das Beste der Gesellschaft glücklicher seyn. — Hr. Prof. Kehrein, Lehrer an dem hiesigen Gymnasium, beabsichtigt die Herausgabe eines „Wörterbuchs der im Großherzogthum Hessen stattfindenden Mundarten." Er hat sich deshalb in einem Prospectus an die Herren Pfarrer und Lehrer in Volksschulen, so wie an alle Freunde und Kenner der deutschen Sprache um Unterstützung gewendet durch Beiträge an Worten, Ausdrücken, Sätzen, Benennungen, Namen u. s. w., die in der hochdeutschen Schriftsprache nicht mehr gebräuchlich sind. Hr. Prof. Kehrein, ein besonders mit philologischen und geschichtlichen Kenntnissen reich ausgestatteter Gelehrter, ist ganz der Mann, der ein Unternehmen, wie das angekündigte, für Deutschlands Sprache und Geschichte früchtebringend machen kann; wir möchten es daher dem Wohlwollen und der Mitwirkung aller derjenigen dringend empfehlen, die darin etwas zu leisten im Stande sind. Daß deren Zahl in Deutschland groß, sehr groß ist, darüber besteht kein Zweifel.

Regensburg, im Nov.

Einen recht betrübenden Beweis von der Demoralisation Einzelner im Volke gab sich dieser Tage hier kund, indem ein Brauer, der im trunkenen Zustande von einem Orte der nächsten Umgebung zurückkehrte, einen ihm begegnenden Schuhmacher, ohne alle Ursache, selbst ohne vorhergegangenen Wortwechsel überfiel und so mißhandelte, daß derselbe todt auf dem Platze blieb. Wie man vernimmt, ist der Thäter gegen Caution während der Untersuchung auf freien Fuß gestellt. — Unsere Dampfschifffahrt nach Wien, die nun bald für dieses Jahr geschlossen werden wird, soll in demselben ein bei weitem besseres Ergebniß gezeigt haben, als dies in früheren Jahren der Fall war. — Das Allerheiligenfest, eines der schönsten und erhebendsten der katholischen Kirche, ist in seltener Weise vom schönsten Wetter begünstigt und daher von einer zahlreichen Menge durch den rührenden Gebrauch gefeiert worden, die geschmückten Gräber unserer Friedhöfe zu besuchen, die im wahren Sinne des Wortes einem im reichsten Blumenflor prangenden Garten glichen. — Unser geselliges Leben reducirt sich seit dem Beginn der rauheren Jahreszeit auf den Besuch der Wirthschaftslocalitäten in der Stadt und der nächsten Umgebung und für die gebildeteren Klassen auf den des Theaters, welches seit dem 1. Oct. unter der Leitung des als früheren Direktors des Hoftheaters zu Meiningen und des Stadttheaters zu Bamberg eben so wie als Schauspieler rühmlichst bekannten Hrn. Ferdinand Röder steht. Ein Beweis der Anerkennung seiner Befähigung zu dieser Stelle war schon der Umstand, daß man unter 28 Bewerbern um dieselbe gerade ihn erwählte. Welch eine gute Wahl man getroffen, zeigte sich schon in dem ersten Monat der neuen Bühnenleitung, die in ihrem Wirken alle Machinationen ihrer Feinde zu Schanden machte, die Anfangs kein Mittel unversucht ließen, um dem neuen Unternehmen zu schaden. Namentlich war die frühere Direktion der Centralpunkt all' dieser Umtriebe, die sich im Geheimen und selbst in öffentlichen Blättern auf das schmachvollste kund gaben. Jetzt aber sind sie durch die unläugbare Erfüllung der strengsten Anforderungen des Publikums gerichtet und können das zertretene Haupt nicht wieder erheben. Das Personal des Hrn. Direktor Röder ist in Oper und Schauspiel übercomplett und zählt die achtungswerthesten Namen in der Theaterwelt. Wir nennen nur die Herren Köckert, der als Baß und Bassbuffo, so wie auch als Schauspieler ein rühmliches Renommé besitzt, Hirschberg, erster Tenor mit schöner Stimme und Schule, Fräul. Meyrat, als erste Sängerin ausgezeichnet und bereits hier aufs beste accreditirt, Fräul. Wittermayr, eine zu den besten Erwartungen berechtigende Anfängerin mit schöner Stimme, sodann im Schauspiel die Herren Ferdinand Röder (der Direktor) als erster Held, Witte, Starke, jugendliche Liebhaber und Bonvivants, Gnauth, Schrader, Intriguants und komische Partieen, Meisinger, Tenorbuffo und Komiker im Lustspiel und der Gesangsposse, bereits im Besitz eines bedeutenden Rufes und der Liebling unseres Publikums, ferner die Damen Hoffmann, Ahner, Meisinger, Schrader, sämmtlich recht wackere Darstellerinnen, die ihre Fächer im Schau- und Lustspiel sehr würdig ausfüllen. Das Repertoir des vergangenen Monats zählt die Opern Don Juan, Norma, Czaar und Zimmermann, die beiden Schützen (neu) und zweimal gegeben, Dorfbarbier, Stumme von Portici, zweimal gegeben, Romeo und Julie; ferner die Schau- und Lustspiele: der beste Ton, Ehrgeiz in der Küche, Donna Diana, des Goldschmidts Töchterlein, der Spieler, die schöne Athenienserin, neu und zweimal gegeben, das Leben ein Traum und die Zauberposse: der Verschwender, gewiß ein Repertoir, eben so mannichfaltig als reich an den besten Erzeugnissen der dramatischen Literatur. Hr. Direktor Röder, der in seinem Don Cäsar, Wallenstein, Fiesco, Roderich u. s. w. den auf der Höhe der Kunst stehenden Darsteller bekundet, zeigt auch seine Erfahrenheit und Umsicht als Lenker eines Instituts, dem man unter solcher Leitung das günstigste Prognostikon für die Zukunft stellen darf. In den genannten Vorstellungen, die fast ohne Ausnahme den Beifall des Publikums im reichen Maße in Anspruch nahmen, zeichneten sich ferner besonders aus Hr. Hirschberg als Sever und Masaniello, Fräul. Meyrat als Norma, Elvira und Romeo, Hr. Köckert als van Bell, Leporello, Orovist, Lux und Pietro, im Schauspiel: Hr. Witte, Baron Falken, Flottwell, Hr. Starke, Philipp von Strehlen, Baron Wallnau, Hr. Meisinger als Patel, Perin, Mohr in Fiesco, Adam im Dorfbarbier, Valentin im Verschwender und namentlich als Peter in den beiden Schützen, Dem. Hoffmann, als Donna Diana, Leonore, Fanella, Gehenulla in der schönen Athenienserin und Dem. Ahner als Leopoldine von Strehlen und Walpurgis.

Theater-Anzeige.

Montag, 20. Nov. (Auf vieles Verlangen): Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. — Die Composition der Chöre, Melodramen ꝛc. ist von Mendelsohn-Bartholdy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 21. Nov. Drittes Konzert des Violinvirtuosen Hrn. Prume aus Lüttich. Vorher geht: Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abth., von Feldmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 322. Mittwoch, den 22. November 1843.

Mainsagen.

19. Wratislaw und Judith.

Ueber'n Main beugt sich die Kuppe
Peterssteirn und trägt ein Kloster,
Starke Mauern, Gräben, Thürme
Schlossen rings das Kloster ein.

Starke Mauern, Gräben, Thürme
Sind kein Hinderniß der Liebe —
Ihre Wünsche, ihre Sehnsucht
Ueberflügeln Thurm und Wall;

Ihre Wünsche, ihre Sehnsucht
Fühlte Wratislaw von Böhmen,
Als er von der schönen Judith,
Die das Kloster barg, vernahm.

Als er von der schönen Judith
Hört', Hezilo's edler Tochter,
Zog in seine Brust die Liebe
Herrschend und gewaltig ein.

Zog in seine Brust die Liebe,
Zog die Sorge auch in's Inn're:
Denn er wußte, daß die Teutschen
Eben mit den Slaven scheu'n;

Denn er wußte, daß die Teutschen
Judith's Liebe eifrig suchten,
Daß der Markgraf seine Tochter
Einem Teutschen schon bestimmt;

Daß der Markgraf seine Tochter
Bald aus Klostermauern führen
Und zum Hochzeitreigen leiten
Würde, wußt' der böhm'sche Prinz.

„Und zum Hochzeitreigen leiten
„Will ich sie auf meinem Schlosse!"
Sprach der Jüngling zu den Seinen,
„Auf zu Rosse, auf zum Main!"

Sprach der Jüngling zu den Seinen,
Als sie vor das Kloster kamen:
„Gebt mir Schwert und Pilgerkleider,
„Abend wird's, ich zieh' hinauf!"

„Gebt mir Schwert und Pilgerkleider
„Und erwartet mich am Ufer,
„Legt das Schiff hier in's Gebüsche,
„Bergt die Rosse jenseits wohl!"

„Legt das Schiff hier in's Gebüsche,
„Schnell, wenn ich die Jungfrau bringe,
„Regt die Ruder, pflanzt das Segel,
„Denn es gilt dann Muth und Hast!"

„Regt die Ruder, pflanzt das Segel,
„Wenn ich komme — aber seht ihr
„Mich nicht mehr zurücke kehren,
„Dann zieht heim in's böhm'sche Land!"

„Mich nicht mehr zurücke kehren,
„Sieht der Vater dann, die Mutter —
„Liebe, Herrscherin des Weltall's,
„Stürzte mich dann in das Grab!"

Liebe, Herrscherin des Weltall's,
Leitet heute seine Schritte,
Und verkappt als Pilger kommt er
An des Klosters Pforte an.

Und verkappt als Pilger kommt er
In dem Klosterhof zur Kirche,
Judith singt hier mit den Nonnen
Ein gottsel'ges Abendlied.

Judith singt hier mit den Nonnen —
An der Stimme Himmelsklängen:
Diese ist es! fühlt der Jüngling,
Diese ist's, die Du ersehn'st!

Diese ist es! fühlt der Jüngling,
Und er faßt sie in die Arme —
Reißt das Schwert aus dem Gewande
Und stürzt nach dem Klosterthor.

Digitized by Google

Reißt das Schwert aus dem Gewande,
Sprengt der Pforte Kett' und Riegel.
— Die Geliebte birgt er selig
In der Treuen sich'res Schiff.

Die Geliebte birgt er selig
An dem Busen, in den Armen —
Jenseits fliegt auf schnellen Rossen
Mit dem Schatz er heimathwärts.

Jenseits fliegt auf schnellen Rossen,
Mit gewaltigen Gefährten,
Durch den Abendglanz, durch Mondschein,
Er der böhm'schen Gränze zu.

Durch den Abendglanz, durch Mondschein
Trägt er seine süße Bürde —
Seine Worte, seine Küsse
Säen Liebe in ihr Herz.

Seine Worte, seine Küsse
Liebend werden sie erwiedert.
Als der dritte Morgen grauet,
Nennt er froh die Schönste Braut.

Als der dritte Morgen grauet,
Zieht er ein in seinem Schlosse;
Die Drommeten und die Zinken
Grüßen Judith vom Balkon.

Die Drommeten und die Zinken
Schmettern bald den Hochzeitreigen,
Wratislaw von Böhmen hatte
Sich das schönste Weib geraubt.

Prozeß gegen den General Peymann und seine Mitschuldigen.

(Aus dem »Droit«, von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

Der neue König konnte die Capitulation von Kopenhagen, welche er so sehr mißbilligt hatte, nicht vergessen und hatte sich fest vorgenommen, die Veranstalter derselben zur Verantwortung zu ziehen. Im Monat Juli 1808 ließ er eine Ordonnanz ergehen, welche die Urheber und die Unterzeichner jenes Vertrags vor ein Kriegsgericht berief. Der königliche Prokurator fertigte eine Anklageschrift gegen die Generäle Peymann, Bielefeldt und Gedde, gegen den Obristen Voigt, welche sämmtlich arretirt und nach der Citadelle gebracht wurden, und gegen den General-Major Waltersdorf, welcher Hausarrest erhielt. Noch einige andere Offiziere wurden in die Untersuchung verwickelt. Dieser Prozeß machte großes Aufsehen, indem die Thatsachen, auf denen er beruhte, noch in frischem Andenken standen. — Der General Peymann erweckte besondere Aufmerksamkeit, und sein Benehmen während der Belagerung Kopenhagens wurde verschiedenartig beurtheilt; übrigens war man darin einig, daß er eben so viel Muth gezeigt hatte, als seine Lage eine kritische gewesen war; sein Unglück erregte lebhaftes Bedauern.

Die Prozedur dauerte lang und wurde geheim gehalten. Die Zeugen waren zahlreich und die Beweisgründe gegen den General schwer festzustellen; auch handelte es sich um die Beurtheilung von Verhältnissen und Operationen, über welche die besten Offiziere verschiedener Ansicht seyn mußten. Endlich kam der Tag der Debatten. Die Angeklagten erschienen in voller Uniform und mit ihren Orden und Ehrenzeichen geschmückt. Der General Peymann machte sich durch den edlen Ausdruck seines Gesichtes und durch das Gepräge eines tiefen Seelenleidens vor Allen bemerkbar. Auf ihm lastete das ganze Gewicht der Anklage. Mit Würde und Bestimmtheit beantwortete er alle an ihn gerichtete Fragen, ohne aber sein Verfahren genügend rechtfertigen zu können. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er von den Instructionen des Kronprinzen abgewichen sey, und er entgegnete, daß in denselben alle Zwischenfälle der Belagerung nicht vorbedacht, und daß dies auch nicht möglich gewesen, was in der Natur der Sache liege. Man bewies ihm nichtsdestoweniger, daß er die Befehle des Kronprinzen nicht befolgt und daß er doch deren Befolgung beschworen habe; auch machte man ihm den Vorwurf, daß er nicht das Aeußerste aufgeboten habe, um die Stadt und den Hafen zu vertheidigen, welche Anklage man mehrfach zu motiviren suchte. Der General seinerseits war bemüht, alle einzelnen Punkte der gegen ihn gestellten Anklage zu widerlegen und darzuthun, daß es ihm unmöglich gewesen, anders zu verfahren, und daß er der Uebermacht habe weichen müssen. Endlich warf man ihm noch vor, den General Castenskjoeld ohne Kanonen und ohne Munition gelassen zu haben, worauf er erwiederte, daß es ihm selber an Artillerie und Provision gefehlt habe, und daß er Andern nicht geben könne, was er selber nicht besitze. Dieser Vorwurf war belastender als die andern, und der General Castenskjoeld, der als Zeuge verhört wurde, wies Prymanns Behauptung zurück und suchte die seinige zu beweisen, was auf die Richter einen sichtlichen Eindruck machte. Die Debatten schlossen damit, daß General Peymann ohne dringende Nothwendigkeit capitulirt und dadurch die dänische Flotte in die Hände der Feinde gebracht habe. Die Vertheidigung des Generals war mit vielen Gründen unterstützt, und er bewies, daß es ganz unmöglich sey, sich auf regelmäßige und streng vorgeschriebene Weise gegen ein Bombardement zu vertheidigen. Die Richter wurden ergriffen, als er die zahlreichen Wunden aufwies, die er im Dienste seines Monarchen erhalten hatte, und namentlich bei der Belagerung von Kopenhagen. Doch hielt man sich an den strengen Buchstaben der Kriegsgesetze, und allerdings hatte er die vom Kronprinzen ihm gegebenen Befehle, wenn auch im Drange der Nothwendigkeit, überschritten.

Die anderen Angeklagten vertheidigten sich auf dieselbe Weise, mit eben so viel Ruhe als Klarheit. Nur Einer derselben, der Obrist Voigt, überließ sich Aeußerungen und Recriminationen, welche seiner eigenen Sache und der der Andern offenbaren Nachtheil brachten. Endlich, nach einer Instruction und nach Verhandlungen, welche sechs Monate gedauert hatten, erließ das Kriegsgericht die nachstehende Entscheidung: „Der General-Major Heinrich Ernst Peymann hat die Ehre und das Leben verwirkt, und seine Güter sind der Confiscation verfallen. Der General-Major Carl Friederich Bielefeldt hat die Ehre und das Leben verwirkt und seine Güter sind der Confiscation verfallen. Der General-Major Johann Christoph Gedde hat das Leben und der Obrist-Lieutenant Johann Mangelsen Voigt hat seine

Digitized by Google

Charge verwirkt. Der Obrist Friedrich Beck ist, nach dem Reskript vom 22. Dez. 1792, zu zweimonatlichem Arrest ersten Grades auf der Festung Friedrichshafen verurtheilt. Die andern Angeklagten, die Generale van Holtemcartenstiold und Friederich Waltersdorf, der Obrist Kirchhoff, der Contre-Admiral Otto Lutken und der Pastor von Kopenhagen, Hudtwalker, sind freigesprochen (acquittés).

An demselben Tage, den 18. Januar 1809, milderte der König das vom Kriegsgericht gefällte Urtheil dahin: 1) Die Generäle Peymann und Bielefeldt sind verabschiedet und dürfen weder die Uniform noch die militärischen Decorationen fortan tragen; auch sind sie bis auf Weiteres angewiesen, das Bereich der Festung Friedrichshafen nicht zu verlassen. 2) Der General-Major Gedde erhält seinen Abschied mit Pardon. 3) Der Obrist-Lieutenant Voigt erhält ebenfalls seinen Abschied mit Pardon und einer seiner Charge angemessenen Pension. 4) Der Obrist Beck wird in Freiheit gesetzt und begnadigt in Anbetracht der bereits überstandenen Untersuchungshaft.

Dieser Ausgang des Prozesses fand allgemeine Billigung, indem man die Strenge des Gesetzes mit der Billigkeit der Humanität vereinigt sah. Der General Peymann, mehr unglücklich als schuldig, ertrug seine Strafe mit eben so viel Muth als Resignation. Später wurde er völlig in Freiheit gesetzt, ihm jedoch das Tragen der Uniform für immer untersagt. Er lebt nun nicht mehr, und das über ihn verhängte Urtheil hat die letzten Jahre seines Lebens getrübt und belastet.

Die Schwestern Milanollo in Mailand.

In unsern Zeiten, die an schönen Talenten und bedeutenden Leistungen in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaften so reich sind, ist es schwer, einen glänzenden Namen und eine hervorragende Stellung zu gewinnen, um so schwerer, als Neid und Mißgunst überall im Wege stehen. Der Ruf der Schwestern Milanollo ist nichtsdestoweniger ein europäischer geworden, und seit Paganini sind kaum ähnliche Künstlertriumphe vorgekommen. Auch in ihrem Vaterlande Italien werden die lieblichen Schwestern Theresa und Maria gegenwärtig gefeiert, und ihr großes Konzert in dem berühmten Theater della Scala hat alle Kunstfreunde von Mailand in Aufregung gebracht. Die dortigen Blätter, die uns eben zugekommen sind, der „Figaro" vom 8. Nov., die „Fama" vom 9. Nov., der „Pirat" vom 9. Nov., die „Gazetta di Milano", der „Bazar" und die „Gazetta Musicale" vom 12. Nov. enthalten sämmtlich ausführliche Artikel, die sich in dem unbedingtesten Lobe und in brillanter Anerkennung so seltener Kunstleistungen überbieten. Nach ihnen ist es nicht nur das Außerordentliche in der Erscheinung der jungen Virtuosinnen, sondern auch das technisch vollendete und hinreißend seelenvolle Spiel derselben, was man zu bewundern hat. Der Andrang des Publikums ist groß, und die gespendeten Huldigungen sind ganz in der Weise der feurigen und für die Tonkunst so begeisterten Italiener. In Venedig werden die Schwestern Milanollo bereits erwartet, um ebenfalls Konzerte zu geben. Der Vater Milanollo soll noch unentschlossen seyn, ob er seinem früheren Plane, nach Deutschland zurückzukehren und dessen Norden zu bereisen, folgen, oder ob er zuvor den aus fast allen Städten Italiens an ihn ergangenen Einladungen nachkommen soll.

Mannichfaltigkeiten.

(Aachen, 14. Nov.) Eine Untersuchung seltener Art nimmt zur Zeit die hiesige Behörde in Anspruch. Es handelt sich um eine sogenannte Höllenmaschine. Vor einigen Tagen wurde hier ein Kästchen, welches nach einer Stadt in Westphalen adressirt war, auf die Post gegeben. Als es am Orte seiner Bestimmung ankam, wurde dasselbe — sey es nun, daß irgendwie Angaben gemacht, oder sonst verdächtige Indizien vorhanden waren — auf Befehl der Behörde mit aller Vorsicht geöffnet, und als sein Inhalt ein geladenes Pistol und vier Pfund komprimirtes Pulver gefunden. Von dem Deckel lief eine Verbindungsschnur nach dem Drücker der Pistole, und die Einrichtung war so getroffen, daß, sobald das Geheimniß des Kästchens auf dem gewöhnlichen Wege, das ist via Deckel, erforscht wurde, die Waffe losgehen und das Pulver explodiren mußte. Wie destruktiv die Wirkung für die öffnende Person und deren Umgebung seyn mußte, wird Jeder leicht ermessen, der mit den Eigenschaften des gefährlichen Krautes nur irgend vertraut ist. Die Untersuchung wird, wie natürlich, mit der größten Vorsicht geführet, und der Name des Adressaten ist demnach noch nicht bekannt geworden. Doch nennt das Gerücht einen Engländer, der von seiner Frau getrennt in Westphalen lebt. Die Untersuchung betrifft namentlich einen hiesigen Gasthof, von wo das Kästchen abgesandt worden zu seyn scheint. (N. C.)

(Eine englische Wette.) Man erzählt von dem jüngst verstorbenen Herzog von Queensberry eine Wette, die seinem Verstande alle Ehre macht. Da er einst mit mehreren seiner Freunde spazieren ging, so sah er auf dem Wege eine Heerde Gänse und Truthähne. Die Gänse bewegten sich träge und unbeholfen vorwärts, die Truthähne im Gegentheil waren lebhaft und munter, und doch wettete der Herzog 10,000 Pfund, daß die Gänse den Truthähnen einen Vorsprung von 20 englischen Meilen abgewinnen würden. Die Freunde des Herzogs gingen die Wette ein, fest überzeugt, daß er sie verlieren werde. Die zwei genannten Heerden brachen um 9 Uhr Morgens von London auf; um 6 Uhr Abends hatten nun wohl die Hähne vor den Gänsen einen Vorsprung von 5 englischen Meilen, nach Sonnenuntergang aber flogen sie in einen Wald und ließen sich auf den Bäumen desselben nieder; die Gänse hingegen setzten ihren Weg ohne Unterbrechung fort, und gelangten mit einbrechender Nacht zuerst an das Ziel. Der Herzog hatte so die Wette gewonnen, und verdankte dies seiner Kenntniß der Naturgeschichte.

Die größte Dampfmaschine, die man jemals gebaut hat, wird jetzt in Cornwall vollendet. Sie ist bestimmt, das Harlemer Meer auszupumpen. Der Cylinder dieser riesigen Maschine hat 12 Fuß im Durchmesser. Rund um diesen ungeheueren Cylinder stehen elf Pumpen, deren jede 63 Zoll im Durchmesser hat.

Digitized by Google

Daß das edle Sachsenland die Wiege des Protestantismus war und ist, davon zeugt auch die jüngste Reformationspredigt des Dr. Röhr in Weimar: über den Protestantismus unserer Kirche. Ein tüchtiges Wort, an dem man inne wird, daß diejenigen unserer Kirche nur das halbe Recht anthun, die das: protestantisch, weglassen und sie nur die evangelische nennen.

Wie ein Berichterstatter in der „A. A. Ztg." erzählt, wird in Tiflis sehr streng auf die Etikette gehalten, so daß in den Salons an einem Spieltische nur Generale mit zwei oder drei Orden, an einem anderen Generale mit einem Orden, an einem dritten Oberste, an einem vierten Adjutanten Platz nehmen.

In dem Artikel in Nro. 320 d. Bl. — „Prozeß gegen den General Peymann und seine Mitschuldigen" — Zeile 4 v. o. lies: Schwedisch-Pommern, statt „Schwäbisch-Pommern."

Frankfurt, im Nov.

Die dieser Tage erschienene 23. Nummer der „Frankfurter gemeinnützigen Chronik" bringt folgende, sehr der Beachtung und regen Theilnahme werthe Aufforderung zur Gründung einer Volks-Bibliothek und einer Volks-Lesegesellschaft für Frankfurt und dessen Umgegend:

„Wir haben schon viel Erfreuliches gelesen von dem wohlthätigen Einfluß der seit einigen Jahren hier und da begründeten Volks-Bibliotheken. Insbesondere enthielt die „Didaskalia" vom 18. Jan. d. J. einen Aufsatz, welcher die weitere Verbreitung von Vereinen zur Bildung und Unterstützung von Volks-Lesezirkeln allen Menschenfreunden dringend an's Herz legte. Es dürfte an der Zeit seyn, der vorläufig gewonnenen Einsicht und Ueberzeugung von der Nützlichkeit der Sache nunmehr auch die That folgen zu lassen. Dies der Beweggrund zu obiger Aufforderung. Wir hoffen dabei auf die kräftige Unterstützung aller Freunde der öffentlichen Wohlfahrt und aller Derer, die ihre Handlungen nicht nach eigensüchtigen Eingebungen, sondern nach den Gesetzen der christlichen Liebe bemessen. Ja, diese Liebe ist es, welche, so hoffen wir es, das Werk begründen soll. Der gute Geist aber, der sich in Mitte des Volkes zu regen beginnt, wird das Werk fortführen, erweitern und segenreich gestalten. Unser Vorschlag geht in der Kürze dahin, es möchten alle Diejenigen, welche sich berufen fühlen, das gute Werk mit fördern zu helfen, ihre dazu bestimmten Gabrn bei der Redaction der „Frankfurter gemeinnützigen Chronik", welche sich zu dem Empfange und öffentlichen Bescheinigung derselben bereit erklärt hat, zu deponiren; es möchten aber auch alle Diejenigen, welche an den Segnungen des Instituts unmittelbar Theil zu nehmen wünschen sollten, sich ebendaselbst mit einem halbjährlichen Beitrage von 45 kr., für den Fall des Zustandekommens der Anstalt, einschreibrn lassen. Sobald das Stiftungskapital die Summe von 500 fl., die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder der Volks-Lesegesellschaft aber 100 erreicht hätte, würden die Interessirten zu einer Versammlung berufen werden können, um ohne Verzug über die Ausführung des Werkes zu berathen. Ueberflüssig dürfte es seyn, schon jetzt Vorschläge zu Statuten und zu einrr Gesellschaftsordnung zu machen; ist einmal der Geist lebendig, dann findet sich von selbst die nöthige äußere Form. Nothwendiger scheint es, einen Blick auf die Art und Weise der Wirksamkeit zu werfen, zu welcher eine Volksbibliothek gerade in Frankfurt berufen zu seyn scheint. Wir hoffen, damit im voraus den möglichen Einwurf zu bekämpfen, der sogenannte gemeine Mann bedürfe, bei den bereits vorhandenen Anstalten zur Belehrung und Bildung, keiner Volks-Bibliothek mehr. Zugleich aber denken wir, durch offene Darlegung dessen, was wir von dem beantragten Institute erwarten, demselben Freunde und Theilnehmer zu gewinnen und auf diese Weise zu seiner Begründung den Weg anzubahnen. Die Volks-Bibliothek sollte für Erwachsene alle bewährte Bücher belehrenden, aber auch unterhaltenden Inhaltes, für Kinder und junge Leute aber eine Auswahl gediegener Jugendschriften enthalten. Es müßte den Mitgliedern der Volks-Lesegesellschaft freistehen, die Bibliothek entweder an Ort und Stelle unmittelbar zu benützen, zu welchem Behufe täglich von 6 bis 10 Uhr Abends der Lesesaal geöffnet seyn müßte, oder auch Bücher daraus zu entleihen. Sofern es die Mittel erlaubten, würde mit dem Lesesaale ein Sprechzimmer in Verbindung gesetzt werden können. Als Bibliothekar der Gesellschaft wünschen wir einen Mann, der vielseitig gebildet, welterfahren, ein Kenner und Freund des Volkes, sich nicht auf das trockene Verabreichen geistiger Speisen beschränkt, sondern durch Wort und Beispiel belebend und anregend auf seine Umgebung einwirkt. So ausgerüstet, wird sich die Volksbibliothek vorzüglich in folgenden Beziehungen nützlich machen: 1) Viele, welche bisher dem Lesen leichter, wohl gar schlechter Schriften oblagen, werden — wenn auch zuerst keineswegs durch den bei ihnen noch fehlenden Sinn für das Bessere — doch durch die geringeren Kosten, um welche sie sich bessere Bücher zugänglich machen können, zu diesen letzteren hingezogen werden. 2) Hausväter und Mütter werden unbesorgt ihren erwachsenen Söhnen und Töchtern die vor ihrer Anschaffung geprüften Bücher der Volks-Bibliothek in die Hände geben können, während sie es jetzt entweder dem guten Glücke überlassen müssen, ob ihnen durch Leihbibliotheken oder auf sonstigen Wegen nicht etwa Schädliches in die Hände gelangt, oder genöthigt sind, die betreffenden Bücher zuvor selbst einer Durchsicht zu unterziehen, was doch wohl den meisten Eltern, theils wegen Mangel an Zeit, theils wegen Abgang der gehörigen Urtheilskraft, kaum möglich seyn dürfte. 3) Da die Volks-Bibliothek auch eine Kinderbüchersammlung einschließen würde, so erhalten Familien die erwünschte Gelegenheit, ihren Kindern, besonders an den langen Winterabenden, eine zweckmäßige Unterhaltung zu gewähren und sie so von dem tödtlichen Dahinbrüten einestheils, von unjugendlichem Treiben anderentheils entfernt zu halten. 4) Junge wie ältere Leute, welche dermalen wegen Mangels anderweiter Gelegenheit ihre Abende in Wirthshäusern zubringen, werden sich gewöhnen, ihren Aufenthalt in dem Lesesaal zu nehmen, wo ihnen nach Wunsch Belehrung oder Unterhaltung geboten wird; oder sie werden in dem Sprechsaale mit ihren Freunden zusammentreffen. 5) Für's erste dürfen wir wohl nicht daran denken, ja nicht einmal wünschen, die im eigentlichen Sinne sittlich und moralisch verwahrloste und verwilderte Klasse der Gesellschaft direkt an dem Institute Theil nehmen zu sehen; aber wir geben der süßen Hoffnung Raum, auch diese unter materiellem äußerem Drucke und tiefer innerer Verdorbenheit seufzenden Mitbrüder und Mitschwestern allmälig in den Kreis der Besseren mit herein zu ziehen. Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir die freundliche und theilnehmende Aufnahme dieser Aufforderung schließlich dem guten und praktischen Sinne des hiesigen Publikums geleosten Muthes anheim stellen. Daß dem Werke die rasche That folge, dazu gebe Gott sein Gedeihen. Frankfurt a. M., am 15. Nov. 1843.

Einige Freunde der Bildung und sittlichen Veredlung des Volkes."

Auflösung des Anagramm's in Nro. 320.

Schmerz. Scherz.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Nov. Drittes Konzert des Violinvirtuosen Hrn. Prume aus Lüttich. Vorher geht: Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abth., von Feldmann.

Mittwoch, 22. Nov. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 323. Donnerstag, den 23. November 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Expilly, von Fr. Arnold.

I.

Im Jahre 1833 wurde zu Toulouse, in einer Ecke der Straße „des arts", von einem jungen Kaufmann eine glänzende Modehandlung eröffnet. Ein von einem einheimischen Künstler gefertigtes Gemälde, das eine Schöne von „Arles" in der zierlichen Tracht ihres Geburtsorts darstellte, prangte über dem Eingange dieser Handlung, welche sich schon nach einigen Monaten eines seltenen Zuspruchs erfreute. Das ungewöhnliche Glück, das der Modehandlung der „Arleserin" zu Theil geworden, ließ den andern Kaufleuten der Stadt manche Aeußerungen und Anspielungen entschlüpfen, die der Ehre ihres Kollegen höchst nachtheilig waren. Der Neid, die Eifersucht sind in Geschäften von eben so verderblichem Einflusse, wie in der Liebe. Es war Jedermann zu Toulouse bekannt, daß Franz Moreau einer zwar achtbaren, aber mit nichten wohlhabenden Familie angehörte; daß er in dem Hause seines Vaters also nicht die Fonds finden konnte, welche nothwendig gewesen, um seine ersten kommerziellen Verbindungen anzuknüpfen. Welche war demnach die wohlthätige Fee, die in der Gestalt eines spekulativen Banquiers Moreau zu Hülfe gekommen, indem sie zugleich, wie billig, sich einen ansehnlichen Theil der täglichen Einnahme, zum Lohn ihrer Dienste, vorbehielt? Zu Toulouse wenigstens kannte man keine Fee der Art. Die Wechsel des neuen Handelshauses trugen nur den Namen Moreau, und man vermochte, trotz der angestrengtesten Untersuchungen, nicht das Wesen zu entdecken, welches, sey es nun mittelbar oder unmittelbar, die Spekulationen des jungen Kaufmanns unterstützte.

Man wußte wohl, daß Moreau vier Jahre von Hause entfernt gewesen; daß er die ganze Zeit in einem Handlungshause als Commis gestanden: doch vermag heutzutage ein Commis, der seiner Stellung Ehre machen will, bei einem Gehalte von 1500, ja selbst 2000 Francs nicht viel zu erübrigen, und Moreau hätte mit dieser Summe, wenn er auch die vier Jahre seines Dienstes keinen Heller davon ausgegeben, doch seine Modehandlung nicht eröffnen können.

Wir überlassen es dem Leser, die Natur der Gerüchte zu errathen, welche über den jungen Kaufmann zuerst unter seinen Kollegen zu Toulouse im Umlauf waren und sich allmählig in der ganzen Stadt verbreiteten. Doch scheiterten alle Versuche der Verläumdung und Medisançe an der Begeisterung der Schönen von Toulouse, und das Magazin der „Arleserin" war vom Morgen bis zum Abend von denselben angefüllt. Der glückliche Kaufmann, stets Lächeln auf den Lippen und die Scheere in den Händen, machte brillante Geschäfte, und man hatte allen Grund zu glauben, daß, wenn dieser Zudrang der Kauflustigen noch einige Zeit dauerte, Franz Moreau bald für seine rege, einsichtsvolle Geschäftsführung herrlich belohnt würde.

Dies war wenigstens der stille Wunsch aller Mütter des Stadtviertels, welche heirathsfähige Töchter hatten. Wie verdächtig auch das auffallende Glück des jungen Kaufmanns erscheinen mochte, so war unter den genannten Müttern kaum eine, welche Moreau nicht sehnlich zu ihrem Tochtermann gewünscht hätte. Dieser indessen schien gar nicht auf die Artigkeiten und Lockungen zu achten, womit manche jungfräuliche Schöne sein Herz zu fesseln suchte. Eben so prallten boshafte Zuflüsterungen, beleidigende Anspielungen, zudringliche Fragen jeder Art an dem festen Gleichmuthe Moreau's ab. Artig bis zur Affektation, zuvorkommend bis zur Lächerlichkeit, wenn er sich den tausend Launen seiner eigensinnigen Käuferinnen fügte, zeigte er stets eine furchtbare Zurückhaltung und Kälte, sobald man seine Gesinnungen hinsichtlich einer Verheirathung zu erforschen suchte. Keine seiner liebenswürdigen Käuferinnen hatte ihn je verlegen oder zittern gesehen, wenn er mit ihr sprach, oder hatte auch nur ein Mal bemerkt, daß sein zärtlich auf sie gewendeter Blick verborgene Liebe ausdrückte. Moreau's Herz schien nur für die Göttin kaufmännischen Gewinns zu schlagen.

So waren beinahe zwei Jahre seit Eröffnung des Modelagers der „Arleserin" verflossen, als Moreau eines Abends sein Comptoir viel früher, als gewöhnlich schloß.

„Sie können gehen, meine Herren," sagte er zu den Comptoirdienern, die erstaunt waren ob dieser Abweichung von der gewohnten Ordnung ihres Prinzipals.

Nachdem er sie entlassen, begab er sich auf sein Zimmer, und wandte daselbst allen Fleiß auf eine „überladene" Toilette. Wir bedienen uns mit Absicht des Wortes „überladen," statt „glänzend" oder „geschmackvoll" oder irgend eines andern Beiwortes, welches man gewöhnlich gebraucht, um den Anzug eines reichen jungen Mannes zu bezeichnen; doch wählten wir absichtlich das Wort „überladen", und die Leser werden diese Wahl rechtfertigen, wenn wir ihnen bemerkt haben, daß unser Industrieritter, welcher sich gegen seine reizenden Käuferinnen so

Digitized by Google

effektirt, eitel und koquett benahm, in der Wahl seiner Kleider sich derselben widerlichen Uebertreibung schuldig machte, wie in seiner Konversation. Moreau besaß in einem hohen Grade jene, vielen jungen Kaufleuten eigene Neigung, die Moden zu übertreiben und nur die lächerliche Seite derselben zu erfassen. Was aber auf den ersten Blick in dem Anzug des Kaufmanns der „rue des arts" überraschte, war die Art, wie er seine Halsbinde knüpfte. Der scharfsinnigste Künstler hätte nicht vermocht, alle die seltsamen Kombinationen, die wunderlichen Verschlingungen und Verknüpfungen zu erfassen, welche Moreau in diesem Theile seiner Toilette in Anwendung brachte. An einem Tage bildete die Schleife seiner Halsbinde eine ungeheure Raute; an einem andern ein regelmäßiges Viereck, das wie mit dem Zirkel gemessen schien; die bildnerische Hand des Kaufmanns schuf die kompliziertesten Figuren, die seltsamsten, abenteuerlichsten Verwandlungen. Man konnte von ihm behaupten, daß er jeden Morgen, wenn er in den Laden hinabstieg, an seinem Halse eine Page aus Legendre auf Seide gezeichnet trug.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.*)

VI. Stuttgart.

Gleich hinter dem Dorfe Degerloch dreht sich die Tübinger Landstraße links ab um ein kleines Tannenwäldchen — und Stuttgart mit der ganzen reichen Pracht seiner romantischen Umgebungen liegt zu den Füßen des Wanderers. Der Anblick ist in der That jederzeit imposant; aber so wie der einzelne Mensch nicht alle Tage sein „Sonntags-Gesicht" hat, so wie nicht jede Stunde sein inneres und äußeres Wesen im vollen und rechten Lichte zeigt, so bedarf es auch hier eines schönen Herbstmorgens, um diesen Punkt in's entsprechendste, wirksamste Colorit zu setzen. Tief und schroff abfallend senkt sich unter den Füßen die „Weinsteige" mit ihren Rebengeländen und Sandsteinriffen ins Thal hinab; da drunten aber wogt es noch von düstern, wolkigten Nebelmassen, welche die Stadt verhüllen, während oben die rothen Felsvorsprünge, bereits im hellen Sonnenstrahle erglühend, durch den Kontrast des Reflexes das frische Rebengrün noch saftiger, frühlingsartiger färben. Aber tiefer senkt sich allmählig die Nebeldecke, die gegenüber liegenden flacheren Bergrücken tauchen, vergoldet, immer höher daraus empor, und schon sieht man vor sich her die Landstraße in Zickzack-Windungen den allzu steilen Berg hinablaufen. Nun aber — ist man anders zur glücklichen Stunde hinaufgekommen — zertheilt sich plötzlich die Hülle, und zwischen dem Riß taucht die Stadt auf, in reicher Pracht und Mannichfaltigkeit das weite Thal erfüllend. Bis zu diesem Momente nur gehe unsere Schilderung, denn nun müßte sie Beschreibung werden; Beschreibungen landschaftlicher Scenen aber sind immer mehr oder weniger trivial, weil eben nichts Anders dabei zu thun ist, als hundert Mal Geschildertes noch einmal zu schildern, tausend Mal durchgekäute Empfindungen noch einmal nachzukäuen, zehntausend Mal abgedroschene Phrasen noch einmal breit zu dreschen; Göthe sagt aber mit Recht: „der Quark, je mehr man d'rauf losdrischt, wird dadurch nicht fester, consistenter, besser, sondern nur immer weicher, breiter und ekelhafter."

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das Innere der Stadt. Die herrliche Königsstraße mit ihren stattlichen Gebäuden, ihrem Bazar, ihrem Redoutenhause, der Königsplatz mit der Façade des Schlosses und des Theaters — was soll man über sie berichten? Etwa, daß beide schön, man kann sagen großartig, angelegt sind? Wer sie kennt, der wird dies schon längst wissen, ein Anderer aber gar kein Interesse für eine solche Notiz haben. Oder daß der Königsplatz nicht gepflastert, also bei Regenwetter sehr schmutzig ist, ja daß er alsdann beinahe unzugänglich wäre, wenn nicht Asphalt-Trottoirs ringsum liefen. Das könnte höchstens für die Stuttgarter Stadtbehörden Bedeutung haben, wenn ich schon nicht weiß, ob's ihnen schmeichelhaft wäre oder nicht. Doch etwas Interessantes können wir wenigstens von der Königsstraße berichten. Gegenwärtig noch erblickt man hier das alte Lokal der ehemaligen Karlsschule, wo Schiller, in den spanischen Stiefeln und Daumschrauben einer militärakademischen Erziehung seufzend, zuerst seines Dichterberufs klar sich bewußt ward, — jetzt ist es ein königliches Stallgebäude. Wahrlich, Saphir könnte in Stuttgart humoristische Variationen vorlesen über das Thema: Schiller, die Karlsschule und der königliche Marstall. Die höhere Einheit dieser drei, anscheinend sehr heterogenen, Elemente wäre wenigstens sehr leicht herzustellen, wenn er anders etwas malitiös seyn wollte. Er dürfte nur den Satz an die Spitze setzen, die Karlsschule sey zu Schillers Zeiten nichts Anderes gewesen als ein königlicher? — nein, als ein herzoglicher Marstall, und dann in gewohnter, beliebter Weise ihn weiter variiren.

Man wird es uns in diesen etwas buntscheckigen Skizzen nicht für einen allzu großen logischen Sprung auslegen, wenn wir von dem Hause, wo Schiller erzogen wurde, zu seinem Denkmale übergehen, zumal da beide in der Wirklichkeit auch nicht sehr weit von einander entfernt sind.

Eine Wallfahrt zum Schiller-Denkmal ist wohl heilige Pflicht für jeden Fremden, der Stuttgart besucht, und obschon daher bereits mehr als genug über dieses Monument geschrieben worden ist, so ist es doch immer noch eine höchst kitzliche, mißliche Sache, den Totaleindruck desselben zu schildern. Das Denkmal ist künstlerisch aufgefaßt, künstlerisch ausgeführt — schön — wer will das bestreiten? und dennoch, wenn man's sieht, kann man an Alles in der Welt denken, nur an Schiller nicht. — Ein Lorbeer-Reis pflegten die Alten ihren Sängern um's Haupt zu schlingen: sollte dieser Lorbeer-Wald den armen Schiller nicht drücken, daß er unaufhörlich Kopfweh auszustehen hat? Das war einer meiner ersten Gedanken, als ich das Denkmal erblickte, und ich schämte mich über mich selbst und über meine Prosa. „Zum Henker, was liegt auch d'ran, ob der Lorbeer dick oder dünn gewunden! Apage Satana!" fluchte ich, um auf andere Gedanken zu kommen. Also Schiller — — ja Schiller, raunte mir derselbe rationalisirende Dämon wieder ins Ohr, Schiller hatte doch eine viel zu lange Nase, als daß sein Portrait ächt plastisch zu idealisiren gewesen wäre, und zu hervorragende Backenknochen, die sind hier nun gar durch den Einfluß der Witterung hellglänzend geworden (wie's bei allen hervorragenden Theilen an Bronceartbeit geschieht), da treten nun die hohlen Wangen noch mehr zurück, und die Augen liegen tief und eingefallen in den Höhlen: das

*) Vergl. Tübinger Kalla Nro. 277 u. ff.

Digitized by Google

macht sich denn so stark abgelebt, so liederlich genial — pfui! sprach ich und schämte mich abermals über mich selber. — Da fiel mir der herrliche Umriß der Stirnwölbung des Dichters ins Auge — endlich einmal etwas Aesthetisches! Aber, dachte ich, ist es nicht prosaisch, daß das Original dieses schönen Schädels, statt unter'm grünen Rasen den Zoll alles Endlichen zu zahlen, gegenwärtig auf der Weimarer Bibliothek aufbewahrt wird, wie Raphael's Schädel in der des Vatikan? Wie diese edle Stirn so gerade aufsteigt! Göthe's Stirne war mehr zurückgebogen, nur um ein Geringes höher; die Stirnwölbung Bonaparte's aber war noch volle vier Linien stärker, als die Göthe's; es die höchste, die man kennt, und — — und ich ärgerte mich zum dritten Male, daß mir Notizen aus der Craniosopie des D. Carus im Kopfe herumliefen statt Schiller-Enthusiasmus. — Ich betrachtete das Standbild von der Rückseite: dieser eherne Schiller ist bucklicht! — Nein, man hat den Vorwurf schon zu oft gehört, ich mag ihn nicht wieder aufwärmen. — Ich drückte die Augen zu, ich versetzte mich zurück an den schönen Tag, wo Schwaben und ganz Deutschland den Manen seines großen Sohnes seine Huldigung dargebracht, und recitirte vor mir her:

»Von den Erdengütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch;
Ist der Leib in Staub gefallen,
Grünt der gute Name noch!«

Aber — fiel mir ein — wie? ganz Deutschland seine Huldigung? Du lieber Gott, wollten ja doch selbst viele protestantische würtembergische Geistlichen nicht einmal dulden, daß die Glocken zu diesem Festtage geläutet würden, weil Schiller zu profan gewesen! und räsonnirten nicht nachher die Musiker in ihren Zeitschriften, daß die schwäbischen Sängerchöre Unrecht gethan, so thätigen Antheil an der Feier zu nehmen, weil Schiller durchaus nicht heilsam auf die musikalische Entwickelung seiner Zeit gewirkt, weil er durch seinen persönlichen Einfluß den reichbegabten Zumsteeg verdorben habe, der außerdem vielleicht ein Mozart geworden wäre, während er eben nun nichts weiter als ein Zumsteeg ist. Aber es hat doch, dem Himmel sey Dank, noch viel andere Leute in Deutschland gegeben, die unsern Schiller besser erkannt haben, und erzählt nicht Gustav Schwab in seiner letzten Berichterstattung über die eingegangenen Beiträge zum Schillerdenkmal, daß nur ein einziger angekommen sey mit der charakteristischen Aufschrift: „Für das Monument des verstorbenen großherzoglich Sachsen-Weimarschen Herrn Geheimeraths von Schiller.“ Großer Schiller, der du in deinem Leben sogar ein dreifacher Rath — nämlich sachsen-weimar'scher geheimer-, sachsen-meiningischer Hof- und hessen-darmstädtischer ordinärer Rath gewesen bist und für alle Ewigkeit ein großer, herrlicher Dichter bleiben wirst — ich muß es schamroth bekennen: Solches und Aehnliches waren die Gedanken, welche mich vor dem stolzen Denkmale deines Ruhmes befielen, und ich bleibe dabei: es ist ein sehr schönes Kunstwerk, man kann an sehr Viel — an Alles in der Welt — bei seinem Anblicke denken, nur — an Schiller nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Neapel soll ein Prozeß ganz eigner Art bei den Gerichten anhängig seyn. Es soll nämlich die Marchesa Grafolini in ihrem Testamente für fünf Katzen, die ihr vorzugsweise lieb und theuer gewesen waren, eine Rente ausgesetzt haben, und diese Rente soll so lange an den Pfleger der Katzen ausgezahlt werden, bis keine derselben mehr am Leben ist. Von den Katzen blieb nur noch eine übrig, welche unlängst plötzlich verschwand, und nun verlangen die Erben der Marchesa das für die Rente bestimmte Kapital zurück. Der Katzenpfleger seinerseits macht den Umstand geltend, daß die Katze nur verschwunden, nicht verstorben, und daß ihr Tod nicht erwiesen sey; demzufolge sey auch für ihn, als den Vollstrecker des Testamentes, der Genuß jener Rente keineswegs erloschen. Seine Ansprüche sind allerdings gültig, und wenn es der Gegenpartei nicht gelingt, den Tod der Katze vollständig zu beweisen, so wird die Rente dem Pfleger so lange verbleiben müssen, als eine Katze im Alter der verschwundenen möglicher Weise noch hätte leben können. Katzen haben ein zähes Leben, und man hat Beispiele von ziemlich hohem Alter derselben. Der genannte Ehrenmann soll von seinem Advokaten die Versicherung erhalten haben, daß er seinen Prozeß gewinnen werde.

In Nordamerika, dem Lande, in welchem nach Belgien der Nachdruck am schamlosesten und in dem größten Maßstabe betrieben wird, macht sich endlich auch das Bedürfniß eines Schutzes für das Eigenthum der Schriftsteller aller Länder fühlbar, und es soll von fast allen großen Buchhändlern der vereinigten Staaten ein Gesuch an den Congreß gerichtet werden, derselbe möge ein darauf bezügliches Gesetz erlassen. So brechen sich Recht und Gerechtigkeit in immer weitern Kreisen Bahn und die Idee eines Internationalverlagsrechts wird hoffentlich doch bald eine Wahrheit.

(Ein großherziger Staatsbürger verschmäht Privilegien.) Der Graf Johann v. Fernander, aus einer der edelsten schwed'schen Familien entsprossen, hat mittelst einer förmlichen Notification an den Direktor des Adelscollegiums zu Stockholm für sich und seine Nachkommen auf alle Titel und Vorrechte des Adels Verzicht geleistet und erklärt, daß er nur mehr ein einfacher Bürger seyn wolle.

Eine sehr merkwürdige Abhandlung des Hrn. Isidor Geoffroy St. Hilaire weiset nach, daß der Grad der Ausbildung des Hundes stets mit dem Grade der Civilisation des Volkes oder Menschengeschlechts, dem er angehört, Schritt hält und so allmälig aus dem Wolf und dem Schakal unser Haushund geworden ist.

Es ist oft behauptet worden, der Zucker besitze außerordentlich nährende Eigenschaften, aber wenige Menschen mögen denselben ausschließlich als Nahrungsmittel benutzt haben. Einer dieser Wenigen ist, wie man erfährt, Bolivar gewesen, der durch Anstrengungen und Entbehrungen seinen Magen so geschwächt hatte, daß er oftmals nichts als Zucker genießen konnte. Wie mehrere seiner persönlichen Freunde versicherten, lebte er in einigen seiner letzten Feldzüge oft Wochen lang von nichts als Zucker und Wasser.

Digitized by Google

König Philipps des Zweiten von Spanien Gemahlin, Elisabeth, trug nie ein Kleid zwei Mal; sie schenkte alle ihre Kleider nach dem ersten Tragen ihren Damen. — Ihr Gemahl schickte ihr einst einen sehr kostbaren Salat: eine Schüssel voll Edelsteine. Die Topase bedeuteten das Oel, die Rubine den Essig, Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragde den grünen Salat. — Was wohl eine solche Portion Salat kosten mag?

Mit Ende Oktober sind in Baden-Baden die Säle des Konversationshauses und mit ihnen die Hazardspiele geschlossen worden. Benazet und seine französischen Genossen sollen sehr zufrieden und mit tüchtig gefüllten Taschen über den Rhein zurückgewandert seyn. Baden ist in diesem Jahr von 23,894 Badegästen besucht worden, also 155 weniger, als voriges Jahr.

Literatur.

Beschreibung des Herzogthums Nassau, von C. D. Vogel, Wiesbaden, Verlag von Wilh. Beyerle. 1843.

Die Klage über Vielschreiberei, welche man so häufig und nicht selten ohne guten Grund vernimmt, kann in Bezug auf das Herzogthum Nassau keine Anwendung finden. In, aus und über Nassau wird fast gar nichts geschrieben und ein literarisches Treiben ist dort nicht vorhanden. Außer kurzen Korrespondenzen, welche man hin und wieder in Zeitungen lies't — das genannte Land besitzt deren keine — bringt uns nichts Kunde über einen der schönsten und gesegnetsten Theile des Vaterlandes, dessen Klima der Kultur des Bodens günstiger zu seyn scheint, als der schriftstellerischen Production. Ueber die literarische Armuth Nassau's las man neuerlich in Lewald's „Europa" einen eben so wahren, als zeitgemäßen Bericht, von dem man nur wünschen kann, daß er belebend und anregend wirken möge. Demnach müssen wir das vorliegende Werk, welches einem Bedürfnisse abhilft, um so willkommener heißen. Der Verfasser desselben ist als kenntnißreicher Archäolog und geschätzter Schriftsteller im Herzogthum genugsam bekannt. Sein hier besprochenes Buch gibt davon ein neues Zeugniß und die Menge der von ihm benutzten und vollständig angegebenen Quellen beweis't, daß es ihm Ernst um die würdige Lösung seiner Aufgabe gewesen. Die Beschreibung zerfällt in vier Abtheilungen und wird vollständig alle physischen, historischen, politischen, geographisch-statistischen und topographischen Verhältnisse des Herzogthums Nassau umfassen. Die erste Abtheilung — natürliche Beschaffenheit des Landes — ist vollständig und die zweite — Geschichte — bis zum Jahre 1750 erschienen. Das ganze Werk wird aus 40 — 50 Bogen bestehen und zur leichteren Anschaffung in 5 — 6 Heften ausgegeben, deren 3 erste sich bereits im Buchhandel befinden. Inhalt und Bearbeitung entsprechen vollkommen der gestellten Aufgabe und sind als eine höchst dankenswerthe Bereicherung zur Kenntniß Nassovia's zu begrüßen. Nach Beendigung des Ganzen werden wir auf dies Werk zurückkommen. Druck und Papier sind schön.

Korrespondenz.

Wetzlar, 20. Nov.

Der in der Didaskalia Nrr. 312 vom 12. d. M. enthaltene Artikel, von Wetzlar den 8. Nov. datirt, muß in seinem Sachverhältniß dahin eine Berichtigung finden: „Die Umpflasterung der Straße über den Buttermarkt, früher zu 1707 Rthlr. veranschlagt und genehmigt, mußte, während die Ausführung begonnen, eingestellt werden, weil auf den dringenden Antrag des Magistrats im Interesse der Stadt das Planum der Straße eine totale Veränderung erleiden, und da hierdurch der Kostenaufwand um 2173 Rthlr. überschritten werden mußte, war die höhere Genehmigung vor der Fortsetzung der Arbeiten vorschriftmäßig erfoderlich. Auf die desfallsigen Anträge der königlichen Regierung zu Koblenz vom 22. August und 19. Sept. c. erfolgte diese Genehmigung unter'm 26. Oct. (eingegangen zu Koblenz den 6 d. M.), worauf die Fortsetzung der bis dahin nur stellenweise betriebenen Arbeiten sofort von der königl. Regierung verfügt wurde und gegenwärtig, so viel es die Witterung gestattet, zur Ausführung gebracht wird — mithin nicht erst in Folge jenes Aufsatzes in der Didaskalia. — Was die für den Kreis Wetzlar längst gewünschte Wiederanstellung eines eigenen Baubeamten betrifft, so ist die Gewährung des desfallsigen Antrags höhern Orts in Aussicht gestellt worden.

Mainz, 16. Nov.

Gestern ließ sich Hr. Alex. Dreyschock hier im Theater in einem großen Konzerte hören. Wenn das Haus wegen der Abwesenheit vieler angesehenen Familien im Herbste nicht so besetzt war, wie es der Ruf des Künstlers hätte erwarten lassen, so war doch eine ausgesuchte Gesellschaft Zeuge seines Spieles. Er spielte und accompagnirte in acht verschiedenen Pieçen, von denen er aber besonders drei fünf, in denen er allein thätig war, den glänzendsten Beifall hervorrief. In der Pieçe l'absence, Lied ohne Worte, brachte Hr. D. bei dem Anschlage von allen möglichen Accorden so vollönende Nachklänge, gleich den Tönen der Aeolsharfe, hervor, wie man Aehnliches von den größern Meistern nie gehört hatte. Die Pieçe: Introduction und Rondo militäre zeigte den Künstler in seiner ganzen Kraft, sowohl als Componisten als auch in der Vollführung; dieser Wechsel vom zartesten Spiele mit stürmischem Feuer erregte Bewunderung. Die lieblichste aller Pieçen war die Campanella; die Töne einer Glasharmonika wurden dabei täuschend und mit einer Leichtigkeit dem Instrumente entlockt, die wahrhaft hinreißend war. Die künstlichste aller Pieçen, diejenige, die die meiste Fertigkeit, den größten Aufwand an Kraft erforderte, war das Andante und die Variationen über God save the Queen, mit der linken Hand allein vorgetragen; vier Hände hätte man dabei in Thätigkeit geglaubt. Der Beifall, der Hrn. D. nach jeder Pieçe wurde, war glänzend und die Hervorrufungen und Bravo's wollten nicht enden. Das Accompagnement der Stafette auf dem Posthorn durch Hrn. Rudri war vortrefflich; auch unsere Sängerin Dem. Kreutzer, die zwei von ihrem Vater componirte Lieder sang, erhielt Beifall und wurde gerufen. Das Mitglied der hiesigen Oper, Hr. Stritt, zeichnete sich in zwei Gesängen vortheilhaft aus und trug das Seine zur Verschönerung des Abends bei.

Berichtigung.

Der in Nro. 314 der Didaskalia enthaltene Artikel: „Gießen den 5. Nov.", berichtet von einigen Pastellgemälden, die von einem gewissen Beyer aus Homberg in der diesjährigen Gießener Kunstausstellung zu sehen sind. Dieselbe ist jedoch nicht von Homberg, sondern aus Bacha im Großherzogthum Weimar.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 22. Nov. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Donnerstag, 23. Nov. Gebrüder Foster, oder: das Glück mit seinen Launen, Charaktergemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert in 5 Abth., nach einem engl. Plan von Dr. Töpfer.

Redakteur: J. L. Heiler. — Druck und Verlag von Heiler und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 324. Freitag, den 24. November 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Expilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

Es sind bereits zwei Stunden verflossen, seit Moreau seine Leute verabschiedet. Unser Kaufmann ist frisirt, parfümirt und überhaupt „à quatre épingles.“ Schon stolzirt er die Straße hinab; er überschreitet den Platz des Kapitols, wendet sich dann rasch seitwärts, und bleibt endlich vor einem bescheidenen Hause in der Straße „Clémence-Isaure“ stehen. Nachdem er einen Augenblick gezaudert, drückte er auf die Klinke und trat endlich durch die Thüre in das Innere des Hauses. Der zweite Stock desselben ward von einem Manne bewohnt, dessen Erscheinung einst Schrecken und Bestürzung in den Familien von Toulouse verbreitete. Stets schwarz gekleidet, geht er nie aus, ohne einen Pack bestäubter Akten unter dem Arm; in seiner Tasche trägt er ein Federmesser, ein Dintenfaß und mehrere Federn in einem Köcher, der sich an dem Dintenfasse befindet. Der Name dieses Mannes ist Clément Fruchot; er ist privilegirter, autorisirter und wohlbestallter Huissier. An der Thüre dieses Huissiers nun klopfte Moreau an.

Herr Clément Fruchot, die große Brille auf der Nase, eine silberne Dose neben sich, ruhte von den Strapazen des Tages aus, indem er eine Partie Domino mit einem jungen Frauenzimmer spielte, welches in die reizende Tracht der Töchter von Arles gekleidet war. Als die kleinen Augen des Gerichtsboten in dem Eingetretenen Franz Moreau erkannten, nahmen sie plötzlich einen verschlagenen, heuchlerischen Ausdruck an. Der Huissier witterte wohl irgend eine einträgliche Execution, eine Pfändung oder sonst eine Uebung seines edlen Amtes.

„Herr Fruchot,“ sagte der Kaufmann, dessen Blicke unverwandt auf das junge Mädchen gerichtet waren, so lange er mit dem Huissier sprach, „ich komme, um mich mit Ihnen über eine ernste, höchst wichtige Angelegenheit zu besprechen, welche baldige Entscheidung erheischt.“

„Seyn Sie mir willkommen, Herr Moreau!“ entgegnete der Huissier, indem über seine dürren, verblaßten Lippen ein schlaues Lächeln fuhr. „Sprechen Sie! ich bin ganz zu Ihren Diensten.“

„Ich komme,“ entgegnete Moreau verlegen, „ich komme in einer Angelegenheit, die . . . welche . . .“

„Ich begreife,“ unterbrach ihn Fruchot, „nur eine wichtige Angelegenheit, ein Geschäft, das schnelle Erledigung erheischt, kann Sie zu dieser Stunde zu mir herführen, wie Sie selbst zu bemerken geruhten. Gilt es etwa die Bekanntmachung eines Urtheils? eines Wechselprotests? einer Beschlagnahme der Möbel? Die Schuldner haben in der gegenwärtigen Zeit so wenig Einsicht, daß die armen Kaufleute oft genöthigt sind, ihre Zuflucht zu den Gerichten zu nehmen, um so die Widerspänstigen zur Zahlung zu zwingen.“

Während dieser juristischen Expektoration hatte Moreau kein Auge von der schönen Arleserin verwandt; diese aber, welche eifrig damit beschäftigt war, die Dominosteine in das Kästchen zu verschließen, bemerkte nicht, daß sie der Gegenstand einer ausschließlichen Beobachtung sey. Die Anschauung, in welche der junge Kaufmann verloren war, erlaubte ihm nicht, die Frage des Herrn Fruchot laut zu erwiedern. Er begnügte sich damit, mit einer Bewegung des Kopfes anzuzeigen, daß er nicht in der von dem Huissier vermutheten Absicht gekommen sey.

„So kommen Sie vielleicht wegen einer Güterkonfiskation?“ fragte der Huissier, indem er sich die Hände rieb. „Vortrefflich! Die großen Coups liefern, zu passender Zeit ausgeführt, stets befriedigende Resultate. Sie denken daher ganz richtig, junger Mann; nur durch gerichtlichen Zwang lassen sich hartnäckige, wortbrüchige Schuldner zur Zahlung bringen. Es ist in dieser Hinsicht nichts erprobter, als eine Pfändung. Welches ist aber der Name ihrer Gegenpartie? Wo wohnt sie? Zu Toulouse oder in einem Dorfe des Gerichtssprengels? Doch, warum fixiren Sie Mademoiselle so mit Ihren Blicken?“ rief endlich Fruchot, als er das Manöver des jungen Kaufmanns bemerkte.

„Ich fixirte Mademoiselle?“ stammelte Moreau, welchen die unerwartete Frage plötzlich erbeben machte.

„Allerdings, wie Jeder, der seine gesunden Augen hat, deutlich bemerken konnte!“ entgegnete der Huissier.

„Ja, ja, es ist wahr!“ fuhr Moreau fort, nachdem er wieder seine volle Zuversicht gewonnen, „ich bemerkte so eben, welche auffallende Aehnlichkeit zwischen Mademoiselle Rosa und dem Bild der Arleserin herrsche, das meinem Magazin als Schild dient!“ fügte er mit unerschütterlichem Gleichmuthe bei.

„So, Sie finden, daß ich Ihrem Aushängschilde gleiche?“ rief die junge Dame, in lautes Gelächter ausbrechend; „wirklich, äußerst schmeichelhaft für mich!“

„Verzeihen Sie, Mademoiselle, verzeihen Sie, wenn ich

Digitized by Google

Sie beleidigt habe!" flüsterte der junge Kaufmann; „seyn Sie fest überzeugt, daß . . ."

„Schon gut, schon gut!" unterbrach ihn der Huissier barsch, „Rosa hat Ihnen bereits verziehen."

„Werden Sie mir aber endlich über den Zweck Ihres Besuches die gewünschte Aufklärung geben?"

„Ich wünschte dazu mit Ihnen einige Augenblicke allein zu seyn!" sagte Moreau mit gedämpfter Stimme, und ohne es dies Mal zu wagen, die reizende Arleserin anzublicken.

„Ein höchst billiger und vernünftiger Wunsch," entgegnete Fruchot; „wichtige und ernste Dinge gehören nicht vor das Forum der Damen. Rosa, begieb Dich auf Dein Zimmer!" Auf diese väterliche Mahnung, in gebieterischem Tone gesprochen, ging das Mädchen nach der Thüre und mit stolz erhobenem Haupte und kalt und gleichgültig an Moreau vorbei, der sie mit den Blicken verfolgte, bis sie sich entfernt hatte.

„Nun können Sie frei und offen sprechen!" sagte der Huissier, indem er eine Haltung annahm, die dem feierlichen Tone seiner Stimme angemessen war.

Als sich der junge Kaufmann mit Herrn Fruchot allein befand, bekam er wieder seine vorige Unbefangenheit; seine Bewegungen wurden freier, und seine Zunge, die seit der spöttischen Bemerkung Rosa's gefesselt schien, löst'e sich mit einem Male wieder.

„Herr Fruchot," begann er, „Sie kennen meine Familie, Sie wissen, daß ich ein Magazin eröffnet habe, welches sich seit zwei Jahren des glänzendsten Zuspruchs erfreut. Die Beamtenwelt, die Bourgeoisie beehrt mich mit ihrem Zutrauen; ja ich kann stolz behaupten, daß ich der Kaufmann in Toulouse bin, welcher die besten Geschäfte macht; eins fehlt mir nur noch, um der Glücklichste der Sterblichen zu seyn."

„Was sprechen Sie mir da von Ihrem Magazin, von Ihrem Glücke?" rief Herr Fruchot, indem er die Hand, womit er bisher seinen Kopf gestützt, auf den Tisch fallen ließ. „Ich hatte so eben die Ehre, Sie zu fragen, ob es sich von einem Wechselprotest, einer Execution oder Pfändung handle. Alle Teufel! Mein Geschäft ist es, hartnäckige Schuldner zur Zahlung zu zwingen, und nicht mit Ihnen die Zahl und den Werth Ihrer Kunden zu untersuchen! Also zur Sache, mein Herr, zur Sache, wenn ich bitten darf!"

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Das Stuttgarter Theater ist von Außen ein ziemlich unansehnliches Gebäude, im verderbten Style des achtzehnten Jahrhunderts aufgeführt. Auch das Innere leidet an denselben plumpen, breitgedrückten Profilen und Conturen, und die Ausführung entspricht auch natürlich nicht den eben so praktischen als harmonischen Verhältnissen, welche wir heutzutage der inneren Eintheilung unserer Bühnen zu Grunde zu legen pflegen; denn damals hatte Gerhard Weindrenner noch nicht den genialen Wurf gethan, das antike Theater, zeitgemäß modificirt, unsern modernen zum Modell zu geben. Dennoch ist das Innere des Stuttgarter Theaters nicht unfreundlich, und die Dekorirung der Logen in Blau, Weiß, Gold ausgeführt, bringt den Eindruck des Nobelen, Brillanten hervor. Besucht man die Vorstellungen öfters, so wird selbst dem oberflächlichen Beobachter nicht entgehen, wie sich auch hier wieder der originelle Volkscharakter der Schwaben bei jeder Gelegenheit kund gibt. So war es z. B. nicht uninteressant, auf den Eindruck zu merken, welchen die erste Vorstellung von Halms vielgepriesenem „Sohn der Wildniß" auf das hiesige Publikum übte. Man sollte meinen, die tiefgemüthliche Innerlichkeit dieses Stückes, die zarte Sentimentalität, manchmal humoristisch leise wiederklingend, vor Allem aber diese treffliche Entwickelung aller Stadien jener Leidenschaft, die, mit Carus zu reden, in der Thot mehr Leiden- als Freudenschaft ist, nach Shakespeares tiefsinnigem Worte:

»Unter Thränenfluth gezeugt,
Unter Weinen großgesäugt« —

— der Liebe, man sollte meinen, diese der Natur abgelauschte und doch so ideale Entwickelung, welche das Drama wenigstens zu einem psychologisch-poetischen Meisterwerke macht, hätte bei den gemüthvollen Schwaben gewaltigen Enthusiasmus anfachen müssen. Aber dem war nicht so. Im Gegentheil, man fand Vieles zu extrem und lächelte darüber, man fand die Handlung zu lahm, man vermißte allen dramatischen Effect und gähnte: Summa, man nahm das Stück ziemlich kalt auf, und es dünkt uns, mit vollem Recht. Die Schwaben sind nicht so quietistisch-sentimental, so gemüthsverschwommen und dem Leben entfremdet, wie man gewöhnlich meint. Wäre aber das gesammte deutsche Publikum auf einem solchen Standpunkte, der auf der Bühne Leben und Handeln, nicht bloße Situationen und Gemüthsergüsse fordert, so würden auch unsere Dichter dramatische Dramen und nicht lyrische, epische, oder Gott weiß, was für welche, schreiben. — Wie überaus rührend findet man nicht anderwärts die allbekannte Abschiedsscene in den Hugenotten, wo die Geliebte nach ungeheuer langem Hin- und Hersingen sich zuletzt platt auf den Bauch wirft, um durch diese verzweifelte Situation ihren Geliebten wenigstens zum Dableiben zu bewegen, der aber alle dem zum Trotz zuletzt durch's Fenster echappirt. In Stuttgart sah ich ein schönes Schwabenmädel, das über diese Scene Thränen — lachte, und das halbe Parterre lachte mit: es war unstreitig ein besseres Zeichen, als wenn Thränen geweint worden wären.

Uebrigens ist — oder war wenigstens vergangenes Jahr und zu Anfang des gegenwärtigen — die Stuttgarter Oper nicht mehr von solcher Bedeutung, wie sie's wohl früher sich rühmen konnte; ihre Notabilitäten sind ihr nach und nach entrissen worden, doch erhält das treffliche Orchester unter Lindpaintner's Direktion sie immer noch auf einem anerkennenswerthen Standpunkte. Desto besser ist es mit dem Schauspiel beschaffen. Seydelmann hat wohl nicht vergebens und mit mehr als bloß momentanem Einfluß diese Bretter betreten: das aber ist mit von dem Herrlichsten, was große Genien ziert, daß sie zumeist auch ihre ganze Umgebung über das Niveau der Alltäglichkeit erheben und zu sich hinaufziehen, daß ihr Geist noch lange über dem Orte schwebt, wo sie gewirkt haben. Und so wird es denn auch so lange gut stehen mit den Stuttgarter Mimen, als sie nicht vergessen, daß einst ein Seydelmann in ihrer Mitte geweilt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Kassel.) In dem am 13. d. M. im Hoftheater bei überfülltem Hause gegebenen Konzert des Violinvirtuosen Jean Joseph Bott, ersten Stipendiaten der Mozartstiftung in Frankfurt a. M., hatten wir Gelegenheit, das Talent des jungen Künstlers, der sich unter Spohr's Leitung gebildet hat, zu würdigen, und es ist uns in der That um so erfreulicher, die Leistungen desselben als überaus vortrefflich bezeichnen zu können, da es uns nicht unbekannt geblieben ist, wie unermüdlich der Kunstjünger schon seit seiner Kindheit nach dem höchsten Ziele gestrebt hat und mit wie vieler Sorgfalt er von seinem Vater, einem geachteten Musiker und Mitglied der hiesigen Hofkapelle, der dem Knaben den ersten Unterricht auf der Violine ertheilte, geleitet worden ist. Die Konzertpiecen, welche Bott vortrug, waren ein Konzertino in A-dur von Spohr, Variationen von Vieuxtemps, eine große Polonaise von Spohr und ein Konzertstück in Form einer Gesangsscene von seiner eigenen Komposition. Wir vermögen nicht, eines von diesen Konzertstücken als im Vortrag mehr oder minder gelungen zu bezeichnen, sondern können nur versichern, daß wir die Ausdauer bewundert haben, mit welcher der junge Virtuose die erwähnten Piecen in einem so kurzen Zeitraume zu Gehör zu bringen vermochte, daß uns die Aufführung aller von ihm vorgetragenen Tonstücke gleich werthvoll erschien, und daß die Leistungen des jugendlichen Talentes selbst den Anforderungen der strengsten Kritik entsprechen. Der Vortrag zeichnet sich vornämlich durch Präcision, Reinheit und seltene Kraft und Fülle des Tones höchst vortheilhaft aus. Bott hat sich in seinem Spiele — insbesondere in der Art, den Ton zu formiren und zu modifiziren — seinem Meister in so hohem Grade genähert, daß, wenngleich seine gegenwärtigen Leistungen schon in hohem Grade befriedigen, doch seine künftigen zu außergewöhnlichen Erwartungen berechtigen, vorausgesetzt, daß er nicht von der einmal betretenen Bahn abgleiten werde und die Spohr'sche Vortragsweise eben so rein in seinem Spiele erhalte, als er sie jetzt in sich aufzunehmen bestrebt gewesen ist. (Kass. Z.)

Ein reicher Engländer, der kürzlich starb, hat sein ganzes Vermögen zu einem guten Zwecke bestimmt. Er hatte nämlich in frühern Zeiten aus eigener Erfahrung die traurige Lage eines Schuldgefangenen kennen gelernt, da er zwei Mal eine ziemlich lange Zeit Schulden halber seiner Freiheit beraubt war. Später wurde er Millionär, und er setzte alle die zu seinen Erben ein, welche, gleich ihm in früherer Zeit, ihre Freiheit verloren haben. Die Zinsen seines Vermögens, 50,000 Thaler jährlich, sollen zur Bezahlung kleiner Schulden und zur Befreiung armer Schuldgefangener verwendet werden.

Horaz Vernet ist von seiner Reise nach Algier wieder heimgekehrt. Der König der Franzosen hatte ihm ein Schlachtgemälde aufgetragen, die Einnahme der Smala Abd-el-Kader's vorstellend, und Vernet war an Ort und Stelle, um seine Studien zu machen.

Paris hat längst seine Mehulstraße, jetzt hat auch Wien eine neue Straße in der Alservorstadt, Beethovengasse genannt. Bravo!

Die bekannten Bonbons de Malte gegen die Seekrankheit sind überboten. Madame Rossi-Caccia sang so schön auf der Ueberfahrt von Frankreich nach Lissabon, daß Keiner auf dem Schiffe seekrank wurde. Also Gesang ist das beste Mittel dagegen, nur ist die Bedingung dabei, daß der Sänger selbst verschont bleibe.

Der Violinvirtuose Riefstahl, früher in Frankfurt a. M., ist jetzt in Berlin, um sich hören zu lassen. Er hatte eine Reise nach dem Norden unternommen.

Die Berlin-Potsdamer Eisenbahn besteht nunmehr seit fünf Jahren, und es wurden auf derselben in beiläufig einundzwanzigtausend Fahrten etwa zwei und eine halbe Millionen Menschen befördert, von denen nur zwei leichte Verletzungen erlitten haben. Ein schönes Ergebniß. Die Direktoren haben aber auch den Jahrestag der Eröffnung durch ein Festmahl in dem schön geschmückten Bahnhof gefeiert.

Korrespondenz.

Aus der Pfalz, im Nov.

Der Herbst ist vorbei und mit ihm das Bangen und Hoffen der Producenten; denn kein Jahr hat ein stärkeres Schwanken auf dem Herbst-Erwartungs-Thermometer gezeigt, als das heurige. Die heiße Sonne des frühesten Frühjahrs, dessen sich unsere Landleute erinnern können, hatte die früheste Entwickelung des Rebstocks schnell hervorgerufen. Bereits Ende April sah man die Weingerte in ihrem grünen Laubschmucke. Die kühnsten Hoffnungen beseelten den Weinbauer um so mehr, als sich eine nie vorher gesehene Menge Scheine oder Samen zeigte. Ende Mai war Alles zur Blüthe bereit und wartete nur auf günstiges Wetter, das namentlich im Juni ausblieb. In dessen Folge fiel die Hälfte Knospen ab und die Hoffnung sank. Der Juli ward warm und rief frischen Muth hervor, den der kalte August wieder zerstörte. Der September machte neue Erwartungen und neue Hoffnungen rege, bis die Stürme, welche die Trauben welk schüttelten, auf's neue das Thermometer sinken ließen. Der October ließ warme und heiße Tage uns genießen. Die Trauben reiften heran und noch einmal tröstete man sich mit der Hoffnung auf einen trinkbaren Wein und eine mäßige Menge. Da kam ein kalter Boreas und zerstäubte durch seinen Frost diesen neuen Hoffnungsfunken. War die Aussicht auf Quantität auch geringe, so wurde hierin Mancher getäuscht, denn die durch den Frost entlaubten Stöcke zeigten in manchen Gegenden eine solche Menge Trauben, daß man darüber erstaunte. Jetzt waren die Meinungen getheilt. Die Einen versprachen sich guten trinkbaren Wein, die Andern fürchteten einen Sauren oder in manchen Orten gar einen Essig. Als es von der Kelter lief, war der Most lieblich und mitunter süß. Im Fasse machte er eine rasche und ziemlich stumme Gährung, beides gute Zeichen. Eine furchtbare Menge Kohlensäure, welche die Gährung erzeugte, wollte bei Manchen auch für ein gutes Zeichen gelten, was jedoch nicht angenommen werden kann, denn die Süße des heurigen Mostes rührte weniger von Traubenzucker her als vielmehr von Zuckerschleim. *) Waren auch nicht

*) Trauben enthalten reinen Traubenzucker und überdies Zuckerschleim. Beide sind im Geschmacke gleich, jedoch nicht in ihrer späteren Wirkung. Der Traubenzucker, der in allen guten Weintrauben, namentlich im Traminer, Rißling ꝛc., enthalten ist, verwandelt sich während der Gährung in Alkohol und Kohlensäure und ein Theil bleibt unzersetzt im Weine zurück, wenn nicht hinlänglich Gährungsstoff vorhanden ist, um allen Zucker zu verwandeln; dagegen der Schleim sich mehr in weicheren Traubensorten, als Gutedel, Oesterreicher, Silvaner ꝛc. befindet, sich bei der Gährung größtentheils in Kohlensäure verwandelt, wenig Geist und keinen Zucker zurück läßt und der Hauptbe-

Digitized by Google

Alle damit einverstanden, so stieg doch neuerdings die Hoffnung fast zur Gewißheit, der Wein werde trinkbar. Die Gährung legte sich und der neue Wein ist — sauer! Also ein neues Sinken! „Aber im 26r Jahre“, sagen Viele, „waren die Trauben noch schlechter und dennoch machte der Wein sich im Fasse.“ Dies ist nun die letzte Hoffnung des Produzenten; schlägt diese um, so hat er oft gehofft und ist eben so oft getäuscht worden. Je nach den verschiedenen Gegenden unseres Gebirges wird der Wein verschieden ausfallen. So das obere Gebirg, von Schweigen bis Hambach, und das untere, von Heerheim bis Kleindockenheim, werden sehr geringe, die Lagen von Hambach bis Königsbach und von Wachenheim bis Herxheim mittlere, dann Ruppertsberg, Deidesheim und Forst bessere Weine liefern, keiner dieser Orte jedoch etwas Ausgezeichnetes, indem während der Gährung aller Zucker zersetzt wurde und sohin keine Süße zurückblieb. Dessenungeachtet waren die Herbstpreise hoch und werden, da alle leichte und Mittelweine vergriffen sind, sich hoch erhalten. Käufe sind noch nicht viele geschehen. Nach dieser Uebersicht kann man annehmen, daß Wachenheim, Forst und Deidesheim den Handel in den stärksten, Neustadt und Dürkheim in den Mittelweinen, Edenkoben, Bergzabern und Grünstadt in den geringen Weinen repräsentirt, wo auch die größten Quantitäten lagern. Namentlich ist dies in Neustadt der Fall, das, wenn die lang ersehnte Eisenbahn zu Stande kommt, der Hauptstapelplatz für Pfälzer Weine seyn wird. — Die Weinverfälschungen in Frankreich sind nicht allein dort, sondern auch bei uns einheimisch. Erst kürzlich wurde gegen zwei Weinfabrikanten gerichtlich eingeschritten. Bisher waren die Gerichte zu nachsichtig und verurtheilten nur solche als Weinverfälscher, welche der Gesundheit schädliche Ingredienzien gebrauchten. In Frankreich dagegen verfährt man anders. Dort wird Alles als verfälscht betrachtet, was nicht reiner Wein ist. Würde man in unserem Gebirge mit dieser Rigurosität handeln, so würde von manchem Orte ein Wein-Mühlbach dem Rheine zufließen, namentlich dieses Jahr Aepfelwein. — Mehrere Juden in Mußbach ꝛc. kauften auf ganzen Gemarkungen die Aepfel zusammen, um daraus Wein zu pressen. Ob dieser nun als Aepfelwein oder unter anderer Firma in die Welt gesandt wird, ist zu fragen. Ueberhaupt ist es auffallend, wie die Juden jetzt überall den Weinhandel an sich reißen. Wie schlau übrigens manche Leute die Gesetze zu umgehen wissen, erleuchtet aus Folgendem: Einem gewissen J. R. zu D. wurden vor einigen Jahren die Fässer mit verfälschtem Weine auslaufen lassen. Die Sache wurde ruchbar, demnach die Renommée verkümmert. Um dies zu verhüten, wurde später das Geschäft J. R. aufgegeben, dagegen unter der Firma K. u. Comp. ein neues gegründet. „Einer war ihnen zuviel“, sagte später der Sohn R., „jetzt haben sie drei!“ nämlich zwei Söhne und einen Schwiegersohn, die es so gut verstehen, wie der unterdessen verstorbene Vater R.

Darmstadt, 19. Nov.

Unsere musikalischen Vereine haben das mit einander gemein, daß der Gesang darin die erste Stelle einnimmt und die Instrumentalmusik meist nur als Begleitung erscheint. So ist es unter Andern auch bei dem neugegründeten Mozart-Verein, dem in seiner letzten Abendunterhaltung vom 16. d., die im Saale des Darmstädter Hofes statt fand, ein Reichthum von Liedern entströmte, die durch Inhalt, wie durch Composition und Vortrag sehr gefielen. In diesen künstlerischen Fortschritten des Vereins werden die Herren Häule, Kammersänger, und Renkäufler, Chordirektor, den schönsten Lohn für ihre uneigennützigen Bemühungen finden. — Ein neues Ballet-Divertissement: „das Feenreich“, von Hrn. Tescher, wurde vorgestern unter entschiedenem Beifall gegeben. Alles war so prachtvoll und schön angeordnet, daß die äußere Ausstattung des Stücks eine wahrhaft feenhafte genannt werden konnte. In Wien, wo man sich auf dergleichen Dinge sehr gut versteht, namentlich auf den Theatern der Leopoldstadt und Josephstadt, würde Hr. Tescher mit seiner heutigen Composition Ehre eingelegt haben. Besonders gefiel die große Shawl-Gruppen-Scene in acht Hauptbildern, und der Pas circ, den Fräul. Louise Weiß mit vier Eleven der Balletschule mit gewohnter Kunstfertigkeit tanzte. Vorher wurde aufgeführt: „Ich bleibe ledig“, Lustspiel von C. Blum, welches, wie immer, gerne gesehen wurde. Fräul. G. Fürst, als Caroline, sprach durch ihr Spiel sehr an, wie nicht weniger Hr. Becker als Ludwig, dem man in den verschiedenen dramatischen Situationen mit Interesse folgte. Hr. Lehten, vom Altenburger Theater, der neulich mit Beifall bei uns gastirte, ist wieder hierher zurückgekehrt und wird demnächst wiederholt auftreten. — Daß in der Stadt, in welcher sich ein Verein zum Schutze der Singvögel gebildet hat, auch die Sängerinnen auf der Bühne eine ganz vorzügliche Anerkennung finden, dies dürfte nur Billigung verdienen, und in diesem Augenblicke um so mehr, als diese Gattung von Bühnenkünstlerinnen wieder durch eine neue (Fräul. Knndt aus Berlin) vermehrt worden ist. — Zu den Feierlichkeiten, welche für den demnächstigen Empfang des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland und Höchstdessen Gemahlin vorbereitet werden, gehört auch ein großer Fackelzug, mit dessen Anordnung man eben beschäftigt ist.

Charade.

Die Erste trifft man auf der Stufenleiter
Der Farben, düster mehr als heiter.
Dem Schwätzer, Leser, rufe du
Nur immer meine Letzte zu.
Ein kleiner Theil vom großen Bund
Wird durch das Ganze Jedem kund.

G. Buck.

Programm des Museums.

Freitag, den 24. Nov.

Symphonie von Beethoven (A dur).
Der Einsame, } Lieder, componirt von W. Speyer, gesun-
Die Stille, } gen von Hrn. Pischek.
Der Gang nach dem Eisenhammer, Gedicht von Schiller, in Musik gesetzt von Weber, gesprochen von Hrn. Baison.
Fantasie für die Oboe, vorgetragen von Hrn. Reuther, großherzoglich badischer Hofmusiker.
Ave Maria, von Cherubini, gesungen von Fräul. Reuther.
Concert héroique, componirt und gespielt von Hrn. François Prume.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Nov. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 27. Nov. (Zum Vortheil für Fräul. Tapitain, neu einstudirt): Der lustige Schuster, oder: die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., von Stegmayer, Musik von Paer. Hierauf folgt (neu einstudirt): Der Calif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu. Mit aufgehobenem Abonnement.]

---

standtheil des Gährstoffes ist. Daher sind oft Traminer und Gutedel-Trauben in ihrer Süße gleich, im Weine aber sehr verschieden. Deshalb sind auch die Resultate der Mostwage sehr ungewiß, welche die Dicke des Mostes bestimmt, also eben sowohl den darin enthaltenen Zucker als den Schleim, welche beide gleich auf diese Wage einwirken.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 325. Samstag den 25. November 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exprilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

„Dazu hätte es der Bitte nicht bedurft!“ nahm Moreau wieder das Wort, dessen Züge jetzt sanftes Gefühl wiederstrahlten. „Ich sagte Ihnen bereits, daß bei dem stets wachsenden Glücke meines Hauses mir doch Etwas fehlte, um ganz glücklich zu seyn. Sehen Sie nicht, gleich mir, ein, daß eine junge, reizende Frau, die in einer reichen Toilette in dem Laden meines Magazins prangt, Kunden herbeilockt, und mir das Zutrauen jener strengen Damen erwirbt, welche Anstand nehmen, in einen Laden zu treten, der von einem Garçon gehalten wird? Begreifen Sie, daß, wenn ich die sehnlichst gewünschte Lebensgefährtin besäße, meine merkantilischen Spekulationen plötzlich einen mächtigen Aufschwung erhielten? daß Liebe und Interesse mir rathen, mich so bald wie möglich zu verheirathen? Ja, die Liebe, geschätzter Herr Fruchot, die Liebe, welche ich für ein reizendes Wesen fühle . . . .“

„Halten Sie mich denn für einen Brautwerber?“ rief von neuem der Huissier. „Welche Beziehung findet wohl zwischen Ihrer Lage, Ihren Interessen und den meinigen statt, zwischen Ihren kaufmännischen Spekulationen und den Funktionen meines Amtes?“

„Wie? Sie begreifen noch nicht?“ fragte der Kaufmann. „Muß ich Ihnen erst sagen, daß seit zwei Jahren nur ein Wunsch meine Seele erfüllt, der Wunsch, ein reizendes Mädchen von „Arles“ als meine Braut zum Altare zu führen, welches, wie durch eine Fügung des Himmels, nach Toulouse kam? Daß mich das Bild dieses bezaubernden Mädchens überall hin verfolgt, und daß ich ihre Kopie über der Schwelle meines Hauses aufgehängt, voll Sehnsucht den Tag erwartend, an welchem ich das Original an meinem Ladentische prangen sehen würde? Das Original ist . . . Demoiselle Rosa!“

„Was höre ich?“

„Ja, ich liebe Rosa seit zwei Jahren, und erscheine heute vor Ihnen, um die Hand des Mädchens anzuhalten!“

„Warum erklärten Sie sich auch nicht früher!“ bemerkte Fruchot, indem ein seltsames Lächeln über seine Lippen glitt. „Und ich konnte wähnen, Sie wären in der Absicht gekommen, um mich zur Verfolgung eines widerspänstigen Schuldners aufzufordern. Es handelt sich also nicht etwa von gewaltsamer Pfändung, sondern von der Abschließung eines zärtlichen Bundes. Der Fall ist originell, und verdient nähere Berücksichtigung!“

„Könnten Sie mir die Erfüllung meines Wunsches versagen?“ fragte Moreau mit zitternder Stimme.

„Wer sagt dies? Ihr Antrag ist jedenfalls sehr schmeichelhaft für Rosa und mich. Ich habe nie den nachtheiligen Gerüchten Glauben geschenkt, die über Sie, Herr Moreau, im Umlauf sind, habe nie boshaften Verläumdern Gehör gegeben! Es ist mir wohl bekannt, wie Sie von Ihren Kollegen angefeindet und verunglimpft werden. Ich halte Sie deßungeachtet für einen gesetzten, klugen, thätigen jungen Mann. Ihre Handlung ist schon in blühendem Zustande; ein Mensch, so thätig und klug, wie Sie, muß noch den höchsten Gipfel des Glücks erreichen, und meine Tochter oder die, welche ich wenigstens so nenne, würde sich sehr glücklich schätzen, die Ihrige zu werden.“

„Sie bewilligen mir also Rosa's Hand?“

„Sachte, sachte; so weit sind wir noch nicht! Ich habe Ihnen noch zwei Eröffnungen zu machen, welche vielleicht Ihren Entschluß verändern oder doch motiviren! Für's erste ist Rosa nicht meine eigene Tochter, sondern die Tochter einer Wittwe, die ich zu Arles geheirathet, und die zwei Jahre nach unserer Verbindung starb.“

„Das wußte ich bereits.“

„Dann . . . um Ihnen die reine Wahrheit zu sagen — Rosa bringt ihrem Gatten keine reiche Mitgift zu.“

„Sind dieses die einzigen Gründe Ihrer Weigerung, so bin ich der Glücklichste der Sterblichen!“

„Der letztgenannte Grund macht Ihren Entschluß nicht wankend?“ fragte der Huissier höchst verwundert.

„Was kümmert mich die Mitgift!“ entgegnete Moreau. „Nur Rosa liebe ich, sie allein, ich verlange nichts, als sie! Diese Worte klingen Ihnen vielleicht seltsam in dem Munde eines Kaufmannes, und doch sind sie der wahrste Ausdruck meiner Gesinnung. O, ich erflehe es mir als eine Gnade von Ihnen, mir Ihre Tochter zur Gattin zu geben!“

„Wenn der Mangel der Mitgift Ihre Gesinnungen nicht verändert, so habe ich nichts gegen die Verbindung!“

„Sie bewilligen mir also . . .?“

„Die Hand meiner Tochter!“

Als der junge Mann diese Zusage des Herrn Fruchot vernommen, stürzte er ihm leidenschaftlich in die Arme. Der alte

Digitized by Google

Huissier empfing huldvoll diesen Beweis des Dankes. Noch eine geraume Zeit überließ sich Moreau rückhaltlos der Freude, welche sein Inneres durchdrang; er lachte, er scherzte und jubelte, er gebärdete sich wie unsinnig; ja er bemerkte in der Trunkenheit seines Entzückens nicht, daß er die kunstvolle Verschlingung seines Halstuchs zerstört, welche ihm erst nach einer Stunde angestrengten Nachdenkens und nach mannichfachen Versuchen gelungen war.

Als Herr Fruchot ihn wieder etwas ruhiger sah, sagte er, einen forschenden Blick auf Moreau heftend, zu demselben:

„Vermuthet wohl Rosa den Zweck Ihres Besuches?"

„Sie weiß von nichts!"

„Weiß sie auch nicht um Ihre Liebe?"

„Eben so wenig. Ich habe ihr nie das Geständniß derselben gemacht."

„So will ich es ihr sogleich machen . . ."

„Nein, nein, nicht in meiner Gegenwart!" rief Moreau, seinen zukünftigen Schwiegervater unterbrechend. Er fügte alsdann, nach dem Hut greifend, hinzu: „Warten Sie, bis ich mich entfernt habe; dann mögen Sie Rosa immerhin von meiner Liebe in Kenntniß setzen, und ich werde morgen kommen, um ihre Entschließung zu vernehmen!"

„Rosa hat nie einen andern Willen gehabt, als den meinigen!" bemerkte der Huissier. „Morgen also!"

„Morgen!"

Moreau flog hoffnungsselig die Stufen der Treppe hinab; als er auf der Hausflur angekommen, stand er zu seiner Ueberraschung der reizenden Arlesierin gegenüber. Rosa weilte, trotz der bittern Kälte, schon längere Zeit auf der Schwelle der Hausthüre; sie summte ein provenzalisches Liedchen, indem sie die Vorübergehenden betrachtete, welche die strenge Kälte nöthigte, raschen Ganges ihren Wohnungen zuzueilen. So pflegte sich Rosa öfters in ihren müßigen Stunden zu unterhalten. Moreau blieb einen Augenblick vor ihr stehen, wünschte ihr freundlich guten Abend, und eilte dann schnell auf die Straße, ohne einen jungen Mann zu bemerken, welcher dicht in einen Mantel gehüllt war, und bei der Annäherung des Kaufmanns sich mit einer raschen Bewegung von dem Hause des Huissiers entfernt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Stuttgart und Leipzig sind in jüngster Zeit durch ihre literarischen Organe die Centralpunkte zweier ganz entgegengesetzten Richtungen im Gebiete der Musik geworden. Da wir nun in diesen Skizzen überhaupt mehr die geistigen Interessen berücksichtigen, so glauben wir nicht von Stuttgart scheiden zu dürfen, ohne einen Blick auf diese Controversen zu werfen, die wohl mehr Beachtung verdienen, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden ist, weil sie den Kampf einer vergehenden Epoche mit einer werdenden darstellen.

Dr. G. Schilling in Stuttgart, der bekannte Musikliterat, begann im Jahre 1838 das großartige Unternehmen, einen „deutschen National-Verein für Musik und ihre Wissenschaft" zu begründen, womit zugleich ein Organ in den von ihm redigirten musikalischen Jahrbüchern verbunden seyn sollte. Spohr ward zum Präsident des Vereins, Schilling zum permanenten Sekretär gewählt und die bedeutendsten musikalischen Notabilitäten Deutschlands rechneten es sich zur Ehre, Mitglieder zu seyn. In der Ernennung Spohr's zum Präsidenten lag es schon angedeutet, daß die durch ihn theils hervorgerufene, theils zu ihrer Vollendung gereifte Richtung in den Jahrbüchern vorzugsweise vertreten werden sollte. Diesem Unternehmen gegenüber standen die Leipziger Musikliteraten, die in ihrem Mendelsohn dem Kasseler Veteranen ein Gegengewicht zu setzen wußten. Es war gut, daß es zum offenen Kampfe kam; denn unseres Dafürhaltens gehört Spohr zu den letzten Heroen einer musikalischen Vergangenheit, während wir in Mendelsohn den Vorboten einer neuen Zukunft erblicken. Hierin liegt die Bedeutsamkeit des erwähnten Verhältnisses. Gehen wir daher auf eine kurze Charakteristik beider Männer etwas näher ein. Spohr — der romantische, sentimentale, überschwängliche, dessen Gesicht schon (wenigstens nach dem von Grünbaum gemalten Portrait) wie ein Adagio aussieht, auf der einen Seite, und Mendelsohn — plastisch, mit einer gewissen Großheit des Wurfs, voller Frische, Kraft und Markigkeit in seinen Werken, an Sebastian Bach's tiefsinnigen Gedanken großgesäugt, auf der andern, — was heißt diese Zusammenstellung anders, als: das Eine waren wir, das Andere wollen wir werden? Wer wird Spohr's Genialität bestreiten? aber seine letzten Produkte allein schon reichen hin, um zu zeigen, daß er einer untergehenden Richtung angehört. Der Schöpfer des „Faust" hätte wohl wissen sollen, daß die Kunstgattung, der z. B. seine große Symphonie: „Irdisches und Göttliches" beigezählt werden muß, eigentlich der Zopfperiode ausschließlich eigenthümlich ist, und daß Werke, wie sein Violin-Konzert „Sonst und Jetzt" sonstwohl (vor achtzig Jahren nämlich, als Dittersdorf seine „ovidische Metamorphosen" componirte) zeitgemäß waren, jetzt aber durch eine geläutertere Kunstkritik längst gerichtet sind. Wahrlich, wäre es nicht auf dem Konzertzettel schwarz auf weiß zu lesen, kein Mensch würde errathen, daß das Orchester „Sonst und Jetzt" oder „Irdisches und Göttliches" geigte; solche gedruckte Explication aber gemahnt lebhaft an jene alten Kupferstiche und Holzschnitte, wo den Figuren Zettel zum Munde heraushangen, mit den Worten beschrieben, die der Moment der Handlung mit sich bringt. Die Brücke aus dem Gebiete der Töne, — die doch nichts weiter sind und seyn wollen, als der reine, unmittelbarste Ausdruck der absoluten, selbstbewußten, nur sich selbst angehörenden Schönheit, in das Reich der abstracten Begriffe wird aber nie geschlagen werden können. „Irdisches und Göttliches" u. dergl. ist freilich vag genug, ein großer Sack, in den Vieles geht, nur — eine Symphonie nicht. Spohr ist hier noch einen Schritt weiter gegangen als Beethoven. Dieser hat die Schlacht bei Vittoria componirt. Das Getümmel einer Schlacht ist schon etwas Hörbares, und da hintend'rauf die Siegeshymne God save the king geblasen wird, so kann man sogar herausbuchstabiren, daß die Engländer gesiegt haben. Das Unglück ist aber immer wieder, daß wir uns schlechterdings nicht entschließen können, den Konzertzettel ins Gebiet der Tonkunst zu ziehen, und ohne ihn wüßte doch kein Sterblicher, daß er so eben die Schlacht bei Vittoria angehört. Noch eine Staffel zurück, und wir kommen auf Haydn. In seiner Schöpfung setzt der Hirsch in Quinten- und Terzensprüngen im $^6/_8$ Takt durch ein Presto, das Gewürm kriecht in

Digitized by Google

langsamen, punktirten Staccatonoten am Boden (d. h. durch die Contraoctave) hin u. s. w. Gott sey Dank! das endlich kann man verstehen, auch ohne den fatalen Konzertzettel, denn der Commentar dazu wird klar und deutlich als Recitativ gesungen, leider jedoch kann man's auch nur verstehen: die Musik soll aber nicht verstanden werden. So könnte man den Stammbaum dieser Unsitte in aufsteigender Linie weiter verfolgen; zuletzt käme man auf Dittersdorf und Rosetti, die — den Regenbogen komponirten, und zwar nicht einmal hörbar, sondern sogar sichtbar — auf dem Notenplane nämlich, indem sie eine dreistimmige Skale, bei liegendem Grundton, bogenförmig auf- und absteigen ließen! — Es wäre aber mehr als oberflächlich, wenn man bloß aus diesem (breit genug deducirten) Symptom schließen wollte, daß die Herrschaft unserer musikalischen Romantiker zur Neige gehe, die Hauptsache ist: unsere Zeit heischt That und Leben, hier aber findet man blos Zerrissenheit, Conflicte ohne Lösung, gigantischen Kampf, der in Verzweiflung endet, oder zarte, üppige, wollüstige Sentiments, Adagio's, die sich ziehen und dehnen, wie Summi-Elasticum, oder hinschmelzen, wie Butter an der Sonne, Melancholie, Hypochonder und Thränensuppen. Ein Mann der That aber, der gediegenen, in sich beschlossenen Kraft, wie er unserer Kunst noth thut, ist Mendelsohn-Bartholdy. Nicht als ob wir meinten, in ihm sey bereits das, was gegenwärtig alle Künste so sehnsüchtig von der Zukunft hoffen, ins Leben getreten. Aber ein tüchtiger Anfang ist wenigstens gewonnen. Und wenn auch Mendelsohn von seiner Zeit vielfach unverstanden und mißverstanden dasteht, wenn er auch selbst durch eigene Schuld oft genug irre gegangen ist, so dürfte es doch mehr als bloßes Meinen seyn, wenn wir behaupten, daß von ihm ein Wendepunkt sich datirt, eine neue Epoche in der Geschichte der Musik. Die Leipziger haben ihren Mendelsohn vergöttert. Es war gut, daß die Stuttgarter Jahrbücher bald ernsthaft, bald humoristisch als Widerpart dieser Ueberschätzung auftraten, und z. B. darauf aufmerksam machten, die Leipz. allg. mus. Zeitung werde nun in kurzem noch einen Schritt weiter gehen, und jeden Morgen Bulletins ausgeben, wie Mendelsohn in der vergangenen Nacht geschlafen und was ihm geträumt habe. — Ueberhaupt ist durch die Jahrbücher und ihren verdienstvollen Redakteur viel neues Leben in die Stuttgarter musikalische und literarische Welt gebracht worden. Daß aber von jeher künstlerische und wissenschaftliche Regsamkeit in dieser Stadt einen Mittelpunkt gefunden, wird wohl kein Kundiger in Zweifel setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Frankfurt a. d. Oder ist, wie in mehreren anderen Städten, für den Winter eine Lesanstalt errichtet worden, wo in den langen Winterabenden Jünglinge und Männer aus dem Gewerbsstande eine zweckmäßige Unterhaltung finden.

Aus Hamburg wird geklagt, daß man zum Wiederaufbau der bedeutendsten öffentlichen Werke, wie z. B. der St. Nicolaikirche, nicht deutsche, sondern englische Baumeister im Sinne habe. Die großen deutschen Dome von Straßburg, Cöln, Ulm und Freiburg seyen doch auch leidlich gerathen und von deutschen Meistern erbaut. Es gibt aber auch anderwärts noch immer Schneider genug, die in keine andern als englische Nadeln einfädeln wollen.

Die schleswig-holsteinische Regierung hat verordnet, daß kein Kind confirmirt werden darf, auch wenn es das gesetzliche Lebensalter hat, wenn nicht der confirmirende Prediger nach gewissenhafter Ueberzeugung es für reif zur Confirmation erklärt. Außerdem ist das Nöthige wegen gehöriger Vorbereitung, nöthigenfalls auf Kosten der Gemeinde, anzuordnen.

Die mecklenburgischen Regierungen haben sich genöthigt gesehen, strenge Maßregeln gegen den Branntweinteufel zu ergreifen. Branntweinschulden über 16 Schilling brauchen nicht bezahlt zu werden. Trunkenbolde werden streng bestraft, und die Wirthe dürfen ihnen bei 10 Thlr. Strafe nichts zu trinken geben.

(Vom Rhein, 18. Nov.) Es möchte interessant seyn, eine Zusammenstellung aller jetzt fertigen und im Bau begriffenen deutschen Eisenbahnen zu erhalten, weshalb wir solche hier folgen lassen. Berlin-Potsdam, Berlin-Anhalt, Berlin-Stettin, Berlin-Frankfurt a. d. O., Magdeburg-Leipzig, Magdeburg-Halberstadt-Wolfenbüttel, Oberschlesische, Breslau-Freiburg, Rheinische, Düsseldorf-Elberfeld, Bonn-Köln, Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Wien-Gloggnitz, Budweis-Linz Gemünden, Prag-Lund, Olmütz-Prag, Augsburg-Baierische Nordgränze, Nürnberg-Fürth, München-Augsburg, Sächsisch-Baierische, Leipzig-Dresden, Badensche Eisenbahn, Darmstadt-Heidelberg, Taunus-Bahn, Hannover-Braunschweigische Gränze, Braunschweig-Harzburg, Hamburg-Bergedorf, Altona-Kiel; zusammen 28 Eisenbahnen. Belgien hat 6 Eisenbahnen, welche nach verschiedenen Richtungen hin das Land durchschneiden; Frankreich besitzt bereits 15, England 32, Schottland 4, Irland 4, Holland 3, Italien 4, Polen 1, Rußland 3, Ungarn 1, Amerika (Vereinigte Staaten) aber 176 Eisenbahnen.

Ein Fräulein oder Frau? Thusnelde Sternberg hat für 6 Gr. ein Schriftchen herausgegeben: „Die Kunst, die Männer zu erobern und zu fesseln.“ Bewährt sich diese Kunst, so ist allen Hagestolzen, so zu sagen, das Brod gebacken. Das Buch muß einen easenden Absatz finden.

Im Pariser Invalidenhause nehmen die Selbstmorde auf überraschende Weise zu. Man bringt bei diesem Anlaß einen Tagesbefehl Napoleons an seine Garde in Erinnerung, der die Worte enthält: „der Selbstmord ist Feigheit“, und hofft, daß dieses bei den alten Knasterbärten Wirkung machen wird.

In den Städten Fürth, Erlangen, Bayreuth wurde in diesen Tagen das 25jährige Jubiläum der Einführung der Stadtmagistrate im Königreich Baiern auf das festlichste begangen. Zu Fürth feierten zugleich die beiden Bürgermeister Bäumen und Schönwald ihr Dienstjubiläum, und jedem wurde von den Magistratsräthen eine silberne Dose, Hrn. Bäumen von dem Gemeindebevollmächtigten ein silberner Eichenkranz und jedem der beiden Bürgermeister ein silberner Pocal, sodann von der israelitischen Cultusgemeinde Hrn. Bäumen ebenfalls ein silberner Pocal verehrt.

Digitized by Google

Ein Franzose, welcher ganz Europa bereiset hat, um sich über den Zustand der Gartenkunst zu unterrichten, versichert, daß man die schönsten Gärten in Deutschland, namentlich in Bayern, finde. Namentlich hebt er den Umstand rühmend hervor, daß in Deutschland das Publikum die öffentlichen Gartenanlagen nicht beschädige, während, wie er meint, das Publikum in Frankreich alle Blumen ꝛc. plündern würde, wenn es nicht durch feste Barrieren zurückgehalten würde. Bitter beklagt er sich über die öffentlichen Gärten in England, weil dieselben nur für die Aristokratie, für die Leute eingerichtet wären, die Equipagen besitzen; es gebe keinen schattigen, vor dem Staube geschützten Weg darin, keinen bequemen Sitz für Kinder und Schwache.

(O'Connell in seinem Hause.) Ein bekannter Reisender besuchte den großen Demagogen O'Connell und sagte: „Ich fand ihn in seinem Zimmer, umgeben von einem Haufen von Büchern, Journalen und einzelnen Blättern, die selbst auf dem Fußboden umherlagen. Ueber seinem Schreibtische hing ein Christusbild. Eine schwere eiserne Kette, die ich Anfangs für ein irländisches Alterthumsstück ansah, befand sich sehr in die Augen fallend an einem Bücherschranke. Sie soll, wie ich später hörte, von einem portugiesischen Sclavenschiffe herrühren, welches durch ein englisches weggenommen wurde. Will sich O'Connell durch diese Kette immer an die Fesseln Irlands erinnern, die er zu brechen verspricht? — Er erfreut sich einer vortrefflichen Gesundheit, ist hoch gewachsen und kräftig, hat ein sehr lebenvolles Gesicht und blitzende geistvolle Augen, welche ihm noch viele Jahre eines kräftigen Lebens zu versprechen scheinen. Er trug, als ich ihn sah, die gewöhnliche Kleidung der Repealer, nämlich einen grauen Rock mit schwarzen Sammetaufschlägen.

Frankfurter Theater.

In den vielen überflüssigen Gütern des Lebens, über deren Mangel man sich leicht trösten kann, gehören auch Theaterkritiken, und die geehrten Leser werden es uns demnach nicht zum Vorwurf machen, daß wir sie mit diesen köstlichen Gaben des Genies und des Scharfsinns nur selten erquicken. Die Kulturgeschichte unserer Zeit wird dabei nichts verlieren und die Kunst darum wenigstens nicht in Verfall gerathen.

In den anziehendsten Opernvorstellungen der letzten Wochen gehörten Axur, Faust, Belisar und der Liebestrank. Die Aufführung des Belisar steht in Beziehung auf Abrundung und Ensemble oben an. Besitzt dies Tonwerk auch nicht die Tiefe und Kraftfülle einer klassischen Musik, so zeichnet es sich doch durch gefällige und in dramatischem Effecte gehaltene Nummern aus und gibt den Sängern Gelegenheit, durch kunstgerechten und ausdrucksvollen Vortrag zu brilliren. Hrn. Pischek's Belisar ist als eine meisterhafte Leistung anerkannt und zeigt die seltenen Vorzüge dieses mit Recht gefeierten Künstlers in glänzendem Lichte. Auch Fräul. Capitain (Irene), Fräul. Reuther (Antonina) und die Herren Chrudimsky (Alamir) und Wiegand (Justinian) füheen ihre Rollen in sehr genügender Weise aus. Orchester und Chöre sind vorzüglich. — Die Oper Faust, wenn auch in Besetzung der einzelnen Partieen minder bedeutend, ist ebenfalls mit Sorgfalt einstudirt, besonders tritt darin die Gediegenheit unseres Orchesters rühmlich hervor. Hr. Pischek singt den Part des Faust mit einer Vollendung, in der ihn noch kein Vorgänger übertroffen hat, und besonders gehaltvoll sind seine Recitative. Dem. Capitain als Röschen ist für diese Partie ganz geeignet, jedoch dürfte ihr hier, wie überhaupt, eine deutlichere Pronunciation anzuempfehlen seyn. Das Verständniß des Wortes gehört nothwendig zum schönen und ausdrucksvollen Gesang und beide müssen einander unterstützen und heben. — Die unlängst engagirte Sängerin Fräul. Reuther berechtigt durch ihre ausgezeichneten Stimmmittel und die bereits erlangte Gesangsbildung zur verdienten freundlichen Aufnahme. Ein freierer Erguß und eine mehr dramatische Durchführung des Gesanges sind Eigenschaften, welche nur durch fortgesetzte Uebung gewonnen werden. Wir erinnern an viele jener jungen Gesangstalente, die schon auf unserer Bühne ihre Künstlerbahn begonnen haben und durch Eifer und Fleiß zu Renommée und in den Besitz der Gunst des Publikums gelangt sind.

Salieri's „Axur" wurde nach zehnjähriger Pause neu einstudirt. Das Interesse des Sujets und die Trefflichkeit der Musik sind anerkannt. Die Vorstellung wurde freundlich aufgenommen, ohne gerade besondern Eindruck hervor zu bringen. Bei der Vielseitigkeit unseres jetzigen Opernrepertoirs ist es eine natürliche Folge, daß die Sänger und Darsteller, die in allen Gattungen und Manieren zu wirken haben und vielfältig beschäftigt sind, nicht immer excelliren können, und dies gilt auch von der Aufführung des Axur. Der technische Theil der Partieen ist so weit einstudirt und das Ganze greift so viel in einander, daß keine Störungen vorfallen und manches Einzelne sich geltend macht; aber es fehlen die Weihe, der Schwung und die hörren Erfordeeniße, um ein Kunstwerk warm und lebendig hervortreten zu lassen; es fehlt das wahre, geistige Durchdrungenseyn und jenes urkräftige Behagen, „das die Herzen aller Hörer zwingt." Wiederholte Aufführungen dieses schönen Tonwerks, die wir nur wünschen können, werden in dieser Hinsicht nachhelfen und ergänzen. — Am 22. d. M. gab man Donizetti's „Liebestrank." Diese Oper nimmt unter den zahlreichen Compositionen des reichbegabten, aber zuviel und zu leichtfertig componirenden Donizetti, dessen neuestes Werk — Don Sebastian — auf der großen Oper in Paris Fiasco gemacht haben soll, eine der ersten Stellen ein und die Musik ist höchst gefällig, ungemein leicht fließend und dem Charakter der komischen Oper ganz angemessen, während das Sujet zu den bessern und angenehm unterhaltenden dieser Gattung gehört. Die Aufführung war so vorzüglich und fand so lebhaften Beifall, daß baldige Wiederholungen zahlreichen Besuch finden werden. Die Talente unseres immer trefflichen Pischek (Belcore) und der Fräul. Rudersdorff (Adina), deren Stimme heute eben so frisch und kräftig, als ihr Vortrag geschmack- und ausdrucksvoll war, des Hrn. Chrudimsky (Nemorino), welcher in Rollen dieser Art Vorzügliches leistet, und des Hrn. Wiegand (Dulcamara), so wie auch der Fräul. Hoffmann (Gianetta), die in's Repertoir vielseitig und fleißig eingreift, ließen die Musik und die darzustellenden Situationen in voller Geltung erscheinen.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 324.

Braunschweig.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Nov. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 27. Nov. (Zum Vortheil für Fräul. Capitain, neu einstudirt): Der lustige Schuster, oder: die Weiberkur, komische Oper in 3 Abth., von Stegmayer, Musik von Paer. Hierauf folgt (neu einstudirt): Der Calif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Hetler. — Druck und Verlag von Hetler und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 326. Sonntag, den 26. November 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exyilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

II.

Herr Fruchot war der Sohn eines Huissiers von Arles. Nach dem Tode seines Vaters trat er in dessen Funktionen ein, und machte sich allgemein verhaßt durch die rauhe und hartherzige Art, womit er das Amt eines Huissiers versah. Weder Thränen, noch Bitten bedrängter Schuldner vermochten je sein Herz zu rühren, und er ward so während der zwanzig Jahre, welche er in der genannten Stadt fungirte, der Schrecken Aller, und verstand es, die Kunstgriffe hartnäckiger Schuldner mit einer Schlauheit zu vereiteln, die eines ausgebreiteteren Wirkungskreises würdig gewesen wäre. Eins müssen wir hier jedoch zur Steuer der Wahrheit bemerken, damit Herr Fruchot nicht von vorneherein ganz um die gute Meinung des Lesers gebracht sey: nicht aus egoistischer Berechnung oder aus Vergnügen verfuhr der Huissier mit dieser äußersten Strenge gegen Die, deren Urtheile und Zahlbefehle er zu exequiren hatte; auch that er es nicht in der Absicht, sich in der Gunst seines jedesmaligen Advokaten zu poussiren: er handelte auf die bezeichnete Art nur aus Charakter und festen Grundsätzen, und Herr Fruchot war eben so strenge und hart gegen sich selbst, wie gegen Andere. Sparsam bis zur Uebertreibung, verurtheilte er sich zu den härtesten Entbehrungen, und versagte sich selbst die Befriedigung der nöthigsten Bedürfnisse. Den hervorstechendsten Zug seines Charakters bildete aber eine raffinirte Schlauheit, und er bewies bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, daß der durchtriebenste seiner Kollegen nicht würdig sey, ihm die Schuhriemen zu lösen. In seinem acht und vierzigsten Jahre ließ er sich von den Reizen einer jungen Wittwe so bezaubern, daß er den lebhaften Wunsch faßte, sich mit ihr zu vermählen. Das einsame Leben fing nachgerade an, unserm Praktikanten lästig zu werden; er fühlte ein dringendes Bedürfniß, seine freien Augenblicke in Gesellschaft eines geliebten Wesens zuzubringen. Seine Werbungen um die Hand der Wittwe führten ihn auch bald zum Ziele; Amélie zog als Madame Fruchot, mit Rosa, einem Kinde aus ihrer ersten Ehe, in die Wohnung des Huissiers, wo ihrer jedoch nur ein trauriges Loos wartete. Herr Fruchot zeigte in dem häuslichen Kreise dieselbe Strenge, dieselbe Rauheit und abstoßende Kälte, die er in der Sphäre seines Berufes offenbarte. Amélie war vier und dreißig Jahre alt, als sie sich mit Fruchot verheirathete; in diesem Alter hegt ein Frauenzimmer noch den Wunsch, zu gefallen; sie liebt noch den Putz, und bemüht sich, durch alle Mittel, welche ihr eine verzeihliche Koquetterie bietet, den ungünstigen Einfluß geschickt zu verbergen, welchen die Zeit auf ihre Reize ausgeübt. Von dem ersten Monate ihrer Ehe an mußte Amélie aber auf das unschuldige Vergnügen verzichten, das ihr sonst eine längere Beschäftigung mit ihrer Toilette gewährte. Wozu sollte sie auch jetzt unnöthige Ausgaben machen und Zeit verschwenden mit sinniger Erwägung, wie eine Nadel, ein Band, eine Blume am geschmackvollsten anzubringen, da sie in der strengsten Zurückgezogenheit leben mußte, und nur von einem mürrischen, eifersüchtigen Manne gesehen ward? Ja, eifersüchtig war Fruchot im höchsten Grade, eifersüchtig, wie der jugendlichste Liebhaber. Die arme Amélie! Für sie gab es keine Toilettenfreuden, keine Promenaden mehr; keine trauliche Unterhaltung mit ihren Freundinnen, wie ehemals! Eine wahrhaft klösterliche Einschränkung, die unfreundlichste Behandlung, ja fast Entziehung der Luft und des Sonnenlichtes waren das traurige Loos Amélens. Sie fand ihren einzigen Trost in den Liebkosungen ihres Kindes; ohne Zweifel ein süßer Trost für das Herz einer Mutter, der aber doch in der Seele der Madame Fruchot den tiefen Kummer nicht zu unterdrücken vermochte, welchen ihr die Strenge ihres Mannes und ihre einsame, traurige Lage verursachte. Wir gleichen den Blumen; der Mangel der Luft und des Lichtes läßt in unserm Innern die edelsten Quellen des Lebens versiegen und uns vertrauern und verkümmern. Amélie welkte allmählig hin, ihre Kräfte schwanden immer mehr, bis endlich der Hauch des Todes die arme, verkümmerte Blume in ein frühes Grab wehte.

Amélie hatte viel Herzensgüte besessen, und Alle, die sie näher kannten, wurden bei der Kunde ihres traurigen Endes von innigem Schmerze ergriffen.

Der Huissier wurde von seinen Mitbürgern beschuldigt, durch unwürdige Behandlung das Leben seiner Gattin verkürzt zu haben. Seitdem konnte Herr Fruchot, der öffentlichen Verachtung verfallen, nicht mehr einen Schritt auf die Straße thun, ohne daß er den Namen seiner Frau unter den heftigsten, beleidigendsten Vorwürfen gegen ihn von den Vorübergehenden nennen hörte. Wüthend über diese beständige Verfolgung, entschloß sich der Huissier endlich, aus seiner undankbaren Vaterstatt auszuwandern. Er gab sein Huissierpatent zu Arles auf, und

Digitized by Google

kaufte sich eins zu Toulouse, wohin er sich nun mit Rosa, der armen Waise, zurückzog. Ehe er aber das Gebiet von Arles verließ, wandte er sich noch ein Mal mit wüthenden Blicken nach der Stadt um und schwur ihr, wie Koriolan einst Rom, ewigen, unversöhnlichen Haß.

Man begreift leicht, wie traurig die Lage Rosa's von nun an in dem Hause Dessen seyn mußte, den sie ihren Vater nannte. Die beständige Furcht, welche ihr Herr Fruchot einflößte, machte ihren Charakter scheu und verschlossen. Kaum wagte sie, in Fruchot's Gegenwart offen und laut zu sprechen. Es war in der That höchst betrübend, daß auf diese Art die glücklichen Gemüthsanlagen, welche die Waise von früher Jugend an zeigte, unterdrückt wurden; denn Rosa trug in ihrem Innern den Keim all' der sanften Tugenden, welche immer der Antheil bevorzugter, weiblicher Wesen sind; sie war, gleich ihrer Mutter, gut, bescheiden, gefühlvoll und jeder Aufopferung fähig. Außer diesen schätzenswerthen Eigenschaften des Gemüthes besaß Rosa auch alle äußeren Vorzüge, welche die Natur den Töchtern von Arles in so reichem Maße verliehen. Als sie mit ihrem Stiefvater nach Toulouse kam, zählte sie vierzehn Jahre; sie war schon bezaubernd schön, und betrachtete mit Wohlgefallen ihr Bild im Spiegel; schon fühlte sie nach der ihrem Geschlechte angebornen Eitelkeit inniges Vergnügen daran, irgend eine schmeichelhafte Bemerkung über ihren anmuthigen Gang oder die Zierlichkeit ihres Wuchses von den Vorübergehenden zu hören. Besonders gab sich ihr lebhaftes Verlangen, zu gefallen, in der ängstlichen Sorgfalt kund, womit sie das schwarze Sammetband ordnete, welches, nach der Sitte ihrer Heimath, ihre Stirne schmückte, und in der sinnigen Vertheilung der goldenen Nadeln, welche auf ihrem niedlichen Köpfchen prangten; doch mußte sie in Gegenwart des Herrn Fruchot auf diese Freuden einer harmlosen Koquetterie verzichten, und sah sich überhaupt immer mehr genöthigt, ihren empfänglichen, lebensfrohen Charakter zu verbergen. Sie, welche so lebhaft, so ausgelassen und muthwillig in der Abwesenheit des Herrn Fruchot war, wurde bei dem Erscheinen desselben mit einem Male befangen, schüchtern und verlegen, als wäre sie sich eines Unrechts bewußt. — Liebevolle, freundliche Behandlung von Seiten der Eltern erzeugt natürlich wieder Liebe und Zutrauen in den Herzen der Kinder. Uebertriebene Strenge erzeugt dagegen Abneigung in ihnen und verleitet sie leicht zur Lüge und Verstellung. In dieser gefährlichen Lage befand sich Rosa, als Franz Moreau bei Fruchot um ihre Hand anhielt. Da Herr Fruchot gewohnt war, Rosa sich stets nach seinem Willen richten zu sehen oder vielmehr gar keinen andern Willen zu haben, als den seinigen, so wähnte er, daß er auch jetzt nur zu befehlen brauche, und Rosa würde ohne Widerrede dem hoffnungsvollen Brautwerber ihre Hand reichen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

VII. Zwischen Ludwigsburg und Heilbronn.

In überaus reicher Mannichfaltigkeit wechseln die landschaftlichen Physiognomien des Schwabenlandes, und auch abgesehen von dem augenfälligen Unterschied, den die Gebirgsnatur des südlichen Theiles gegenüber dem flacheren nördlicheren bedingt, haben sich in diesem wieder (und ihn faßten wir ja bisher vorzugsweise ins Auge) die verschiedenartigsten Typen des Erdlebens ausgeprägt. Wir erklärten es oben für nicht sehr dankenswerth, mit Beschreibungen des Aeußerlichen einer Gegend zu Markte zu kommen, aber wir halten es für einen großen Fund, wenn es Jemanden gelingt, die Grundidee, den Urtypus eines Landstriches, wie er sich in den äußeren Formen manifestirt — also seine Physiognomie — aufzufassen und wiederzugeben. — Mit all' dem geheimnißvollen Zauber deutscher Waldnatur geschmückt ist der Schönbuch (das flache Waldgebirg zwischen Tübingen und Stuttgart). Große, dunkle Laubholzforste bedecken den schluchtigen Boden. Man athmet Waldesluft. Einsame Mühlen in den versteckten, heimlichen Wiesengründen geben die Staffagen in diesen Ruysdael'schen Bildern der Waldeinsamkeit. Und wen hätte nicht schon der unerklärlich tiefe Eindruck überrascht, den das Mühlengeklapper in der stillen Schwüle eines Sommernachmittags auf alle Fibern unseres Gemüthes macht, dazu der geheimnißvolle Waldesschatten in brennender Mittagsgluth, das Flüstern und Nicken der glitzernden Blätter, während doch tiefe Windstille schwer über der ganzen Gegend ruht? Wahrlich, es ist ein bedeutsamer Zug tiefen Natursinnes, der es unsern Voreltern eingab, auch an ein Mittagsgespenst zu glauben, das in Gestalt eines Jägers zur zwölften Tagesstunde durch die Forste zieht: das ist jene Bangigkeit, jenes unheimliche Etwas, das auch uns befällt, wenn wir am hellen Tage in einsamer Waldesstille plötzlich rechts und links erschrocken uns umblicken und doch kaum aufzuschauen wagen, während wir nicht begreifen können, wer uns diese Stimmung eingeflößt, die, halb unbewußt, uns so beängstigt. Solche frische, in wundersamem Gemisch heitere und doch wieder schaurige Waldnatur, mit ihrer ganzen strotzenden Fülle vegetativen Lebens, charakterisirt den Schönbuch, in dessen reichen Forsten einst (bei dem Dianenfeste zu Bebenhausen 1812) binnen zwei Stunden achthundertdreiundzwanzig Stück Wildpret niedergeschossen wurden. — Wie ganz anders gestaltet sich hiergegen die Physiognomie des schwäbischen Schwarzwaldes. Wilde Zerrissenheit des Bodens, wo dort sanft eingesenkte Schluchten und Kessel waren; düstere, eintönige Nadelholzwaldung statt jener frischen, heiteren, in kräftig markirter Mannichfaltigkeit des Baumschlags gezeichneten Eichen- und Buchengruppen. Aber jenes Düstere, Eintönige hat beim Schwarzwalde nichts Langweiliges, es ist vielmehr von der Hand der Natur selbst viel zu ideal, zu pittoresk in die Gesammtstimmung der Gegend eingewoben, und ein unendlicher Schmerz weht zu uns herüber aus diesen schwarzen Waldmoosen; doch er ist poetisch verklärt, elegisch. Es ist, als ob diese trauernden Fichten- und Tannengruppen, in dem freudehellen Tiefblau des Lenzhimmels gerade am finstersten, herbstlichsten gemalt, von jenem Frühling träumten, der ihnen nie zu Theil wird, und — wir träumen mit. Auf einer Gemäldeausstellung sah ich unlängst ein kleines Bildchen, wo die Kunst des Malers in ähnlicher Weise idealisirt hatte, wie hier die Natur. Es war eine Gegend aus der Mark Brandenburg dargestellt. Den Vordergrund bildete ein enger, sandiger Hohlweg, von drei krüppelhaften Zwergtannen überschattet, wobei die perspektivischen Verschiebungen der steil abfallenden Wände des Weges nur eine kleine Oeffnung ließen, durch welche der Hintergrund sich zeigte: eine weit ausgedehnte Sandfläche, deren Eintönigkeit, durch nichts unterbrochen, in den fernen Horizont sich verlor. Keine

Digitized by Google

Staffage belebte die Scene, keine ferne Kirchthurmspitze, kein Hügelchen am Rande der traurigen Oede durchwob das düstere Einerlei — und dennoch war so viel Poesie über dieses landschaftliche Stillleben gegossen, eine so elegische Stimmung durchdrang und erwärmte es, daß man allgemein das Geständniß hörte, es sey fast unmöglich, sich von der Betrachtung des Bildchens loszureißen, man werde vom Heimweh nach dieser Sandwüste befallen. Aehnlich ist es mit dem Totalcharakter des Schwarzwaldes; einzelne seiner großartigeren Landschaftsscenen, die aller Welt bekannt sind, werden von jedem Reisenden begafft, weil es einmal zum guten Ton gehört, sie gesehen zu haben; das Uebrige bleibt dem großen Haufen ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Man muß ein künstlerisches Auge mitbringen, um solche Natur betrachten zu können, und zudem will sie aus einer gewissen idealen Ferne geschaut seyn: „Ihr dürft meine Bilder nicht beschnüffeln, die Farben sind giftig", pflegte Rembrandt zu sagen.

Nun erst kommen wir zu der Gegend, welche die Ueberschrift der vorliegenden Skizze bezeichnet; aber es war nöthig, so weit auszuholen, weil eben in dem Gegensatze zu dem Besprochenen ein gut Theil ihrer Eigenthümlichkeit begründet ist. Mäßig hohe Berglehnen ziehen sich längs dem schwäbischen Neckar hin, seltener mit Wald, aber häufig mit Rebgeländen bedeckt, und zwischen dem Grün der Vegetation ragen Kalk- und Sandsteinriffe hervor, denen man's um dieses malerischen Eindrucks willen noch verzeihen kann, daß sie, den Gesetzen ihrer Bildung gemäß, den Bergen diese platte, sargförmige Gestalt gegeben haben, bei denen das Auge schmerzlich die reizenden, zartgeschwungenen Conturen vermißt, wie z. B. die Gebirge der Quarz-, Basalt-, oder Granitformation ꝛc. charakterisiren. Aber nicht reizlos ist deswegen diese Gegend. Die saftig-grünen Wiesen, die hell-freundlichen Dörfer an dem klaren Flusse, die großen, meist sehr malerisch gezeichneten und gelegenen Kelterhäuser mit ihren Tonnen und Bütten an den Wegen, die gleich hellen Lichtpunkten in die Weinberge gesäeten Hütten, und oft mitten unter ihnen eine Hieroglyphe, vom fernen Mittelalter eingezeichnet: das Alles sind die Glieder eines ungemein lieblichen Ensemble's. Eine romantische Luft weht uns aus den Waldgründen des Schönbuchs entgegen, unendlicher Schmerz in allen seinen Phasen ist dem Erdleben des Schwarzwaldes aufgeprägt: diese Neckargegenden lachen uns zwar nicht an, — wie etwa der herrliche Rheingau — aber sie lächeln uns an. Hier empfindet man's, daß wenigstens des Wahren viel in jenem Ausspruche Georg Forsters, des Weltumseglers, liegt: „Der herrlichste und fruchtreichste Garten Deutschlands ist Würtemberg."

(Fortsetzung folgt.)

Die Anwendung der elektro-magnetischen Kraft als Triebkraft.

Im „Nürnberger Correspondent" las man dieser Tage folgende Mittheilung:

„Es war eine schon im Anfang des 13ten Jahrhunderts bekannte Erscheinung, daß, wenn man den Nordpol eines freischwebenden Magnets dem Nordpol eines andern Magnetes näherte, derselbe mit großer Gewalt zurückgestoßen, und dagegen dieser Nordpol von einem genäherten Südpol angezogen wird. Durch die im Jahr 1826 von Sturgeon gemachte Entdeckung, Magnete von sehr großer Stärke durch elektrischen Strom zu erhalten, und ihre Pole augenblicklich umkehren zu können, wurde die Physik auf die Idee gebracht, diese Kraft als Bewegungsmittel zu benutzen. Nach diesem Prinzip wurden in verschiedenen Ländern kleine elektro-magnetische Rotationsapparate verfertigt. Eine solche Maschine zeigte Herr Peter Bauer, Mechanikus in Nürnberg, vor zwei Jahren, welche mit vielem Interesse betrachtet wurde, doch wurde immer behauptet, daß diese magnetische Kraft im Großen nicht anzuwenden sey. Seit dieser Zeit stellte Hr. Bauer viele mühsame und kostspielige Versuche an, um ein richtiges Verhältniß des Magnetismus und der Elektrizität zu finden, und diese Maschine im Großen ausführen zu können. Endlich ist es ihm gelungen. Derselbe zeigt jetzt eine Maschine, die jeden Besucher überzeugt, daß diese magnetische Kraft bis in's Unendliche gesteigert werden kann. Die oben genannte elektro-magnetische Maschine ist von eigner Bauart; an einer starken eisernen Spindel, welche senkrecht steht, befindet sich ein großes Rad von Eisen, unten befinden sich viele bewegliche Magnete, die von einem großen Magnet in Bewegung gesetzt werden; die Polverwechslung ist von eigner Art, und von der Jakobi'schen Methode ganz verschieden; die Batterie, welche man zwar nicht sieht, muß von starker Wirkung seyn, das Rad hat immerfort eine gleichförmige Bewegung, welche von den vielen Personen, welche die Maschine gesehen haben, bewundert worden ist; auch ist Jedermann erlaubt, die Maschine bei der Achse in ihrem Lauf zu hemmen, doch ist bisher noch kein Mensch im Stande gewesen, es zu vollbringen. Diese Maschine setzt eine Gewürzstampfe in Bewegung, und ist in allen Theilen schön und solid gearbeitet. Daß bei den elektro-magnetischen Maschinen keine Explosion oder Feuersgefahr zu befürchten ist, ist bekannt, eben so verhalten sich auch die Unterhaltungskosten gegen die der Dampfmaschine wie 1 zu 8. Dabei stehen die Kosten größerer und kleinerer Maschinen nicht in Verhältniß der Größe der Wirkung, sondern im Verhältniß der Quadratwurzel aus der Größe der Wirkung, so daß eine sechszehn Mal stärkere Maschine nur vier Mal größere Kaufkosten zu bauen, und vier Mal mehr zu unterhalten kostet, als die von einer einfachen Kraft."

Frankfurter Gewerbverein.

Frankfurt, im Nov. 1843.

Am 17. d. fand die erste Freitagsversammlung der Gewerbtreibenden für dieses Wintersemester im Lokale zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften statt.

Im Namen der Verwaltung des Gewerbvereines eröffnete der Direktor derselben, Hr. J. P. Wagner, die Versammlung mit einem Vortrage, worin derselbe den Zweck des Vereins überhaupt, als auch den besonderen dieser Versammlungen, beleuchtete, und das Verhältniß der Gesellschaft zu den Gewerbtreibenden klar darlegte.*)

*) Durch die Mittheilung dieses, speciell an die hiesigen Gewerbtreibenden erst am 17. d. M. gerichteten, aber auch für aus-

Digitized by Google

Am Schlusse dieses Vortrags wurde allgemein der Wunsch ausgesprochen, es möchte derselbe in einem hiesigen Lokalblatte veröffentlicht werden, damit er auch zur Kenntniß nichtanwesender Freunde der Industrie gelange. Der Vortragende erklärte sich bereit, diesem Wunsche zu entsprechen, bemerkte jedoch, da der Vortrag nicht zur Veröffentlichung, sondern nur für den engeren Kreis der Freunde der Industrie bestimmt gewesen sey, so möge man denn auch mit Augen der Freundschaft die Mängel übersehen und nur Zweck und Absicht nicht verkennen.

Verehrte Anwesende!

So ist nun abermals die Zeit erschienen, wo die Verwaltung Sie zu den traulichen Freitags-Versammlungen dieses Wintersemesters einzuladen das Vergnügen haben konnte, und sie heißt Sie sonach herzlich willkommen! Die Absicht und der Zweck der Verwaltung: Förderung der Gewerbthätigkeit in hiesiger Stadt, ist unverrückt derselbe geblieben, und so drängt sich auch unabweisbar von neuem die Frage hervor: In welcher Weise und durch welche Mittel kann dies am besten und sichersten geschehen? Diese, meine Herren, in unseren Versammlungen mit Ihnen zu berathen und zu besprechen, wird der Verwaltung zu großem Vergnügen gereichen. Um nun für diese Berathungen eine feste und sichere Grundlage zu gewinnen, dürfte es nicht unzweckmäßig erscheinen, wenn man den Begriff des viel umfassenden Ausdrucks Industrie oder Gewerbthätigkeit etwas enger begränzte, indem man untersuchte, worin zuletzt alle Gewerbthätigkeit bestehe. Geht man nun von diesem Gesichtspunkte aus, so finden wir, daß alle Gewerbthätigkeit überhaupt nur in der Formwandlung bestehe, denn nicht die Stoffe als solche, sondern nur ihre Formen werden verändert. Betrachten wir nur die Baugewerbe, so sehen wir, daß die Steine, das Holz, die Metalle nicht ihrem Wesen nach, sondern nur in ihren Formen verändert werden. Die Steine, dem dunkeln Schooße der Erde entnommen, prangen, anders gefügt und geformt, erhöht im Lichtglanz der Sonne, und werden zum Denkmal des Geistes der Zeit den kommenden Jahrhunderten. Das Holz, wozu die schaffende Natur Licht und Wärme im Baume verkörperte, dient in veränderter Form dem Menschen zur Wiege, zur Wohnung, zum Sarge. Die Metalle, durch die Gluth des Feuers geläutert, bildsam wie Wachs, schmiegen sich der Form und den richtenden Schlägen des Hammers, werden zu sicheren Trägern ungeheurer Lasten, und dem eilenden Rade und dem Blitz ein sicherer Führer. Aber auch bei jenen Gewerben, welche von den Baugewerben so sehr verschieden erscheinen, wie die der Färber, Gerber, Seifensieder ꝛc., bezweckt die ganze Thätigkeit nur die Formveränderung, an welche dann auch andere Eigenschaften geknüpft sind. Diesen reicht Chemie, jenen Physik und Mechanik hülfreiche Hand. Besteht sonach das Wesen der Industrie in der Formwandlung, so ergibt sich hieraus, daß zur Förderung derselben alle jene Mittel geeignet sind, welche die Formwandlung erweitern, erleichtern und beschleunigen. Zugleich zeigt sich uns von diesem Gesichtspunkte aus eine erfreuliche Aussicht in die Zukunft, indem wir das Feld zur Formwandlung als unbegränzt erblicken. — Die neuere Gewerbthätigkeit unterscheidet sich nun von der älteren besonders dadurch, daß sie die Naturwissenschaften Chemie und Physik sich dienstbar macht, während jene der Erfahrung als Führerin auf ihrem langsamen, sicheren und bedächtigen Gange folgte und mühsam das Ziel erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

---

mäßige Gewerbfreunde nicht minder interessanten Vortrags des Hrn. J. P. Wagner wird factisch den vielen gänzlich ungegründeten Gerüchten von einem ernstlichen Unwohlseyn dieses Mannes widersprochen, welche in letzter Zeit hier umgingen, und die selbst in auswärtige Zeitungen (zuletzt von hier aus auch in der Augsburger Allg. Ztg.) sich verbreitet haben. Im Gegentheile, wir können mit Vergnügen beifügen, daß Hr. Wagner in seiner rastlosen, unverdrossenen Thätigkeit in Herstellung seiner electromagnetischen Maschine sehr weit vorgeschritten ist und sich dabei geistig wie körperlich wohl befindet.

Die Red.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Das Schauspiel brachte uns von Dramen der ernsteren Gattung den „Hamlet" von Shakespeare und die „Antigone" von Sophokles. Die in neuester Zeit erwachte Vorliebe für die Wiederbelebung griechischer Trauerspiele auf der deutschen Bühne hat jedenfalls den Nutzen gehabt, daß sie den Sinn für das Studium jener unvergänglichen Meisterwerke der Alten angeregt und aus den eigentlich gelehrten Kreisen auch in die der gebildeten Stände und der Nichtgelehrten eingeführt hat. Solche Bekanntschaft kann nur bildend und verschönernd wirken und die Beschauung eines so trefflichen Kunstwerkes, wie der Antigone, hat auch denjenigen, welchen keine klassischen Studien geworden, Genuß und Belehrung gewährt. Die Handlung der Antigone ist eben so einfach, als die Charaktere imposant und großartig gehalten sind. Kreon's Fall ergreift uns, weil er als ein kräftiger und gewaltiger Herrscher erscheint und nicht durch niedrige Gesinnung, sondern durch seine Leidenschaft und seinen Herrschertrotz, also durch wahrhaft tragische Motive, untergeht; dagegen fällt Antigone durch den ergreifenden Conflict zweier Kontraste, welche von jeher in den Gang der Welt- und Lebensbegebenheiten eingegriffen haben, der Willkür der Herrscher und des Sittengesetzes, der menschlichen Satzung und der göttlichen Stimme der Natur; sie fällt als ein Opfer jenes tragischen Geschickes, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." Die menschliche Willkür, zuerst Siegerin, genießt aber ihres Triumphes nicht, sondern verfällt der rächenden und strafenden Hand der Götter, die der Menschen Handlungen mit gerechtem Maße messen. Auf diesen sittlichen Grundgedanken beziehen sich alle Einzelheiten der Tragödie und alle sind wohl geordnet, klar motivirt und nach Einem Ziele hingeleitet. Die verschiedenen Momente der Handlung sind so folgerecht an einander gereiht, daß kein anderer Ausgang als der herbeigeführte erfolgen konnte. Nimmt man zu dieser großartigen Einfachheit des Ganzen und in dieser Kraft und Konsequenz der Charaktere noch den gedankenreichen und wie aus Marmor geformten und überall abgerundeten Dialog, so wird man nicht umhin können, der Anerkennung, welche die Antigone von jeher gefunden hat, beizustimmen. — Die bereits besprochene Aufführung auf der Frankfurter Bühne hat sich auch bei der jüngsten Wiederholung als eine vorzügliche und von der größten Sorgfalt der Mitwirkenden zeugende bewährt und unser Publikum fährt fort, dem genannten Meisterwerke und seinen Darstellern volle Theilnahme zuzuwenden.

Die Rückkehr der Mad. Frühauf von ihrer Kunstreise wird erwartet. Diese Künstlerin, welcher ausnahmsweise ein Urlaub in den Wintermonaten bewilligt worden, sollte nach festgesetztem Ablauf desselben am 20 d. Mts. hier eintreffen, hat aber, wie man vernimmt, noch eine Tour über Grätz und Klagenfurt angetreten, wodurch die Theaterdirektion, da sie auf die Ankunft der Mad. Frühauf mit Sicherheit rechnete, in Verlegenheit gesetzt wird.

W.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Nov. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Sonntag, 26. Nov. (Neu einstudirt): Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller.

Montag, 27. Nov. (Zum Vortheil für Fräul. Lapitain, neu einstudirt): Der lustige Schuster, oder: die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., von Stegmayer, Musik von Paer. Hierauf folgt (neu einstudirt): Der Calif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Helicke und Roßm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 327. Montag, den 27. November 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

Der Huissier wurde übrigens bei seinem Entschlusse, Moreau's Wunsch zu entsprechen, allein von dem Interesse der jungen Arleserin bestimmt. Rosa konnte dem, welcher sie heirathete, nur den Reiz ihrer zwanzig Jahre als Mitgift zubringen. Ihre jugendliche Frische, ihre Schönheit und Anmuth waren ihre einzige Ausstattung. Da nun aber ein gesetzter junger Mann, den ein ungewöhnliches Glück in seinen merkantilischen Spekulationen begleitete, sich mit dieser Mitgift begnügte, so begriff der praktische Verstand Fruchot's bald, daß Rosa keine bessere Partie machen könne.

Hätte der Huissier in dem Herzen der Waise lesen können, so würde er vielleicht ihre Hand nicht so schnell vergeben und es erst wohl überlegt haben, ehe er dem jungen Kaufmanne die Erfüllung seines Wunsches versprochen.

Die Leser erinnern sich wohl noch, wie wir die reizende Arleserin auf der Schwelle der Hausthüre Fruchot's verlassen. — Nach der Entfernung Moreau's hustete Rosa leicht, um anzuzeigen, daß jetzt die Gefahr vorüber sey. Der junge, in einen Mantel gehüllte Mann, den wir bei dem Erscheinen Moreau's sich schnell entfernen gesehen, näherte sich nun wieder dem Hause des Huissiers, indem er sich dicht an der Mauer desselben hinstahl.

„Unruhe und Angst verzehrten mich, Rosa!" begann der junge Mann in aufgeregtem, leidenschaftlichem Tone. „O, bewahre mir Deine Liebe, welche man mir rauben will! Sollte ich aber auch diese verlieren, so vermöchte ich mein Daseyn fürwahr nicht länger mehr zu ertragen!"

„Fasse Dich, Josephin!" entgegnete Rosa mit bewegtem Tone; „mein Herz gehört Dir allein, und das Andenken an Dich wird mir in der Gegenwart meines Vaters Muth und Stärke geben .... dies genüge Dir!"

„Noch ein Wort, Rosa! Die Ruhe, der Frieden sind so lange aus meiner Seele verbannt, bis ich das Resultat Deiner Unterredung mit Fruchot erfahre .... Auf welchem Wege wirst Du mich es wissen lassen? ..."

„Morgen um 11 Uhr ist Herr Fruchot genöthigt, sich zu seinem Advokaten zu verfügen. Sobald er sich entfernt hat, werde ich mich in die Kirche Saint-Etienne begeben. Erwarte mich dort in der Nähe der Thüre, ich werde da ein Billet vor Dir niederfallen lassen .... doch entferne Dich schnell; ich höre die Tritte meines Vaters, welchem meine lange Abwesenheit aufgefallen."

„So lebe denn wohl, und gedenke meiner Angst!" flüsterte Josephin. —

Rosa eilte Herrn Fruchot entgegen. Die jungfräuliche Röthe, welche sich über das Gesicht des Mädchens ergossen hatte, als sie die zärtlichen Betheurungen Josephin's gehört, wich alsbald einer bangen Blässe, da sie sich von den forschenden Blicken des Huissiers getroffen sah.

„Was triebst Du da unten?" fragte ungestüm der Alte. „Du weißt, daß ich es nicht gerne sehe, wenn Du auf der Schwelle des Hauses weilst, und dies besonders zu dieser Stunde. Nun, bekomm' ich Antwort? Wie konntest Du es wagen, abermals meine Befehle zu übertreten?"

„Es wandelte mich dort oben in meinem Zimmer, wo ich mutterselig allein war, eine unerklärliche Furcht an, Vater!" entgegnete schüchtern das Mädchen.

„Furcht? Vor was?" sagte Fruchot, mitleidig die Achseln zuckend. „Albernes Ding!"

Als er mit Rosa wieder in's Zimmer getreten, blieb die erstere in der Nähe des Kamins stehen, ohne es zu wagen, ihre Augen aufzuschlagen.

Herr Fruchot wandte sich endlich an sie:

„Setze Dich, und höre mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf das, was ich Dir jetzt sage."

Nach einem Augenblicke bedeutungsvollen Schweigens fuhr er dann fort:

„Franz Moreau, ein junger Mann aus Toulouse, welcher brav und rechtschaffen ist, trotz aller Verläumdungen seiner Neider, der von achtbarer Familie, und dabei reich ist, sehr reich!" wiederholte Fruchot mit Nachdrucke, „wünscht Deine Hand zu besitzen. Ich habe ihm zur Erfüllung seines Wunsches alle Hoffnung gemacht, und erlaube ihm von heute an, Dir seine Besuche abzustatten. Du wirst Dich, wie ich hoffe, dabei der guten Meinung würdig zeigen, die er von Dir gefaßt .... Nun? Du antwortest mir nichts? .... Was seh' ich? Thränen?"

Rosa hatte in der That mit einem Male alle Fassung verloren, trotz der Betheuerungen, welche sie ihrem Geliebten gegeben. Die ihr von Fruchot so eben gemachte Eröffnung hatte, obschon sie ihr nicht ganz unerwartet kam, ihr doch allen Muth und alle Besonnenheit geraubt. Sie wagte es zwar endlich, den

Digitized by Google

Mund zur Rede zu öffnen, doch schreckten der heftige Ton des Herrn Fruchot, sein wilder, drohender Blick die Worte, welche schon auf den Lippen des Mädchens schwebten, wieder in ihr Innerstes zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Hat man von Ludwigsburg gegen Heilbronn hinab eine Strecke Wegs zurückgelegt, so erhebt sich zur Linken des Wanderers die Veste Hohenaßberg. In gediegener, wir möchten sagen, stämmiger Kraft steigt der mächtige Felsblock, der sie trägt, ganz isolirt, aus den umliegenden Ebenen empor. In den wilden Fehden Herzog's Ulrich und in den traurigen Zeitläuften des orleans'schen Kriegs hat der Aßberg als Festung seine Rolle gespielt. Jetzt ist er Staatsgefängniß, und auch als solches ist er — classisch geworden: hier war es, wo Ch. D. Schubart ohne Verhör in zehnjähriger Gefangenschaft schmachtete, wo sich sein von wilden Leidenschaften zerrissenes Gemüth in das geheimnißvoll phantastische Land der Mystik hinüberflüchtete. Es ist ein eigenthümlich schmerzlicher Genuß, das Leben dieses genialen Mannes zu betrachten; denn sein Leben war eine Tragödie. Die lohe Gluth der Phantasie war zu gewaltig in ihm, und weder sein reiches Maß des Intellectuellen, noch die sittliche Kraft konnte ihr ein Gegengewicht setzen; er krankte an übergroßer Genialität und ging zuletzt durch sie unter. Aber auch die Erbärmlichkeiten einer Zeit, für die er zu groß war, haben ihre Schuld daran, daß der Geist eines Mannes Schiffbruch litt, der zu den Größten unserer Nation berufen war. Seine Zeit hatte ein Recht dazu, ihn zu verdammen, und dennoch — so paradox dies auch scheinen mag — ihn zu beurtheilen, war sie unfähig. „Fast alles Große", sagt Abbt, „wird gesäet in Unehren, seine Herrlichkeit erscheint erst, wenn es aufgeht." Die Mitwelt hat Schubart's Unehren gesehen, wir sehen seine Herrlichkeit, aber es ist die Herrlichkeit eines stolzen Trümmercolosses. Schubart hat an keinen heiligen Geist geglaubt und mußte deßhalb landflüchtig seyn, doch der heilige Geist künstlerischer Weihe war über ihn ausgegossen, und an ihn glaubte er. Seine Einflüsse als Künstler, als Mann des Volkes, als Aesthetiker sind nun fast ganz verklungen; ihre Wirkung konnte auch nicht nachhaltig seyn, denn über den Standpunkt seiner Zeitgenossen war er oft hinausgeschritten, während die Folgezeit, wo seine Saat hätte Frucht tragen sollen, bei ihm wiederum nicht haften konnte, und so steht das Wirken Schubart's in der Geschichte da — gleich einer Weissagung.

Etwa eine starke Stunde vom Aßberg entfernt, an der Heilbronner Landstraße liegt Bietigheim, ein kleines Städtchen an der Enz. Bietigheim, etymologisirt der Antiquarius des Neckarstromes (es ist derselbe Autor, der die Zigeuner von „Zieh'-einher" ableitet), Bietigheim hieß ursprünglich „Hüte Dich!" wegen der zahllosen Räubereien und Wegelagereien, die von hier aus in der Umgegend verübt wurden. Als man aber den Bewohnern das Handwerk gelegt, ihre Mauern gebrochen, und ihre Waffen abgenommen hatte, sagten sie traurig: „Jetzt biet' ich's Keinem mehr", und man nannte das Städtchen Bietigheim. Die beste Persifflage aller solcher Aloper-pir-par-por-pur-Fuchs-Etymologien hatte ich einmal in Hannöverisch-Münden zu hören Gelegenheit, sobgleich sie hier auch nicht als bewußte, sondern als unfreiwillige Komik zu Tage kam. In einer dortigen Bierschenke nämlich war ein Trupp wandernder Musikanten eingekehrt, und wie es bei solchen Leuten zu geschehen pflegt, die neben einem gewissen Anflug von Bildung doch den überall durchklingenden Grundton der Unbildung nicht verläugnen können, war ein sehr ergötzlicher gelehrter Disput im Gange über die Ableitung des Namens „Münden." Manche wunderliche Etymologie war schon zu Markte gebracht, als der Contrabassist, der bisher geschwiegen, mit großer Gravität aufstand und erklärte, was bisher hinüber und herüber geschwatzt worden, sey lauter einfältiges, falsches Zeug, der einzig richtige Ursprung des Namens Münden sey vielmehr darin begründet, daß lauter Mündenser die Stadt bewohnten. Die ganze Gesellschaft schien alles Ernstes sehr überzeugt von der Trefflichkeit dieser Etymologie, und man bewunderte den Scharfsinn des Contrabassisten.

Einen tiefen Eindruck vermag die Landschaft um Bietigheim hervorzubringen. Ein melancholischer Zug schwebt über der Gegend; das Thal ist eng, die Höhen zum Theil bewaldet, dazu das tiefgrüne, doch klare Wasser der in stiller Ruhe vorüberziehenden Enz. Es ist ein wundersames Gefühl, was beim Hineinblicken in die stille, tiefe Fluth uns durchdringt; da kommt Einem die sinnige Naturanschauung Göthe's in ihrer ganzen Tiefe und Wahrheit zum Bewußtseyn, die er so poetisch kunstreich in den Rahmen seines Liedes „der Fischer" gefaßt hat; jener magnetische Zug, der uns ergreift, wenn das „feuchtverklärte Blau" des Himmels aus dem Fluthenspiegel zu uns heraufblickt, jenes unerklärliche Sehnen — „kühl bis ans Herz hinan", malt es der Dichter — das uns je mehr in die klare Tiefe hinablockt, je länger unser Auge im Anschauen derselben verweilt. — Mehrere Mühlenwehre hemmen in dieser Gegend den stillen Lauf der Enz. Liegt nicht eine tiefe Symbolik darin, wie hier die gehemmte Fluth immer stiller und ruhiger fließt, spiegelglatt, furchenlos in ihrer Fläche, da plötzlich, wie von einem Verhängniß ergriffen, wird sie schäumend zur Tiefe herabgerissen. Dieser geheimnißvoll unwiderstehliche Zug nach dem Abgrund, diese ahnungsvolle Ruhe, dann der Sturz — wahrlich, man darf nicht lange mit zusehen, sonst kommt man in Versuchung, Fatalist zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Münchner Zustände.

(München, 14. Nov.) Vor einigen Tagen ist hier (so berichtet die Passauer katholische Kirchenzeitung) schon wieder ein Selbstmord vorgefallen, seit wenigen Wochen der achte Fall. Was die Veranlassung dazu gewesen, kann ich Ihnen nicht sagen, da man in solchen Stücken der Wahrheit nur selten auf den Grund schauen kann. Sind es doch meist auch dieselben wiederkehrenden Ursachen, welche die Menschen unheilbar mit dem Leben überwerfen, und ihnen den Tod als letztes Zufluchtsmittel von ihrer Misere wünschenswerth machen. Bankerotte, Glücksritter, ruinirte Geschäftsleute, ausgediente Ehebrecher, nimmersatte Wildfänge, verliebte Tollköpfe und über-

Digitized by Google

haupt zerrüttete Existenzen aller Art haben wir so gut, wie man sie irgend nur finden kann, und da ist es dann ein Wunder, wenn bisweilen Einer kurzen Prozeß mit sich selber macht, und dem langsamen Tod seine Mühe erspart. Was indeß zumeist ein so unglückseliges Ende herbeizuführen scheint, dünkt uns die unersättliche Genußsucht, die unter allen Ständen eingerissen, und für deren Befriedigung die Mittel unmöglich aufzubringen sind. Die andern Fälle sind seltener; schlechte Hauswirthe retten sich meist durch den Konkurs, und führen darauf auswärts oder auch hier wieder ein ganz komfortables Leben; unglückliche Ehekrüppel entledigen sich ihrer bösen Weiber eher durch die Scheidung, als durch den Tod; für die verliebte Verzweiflung aber, wozu doch immer eine Ueberschwänglichkeit des Gefühls gehört, ist unser bekanntes Klima nicht sehr günstig, da es im Allgemeinen sehr leicht in die reißende Brutalität umschlagen macht, und die Wildfangsnaturen, die in ihm am besten gedeihen, nicht leicht aus Liebesjammer in Wahnsinn verfallen. Für diese giebt es dann einen andern Grund zum Lebensüberdruß, und der ist das Geld. Wir haben hier eine im Verhältniß übergroße Menge von Stutzern, Pflastertretern, Salonsläufern, Kaffeestubenhütern, Courschneidern und sonstigen privilegirten Tagdieben aller Art, von denen auch die sorgfältigste Polizei mit den wachsamsten Argusaugen nicht auszuspüren vermöchte, woher sie denn ihr tägliches Brod nehmen oder stehlen. Und diese Leute, die Einem mit ihren verwaschenen, vernebelten, verrotteten und verlumpten Gesichtern, mit ihren hohlen, triefenden, modernden Leichenaugen, mit ihren fletschenden Lippen und ihren struppigen Schächerbärten auf Straßen und Gassen hemmend in den Weg treten, leben und leben prächtig, als hätten sie Tausende zu verzehren, und haben nichts als ihren Rock und ihren Stock! Aber einmal natürlich muß dieser fashionable Erwerb ins Stocken gerathen, wann sie die Runde durch Schuster, Schneider und Wirthe hindurchgemacht, und ihnen Keiner mehr auf ihr sauberes Gesicht hin borgen will. Da bleibt ihnen dann nichts als der Strick, und wie sie ohne Gott und Gewissen durch die Welt gegangen, so fahren sie ohne Reue in den Tod. Das Alles nimmt Einen nicht Wunder, wenn man unsern religiösen und sittlichen Zustand genauer kennt, als es auswärts mitunter der Fall zu seyn scheint, wo man sich nicht selten Vorstellungen davon macht, welche nur auf eine kleine Minderzahl ihre richtige Anwendung finden. Wie es aber in Wahrheit damit aussieht, kann man unter Anderm z. B. auch aus der Aufführung unserer Fashionables auf ihren Lieblingsausflügen nach Starnberg, Tegernsee, Miesbach, und der Umgegend des Gebirges abnehmen, wo sie allenthalben die frivolste Liederlichkeit und den kokettirendsten Unglauben zur Schau tragen, und sogar unter dem Landvolk schon „Strauß' Leben Jesu" und Aehnliches eingeschwärzt haben. Wundern Sie sich da, wenn solche Leute, denen das Leben eine einzige ununterbrochene Täuschung gewesen, den Augenblick, der sie daraus aufstört, verfluchen und durch Selbstmord sich in eine neue Traum- und Mythenwelt oder in das unendliche „Nichts" zu stürzen suchen!

Mannichfaltigkeiten.

Aus Potsdam wird eine tragische Geschichte gemeldet. Die Gattin eines angesehenen Kaufmanns bemerkte seit einiger Zeit Entwendungen an ihrem Wirthschaftsgelde; ihr Verdacht fiel auf das Kindsmädchen, das aber trotzig läugnete; eben so wenig fand sich bei der Köchin etwas von dem Gelde (das gezeichnet war) vor; Letztere suchte nun im Auftrag des Herrn das Kindsmädchen zum Geständniß unter dem Versprechen der Verzeihung zu bringen, wurde aber von dieser mit den Worten: „sie werde wohl selbst das Geld gestohlen haben," zurückgewiesen. Die Köchin wiederholte ihre Versuche, wobei Beide sich so überwarfen, daß das Kindsmädchen zu einem andern äußerte: sie könne den morgenden Tag nicht abwarten. In der Nacht ergreift sie das Rasirmesser des Herrn, schleicht aus der Stube der Hausfrau, wo sie mit dem Kinde schlief, in das im obern Stock befindliche Zimmer der Köchin, und versetzt der Schlafenden einen Stich in den Hals. Diese erwacht, verfolgt das fliehende Kindsmädchen bis in das Zimmer der Hausfrau, wo sie hinstürzt, das Kindsmädchen sich aber ruhig an die Wiege stellt, als sey nichts vorgefallen. Die Köchin ist durch ärztliche Hülfe gerettet worden. Die Thäterin wurde verhaftet. Man hat in ihrem Strumpfe eine Börse vorgefunden, in welcher sich zwei der entwendeten und gezeichneten Thaler vorfanden.

(Nürnberg, 16. Nov.) Im nahen Fürth spukt gegenwärtig ein Geist, noch dazu ein redender Geist, der viel zu sprechen macht. An drei auf einander folgenden Abenden ist einem sonst wackeren Bürger von Fürth in der Nähe des Judenkirchhofs eine Gestalt erschienen, die ihn das zweite Mal aufforderte, bei'm dritten Male eine Schaufel mitzubringen. Die Gestalt, von einem leuchtenden Elemente umgeben, wollen auch Andere, die den Geisterseher begleitet hatten, bestimmt gesehen haben. Da der Aufgeforderte bei'm dritten Erscheinen des Geistes, dem Ansinnen desselben, ihn zu begleiten, keine Folge gab, so nahm der Geist mit höchst eigenen Händen das Käppchen des Mannes und versprach demselben, ihm künftig in seiner Wohnung eine Visite abstatten zu wollen, die ihn mit wichtigen Aufschlüssen bekannt machen soll. Ganz Fürth ist gespannt auf diese Visite, welche einen guten Singspielstoff liefern könnte, zumal des Käppchens halber, haben wir ja auch ein „Doktor Faust's Hauskäppchen."

Frankfurter Gewerbverein.

(Fortsetzung.)

Es scheint sonach die Aufgabe der Verwaltung des Vereins zu seyn, eifrig nachzuforschen, wo Naturwissenschaften und Erfahrung eine Erleichterung oder Erweiterung in der Formwandlung sicher gestellt haben, um den hiesigen Gewerbstand damit bekannt zu machen. Um dieser Aufgabe nach besten Kräften zu entsprechen, hat die Verwaltung mehrere Einrichtungen und Anordnungen getroffen, welche zur allgemeinen und näheren Kenntniß zu bringen sie für nöthig erachtet. Die Verwaltung hält die wichtigsten technischen Journale, macht Anschaffungen von Kupferwerken und Schriften in Bezug auf Industrie, veranstaltete eine Modellsammlung, die Herausgabe des „Gewerbfreundes" und die Freitagsversammlungen während des Winters. Von den Kupferwerken kann nur in dem Lokale der Gesellschaft Einsicht genommen werden. Schriften können zwar nur von den Mitgliedern der Gesellschaft entliehen werden; die Verwaltung wird indessen auch Nichtmitgliedern zur Einsicht mit Vergnügen behülflich seyn. Die Journale cirkuliren bei den Mitgliedern der Verwaltung, um das zur Mittheilung unseren Lokalverhältnissen Angemessene auszuwählen und in den Freitagsversammlungen vorzutragen oder in den Gewerbsfreund aufzunehmen;

Digitized by Google

überdies wird demselben ein besonderes Beiblatt zugefügt als Inhaltsverzeichniß der verschiedenen Journale. Dieses Beiblatt wird auch in den Freitagsversammlungen ausgetheilt und hat zum Zwecke, die Gewerbtreibenden mit Allem in Bekanntschaft zu bringen und zu erhalten, indem die Verwaltung auf Ansuchen entweder zur Einsicht von dem speciell interessirenden Aufsatze verhelfen oder denselben in der Versammlung vortragen wird. Es bedarf also nur, diesen Wunsch entweder durch den Fragekasten oder durch die Commission an die Verwaltung gelangen zu lassen. — Eine Modellsammlung hielt die Verwaltung zur Erreichung ihres Zweckes ganz unerläßlich und zwar aus folgenden Gründen: In der Mechanik gibt es eigentlich nur zwei Potenzen, den Hebel und die schiefe Ebene; alle übrigen lassen sich auf diese zurückführen, und so bestehen auch alle Maschinen, wie künstlich sie auch zusammen gesetzt seyn mögen, nur aus diesen. Nicht gleichgültig ist es aber, ob für den beabsichtigten Zweck der Hebel oder die schiefe Ebene angewandt wird. Die zweckentsprechendste und einfachste Combination ist also die zu lösende Aufgabe und fordert in den meisten Fällen nicht nur ein eminentes Talent, sondern auch der Bewährung durch die Erfahrung. Es leuchtet daher ein, daß, wo die Aufgabe bereits gelöst ist und die Erfahrung schon entschieden hat, es ganz unsinnig seyn würde, selbst noch darüber nachzusinnen; das hieße die Perle in's Meer werfen, um sie noch einmal zu fischen. Es kann demnach nichts instructiver und zugleich zuverlässiger seyn, als Modelle von bereits angewandten Mechanismen, die sich dann leicht in besondern Fällen zusammensetzen lassen und die größte Garantie für das Gelingen in sich tragen. Ueberdies können sie dazu dienen, klar nachzuweisen, wie in den besonderen Fällen den Prinzipien der Mechanik entsprochen ist. Die Verwaltung hat zu deren Anschaffung eine besondere Commission ernannt, die es sich zugleich zur Aufgabe gemacht hat, diese Modelle von hiesigen Meistern nach Zeichnungen der besten Werke fertigen zu lassen, wodurch diese zugleich sich thatsächlich unterrichten können, und es gereicht der Verwaltung zu großem Vergnügen, erklären zu können, daß ihr dabei nichts zu wünschen übrig bleibt. Wohl wünschte die Verwaltung noch, daß sich diese Sammlung etwas rascher vermehrte, wenn anders die Verhältnisse es gestatteten; indessen kann sie dieser Wunsch doch nicht bestimmen, von ihrem Grundsatze: „Alles auf's beste", abzugehen. Die Wahl der Modelle wurde bedingt durch die zwei Winter hintereinander veranstalteten Vorträge über Mechanik, welche aber in diesem Winter auszusetzen für räthlich erachtet wurden. Bevor ich nun zu den Freitagsversammlungen übergehe, glaube ich noch einen Punkt näher beleuchten zu müssen, über welchen noch verschiedene Meinungen und Ansichten zu herrschen scheinen: es ist dies das Verhältniß des Gewerbvereins zu den Gewerbtreibenden.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Ueber den Protestantismus unserer Kirche. Eine Predigt am Reformations-Feste des Jahres 1843 in der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar gehalten von Dr. Joh. Fr. Röhr. Neustadt a. d. Orla bei J. K. G. Wagner.

Gleich entfernt von jener cynischen Polemik, mit der die Gemeinheit der Zeloten unserer Tage Wissenschaft und Humanität schändet, so wie von jener schwankenden Halbheit, die nur der eigenen Sache schadet, stellt der ehrwürdige Verf. hier mit christlicher Klarheit und biblischer Gründlichkeit Geist und Wesen des ächten Protestantismus dar.

Mit schlagenden Gründen weist er den Wahn der Beschränktheit zurück: „daß der Protestantismus sich nur in Negationen gefalle" und sagt S. 13 ausdrücklich: „Der Protestantismus erscheint zwar abwehrend, ist aber seinem inneren Wesen nach zugleich bejahend und behauptend, und wie in allen Dingen Der, der irgend Etwas für falsch und irrig erklärt, das ihm entgegengesetzte Wahre und Richtige ausdrücklich oder doch stillschweigend vertritt, so nimmt auch er durch Abweisung gewisser kirchlicher Menschensatzungen die religiösen, von Christo ausgegangenen Wahrheiten in Schutz, denen sich jene verfälschend zur Seite oder gegenüber stellten ꝛc." Hierauf geht der Verf. zu den einzelnen unwiderlegbaren historischen und biblischen Beweisen über.

Wie unabweisbar zeigt er u. a. S. 6 — 8, daß die Frömmsten und Edelsten der Menschheit, wie die Geschichte sie uns kennen lehrt, schon ein Abraham und Moses, die gottbegeisterten jüdischen Propheten und vor Allem Christus, der Sohn Gottes, in diesem Sinne wirkten; namentlich der Letztere, indem er die ungemessene Zahl der Menschensatzungen, womit die heuchlerische Pharisäersecte die lauteren Gebote Gottes umkleidet hatte, zum Gegenstande seines muthigen, mit einem gewaltsamen Tode vergoltenen Angriffs, und ihnen gegenüber die reinste Gotteserkenntniß und Anbetungsweise für seine und für alle Zeiten geltend machte.

Vorzüglich treffend beweist der geistreiche Redner S. 8 ꝛc., wie der Protestantismus unserer Kirche „mit den Forderungen des von ihm gepredigten Evangeliums in dem genauesten Einklange stehe" u. s. w. — Doch genug der Andeutungen und nur noch den Wunsch: kein protestantischer Christ, der sich dieses Namens mit Bewußtseyn rühmen will, möge dieses treffliche Wort zu seiner Zeit ungelesen lassen! Dr. Fr.

Charade.

Die Erste war vor fernen Tagen
Mit Leibesschönheit reich geziert.
Ein Gott hat sie, laut alten Sagen,
Durch beispiellose List entführt.

Den Seher, der sich niemals schmiegte
Vor Mächtigen und dessen Mund
Keck seines Königs Fehler rügte,
Ihn machen meine Letzten kund.

Vereint die Sylben nun der Leser,
So stellt sich ihm ein Jüngling dar,
Der Königssohn und, was noch größer,
Ein Muster treuer Freundschaft war.

h—m. G. D.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 26. Nov. (Neu einstudirt): Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller.

Montag, 27. Nov. (Zum Vortheil für Fräul. Capitain, neu einstudirt): Der lustige Schuster, oder: die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., von Stegmayer, Musik von Paer. Hierauf folgt (neu einstudirt): Der Calif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 328. Dienstag, den 28. November 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exprilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

Du scheinst es nur darauf anzulegen, mir Kummer und Aerger zu bereiten!" rief der Huissier in gereiztem Tone. „Warum machst Du ein so weinerliches Gesicht, wenn ich Dir eine erwünschte Nachricht bringe? Was sollen diese erstickten Seufzer? diese Thränen?"

„Mein Vater ...." begann endlich die Arlesein stammelnd.

„Nun, wird's bald?"

„Ich wußte schon im voraus, was Sie mir mittheilen wollten ..."

„Du wußtest es!" wiederholte Herr Fruchot; „Du hast Dich schon mit Moreau besprochen! Du kanntest seine Absichten! Du erwiedertest vielleicht seine Liebe! Und dies Alles hinter meinem Rücken!"

„Verurtheilen Sie mich nicht zu rasch, mein Vater, denn vor einer Stunde wußte ich noch nicht, daß Herr Moreau an eine Verbindung mit mir dächte ... Doch seine gewählte Toilette, die zärtlichen Blicke, welche er auf mich heftete, seine Verlegenheit, seine Aufregung ließen mich die Absicht seines Besuches ahnen, und ich ... ich blieb lauschend an der Thüre meines Zimmers," schloß sie, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Ah, Schelmin!" rief Herr Fruchot, indem er die kleinen grauen Augen drohend in ihren Kreisen rollen ließ. „Du hast also erst abgelauscht, was wir in dem Nebenzimmer sprachen, und begabst Dich alsdann an die Schwelle der Hausthüre, um mich durch diese List zu täuschen! Da sehe einer ein Mal diese kleine Heilige, mit ihrer süßen Miene, ihren unschuldigen Taubenaugen! Ist sie nicht verschlagener, als die durchtriebenste Koquette?"

„Mein Vater!" murmelte Rosa, ohne es zu wagen, ihre Augen aufzuschlagen.

„Nun, was hast Du zu Deiner Rechtfertigung zu sagen?"

„Sie wissen, wie glücklich es mich macht, Alles zu thun, was Sie nur wünschen und verlangen!" entgegnete die Jungfrau, „Sie wissen, wie ich bisher allen Ihren Befehlen unbedingten Gehorsam leistete ... was Sie aber jetzt von mir verlangen ..."

„Nun?"

„Geht über meine Kräfte."

„Habe ich recht gehört?" rief der Huissier, indem er die große Brille von der Nase nahm und auf den Tisch legte. „Wie? Scheint Dir etwa die Heirath nicht vortheilhaft genug? Du hofftest ohne Zweifel, daß Deine Schönheit, worauf Du so stolz bist, irgend einen Advokaten erster Instanz, einen Präsidenten der Kammer anketend zu Deinen Füßen sinken lassen würde? Oder wäre es vielleicht gar ... welche Vermuthung!... wäre es das Andenken an jenen jungen Rechtsgelehrten von Arles, der sich jetzt auch zu Toulouse aufhält, und die Verwegenheit hatte, die Schwelle meines Hauses zu betreten und seine Liebe zu Dir zu gestehen?"

„Mein Vater!"

„Ein mauvais sujet, berüchtigt durch seine tolle Verschwendung, seine Ausschweifungen und Duelle; ein Arleser!" schloß Fruchot, indem er so den vornehmsten Klagepunkt bezeichnete, welchen er gegen Rosa's Geliebten hatte.

„Ich liebe ihn aber trotz dem!" flüsterte das Mädchen verlegen.

„So, Du liebst ihn, jenen leichtsinnigen Josephin Boudry! Du empfingst vielleicht, trotz meiner ausdrücklichen Befehle, fortwährend Briefe von ihm, oder kamst sogar mit ihm zusammen!" rief der alte Huissier in äußerster Wuth. „Nun merken Sie sich, was ich Ihnen jetzt sage, mein Fräulein: von heute an gehen Sie keinen Schritt mehr aus dem Hause; haben Sie es verstanden? Ich werde Sie während meiner Abwesenheit einschließen, wie man mich fälschlich beschuldigt, Ihrer Mutter zu Arles gethan zu haben!"

Umsonst warf sich Rosa zu den Füßen des Herrn Fruchot, indem sie ihn flehentlich bat, seinen strengen Beschluß zurückzunehmen, welcher, wie sie sagte, ihren unvermeidlichen Tod zur Folge haben würde. Der Huissier blieb unbeweglich, und gab ihr endlich den gemessenen Befehl, sich auf ihr Zimmer zu verfügen, das er fest hinter ihr zuschloß.

Josephin Boudry war von Arles gebürtig, gleich Rosa, und dies war, wie wir bereits bemerkt, schon genug, um ihn in der Meinung Fruchot's zu vernichten, welcher seinen Mitbürgern ewigen Haß geschworen. Dieser lächerliche, wenn gleich noch des Huissiers Ansicht höchst triftige Grund, war indessen nicht der einzige, welcher diesen gegen Rosa's Anbeter einnahm. Josephin war durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gekommen, welches in mehreren Staatsverschreibungen bestand. Es muß hierbei bemerkt werden, da

Digitized by Google

ein Raub von 50,000 Francs, welcher einst an seinem Vater verübt worden, das Erbtheil Josephin's bedeutend vermindert hatte. Während der drei Jahre nun, da Josephin zu Toulouse die Rechte studirt, hatte er sich blindlings dem Taumel der Vergnügungen überlassen, und keine Kosten gescheut, wenn es galt, die Launen seiner Göttinnen zu befriedigen. Dieses üppige, wilde Treiben mußte seine Früchte tragen. Als Josephin sein Doktorpatent erhielt, hatte er sich zugleich durch seine tolle Lebensweise den Ruf eines entschiedenen Libertin's nebst einer ungeheuren Schuldenlast erworben. Von nun an aber dachte der junge Arleser ernstlich daran, Ordnung in seine Angelegenheiten zu bringen. Nach genauer Berechnung fand er, daß seine Schulden sich auf die Totalsumme von zwanzigtausend Francs beliefen. Er wurde von seinen zahlreichen Gläubigern immer ärger bedrängt.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Malerisch am Neckar gelegen, erhebt sich das Städtchen Laufen mit seinen alten Burgtrümmern und seiner stattlichen Brücke. Zu verschiedenen Zeiten haben in seiner Nähe die Kriegsstürme wild und verheerend getobt, aber statt das unerfreuliche Bild dieser Brand- und Schlachtscenen zu entwerfen, wollen wir unsern Lesern eine überaus zart und anmuthig gewobene mittelalterliche Sage dieses Ortes vorführen:

Die heilige Regiswind von Laufen.

Landgraf Ernst von Leuchtenberg war vor wohl länger als tausend Jahren der Herr dieses Städtchens und wohnte in seinen Mauern mit seiner Gemahlin Friedeburg und einem einzigen Töchterlein, der kleinen Regiswind. Das Mädchen war der Obhut einer Amme anvertraut, deren Bruder in des Landgrafen Diensten stand. Derselbe hatte sich aber schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen und war vom Landgrafen hart darob gestraft worden. In dem unweiblichen Herzen seiner Schwester kochte daher von dieser Stunde an bitterer Groll gegen ihren Herrn, und sie beschloß, den ihrem Bruder angethanen Schimpf zu rächen. — Regiswindis, ein liebes, frommes, freundliches Kind saß am hellen Maienmorgen d'runten im Wiesengrunde und spielte mit den bunten Frühlingsblümchen. Da trat die falsche Dienerin herzu und hielt dem Kind einen Strauß weit schönerer Blumen hin, und lockte es damit an den Neckarstrand, wo solche Röschen blühen sollten: dort aber faßte sie das unschuldige Mägdlein an den blonden Locken und schleuderte es in die wilden Strudel des Stromes hinab.

Wenig Stunden darauf ging der ahnungslose Vater das Gestade entlang, da lag sein liebes Kind todt am Ufer, aber es war auf ein zartes Lager frisch knospender Rosen gebettet und ein holdes, selig-verklärtes Lächeln spielte um seine Lippen, und der sinnige Volksglaube sprach, das Alles hat die unsichtbare Hand der Engel gethan, die schützend über den Kindern waltet. — Regiswind's Grab ward ein Altar, an dem manche angstvolle Mutter betend für ihr bedrohtes Kind flehete; doch so oft Landgraf Ernst, der Vater, sich dem Hügel nahte, entquoll ihm Rosenduft, und heute noch, wenn im zarten Kindesalter eine Menschenseele hinüberschlummert und jenes Friedens-Lächeln über dem Antlitz des Leichnams schwebt und jene sanfte Röthe auf seine Wangen gehaucht ist, wie man's häufig bei Todten findet, wo leicht und schmerzlos das Leben der Körperhülle sich entrungen hat, spricht man: das hat die heilige Regiswind gethan, oder wenn die Kinder so freundlich im Schlafe lächeln, wie man's oft sieht, dann ist ihnen Regiswind im Traume erschienen.

Wahrlich, es war ein schöner Drang, der unsere Vorfahren trieb, Alles, was freudvoll und leidvoll das Menschenherz bewegt, in solch' concret belebte Bilder zu fassen, und das reiche Erbtheil vaterländischer Sagen, wie sie auf unsere Zeit gekommen, ist ein unerschöpflicher Schatz, den wir auszubeuten nicht müde werden dürfen. Wer vermag es, dem Gedanken, der der erzählten Legende zu Grunde liegt, eine lebensvollere, poetischere Fassung zu geben, als es in ihr geschehen? Wer will den süßen Trost eines, in freundlichem Lächeln erwiederten Scheideblickes von geliebten Todten zarter malen?

Doch wir sind in unserer bisherigen Schilderung so weich und sentimental gewesen, daß wir uns zum Schlusse eine humoristische Vernichtung unserer eigenen Sentimentalität nicht versagen können. Wir machen daher die verehrten Leser darauf aufmerksam, daß die heilige Regiswind an jenem Lächeln bei Todten und Schlafenden völlig unschuldig ist, daß es vielmehr durch eine in diesen Fällen eintretende übergroße Anhäufung von Säure im Magen begründet seyn soll, womit denn auch zusammenhängen mag, daß nach einer noch so sanften Siesta doch immer ein gewisses unbehagliches Gefühl im Magen zurückbleibt. Schließlich muß denn auch noch erwähnt werden, auf welche Art man heutzutage den Tag der heiligen Regiswind in Laufen feiert. Zum Andenken an die Begebenheit nämlich (wie sich alles Ernstes ein alter Autor recht naiv ausspricht) ist dieser Tag der sogenannte „Wandertag" der Laufener Knechte und Mägde! — So wechselt Poesie und Prosa.

(Fortsetzung folgt.)

Verein gegen den Wucher mit Lebensmitteln.

Dieser Verein besteht zwar noch nicht, doch ist in Schwaben von Gründung eines solchen ernstlich die Rede. Es ist bekannt, daß sich in Stuttgart und andern Städten Würtembergs bereits Aktienbäckereien gegründet haben; obiger Verein wäre also nur eine Erweiterung der Idee. Ein Artikel im „Schwäbischen Merkur", aus Tuttlingen datirt, sucht nachzuweisen, daß der Mangel an Lebensmitteln vielfach ein künstlicher sey, der vom Wucher unter allerlei Gestalten wenigstens mit herbeigeführt worden sey, und fährt dann so fort: „Es wäre daher gewiß ein edles Unternehmen, wenn in unserer an Vereinen aller Art so reichen Zeit sich auch ein Verein bilden würde, der große Quantitäten von Früchten aufkaufte, sie zu möglichst billigen Preisen an Arme und minder Bemittelte abgäbe, und dadurch auf solche Weise dem bis jetzt nicht zu vermeidenden Wucher an den Schrannen vorgebeugt würde. Ein solcher Verein müßte natürlich mit großen Kapitalien versehen seyn und, wie jeder andere Verein, an verschiedenen Punkten des Landes Verzweigungen haben. Der thätigsten Unterstützung von Seiten der höheren Behörden würde er sich wohl im voraus versichert halten können. Mancher, der jetzt seine Vorräthe

Digitized by Google

ängstlich zurückhält, mancher, der lieber eine Schuld macht, als den geringen Ueberschuß seiner Ernte über den eigenen Bedarf veräußert, würde sich beim Bestehen eines solchen Vereins weit leichter hierzu entschließen, da er weiß, daß ihm im Nothfall die Hülfe desselben zu Gebot steht; und, was das Wichtigste wäre, dem am meisten die ärmere Klasse treffenden Wucher Einzelner würde ein Ziel gesteckt, ohne daß dadurch der dem Fleiße des Landwirths gebührenden Belohnung Eintrag geschähe." — Die Redaktion des Schwäbischen Merkurs bemerkt zu diesen Vorschlägen: „Schon ehe wir diesen Aufsatz erhielten, wurde die Sache hier vielfach besprochen, und es sind unmittelbar zuvor Anträge von wohlmeinenden Privatpersonen uns zugekommen, welche sich einem zweckmäßig geleiteten Unternehmen gerne anschließen würden. Natürlich müßte das Ganze nicht auf einen zu hoffenden Nutzen für die Unternehmer berechnet werden. Wenn es aber gelingen würde, nicht unbedeutende Kapitalien, etwa auf Aktien, für diesen Vorschlag zusammen zu bringen, wobei namentlich auch auf die Hülfe wohlhabender Gemeinde- und Stiftungskassen müßte gerechnet werden dürfen, wenn ferner umsichtige, uneigennützige Handlungshäuser die Unternehmung leiteten und ein bedeutender Fruchteinkauf in der Fremde gemacht würde, dann könnte obiger Vorschlag gewiß von Nutzen seyn. Aufkauf im eigenen Lande dagegen würde, nach unserer Ansicht, das Uebel jetzt nur vergrößern. Allerdings ist die Schifffahrt für dieses Jahr am Ende. Wenn aber im Laufe des Winters einige bedeutende Einkäufe im Auslande gemacht und sogleich mit Anfang der Schifffahrt ins Land gebracht würden, so würde schon durch diese Aussicht dem Wucher bedeutend gesteuert: denn die jetzige künstliche Theurung und das Zurückhalten der Fruchtvorräthe stützen sich größerntheils auf die Erwartung, im Frühjahr noch höhere Preise erzwingen zu können. Findet der Vorschlag Beifall, so haben wir bereits Auftrag, nicht ganz unbedeutende Summen für das Unternehmen anzumelden." — Wenn solche Bestrebungen, je nach den besondern Lokalverhältnissen in Deutschland, allgemein würden, um dem Wucher mit Lebensmitteln — in jeder Beziehung der abscheulichste! — auf energische Weise vorzubeugen, so wären doch die letzten Nothzeiten zu etwas gut gewesen. Dies der Grund, weßhalb wir auf jene Vorschläge im Würtembergischen aufmerksam machen.

(M. U.)

Mannichfaltigkeiten.

(München, 18. Nov.) Im Atelier von L. Schwanthaler sieht man bereits die Reliefs zu dem Piedestale des Goethedenkmals in Frankfurt a. M. Es sind in Gruppen geordnete Gestalten aus den Dichtungen Goethe's: Tasso, Götz und Egmont, Iphigenie mit Orest, Faust und Mephistopheles, Hermann und Dorothea, Mignon mit dem Harfner und Wilhelm ꝛc., bald sitzend, stehend oder liegend in bunter Mannichfaltigkeit. Außerdem reizt unter den vielen zum Theil neuen Gegenständen in dieser Werkstatt ganz besonders das Bildniß von Franz Liszt die Aufmerksamkeit, das, in Medaillonform gefertigt, die feinen Züge des Virtuosen mit größter Treue und Schönheit wiedergiebt.

(Erst Ehemann, dann Mädel.) Zu Mrkt. Einersheim bei Nürnberg wurde am 24. Okt. ein Herr Mädel mit einer Dem. Margareth Ehemann ehelich getraut. Die Neuvermählte nennt sich Ehemann-Mädel.

Auch in Stuttgart hat der Klaviervirtuos Liszt allgemeine Bewunderung durch sein Spiel erregt und ein Konzert zu einer Schulstiftung gegeben. Der bekannte Dichter Gustav Schwab besang den Helden in meisterhaften Versen, so daß Liszt vor Entzücken außer sich war, und den Lehrer Schott, der das Gedicht vortrug, umarmte. Die Stuttgarter Schönen sollen den Glücklichen vielfach beneidet haben.

Es muß wohl kaum eine Stadt geben, die verhältnißmäßig so viele Clubbs hat, als Osterode am Harz. Da gibt es Bier-, Herren-, Schieß-, Alltags-, Rathskeller-, Abend-, Sing-, Sommer-Clubbs, drei Familien-Clubbs, eine Vespertina u. s. w. und jeder hat nach alter Einrichtung seine zwei Seiten.

In Freiburg im Breisgau hat ein einfacher Bürgersmann, Christian Walter, eine Hebemaschine erfunden, wodurch mit der größten Leichtigkeit ein Knabe von 9 Jahren 5 bis 6 Ctr. zu heben und fortzuschaffen vermag.

Dem türkischen Sultan wird kein hohes Lebensalter prophezeit, er soll wieder so leidend seyn, daß er schon mehrere Wochen lang nicht vom Lager sich erheben kann. Sein Bruder und wahrscheinlicher Nachfolger ist noch ein Knabe von 11 Jahren.

(Frankfurt a. M.) In dem heute, den 28. d. M., stattfindenden Konzerte des „Instrumental-Musik-Vereins" (im Saale des Weidenbusches, Anfang 6½ Uhr) kommen vor: Symphonie von Mozart D. dur; Gesang; Clavier-Konzert von Mozart, Es dur; Ouverture „Ruinen von Athen" von Beethoven; Gesang; Ouverture „Anacreon" von Cherubini.

Frankfurter Gewerbverein.

(Fortsetzung des vom Direktor, Hrn. J. P. Wagner, in der ersten Freitagversammlung der Gewerbtreibenden am 17. d. gehaltenen Vortrags.)

Schon vielfältig wurde die Bemerkung gemacht, es bestehe hier Gewerbverein eigentlich nur dem Namen nach, indem ein solcher aus Gewerbtreibenden factisch nicht existire. Geht man von der Ansicht aus, der Gewerbverein sey ein Verein aus Gewerbtreibenden, so läßt sich dagegen nichts weiter einwenden, als daß diese Ansicht selbst eine irrige sey; denn sonst müßte ebensowohl der Kunstverein aus lauter Künstlern, der physikalische Verein aus lauter Physikern und so weiter bestehen, was, wie wir Alle recht wohl wissen, nicht der Fall ist. Hält man sich aber an die eigentliche Bedeutung, daß der Gewerbverein ein Verein sey, deren Mitglieder besonderes Interesse an der Gewerbthätigkeit nehmen, ohne Rücksicht auf deren sonstige Berufsgeschäfte, so haben wir wahrlich einen recht zahlreichen Gewerbverein, denn wir dürfen mit Recht von allen Mitgliedern der Gesellschaft erwarten, daß sie sich für Gewerbthätigkeit interessiren. Wahr ist, daß anderwärts die Gewerbvereine meist nur Vereine von Gewerbtreibenden sind; indessen machen doch hiervon mehrere, namentlich der nie-

Digitized by Google

derösterreichische Gewerbverein in Wien, eine Ausnahme, welcher selbst Fürsten und Erzherzöge zu Mitgliedern zählt. Noch eine andere irrige Ansicht scheint mehr oder minder verbreitet zu seyn, nämlich die Ansicht, als sey die Richtung unseres Gewerbvereins die der Wohlthätigkeitsanstalten. Dieser Irrthum dürfte wohl darin seinen Grund haben, daß unsere Gesellschaft mehrere Anstalten gegründet hat, welche sich leicht als Wohlthätigkeitsanstalten betrachten lassen; zu diesen kann aber der Gewerbverein auch nicht im entferntesten gerechnet werden, sondern er ist ein eifriger, zur Mitwirkung bereiter Freund der Gewerbthätigkeit, folglich auch Freund eines jeden Gewerbtreibenden. In diesem Sinne hat die Gesellschaft die Verwaltung als Stellvertreterin constituirt, und auch nur in diesem Sinne will diese wirken und sich nicht den Gewerbtreibenden gegenüber, sondern, mit ihnen das gleiche Ziel verfolgend, ihnen zur Seite stehend betrachtet wissen. Die Verwaltung ist daher die Hand der Freundschaft, welche die Gesellschaft einem Jeden entgegenreicht, und es gibt gewiß keinen Grund, diese zurück zu weisen. Nachdem ich nun den Charakter unseres Gewerbvereins genügend bezeichnet zu haben glaube, kann ich jetzt zur Darlegung des Zwecks und der Absicht der Freitagsversammlungen übergehen, beruhigt und überzeugt, dabei nicht mißverstanden zu werden. Diese Versammlungen sollen sonach nur traulichen, gegenseitig belehrenden, zu gewerblichen Mittheilungen anregenden und den Austausch der Ansichten über Gewerbthätigkeit und deren Förderung bezweckenden Unterhaltungen gewidmet seyn, woran jeder Anwesende nach bester Einsicht Theil nehmen kann, wozu durchaus keine besondere Rednergabe oder eine schön klingende Wortstellung erforderlich ist. Alles, was nöthig ist, besteht darin, daß die Ansicht möglichst klar entwickelt und allgemein verständlich vorgetragen werde; daß keine den Charakter der Versammlung verletzende Bemerkungen eingeflochten werden, indem es sich einzig um das Rechte und Wahre an dem betreffenden Gegenstande handelt und demnach alles Persönliche keine Geltung haben kann, noch darf. Nur so, wenn wir uns als eine Versammlung aus Gleichgesinnten und Gleiches wollenden Freunden betrachten, werden unsere Besprechungen und Berathungen zum Ziele führen und dem Austausch der Ansichten einen eigenen Reiz verleihen. Der Vortragende erscheint uns dann nicht als gelehrter Professor, oder in dem falschen Lichte, sich und sein Wissen geltend machen zu wollen, sondern als ein Freund der Gewerbthätigkeit, der sich gedrungen fühlt, sein Scherflein zur Förderung derselben nach besten Kräften beizutragen, und so muß alle Besorgniß einer falschen Deutung oder einer unfreundlichen Bemerkung völlig verschwinden. Noch glaube ich, eine andere irrige Ansicht, welche vielleicht mehrere Gewerbtreibende haben könnten, aufklären zu müssen, nämlich die Ansicht, als dürften nur solche Mittheilungen in unseren Versammlungen gemacht werden, welche etwas ganz Neues für das betreffende Gewerbe enthielten. Einer solchen Anforderung zu genügen, wäre aber, wie man leicht einsehen wird, ganz unmöglich, wenn man bedenkt, wie weit die Gewerbe schon wirklich ausgebildet sind, und wie hierzu viele Jahrhunderte beigetragen haben, so daß schon der kleinste Fortschritt als wichtig, bedeutend und von Scharfsinn zeugend betrachtet werden muß; denn es ist doch in der That nichts Geringes, da noch zu vervollkommnen, wo schon so mancher Denker thätig gewesen ist. Ueberdies dürfen wir uns auch nicht verhehlen, daß sich ein Gewerbtreibender nicht sehr beeilen wird, wenn er etwas für ihn Wichtiges in seinem Gewerbe aufgefunden hat, dies seinen Gewerbsgenossen auf's schleunigste mitzutheilen. Daß aber durch Mittheilung von Bekanntem für die Fachgenossen anderen Gewerbtreibenden eine allgemeine Einsicht in das Gewerbwesen geboten wird, kann für dieselben höchst wichtig werden, als hieraus leicht ein Anlaß zum Nachdenken im eigenen Fache entstehen, oder auch durch eine hingeworfene Bemerkung bei einem Fachgenossen eine neue Idee geweckt werden kann. Ein Beleg hierfür dürfte seyn, was mir ein Gewerbtreibender, welcher eine Vorrichtung zum Abdrehen von Ebenen construirt hatte, wobei sich der Nachtheil ergab, daß die Stellen zu Anfang tiefer wurden, als die zuletzt, weil der Meisel sich allmälig etwas abnützte, mittheilte; er habe nämlich vielfältig, aber vergeblich, darüber nachgedacht, wie diesem Uebelstande abzuhelfen sey, als eines Tages ein schlichter Bauersmann dem Gang der Vorrichtung zugesehen und sich über das Fortrücken des Meisels erstaunt habe. Ohne den Uebelstand zu kennen, habe er geäußert: „jetzt ließ' ich auch den Meisel wieder zurück geben." Bei dieser Bemerkung habe ihm augenblicklich vorgeschwebt, daß dies wohl das Mittel seyn könnte, dem Uebelstande abzuhelfen, was sich auch bei der Einrichtung bewährt habe. Auch noch von einer andern Seite betrachtet, ist Mittheilung sehr förderlich, nämlich: daß Alles, was wir Anderen mittheilen wollen, wir uns selbst erst recht klar machen müssen, und es ist nicht selten, daß uns etwas Besonderes dabei auffällt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Weilburg, 22. Nov.

Heute verließ der allverehrte Hr. Professor Kreizner, nachdem er acht Jahre lang die Lehrerstelle am hiesigen Gymnasium bekleidete, unsere Stadt, um seinen neuen Wirkungskreis als Rector des Pädagogiums zu Hadamar anzutreten. Die Gymnasiasten der dritten Klasse, deren Klassenlehrer er war, brachten ihm gestern Abend zum Abschied einen solennen Fackelzug, unter Mitwirkung eines Theils der herzogl. Regimentsmusik. Nach acht Uhr begaben sie sich vom Gymnasium aus an die Wohnung des Scheidenden. Hier angekommen, spielte die Musik eine sanfte Pieçe, indessen drei Tertianer in das Haus traten und dem Gefeierten ein Abschiedsgedicht nebst einem Andenken überreichten. Innig bewegt erschien er selbst und richtete an seine ehemaligen Schüler einige recht herzliche Worte, worin er ihnen für die erwiesene Ehre dankte und versicherte, nie werde er diesen Abend, den schönsten seines Lebens, vergessen, sondern stets in seiner Erinnerung bewahren. Ein dreimaliges Lebehoch erschallte, als er sich wieder entfernte. Es wurde darauf noch ein Solo und dann ein eigens zu diesem Zwecke gedichtetes Lied unter der Leitung des eifrigen und verdienstvollen Gesanglehrers der hiesigen Anstalt, Hrn. Droes, von sämmtlichen Theilnehmern gesungen. Der Zug bewegte sich wieder in der besten Ordnung, die auch während des ganzen Aktes, ungeachtet des starken Regens, der erst gegen das Ende nachließ, bewahrt worden war, nach dem Gymnasium zurück. Sehr schön klang das letzte Lebewohl, das am Schlusse leise und feierlich durch die stille Nacht dahintönte und gewiß das Gemüth eines Jeden, der irgend etwas Gefühl besaß, nicht ungerührt ließ. Lange noch wird der Geschiedene in Aller Andenken bleiben, sowohl bei den Bewohnern Weilburgs, als auch seinen ehemaligen Schülern, die ihn ungern verloren. Möge seinem Nachfolger, dem Hrn. Prof. Muth, dieselbe Liebe und Anhänglichkeit zu Theil werden, die Jener in so hohem Grade genoß.

Auflösung der Charade in Nro. 327.

Jonathan.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Nov. (Zum Vortheil für Fräul. Kapitain, neu einstudirt): Der lustige Schuster, oder: die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., von Stegmayer, Musik von Paer. Hierauf folgt (neu einstudirt): Der Calif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 28. Nov. Der Heirathsantrag auf Helgoland, Lustspiel in 2 Acten, von Schneider. (Gastrolle) Jac Trolle: Hr. Burrmeister, vom Hoftheater zu Wiesbaden. Hierauf folgt: Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Acten, von Lotz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Roßm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 329. Mittwoch, den 29. November 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Expilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

In dieser äußersten Noth begab sich Josephin zu einem Juden, mit dem er von seinen Schuljahren her bekannt war, und schlug diesem vor, die Liquidirung aller der Schulden zu übernehmen, welche er in Arles hatte. Samuel Frazzioni ging vor der Hand den Vorschlag ein, und ließ Josephin die nächste Woche wieder kommen, um das Weitere zu vernehmen. Während dieser Frist fand sich Frazzioni mit allen Gläubigern Josephin's ab, und benahm sich bei diesem Geschäfte mit seltenem Geschick und Klugheit. Nach acht Tagen unterschrieb Josephin nun dem Juden einen Wechselbrief von 25,000 Francs, nach Verlauf von zwei Jahren zahlbar. Der junge Rechtsgelehrte konnte sich nun den süßen Genuß verschaffen, alle Schuldscheine, die ihm Samuel liquidirt überlieferte, im Feuer auflodern zu sehen. Er begann übrigens bald von neuem seine tollen Verschwendungen; war er doch keinen Sous mehr schuldig, und hatte zwei Jahre, zwei lange Jahre vor sich, nach deren Verlauf erst der Wechsel zu liquidiren war.

Ein Jahr nach jenem nothgedrungenen Besuche bei Samuel fühlte Josephin, welcher bis dahin immer nur mit Gefühlen gespielt, zum ersten Mal eine wahre Liebe, und war so glücklich, sich die Liebe Rosa's zu erwerben, des Wesens, das alles Denken und Fühlen des jungen Rechtsgelehrten in Anspruch nahm, und welches das Götterbild seiner Anbetung war.

Junge Männer von Josephin's leidenschaftlichem, schwärmerischem Charakter erscheinen in den Augen der Familienväter stets als gefährlich, wenn nicht gar verächtlich; doch theilen die holden Töchter in dieser Beziehung nicht stets die Meinung ihrer ehrenwerthen Väter. Dieses Aufbrausen, dieser leidenschaftliche Ungestüm, dieses jugendliche Feuer der Empfindung haben oft gerade für sanfte weibliche Naturen, welche bisher in stiller Zurückgezogenheit lebten, einen besondern Reiz; sie finden in jenem Wahnsinne der Leidenschaft etwas höchst Poetisches, Großes, Edles, welches ihrer Einbildungskraft schmeichelt, sie hinreißt und bezaubert.

Und die Macht weiblicher Eitelkeit, wie muß sie solche schwärmerische, feurige Anbeter willkommen finden lassen! Der Ruhm, einen liebenswürdigen Libertin gefesselt zu haben, welcher bisher nur von Eroberung zu Eroberung geflogen, der sich sogar noch seiner Unbeständigkeit rühmte, wie verlockend muß dieses Alles für die Phantasie junger Schönen seyn, welche, von dem Treiben der Welt entfernt lebend, sich bisher nur noch in unbestimmten Hoffnungen und poetischen Träumen ergingen.

Es kann daher nicht im mindesten auffallend erscheinen, daß auch auf Rosa's feurige Seele die Worte Josephin's einen tiefen Eindruck machten, und daß sie in ihm das Bild ihrer reizenden Jugendträume verwirklicht sah, und ihn bald mit eben dem Ungestüm der Leidenschaft liebte, welchen Josephin gegen sie zeigte.

An dem Tage, da es Josephin klar ward, daß ihn der Besitz Rosa's allein glücklich machen könne, begab er sich in die Wohnung des Huissiers, um bei demselben um Rosa's Hand anzuhalten. Doch hatte damals Herr Fruchot, wie wir bereits bemerkt, seine Bewerbung mit dürren, bestimmten Worten abgewiesen. Hätte Josephin auch Millionen besessen, hätte er die einträglichste Stellung bekleidet, so konnte er doch nie hoffen, bei Fruchot eine willkommene Aufnahme zu finden, trug er doch für den Gemahl Amélie's, gleich Kain, ein unauslöschliches Brandmal an der Stirn: stammte er nicht von Arles? Hindernisse schrecken ein Herz ab, das nur oberflächliche Neigung fühlt; doch erhöhen sie den Muth heftiger, leidenschaftlicher Naturen.

So wurde auch Josephin durch jene Weigerung Fruchot's nur noch in seinem Entschlusse bestärkt, sich den Besitz Rosa's um jeden Preis zu verschaffen.

Eben so regen Hindernisse oft ein durch despotischen Zwang eingeschüchtertes Gemüth gewaltig auf; sie erwecken jede schlummernde Kraft in ihm, machen es der kühnsten Entschließungen fähig: dies war der Fall bei Rosa. Von dem Augenblick, da Herr Fruchot die Werbung Josephin's entschieden zurückwies, schwang sich Rosa, eine zweite Julie, zu der Höhe ihrer Rolle; wie schüchtern und unbefangen sie auch in der Gegenwart des Huissiers erscheinen mochte, so war sie doch in ihrem Innern fest entschlossen, ihrem Geliebten in jeder Lage des Lebens treu zu bleiben, treu . . . bis zum Tode!

Am Tage nach jener Unterredung, worin Rosa Herrn Fruchot ihre Liebe zu Josephin gestanden, begab sich der Huissier um elf Uhr zu seinem Advokaten; doch hatte er vor seinem Weggehen, dem gefaßten Entschlusse getreu, Rosa auf ihr Zimmer gesperrt, so daß sie also an dem Tage nicht zur Kirche gehen konnte, wie sie Josephin versprochen. Nachdem dieser eine Stunde vergeblich gewartet, begab er sich in die Straße, wo

Digitized by Google

Fruchot wohnte, und weilte dort, den Blick unverwandt an Rosa's Fenster geheftet. Doch es erschien Niemand an demselben, und er harrte umsonst auf ein trauliches Zeichen von seiner Geliebten. Er vermuthete daher, und nicht ohne Grund, eine erhöhete Strenge des Huissiers gegen Rosa. Er war fest bei sich selbst überzeugt, daß der Grund von Rosa's Ausbleiben kein anderer seyn könne, als daß sie durch die strengeren Maßregeln Fruchot's gegen sie an Erfüllung ihres Versprechens verhindert worden sey. In dieser Ueberzeugung entschloß sich Josephin, sich so lange in der Nähe von Fruchot's Hause aufzuhalten, bis sich ihm eine günstige Gelegenheit darböte, unbemerkt in dasselbe zu schlüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Skizzen.

(Fortsetzung.)

VIII. Heilbronn.

Götz von Berlichingen's Urfehde und die Neckar-Dampfschifffahrt; — der uralte Hecht von Anno 1497 und die ganz neuen Wallpromenaden; — die ehrwürdige, hochbejahrte Hauptkirche zu St. Kilian und das neue Theater, welches noch im Embryonenzustande des Werdens begriffen ist oder wenigstens in dem Uebergangsstadium aus einem ambulanten in ein stabiles; — die trefflichen Leinwandbleichen und der schwäbische Bund; — das Käthchen von Heilbronn und die schöne Aussicht von der bedeckten Brücke über den Neckar hin; vor Allem aber Sontheim und der Dr. Strauß, von dem in einer Heilbronner Skizze zu reden eben so unerläßliche Pflicht ist, wie bei Weinsberg von „Justinus Kerner's gastlichem Haus", oder bei Stuttgart von „Dannecker's Atelier", oder bei Köln vom „Einheitsdom", oder bei Heidelberg vom „großen Faß" (wenn's anders erlaubt ist, solche Celebritäten mit den obigen in Parallele zu setzen) — Himmel! welch' eine Sündfluth von Stoff wogt einem Skizzenschreiber in Heilbronn entgegen! Da wir uns aber einmal die wunderliche Idee in den Kopf gesetzt haben, bereits hundert Mal Geschriebenes zum hundertundeinsten Male wo möglich nicht nachzuschreiben, so schrumpft plötzlich der überreiche Stoff zu einem kümmerlichen Minimum zusammen, und selbst der Doktor Strauß, den wir eben erst mit einem appetit-reizenden „vor Allem aber" heraus gestrichen, wird unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln können. Seinen größten Glanznimbus hat er ja auch längst schon mit eigner Hand von sich gestreift, indem er seine Dogmatik herausgab. Wenn doch unsere Autoren und Künstler bedächten, daß ein kühner Wurf, der Furore gemacht hat, gar selten ungestraft zu wiederholen ist! Freilich, es mag schwer seyn, wenn so ein Opus I. alle Geister in Flammen setzt (es braucht noch nicht einmal Revolution in Zürich hervorzurufen), und der Buchhändler stimulirt um „Etwas Aehnliches" u. s. f., es mag da schwer seyn, Widerstand zu leisten, und nicht nach einem Leben Jesu eine Dogmatik in die Welt zu senden, oder nach einem ersten Hefte „Lieder ohne Worte" ein zweites und drittes, oder nach Einem günstig aufgenommenen Buche über die Rahel noch ein halbes Dutzend andere über Personen, „die ihr nahe gestanden", oder endlich nach einem ersten Theil der Jobsiade, wo der Held bereits gestorben ist, noch einen zweiten und dritten, wo also derselbe nothgedrungen aus dem Grabe wieder aufstehen muß ꝛc. ꝛc. Brentano in München hat einmal in freundschaftlichem Zirkel diese schriftstellerische Erbsünde scharf persifflirt, und zwar in einer Parabel, die zu geistreich ist, als daß wir anstehen könnten, sie zu veröffentlichen. Die Frau eines Fischers, erzählte er, war plötzlich spurlos verschwunden; nach mehreren Tagen zog man ihren Leichnam aus dem Flusse. An den bereits halb verwesten Körper aber hatten sich eine Menge Krebse angesetzt, die ja bekanntlich allem Aase nachgehen. Der Fischer nahm ganz gelassen die Krebse ab und warf sie in den Verkaufszuber. Dann sprach er, mit zufriedenem Blicke auf den reichen Fang: „Man muß das gute Weib noch ein Mal hineinwerfen, will's Gott, so werden sich noch mehr Krebse an sie hängen!"

Heilbronn bietet das erfreuliche Bild eines regen Verkehrs, eines vielfach bewegten Lebens und Treibens, und dabei steht es gerade in einer schönen Mitte zwischen allzu großstädtischem und allzu kleinstädtischem Wesen. Drum mag man sich schnell heimisch fühlen in seinen Mauern, und ist man anders nicht allzu sehr Weltmensch, oder nicht zu sehr Misanthrop, so dürfte es Einem auch wohl auf die Dauer in der freundlich modernisirten alten Reichsstadt behagen. Heilbronn ist daher für den vom Norden heraufkommenden Wanderer eine recht charakteristische Eingangspforte ins Schwabenland; denn dieses hat ja auch einen seiner Hauptreize in jener juste-milieu, die sich von der natürlichen Beschaffenheit der Gebirge, Flüsse ꝛc. und seiner landschaftlichen Physiognomie überhaupt bis auf die Städte und Bewohner erstreckt, die es auch gerade zu einem so geeigneten Boden für große Männer aller Art machte; denn in einem allzu armen Lande und fern allem Verkehr verkümmert leicht im Keime der Genius, mitten im Schooße einer überaus üppigen Natur hat er nicht Zeit, zu sich selber zu kommen (wie ja schon der alte Frankfurter Senator Nicolaus Vogt sehr richtig bemerkt, die Rheinländer *tränken* lieber den Wein, als daß sie Rheinweinlieder darüber *dichteten*), und im allzu lärmenden Getümmel der großen Welt mag er zwar in plötzlich überraschendem Aufflackern eine Zeit lang Staunen erregen, aber schwerlich wird von nachhaltiger Tiefe die Rede seyn können. — Doch diese juste-milieu ist von einer andern Seite auch wieder eine triste-milieu. Will man davon eine recht feste Ueberzeugung gewinnen, so braucht man z. B. nur einen flüchtigen Blick auf die Organe des öffentlichen Lebens in Würtemberg zu werfen — ich meine auf seine politischen Zeitschriften. Man wird nämlich nicht läugnen können, daß in größeren Staaten dem Volke ein *höheres politisches Bewußtseyn* aufzugehen pflegt, während in den kleineren Ländern ein zwar gemüthlicher, aber auch gewöhnlich sehr particularistischer sogenannter Patriotismus Wurzel faßt. Daß aber jenes höhere Bewußtseyn, welches ja diesen Patriotismus nicht ausschließt, sondern vielmehr erst in *rechter* Weise begründet, keine Bahn sich brechen kann, das verschuldet zumeist *der allzu üppige Wucher kleiner, ganz bedeutungsloser Lokalblätter*, die gewöhnlich nur im Volke gelesen werden, während Zeitschriften von Charakter und Gehalt zumeist nur in die Hände der Gebildeten kommen. Recht unwiderstehlich drängte sich uns gerade in Heilbronn die Wahrheit dieses Satzes auf, wo sogar *mehrere* solcher, über seine Ringmauern hinaus wohl unbekannter, Lokalblättchen cursiren, und nach unserer preiswürdigen Manier, sogleich vom Hundertsten ins Tausendste zu springen, nehmen wir hierdurch Veran-

Digitized by Google

lassung, einen Blick auf die würtembergische Journalistik überhaupt zu werfen. Der schwäbische Merkur ist wohl Würtemberg's bedeutendstes politisches Tageblatt; allein welche Bedeutung kann diesem Journal in dem oben berührten Sinne zukommen, da es nur die inländischen Zustände mit Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt, alles Uebrige aber in der Regel kurz und flüchtig aus andern Blättern excerpirt? Für auswärtige Redaktionen ist daher der Merkur unstreitig eine weit reichere Fundgrube als für die inländischen Abonnenten. Nun aber sind wir mit dem Anfange zugleich auch schon am Ende mit dem Ueberblick über die würtembergische politische Tagespresse; denn daß die vielen andern belletristischen und gelehrten periodischen Erscheinungen, an denen dieses Land, wegen seines Buchhandels, reich ist, nicht hierher gehören, versteht sich von selber. Eben so wenig wird man uns zumuthen, etwa den „Schwarzwälder Boten" und Aehnliches in diesen Kreis zu ziehen. Welch' entschiedene Vortheile haben sich dagegen in andern Ländern bereits geltend gemacht durch den Einfluß einer tüchtigen Journalistik aufs Volk! Hat doch unsere Zeit wieder einmal mit Entschiedenheit das Wort des alten Römers ausgesprochen: „Wag' es, vernünftig zu seyn!" und sie eilt mit starken Schritten jenem Höhepunkte entgegen, den schon Tacitus preist, wenn er sagt: „O wie glücklich wäre doch die Zeit, wo man, was man will, denken, und, was man denkt, aussprechen dürfte!" Die „starken Schritte" zwar wird uns mancher Ultra nicht zugestehen wollen, allein eine solche Sache will auch nicht vom idealistischen, sondern vom historischen Standpunkte betrachtet seyn. Es ist noch gar nicht lange her, da konnte Mancher, der so unvernünftig war, vernünftig zu seyn, ganz andere Lieder singen, als: „Ich bin Professor gewesen." Es ist gleichfalls noch nicht lange her, da litt das Wort Börne's noch vielfache Anwendung, wenn er spricht: Als Pythagoras einen neuen Lehrsatz gefunden, opferte er den Göttern hundert Ochsen, und seitdem zittert jeder Ochse, wenn eine neue Wahrheit entdeckt wird. — Darin aber liegen fast alle die schweren Conflicte der Gegenwart begründet, daß die eine Partei über einem allzuluftigen Ideal das Große anzuerkennen vergißt, was bereits geschehen ist, die andere aber von gar keinem Ideal, von gar keinem Geschehen und Werden, sondern blos von einem Seyn und Bleiben etwas wissen will, daß keine der andern die mindeste Gerechtigkeit widerfahren läßt, und schon den bloßen Standpunkt des Gegners für einen Schandpunkt erklärt. Für die Zukunft mag es gut seyn, daß man so extrem geworden ist, und daß die Leute ein Mal recht nach Herzenslust sich ausgetobt, für unsere Tage aber kann man wohl in Betreff dieser schroffen Gegensätze den Kanon Chamisso's anstimmen, der gleich jenem Shakespeare'schen einem Leineweber die Gedärme soll aus dem Leibe haspeln können:

Das ist die schwere Noth der Zeit.
Das ist die Noth der schweren Zeit.
Das ist die schwere Zeit der Noth.
Das ist die Zeit der schweren Noth.

Möchten wir bald in's Präteritum hinüber moduliren dürfen und sagen:

Das war die Zeit der schweren Noth!

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Seit dem Jahr 1816 hat sich die Bevölkerung in dem Kaiserthum Rußland jährlich um 600,000 Seelen vermehrt. Wird nun diese Zunahme bis zum Jahr 1900 keine Veränderung erleiden, so zählt das Land eine Bevölkerung von 94 Mill. Seelen.

Am 18. Nov. starb an den Folgen eines überstandenen Nervenfiebers im 63sten Jahre seines Alters der fürstl. schwarzb.-rudolst. Generalsuperintendent, Consistorialrath, Hofprediger und Oberpfarrer Dr. Christ. Zeh. Abermals ein schmerzlicher Verlust für die evangelische Kirche, da der Vollendete ein eben so gelehrter Theolog, als einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner unserer Zeit und Landesbischof im vollsten Sinne des Wortes war. Schön ist's, wie er seiner Gemeinde auch im Tode vorangeht, er ist der Erste, der auf dem neuangelegten Friedhofe bestattet wird.

Auf Befehl des türkischen Großsultans werden alle christlichen Kirchen und Thürme in seinem Lande untersucht und vermessen. Wo sie das vorgeschriebene Maß überschreiten, werden sie abgenommen. Dann geht's an die Köpfe.

(Frankfurt a. M.) Am 28. d. M. findet in dem Mühlens'schen Saale die erste der Soiréen des Hrn. Eduard Rosenhain statt, in welchen, nach bereits ergangenen Mittheilungen, nur gediegene und klassische Compositionen zur Ausführung kommen werden. — An demselben Tage wird Hr. Dr. Kuhlmann im Saale des „Coliseums" einen Cyclus von Vorträgen eröffnen, worin wichtige Fragen des geistigen und materiellen Lebens besprochen und erörtert werden sollen. Das Specielle über Plan, Form und Inhalt dieser Vorträge ist durch das früher ausgegebene Programm bereits bekannt.

Frankfurter Gewerbverein.

(Schluß des vom Direktor, Hrn. J. P. Wagner, in der ersten Freitagsversammlung der Gewerbtreibenden am 17. d. gehaltenen Vortrags.)

Die Verwaltung erachtet die Freitagsversammlungen auch besonders geeignet zur Begutachtung solcher Entwürfe, über deren Ausführbarkeit und Zweckdienlichkeit noch ganz besondere Zweifel obschweben, ja selbst solcher Entwürfe, die in den Bereich der Träumerei zu gehören scheinen und sich auch wirklich als dahin gehörend ausweisen würden. Als Beispiel will ich nur anführen etwa einen Entwurf zu einer Flugmaschine, oder dem sogenannten Perpetuum mobile. Die Idee für letzteres ist so allgemein bei nicht wissenschaftlich ausgebildeten Anlagen für Mechanik, daß man sie als wahre Kinderkrankheit des Talents für Mechanik betrachten kann. Wäre es nun schon ein großer Gewinn, wenn der von einer solchen Idee Befallene, die sich besonders so leicht der jugendlichen Phantasie bemeistert, blos geheilt und derselbe einem gründlichen Studium zugeführt würde, so würden aber auch gerade derartige Gegenstände Anlaß geben, die Principien zu entwickeln und sonach Stoff in reichlicher Fülle zum Austausch der Ideen und Kenntnisse zu allseitiger Belehrung geben. Ueberdies ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß derartigen Entwürfen öfters die scharfsinnigsten Kombinationen zu Grunde liegen, die zu kennen bei vielen Gelegenheiten von größter Wichtigkeit seyn kann. Die Mittheilung solcher Ideen hat aber noch außerdem ein Verdienst um das

Digitized by Google

Allgemeine schon deshalb, daß Andere dafür bewahrt bleiben, weil deren Unausführbarkeit klar nachgewiesen ist. Freilich gehört dazu ein sehr energischer Entschluß, vor einer so zahlreichen Versammlung eine an sich so viel gegen sich habende Idee vorzutragen, den wir aber weder erwarten noch fordern können. Damit nun dieser Entschluß erleichtert werde und nichts für die Persönlichkeit Verletzendes bei der Beurtheilung vorfallen kann, so wäre es am geeignetsten, wenn der Entwurf einem oder zwei Mitgliedern der Verwaltung oder der Commission anvertraut und erklärt würde. Diese Mitglieder könnten ihn alsdann in einem besonderen Buche mit Beisetzung der Zeit des Empfangs eintragen und von dem Eigner unterzeichnen lassen, oder, wenn er dies nicht wünscht, die Beisetzung des Namens weglassen. Im ersteren Falle würde die Unterschrift versiegelt, so daß Niemand weiter Kenntniß davon nehmen könnte. Der anvertraute Entwurf würde hierauf in der Versammlung mit der beigefügten Erklärung vorgelegt, erläutert und besprochen werden. Bei dieser Anonymität könnte der Eigner zugegen seyn, das Dafür und Dagegen mit anhören, ja selbst gleich Bemerkungen machen oder solche auf dem eingeschlagenen Wege später wieder in die Versammlung gelangen lassen; mittlerweile könnte er auch noch Versuche anstellen, die gemachten Einwürfe zu entkräften, und so würde die Sache zu einer Entscheidung kommen und einem nutzlosen Brüten über die Idee vorgebeugt werden. Zugleich wäre dem Eigner die Priorität der Idee sicher gestellt, wenn später dieselbe anderwärts in Ausführung gebracht werden sollte. Außerdem würde auch durch die Kenntniß der Idee, in dem Falle, daß sie selbst nur als wahrscheinlich ausführbar befunden würde, dem Eigner zum Versuch der Ausführung viel eher ein Beistand in pekuniären Mitteln angeboten werden, die er ohne eine solche Gewährleistung vergeblich suchen wird. Der Eigner darf aber dabei weit weniger besorgen, bestohlen zu werden, als die Ehre der Erfindung, die öfters am meisten reizt, nicht mehr gestohlen werden kann, da das Eigenthumsrecht documentirt ist; wer aber großen Vortheil aus der Erfindung zu ziehen erwartet, wird sich sicher nur mit dem Eigner und nicht mit einem Diebe einlassen, der sich durch die That selbst brandmarkt. — Für ganz besonders wichtig erachtet die Verwaltung die Beantwortung gestellter Fragen in den Freitagsversammlungen. Sie hat daher als Grundsatz aufgestellt, keine, wenn es irgend möglich ist, unerledigt zu lassen. Sollte dem Fragesteller die in der Versammlung ausgesprochene Beantwortung nicht genügen, so bedarf es nur dieser Bemerkung und eine nähere Angabe, worauf besonders Rücksicht zu nehmen sey. Die Verwaltung wird alsdann eine besondere Commission ernennen, welche den Gegenstand gründlich untersucht und in einem Vortrage darüber berichtet. Die Freitagsversammlungen können auch dazu dienen, verschiedene öffentliche Einrichtungen und Anstalten zu einer allgemeineren Kenntniß zu bringen, z. B. die Wasserleitung in ihren verschiedenen Verzweigungen und wie solche bei Feuersbrünsten zum Löschen benützt werden kann. — Auch Biographien ausgezeichneter Industrieller, wie die der Cockerills, Watts, Jacquard, Frauenhofer, Reichenbach ꝛc., dürften gewiß ein allgemeines Interesse; denn die Beharrlichkeit, mit welcher solche Männer ihr Ziel verfolgt haben, flößt Muth und Vertrauen in die eigene Kraft ein und die von ihnen benützten Hülfsmittel haben noch nicht aufgehört, ihre Geltung zu behaupten. Sie ersehen, meine Herren, daß es an Interessantem für unsere Freitagsversammlungen nicht fehlen kann, wenn wir uns wirklich insgesammt dafür interessiren und sie zu dem machen wollen, was dem Principe nach daraus gemacht werden kann. Die Verwaltung kann viel thun und wird, so viel an ihr liegt, es an Eifer nicht fehlen lassen; doch ohne Ihre Mitwirkung bleibt es nur Stückwerk. Im Vertrauen auf Ihre thätige Theilnahme hielt sie es auch für genügend, blos eine Einladungskarte zu allen Freitagsversammlungen dieses Wintersemesters auszugeben, wodurch eine Ersparniß in den Druckkosten erzielt wird, wofür sie Apparate anschaffen zu dürfen, bei der Gesellschaft nachsuchen wird, namentlich solcher, welche die Deutlichkeit der Vorträge unterstützen. Die Ankündigung durch das Intelligenzblatt wird zwar fortgesetzt; indessen dürfte es auch vorkommen, daß die Anwesenheit eines Fremden zu einem Vortrage zu benutzen, oder Angelegenheiten des Tages zu erörtern für räthlich erachtet würde. Die Verwaltung wünscht daher sehr, es möchten alle Freunde des Gewerbwesens diesen einen Abend jede Woche als der Förderung desselben gewidmet betrachten und es sich zum Vergnügen gereichen lassen, sich für diese Angelegenheit zu traulicher Versammlung hier einzufinden. Die Namen der Verwaltungsmitglieder, so wie jener der Commission zur Leitung der Freitagsversammlungen, weist ein aufliegendes Verzeichniß nach und Jeder, wer sich über etwas unterrichten oder Mittheilung machen will, kann sich an das eine oder andere Mitglied wenden. Ich schließe nun mit dem Wunsche, es möchten die Mittel, welche die Verwaltung als zur Förderung der Gewerbthätigkeit für zweckdienlich erachtete, nämlich: die technischen Werke der Bibliothek; die wichtigsten technischen Zeitschriften; die Herausgabe des Gewerbsfreundes und dessen Beiblatt als Inhaltsverzeichniß der verschiedenen Zeitschriften; die Modellsammlung; die Freitagsversammlungen zu Berathungen, Besprechungen, gegenseitigen Mittheilungen, Vorträgen, Anfragen durch die Commission oder den Fragekasten recht fleißig benützt und dadurch die Absicht der Gesellschaft in reichem Maße erfüllt, d. h. die Gewerbthätigkeit in hiesiger Stadt gefördert und dadurch der Wohlstand unter den Gewerbtreibenden erhalten und vermehrt werden. Die Verwaltung lebt der freudigen Zuversicht, daß wenn die vielen Freunde der Industrie sich angeregt fühlen, sie in ihrer Thätigkeit zu unterstützen, der Erfolg nicht ausbleiben werde. Sollte die Verwaltung auch weniger Vertrauen in ihre Mitbürger setzen, als der Redacteur einer auswärtigen technischen Zeitschrift, des polytechnischen Archivs als Beiblatt zur Biene, welcher sagt: „Wir kennen die Verhältnisse des Frankfurter Gewerbvereins nicht; wir kennen aber Frankfurt und wissen, daß es Doten für eine gute Sache an den nöthigen Mitteln niemals fehlen wird, wenn nur die rechten Mittel angewandt werden.“ Unsere Aufgabe ist es demnach, meine Herren, die rechten Mittel aufzusuchen, und die Verwaltung wird sonach gerne sehen, wenn ihr noch sonstige Förderungsmittel bezeichnet würden; doch glaubt sie, daß es hier nicht sowohl auf das Vielbieten, sondern mehr auf die Einrichtung, das Gebotene recht zu nützen, ankomme, und daß ihr Grundsatz: „recht oder gar nicht!“ auch dabei seine volle Geltung bewähren müsse.“

Logogryph.

Im fernen, großen Ocean
Trift man das Ganze häufig an;
Als Halsschmuck sieht man's oft an Frauen;
Man kann auch Häuser damit bauen.

Erscheint es ohne zweites Zeichen,
So nehmet euch davor in Acht:
Es ist gewissen Thieren eigen
Und hat schon Beute viel gemacht.

G. Buck.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. Nov. Der Heirathsantrag auf Helgoland, Lustspiel in 2 Acten, von Schneider. (Gastrolle) Jac Trolle: He. Burmeister, vom Hoftheater zu Wiesbaden. Hierauf folgt: Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Acten, von Loz.

Mittwoch, 29. Nov. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Kohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 330 Donnerstag, den 30. November 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exylly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

Plötzlich schreckte eine Hand, die unserm Helden zutraulich auf die Schulter klopfte, denselben aus seinen zärtlichen Träumen auf. Er erkannte in dem ungebetenen Gast einen seiner besten Freunde, Namens Alfred von Laborie, welcher sich, trotz seiner Jugend, schon einen bedeutenden Ruf als Advokat bei dem Tribunal zu Toulouse erworben.

„Mein Freund," begann Laborie, „ich vertheidige gegenwärtig vor den Assisen einen Piemonteser, Namens Remondi, welcher des Meuchelmordes angeklagt ist; ist Dir vielleicht der Mensch näher bekannt?"

„Welche Frage!" rief Josephin mit dem Ausdrucke des äußersten Staunens und Abscheues.

„So auffallend Dir auch die Frage erscheinen mag, so richte ich sie doch nicht ohne besondern Grund gerade an Dich. Diesen Morgen begab ich mich in das Gefängniß, um eine letzte Unterredung mit meinem furchtbaren Klienten zu halten. Ich fand denselben eingeschlafen; doch schien er von bangen, ängstlichen Träumen beunruhigt, denn er sprach mit lauter Stimme seltsame Worte, ohne Zusammenhang und Verbindung, von einem Spiele seiner Muskeln und von Bewegungen begleitet, welche mir Schauder einflößten. Während des unruhigen Schlafs entfuhr wiederholt den Lippen des Piemonteses der Name Boudry! Als Remondi aufwachte, schien es ihn unangenehm zu überraschen, mich an seiner Seite zu sehen. Diese Eisenseele, welche selbst die gewisse Perspektive des Schaffots nicht beugen konnte, erschien seit jenem furchtbaren Traum nicht mehr so ruhig und gefaßt vor mir, als zuvor. Darüber mit Recht erstaunt, suchte ich Remondi durch geschickte Fragen sein Geheimniß zu entlocken. Der Verbrecher behauptete aber, nie im Verkehr mit einem Menschen, Namens Boudry, gestanden zu haben. Nur der Zufall, bemerkte er, hätte diesen Namen auf seine Lippen kommen lassen können, wenn ich nicht vielleicht gar etwas zu vernehmen geglaubt, woran Remondi's Herz nicht gedacht. Da Du nun versicherst, Remondi nicht zu kennen, so will ich Dir den Verdacht mittheilen, welcher bei der Nennung jenes Namens in mir aufstieg. Du erzähltest mir vor zwei Jahren, kurz vor dem Tode Deines Vaters, von einem nächtlichen Anfalle, welcher auf denselben gemacht, so wie von dem beträchtlichen Raube von 50,000 Francs, der von zwei Bösewichtern an demselben verübt worden. Ein Individuum nun, welches fähig ist, seine Hand mit Blute zu besudeln — denn ich erkenne den Piemonteser für schuldig, ein solches Individuum, sage ich, kann auch wohl unter denen gewesen seyn, welche vor zwei Jahren Deinen Vater überfielen und beraubten. Raub und Meuchelmord gehen ja gewöhnlich Hand in Hand. Remondi, in dessen Seele noch nicht alles Gefühl erstorben scheint, konnte wohl im Schlafe von der Erinnerung dieses noch ungeahndeten Verbrechens beunruhigt werden. So sind, im Falle meine Vermuthung richtig ist, die seltsamen Aeußerungen, das auffallende Benehmen Remondi's während des Schlafes allein erklärlich. Was sagst Du zu der Geschichte, Freund?"

„Daß mir Deine Vermuthung etwas gewagt erscheint, daß Du aber vielleicht der Wahrheit auf der Spur bist!"

„Es wäre alsdann, im Falle mein Verdacht auf Remondi gegründet ist, nur noch der Name seines Mitschuldigen zu ermitteln."

„Höre, Freund, der Raub der 60,000 Francs hat das Erbtheil, das mir von meinem Vater bestimmt war, bedeutend geschmälert. Wenn es Dir gelingt, mir diese Summe wieder zu verschaffen, auf welche ich schon so lange Verzicht leisten muß, so verbürge ich mich, Dir ein Fünftheil davon als Lohn Deiner Bemühung zu geben. So gewinnen wir, denk' ich, beide bei dem Handel."

„Ich verspreche Dir, morgen, nach der Publizirung des Urtheils, Remondi von neuem auszuforschen, und falls er nur zur Galeere verurtheilt ist, bis zu seiner Abführung auf dieselbe nichts zu versäumen, um ihn zu einem Geständniß zu bringen. Doch ich will Dich nicht ferner in Deinen Betrachtungen stören. Ein Mensch, welcher in der Straße Clémence-Isaure bei solcher Kälte auf- und abwandelt, ist sicherlich verliebt, und Verliebte wünschen stets ungestört und allein zu seyn."

„O, Freund, es ist nicht so gefährlich, wie Du es machst; Dein Josephin hält hier nur seine Morgen-Promenade! Das ist Alles!"

„Ja, eine Promenade bei 13 Grad Kälte, unter den Fenstern einer gewissen Arleserin, welche mit Recht von den jungen Elegants in Toulouse „die Rose der Liebe" genannt wird; doch ich muß fort auf's Tribunal! à revoir, mein Bester!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Schwäbische Skizzen.

(Schluß.)

IX. Die Weiber von Schoendoef und Göppingen.

(Ein Pendant zu den Weibern von Weinsberg.)

Die Weinsberger Weiber haben so gut ihr altes, wohlerworbenes Renommée, wie nur immerhin die Berliner Eckensteher, oder die Kölner elftausend Jungfrauen, oder die Wiener Kästenbraterweiber, oder die Pariser Damen der Halle u. s. f. und Weinsberger Weibertreue ist so gut ein vielgepriesener Local-Artikel, als Göttinger Mettwürste, Mainzer Schinken, Straßburger Gänseleberpasteten, Teltower Rübchen, Kronberger Kirschen und Selterser Wasser. Alle Welt redet und singt von diese sagenhaften Heldenthat, aber von der Schorndorfer und Göppinger Weibertreue, die doch ganz historisch und genugsam beglaubigt vorliegt, spricht kein Mensch. Freilich, wenn wir unsern Bericht darüber beendigt haben werden, können wir nicht den Bürger'schen Schlußvers:

Fällt mir einmal das Freien ein,
So muß es Eins aus Weinsberg seyn!

auf unsern vorliegenden Fall anwenden, vielmehe würde wohl jeder freiheitsliebende Junggesell, dem man bei unsern Heldinnen einen solchen Schritt aufzwingen wollte, lieber gleich dem Republikaner Beaurepaire mit dem Ausrufe: Liberté, liberté! eine Kugel sich durch den Kopf schießen, als unter ein vorauszusehendes ewiges Pantoffelregiment seinen Nacken beugen. Doch hören wir die Geschichte.

Zur Zeit des für Deutschlands Südwesten so verheerenden orleans'schen Krieges war der Herzog von Würtemberg nach dem Einfalle der Franzosen außer Landes gegangen, und die Behörden von Stuttgart, damals blos willenlose Werkzeuge eines intriguirenden französischen Commissärs, schickten im Namen der Regierung die gemessensten Befehle im Lande umher, den Franzosen durchaus keinen Widerstand zu leisten. So kam es, daß die bedeutenden Festungen Hohenaßberg und Tübingen ohne Schwertstreich in Feindes Hand fielen. Anders aber sollte es den Franzosen in Göppingen und Schorndorf ergehen. Die Bürger, allzu gewissenhaft den Befehlen einer usurpirten und ungesetzlichen Regierung gehorchend, blieben unschlüssig und wagten es nicht, sich den Feinden zu widersetzen. Ein französischer Commissär kam nach Schorndorf, die Besatzung zur Uebeegabe aufzufordern. Was er mit guten Worten nicht fertig bringen konnte, das suchte er durch Brand und Verwüstung zu erreichen. Aber ein Haufe Weiber, die vor dem Rathhause versammelt waren, hatten diese letzten Schreckensworte gehört. Sie eilten mit der Nachricht davon rings umher in der Stadt, und nach kurzer Frist schon zogen starke Rotten von Weibern „mit allerhand Küchen- und Stallgewehr bewaffnet", wie sich ein damaliger Schriftsteller ausdrückt, die Straßen entlang. Der französische Commissär hatte sich unterdessen aus dem Rathhause entfernt, aber auf der Straße fiel ein großer Schwarm der heroischen Weiber über ihn her und jagte ihn wieder ins Rathhaus zurück. Hier nahm der Stadtcommandant den Verfolgten in Schutz und ließ die Zugänge des Gebäudes sperren. Als dies der wüthende Haufe gewahr wurde, schlugen sie ein förmliches Bivouac auf dem Marktplatze, theilten sich in Compagnien von je vierzig Personen, stellten Wachen aus, zündeten Wachtfeuer an (es war im Dezember) und wählten Offiziere. „NB.", (bemerkt hierbei der anonyme Verfasser einer damaligen Brochüre „das Schorndorfer Weibervolk und der gallische Hahn"), „die bösesten Weiber wurden zu Offizierinnen erwählt, und das war ihr Zeichen, daß sie einen Degen an der Seite trugen." „Was für Schmachworte und Spottreden mit den unerhörtesten Marter- und Todesdrohungen die Gefangenen in dieser Zeit einnehmen mußten", fährt er dann fort, „ist nicht zu beschreiben. Sie ließen Niemanden ein noch aus, bis endlich nach drei Tagen würtembergischer Succurs heranzog und die Stadt entsetzte." Den französischen Unterhändler ließen sie sogleich laufen, dem Stadtcommandanten aber ward nicht eher die Freiheit gewährt, bis er feierlichst gelobt hatte, jedem Commissär der gegenwärtigen Regierung, besonders aber diesem Gesellen, den Einlaß zu verweigern. So ward Schorndorf gerettet.

Ganz ähnliche Vorfälle trugen sich in dem gleichfalls schwäbischen Städchen Göppingen zu, wir enthalten uns daher einer weiteren Ausführung derselben.

Stehen diese vaterlandstreuen Amazonen den Weinsberger männertreuen Heldinnen nicht würdig zur Seite? Aber dennoch befällt uns bei allee Bewunderung ein heimliches Grauen, wenn wir an diese Damen denken, welche damals als Offizierinnen fungirten und den Degen an der Seite trugen! Allein es sind schon 150 Jahre und d'rüber, seit sich diese Geschichten ereignet, und wer etwa das Glück seines Lebens in Schorndorf oder Göppingen gefunden zu haben wähnt, dem braucht es durchaus nicht bange zu seyn, daß seine Zukünftige vielleicht ehemals auch in der Zahl derer gewesen, die eine Befehlshaber-Charge bekleidet und mit ihren „grausamen Spott-, Schimpf- und Marter-Reden" den armen Franzosen so jämmerlich eingeschüchtert haben.

W. R.

Die gefangene Fürstin.

(Scene aus dem Tscherkessenkriege.)

Unter den Gefangenen, die wir auf dem früher geschilderten Streifzuge gemacht hatten, befand sich ein junges Mädchen aus der Familie eines der bedeutendsten Häuptlinge der Abasechen. Diese erhielt beim Rückzug ihr eigenes Pferd und einen zuverlässigen Tscherkessen zum Führer, dem der General die Obhut seiner Gefangenen dringend auf die Seele band. Die ganze Gestalt des Mädchens war von einem großen weißen Tuch umhüllt, so daß nichts von ihr sichtbar war, als ihre großen blauen Augen, die sie oft wehmüthig nach den Bergen zurückwandte. Ihre Umgebung würdigte sie keines Blickes, und schien keineswegs niedergeschlagen, sondern ritt in stolzer Haltung schweigsam den anderen Gefangenen voraus. Ihr Benehmen fiel dem General auf; ee traute der Schönen nicht, und befahl dem Führer nochmals, sie nicht einen Moment aus den Augen zu lassen. Nachdem wir mehrere weniger bedeutende Bergströme glücklich hinter uns hatten, kamen wir an die Chodse, deren stark angeschwollener Strom seine hochschäumenden Wogen brausend ins Thal hinabrollte. Mit Mühe ward eine Furt gefunden, wo das Wasser den Pferden nur bis zur Mitte des Sattels reichte. Die Vorhut kam glücklich hinüber; als aber die Artillerie folgte, fielen ein Pulverkaeeen und eine der Kanonen

Digitized by Google

ins Wasser. Es kostete mehrere Stunden angestrengter Arbeit, diese wieder heraus und ans andere Ufer zu schaffen. Inzwischen war weiter oben eine zweite Furt gefunden worden, wo man, um nicht unnöthigerweise noch mehr Zeit zu verlieren, alsbald die Gefangenen hinüberbrachte. Wir blieben an der untern Furt, und unsere Aufmerksamkeit war noch auf die gesunkene Kanone gerichtet, als wir einen kurzen Schrei vernahmen und gleich darauf einen weißen und hinter diesem einen dunkeln Körper blitzschnell auf der schäumenden Fluth vor uns vorbeischießen sahen. Es waren die Abasechenfürstin und ihr Führer. Sie hatte sich mitten im Strom vom Pferd in's Wasser gestürzt. Glücklicherweise theilte sich die Chodse ein wenig weiter abwärts in zwei Arme, deren einer, in welchen die Schwimmenden getrieben wurden, so seicht war, daß der Tscherkesse mit den Füßen Grund fassen und so sich selbst und die ihm Anvertraute retten konnte. Er war dem Untergange schon sehr nahe gewesen, denn als er die Schwimmende einholte und ergreifen wollte, stieß sie ihn heftig zurück und wollte ihn, da er nicht abließ, mit sich in die Tiefe ziehen; es gelang ihm mit Mühe, sich loszumachen und die Widerstrebende an ihren langen Haaren festzuhalten. Nachdem der Tscherkesse Grund gefaßt hatte, ward sie von jener seichten Stelle aus an's andere Ufer hinüber geschafft. Hier stand sie nun wie eine Herme, ohne Schleier, die Hände auf der Brust gekreuzt, das nasse Gewand fest an ihrem Körper anliegend — ein wunderschönes Mädchen mit niedergeschlagenen Augen, blond, bleich, bewegungslos, nur daß sie von Zeit zu Zeit das triefende, um die Schultern herabhängende Haar mit der Hand aus der Stirne strich. Es war ein unvergeßlicher Anblick; und trotz der großen Aufregung nach so mancher kaum überstandenen Gefahr herrschte plötzlich die größte Stille im ganzen Kreise der Männer, der sich um das schöne Heldenmädchen versammelt hatte. Nachdem General S. eine Weile stumm die Augen auf sie geheftet hatte, wandte er sich an einen der uns ergebenen Häuptlinge und fragte ihn, wie viele russische Gefangene der Feind wohl für das Mädchen geben würde. „Sechs," war die Antwort. — „Nimm sie, und bring' mir die Russen morgen." Der Häuptling drückte seine rechte Hand an die Stirne und küßte sie — der gewöhnliche Gruß der Tscherkessen. Dann schwang er sich auf sein Pferd, ließ die Freigegebene auf ein anderes heben, ergriff dessen Zügel und führte sie wieder zurück über den Fluß. Von ihr — kein Blick des Dankes; nur als sie sich zum Wegreiten wandte, maß sie mit ihren schönen Augen den General vom Kopf bis zu den Füßen, und wieder eingehüllt, verschwand sie bald unsern Blicken. Die sechs russischen Gefangenen wurden, wie sich's nach dem gegebenen Wort des Häuptlings von selbst verstand, am nächsten Morgen richtig abgeliefert. *a.* (A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 20. Nov.) Unser politischer Groß-Mogul, Rellstab, ist ein solcher Recensir-Virtuose geworden, daß er neulich eine vollständige Kritik über die dritte Aufführung der „Medea" in der Vossischen Zeitung abdrucken ließ, über die „Medea", statt welcher „Doktor Wespe" gegeben, ward. Ein paar Hundert Exemplare waren schon gedruckt, da ward erst ruchbar, daß „Doktor Wespe" statt der „Medea" gegeben ward. Nun wurde geschwind was Anderes hingesetzt, aber wir haben Rellstabs Virtuosität, vorher die Kritik zu schreiben, doch erkannt. Aehnlich schrieb gestern Hofrath Dr. Rousseau in der „Preußischen Allgemeinen", Madame Crelinger habe in einem Konzert „mit Weihe und Kraft" gesprochen. Sie war aber an dem Abende in „Wallensteins Tod" beschäftigt, und in dem Konzert gar nicht zu sehen. Auch der Spener'schen passirte früher ein Mal so was Menschliches. Soweit haben's unsere Kritiker schon gebracht! Der Ruhm der Kritik unserer Residenz ist also hinlänglich begründet. — Die „Preußische Allgemeine" tritt jetzt immer nachdrücklicher auf; sie druckt consequent Artikel aus andern Zeitungen nach, ohne die Quelle anzugeben. Ich finde das originell! (Trier. Z.)

(Frankfurt a. M.) Die außerordentliche Thätigkeit unserer Theater-Direktion und der Mitglieder unserer Bühne, welcher wir ein eben so reichhaltiges als interessantes Repertoire verdanken, wird gewiß von Niemanden in Abrede gestellt werden können, und findet in dem immer fortwährend zahlreichen Theaterbesuch die beste Anerkennung. Man vergleiche die Repertoire anderer und erster Bühnen Deutschlands (S. Lew. Eur.) und man wird die faktischen Belege unserer Behauptung vorfinden. Wie die hiesige Regie die besseren älteren Stücke wieder hervorsucht, so führt sie uns auch die besseren neuen vor. — Nächsten Montag, den 4. Dez., wird das vielen Orten mit Beifall aufgenommene Lustspiel — „Der Steckbrief", — von R. Benedix, dem Verfasser des „Doktor Wespe" und des „Langen Israel", zum Erstenmale und darauf — „Der alte Feldherr" — in neuer Einstudirung gegeben. Im letzteren wird unser pensionirter A. Leißring die Rolle des Lagienka darzustellen die Gefälligkeit haben. Lange Jahre ein Liebling der Theaterfreunde, denen er so manchen Abend durch seine köstliche Laune und die Gemüthlichkeit seines Spiels erheiterte, wird er jetzt um so freundlicher begrüßt werden, als die Absicht seines nochmaligen Auftretens eine humane ist. Genannte Vorstellung ist nämlich zum Besten des Theater-Pensionsfonds bestimmt, dessen Hülfsmittel für seine Verpflichtungen kaum ausreichen. Diese Anstalt unterhält eine große Anzahl verdienter Theater- und Orchestermitglieder zum Theil mit starken Pensionen, und in kurzer Zeit wird die Zahl der Pensionäre sich noch vermehren. Da das Publikum alte und alternde Schauspieler nicht mehr sehen mag, so möge es dagegen auch die dargebotenen Gelegenheiten, den Pensionsfond zu unterstützen, nicht unbeachtet vorübergehen lassen.

Korrespondenz.

Darmstadt 26. Nov.

Unsere beiden großen Singvereine „Sängerkranz" und „Harmonie" schreiten rüstig neben einander fort und entfalten einen edlen Wetteifer, der den Kunstzwecken, die sie verfolgen, sehr förderlich zu seyn scheint. Letzterer hatte am vorigen Montag eine Abendunterhaltung im Saale des Gasthofs zur Traube, welche diesmal ein besonderes Interesse darbot, indem, außer mehreren ansprechenden Compositionen von Hrn. L. Spaner und andern Gesängen, die gut vorgetragen wurden, zugleich auch der feierliche Act der Enthüllung und Einweihung der neuen Vereinsfahne statt fand, wobei ein für diesen Zweck gedichtetes Lied von der ganzen zahlreichen Gesellschaft gesun-

Digitized by Google

gen wurde. — Unserem Theater droht ein Verlust durch den bevorstehenden Abgang von Fräul. Steck, welche, wie wir vernehmen, die heiteren Spiele der Kunst mit dem prosaischen Ernste des Lebens vertauschen und — bald heirathen wird. Wir werden sie mit dem theilnehmenden Gedanken entlassen, daß das Leben, wenn man es schon im Bilde vielfach erfaßt und glücklich dargestellt hat, in der Wirklichkeit desto leichter zu begreifen und — auch zu ertragen ist. — Unser Schauspiel-Repertoir brachte im Laufe der Saisen viel Neues, so erst am letzten Dienstag das Drama: „Noch ist es Zeit", welches sehr gefiel. Hr. Becker (v. Strahlen) war in seiner heutigen Darstellung sehr interessant; Fräul. Steck (Pauline) zeichnete ein Musterbild des Kampfes zwischen Neigung und Pflicht, und Fräul. Marie Fürst entfaltete als Mariane alle die Annehmlichkeiten, die ihrem Spiel und ihrer einnehmenden Persönlichkeit so ganz eigen sind. — Um schließlich noch einer Theaterneuigkeit zu erwähnen, will ich nicht unbemerkt lassen, daß Hr. Louis Dessane aus Paris vorgestern das neue Blas- und Bogen-Instrument Melophon producirte und durch die Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit der Töne desselben jenen ungetheilten Beifall errang, der ihm auch schon anderwärts, namentlich zu Mannheim, zu Theil geworden ist.

Kassel, im Nov.

Die vielbesprochene Verlegung unseres Todtenhofes hat zu sonderbaren, ja zu tragi-komischen Scenen Anlaß gegeben, wovon wir den Lesern eine in kurzen Umrissen zum Besten geben wollen. Das kinderlose, in den Jahren schon vorgerückte Ehepaar X. ließ sich auf dem alten Friedhofe eine Gruft erbauen, welche nur zwei Särge aufnehmen konnte. Mann und Frau wollten hier eben so ruhig und ungestört dereinst zusammen wohnen, als sie bisher gelebt, nicht ahnend, wie ihnen dieses Ruheplätzchen ein Zank- und Tummelplatz werden würde. Eines Tages meldet sich Hr. Y., ein reicher und sehr angesehener Mann, und bittet um die Erlaubniß, seine eben gestorbene, ihm so theurere Ehehälfte einstweilen und so lange in die erbaute Gruft beisetzen zu dürfen, bis sein Familienbegräbniß, so er zu erbauen beabsichtige, vollendet. Dem Hrn. Y. ließ sich eine so billige Forderung nicht abschlagen, besonders da er die Absicht, mit dem Bau bald anzufangen, durchblicken ließ. Einige Jahre vergehen, da kommt He. Y, entschuldigt sich wegen Verzögerung des Baues; er habe mit dem Maurermeister sich bisher nicht verständigen können, werde aber bald anfangen; jedoch hoffe und wünsche er, beide Theile möchten diese Wohnung so spät als möglich beziehen; nur eine Bitte habe er, es sey um leben und sterben zu thun, Hr. X. möchte ihm die Erlaubniß auch ertheilen, im Fall plötzlichen Ablebens so lange bei seiner Gemahlin beigesetzt zu werden, bis der beabsichtigte Bau vollendet. Hr. X. meint, an einen solchen Fall sey bei dem guten Aussehen des geehrten Herrn gar nicht zu denken. Y. aber dringt darauf, ja läßt sich die Erlaubniß schriftlich geben. Einige Wochen darauf stirbt Y. Die Söhne finden die schriftliche Einwilligung und lassen den Papa in die Gruft des X. beisetzen. Die alten Eheleute dringen nun auf Ersatz auf den neuen Todtenhof. Die Söhne des Y. wollen aber davon nichts wissen, da ja der Todtenhof verlegt und sie nicht verpflichtet seyen, auf den neuen Friedhof Hrn. X. Ersatz zu leisten. X. will die Särge herausseßen, wird aber natürlicherweise daran verhindert und wird wohl, da ihm der Kukuk diese Eier in sein Nest gelegt, sich ein anderes Nestlein bauen müssen.

Mainz, 28. Nov.

(Eingesendet.)

Seit einiger Zeit haben sich der Korrespondent der Didaskalia und die Mainzer Unterhaltungsblätter heftige polemische Scharmützel geliefert, in welchen nicht nur Ströme von Dinte vergossen worden sind, sondern auch zuweilen grobes Geschütz angewendet worden ist. Es handelte sich in diesem Federstreit aber weder um das aus der Balance gekommene europäische Gleichgewicht, noch um eine Staatsfrage, noch um irgend etwas Erhebliches, sondern lediglich darum, ob Hr. Anwalt Dr. Zitz die fernere Vertheidigung des Muttermörders Peter Fuhrmann abgelehnt, oder ob er sie vor dem Gerichte zu Alzei führen würde. Es mußte daher auffallen, als plötzlich das ehrenwerthe Barreau von Alzei in dieser Sache ebenfalls sein Schlachtroß bestieg und in der Mainzer Zeitung zu Felde zog mit einem mit sieben Unterschriften (zufällig die Zahl der sieben Weisen Griechenlands) versehenen geharnischten Artikel, der in Bezug auf Hrn. Dr. Zitz eben nicht sehr collegialisch ist und eine Erklärung von diesem veranlaßte, worin er mit Ruhe und ohne Leidenschaft versichert, daß er die Streitartikel der Guelfen und Ghibellinen auf keinerlei Weise veranlaßt habe; daß es jedoch der Wahrheit gemäß sey, daß der Korrespondent der Didaskalia auf mündlichem Wege durch einen Dritten bei ihm habe anfragen lassen und den Bescheid von ihm erhalten, daß er Fuhrmann auch in Alzei theilweise vertreten würde, da er damals und selbst viel später des Glaubens gewesen sey, die Vertheidigung jenes Delinquenten im Vereine mit einem seiner dortigen Collegen zu führen. Diese Meinung des Hrn. Zitz konnte um so weniger auffallen oder Tadel verdienen, da, wie allgemein verlautet, ferner von ihm vertheidigt zu werden, Fuhrmann's heißester Wunsch gewesen ist, es dem Beklagten auch frei steht, außer seinem Offizial-Anwalt, wenn wir nicht irren, noch drei andere Personen zu erwählen, die ihn unter Assistenz des ersteren berathen und nach Befinden der Umstände auch vertheidigen können. Fuhrmann's gänzliches Abstrahiren von seinem früheren Vertheidiger, der ihn mit Wärme, Sachkenntniß und der größten Uneigennützigkeit hier und in Darmstadt vertheidigt hat, würde daher nur einen Beweis schwarzen Undanks von dessen Seite liefern. — Mag die Sache sich übrigens verhalten, wie sie will, Hrn. Zitz kann kein Tadel treffen — und so hoffen wir, daß dieser Kampf, der gewissermaßen an Cervantes unsterblichen Helden erinnert, der auch seine starke Lanze gegen Windmühlen einlegte, die er im Taumel ritterlicher Begeisterung für Riesen gehalten hatte, beendigt seyn wird; car c'était beaucoup trop de bruit pour une omelette. △

Charade.

Die Erste kann leicht rühren dich,
Ist gleich dein Herz so hart — wie Stein.
Die Zweite findet häufig sich
Im Garten, Feld; gewiß im Hain.
Beim Ganzen wird stets Geld gespart,
Reis't man nach der Apostel Art.

K. Rahn.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 329.

Korallen. Krallen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. Nov. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 8 Abth., Musik von Mozart.

Samstag, 2. Dez. Das Leben ein Traum, Drama in 5 Acten, nach Calderon von S. West.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rahn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 331. Freitag, den 1. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Expilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

III.

Während unser armer Josephin sich vor den Fenstern Rosa's verfror, vergeblich auf ein Zeichen von der Geliebten harrend, spreizte sich Moreau, mit größerer Kunst als je equipirt und frisirt, triumphirend vor seinem Ladentische.

„Hier wird", sprach er, indem er sich froh die Hände rieb, „also bald meine reizende Rosa thronen, und Aller Augen entzücken!"

Er sah schon im Geiste die schönsten Damen von Toulouse, welche bis jetzt Bedenken getragen, bei einem Garçon einzukaufen, nun seinem Magazin zuströmen, welches durch die Gegenwart einer Dame geheiligt war; er sah, wie die jungen Elegants der Stadt sich in seinem Magazine drängten und mit neuen, glänzenden Napoleons das Glück erkauften, die Königin des Etablissements einige Augenblicke bewundern zu können.

Moreau trat den Tag über mehrere Male aus seinem Laden auf die Straße, um mit unverwandtem Blicke das Bild zu betrachten, welches über dem Eingange seines Magazins prangte.

„Ja, ja," sprach er dann, in Anschauung des Bildes verloren, „man nennt mit Recht dieses Magazin das der schönen Arleserin; ich habe zwar jetzt nur noch die Kopie, doch werde ich bald so glücklich seyn, das Original zu besitzen."

Die Leser haben ohne Zweifel schon aus der bisherigen Darstellung erkannt, daß die Neigung, welche Moreau zu Rosa hinzog, nicht von der reinsten, edelsten Art war. Niedere Gewinnsucht und Eitelkeit war es meist, was den Kaufmann mit solcher Leidenschaft für die Arleserin erfüllte.

War sie doch das schönste und liebenswürdigste der Mädchen von Toulouse; sowohl das reizende, malerische Kostüm ihrer Geburtsstadt, welches ihr so trefflich zu Gesicht stand, wie der schmachtende Ausdruck ihrer großen schwarzen Augen, zogen Aller Blicke auf die junge Waise. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit Rosa's waren der wunderbare Magnet, welcher nach Moreau's Berechnung die reichen Bewohner von Toulouse und die große Zahl der Fremden, die in Rechtsangelegenheiten die genannte Stadt besuchten, an seinen Ladentisch zaubern sollte. So sad und beschränkten Geistes uns der junge Kaufmann auch bis jetzt erschien, so zeigte er doch stets einen seltenen Scharfsinn, wenn es sich um die Förderung seiner merkantilischen Interessen handelte.

Um acht Uhr des Abends verfügte sich Franz Moreau wieder, nach dem Schlusse seines Magazins, in die Wohnung seines zukünftigen Schwiegervaters. Im Augenblicke, da er die Schelle der Hausthüre Fruchot's anziehen wollte, gewahrte er hinter einer der Platanen, welche den Platz vor dem Hause des Huissiers beschatteten, eine dicht in einen Mantel gehüllte Gestalt. Moreau richtete seine Blicke einige Augenblicke unverwandt auf dieselbe. Die Gestalt entfernte sich mit einer raschen Bewegung in die nächstgelegene Straße, und der junge Kaufmann trat alsdann durch die inzwischen geöffnete Hausthüre Fruchot's.

Moreau fand bei seiner Ankunft den Huissier gerade beschäftigt, mehrere Zahlbefehle und Taxationen zu ordnen, welche er den andern Tag zu exequiren gedachte. Rosa saß in der Nähe des Kamins. Während ihre Gedanken bei Josephin, waren ihre kunstreichen Finger eifrig an einer Stickrahme beschäftigt.

„Ah, Sie hier, Herr Moreau!" begrüßte Fruchot den Eintretenden, indem er ihm freundschaftlich die Hand reichte. Sich alsdann zu Rosa wendend, fuhr er in feierlichem Tone fort: „Ich habe die Ehre, Mademoiselle, Ihnen in Herrn Moreau Ihren zukünftigen Gemahl vorzustellen."

Rosa machte eine stumme Verbeugung, und setzte alsdann ihre Arbeit fort.

„Nun, wird's bald?" fuhr der Huissier heftig auf. „Wie lange wirst Du Dich noch besinnen, Deinem Zukünftigen einen Stuhl hinzustellen?"

„O, schelten Sie Fräulein Rosa nicht!" entgegnete Moreau, indem er dem Mädchen, das indessen aufgestanden, entgegen eilte und den Stuhl aus den Händen nahm, welchen sie ihm eben zubringen wollte.

„Noch etwas spröde und schüchtern!" bemerkte hierauf Fruchot, „doch das wird sich, denk' ich, mit der Zeit schon geben. A propos, hat das Tribunal in der Sache des Piemonteser's schon entschieden? Man spricht allgemein davon, als würde R. mondi, der Mörder, zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt werden."

Diese Frage Fruchot's schien den Kaufmann in nicht geringe Verlegenheit zu setzen, doch entgegnete er nach einiger Besinnung:

Digitized by Google

„Die Strafe wäre wohl zu gelind."

„Wofür stimmten Sie also, wenn Sie Glied der Jury wären? . . ."

„Für den Tod!" entgegnete Moreau mit zitternder Stimme. „Doch lassen wir den Piemontesen! Sie denken ohne Zweifel Beide nicht," fuhr er dann wieder scherzhaft fort, „welche seltsame Gestalt mir begegnete, als ich den Fuß auf die Schwelle dieses Hauses setzte."

„Wahrscheinlich irgend ein verliebter Troubadour, der sich zum Rendezvous stellte!" entgegnete in munterem Tone der Huissier.

„Sie mögen es getroffen haben! Der seltsame Standort des Menschen wenigstens, seine geheimnißvolle Vermummung, sein rasches Entweichen, als er mich bemerkte, lassen irgend einen schwärmerischen Don Juan in ihm vermuthen."

„Sie haben also den Don Juan nicht erkannt?" fragte hierauf Fruchot, indem er Rosa mit einem bedeutungsvollen Blicke fixirte.

„Das war mir unmöglich, indem er sich bei meiner Annäherung so rasch entfernte, daß ich nicht Zeit fand, ihn genauer zu betrachten. Doch scheint mir der Mensch jedenfalls damit umgegangen zu seyn, den Frieden und das Glück eines Ehemanns in der Nachbarschaft zu stören. Wehe den Männern in unserer Zeit, welche ihre Frauen nicht durch verdoppelte Liebe und Zärtlichkeit an sich zu fesseln suchen und sich ihnen auf alle mögliche Weise angenehm und unterhaltend zu machen bemüht sind! Was mich betrifft," fuhr er dann fort, sich zur Arleserin wendend, „so soll es nach unserer Verbindung meine einzige Sorge, mein eifrigstes Streben seyn, auch den leisesten Ihrer Wünsche zu befriedigen."

(Fortsetzung folgt.)

Wittekind.

Der Verfasser des „Kaiser Franz und nicht Wittekind" überschriebenen Artikels in Nro. 319 der Didaskalia will, daß man an die Seite der Bildsäule Karls des Großen diejenige Franz II. setze, statt, wie mehrfach vorgeschlagen worden, Wittekind auf unserer Mainbrücke zu verherrlichen. Ich schreibe diese Zeilen nicht, um zu erörtern, welchen Eindruck die Nebeneinanderstellung der Standbilder der zwei Männer, die zuerst und zuletzt die römische Krone in Deutschland trugen, machen möchte — sie wäre vielleicht einem öffentlichen Lehrstuhle der Geschichte gleichzuachten — sondern nur um die Vorwürfe zurückzuweisen, die in dem fraglichen Aufsatze dem alten „Herzog von Westphalen" gemacht werden.

Der Geschichtskundige fragt nicht ob, sondern weiß, daß Wittekind die Bewunderung aller Zeiten und Völker verdient wegen der Ausdauer und Tapferkeit, womit er sein Volk und sein Land gegen einen übermächtigen Eroberer vertheidigte, und erkennt in den unter seiner Leitung geführten Kämpfen eines der Haupt-Volksstämme, welche später das deutsche Reich bildeten, allerdings eine Verherrlichung des deutschen Namens.

Wittekind bekämpfte nicht wie ein rasender, sondern wie ein wegen des Anfalls auf Alles, was nur irgend der Vertheidigung werth ist, mit Recht ergrimmter Löwe einen starken Eroberer; war sein Gegner stark und groß, so war seine Ausdauer um so verdienstlicher, und alles Elend dieses langwierigen Krieges hat nicht er, sondern sein Gegner verschuldet. Dem Wittekind zur Last zu legen, was Karl Gewaltsames gegen die Sachsen gethan, ist eben so viel, als den Peruanern und Mexikanern Vorwürfe machen wegen der von Pizarro und Cortez verübten Grausamkeiten. Daß der alte Sachsenheld Christ wurde, gleichviel, ob gezwungen oder freiwillig, und sein Volk seinem Beispiele folgte, ist, wenn anders die Völker in dem Christenglauben ihr Heil finden, für ihn kein Gegenstand des Vorwurfs; schaudern aber wird die späteste Menschheit, denkt sie an des großen Karls Bekehrungsmittel.

Jetzt noch eine beiläufige Bemerkung: Es ist nichts dagegen zu sagen, daß die Frankfurter dem Fürsten, der zuerst die römische Krone nach Deutschland brachte und der viel für ihre Stadt gethan hat, ein Standbild setzen, der Platz aber, wo er steht, den wackeren Sachsenhäusern, deren Vorfahren durch Karl's Gewaltbefehl aus ihrem Vaterlande an das damals wüste linke Mainufer in die Verbannung geschickt wurden, gerade vor Augen, scheint schlecht gewählt, und es wäre eine angemessene Genugthuung für diese ehrenwerthen Mitbürger, wenn das Bild des berühmten Führers ihrer Voreltern neben der Kaiserstatue aufgestellt würde. J. T.

Gerolstein; Epilog der „Mystères de Paris", von E. Sue.

In der E. Ullmann'schen Buchhandlung in Frankfurt ist nun der Schluß des interessanten Romans, der in letzter Zeit die Aufmerksamkeit der Lesewelt so sehr gefesselt hat, erschienen. Da dieser Roman auch in unserm Blatte zu Diskussionen Veranlassung gegeben, so erheischt es die Pflicht, einige Worte über den Ausgang desselben mitzutheilen. Die Bemerkung, daß E. Sue mit seinen „Mystères de Paris" zu keiner befriedigenden Lösung und gehörigen Abschließung der Handlung gelangen würde, ist durch das letzte nun vor uns liegende Bändchen auf's beste widerlegt. Nachdem wir die Heldin des Sue'schen Romanes, Fleure de Marie, durch alle Widerwärtigkeiten und Ungemächlichkeiten des Lebens begleitet, bis wir sie endlich, ihren Drangsalen entrissen, mit ihrem Vater Rodolphe in dem ersehnten Hafen der Ruhe landen sehen, und in Gerolstein als Prinzessin Amelie geliebt, bewundert und angebetet im Kreise des fürstlichen Hofes wiederfinden, ersehen wir aus einer Korrespondenz des Prinzen Henri d'Herkausen-Oldenzaal an einen Freund, wie derselbe ihre Bekanntschaft gemacht und sein Herz von dem Zauber seiner Cousine gefesselt worden. Zu verzagt bei den Ansprüchen, die Amelie zu machen berechtigt ist, ihr das Geständniß seiner Liebe abzulegen, verläßt er den Hof; der Vater des Prinzen ersieht zufälligerweise aus der Korrespondenz seines Sohnes das Geheimniß und verspricht als Vermittler bei Amelie's Vater aufzutreten. Rodolphe hat sich inzwischen mit Clemence d'Harville vermählt, und nichts scheint das Glück der Wiedervereinten zu stören. Da langt der Brief des Fürsten Gustave Paul, Vater des Prinzen, an, der um die Hand Amelie's für seinen Sohn anhält. Wir finden Amelie's zweite Mutter und Rodolphe in demselben Augenblick beisammen, da eben auch ein Brief Rigolette's eingelaufen, die ihren Wohlthätern nicht ge-

Digitized by Google

mag danken kann; Rodolphe forscht seine Tochter aus, die trübsinnig und verstimmt ist; er hat nur zu gut in ihrem Herzen gelesen; sie bekennt ihm ihre Liebe zu dem Prinzen, zu gleicher Zeit aber auch, daß sie nie die Seine werden könne, denn die Erinnerung an ihre Vergangenheit trübt das Glück, in dessen Besitz sie schwelgt, würde das Glück des Mannes trüben, dem sie als Gattin aus dieser Vergangenheit kein Geheimniß machen dürfte. (**J'aime trop le prince Henri pour lui donner une maine touchée par les bandits de la Cité.**) Sie nimmt den Schleier; wir lesen mit inniger Theilnahme den Bericht Rodolphe's (an Clemence, die gerade abwesend, da ihr Vater erkrankt) über die Zeremonie der Einkleidung und erfahren schließlich durch einen Anhang Murph's den Tod Fleure de Marie's, der am Tage erfolgte, da sie der Welt für immer entsagte, nachdem sie ihrem Vater ihre letzten Wünsche kund gethan, — und wir weinen mit Rodolphe und Clemence am Grabe eines uns lieb gewordenen Geschöpfes. — Der Verfasser hat seine Aufgabe genügend gelöst und nennen wir sein Werk mit Recht das geniale Produkt eines geistreichen Kopfes, welches seinen doppelten Zweck, die Anleitung zu mannichfaltigen Verbesserungen und wohlthätigen Anstalten gegeben zu haben, eben so wenig verfehlt hat, als den, der Lesewelt ein interessantes Lebensbild glücklich zu entfalten.

Mannichfaltigkeiten.

Der im Mai des v. J. in Weimar ins Leben getretene Händel'sche Hülfsverein hat einen öffentlichen Bericht über seine Wirksamkeit erlassen. Diesem zufolge haben die Bemühungen zu Gunsten des durch Brandunglück schwer heimgesuchten Papierfabrikanten Ernst Händel aus Oberweimar sehr erfreuliche Resultate geliefert und ansehnliche Summen erzielt, außer vielen wohlthätigen und zweckdienlichen Gaben und Hülfsleistungen verschiedener Art, sowohl von Seiten der betreffenden Behörden, als auch zahlreicher Privaten aus allen Ständen. Auf diesem Wege ist Hrn. E. Händel Rath und Hülfe geworden und genannter Verein wird in dem Bewußtseyn seiner rühmlichen Thätigkeit den schönsten Lohn finden.

Am 17. November gab Hr. C. Riefstahl, Konzertmeister aus Frankfurt a. M., ein Konzert in Berlin. Dortige Blätter sprechen sich aufs glänzendste über die Leistungen des Virtuosen aus, und rühmen sowohl seine vorzüglichen Compositionen, als sein meisterhaftes Spiel.

In dem Allgemeinen Anzeiger wird das Ableben des Hofundstadtschornsteinfegersubstituten Köthe in Gotha angezeigt.

Aus einem Schreiben des rühmlichst bekannten Violoncellisten Franchomme aus Paris an einen seiner Freunde in Frankfurt a. M. erfahren wir, daß genannter Künstler eine außerordentliche Acquisition gemacht hat. Er hat nämlich eines der berühmtesten Instrumente, das gefeierte „Stradinarius-Violoncelle", früher dem berühmten Duport angehörend, für die Summe von 22,000 Frcs. gekauft. — Franchomme fügt seiner Mittheilung die Bemerkung bei: „So enorm diese Summe scheinen mag, so gratulire ich mir doch zu dem Kauf eines Instruments, welches von jeher zahlreiche Bewunderer nach Paris gezogen hat." — Zum Ankauf eines solchen Instrumentes gehören eben so viel Geldmittel, als Liebhaberei, und in unsern Tagen, wo die Virtuosität nur noch in seltenen Fällen lucrativ ist, möchte das angelegte Kapital vielleicht keine hohen Zinsen bringen.

Am 17. November wurde auf dem Theater in der Leopoldstadt in Wien zum ersten Male gegeben: „Nur Ruhe", Posse von Nestroy, mit Gesang in 3 Akten, Musik von A. Müller. Das Stück hatte keinen günstigen Erfolg, und die Wiener Allgem. Th. Ztg. giebt mit größter Courtoisie ihr Votum dahin ab, daß es ohne Werth und eines der schwächsten Produkte des bekannten Wiener Lokaldichters sey; besonders wird über die vielen Trivialitäten und faden Späße, so wie über die ärmliche Handlung geklagt.

Im Bodensee hat ein Fischer aus Lindau einen reichen Fischzug gethan. Er fing in seinem Netz an 50 Centner Fische, die eine Schwere von einem halben bis zu fünf Pfund hatten. Er ließ sogleich seinen Segen austrommeln und verkaufte das Pfund um zwei Kreuzer. Man prophezeit aus der Menge von Fischen einen frühen und harten Winter.

In dem Königsbade im Würtembergischen hat eine Gesellschaft von 150 Personen an Pferdefleisch sich delectirt. Alle Speisen, sogar die Suppe waren vom Pferd. Man lobte allgemein die delicaten Gerichte.

Beim Amtsantritt des neuen Bürgermeisters in London ging es wieder hoch her. Die englischen Zeitungsschreiber tischen die lange Reihe von Gerichten, von der Schildkrötsuppe bis zum Braten, noch einmal auf und können nicht genug rühmen, wie gut es den Ministern, die eigens von ihren Landsitzen in die Stadt zum Schmause gekommen wären, geschmeckt habe. Mein Nachbar hat bei den Delikatessen ordentlich Appetit bekommen und seine Kartoffeln wollten ihm nicht recht munden.

(Wien.) Am 29. Nov. findet im k. k. Hoftheater nächst der Burg die erste Aufführung von Halm's neuestem Trauerspiele: „Sampiero", statt. Hr. Löwe spielt die Titelrolle.

Korrespondenz.

Aus dem Oberamte Meisenheim, im Nov.

Es ist schlimm, wenn man Etwas durch den Druck der Publizität übergibt und sich dabei Unwahrheiten, Uebertreibungen und Unklarheiten zu Schulden kommen läßt. Dies ist auch der Fall mit dem Artikel in Nro. 294 dieses Blattes aus dem Oberamte Meisenheim, welcher die Verhältnisse des Schulwesens und der Schullehrer des Oberamts bespricht. Dem Verfasser desselben scheinen diese Verhältnisse nicht unbekannt zu seyn, indem er Thatsachen anführt und die fragliche Supplik der Lehrer mit dem Datum bezeichnet, wodurch er sich als ein gewissermaßen Eingeweiheter kenntlich macht. Löblich ist es, daß er sich bestrebt, die Nothwendigkeit der Verbesserung der Lehrer-Besoldungen nachzuweisen und dazu aufzufordern; klug schien es ihm, gerade jetzt aus dem Oberamte seine Stimme in dieser Beziehung vernehmen zu lassen, als ob die Lehrer desselben mit Ge-

Digitized by Google

sammtkraft nach Hülfe schrieen, als gingen ihnen die Wasser der Noth und Trübsal schon beinahe bis dahin, wo das Rufen und Jammern endlich aufhören muß. Damit nun that er den Lehrern keinen Gefallen und brachte ihnen auch keinen Vortheil, weil seine gute Meinung sich nicht in der rechten Weise äußerte. Er sprach in übler Vorbedeutung: „Es steht kaum zu bezweifeln, daß die landgräfl. Regierung — nicht auf das Gesuch der Lehrer eingehen werde", und wollte doch seinen Glauben daran ausdrücken, indem er sich auf eine vermeintliche Nachweise der Lehrer berief und, obgleich eine petitio principii sich zu Schulden kommen lassend, dennoch die landgräfl. Regierung fälschlich darstellt, als beschwere sie nur das Amt der Lehrer, ohne auf die Erleichterung ihrer Sorgen bedacht zu seyn, ja als wäre es eine ausgemachte Sache mit der Verringerung ihrer Gehalte gegen ihre Vorfahren. Die Regierung hat mit weiser und humaner Gesinnung die Supplik der Lehrer in einem Decret d. d. Homburg, 20. Oct. 1843 beantwortet und mit einem schonenden Vorwurfe die Versicherung ausgesprochen, daß Hochdieselbe wie bisher so auch fernerhin darauf bedacht seyn werde, so oft und so weit es die Umstände und insbesondere die Mittel und sonstige Verpflichtungen der verschiedenen Gemeinden nur irgend möglich machen werde, die Gehalte der Lehrer zu erhöhen. Wenn, wie es bei uns geschehen ist, eine zu zahlreich besuchte Schule getheilt werden mußte, der dageweſene und dableibende Lehrer seinen Gehalt quantitativ fortbezieht, der andere mit einem bestimmten Gehalte neu angestellt oder durch Versetzung nicht zurückgesetzt wird; wenn viele Winterschulen mit Wandeltisch und erbärmlichem Gehalte in ständige Schulen mit solchem Gehalte, der ihren — bescheidene Ansprüche machen müssenden Mann wohl ernährt und ihm zu einem, wenngleich nicht herrlichen, aber doch sorgenfreien, ja nicht selten wohlhabenden häuslichen Leben verhilft; wenn Lehrer, die sich durch Eifer, Fleiß und Berufstreue auszeichnen, entweder Zulagen oder Gratificationen, sey es aus Gemeinde- oder Staatsmitteln, erhalten; wenn überall gesunde, geräumige und schöne Schulhäuser schon erbaut wurden oder für die nächste Zeit da projectirt sind, wo die alten nicht noch in einem guten Zustande sich befinden; wenn für die sichere und ordentliche Auszahlung der Gehalte bis auf den letzten Pfennig Sorge getragen wird, währenddem früher die Lehrer vielfach der Willkür der Debenten ausgesetzt waren; wenn der Staat, blos in finanzieller Beziehung betrachtet, die früher nie geahnten Anstrengungen macht, thatkräftig zur Hebung des Schulwesens nach Maßgabe seiner Mittel also mitzuwirken, daß er keinen Vergleich mit andern Staaten zu scheuen braucht — so heißt es doch mit Rücksichtslosigkeit, Unwahrheit und Uebertreibung von dem October-Korrespondenten berichtet, wenn er unsere hochpr. Landesregierung so darstellt, wie er es gethan. Solche Anklagen konnten wahrlich für das Gesuch der Lehrer keine Empfehlung abgeben. Was weiter jener Korrespondent über Erziehung und Unterricht im Allgemeinen gesagt hat, wollen wir, da dessen Widerlegung zu weit führen würde, hier unerörtert lassen. Die Männer von Fach und Erfahrung werden ohnehin schon das Wahre vom Falschen unterschieden haben und übrigens muß es Jedem frei stehen, seine Ansichten und Meinungen zu äußern.

Darmstadt, 26. Nov.

Die neue Karte des Großherzogthums Hessen, entworfen von dem großh. Oberfinanzrathe Dr. Hügel, ist bereits unter der Presse und wird in der Kürze erscheinen. Sie enthält unter Anderem auch die vollständige Angabe der Staats- und Provinzial-Straßen, so wie sie jetzt schon fertig oder noch im Bau begriffen sind. Dem Vernehmen nach beabsichtigt derselbe auch die Herausgabe einer topographischen Karte der Umgebung von Darmstadt in bequemem Taschenformat, wodurch einem schon lange gefühlten Bedürfniß der Naturfreunde, die größere Wanderungen lieben und dabei ohne einen genauen Wegweiser in Feld und Wald nicht seyn können, abgeholfen werden würde. — Der nach dem Plane unseres städtischen Baumeisters Jordan vorgenommene Umbau der Stadtkirche ist nun schon so weit vorgerückt, daß man daraus auf die Zweckmäßigkeit und Schönheit des Ganzen, so wie es im nächsten Jahre vollendet erscheinen wird, einen sicheren Schluß zu ziehen im Stande ist.

Logogryph.

3 4 3 1.
Vom Himmel stammend und der Erd' entsprossen,
Sind mir das Licht und Balsamduft Genossen.

•2 3 5 2 6.
Ein stiller See, in dem mit Fluch und Segen
Sich, ringend, Geister auf und ab bewegen.

6 4 5 1 2.
Dem Spott, der Laune fremd und dem Frivolen,
Gleicht meine Macht der Kraft verdeckter Kohlen;

1 3 2 2 6.
Und mögen auch die Worte lieblich klingen,
Wer mich verschmäht, wird Beifall nie erringen.

1 6 3 5.
Ein Privileg für alle Kreaturen,
Und weltbekannt durch meines Wirkens Spuren.

6 3 1 6 5.
Ein altes Wunderding, bis neue Zeiten
Aus Altem neue Wunder vorbereiten.

6 5 2 6 4 5.
Durch Nähern unverhofft bekannt zu werden,
Erzeugt nach meiner Art nur stets Beschwerden.

1 2 3 4 5 6.
Der Spiegel meiner schaugestellten Fläche
Zeigt wechselnd Tugend, Laster, Kraft und Schwäche.

Auflösung der Charade in 330.
Schlagbaum.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Dez. Das Leben ein Traum, Drama in 5 Acten, nach Calderon von G. West.

Sonntag, 3. Dez. Der lustige Schuster, oder: die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paer. Hierauf: Der Kalif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu.

Montag, 4. Dez. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale:) Der Steckbrief, Lustspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. Hierauf: Der alte Feldherr, Liederspiel in 1 Act, von K. v. Holtei. — Hr. A. Leipring wird aus Gefälligkeit für die Pensionsanstalt die Rolle des Lagienka geben. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Lelle. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 332. Samstag den 2. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Expilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

Fruchot wandte sich nun mit wohlwollendem Tone zu Moreau: „Fahren Sie nur so fort, den Gefühlen Ihres liebenden Herzens ungehindert Luft zu machen. Meine Anwesenheit darf Sie durchaus nicht stören, indem ich jetzt meine ganze Aufmerksamkeit wieder den Akten zuwenden muß."

„Mein einziger, höchster Wunsch," begann dann der verliebte Kaufmann von neuem zu Rosa, „wird es seyn, Sie in meinem Laden zu erblicken, in dem Schmucke einer Königin oder vielmehr in der reizenden Tracht einer Schönen von Arles, in welcher Sie alle die vornehmen Damen, welche mich bald mit ihrem Zuspruche beehren werden, an Reiz und Anmuth überstrahlen."

„Sie verstehen es in der That meisterhaft, den Damen Artigkeiten zu sagen," rief Fruchot, von seinen Akten einige Augenblicke wegsehend. Indem er sich alsdann zu Rosa wandte, fuhr er in einem empfindlichen Tone fort: „Und Du zögerst noch, die Courtoisie des Herrn Moreau mit einem verbindlichen schmeichelhaften Worte zu erwiedern?"

„Herr Moreau ist sehr liebenswürdig!" flüsterte die Arleserin, welche die faden Schmeicheleien bisher nur mit Widerwillen angehört. Moreau fuhr aber in seinen verliebten Expektorationen fort:

„Sie sollen, holdes Fräulein, stets ein Mieder aus dem kostbarsten schwarzen Sammet tragen, und Ihren Hals eine Kette von den feinsten Korallen schmücken. Sie wissen doch, daß die Korallen jetzt wieder stark Mode sind? Ein herrliches Sammtband soll an Ihrer Stirne prangen; ich habe erst diesen Morgen mehrere Kartons davon zu Ihrer beliebigen Auswahl in der Manufaktur von St. Etienne bestellt, welche fast alle Magazine von Arles mit Sammtbändern versieht. Was die goldenen Zitternadeln betrifft, den nothwendigen Bestandtheil des Kopfputzes einer Arleserin, so mögen Sie sich den Tag vor unserer Verbindung deren aussuchen, von jeder Façon und Größe. O, ich wiederhole es Ihnen, Sie sollen so reizend geschmückt in meinem Magazine thronen, daß alle Damen von Toulouse sie schon darum allein beneiden müßten, wenn sie auch nicht wegen Ihrer Schönheit auf Sie eifersüchtig wären."

„Herr Moreau," entgegnete das Mädchen, „ich bin Ihnen für Ihre schmeichelhaften Aeußerungen sehr verbunden; doch gelüstet es mich nicht im mindesten, durch meine Toilette die Modegöttinnen der Stadt zu überstrahlen."

„Und doch wäre ein solches Verlangen in Ihren Jahren so verzeihlich! Wie reizend ist diese Blume!" begann er nach einer Pause wieder, indem er seine Hand nach einer vor der Arleserin stehenden Rose ausstreckte. „Sie ist gerade so frisch und blühend, wie Sie, Fräulein!" fügte er mit einem Lächeln bei, in welchem sich sein Entzücken über den scharfsinnigen Einfall aussprach, den er gehabt, Rosa mit der Blume gleiches Namens zu vergleichen.

„So, Sie finden die Rose schön?" entgegnete Josephin's Geliebte, indem sie mit einer lebhaften Bewegung die Blume, nach welcher es Moreau gelüstete, vom Kamine nahm und sie von neuem in ihrem Busen barg, wo dieselbe zuvor geruht. Sie fuhr darauf zu Moreau fort: „Schüchternheit scheint eben nicht Ihr Fehler zu seyn. Wenn Sie in Ihren Geschäften mit gleicher Dreistigkeit verfahren, so kann es sich nicht fehlen, daß Sie bald der Besitzer eines ungeheuren Vermögens sind."

„Glauben Sie?" rief Moreau piquirt. „Ja, Fräulein, wenn nur Sie erst ein Mal in meinem Magazine thronen, so bürge ich Ihnen dafür, daß ich mir in fünf Jahren ein Vermögen erworben, welches mich in den Stand setzt, ein reizendes Gut an den Ufern des Kanals zu kaufen und mich von Geschäften ganz zurückzuziehen."

Die Unterhaltung zwischen Moreau und Rosa dauerte noch einige Zeit in dem Tone fort, zu großem Verdruß der Geliebten Josephin's, aus deren Augen sich bei der Erinnerung an denselben manche Thräne stahl. Rosa begriff, daß ihr Geliebter, nachdem er sie an dem Tage nicht in der Kirche gesprochen, und sie auch nicht ein Mal am Fenster erblickt, in der tödtlichsten Angst schweben müsse. Sie begriff, daß nur er es war, welchen Moreau bei seinem Eintritt in das Haus Fruchot's hinter den Platanen versteckt gesehen. Die Liebe zu Rosa ließ Josephin der bittersten Kälte trotzen. So oft der rauhe Nordwind an die Fenster schlug, schauderte sie in der Nähe des Kamins vor Frost zusammen bei dem Gedanken an Josephin, der im Freien dem ganzen Grimme der Kälte ausgesetzt war.

Um zehn Uhr dachte endlich der Kaufmann daran, sich nach Hause zu begeben. Die Arleserin ergriff eine Kerze, um ihrem lästigen Freier an die Hausthüre zu leuchten, wo sie einen passenden Moment zu finden hoffte, in welchem sie ihrem

Digitized by Google

Geliebten das für denselben längst fertige Billet zustellen konnte; Herr Fruchot hingegen, der ihre Absicht zu ahnen schien, und seiner Stieftochter jede Gelegenheit zu einem etwaigen Verkehr mit Josephin abzuschneiden suchte, beeilte sich, Herrn Moreau selbst die Treppe hinab zu leuchten. Er dachte nicht daran, daß wahre, herzliche Liebe erfinderischer ist in Mitteln und Wegen zur Erreichung ihrer Zwecke, als der Kopf des durchtriebensten Rabulisten.

Herr Fruchot und sein zukünftiger Schwiegersohn waren noch nicht am Ende der ersten Treppe angelangt, als Rosa das Fenster des Wohnzimmers leise und vorsichtig öffnete. Es schallte hierauf, wie am vergangenen Tage, ein sanftes Husten auf der Straße wieder. Josephin näherte sich rasch dem Hause und hob das Billet und die Rose auf, welche ihm das Mädchen, sobald sie ihn unter ihrem Fenster erblickte, hinabwarf. Er war bereits wieder hinter den Platanen verschwunden, als Moreau vor der Hausthüre erschien. Dieser aber verfügte sich hierauf, statt nach seinem Magazin zurückzukehren, in eine in der Nähe des Tribunals gelegene Straße, und trat endlich in ein Haus derselben, nachdem er sich lange vorsichtig umgesehen, ob Niemand seinen Eintritt bemerke.

Als Herr Fruchot von der Begleitung Moreau's auf sein Zimmer zurückkehrte, fand er Rosa an demselben Platze, welchen sie während ihrer Unterhaltung mit dem jungen Kaufmann eingenommen. Sie stickte, wie zuvor, und kein Zug ihres Gesichtes verrieth die Freude, welche sie in ihrem Innern fühlte, die Vorsichtsmaßregeln des Huissiers glücklich vereitelt zu haben. Nachdem sich Fruchot durch einen raschen Blick überzeugt, daß während seiner kurzen Abwesenheit nichts in dem Zimmer verrückt worden, was etwa auf einen Versuch, seine Plane zu vereiteln, schließen ließe, nahm er mit Behagen in einem Sessel Platz, triumphirendes Lächeln um den Mund über das Gelingen seiner List.

(Fortsetzung folgt.)

Rheinhessisches Assisengericht.

Anklage auf Muttermord gegen Peter Fuhrmann, Schneider von Büdesheim.

Alzey, 25. November.

Präsident: Hr. Oberger.-Rath Levita von Mainz.
Staatsbehörde: Hr. Staats-Prokurator Milet von Alzey.
Vertheidiger: Hr. Anwalt Krämer von da.

Die gestern Abend hier geschlossene Gerichts-Verhandlung, welche wie die in Mainz im Monat Juli in derselben Sache mit dem Ausspruche eines Todes-Urtheils endete, bot dem Psychologen manche interessante Erscheinungen dar, während sie für den Berichterstatter, der die Sitzung in Mainz beschrieben hatte, des neuen Stoffs zur Bearbeitung wenig enthielt. Der Andrang zum Sitzungs-Saale war derselbe, wie in Mainz; eben so war die Aufmerksamkeit der Zuhörer, wie dort, am meisten auf die betheiligten Personen und die größeren Vorträge gerichtet. Das Benehmen des Angeklagten glich dem in Mainz, nur daß er am zweiten Tage hier weit mehr Ruhe und Fassung gewann, daß seine Resignation unverkennbar war.

Alles ging mit Anstand und Würde von statten; nur selten wurde die Stille durch eine Ermahnung zur Ruhe unterbrochen.

Der Anklageakt war ganz derselbe wie in Mainz. Bei dem Zeugenverhöre trat nur die Abweichung ein, daß die Vertheidigung, nachdem sie zur Entkräftung des ärztlichen Gutachtens umsonst versucht hatte, die Autorität eines gewichtvollen Mannes, des geheimen Medizinalraths Stegmaier von Darmstadt vor dem Gerichte geltend zu machen (Hr. Stegmaier war verhindert), einen andern Arzt, Hrn. Dr. Caprano von Oppenheim, vorladen ließ, durch den sie darzuthun suchte, daß der Tod der Wittwe Fuhrmann nicht, wie die gerichtlichen Aerzte behauptet hatten, eine Folge der durch die Brandwunden herbeigeführten Congestionen, sondern eines gewöhnlichen Schlaganfalls gewesen sey. Unterdessen mußte Hr. Dr. C., nach einer langen Controverse, zugeben, daß er, da er die Kranke nicht behandelt, auch mit Sicherheit über ihren Zustand nichts sagen und daß er mit apodiktischer Gewißheit seine Behauptung wegen des Schlaganfalls nicht durchführen könne; wodurch dieser Zwischenfall beseitigt wurde.

In dem dies Mal mit Fuhrmann angestellten Verhöre erkannte man noch mehr, als bei der Verhandlung in Mainz, den eingebildeten, überspannten Menschen, der, sich für besser wie Andere seines Gewerbes haltend, eine lächerliche Blöße nach der andern zur Schau trug.

Die Erklärungen, die er über seine Kunst im Kleidermachen und Decatiren und über seine Gewandtheit, Lehrlingen sein Handwerk zu lehren, ohne ein Wort mit ihnen zu sprechen, gab, sowie sein Hersagen von auswendig gelernten Gebeten und Gedichten während der Sitzung müssen dahin gerechnet werden. Wahrhaft absurd kann man seine Angaben über die Verbrennung seiner Mutter nennen, vernünftige Menschen glauben machen zu wollen, die göttliche Strafgerechtigkeit habe die alte Frau ereilt, weil sie die Aeußerung gemacht, lieber verbrennen zu wollen, als die Verheirathung des Sohnes mit einer ihr ganz unbekannten fremden Person zuzugeben! Seine Erklärung über dieses schreckliche Ereigniß lautet jedoch nicht anders: als ich die Treppe hinauf in die Küche kam (sagte er), lag sie auf dem Feuer. Was that aber der Sohn zur Linderung ihrer Schmerzen? rief er nach Hülfe? Nein; er nahm sie, nach seiner wörtlichen Aussage, vom Feuer, band ihr, weil sie nach ihm schlug, die Hände, steckte sie in ein Gefach der Kiste, wo ein Thier kaum Platz gefunden hätte, und lief wie wahnsinnig aus dem Hause, um sich ins Wasser zu stürzen, weil er voraussah, daß man ihn für den Mörder seiner Mutter halten würde. — Möge dieser Theil seiner Aussagen genügen, um einen Begriff von der Verschrobenheit seines Gehirns zu geben.

Der sehr belebte Vortrag der Staatsbehörde und das ausgezeichnete Resüme des Herrn Präsidenten stellten die ganze Prozedur in einem so klaren, in einem so interessanten Lichte dar, daß wir eine Analyse dieser beiden Vorträge zu veröffentlichen, dem Zwecke dieser Verhandlung höchst angemessen finden. Von der Vertheidigung können wir, mit Bedauern müssen wir es gestehen, nichts sagen, denn wir hörten nichts davon. Als Hr. Anwalt Krämer zu sprechen anfing, befiel ihn eine Heiserkeit, die ihn während kurzer Zeit am Sprechen gänzlich hinderte, so, daß man befürchtete, die Sitzung aussetzen zu müssen. Endlich gab sich das Uebel in so weit, daß

Digitized by Google

er, nachdem er seinen Tisch den Geschwornen genähert, fortfahren konnte. Seine Rede war nur für die Geschwornen, das Gericht und die ihm nahe stehenden Personen hörbar, für das übrige Auditorium aber gänzlich verloren.

Der Vortrag des Hrn. Staatsprokurators Milet umfaßt vorzüglich vier Theile, in denen er nachzuweisen sich bestrebte: 1) daß die Wittwe Fuhrmann von einem Andern getödtet worden und sich nicht selbst entleibt habe, 2) daß der Angeklagte die That vollbracht habe, 3) daß diese That den Charakter der Rechtswidrigkeit an sich trage, 4) endlich, daß sie mit Vorbedacht verübt worden sey.

Daß die Fuhrmann getödtet worden, bewies er aus der Art der Verletzungen, aus ihren Aussagen und den Geständnissen des Beklagten, aus dem Händebinden, Knebeln und Einsperren in die Kiste; daß der Angeklagte sie getödtet, dadurch, daß außer ihm sich Niemand mit seiner Mutter im Hause befunden, daß er früher sich dahin geäußert, daß er, ohne Hülfe zu suchen, das Haus nach der That verlassen, daß er sich habe selbst entleiben wollen, und sich bei seiner Zurückkunft von Bingen sogar damit gerühmt habe; daß die That den Charakter der Rechtswidrigkeit an sich trage, dadurch, daß sie dem Sinne und dem Buchstaben des Gesetzes entgegen sey; den Vorbedacht endlich erwies er durch Herzählung der Mittel, deren der Angeklagte sich bei der Vollführung bedient, der Bequemlichkeit, mit der er dabei verfahren, aus seinem eigenen Geständnisse u. s. w. „Glaubt nicht der Angeklagte" (sagt die Staatsbehörde), „er sey berechtigt gewesen, seine Mutter zu mißhandeln, weil sie zankfüchtig gewesen? Er bringt ihr eine Person ins Haus, die sie nicht kennt, die zu ihrer Haushaltung nicht paßt, und sie soll schweigen und dulden! Um die That zu vollführen, schickt der Beschuldigte seine Geliebte in die Kirche, verschließt die Thüre, sammelt alle Mordinstrumente, Riemen, Stricke, Knebel, Nägel und Feuer, und endlich auch noch die Kiste! Eine schreckliche, eine unerhörte That ist geschehen, der Beklagte hat sie verübt, die Jury in Mainz hat ihn deßwegen verurtheilt, Sie, meine Herren, werden ihn nicht minder verurtheilen." Dieser mit Lebhaftigkeit gehaltene Vortrag, dem man die Ueberzeugung des Sprechers an jedem Tone, an jeder Miene anmerkte, machte einen sichtbaren Eindruck auf die zahlreiche Versammlung. Der Beklagte, der Anfangs geschluchzt und geweint hatte, legte sich später ganz ruhig auf die Bank und schien theilnahmlos.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Märtyrerthum in Korea.) Der in Paris bestehende katholische Verein zur Verbreitung des Glaubens unter den Heiden hat von dem Prokurator der auswärtigen Missionen in Macao, Hrn. Libois, Nachrichten vom 26. Mai 1843 erhalten, aus denen die folgenden bedauernswerthen Vorfälle hervorgehen. Der apostolische Administrator in Peking, Dr. Castro, erhielt im Jänner d. J. die sichere Meldung, daß die irländischen Missionäre Chastan und Manban mit dem französischen Priester Dr. Imbert im September 1839 sammt 70 Christen in Korea enthauptet und bei 180 Andere erwürgt worden sind. Bekanntlich liegt die Halbinsel Korea zwischen dem gelben und dem japanischen Meere, und ist von einem Könige abhängig, der dem chinesischen sowohl, als dem japanischen Staate zinsbar ist, im Uebrigen aber sich durch seine scharfen und grausamen Gesetze auszeichnet.

In der Berliner Spener'schen Zeitung macht man den Vorschlag: „Es wäre sehr zu wünschen, daß die resp. Behörden hier (in Berlin) mit den schlechten Bieren so verfahren möchten, wie man in Frankreich mit den schlechten Weinen verfährt, wo neulich erst 700 Faß in die Seine gegossen wurden. Diese Procedur würde vielleicht bei niederem Wasserstande für die Schifffahrt auf der Spree außerdem noch von Nutzen seyn."

Ponsards neues Drama beschäftigt die Pariser Salons bereits vor seiner Vollendung sehr lebhaft. Es soll den Titel führen: „Die Franken in Konstantinopel." — Auch der Bäcker und Poet Jean Reboul in Nimes hat ein Drama „Virginie" geschrieben, das auf einer Pariser Bühne zur Aufführung kommen wird. Jean Reboul ist ein wirkliches Dichtertalent.

Frankfurter Theater.

Wie groß auch die Anzahl derjenigen, die im Theater nur leichte Unterhaltung, oder musikalischen Ohrenkitzel suchen, immerhin seyn mag, so gibt es dagegen nicht minder Viele, denen der Sinn für Ernsteres und Höheres noch nicht erloschen und für die es ein Festabend ist, wenn ein klassisches Werk über die Bretter schreitet. So sahen wir in den jüngsten Wochen, wie „Hamlet" und „Antigone" zahlreiche Verehrer des Großen und Schönen um sich versammelten und wie am vergangenen Sonntag Schiller's „Tell" die Zuschauer in Massen herbeizog. Das Theater wurde gleichsam erstürmt und seine freundlichen Räume waren von unten bis oben überfüllt. Möge unsere Bühnendirektion dies wohl beachten und an den Wintersonntagen mit leicht unterhaltenden, aber auch mit gediegenen und den Geschmack bildenden Dramen und Opern abwechseln. „Wilhelm Tell" wurde mit jener Wärme aufgenommen, die einer so edlen Dichtung, einer goldenen Frucht in silberner Schale, nicht fehlen kann. Hr. Baison gab die Titelrolle und ließ den geistvollen Künstler nicht verkennen. Ueber die Art, wie er den Charakter darstellte, sind wir indessen nicht mit ihm einverstanden; er war unseres Bedünkens mehr ein Cassius als ein schlichter Alpensohn. Tell liebt die Freiheit in dem engen Kreise seines Hauses und des Thales, das ihn geboren hat, und liebt sie bis zu jeder Aufopferung. Das Ideal der Republik und deren höhere Bedeutung liegt ihm dagegen ferne und kümmert ihn wenig. Hätte Geßler ihn und seinen Knaben ruhig des Weges ziehen lassen, so würde Tell nimmer daran gedacht haben, den Landvogt zu tödten und dem Vaterlande ein Befreier zu werden. Der treue, innige und naive Schweizerhirte, nicht der politisch durchbildete Republikaner muß von dem Darsteller hervorgehoben werden. Hrn. Baison's Tell war mehr das Letztere als das Erstere, war zu starr und unerbittlich und das Gemüth trat vor dem republikanischen Charakter zurück. War nun vielleicht auch die Grundlage verfehlt, so war doch die Ausführung sicher, kräftig und effectreich und in manchen Momenten, zu denen z. B. die Worte gehören: „Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch!" vortrefflich. — Der Monolog im vierten Akte: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen!" zeugte von Geist und Studium, welche Vorzüge unserm Baison nicht streitig gemacht werden können. Die Leistung fand lebhaften Beifall und zweimalige Hervorrufung. — Hr. C. Schneider (Geßler) bewies sich auch heute als einen fleißigen und denkenden Künstler, dem der Ausdruck der Brutalität des Tyrannen und seiner verhöhnenden Arglist gut gelang. Die Mimik des Darstellers könnte charakteristischer und lebendiger seyn. Einen großen Theil seiner Hauptscene im drit,

Digitized by Google

ten Akt spielte Hr. Schneider mit dem Publikum zugekehrten Rücken. — Hr. Weidner (Stauffacher) gab diesen Charakter in der ernsten und würdigen Einfachheit, die derselbe bedingt, und erreichte jene unmittelbare Wirkung, die immer in der Wahrheit enthalten seyn wird. Mad. Hoffmann (Bertha von Bruneck) spielte mit Wärme und Innigkeit und mit der ihren Leistungen gewöhnlich eigenen Anmuth. — Das Zusammenspiel war sorgfältig einstudirt und die Aufführung von unverkennbarer Theilnahme des Publikums begleitet.

Am 27. d. Mts. fand das Benefiz der Fräul. Capitain statt. Die kluge Wahl, welche sie getroffen und die Gunst, in welcher sie fortwährend bei den Opernfreunden steht, erzielten ein wahrhaft überfülltes Haus und eine glänzende Einnahme. Gegeben wurde „der lustige Schuster" und „der Kalif von Bagdad", also zwei seit längerer Zeit nicht gesehene Opern. Die erstere, vor 25 Jahren die Regimentstochter des Tages, ist wirklich veraltet und wie unsere Damen und Frauen, die sich emancipirt haben, der Herrschaft des Knierieemens entwachsen sind und jetzt ganz anderer und weit eleganterer Zucht- und Besserungsmittel bedürfen, so haben auch wir Männer jene altbürgerliche Genügsamkeit abgelegt, die über die matten Späße und das: „O, hätt' ich dich, wie wollt' ich dich!" des Sebastian Brandel sich vor Lachen ausschütten und über das hypernaive Tauben- und Eierlied der guten Rosine in das größte Entzücken gerathen kann. Zwar dürfte es uns schwer fallen, die Vorzüge von „des Teufels Antheil", oder dem „Brauer von Preston" u. dgl. vor jenem alten lustigen Schuster nachzuweisen, aber unsere Thorheiten und Possen sind nun einmal andere und der Mode des Tages angemessen. Die Oper sprach nur wenig an, obwohl Hr. Hassel (Brandel) und Fräul. Kratky (Rosine) Vorzügliches leisteten und Fräul. Capitain und Hr. Wiegand (Hr. und Frau v. Weller) durch Spiel und Gesang zu gefallen wußten. Auch Hr. Nork (Jacob) und Fräul. Hoffmann (Babette) wirkten zur gelungenen Abrundung mit. — Die liebliche Operette: „der Kalif von Bagdad" wurde nach langer Unterbrechung gerne wieder einmal gesehen. Hr. Pischek als Kalif hob den Gesangspart trefflich hervor, konnte aber als Darsteller der ein sehr gewandtes Spiel verlangenden Aufgabe wenig genügen. Ein Weiteres über diese Oper und deren Aufführung behalten wir uns vor.

Die Wiederholungen des „Treffkönig" und die neue Einstudirung der „beiden Nachtwandler" hatten ebenfalls die Räume des Hauses überfüllt, und die Leistungen der Herren Hassel und Wallner, die durch ergötzliche Laune, drastische Komik und reichlich eingewebte Couplets wetteiferten, von denen besonders das zum Lobe Frankfuet's gefiel, bereiteten dem zur allgemeinsten Heiterkeit gestimmten Auditorium angenehm unterhaltende Abende. So mag auch der Scherz sein Recht zu Zeiten geltend machen, ohne darum den Ernst und die Liebe für edle Werke der Kunst zu verdrängen. W.

Literatur.

Schwarzwälder Dorfgeschichten. Von Berthold Auerbach. Mannheim, bei Friedrich Bassermann.

Mitten in der Unnatur der Moderomane, wo das Verbrechen seine poetischen Vertreter findet, und die Bande der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht besser und schöner geknüpft, sondern zerrissen werden sollen, wie thut es uns da so wohl, einem Werke zu begegnen, das die edelste Wahrheit und Einfachheit, das die frische Natur und das rein Menschliche als Aufgabe des Dichters darstellt. Auerbach's „Dorfgeschichten" sind ächte Idyllen; sie erzählen das Landleben, wie es ist, mit allen Schwächen und Tugenden, bald reizend lieblich, bald unfreundlich; aber welche Poesie liegt in diesen fest gezeichneten Lebensbildern! Ohne alle romanhafte Verflechtung, ohne jene galvanische Spannung der Neugier, winken sie gewaltig und tief durch die Kraft der Schilderung und der Charakteristik; sie scheinen nur von der Natur abgeschrieben und sind um so trefflichere Kunstwerke. Da erhalten wir eine wundersame Einsicht in das uns so fremde Leben der schwäbischen Bauern, und lernen, wie all die Interessen und Leidenschaften, die den Boden der großen Welt unterwühlen, auch im Dorfleben dieselben bleiben, obwohl sie hier sich offener und mit grellerer Färbung darstellen. Aber das innigere Zusammenleben der Menschen, das Verwachsen der Seele mit der äußeren Natur, das unverhüllte Zurschautragen aller Gemüthserlebnisse, dies Alles ist uns neu und durchdringt uns mit der Macht der Wahrheit. Freilich sind nicht alle diese Erzählungen von gleichem Werthe; es sind deren zwei oder drei, welche der vollen künstlerischen Abrundung entbehren und die uns das Stück Leben, das sie bieten, mehr abgerissen, als in Form eines umschlossenen Gemäldes darstellen. Jedoch die meisten und gerade die umfangreicheren sind wirkliche Kunstwerke, bald vom gesundesten Humor durchweht, bald von tiefem Gefühl beseelt. Wir wüßten nicht, was die neuere Literatur Besseres und Würdigeres hervorgebracht hat, als „des Schloßbauers Vefele", — „Befehlerles", — „Ivo der Hairle" und „der Lauterbacher." — Wir wünschen dem Dichtee des Spinoza Glück zu einem Werke, das seinem Geist wie seinem Herzen gleiche Ehre macht und gewiß in der deutschen Literatur einen ruhmvollen Platz behaupten wird.

Korrespondenz.

Darmstadt, 28. Nov.

Unter die hiesigen Gastwirthe ist in neuester Zeit ein sehr wohlthuender Geist der Rivalität gefahren, der dem trinkenden und Beefsteak-essenden Publikum äußerst gelegen kommt. Hrn. Fußner, dem neuen Gasthaltee im „Darmstädter Hof" und Hrn. Wiener, dem Besitzer der „alten Post", gebührt im Vereine mit Hrn. Fritsch in der „Traube" vor Allem der Ruhm, diese zeitgemäße Regeneration hervorgerufen zu haben. Während der Darmstädter Hof sich durch Eleganz und eine treffliche Küche auszeichnet, repräsentirt die Traube, gestützt auf den klassischen Ruf ihres „Flors" *), die idealen Interessen der Menschheit, als da sind Kunst, Literatur und Wissenschaft, während Hr. Wiener in der alten Post sein freundliches Hotel der stadilen Behaglichkeit und dem heiteren Hassischen Tiefsinn öffnet, und, was besonders anzuerkennen ist, auch am längsten offen hält. Genannte drei Gasthöfe kurz zu charakterisiren, sagen wir: Im Darmstädter Hof lebt man am besten, in der Traube unterhält man sich am besten, in der alten Post trinkt man am besten. „Was darüber ist, ist vom Uebel", sagt der Gevatter, und hält's mit allen dreien. — Die Epigramme von K. Baur auf den „Flor" des Hrn. Fritsch sind hier in aller Leute Munde und sollen nächstens gedruckt werden.

*) Ein Wein, den unser geistreicher Karl Baue in einer Unzahl von witzigen Epigrammen gefeiert hat.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Dez. Das Leben ein Traum, Drama in 5 Acten, nach Calderon von G. West.

Sonntag, 3. Dez. Der lustige Schuster, oder: die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paer. Hierauf: Der Kalif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu.

Montag, 4. Dez. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Der Steckbrief, Lustspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. Hierauf: Der alte Feldherr, Liederspiel in 1 Act, von K. v. Holtei. — Hr. A. Leißing wird aus Gefälligkeit für die Pensionsanstalt die Rolle des Lagizinka geben. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 333. Sonntag, den 3. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

IV.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit von dem alten Huissier und seinem eingebildeten Triumphe auf Josephin, der wohl schon zwanzig Mal die Blume und das Billet, welche ihm Rosa zugeworfen, mit zärtlicher Begeisterung geküßt. Er lenkt jetzt seine frohen Schritte nach einem Kaffeehause, das damals in Toulouse der Sammelplatz junger Rechtsbeflissener war. Kaum war er in den Saal eingetreten, als sein Name auch von allen Seiten ertönte und von seinen zahlreichen Freunden dringende Einladungen an ihn ergingen, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Doch folgte Josephin keiner dieser Einladungen, und ließ sich an einem noch unbesetzten Marmortische nieder, der am äußersten Ende des Saals stand; er zog alsdann das Billet Rosa's aus der Tasche, erbrach es mit zitternder Hand und las:

„Geliebter! Ich gewann es endlich über mich, Herr meiner Schüchternheit zu werden, und offenbarte meinem Vater meine Liebe zu Dir. Sobald ich aber nur Deinen Namen genannt, gerieth Fruchot schon in die äußerste Wuth. Bitten und Thränen vermochten ihn nicht milder und zu Deinen Gunsten zu stimmen. Er behandelt mich im Gegentheil nach jener Offenbarung nur mit verdoppelter Strenge. Indem ich Dir diese Zeilen schreibe, bin ich in meinem Zimmer eingesperrt, und weiß noch nicht, wie ich das Billet in Deine Hände bringen soll. Doch mag auch Alles sich gegen uns verschwören, verzweifle darum nicht! Ist doch die Hoffnung der einzige Trost, der Unglücklichen bleibt! An ihr laß uns festhalten! Herr Moreau wird kein Mädchen zur Gattin wollen, das auch nicht die mindeste Liebe zu ihm fühlt. Ich werde ihm, wie bisher, durch mein Benehmen zu erkennen geben, daß er sich umsonst um meine Gunst bemühe, und mein Herz nie für ihn schlagen werde. Wenn aber meine Gleichgültigkeit, die Kälte und Geringschätzung, welche ich gegen ihn zeige, ihm nicht die Augen zu öffnen vermögen, nun dann will ich ihn im Interesse seines eigenen Glückes und Vortheils von seinen Bewerbungen abzuschrecken suchen. Ich will ihm klar machen, daß Glück und Segen nie einer Verbindung folgen, die ohne wechselseitige Zuneigung abgeschlossen werde, daß er daher nichts Besseres thun könne, als auf den Besitz einer Frau zu verzichten, welche nur mit Widerwillen ihn zum Altare begleiten würde. Diese Vorstellungen werden Herrn Moreau endlich überzeugen, und er von seinen Bewerbungen um meine Hand abstehen. Laß Dich daher, Josephin, wenn Du mich wahrhaft liebst, von Deiner Eifersucht zu keinem Schritte verleiten, der alle unsere Hoffnungen, der jede Aussicht auf eine glücklichere Zukunft für immer zerstören würde."

„Sollte indessen Herr Moreau, gleich meinem Vater, gegen alle Vorstellungen taub seyn, und weder die Stimme des Gefühls, noch der Vernunft achten . . . sollte man mich zwingen wollen, eine verhaßte Verbindung abzuschließen, dann, Josephin, könnte wohl die Verzweiflung Deine Rosa dahin bringen, daß sie . . . laß mich nicht vollenden. Mag kommen, was da will, Geliebter, sey überzeugt, mein Herz soll stets für Dich schlagen und sich Deiner würdig zeigen!"

„Doch ich muß schließen! Uebermorgen ist Sonntag, und mein Vater wird mich nicht davon abhalten, dem Gottesdienste beizuwohnen. Ich hoffe, Dich unter der Zahl der Andächtigen zu finden. Bis dahin lebe wohl und gedenke meiner Worte!".

Nachdem Josephin den Brief gelesen, verharrte er eine Weile in düsterem Nachsinnen. Zwar konnte ihm, wie er den rauhen, eigensinnigen Charakter Fruchot's kannte, das Resultat, welches die Unterredung mit Rosa gehabt, nicht sehr auffallend erscheinen. Hatte doch der alte Huissier schon an dem Tage, da Josephin es zuerst wagte, ihm seine Liebe zu Rosa zu gestehen, demselben die Hand des Mädchens rund weg abgeschlagen.

Damals aber hatte noch kein Nebenbuhler bei Rosa Zutritt erhalten und Gelegenheit, sich um deren Gunst zu bewerben. Die Strenge und der Eigensinn Fruchot's standen damals allein der Erfüllung des heißesten Wunsches Josephin's entgegen. Doch jetzt hatte er noch einen Rival zu fürchten, welcher, von Herrn Fruchot beschützt, ihm die Hand seiner Geliebten zu rauben suchte. Bei dem Gedanken hieran und an die Möglichkeit, daß es Moreau gelingen könnte, sich in den Besitz Rosa's zu setzen, gerieth Josephin in die leidenschaftlichste Aufregung und wurde von heißem Rachedurst beseelt. Der Frevler, der es wagte, sich in das Heiligthum seiner Liebe einzudrängen, es wagte, seine niedern Gedanken zu Rosa, dem Götterbilde der Anbetung Josephin's, zu erheben . . . er verdiente eine strenge und exemplarische Züchtigung.

Es erwachte jetzt wieder in Josephin die ungebundene,

Digitized by Google

streit- und händelsüchtige Natur seiner früheren Jahre in ihrer ganzen Stärke.

„Ich werde ihn auf offener Straße herausfordern," sagte Josephin zu sich; „weigert er sich, meiner Herausforderung zu folgen, dann will ich ihn durch eine öffentliche Beschimpfung zu einem Duelle mit mir nöthigen. Moreau soll an der Seite Rosa's nur über meinen Leichnam zum Altare schreiten können."

Doch hatte ihn Rosa ja in ihrem Briefe aufgefordert, sich von seiner Eifersucht zu keinem unüberlegten Schritte verleiten zu lassen und keine Handlung zu begehen, wodurch er sich und seine Geliebte verderben könnte.

So schwer es einer leidenschaftlichen, aufbrausenden Natur, wie der Josephin's, auch fallen mußte, einer Aufforderung zur Mäßigung und Selbstbeherrschung zu entsprechen, so gewann er es doch endlich über sich, dem Rathe seiner Geliebten zu folgen. Versicherte sie ihm ja mit einem Schwure, daß sie ihm immer treu und seiner würdig bleiben werde! Wenn man sie mit Gewalt zu einer Verbindung mit Moreau zwingen sollte, wäre sie fähig, in der Verzweiflung .... Doch nein, nein, bis dahin soll es nicht kommen! Durch seinen Rath und Unterstützung wird es ihr gelingen, sich dem verhaßten Joche zu entziehen, das auf ihr lastet, und in der Fremde das Glück zu finden, welches Liebenden ja an jedem Orte erblüht.

(Fortsetzung folgt.)

Rheinhessisches Assisengericht.

(Schluß.)

Da wir, wie bereits gemeldet, von der Vertheidigung nichts verstanden, so gehen wir zu dem Resüme des Präsidenten über.

Hr. Levita ist im Besitze eines starken volltönenden Organs, das er während seiner Praxis als Anwalt und als Vizepräsident sehr vortheilhaft ausgebildet hat, und obgleich er schon während zwei Tagen beständig sprach, so konnte man nicht die mindeste Alteration seiner Stimme bemerken.

Er beschäftigte sich vorerst mit dem objectiven Thatbestande, und stellte somit die Frage: Ist die gewaltsame Tödtung der Mutter bewiesen? Die Verbrennung, die Blut-Congestionen, der Sterbakt und die Leichensection lieferten ihm die Momente zu diesem Beweise. Die Einwendung des Hrn. Dr. Caprano schien ihm um so weniger relevant, als man so viele Beispiele der verschiedenartigsten Ansichten ausgezeichneter Aerzte über medizinische Fragen aufzuweisen hat.

Zu dem subjectiven Thatbestande übergehend, stellte der Präsident die Fragen: Hat der Angeklagte die den Tod herbeiführenden Brandwunden seiner Mutter zugefügt? Hat er sie in einem Seelenzustande verübt, wo er überhaupt strafbar war? Hat er sie mit Vorbedacht oder in Gefolge eines mit Vorbedacht gefaßten Entschlusses verübt? Vor Allem, sagte er, müssen wir die allgemeinen gesetzlichen Voraussetzungen des Seelenzustandes eines Beklagten, um überhaupt strafbar zu seyn, feststellen und dann jenen des vor uns stehenden Angeklagten untersuchen, und sehen, ob er mit Vorbedacht gehandelt hat. Physiologen, Philosophen und Juristen haben sich lange darüber gestritten, wie dieser Seelenzustand zu erkennen wäre. Unser Strafgesetzbuch huldigt hierin allen Anforderungen der Humanität, hält aber streng darauf, daß durch übertriebene Milde das Leben und Eigenthum der Staats-Angehörigen nicht gefährdet werde. Daher die Regel, daß jede äußerliche ungesetzliche Handlung strafbar sey, wenn nicht wegen Mangel der Zurechnungsfähigkeit oder andern im objectiven Charakter der Handlungen liegenden Gründen Straflosigkeit als Ausnahme vorhanden sey. Also ist hier zu untersuchen: wußte der Angeklagte, was er that, oder nicht? Der Redner untersucht nun seinen Seelenzustand am Charfreitage bis halb 7 Uhr Abends nach den mehrfachen Zeugen-Aussagen, findet nirgends eine Geistes-Verwirrung, und schließt daraus, wenn der Angeklagte sich unmittelbar vor der That in einem zurechnungsfähigen Seelenzustande befunden, so frage es sich, ob seine, die Tödtung herbeigeführten Handlungen beweisen, daß sie mit Ueberlegung, mit Vorbedacht verübt worden? Der Präsident gibt nun eine Definition des Vorbedachts, als eines überlegten Vorsatzes, beleuchtete dann die allgemein feindlichen Verhältnisse zwischen Sohn und Mutter, das Einführen des fremden Mädchens, die Drohungen des Beklagten, die Beredung der Ackermann zum Kirchengange, den Gesang: „Alle Schlag ein Jud kaput!" die Aussagen der Mutter, die Geständnisse des Angeklagten, das Verschließen der Hausthüre, sein Alleinseyn mit seiner Mutter u. s. w., und fuhr dann fort, Selbstverbrennung sey nicht denkbar, nicht aus Bosheit, wie der Beklagte meine, und auch nicht deßwegen, weil es der alten Frau an Seelenstärke und Willenskraft dazu gefehlt hätte; sie müßte sich dann auch selbst den Knebel in den Mund gesteckt und die Hände gebunden haben. Wie vertrüge sich aber das Benehmen des Angeklagten nach der That mit dieser Annahme? Seine so schnelle Entfernung aus dem Hause, sein Versuch des Selbstmordes, seine Geständnisse nach seiner Rückkehr nach Bingen, und später bei dem Abschiede von seiner Geliebten? Wenn also überhaupt Verbrennung erwiesen sey, so lasse sie sich ohne Vorbedacht gar nicht denken.

Was der Herr Präsident hierauf über das Geständniß des Angeklagten, dessen Werth und seinen Widerruf gesagt, so bedauern wir, daß Mangel an Raum uns hindert, in diese gründlichen Erörterungen näher einzugehen. Wir wenden uns daher zu dem, was er zur Erklärung der Frage angeführt, ob der Angeklagte zu der That gereizt worden? Bei der früher in dieser Provinz geltenden Gesetzgebung, sagte er, durfte bei Elternmord keine Entschuldigung vorgebracht werden; das Gesetz schloß sie gänzlich aus; in dem dermaligen Strafgesetzbuche steht diese Bestimmung nicht; es ist also eine Entschuldigung möglich. Wodurch wäre nun der Angeklagte so sehr gereizt worden, daß die schreckliche That, die ihm zur Last gelegt wird, entschuldigt werden könnte? Etwa durch Schimpfreden? durch persönliche Beleidigungen gegen ihn oder seine Geliebte? oder durch das Umwerfen der Töpfe? Dieses scheinen keine Entschuldigungsgründe; übrigens stehe diese Beurtheilung allein den Geschwornen zu.

Der Präsident setzte nun mit Klarheit und Unparteilichkeit die Systeme der Anklage und Vertheidigung Punkt für Punkt aus einander, denn beide hatten verschiedene Systeme befolgt; lenkte die Aufmerksamkeit der Geschwornen auf die bedeutendsten Momente derselben, erinnerte sie, daß eine genaue Prüfung ihnen obliege und von ihnen erwartet werde. Er sprach dann über die Beantwortung der Fragen und die damit verbundenen gesetzlichen Vorschriften, und schloß, nachdem er über zwei Stunden anhaltend und ohne Unterbrechung gesprochen

Digitized by Google

hatte. Die Geschwornen begaben sich um 7½ Uhr Abends in ihr Berathungszimmer. Nach einer Stunde kehrten sie in den Sitzungssaal zurück und erklärten den Beklagten der Verübung der That mit allen Umständen im Affekte und mit Vorbedacht für schuldig. Der Hof verurtheilte ihn zum Tode, und nach diesem Ausspruche richtete der Präsident folgende Anrede an den Verurtheilten:

„Ihr furchtbares Verbrechen ist so eben mit der größten Strafe belegt worden. Der Humanität und Milde unseres Strafgesetzbuches verdanken Sie es, daß die in der früheren Gesetzgebung bei Elternmord angedrohten Schärfungen Sie nicht treffen. Sie liefern ein gräßliches warnendes Beispiel für Ihre Mitbürger und besonders für die Jugend, wie Jähzorn und zügellose Leidenschaften selbst einen guten Menschen in das größte Verderben stürzen können! Sie haben das göttliche und menschliche Gesetz mit Füßen getreten, mit dem Blute Ihrer Mutter, der Geberin Ihres Daseyns, haben Sie sich befleckt; wenn Sie der Gnade unseres allerdurchlauchtigsten Landesvaters nicht würdig befunden werden sollten, so werden Sie bald vor dem höchsten Richter erscheinen (hier unterbrach der Angeklagte den Präsidenten mit den Worten: aber vor einem gerechteren Richter); hierauf fuhr der Präsident fort: allerdings vor dem gerechtesten, aber auch weisesten und allwissenden Richter, der nur allein in das Herz des Menschen zu schauen vermag, und, wenn Sie unschuldig wären, unserm beschränkten Wissen verzeihen wird, daß wir mit unserer Geisteskraft Ihre Unschuld nicht zu erkennen im Stande waren. Sind Sie dann unschuldig, so werden Sie desto gnädigere Aufnahme vor dem Allvater finden; sind Sie aber schuldig, dann suchen Sie durch aufrichtige Reue, durch Muth und Standhaftigkeit, mit der Sie die verdiente Strafe ertragen, sich mit dem Himmel auszusöhnen."

Hierauf wendete sich der Präsident an die Geschwornen: „Meine Herren! Ihre Mission war diesmal eben so schwierig, als peinlich. Sie haben sie auf eine Weise erfüllt, daß Ihnen die bürgerliche Gesellschaft zu großem Danke verpflichtet ist. Ich freue mich, im Namen des Assisenhofs Ihnen öffentlich dieses Zeugniß zu ertheilen. Kehren Sie in Frieden in das bürgerliche Leben zurück und beweisen Sie durch Ihr Beispiel, daß Ihr Ausspruch einen schönen Beleg dafür abgibt, daß eine gute Jury das Vertrauen, das der Staat in sie setzt, vollkommen zu rechtfertigen versteht, daß sie die Wohlfahrt des Staats und des gemeinen Wesens befördert. Die bürgerliche Gesellschaft ist Ihnen dafür zu großem Danke verpflichtet. Sie, meine Herren Geschwornen, welche auf dem Lande leben, suchen Sie nach allen Kräften dahin zu wirken, daß das religiöse Gefühl, die Reinheit der Sitten, und besonders die schuldige Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern erhalten werden, damit nicht wieder aus einer zügellosen Leidenschaft ein so schaudererregendes Verbrechen, wie wir es heute leider aburtheilen mußten, in unseren Gerichts-Annalen erscheine." — Tiefen Eindruck machten diese mit innigem Gefühle gesprochenen Worte auf alle Anwesenden. Alles war ergriffen, und wollte sich eben still entfernen, als der Verurtheilte ein auswendig gelerntes Gedicht hersagte, wodurch er nur mitleidiges Lächeln bei der Mehrheit der Zuhörer erregte. Um 9 Uhr wurde die Sitzung geschlossen, die beinahe ohne Unterbrechung 12 Stunden gewährt hatte.

Mannichfaltigkeiten.

Alexander Dreyschock, der gefeierte und jetzt mit den ersten Autoritäten des Piano-Spiels rivalisirende Künstler, scheint sich Frankfurt zum Stapelort seiner Excursionen in der Umgegend gewählt zu haben. Er befindet sich gegenwärtig wieder in unsern Mauern, um später seine Kunstreisen über Holland nach Frankreich fortzusetzen. Von Wiesbaden, Mainz und Darmstadt zurückgekehrt, in welchen Städten er Enthusiasmus erregte, beabsichtigt er, Samstag den 2. Dez. einer Einladung der Offenbacher Liedertafel nachzukommen, woselbst (nachdem er kürzlich dort für mildthätige Zwecke spielte) er sich in engerem und mehr familiärem Kreise hören lassen wird. Sonntag darauf wird er in Darmstadt zu einem abermaligen Konzert erwartet. Ueberall, wo sich dieser junge und bereits vollendet gebildete Künstler hinwendet, wird ihm die Auszeichnung zu Theil, die seinem Talent und seiner Begeisterung für das Schöne in seiner Kunst gebührt.

„Catharina Cornaro" wird zum dritten Male componirt. Lachner hat bekanntlich eine deutsche, Halevy eine französische Oper aus diesem Sujet gemacht; jetzt componirt Donizetti eine italienische Oper unter diesem Titel für Neapel, und da Donizetti die Bühnen beherrscht, so wird seine Oper wahrscheinlich die seiner beiden Vorgänger ganz verdrängen, wenn sie auch noch langweiliger seyn sollte.

Kaum ist das Lustspiel von A. Dumas „die Fräulein von St. Cyr" in Paris einigermaßen in den Hintergrund getreten und unterdeß nach Deutschland herübergebracht worden, so soll in diesen Tagen schon wieder ein neues fünfaktiges Lustspiel von diesem überfruchtbaren Dichter, „der Laird von Dumbiky," zur Aufführung kommen, das schon im voraus als außerordentlich geistreich und witzig gerühmt wird.

Ein Unglück führt das andere herbei. Da das große Opernhaus in Berlin abgebrannt ist, und die übrigen Theater daselbst nicht sehr groß sind, folglich nicht viel Zuschauer fassen, so will die Tänzerin Fanny Elßler, die sich gegenwärtig in Berlin befindet, dies Mal dort gar nicht auftreten.

(München, 25. Nov.) Gestern haben wir Gutzkow's vielbesprochenes fünfaktiges Schauspiel „Ein weißes Blatt" zum ersten Mal gesehen. Obschon das Stück gut gegeben wurde, hat es das zahlreiche Publikum doch nicht in solchem Grade befriediget, daß man ihm eine gleiche Dauer auf dem Repertoir versprechen könnte, wie dem „Werner" des genialen Verfassers. (Augsb. Abendztg.)

Korrespondenz.

Wetzlar, 30. Nov.

Wenn dem Korrespondenzartikel in der Didaskalia Nro. 312, vom 12. d., datirt Wetzlar den 8. Nov., die Umpflasterung der Straße über den Buttermarkt betreffend, eine solche Aufmerksamkeit gewidmet werden konnte, daß man für nöthig fand, demselben jene in Nro. 323 aufgenommene Berichtigung nachfolgen zu lassen, so darf es nicht be-

Digitized by Google

fremden, wenn nun auch ein dritter Korrespondent auftritt, der ein schlichter Bürgersmann und frei ist von Parteilichkeit und Interesse bei der Sache, um ein Wort mit zu reden. — Die Berichtigung war nichts weiter (und dafür hat sie auch wohl nur gelten sollen) als eine Ergänzung der Korrespondenz vom 8., indem letztere darüber ein Stillschweigen beobachtete, was der zweite Korrespondent durch Zahlenverhältnisse ꝛc. zur Publizität brachte. Diese Vervollständigung, gleichviel, welchem Interesse sie auch dienen sollte, machte hier, was nicht unbemerkt gelassen werden darf, einen guten Eindruck, denn ohne sie blieb ein großer Theil der Bürger in Unkenntniß über das wahre Sachverhältniß, und hiernach würde die Baubehörde allerdings gerechtfertigt erscheinen, gereichte es ihr nicht zum Vorwurf, daß sie zur größeren Beschleunigung der Arbeiten diese, so weit sie nämlich die die Straße durchziehenden Kanäle betreffen, nicht an einen, sondern an mehrere Maurermeister parzellenweise hätte vergeben sollen. Dadurch würde die Arbeit ungemein gefördert worden seyn, und man würde sich nicht, wie jetzt geschieht, höchlich wundern, daß man den betreffenden Maurermeister zugleich auch zum Controleur seiner eigenen Arbeiten macht und ihn dafür, und zwar in der Eigenschaft eines Aufsehers bei diesem fraglichen Bau, nebenbei noch Diäten beziehen läßt. — Warum, so fragt man allgemein, sind die andern Maurermeister stets von allen königlichen Arbeiten ausgeschlossen? Fehlt es etwa an geprüften, gut bestandenen Meistern, die allen sachgemäßen Anforderungen nicht zu entsprechen vermögen? Keineswegs! Sapienti sat!

. . . . .

Vom Rhein.

So ehrn ist die zweite vermehrte Auflage der „vermischten Schriften ꝛc.", und „Gedichte", dritte Auflage, von Dr. K. W. Kirsch in Mainz erschienen. Aus dem eben so interessanten als mannigfachen Inhalt jener verdienen besonders die „Reflexionen über Geschichte und Politik", nebst erörternden Ideen über König Ludwig Philipp und den Fürsten von Metternich, hervorgehoben zu werden. Unter den harmonischen Dichtungen zeichnen sich unter andern vorzüglich aus: Napoleon, — die Rückkehr nach Biebrich, — die Erscheinung, in welchem zweiten der Verfasser seine patriotischen Gefühle und in dem letzten seine Ansichten über das Verfahren der sogenannten politischen Dichter unserer Zeit ausspricht.

Mainz, 29. Nov.

Eine Ankündigung in der Mainzer Zeitung, Engagements für Bühnenmitglieder für das neuerbaute Theater in Elberfeld betreffend, gibt Veranlassung zu dem Glauben, daß man nicht ohne Absicht dieses Blatte hierzu gewählt hat. Möchten daher diejenigen, welche sich berufen fühlen, darauf einzugehen, den wohlgemeinten Rath nicht außer Acht lassen, ihre desfallsigen Contrakte schriftlich, in gehöriger Form und ganz bestimmt abzuschließen, um später nicht allerlei Mißdeutungen ausgesetzt zu werden. Sie mögen dabei bedenken, daß sie leicht in den Fall kommen könnten, nicht allein in Elberfeld, sondern auch in Köln und Bonn wirken zu müssen, wobei noch die Ungemächlichkeit des Reisens im Winter in Anschlag kommt. Mündliche Besprechungen reichen nicht aus. Das Loos der bei der verunglückten Pariser Unternehmung betheiligt gewesenen Mitglieder schwebe ihnen stets vor Augen, damit sie sich durch verklausulirte Verträge nicht binden lassen. — Für das hiesige Theater hat sich eine neue günstige Aussicht eröffnet; durch das Auftreten der Schauspielerin Dem. Fanny Fleckenstein ist die Direktion in Stand gesetzt, dem Verlangen des Publikums nach Dramen anerkannten Werths zu entsprechen. Gestern wurde „Emilie Galotti" von Lessing bei vollem Hause zur Zufriedenheit der Zuhörer gegeben. Hr. Haake spielte den Marinelli meisterhaft. Dem. Fleckenstein zeigte in der Rolle der Gräfin Orsina, daß sie eine gute Schule durchgemacht hat und sich auf tragische Rollen versteht. Dem. Herz (Emilia Galotti) entwickelte schöne Anlagen. Hr. Ehlers (Prinz von Guastalla) befriedigte, doch hatte er seine Rolle mit Hrn. v. Othografen, der als Graf Appiani auftrat, vertauschen können; die Aufführung hätte, unserer Ansicht zufolge, dabei gewonnen. Die Bahn ist gebrochen; die Fortschritte werden nicht ausbleiben. — Ein neuer hier gestifteter Singverein von jungen Männern, der Liederkranz, fängt an, durch zahlreichen Beitritt Bedeutung zu gewinnen. Die ersten Proben eines größeren Zusammenwirkens gab er am vergangenen Samstag bei einem Abendessen im „Europäischen Hofe." Dieser vierte Gesangverein liefert einen neuen Beweis unseres Reichthums an bildungsfähigen Stimmen. — Bei einem Mittagsmahle, das der Vorstand des hiesigen Veteranen-Vereins der ehemaligen französischen Armee seinem Präsidenten, dem Hrn. Obergerichtsrath Metz, am letzten Sonntage im „Europäischen Hofe" gab, wurden die Anordnungen zu dem zehnten Stiftungsfeste des Vereins auf den kommenden zweiten Weihnachtstag verabredet. Zahlreiche Theilnahme, Kameradenliebe und mehrfache Erinnerungen an eine längst entschwundene inhaltschwere Zeit werden dieses Fest besonders interessant machen.

Aus der Rheinpfalz, im Nov.

Bereits wurde in einer früheren Nummer dieses Blattes ein Korrespondenzartikel mitgetheilt, worin die Entstehung und Fortbildung der „praktischen Feld- und Gartenbau-Gesellschaft der baierischen Pfalz" einer rühmlichen Erwähnung gewürdigt und deren Zweck näher beleuchtet wurde. Einige Freunde des Feld- und Gartenbau's erachten es daher als ihre Pflicht, über deren ferneres Wirken zu berichten; denn es wird von dem Vorstande, unter Mitwirkung genannter Gesellschaft, mit dem Beginne des bevorstehenden Jahres am Centralpunkte zu Neustadt a. d. Haardt eine Zeitschrift unter dem Namen „Pfälzische Gartenzeitung" herausgegeben, die dem vorgesetzten Zwecke in allen Theilen entsprechen wird. Das Probeblatt hat bereits die Presse verlassen und wurde uns zur Einsicht zugesendet. Dasselbe entsprach unsern Erwartungen und berechtigt zu den schönsten Aussichten, insbesondere da bei der großen Anzahl schon vorhandener Zeitschriften doch in unserer Pfalz, ja sogar in dem größten Theile des südlichen Deutschlands, kein Blatt ähnlicher Tendenz besteht. In diesem nun ist die jener Wochenschrift zu Grunde liegende Tendenz und Uebersicht der abzuhandelnden Materien auf's deutlichste und bestimmteste ausgesprochen und genügend dargethan, welches herrliche Ziel sie sich gestellt hat und einstens zur Zufriedenstellung der Betheiligten zu erreichen sich bestreben wird. Es werden somit in dieser fach- und zeitgemäßen Zeitschrift nebst der Feststellung und Gewährleistung materieller Vortheile auch die ausdrücklich in den Statuten ausgesprochenen geistigen Interessen vertreten.

Auflösung des Logogryph's in 331.

Stirne.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Dez. Das Leben ein Traum, Drama in 5 Acten, nach Calderon von G. West.

Sonntag, 3. Dez. Der lustige Schuster, oder: die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., Musik von Parr. Hierauf: Der Kalif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu.

Montag, 4. Dez. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Der Steckbrief, Lustspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. Hierauf: Der alte Feldherr, Liederspiel in 1 Act, von K. v. Pelter. — Hr. A. Leipring wird aus Gefälligkeit für die Pensionsanstalt die Rolle des Lagien a geben. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: C. L. Lehrer. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 334. Montag, den 4. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exploy, von Fr. Arnold.

(Fortsezung.)

Mit dem Entschlusse, Alles, selbst das Aeußerste zu Rosa's Befreiung zu versuchen, verließ Josephin rasch das Kaffeehaus, und schlug den Weg nach der Wohnung seines Freundes Alfred von Laborie ein. Der Advokat Remondi's war so eben vom Tribunale nach Hause gekommen.

„Freund," begann Josephin, „Du vermuthetest diesen Morgen, daß mich eine Liebesaffaire in die Straße Clemence-Isaure führte. Du hast Dich in Deiner Vermuthung nicht getäuscht. Ich liebe Rosa, die Tochter des Huissiers Fruchot, und werde von ihr wieder geliebt; doch auf Herrn Fruchot's bestimmte Weigerung . . . ."

„Wie? Du hieltest bei ihm um die Hand der Arleserin an? Du bist im Ernste gesonnen, das Mädchen zu heirathen?" fragte Laborie, seinen Freund unterbrechend.

„Ja, ihr Besitz allein kann mich glücklich machen! Doch droht ein von dem Huissier begünstigter Nebenbuhler die Erfüllung meines heißesten Wunsches zu vereiteln, und ich bin entschlossen, mich des verhaßten, gefährlichen Gegners um jeden Preis zu entledigen!"

„Du erschreckst mich, Freund!"

„Alfred, antworte mir freimüthig und offen: könnte ich im Falle der Noth auf Deinen Beistand rechnen, und würden mir alsdann Deine Börse, Dein Arm, Deine Zeit zu Gebote stehen?"

„Wie kannst Du daran noch zweifeln? Ich bin zu jeder Stunde bereit, Dir zu beweisen, daß ich Dir mit wärmster Liebe zugethan bin."

„Du wärest also auch bereit, mein Sekundant zu werden?"

„Ja, trotz der strengen Mandate, welche Herr Dupin neuerdings erlassen."

„Und wenn mir, im Falle eines unglücklichen Erfolgs, kein anderes Rettungsmittel bliebe, als die Flucht mit Rosa, würdest Du auch dann noch mir als Freund, als Bruder mit Rath und That beistehen?"

„Der Fall erheischt ernstere Ueberlegung. Wie alt ist Rosa?"

„Zwanzig Jahre!"

„Zwanzig Jahre; dann ist sie nach den Bestimmungen des Gesetzes noch minderjährig, und ihre Entführung wird als ein „raptus" (gewaltsamer Frauenraub) angesehen."

„Immerhin! Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, und keine Drohung der Gesetze vermag denselben zu erschüttern."

„Wirst Du es mir aber wohl verargen, wenn ich Dich um den Namen des verhaßten Nebenbuhlers frage, welcher Dich zu einem so verzweifelten Entschlusse treibt?"

Noch ehe Josephin Zeit gehabt, zu antworten, trat der Diener Laborie's in das Zimmer desselben, ihm meldend, daß ihn Franz Moreau zu sprechen wünsche.

„Franz Moreau?" wiederholte Josephin überrascht.

„Ja, Franz Moreau!" bekräftigte der Diener.

„Freund," wandte Josephin sich nun zu Laborie, „erlaube mir, daß ich mich jetzt schnell durch eine Seitenthüre entferne, indem ich den Anblick dieses Menschen nicht zu ertragen vermöchte; er ist's, welcher mir meine Rosa rauben will!"

„Wie? Franz Moreau wäre Dein Rival?"

„Ja, er!"

„Und Du fürchtest sogar, ihm zu begegnen? So tritt in dieses Nebenzimmer. Im Hintergrunde desselben wirst Du eine geheime Thüre finden, durch welche Du zur Treppe gelangen kannst."

Wenige Augenblicke, nachdem Josephin sich entfernt, erschien Franz Moreau. Man erkannte aber jetzt kaum noch in ihm jenen eingebildeten, geckenhaften und dreisten Petit-Maitre, um dessen Lippen stets zufriedenes Lächeln schwebte; er zeigte sich vielmehr in sichtbarer Verlegenheit und in der demüthigsten Haltung. Auf dem Wege von Fruchot's Wohnung bis zu der Laborie's hatte Moreau's Blick seine ganze Zuversicht, seine Züge alle ihre Heiterkeit verloren.

„Herr Laborie," begann der Kaufmann endlich, „ich hatte schon ein Mal die Ehre, in Ihrem Hause zu erscheinen, konnte Sie jedoch damals nicht sprechen, da Sie sich noch auf dem Tribunale befanden . . . Ich muß Sie aber jetzt um Ihre gütigste Nachsicht bitten, daß ich Sie durch einen so späten Besuch belästige; wenn Sie die Veranlassung desselben erfahren haben, so werden Sie mir ihn, wie ich hoffe, verzeihen."

Diese Worte, so wie der bescheidene Ton, in welchem sie gesprochen wurden, stimmten den jungen Advokaten zu Gunsten seines neuen Klienten. Der letztere fuhr mit zitternder Stimme fort:

„Die Angelegenheit, in welcher ich zu Ihnen komme, ist sehr delikater Art, und könnte einem gegen den Besucher ein-

Digitized by Google

genommenen Beurtheiler Stoff zu mancherlei kränkenden, nachtheiligen Vermuthungen geben. Ich muß Sie daher, ehe ich mich Ihnen offenbare, bitten, mir mit einem Eide zu geloben, daß Sie nie bei Jemanden eine Sylbe von dem erwähnen, was ich Ihnen jetzt im Auftrage eines Dritten mittheile."

„Mein Herr," entgegnete Laborie, „ich kann unmöglich einen Eid leisten, bevor ich weiß, wer Derjenige ist, für welchen Sie ihn von mir verlangen."

„Ich nehme Gott zum Zeugen," rief Moreau, „daß das, was ich verlange, sich mit dem zartesten Gewissen eines rechtschaffenen Mannes und der Würde eines Dieners der Gesetze verträgt. Ich verlange von Ihnen weiter nichts, als daß Sie zu einem edeln Zwecke den Vermittler zwischen zwei Individuen machen, deren eines unbekannt bleiben will."

Nach dieser Erklärung Moreau's zauderte der Advokat nicht länger, den Eid zu leisten.

„Herr Anwalt," begann alsdann Moreau, „das eine der genannten Individuen ist der Elende, dessen Vertheidigung Sie übernommen, und über den das Tribunal bereits ein gerechtes Urtheil gesprochen."

Bei dieser Eröffnung Moreau's überlief es den Advokaten eiskalt.

(Fortsetzung folgt.)

König Wilhelm III. von Preußen über die Theologen.

Das treffliche Werk des Bischof's Dr. Eylert über Friedrich Wilhelm III. theilt I. 2te Athei. S. 393 folgendes Urtheil des hochseligen Monarchen über die Theologen mit: „Es gibt keine Menschenklasse, die schwieriger ist und mit der man schwerer fertig wird, als die Theologen. In alle Verhandlungen kommt sogleich Bitterkeit und Parteisucht; ja man spricht sogar von einem theologischen Hasse, welcher der böseste seyn soll. Daß Luther ihn erfuhr, begreift man; er war heftig, schonungslos, aber auch der sanftmüthigste, friedliebendste Theologe. Melanchthon erfuhr ihn, zugefügt von seinen Leuten, und beklagt sich schmerzlich darüber. Nicht ohne Rührung habe ich vor kurzem seelenvolle Gebete des ehrwürdigen Mannes auf seinem Sterbebette gelesen, wo er Gott dankt, daß er ihn nun bald befreien werde von der Wuth des theologischen Hasses! Erschrecklich! und das im Gebiete einer Religion der Liebe. Es will mir oft scheinen, als ob es eine Theologie gebe ohne Religion. Was gehen denn die christlichen Gemeinden, die Erbauung in Trost suchen, die Zänkereien streitsüchtiger Theologen an? Ich habe einmal einen curiesen Satz gelesen: Die Künstler haben von jeher am meisten der Kunst und die Diener der Kirche am meisten der Kirche geschadet. Das Schlimmste aber ist, daß so etwas repetirt, und daß alte Geschichten immer wieder neu werden. In der Angelegenheit der Union habe ich mit vielem Interesse die Verhandlungen gelesen, wie sie unter dem großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I. stattgefunden haben. Ich glaubte, wir wären weiter und kennten den reinen Geist des Christenthums besser. Aber nach 200 Jahren derselbe Widerspruch, nur damals durchdachter und gründlicher, jetzt seichter, oft ohne Grund und Gehalt. Um allen confessionellen Unterschied zu verbannen, beide Parteien zu Einer evangelischen Gemeinde zu vereinigen, ist die heilige Sache in der Union auf ihr Urgebiet zurückgebracht, woher man doch nur allein den Grundtypus nehmen kann und muß. Die Lutheraner und Reformirten glauben ja nicht an Luther und Calvin, sondern an Jesum Christum, den beide verkündigt haben, der aller christlichen Kirchen und Confessionen und aller einzelnen Christen alleiniger Herr und Meister ist. Es wird ja nicht Luthers und Calvins, sondern Jesu Christi heiliges Abendmahl gefeiert; es werden daher ohne menschliche Zusätze nur seine Worte gebraucht. Aber es gibt seltsame, wunderliche Theologen, die christlicher seyn wollen, als Christus selbst. Bei einfältigen Leuten kann man es entschuldigen. Aber Doktoren der heiligen Schrift, Theologen, Hirten der Gemeinde sollten doch den belebenden reinen Geist des Christenthums besser kennen, und wenn sie, vom todten Buchstaben der Confession verdunkelt, diesen Geist dämpfen, und die Einheit und Einigkeit, die doch offenbar Christus und seine Apostel gewollt und bezweckt haben, stören, so laden sie schwere Sünden auf sich."

Der Bau der Brücke über die Venediger Lagune.

Die „Mailänder Zeitung" enthält in einem ausführlichen Bericht Folgendes über die Arbeiten an der Brücke über die Venediger Lagune: Die Brücke ist 3505 Meter (ein Meter gleich 3 Schuh 1 Zoll 11½ Linien) lang, in sechs gewölbten Stadien, wovon jede 504 Meter, dann in fünf Plätzen, wovon vier kleinere und der fünfte der Hauptplatz. Die Brücke lehnt sich zu Venedig sowohl, als auf dem festen Lande bei dem Rande der Lagune auf zwei Brückenköpfe. In erstbenannter Stadt wird sie bei der Hauptstation der Eisenbahn und auf dem festen Lande an der Chaussee von Venedig nach Mailand ausmünden. Dieselbe besteht aus 222 Bögen, zu je 37 auf dem Stadium. Die Bögen selbst werden von 180 isolirten Pfeilern, dann von 36 Hauptpfeilern unterstützt. Der architektonische Charakter der Brücke ist Einfachheit. Sämmtliche große und kleine Pfeiler, Plätze und Brückenköpfe sind für den unter dem Niveau des Meeres stehenden Theil, der durchaus aus istrianischem Gestein mit Kalk und römischer Puzzuolan-Erde gebaut ist, auf Piloten gestützt. Der über dem Meeres-Niveau stehende und daher den Einflüssen der Ebbe und Fluth nicht ausgesetzte Theil ist durchweg aus mit Sandkalk verkitteten Backsteinen ausgeführt und nur an allen Ecken und Wendungen der Hauptpfeiler und Plätze mit istrianischem Gestein ausgemauert. Die Brustwehren werden ebenfalls aus istrianischem Gestein angefertigt seyn. Der Vertrag zum Brückenbau und zum Materialientransport ist auf bestimmte Preise für die Summe von 4,409,740 Lire (1 Lire gleich 24 kr.) in der Art festgesetzt, daß die ganze Arbeit innerhalb 4½ Jahren beendet werden müsse. Dieselbe hat den 7. April 1841 angefangen, und wird den 7. Oktober 1845, nämlich in 54 Monaten, vollendet seyn. Es sind nunmehr 29 Monate, d. h. etwa die Hälfte der Zeit, verstrichen, und es ist für die ausgeführte Arbeit, so wie für den Materialtransport etwa die Hälfte der bedungenen Summe ausgegeben worden. Die Arbeiten gehen rüstig fort, wozu täglich achthundert Menschen, dann zwanzig Trabacoli und Brigantinen zum Trans-

Digitized by Google

port der Materialien aus Istrien und der Pozzuolan-Erde aus Rom, endlich sechszig andere Barken von verschiedener Größe zur Verschiffung der Baumaterialien aus den umliegenden Werkstätten und zur Herbeilangung derselben an Ort und Stelle verwendet werden; eben so ist eine große Anzahl von Kähnen zur Transportirung der Arbeiter von einem Platz zum anderen thätig. Zur Erleichterung der Trockenlegungen, zum Auspumpen des Wassers, zum Einrammen der Pfähle ꝛc. sind noch eine große Menge Maschinen in Wirksamkeit. Der Unternehmer der Arbeiten auf eigene Rechnung ist Anton Busetto, genannt Petich. Der Ingenieur ist Andrea Noale.

An Alexander Dreyschock.

(Zum Abschied von Offenbach.)

Dem Künstler ward das schöne Loos beschieden,
Uns mit dem Ernst des Lebens zu versöhnen,
An Edleres die Sinne zu gewöhnen
Und unserm Geist Erquickungen zu bieten.

Es sind die Priester, die die Flamme hüten,
Die reine Gluth des Guten und des Schönen;
In Bildern, wie in Worten und in Tönen
Erfreu'n uns ihres Genius reiche Blüthen.

So hast auch Du, ein Liebling der Camöne,
Uns mit dem Zauber deiner Kunst beglücket,
Du hoher Meister in dem Reich der Töne.

Nimm unsern wärmsten Dank dafür — er drücket
Zum Lebewohl die Hand Dir jetzt, die flinke,
Doch nicht die rechte nur, auch Deine linke.

Am 2. Dezember 1843. Joseph Pirazzi.

Mannichfaltigkeiten.

Zu Nürnberg gab es am verflossenen Sonntag einen bedeutenden Theater-Scandal. Man ist daselbst gegen den gegenwärtigen Direktor so aufgebracht, daß man denselben nach Aufführung des erbärmlichen Stückes: „Zwischen Himmel und Erde", förmlich auf die Bühne forderte und ihn zur Rechenschaft zog.

Die Montrewuth nimmt in Berlin jetzt so überhand, daß sich die Geschäftsleute im Ueberbieten zu den rasendsten Ausgaben versteigen. Namentlich wird mit großen Fensterscheiben geprunkt. In der Königsstraße z. B. befindet sich jetzt an einem Laden eine Glasscheibe, die 1400 fl. kostete.

(Merkwürdiges Tau.) Nachdem die Waggons auf der geneigten Ebene des so eben beendigten Railweges von Hayle in England mittelst eines sogenannten Seils ohne Ende gezogen werden sollen, so war bei der Seilerinnung zu Hayle selbst zu diesem Behufe ein Tau bestellt worden, welches nun fertig geworden ist. Dasselbe hat nicht weniger als 10½ Zoll im Durchmesser, eine Länge von 2880 Schuh und wiegt über 5 Tonnen oder bei 100 Wiener Centner. Mehr als 3 Millionen Schuh Schnüre sind zu dessen Verfertigung verwendet worden, so daß man dieses Tau für das größte hält, welches bisher in England erzeugt wurde.

Die beiden merkwürdigen jungen Geigenvirtuosinnen, die Schwestern Milanollo, werden in den nächsten Tagen in Prag, Dresden, Leipzig und Berlin Konzerte geben.

(Doktor A. Petit — todt.) Der Doktor A. Petit, welcher im Auftrag des Pariser Museums eine wissenschaftliche Reise nach Abyssinien unternommen hatte, ist bei der Fahrt über einen Arm des blauen Nils, in der Nähe von Gondar, von einem Krokodil verschlungen worden.

(Berlin.) Vor einigen Tagen wurde ein 3 Monat altes Kind in dem Bette seiner Mutter erstickt gefunden. Letztere soll die Gewohnheit haben, ihre Kinder, so lange sie solche säugt, mit in ihr Bett zu nehmen, und so ist es denn gekommen, daß das Kind im Schlafe erdrückt oder in den Betten erstickt ist.

Das kleine Dampfboot, welches der Vizekönig von Aegypten, Mehmed Ali, dem Sultan zum Geschenk machte, ist mit vieler Verschwendung verziert. So sind z. B. die Fransen der Fenstervorhänge mit feinen Perlen besetzt, und die Tughra (Namenszug) des Sultans an der Wand von Brillanten. Das Geländer der Treppe, welche zur Kajüte des Großherrn führt, ist von gediegenem Silber. Das ganze Dampfschiff soll 15 Mill. türkische Piaster gekostet haben.

(Leipzig, 27. Nov.) In diesen Tagen hat sich hier ein Comité gebildet, in welchem man die Professoren Drobisch, Biedermann, Seyffarth, Wachsmuth und Weber, so wie noch mehrere angesehene Gelehrte, Kaufleute und Buchhändler erblickte, ein Verein, dessen Streben dahin geht, ein in großartigem Maßstab eingerichtetes öffentliches Lesemuseum zu gründen.

(Wien, 25. Nov.) Told's „Todtentanz" macht im Josephstädter Theater gedrückt volle Häuser. Das Sujet ist dem bekannten Pariser Ballet „Wilis" nachgebildet. Weiter ist nichts darüber zu sagen; denn Hr. Told dichtet in Farben, Leinwand, Kostümes, Tänzen u. dgl. mit so ausgezeichneter Virtuosität, daß seine Textworte dagegen beinahe unscheinbar verhallen. Mad. Thome sieht allerliebst aus. — Dem. Lutzer, die königliche Nachtigall der deutschen Oper, wird sich nunmehr definitiv in eine Frau Hofräthin Dingelstedt verwandeln.

In Rimini hat sich folgender tragischer Vorfall ereignet: Eine junge Frau aus den mittlern Ständen wollte im Spital ihren Mann besuchen, welcher seit einiger Zeit als geisteskrank dort eingesperrt war. Da die Krankheit niemals den Charakter der Raserei gezeigt hatte, so wurde das Gesuch ohne Schwierigkeit gestattet, und der Mann hatte eine so herzliche Freude mit seiner Frau, daß der Wärter sie miteinander allein ließ. Kaum hatte er sich aber entfernt, als ein durchdringendes Geschrei ihn wieder zurückrief. Er fand die Frau blutend in den Armen ihres Mannes, der ihr in einem plötzlichen Anfall von Tobsucht mit einem Löffel beide Augen ausgestochen hatte. Die unglückliche Frau starb Tags darauf.

Digitized by Google

(London, 28. Nov.) Der „Observer" sagt: Wenn man einer Angabe in der „Literary Gazette" trauen darf, so ist eine neue Kraft entdeckt worden, welche die Dampfkraft zu ersetzen bestimmt ist und sie völlig in den Schatten zu stellen verspricht. Der Erfinder, welcher dem Herausgeber der „Literary Gazette" bekannt ist, macht darüber folgende Mittheilung: „Indem ich gewisse schon bekannte Kräfte combinirte und concentrirte, ist es mir nach zehnjähriger Arbeit und Anstrengung gelungen, eine neue, auf die Schifffahrt anwendbare Bewegkraft hervorzubringen, welche unbegränzter Ausdehnung fähig ist und nur äußerst geringe Kosten erfordert. Mittelst dieser Kraft können Schiffe eben so schnell nach Indien hin- und zurückfahren, als bisher mittelst Anwendung des Dampfes möglich war, während der Aufwand fast nicht in Anschlag kommen kann. Die neue Kraft kann mit einer wahrhaft überraschenden Leichtigkeit gehandhabt und beaufsichtigt werden, selbst wenn sie bei sehr starkem Drucke arbeitet, und ihre Anwendung ist in allen Fällen gefahrlos. Sie ist auf das Schaufelrad eben so gut anwendbar, wie auf die Schraube; Dampfmaschine, Kessel und Kohlen fallen ganz weg. Sobald mir meine Erfindung durch Patent völlig gesichert ist, werde ich Ihnen eine Zeichnung der Maschinerie und eine vollständige Beschreibung der neuen Kraft, so wie der Art ihrer Anwendung übersenden, die beide außerordentlich einfach sind."

Merkwürdig ist, daß in Paris und fast in ganz Frankreich seit dem vorigen Jahre die Holzpreise ansehnlich gefallen sind.

In Ulm hat sich ein „Humanitätsverein" gebildet. Der Festungsbaudirektor ist an die Spitze gestellt. Man will gemeinnützige Vorträge halten, aber Nichts darf „politischen Inhalts" seyn. Leute über vierzig Jahre, die Mitglieder seyn wollen, müssen sich besonderer geheimer Abstimmung unterwerfen.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 26. Nov.

Die Errichtung einer Ehrengarde, um bei Ankunft der künftigen Herzogin von Nassau dienstliche Functionen zu versehen, beschäftigt dermalen sehr lebhaft den jüngern Theil der hiesigen Bürgergesellschaft. Weder über die Art der Uniformirung, noch die der Bewaffnung scheint man bis jetzt einen definitiven Beschluß gefaßt zu haben; doch soll man darüber im Reinen seyn, sich sowohl zu Pferde wie zu Fuß demnächst produciren zu wollen. Wie man vernimmt, unterliegt das von dem hiesigen Stadtvorstand für die demnächstigen Festlichkeiten entworfene Programm bereits der näheren Prüfung und höheren Genehmigung. In gegenwärtiger Jahreszeit, wo sich das hiesige gesellige Leben meistens auf den Besuch der Gasthäuser — die bereits mit den sogenannten Metzelsuppen und Schellnickessen den Anfang gemacht haben — beschränkt, sollte ein stärkerer Besuch des Theaters erwartet werden dürfen, als dieses der Fall ist. In den Bühnenleistungen kann nicht die Ursache dazu liegen, da dieselben, neben einer reichen Abwechselung im Repertoir, für die Oper wie für das Schauspiel jeden Billigdenkenden befriedigen müssen. In Beziehung auf die Oper, welche ausgezeichnete Mitglieder zählt, was rücksichtlich des Schauspiels wenigee der Fall erscheint, ist seit der Regieverwaltung durch Hrn. Jaskewitz ein merklicher Fortschritt zum Bessern eingetreten; die Aufführungen haben an Abrundung und Ensemble durch sorgfältiges Einstudieren der einzelnen Partieen wie der Chöre gewonnen und die Leistungen des Orchesters treten sehr häufig glänzend hervor. Einen Beleg dazu lieferten die im Laufe der letzten Woche aufgeführten beiden Opern „Lucrezia Borgia" und „Nachtwandlerin." In ersterer wirkten mit Auszeichnung die Damen Schmidtgen und Penz als Lucrezia und Orsini, so wie die Herren Schunke und Jaskewitz als Gennaro und Don Alfonso. Wenn man auch im Gesangspart der Lucrezia die schöne Stimme unserer Primadonna, unterstützt von einer reizenden Persönlichkeit, anerkennen mußte, so vermißte man dagegen im Spiel den mimischen Ausdruck, den uns früher Sabine Heinefetter in so großem Maße zu bewundern Gelegenheit gab. Ein verunglückter Teller im Finale des dritten Aktes veranlaßte, daß wir die schöne Lucrezia vor Unwillen mit den Füßen stampfen und drohende Blicke über den Souffleurkasten hinaus werfen sahen. Die Scenirung erschien sorgfältiger wie früher, und das Costume — wenn auch kein venetianisches — war reich und schön. In der „Nachtwandlerin" hatten wir abermals Gelegenheit, die brillante Stimme der Dem. Rummel, als Amine, zu bewundern. Die Stimme, etwas dünn in den tieferen Tönen, ist in der Höhe von besonderm Wohllaut und großer Biegsamkeit. Damit verbindet die Sängerin eine reine Intonation und gute Methode, die sie den besten Coloratursängerinnen beizählen läßt. Die Nebenrolle der Lisa wurde durch den lieblichen Gesang und das graziöse Spiel von Mad. Schumann zu einer Hauptrolle. Hr. Schunke als Elvin war, was er immer ist, ein ausgezeichneter Sänger und ein vollendeter Darsteller. Wenn einst die Stimme Schunke's dem Schicksale aller Gesangsstimmen unterliegt, wird er nicht aufhören, ein ausgezeichneter Acteur zu seyn. Auch Hr. Jaskewitz, als Graf Rudolph, verdient die Bravi des Publikums. Hinsichtlich des Costume's möchten wir ihm jedoch das seines Collegen Tamburini in Paris empfehlen; der im Finale des letzten Actes gewählte fashionable Ballanzug paßt nicht für die Situation des Grafen. Im Schauspiel ging die Novität „Hermance, oder ein Jahr zu spät", ein ziemlich mittelmäßiges Product der französischen Theaterliteratur, effectlos über die Bretter. Die Kunstwoche beschloß ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert im Theater, worin wir das eminente Talent des Pianisten Dreischock von neuem zu bewundern Gelegenheit hatten. Stürmischen Applaus erhielt der Vortrag seines Tremolo, der Campanella und seiner Variationen über God save the Queen. Wenn gleich die Manieren Dreyschock's im ersten Augenblick weniger ansprechend erscheinen wie bei Thalberg und einigen anderen Pianisten ersten Ranges, so übt dagegen sein eigenthümlicher Anschlag, verbunden mit dem sanften Verhallen der Töne, einen magischen Reiz aus, der die Bewunderung mit jedem neuen Vortrage steigert. Dem Konzerte, worin unsere Primadonna Schmidtgen durch plötzliches Unwohlseyn (?) mitzuwirken verhindert war, ging vorher das Schauspiel mit Gesang „der Matrose", worin Hr. Meyer, als solcher, durch hinreißendes Spiel und kräftigen Gesangsvortrag glänzte.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. Dez. Der lustige Schuster, oder: die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paer. Hierauf: Der Kalif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu.

Montag, 4. Dez. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Der Steckbrief, Lustspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. Hierauf: Der alte Feldherr, Liederspiel in 1 Act, von K. v. Holtei. — Hr. A. Leistring wird aus Gefälligkeit für die Pensionsanstalt die Rolle des Lagrua geben. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 335. Dienstag, den 5. December 1843.

Vereine.

Von

Ludwig Hub.

Da stiften sie Vereine
Und Brüderschaften viel,
Vergessend nur das Eine:
Zu halten Maß und Ziel!
Es kommen kluge Leute
Und rauben, lebenssatt,
Dem Mann das Fünkchen Freude,
Das er bis jetzt noch hat.

Wir fördern gern das Streben
Der edlen Mäßigkeit;
Ach, nüchtern jetzt zu leben,
Ist leicht, es lehrt's die Zeit.
Verachtet sey der Prasser,
Doch schimpft uns nicht den Wein:
Enthaltsamkeit vom Wasser,
Wir geben's fröhlich ein.

Tyrann zu seyn den Thieren,
Steht keinem Menschen gut,
Drum sey das Volk mit Vieren
Bei uns in sich'rer Huth!
Den Pferden, Schafen, Rindern
Fehl' Hafer nie und Heu,
Auch wollen wir verhindern
Die Menschenquälerei.

Wir schließen uns bescheiden
Dem Missionswerk an,
Doch nicht auf ferne Heiden
Erstreckt sich unser Plan:
Zu wehren dem Verderben,
Dem nahen, dünkt uns klug;
Aus Christen Menschen werden,
Da gibt's zu thun genug.

Zusammen wird gesteuert
Für einen alten Dom
Und künstlich so erneuert
Die Herrlichkeit von Rom;
Wir wollen ohne Säumen
Dem Bund uns anvertrau'n,
Wird man statt goth'schen Räumen
Für Menschen Häuser bau'n.

Daß Bettler Fürstenkleider
Stolz tragen, ist nicht recht,
Sonst macht am End' der Schneider
Zum Ritter jeden Knecht;
Wir sind von jenem Tage
Beim Bund, der Pracht verpönt,
Wo keine bitt're Klage
Von Nackten mehr ertönt.

Recht loblich ist's, zu sparen
Für eine Zeit der Noth;
Nur nicht in jungen Jahren
Schon seyn lebendig-todt!
Es werd' euch überlassen
Das, was uns übrig blieb,
Euch, die Ersparnißkassen
Gestiftet, uns zu lieb.

Ja, gründet nur Vereine,
So viel ihr immer wollt!
Doch daß ihr nicht dem Weine
Und allen Freuden grollt!
Dem güt'gen Rebenspender
Gefällt ein froher Sinn,
Drum, schrieben wir Kalender,
Gäb's manchen Festtag d'rin.

Digitized by Google

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Expilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

„Remondi," fuhr der Kaufmann fort, „gehört einer wohlhabenden, ja reichen Familie an, wie Ihnen, Herr Anwalt, bereits aus dem Protokolle des Prozesses bekannt seyn muß. Durch den Tod seiner Eltern in Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzt, lieh er einer Person, die ihn sehr nahe anging, eine Summe von ungefähr 5000 Francs. Die Person, welcher sich Remondi auf diese Weise verband, verlor durch eigenes Mißgeschick Alles, was sie besaß, und gerieth in das tiefste Elend. Remondi selbst hatte inzwischen seine Heimath verlassen, und brachte in toller Verschwendung all die Summen durch, welche er aus dem Verkaufe seiner Grundstücke erlöst. Da er sich so bald aller Mittel beraubt sah, um seinen Leidenschaften zu fröhnen, suchte er sich dieselben durch Verbrechen zu verschaffen, und schändete auf diese Weise den ehrenwerthen Namen, den er von seinen Eltern ererbt. Diesen Abend ward das Maß seiner Schande voll, indem ihn das Tribunal zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilte und ihn als ein gefährliches Glied auf immer von der menschlichen Gesellschaft ausschied."

„Die Person aber, welcher er in den Tagen seines Glücks 5000 Francs geliehen, ist seitdem wieder zu Wohlstand und Reichthum gelangt. Vor acht Jahren nach Amerika ausgewandert, erwarb sie sich dort durch glückliche, merkantilische Spekulationen ein bedeutendes Vermögen. In ihre Heimath Piemont zurückgekehrt, wollte sie Remondi die Summe wieder zurückzahlen, welche derselbe ihr einst geliehen. Nach vielen Bemühungen gelang es ihr endlich, seine Spur zu entdecken, doch erfuhr sie zugleich, daß ihr edler Gläubiger, eines fürchterlichen Verbrechens angeklagt, sich in gerichtlicher Haft befinde. Falsche Scham hielt den Schuldner Remondi's damals ab, sich öffentlich als solchen zu bekennen. Da nun aber Remondi des angeschuldigten Verbrechens überwiesen und zur Galeere verurtheilt ist, so wünschte die Person, welcher er einst eine so große Freundschaft erzeigt, auf einem sicheren Wege die 5000 Francs an ihn gelangen zu lassen oder doch wenigstens, falls er die Summe nicht selbst annehmen sollte, von ihm zu erfahren, welchen Gebrauch er von derselben gemacht wünsche. Sie nun, Herr Anwalt, der den Unglücklichen mit aller Kraft des Geistes und der Beredsamkeit zu retten suchte, hätten vielleicht noch die Güte, Remondi die genannte Summe zuzustellen oder ihn wenigstens über die Verwendung derselben zu befragen. Remondi wird schon errathen, welches der geheimnißvolle Unbekannte sey, und Sie werden dem Gewissen des letztern so durch Ihre freundschaftliche Vermittlung die gewünschte Beruhigung verschaffen."

Während dieser seltsamen Mittheilung Moreau's stieg in dem Vertheidiger Remondi's eine furchtbare Ahnung auf. Gewohnt, alle Tage Menschen vor sich zu haben, die dreist und hartnäckig ihre so gut als erwiesene Schuld läugnen, deren Ehrgefühl schon durch vorhergegangene Verurtheilungen abgestumpft, oder die auf dem Punkte stehen, durch einen Spruch des Gerichtes zu der verdienten Strafe verurtheilt zu werden, hatte unser junger Advokat sich frühe jenen einsichtsvollen Takt, jenen erfahrnen Geistesblick erworben, welcher die Diener der Gerechtigkeit davor bewahrt, daß sie sich von Ueberwallungen des Gefühls zu schiefem, falschem Urtheile hinreißen lassen. Laborie's Geist stand erhaben über allen Kunstgriffen, allen scharfsinnig und dreist ersonnenen Lügen, mit welchen Angeklagte gewöhnlich ihre gefährdete Unschuld zu retten suchen. Der Scharfsinn und die tiefe Menschenkenntniß aber, welche sich Laborie in seinem juristischen Leben bisher erworben, wurden jetzt durch Moreau auf eine schwere Probe gestellt. Wie der Kaufmann in der Mittheilung seines sonderbaren Geheimnisses weiter kam, fixirte Laborie den Sprecher mit einem immer forschenderen Blicke, und studirte jede seiner Mienen und Bewegungen; er suchte in Moreau's innerster Seele zu lesen, und fühlte sich bald geneigt, die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Erzählers zu bezweifeln.

Als Moreau mit seiner Mittheilung zu Ende war, trat zwischen Beiden eine längere Pause des tiefsten Stillschweigens ein. Man hätte glauben sollen, Moreau, welcher so bleich und verlegen dastand, ahne die Natur der Zweifel, die den Geist Laborie's jetzt lebhaft beschäftigten. Dieser wußte aber dabei ganz jene würdevolle Ruhe zu bewahren, welche ein Diener der Gesetze, wenigstens im Aeußern, zeigen muß. Er verrieth durch keinen Zug, durch keine Bewegung, wie heftig sein Inneres von Zweifeln beunruhigt sey. Der Ton seiner Stimme war fest und voll Würde, sein Blick durchdringender, als je, da er an seinen Klienten die Frage richtete: „Und wäre es nicht vergönnt, den Namen des gewissenhaften Schuldners zu erfahren?"

„Ich mußte mit einem Eide geloben, denselben Jedermann zu verschweigen."

„So kann ich den Auftrag des Ungenannten nicht erfüllen."

„Wenn aber . . ."

„Sparen Sie alle ferneren Worte!" unterbrach Laborie den Kaufmann. „Ich werde nie mich mit Ihrem Auftrage befassen können. Versuchen Sie es bei einem meiner Kollegen!"

„Sie mußten in Ihrer Eigenschaft als Vertheidiger Remondi's dem edlen Schuldner desselben natürlich als der passendste, fähigste Vermittler erscheinen; ich bezweifle sehr, daß der Ungenannte einen andern als solchen erwählen wird. Ich wenigstens setze mich nicht der Unannehmlichkeit einer zweiten Fehlbitte aus."

„Handeln Sie ganz nach Ihrem Belieben. Bemerken Sie übrigens dem geheimnißvollen Schuldner, daß Remondi in Folge seiner Verurtheilung zur Galeere bürgerlich todt ist, und daher kein Eigenthum besitzen kann; daß, wenn je von einer anderweitigen Verwendung seines Vermögens die Rede seyn sollte, nach der Bestimmung des Gesetzes eine dritte Person als Vermittler zwischen dem Sträfling und dem Staatsanwalt erfordert wird."

„Obschon ich, wie ich sehe, die Bedenklichkeiten, welche Sie von Erfüllung meiner Bitte abhalten, nicht zu beseitigen vermag, so entferne ich mich doch mit der festen Zuversicht, daß Sie, nach dem mir im Anfange gegebenen Versprechen, unsere ganze Unterredung geheim halten."

„Ich kenne meine Pflicht, Herr, und weiß, daß ein Ehrenmann nicht eher seines Eides entbunden ist, als wenn er durch sein Schweigen Gefahr liefe, das Verbrechen zu beschützen. Seyn Sie daher ohne Sorge! Ich fasse ganz die Bedeutung der Mittheilung, welche Sie mir so eben gemacht."

Bei der letzten Aeußerung Laborie's nahmen die Züge des Kaufmanns auf Augenblicke einen seltsamen, widerlichen Aus-

Digitized by Google

druck an, was der Beobachtung des Advokaten keineswegs entging. Als er sich wieder allein sah, rückte er seinen Stuhl an's Kamin, und saß so einen großen Theil der Nacht in tiefes Nachdenken verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod eines großen Chirurgen.

(Aus dem Französischen.)

Dupuytren arbeitete fast unabläßig. Sommer und Winter stand er um 5 Uhr auf. Um 7 Uhr ging er in das Hotel-Dieu, das er erst um 11 Uhr verließ, um seine Krankenbesuche in der Stadt zu machen und sodann in seiner Wohnung zur Konsultation zu empfangen. Die Zahl der Kranken, welche zu ihm ins Haus kamen, wuchs von Tag zu Tag und obgleich er sie mit einer fast brutalen Schnelligkeit abfertigte, so dauerte die Konsultation doch häufig bis in die Nacht.

Eines Abends, als ihn diese ungewöhnlich in Anspruch genommen und er eben etwas auszuruhen gedachte, stellte sich noch ein verspäteter Besucher ein. Dupuytren blickte ihn unwillig an. Es war ein Greis von kleiner Statur, aber angenehmem Aeußern. Sein ruhiges, friedliches Antlitz hatte etwas Einnehmendes; es war eine jener freundlichen Physiognomien, zu denen man sich unwillkürlich hingezogen fühlt. Er machte eine tiefe Verbeugung und erwartete mit einer gewissen Schüchternheit die Anrede des Arztes. — Was fehlt Ihnen? fuhr ihn Dupuytren an. — Herr Doktor, erwiederte der Patient, ich bitte um Erlaubniß, mich zu setzen; meine armen Beine sind schon etwas alt. Ich bin der Pfarrer in *** bei Nemours. Vor zwei Jahren bekam ich eine Geschwulst am Halse. Der Arzt in meinem Dorfe meinte Anfangs, es sey nichts; allein es wurde immer schlimmer und nach fünf Monaten bildete sich ein Abscess, der von selbst aufging. Ich hütete lange das Bett, ohne daß es besser wurde. Später that ich mir Zwang an und stand auf, weil ich keinen Kaplan habe und in vier Dörfern den Gottesdienst... — Zeigen Sie mir Ihren Hals, unterbrach Dupuytren. — Nicht als ob meine Pfarrkinder, fuhr der Geistliche fort, indem er gehorchte, sich nicht erboten hätten, jeden Sonntag in einer Kirche zusammen zu kommen, um mir den Dienst zu erleichtern; allein sie haben die ganze Woche viele Plage und können sich nur am Sonntag ausruhen. Da sagte ich denn zu mir selbst: es ist nicht recht, daß sich so viele Leute um deinetwillen ihre Ruhe versagen. Endlich rieth man mir, ich solle nach Paris kommen, um Sie zu Rathe zu ziehen. Ich besann mich lange, denn das Reisen ist immer theuer, und ich habe viele Armen in meiner Gemeinde; aber am Ende mußte ich doch nachgeben und nahm einen Wagen, und wie es mit meinem Uebel steht, das sehen Sie selbst.

Dupuytren sah lange scharf hin. Das Leiden war so ernster Art, daß er sich wunderte, wie der Kranke noch so viel Kraft hatte. Herr Pfarrer, sagte er nach einer Weile im scharfen Tone, daran muß man sterben. — Der Pfarrer legte seinen Verband wieder um, ohne ein Wort zu sagen. — Dupuytren sah ihn noch immer starr an — dann zog er ein Fünffrankenstück aus der Tasche, legte es auf den Kamin und sprach: ich bin nicht reich, und meine Armen sind sehr arm," Herr Doktor. Verzeihen Sie mir, wenn ich für eine Konsultation des Doktors Dupuytren nicht mehr zahlen kann. — Ich fühle mich glücklich, Sie befragt zu haben; denn ich werde wenigstens nicht unvorbereitet sterben. Vielleicht hätten Sie mir diese ernste Nachricht mit etwas mehr Vorsicht mittheilen können; ich bin 65 Jahre alt, und in meinem Alter hängt man bisweilen sehr am Leben. Aber ich zürne Ihnen deßhalb nicht. Sie haben mich nicht überrascht und ich war auf eine solche Kunde gefaßt. Adieu, Herr Doktor, ich kehre zu meiner Gemeinde zurück. Ich will in ihrer Mitte sterben. Er verließ das Zimmer. Dupuytren stand in Gedanken vertieft. Die Worte des Greises hatten ihn erschüttert. Dieser schwache, leidende Mann mußte einen festen Willen und viel Muth haben. Er eilte ihm nach. Der Pfarrer ging langsam die Treppe hinab. Herr Pfarrer, rief er, wollen Sie heraufkommen. — Der Pfarrer kam herauf. — Es gibt vielleicht ein Mittel, Sie zu retten, fuhr er fort, wenn Sie sich operiren lassen wollen. — O mein Gott! Herr Doktor, rief der Pfarrer, deßhalb bin ich ja nach Paris gekommen. Operiren Sie, so viel Sie wollen. — Aber vielleicht machen wir einen vergeblichen Versuch; jedenfalls wird es lange dauern und sehr schmerzlich seyn. — Operiren Sie nur, Herr Doktor. Ich werde es wohl aushalten. Meine armen Pfarrkinder werden so glücklich seyn! — Wohlan, begeben Sie sich in das Hotel-Dieu, Saal St. Agnes. Es wird Ihnen dort an nichts fehlen und die Schwestern werden Sie treulich pflegen. Heute und morgen ruhen Sie aus und übermorgen... — Gut, Herr Doktor, ich danke Ihnen.

Dupuytren schrieb einige Worte auf ein Blatt, das er dem Pfarrer gab. Dieser begab sich in das Spital, wo er, offenbar auf Dupuytren's Empfehlung, mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und Rücksicht behandelt wurde. Der gute Mann wußte nicht genug zu danken.

Am dritten Tage waren die 500 oder 600 Zöglinge, welche der Klinik beiwohnten, kaum versammelt, als Dupuytren unerwartet früh eintrat. Die Operation begann. Sie dauerte 25 Minuten und war sehr schmerzlich; ein Theil der Kinnlade war kariös und mußte entfernt werden. Der Pfarrer gab keinen Laut von sich; bloß als Dupuytren zu ihm sagte, nun ist es vorbei, war sein Gesicht sehr blaß. Dupuytren verband ihn selbst. Ich glaube, es wird gut gehen, sagte er theilnehmend; haben Sie viel gelitten? — Ich suchte an etwas Anderes zu denken, erwiederte der Operirte. Dupuytren sah ihn lange schweigend an, dann nahm die Klinik ihren Fortgang.

Der Pfarrer war gerettet. Jeden Morgen, wenn Dupuytren kam, ging er gegen seine Gewohnheit an den ersten Betten vorbei, um bei ihm zu beginnen. Als der Patient das Bett verlassen konnte, nahm er ihn auch wohl, zum großen Erstaunen der Studenten, nach der Klinik beim Arm und ging langsamen Schrittes mit ihm auf und ab. Man wußte sich diese Freundlichkeit Dupuytrens, der seine Patienten sonst mit so viel Härte behandelte, auf keine Weise zu erklären.

Mehrere Monate waren seit der Rückreise des Pfarrers nach seinem Dorfe verflossen, als Dupuytren eines Morgens bei dem Eintritt in den Saal St. Agnes den guten Greis wieder erblickte. Er hatte einen großen Korb am Arme hängen und seine Schuhe waren staubig, als hätte er einen weiten Weg zu Fuß gemacht. Dupuytren ging freundlich auf ihn zu, versicherte sich, daß die Operation keine üblen Folgen ge-

Digitized by Google

habt, und fragte, was ihn nach Paris führe. — Herr Doktor, erwiederte der Pfarrer, heute ist es ein Jahr, daß Sie mich operirt haben. Ich wollte den 6. Mai nicht vorüber gehen lassen, ohne Sie zu besuchen, und da dachte ich bei mir, ich müßte Ihnen auch ein kleines Geschenk mitbringen. Es ist im Grunde gar nichts, aber es soll auch nur ein Zeichen meines Dankes seyn. Hier im Korbe stecken zwei Hühner aus meinem Hofe und Birnen aus meinem Garten, Birnen, wie man zu Paris keine kauft. Nun müssen Sie mir aber versprechen, etwas davon zu kosten, nicht wahr? — Dupuytren drückte ihm freundlich die Hand. Er lud ihn zum Mittagessen ein, allein er lehnte es, wiewohl sehr ungerne, ab. Seine Augenblicke waren gezählt; er mußte nach seinem Dorfe zurück.

Noch zwei Jahre sah Dupuytren den guten Pfarrer am 6. Mai im Saal St. Agnes erscheinen, wie sich versteht, mit Hühnern und Birnen. Der Doktor wurde bei seinem Anblick stets von einer eigenen Rührung ergriffen.

Um jene Zeit war es, da Dupuytren die ersten Anfälle der Krankheit verspürte, der seine Kunst weichen mußte. Er reiste nach Italien und kam im März 1834 ohne wesentliche Besserung zurück. Was auch die andern Aerzte sagen mochten, Dupuytren fühlte sich dem Tode verfallen. In dem Maße, wie er seiner Auflösung entgegen ging, wurde sein Charakter finsterer und zurückhaltender. Vielleicht lastete in seinen letzten Augenblicken die moralische Einsamkeit, die er sich selbst geschaffen, schwer auf ihm. Eines Morgens rief er seinen Adoptivsohn und diktirte ihm folgenden Brief:

An M..., Pfarrer in *** bei Nemours (Somme.) Mein lieber Freund! der Doktor hat den Pfarrer nöthig. Kommen Sie schnell, vielleicht kommen Sie zu spät.

Dupuytren.

Der Pfarrer kam alsbald. Er blieb lange mit Dupuytren eingeschlossen. Was sie gesprochen, ist ein Geheimniß geblieben; nur als der Pfarrer aus dem Zimmer des Sterbenden trat, sah man Thränen in seinen Augen und den Ausdruck milder Erhebung in seinen Zügen. Am andern Morgen ließ Dupuytren, der freigläubige Dupuytren, den Erzbischof von Paris zu sich bitten. Es war am 8. Febr. 1835; wenige Stunden darauf war er nicht mehr.

Als die Studenten nach dem Gottesdienste den Sarg auf die Schultern nahmen und nach dem Kirchhof trugen, verlor sich ein alter Geistlicher weinend in dem großen Leichenzuge.

(Aach. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten

Ein Duell, welches vor einigen Tagen in Königsberg sich ereignete, verdient wegen seines Ausganges, bei welchem das Walten einer schirmenden Vorsehung augenscheinlich an's Licht tritt, wieder erzählt zu werden. Ein Paar junge Leute entzweien sich, fordern sich auf Pistolen, und fahren nach dem bestimmten Rendezvous, einem unweit der Stadt gelegenen Wäldchen. Es ist abgemacht, daß mit Avanciren geschossen werden soll, d. h. die beiden Gegner gehen von zwei entgegengesetzten Punkten mit gespannten Pistolen auf einander los, und Jeder schießt, wenn es ihm am besten dünkt. Da kracht ein Schuß, und die Kugel trifft die Brust des einen Duellanten, er wankt, aber geht nach wenigen Augenblicken wieder mit festen Schritten auf seinen Gegner los. Die Kugel hatte in schräger Richtung eine Busennadel mit einer metallenen Platte getroffen, war an dieser abgeprallt und, die Rippen streifend, zur Seite gegangen. Voll Schmerz und Wuth will er den Tod seines Gegners, er geht auf ihn zu, hält ihm die Pistole geradezu auf die Brust, drückt ab, und — — der Schuß versagt. Das Duell hat ein Ende, und Beide sind gerettet!

(Pos. Ztg.)

Ein Engländer — nur ein Engländer kann solche Berechnungen anstellen — hat herausgebracht, daß er seit seiner Verheirathung 35,040 Tassen Kaffee getrunken habe.

Korrespondenz.

Mainz, 1. Dez.

Gestern verlor ein junger Mann, Vater von drei Kindern, in Weisenau bei dem Ausmauern desselben Felsenkellers sein Leben, wo schon im verflossenen Jahre zwei Menschen verunglückten, von denen der eine umkam, der andere ein Krüppel wurde. Es ist schrecklich, wie viele Menschen in unserer Nachbarschaft in Sand- und Steingruben und beim Graben von Brunnen und Kellern zu Grunde gehen und doch wird wenig oder gar keine Vorsicht angewendet, um Unglücksfälle zu verhüten. Man sollte meinen, die Arbeiter an solchen gefahrvollen Stellen achteten ihr Leben und das Wohl ihrer Familien für nichts. Im verflossenen Jahre kamen zwei Männer in einem Steinbruche bei Laubenheim um. Der eine davon war gar nicht in Gefahr, aber seine Hacke lag an der gefährlichen Stelle; er stürzte, als er schon die überhängende Masse herabfallen sah, hin, um die Hacke zu retten und wurde zerschlagen. Der Mann in Weisenau, der gestern so elend starb, wurde von seinem Meister gewarnt, er solle hinwegbleiben, sie wollten den überhängenden Felsen mit Pulver sprengen, wobei keine Gefahr sey. Das Pulver lag bereit, die Mine sollte eben angelegt werden, der Meister ging auf einen Augenblick hinweg, um noch etwas zu holen; der unglückliche junge Mann konnte aber nicht widerstehen; er kömmt mit seiner Hacke, thut einige Streiche und nun fällt die ganze Masse von Felsen und Grund auf ihn und zertrümmert und begräbt ihn. Die ganze Gemeinde eilte sogleich herbei; man arbeitete ohne Unterlaß, bis man ihn befreit hatte. Er war noch bei Leben, aber der herbeigerufene Arzt gab gleich wenig Hoffnung zum Aufkommen; nach zehnstündigem Leiden gab er den Geist auf. Seine Frau und Kinder sind nun ihres Ernährers beraubt und müssen von der Gemeinde erhalten werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Dez. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Der Steckbrief, Lustspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. Hierauf: Der alte Feldherr, Liederspiel in 1 Act, von K. v. Holtei. — Hr. A. Leißring wird aus Gefälligkeit für die Pensionsanstalt die Rolle des Lagienka geben. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 5. Nov. Der Sohn der Wildniß, romantisches Gedicht in 5 Abth., von F. Halm.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 336. Mittwoch, den 6. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exploy, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

V.

Am andern Tag war es Josephin's erstes Geschäft, zu seinem Freunde zu gehen, um von demselben zu erfahren, in welcher Absicht ihn Franz Moreau gestern besucht. Doch Laborie suchte die Neugierde seines jungen Freundes durch die Entgegnung zu beschwichtigen:

„Moreau kam gestern Abend zu mir, um mich hinsichtlich eines Prozesses zu konsultiren, den er mit einem seiner auswärtigen Korrespondenten anfangen will."

„Er hat sich also bei Dir nicht hinsichtlich seiner beabsichtigten Verbindung mit Rosa befragt?"

„Und was hätte ihm eine solche Frage bei mir nützen sollen?"

„Du hast Recht. Man kömmt zu einem Advokaten nur in Prozeß-, nicht in Heirathsangelegenheiten."

Den kommenden Abend öffnete sich das Fenster des Huissiers zu derselben Stunde, wie am vergangenen, und die Arleserin ließ einen zweiten Brief an Josephin gelangen.

Laborie hatte sich inzwischen zu dem Piemonteser begeben, um denselben von neuem auszuforschen. Der Verurtheilte blieb aber so verschlossen, wie bisher, und ersuchte Laborie nur, seine Appellation an den Kassationshof zu besorgen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Um neun Uhr begab sich Josephin zur Kirche. Wider einen Pfeiler gelehnt, stand er in stummer Erwartung, die Blicke unverwandt auf die Eingangsthüre geheftet.

Nach Verlauf von zwei Stunden erschien Rosa an dem heiligen Orte, von dem Huissier und dessen erwählten Schwiegersohn begleitet. Beim Anblicke seiner Geliebten in dieser Begleitung fuhr Josephin heftig zusammen. Als die Arleserin an ihm vorbei kam, öffnete er leise den Mantel, um Rosa in dem Knopfloche seines Rockes die Blume sehen zu lassen, welche sie ihm gestern zugeworfen. Holdes Lächeln glitt bei'm Anblicke der Blume über die Lippen des jungen Mädchens, und sie vergalt Josephin's sinniger Aufmerksamkeit durch einen zärtlichen Blick. Hat wohl Franz Moreau diese stumme Sprache Beider begriffen? oder vielleicht gar den geheimnißvollen Verhüllten vor Fruchot's Hause wieder erkannt? Warum verbreitet sich mit einem Male über sein Gesichte auffallende Blässe? Warum faltet er nicht, nach dem Beispiele des Huissiers, der an der Seite der Arleserin niederkniete, seine Hände betend zu Gott? Warum lauscht er nicht mit Andacht den feierlichen Tönen, welche die Orgel zu den kunstvollen Wölbungen des Tempels emporodringen läßt? Warum läßt er nicht wenigstens, nach dem Beispiel der seit undenklichen Zeiten jeden Sonntag zahlreich in dem Schiffe der Kirche St. Etienne aufgepflanzten Elegants, die reizenden Beterinnen die Revue passiren, welche sich zu dieser sogenannten Parade-Messe meistens nur in der Absicht eingefunden, ihre Toilette zeigen zu können, und dem einen oder andern Anbeter zu begegnen?

Ein in der Menge verlorener Beobachter, Alfred von Laborie, folgte mit prüfendem Blicke allen Bewegungen Moreau's. Er studirte jede seiner Gebärden und Blicke, und war so Zeuge der Verlegenheit gewesen, in welche die Nähe Josephin Boudry's den Kaufmann versetzte. Der fürchterliche Verdacht, der vor zwei Tagen in dem Advokaten erwachte, erhob sich zu immer größerer Stärke.

Nachdem die Gläubigen sich vom Gebete erhoben, und Josephin noch zum Abschied einen zärtlichen Blick mit Rosa gewechselt, näherte sich Alfred rasch seinem Freunde, und flüsterte demselben mit dumpfer Stimme zu:

„Ich glaube die Frevler zu kennen, welche Deinen Vater zu Lyon räuberisch überfielen."

„Du kennst die Verbrecher?" entgegnete Josephin, unwillkürlich zusammenschaudernd.

„Ich glaube sie zu kennen," wiederholte Laborie; „noch fehlen mir zu ihrer namentlichen Bezeichnung materielle, überzeugende, untrügliche Beweise, doch will ich alle Kraft meines Geistes, jeden freien Augenblick dazu anwenden, mir diese Beweise zu verschaffen, und ich werde mit Gottes Hülfe auch in den Besitz derselben kommen!"

Während der Unterredung Josephin's und Alfred's, die noch einige Zeit fortdauerte, hatte sich die andächtige Menge allmählig aus der Kirche verloren; Rosa und ihre beiden Begleiter waren die Letzten, welche sich entfernten. Auf dem Platze vor der Kirche angekommen, bot Franz Moreau, jetzt wieder freier aufathmend, seiner reizenden Begleiterin mit zuvorkommender Galanterie den Arm. Seitdem sein Blick nicht mehr dem Josephin's begegnete, hatte er wieder seine gewohnte Zuversicht erhalten, und sah mit selbstgefälligen, triumphirenden Blicken um sich. Sein anmuthig gebogener Arm ist bereit, den der Arleserin aufzunehmen. Diese würde sich gern

Digitized by Google

der Ehre weigern, doch ein gebietender Blick Fruchot's läßt sie sich schnell eines Andern besinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Der blinde Uhrmacher.

In der Allee von Baden nach Lichtenthal begegnete ich jüngst einem bejahrten Manne, dessen vorsichtiger Schritt und eigenthümliche Haltung meine Aufmerksamkeit schon von ferne auf sich zog. „Wer ist denn der Mann?" fragte ich meinen Begleiter, der so ziemlich mit aller Welt bekannt ist, und erhielt zur Antwort: „Das ist der blinde Uhrmacher", und jetzt trafen wir mit ihm zusammen. Wie bedauerlich erschien mir der Mann, nachdem ich sein trauriges Loos vernommen, und einen wie heitern und gesprächigen Greis sah ich vor mir, als ihn mein Begleiter als einen alten Bekannten anredete und fragte, wie's ihm denn ginge?

Was wir dort und später zusammen gesprochen, denn ich habe den blinden Uhrmacher seitdem öfters gesehen, und er hat auch meine schwarzwälder Uhr reparirt, will ich dem Leser nicht wörtlich wieder erzählen, obwohl jener sehr gesprächig ist; aber überhaupt mit der Theilnahme, welche ein blinder Uhrmacher jedem Menschenfreunde einflößen wird, will ich den Leser an den Arbeitstisch hingeleiten, an welchem jener seine Kunst ausübt.

Der blinde Uhrmacher hat nie das Tageslicht erblickt — welch' grausiger Gedanke für den Sehenden! Er ist geboren in jenem gewerbreichen Theile des Schwarzwaldes, welcher jährlich Tausende von Uhren in alle Länder der Erde versendet. Jetzt lebt er den größten Theil des Jahres in Karlsruhe, oder ist auf Reisen, ohne andern Führer als seinen Stab; und wo er sich aufhält, da ist er mit Reparaturen der Uhren beschäftigt. Hiervon lebt er und von den milden Gaben mitleidiger Menschen. Und dieser arme blinde Uhrmacher wurde vor mehreren Jahren auf einer seiner Wanderungen in der Gegend von Karlsruhe ausgeplündert und sogar seiner Werkzeuge beraubt. O, es ist mehr als herzzerreißend, die bejammernswerthe Erzählung dieses Straßenraubes aus seinem Munde zu hören! Wenn er aber emsig an seiner Arbeit sitzt, und die Uhr Stück für Stück auseinander nimmt und jedes Rädchen sorgfältig prüft, dort ein Häkchen gerade drückt, hier ein Zäckchen tiefer feilt, und dies nicht auf dem Tische, sondern unter demselben auf seinem Schooße, weil's ihm so bequemer ist; wenn er Rädchen neben Rädchen hinlegt, und er Euch nun erläutert: „Hier hat's gefehlt, dort war ein Zacken krumm, deßhalb konnte es nicht, aber jetzt wird's schon gehen, nun muß es gehen"; wenn er nun die einzelnen Theile, einen nach dem andern, wie er das Werk zergliedert hat, so auch wieder zusammensetzt: da ist man versucht, zu glauben, der Mensch brauche keine Augen, oder der blinde Uhrmacher habe die seinigen in den Fingerspitzen. Und darin hat er sie auch fürwahr, denn der Tastsinn sind seine Augen. Ich war dabei, wie mein Freund, über die Behendigkeit und Geschicklichkeit vergessend, daß der Uhrmacher blind sey, ihm bei eintretender Dämmerung zurief: „Wartet doch, bis Licht kommt!" worauf der Blinde ganz heiter erwiederte: „Das können Sie sparen." Aber etwas Geisterhaftes hat es für die Umstehenden, den blinden Uhrmacher bei eingetretener Dunkelheit ohne Licht seine Reparatur beendigen zu sehen. Seine Arbeiten werden sehr gerühmt, und wegen seiner Heiterkeit könnten ihn Millionen beneiden. So lange er hier und in der Umgegend arbeitet, haben ihm die menschenfreundlichen Klosterfrauen zu Lichtenthal Herberge im Kloster gewährt. Dorthin kehrt er jeden Abend nach vollbrachtem Tagewerk zurück.

Zur musikalischen Charakteristik St. Petersburg's.

Man liest in der „Hamburger Neuen Ztg.": „Es ist bekannt, daß die Russen sehr für die Musik sind und von jeher waren, ungeachtet sie selbst erst in neuerer Zeit einige bedeutendere Operncomponisten hervorgebracht und sich lange mit der in der Ausführung etwas sonderbaren Hornmusik, wo jeder Instrumentist gleich einer Orgelpfeife nur einen Ton anzugeben hat, beholfen haben. Es liegt aber auf der Hand, daß diese so beschaffene Hornmusik sehr genau mit dem politischen und National-Charakter zusammenhing. Es lag etwas Unheimliches, Wehmüthiges in diesem Gebrauch des künstlerischen Menschen, welches noch dadurch erhöht wurde, daß ihre Melodien und Originalweisen wie lauter Seufzer und Elegien klangen.

In materieller Hinsicht gleicht der vornehme Russe oder Petersburger durchaus den Engländern, er zahlt gerne etwas, das heißt, viel für Musik; die enormsten Preise für den Unterricht, wie für die Concertbillets von 5 — 8 Silberrubel sind ihm nicht zu hoch, und der große Concertsaal, welcher 4000 Menschen fassen soll, ist dieser Grandezza ganz angemessen. Man muß dies wissen, um zu begreifen, wie Liszt in einem Concert 12,000 Mk. einnehmen konnte. Folge davon ist aber auch, daß nur große Künstler in diesem Saale auftreten können. Der Andrang bei solchen Gelegenheiten ist furchtbar, die Aristokratie wetteifert förmlich mit der Musik-Leidenschaft.

Die Clavierlehrer Petersburgs changiren in dem Preise von 1 bis 6 Silberrubel für die Stunde. Obenan steht Henselt, der, seit er hier ist, keinen stattlichen Schnurrbart mehr trägt, und doch stellen ihn die Portraits noch mit demselben dar! Als er zum ersten Male am Hofe spielte, trug er ihn noch, aber gleich darauf mußte er ihn fallen sehen! Es ist nicht wahr, daß Henselt vor Schüchternheit nicht spielen kann, er macht sich nur selten damit, und läßt sich, wie alle vornehmen Künstler, gerne viel und lange nöthigen. Henselt hat unter der Noblesse reichliche Beschäftigung mit Unterricht und schon tüchtige Schüler gebildet. Und dennoch scheint er dabei sehr sorglos zu verfahren. Es ist nämlich seine Gewohnheit, sowohl beim Unterricht als auch im Gespräch am Instrument, am Tisch unaufhörlich mit Hand und Fingern zu spannen, um, wie er sagt, beständig in Uebung der Gelenke zu bleiben. Etwas Aehnliches erzählte man früher bekanntlich von Moscheles, der auf den Reisen eine Tastatur vor sich im Wagen mit herum geführt haben soll.

Nach Henselt kommt Anton Gerke, nicht was die Kunst, sondern was die Unterrichts-Beschäftigung anbetrifft. Gerke spielt auch mit rasender Schnelligkeit und Fertigkeit, allein unsauber, er pfuscht und schlottert über Tasten und Töne weg. Jedoch ist man gutmüthig genug, ihm dies zu vergeben,

Digitized by Google

und bezahlt ihm seinen Unterricht sehr gut. Nicht so wohl geht es dem Carl Vollweiler. Dieser ist ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren und genießt durchaus nicht jene hohe Gunst und Achtung, die er seinen Kenntnissen und seinem Talent als Spieler nach so sehr verdient. Wer in Petersburg sein Glück machen will, muß zuerst auf das Aeußere sehen und imponiren können und — empfohlen seyn. Jenes kann Vollweiler aber nicht, er erscheint regelmäßig ziemlich einfach und rücksichtslos, ganz wie ein deutscher Dichter oder Professor, der das stille Verdienst hat. Vollweiler hat in der letzten Zeit den Preis für eine Sonate gewonnen. Aus dieser Composition mag man den musikalischen Charakter Vollweilers hinreichend kennen lernen. Diese Krönung seines Verdienstes hat jedoch eigentlich in Petersburg selbst nicht die Wirkung hervorgebracht, die man wohl hätte erwarten können. Die musikalische Bildung Petersburgs ist in dieser Hinsicht noch zu sehr zurück, da die Mode und das Geld wie gewöhnlich die Hauptrolle spielen. Man will sich zeigen bei der glänzenden Charlatanerie, das ruhig Wahre und Aechte liegt nicht im Sinne der Großthuerei und des Prunkluxus.

Elektro-magnetische Eisenbahnen.

Die „Allg. Ztg." enthält folgende Mittheilung: „Die Arbeiten Wagner's an seiner elektromagnetischen Maschine sind nun so weit vorangeschritten, daß die Wissenschaft bald in den Stand gesetzt seyn wird, darüber ein Urtheil zu fällen. In der letzten Zeit sind über Wagner und seine Erfolge so grundlose Mittheilungen verbreitet worden, daß es für diejenigen, welche mit dem Stand der Sache näher bekannt sind, eine Pflicht seyn muß, auf Wahrheit beruhende Erklärungen darüber zu geben. Es liegt nicht in unserer Absicht und würde unsere Befugniß überschreiten, wollten wir hier ganz specielle Angaben über die Wagner'sche Erfindung machen, indem vorerst das competente Urtheil der von hoher deutschen Bundesversammlung dieserhalb ernannten Prüfungscommission abgewartet werden muß; allein dies kann uns nicht hindern, uns in allgemeinen Umrissen darüber auszusprechen und den Standpunkt anzudeuten, von welchem die Leistungen Wagner's beurtheilt werden müssen. Bekanntlich hat Wagner bei hoher deutscher Bundesversammlung die Erklärung abgegeben, die von Oerstedt im Jahr 1820 durch die Ablenkung einer Magnetnadel entdeckte elektro-magnetische Kraft als Triebkraft für die Industrie nutzbar machen zu wollen, und um die Richtigkeit der in diesem Bezug von ihm aufgefundenen Gesetze zu beweisen, sich verbindlich gemacht, eine Locomotive zu erbauen. Mit welcher Theilnahme und großartigen Würdigung dieser Antrag von dem Bundestag aufgenommen wurde, ist bekannt. Nachdem Wagner — sein aufgestelltes System verfolgend — eine kleine Maschine erbaut hatte, welche allen Erwartungen entsprach, entschloß er sich zur Ausführung einer ausgedehnteren Arbeit, fand aber bei dem Bau einer größern Maschine Schwierigkeiten mannichfacher Art, indem namentlich bei einem von ihm aufgestellten Gesetz ein neues, welches bei dem kleineren Modell nicht wirkend war, direkt entgegenwirkte und die Gewißheit ergab, daß auf diesem Wege der zu erwartende Effect nicht zu erreichen sey.

Nicht entmuthigt durch ein Mißlingen, welches die Anfertigung einer Locomotive vorderhand als unausführbar bewies, und unterstützt und aufgemuntert durch die hochherzige Theilnahme des edlen Fürsten v. Fürstenberg, verfolgte Wagner mit unermüdlichem Eifer und seltener Hingebung seine Forschungen, nicht zweifelnd, daß es ihm gelingen würde, dennoch zu einem günstigen Resultat zu gelangen. Ausgehend von festen Grundsätzen, welche sich auf von ihm aufgefundene Gesetze stützen, baute er im verflossenen Jahr zwei Maschinen nach seiner ursprünglichen Idee, mit den als nothwendig hervorgetretenen Modificationen. Von diesen beiden Maschinen übertraf die zuletzt gefertigte — bei gleichem Consumo von Zink — die erstere weit an Kraft, in dessen Folge Wagner sich zu dem Bau einer dritten Maschine entschloß, überzeugt, daß sich dabei noch bessere Resultate ergeben würden. Der Erfolg entsprach den Erwartungen! Die an der dritten Maschine angebrachten Verbesserungen bewiesen nicht allein ihre Zweckmäßigkeit, sondern auch die Gewißheit, daß ihr Effect sich noch steigern lasse, so daß noch die Hälfte an Kraft und ein Weniger-Verbrauch an Zink gewonnen werden könne. Um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, entschloß sich Wagner zum Bau einer vierten Maschine — ein Entschluß, der um so mehr Würdigung verdient, als Wagner mit Hintansetzung seiner Gesundheit und bedeutenden pecuniären Opfern alle mit der Anfertigung dieser Maschine verbundenen mühseligen Arbeiten und Erfordernisse selbst ausführte. Diese vierte Maschine ist nun vollendet und erwartet die Prüfung der von hoher deutscher Bundesversammlung ernannten Commission.

So viel, was Wagners bisherige Leistungen betrifft, wobei wir noch bemerken müssen, daß seit dem Mißlingen seiner ersten Idee derselbe es sich nicht mehr zur Aufgabe gemacht hat, eine Locomotive zu bauen, vielmehr nur dahin getrachtet hat, auf anderem Wege die elektro-magnetische Kraft in größerem Maßstab und im Allgemeinen als Triebkraft nutzbar zu machen. Um dies zu bewerkstelligen, und besonders um die Wirksamkeit der von ihm zuletzt gefertigten Maschine zu prüfen, befestigte Wagner dieselbe auf der untern Seite eines Wagengestelles, welches mittelst vier Lagern auf zwei Achsen mit gewöhnlichen Eisenbahnrädern im Gesammtgewicht von 30 Centnern ruht. An der Zwergseite zweier dieser Räder sind Zahnräder befestigt, in welche die Maschinenachsen mittelst Getriebe eingreifen, und wenn sie mit der im hintern Theil des Wagens angehängten eigenthümlichen Batterie von 20 Kupferzinkelementen in Verbindung gesetzt werden, dieselbe rasch umdrehen und den Wagen sofort in Gang setzen. Durch Vor- und Rückwärtsbewegung eines kleinen Hebels setzt sich der Wagen auf die leichteste Weise nach der einen oder der andern Richtung in Lauf. Bei den bereits gemachten Versuchen hat sich ergeben, daß durch die doppelte Vergrößerung der Batterie und Vermehrung der Maschinen die Fortschaffung eines Wagens mit 30 bis 40 Personen auf die leichteste Weise möglich wird, und das System, die Maschinen an die Wagen direkt anzubringen, um so empfehlungswerther macht, als dadurch die Anschaffung kostspieliger Locomotive unnöthig wird, und nur so viel Wagen in Benützung zu kommen brauchen als die Anzahl der vorhandenen Passagiere erfordert. Wir enthalten uns jeder weitern Bemerkung, da die nächste Zeit darüber gründlichern Aufschluß geben wird, wünschen aber, daß bis dahin die Ungeduld Einzelner sich enthalten möge, lieblos und in den Tag hinein über

Digitized by Google

die Leistungen eines Mannes zu urtheilen, dessen Streben allein schon der Achtung seiner Zeitgenossen würdig ist.

Hofrath Beil.

Mannichfaltigkeiten.

Der reisende Naturforscher Wilhelm Schimper (ein geborner Würtemberger) hat sich nach sechsjährigem Aufenthalt in Abyssinien eine merkwürdige Stellung beim Fürsten Ubie errungen, der ihn als einen seiner Statthalter mit einem ansehnlichen Landdistrikt belehnt hat, wie eigenhändige Briefe des Reisenden aus Amba Sea (dem nunmehrigen Wohnort desselben) vom 30. Juni d. J. berichten. Ueber seine neue Stellung schreibt er unter Anderem: „Ich habe jetzt ein reizendes ziemlich großes Land zum Eigenthum, das mehrere Tausend Einwohner zählt, über die ich wie ein Reichsgraf des Mittelalters die unabhängige Regierung habe. Ich füge aber die Bemerkung bei, daß ich arm bin, da im Lande Geld fast gar nicht vorkommt, und ein fürstlicher Reichthum nur aus Waffen, Getraide und Zuchtvieh besteht. Das letztere will ich mir nicht, wie die abyssinischen Großen, durch Erpressungen erwerben, und Waffen, die mir zur Behauptung meiner Stellung nöthig sind, besitze ich noch nicht."

(Dresden, 26. Nov.) Frau Doktor Birch-Pfeiffer giebt jetzt hier Gastrollen. Seit Niederlegung der bisher von ihr rühmlich geführten Direktion des Theaters in Zürich hat sie bereits mehrere Mal in München gespielt. Sie vereint ein doppeltes Interesse in sich: das der Dichterin und Darstellerin.

Es soll in der ganzen Welt 2980 Freimaurerlogen geben, in Frankreich allein 299.

Korrespondenz.

Vom Taunus, 25. Nov.

In einem andern Frankfurter Blatte ist von Koblenz aus das Gerücht verbreitet worden, daß der „Verein für Förderung der Wasserheilmethode" in seiner unlängst zu Marienberg bei Boppard abgehaltenen Versammlung seinen bisherigen Präsidenten des desfallsigen Amtes entkleidet habe. Demselben muß als durchaus unrichtig widersprochen werden; denn Dr. Schmitz in Marienberg, der Stifter des Vereins, ist von demselben auch für's nächste Jahr ganz einstimmig zum Präsidenten wieder erwählt worden. Wir glauben dem Publikum diese Berichtigung schuldig zu seyn, weil dasselbe an der Sache der Wasserheilmethode mehr als an der irgend eines anderen medizinischen Systemes unmittelbares Interesse trägt. Man wird jedenfalls dem Vereine nur Glück wünschen können, daß er bei endlicher Feststellung seiner Statuten neben seinen wissenschaftlichen Zwecken auch mehr oder minder direkte Einwirkung auf öffentliche und häusliche Gesundheitspflege durch bedeutende Stimmenmehrzahl als einen seiner Hauptzwecke anerkannt hat, und es steht sehr zu bezweifeln, daß die von einer Minorität beantragte Ausschließung der zu diesem Zwecke mitwirkenden Laien beim andersdenkenden ärztlichen Publikum Deutschlands gehofften Effect gehabt haben würde. Der Verein zeige sowohl im Wirken seiner einzelnen Mitglieder als in seinen Versammlungen fortan gleiches wissenschaftliches Streben, wie er dies erst jüngst in Marienberg bewährt hat, und der wahrhaft gebildete, vorurtheilsfreie Theil deutscher Aerzte wird von selbst sich ihm zuwenden und ihm die gebührende Anerkennung zollen, auch wenn er, sein unmittelbares Wirken über das dürftige Gebiet handwerksmäßigen Handelns hinaus gegen gemeinhin üblichen Brauch auf die weiteren Kreise des Haus- und Volkslebens ausdehnend, sich der thätigen Beihülfe gleichgesinnter Laien bedient, um so die Heilkunst, die nicht blos das kranke Individuum heilen, sondern das Menschengeschlecht im Allgemeinen gesünder und lebenskräftiger machen soll, der Lösung ihrer höchsten Aufgabe näher zu rücken. Daß bei Behandlung dieser Frage die Debatten, wie der oben angezogene Artikel jenes Frankfurter Blattes sich ausdrückt, heftige waren, kann wohl nichts Anderes heißen, als daß dabei scharf ausgeprägte subjective Ansichten sich geltend zu machen suchten, und es ist zu wünschen, daß bei der Redaction des Protocolls jener Versammlung, die gegenwärtig eben Dr. Martiny aus Liedenstein, einem der Secretäre in der letzten Versammlung, zur Vorbereitung für den Druck obliegt, die Bestimmtheit der gegenseitigen Ansichten nicht etwa äußerer Rücksichten wegen verwischt werden möge. Der Verein selbst hat in der betr. Versammlung das Bedürfniß eines dem gegenwärtigen Zustande der Medizin durchaus genügenden wissenschaftlichen Organs der Wasserheilmethode ausgesprochen und die Redaction des dem Vereine angehörigen, nur wissenschaftlichen Mittheilungen und Erörterungen gewidmeten „Archivs für Wasserheilmethode", welche bisher von Dr. Schmitz allein besorgt wurde, der vielversprechenden Leitung des Medizinalraths Dr. Küster in Kronthal zum großen Theile übertragen. Ueber Herausgabe eines populär-diätetischen Handbuchs von Seiten des Vereins wurde die Fassung definitiver Beschlüsse einer künftigen Versammlung zugewiesen und die Gründung eines diätetischen Volksblattes Hrn. D. Martiny anheimgestellt, der dasselbe vielleicht mit seinen „Zwanglosen Heften" wird in Verbindung bringen können. — Die nächste Versammlung wird nach einem Beschlusse des Vereins im Herbste künftigen Jahres in Elgersburg abgehalten werden.

Frankfurt a. M., im Dez.

Wir haben vor einiger Zeit einen Aufruf zur Gründung einer Volksbibliothek und Volks-Lesegesellschaft für Frankfurt a. M. und dessen Umgegend mitgetheilt. Mit Bezug hierauf ist in der so eben erschienenen 24sten Nummer der Frankfurter gemeinnützigen Chronik eine Einladung zu einer in diesem Betreff abzuhaltenden Besprechung ergangen, welche am 9. Dez. Abends 7 Uhr im Lokale der polytechnischen Gesellschaft stattfinden soll. Man darf hoffen, daß sich recht viele Freunde dieses Institutes zusammen finden und solche Maßregeln beschließen werden, welche geeignet sind, demselben eine solide Unterlage zu geben. Wir sehen es in dieser Beziehung als eine gute Vorbedeutung an, daß die desfallsigen Berathungen in dem Lokale einer Gesellschaft stattfinden, welche durch ihre Stellung und ihren Einfluß dazu berufen zu seyn scheint, der werdenden Anstalt ihren besondern Schutz angedeihen zu lassen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. Nov. Der Sohn der Wildniß, romantisches Gedicht in 5 Abth., von F. Halm.

Donnerstag, 7. Dez. Die beiden Nachtwandler, oder: das Nothwendige und das Ueberflüssige, Posse mit Gesang in 2 Abth., von Nestroy, Musik von A. Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 337. Donnerstag, den 7. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Eryilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

„Es scheint jetzt unter den Herren Mode werden zu wollen," bemerkte Moreau mit boshafter Ironie seiner Nachbarin, „ihre Knopflöcher mit Rosen zu schmücken."

Der Kaufmann erwartete auf seine hämische Bemerkung vergeblich eine Antwort.

„Bemerkten Sie nicht," fuhr er, sich zu der Arleserin vertraulich hinneigend, „jene Rose, welche so stolz an dem Knopfloche Boudry's prangte?"

„Ja, und was finden Sie auffallend daran?" entgegnete Rosa.

„Den seltsamen Kontrast, welchen diese Rose in ihrem deflorirten Zustand zu der Toilette Boudry's bildete. Ein in seinem Anzuge so gewählter junger Mann hätte, wie mir es scheint, doch eine bessere Wahl treffen können, wenn er den Glanz seiner schwarzen Kleidung durch die lebhaften Farben einer Blume heben wollte. Die Blume, womit er sich heute geschmückt, hatte bereits allen Glanz verloren."

„Eben das gab ihr vielleicht hohen Werth in den Augen des Trägers!" entgegnete das Mädchen in empfindlichem Tone.

„Sie mögen Recht haben," fuhr Moreau fort, „und Boudry scheint mehr Glück in der Liebe zu finden, als ich. Habe ich Sie nicht vor wenigen Tagen um eine armselige Rosenknospe gebeten, und Sie vermochten, mir dieselbe grausam zu versagen? Herr Boudry verdankt die Blume, welche er an seinem Knopfloche trägt, ohne Zweifel der Hand einer gütigeren Herrin! Wenn es wahr ist, was man allgemein versichert, so scheint Boudry sich der entschiedensten Gunst der koketten Marquise von L . . . zu erfreuen, und seine Seufzer und Artigkeiten bei der holden Freundin nicht zwecklos zu verschwenden."

Bei dieser Mittheilung Moreau's überflog die Züge des Mädchens tödtliche Blässe. Die verrätherische Schlinge, welche der Kaufmann dem arglosen Gemüthe Rosa's gelegt, hatte dasselbe unvorbereitet und sich keiner Gefahr versehend überrascht. Moreau, sich des Eindrucks seiner Worte freuend, fuhr fort:

„Von der Hand der Marquise hat Boudry auch ohne Zweifel die Rose, welche an seinem liebeglühenden Herzen welk geworden. Hatte ich also wohl nicht Recht, wenn ich behauptete, daß er glücklicher sey, als ich, und sein Loos fürwahr beneidenswerth?"

Noch schien der geeignete Augenblick zu einer Erklärung zwischen der Arleserin und Moreau nicht gekommen. Rosa hielt es für gerathen, bevor sie dem Kaufmann ungescheut ihre Liebe zu Josephin gestände, den Protégé Fruchot's erst zu überzeugen, daß all' seine Schmeicheleien und Bewerbungen um ihre Gunst zwecklos seyen.

Nachdem sie sich wieder von dem ersten Schrecken erholt, welchen die lügenhafte Eröffnung Moreau's hinsichtlich des Verhältnisses, in welchem Josephin zu der Marquise stehe, in ihrem Innern verursacht, erklärte sie ihrem lästigen Bewerber mit festem, bestimmtem Tone:

„Welche Beziehung findet aber in aller Welt zwischen der Lage Boudry's und der Ihrigen statt? Sie behaupten ja selbst, daß die Marquise von L . . . für Boudry warme Zuneigung fühle, nun was ist dann natürlicher, als daß sie ihm eine Blume als Pfand ihrer innigen Liebe schenke . . . Was Sie betrifft, Herr Moreau, so haben Sie durchaus keinen Grund, auf mich ungehalten zu seyn. Die Rosenknospe, welche Sie vor einigen Tagen bei mir gesehen, und welche ich zuvor an meinem Herzen getragen, konnte ich nur einem mir besonders theuren Wesen zum Geschenke geben; da Sie dies aber keineswegs sind, so können Sie sich über meine Verweigerung durchaus nicht beschweren."

„Ohne Zweifel," entgegnete der Kaufmann, „erfreue ich mich noch nicht Ihrer vollen Liebe, doch gestattet eine Schöne ihrem Zukünftigen gern einige unschuldige Gunstbezeugungen, sobald sie überzeugt ist, daß er einen großen Werth auf diese lege. Ich durfte also wohl von Ihnen erwarten, daß Sie mir jene so sehnlich gewünschte Blume nicht versagten."

„Wenn ich aber keine Liebe zu Ihnen fühle?"

„Die wird sich schon einstellen, wenn Sie erst ein Mal die Meinige geworden."

„Ist die Liebe nicht Vorläuferin der Ehe, so wird sie selten ihre Nachfolgerin!"

„Ich bin gewiß, daß Sie mir Ihr Herz schenken, wenn Sie mich ein Mal erst besser kennen gelernt."

„Mein Herz wird nach einem Jahre eben so wenig für Sie schlagen, als dies heute der Fall."

Diese entschiedene Erklärung ließ den Kaufmann auf einige Augenblicke in düsteres Nachsinnen versinken. Er war schon

Digitized by Google

im Begriff, der Arleserin zu verstehen zu geben, wie er den Grund ihrer hartnäckigen Weigerung wohl kenne. Doch bemeisterte er sich und vermied es vor der Hand, sich durch eine verletzende Aeußerung die Gunst derselben vielleicht auf immer zu verscherzen. Es stieg aber in jenem Augenblicke düsteren Nachsinnens ein höllischer Plan aus dem Abgrunde seiner Seele auf.

„Ja, ja, das hilft," dachte er bei sich; „durch dieses Mittel kann ich auf ein Mal meinen Nebenbuhler beseitigen!"

Die gewisse Hoffnung des Gelingens ließ den Kaufmann einen schadenfrohen Blick auf die Arleserin werfen.

Als er an dem Arme derselben endlich vor Fruchot's Hausthüre angelangt, neigte er sich geheimnißvoll zu demselben und flüsterte ihm die Frage in's Ohr:

„Kennen Sie den Juden Samuel Frazzioni?"

„Wie sollte ich nicht? Bin ich doch sein Huissier?"

„Sie müssen ihn in meinem Namen um eine Gefälligkeit ersuchen. Ich werde mich heute Abend bestimmter erklären. So viel muß ich Ihnen aber zum voraus bemerken: die Erfüllung meines Auftrags erheischt die größte Vorsicht!"

„O, ich weiß, daß Frazzioni ein durchtriebener Schelm ist! Dafür stehe ich Ihnen aber: mich soll er nicht in die Falle locken!" entgegnete der alte Praktikus, dessen Augen plötzlich eine unheimliche Gluth durchblitzte.

(Fortsetzung folgt.)

Athen im Jahr 1843.

(Von Alexis de Valon; nach der Revue des deux Mondes mitgetheilt von F. F.)

Man ist unglücklich, Athen gesehen zu haben; ich beginne keck mit diesem Schluß. Athen ist einer der zauberischen Namen, welche in uns Bilder erwecken, neben denen die Wirklichkeit ungenügend und selbst lächerlich erscheint. Nur die Einbildungskraft, diese wunderthätige Fee, kann uns in der Ferne einen würdigen Schauplatz der Begebenheiten, welche dieser Name uns zurückruft, hinmalen. Vor der unerbittlichen Wirklichkeit aber zerrinnt diese Schöpfung. Unsere Jugendträume schwinden beim Anblick der heutigen Hauptstadt Griechenlands. Wenn man sie gesehen hat, weiß man nicht, wie man in das Bestehende die Erinnerungen der Vergangenheit einrahmen soll.

Das österreichische Paketboot, auf welchem wir uns am Abend zu Syra eingeschifft hatten, befand sich eine Stunde vor Sonnenaufgang im Angesicht der Küsten von Attika. Es war ein ausgezeichnet heiterer Frühlingsmorgen. Ueber unseren Häuptern erloschen die Sterne einer nach dem andern, und am Horizont zeigte sich der erste weißliche Schimmer des Tages. Das Schiff, von einem frischen Wind getrieben, durchfurchte rasch ein spiegelglattes Meer, welches weiß glänzte wie ein See geschmolzenen Silbers. Die Reisenden an Bord schliefen meist noch. Das Verdeck war fast leer. Fünf bis sechs Griechen, in ihre langen Kapuzenmäntel gehüllt, lehnten schweigsam auf der Brüstung und sahen in der Ferne die Berge ihrer Heimath emporsteigen. Vor uns bildeten die Felsen der Küste, von einem leichten Dunst verhüllt, ein langes blaues Band, dessen anfänglich unbestimmte Umrisse von Minute zu Minute schärfer hervortraten in dem Maß, wie hinter ihnen das Licht am Himmel zunahm. Diese Felsen haben nichts Wildes. Sie erheben sich stufenförmig, ohne Verwirrung, ohne Zerklüftung, und bieten dem Auge eine Reihe harmonischer Linien, die je nach der Entfernung eine mehr oder minder dunkle Färbung haben. Die Natur scheint mit Vorliebe diese Wiege der Künste geformt zu haben. Nähert man sich indeß dem Ufer, so fühlt man nicht, wie beim Anblick der Küsten von Italien, sein Herz voll Begeisterung und Bewunderung schlagen. Im Gegentheil, sobald man die Kahlheit der Felsen und die Unfruchtbarkeit der Berge Attika's gewahrt, denen die Zeit und die Menschen nichts als ihre herrliche Form gelassen haben, empfindet man eine tiefe Betrübniß, und dasselbe Gefühl begleitet einen fast überall im Peloponnes.

Das Schiff setzte seinen Lauf fort, und schon konnten wir mit dem Blick alle Krümmungen der Küste verfolgen. Zu unserer Linken fielen die Felsen steil am Ufer ab. In einiger Entfernung auf dem Land bemerkte man eine amphitheaterförmig von Bergen umschlossene Ebene, welche noch im Halbdunkel des Morgens lag. In der Mitte dieser Ebene erhob sich schroff ein vereinzelter Hügel aus dem Nebel. Dieser Hügel ist die Akropolis; an seinem Fuß liegt Athen. Der Himmel ward immer heller. Die der Morgensonne ausgesetzten Höhen wurden mit einem Rosenschimmer übergossen, als wären sie in einem Augenblick mit blühendem Haidekraut bedeckt. Endlich erhob sich die Sonne in ihrer vollen orientalischen Pracht. Eine Stunde später umfuhr das Paketboot ein kleines Vorgebirg und lief sofort in ein kreisförmiges Becken ein, welches etwa so groß ist, wie der Vendômeplatz in Paris. Wir waren im Piräeus.

Der Piräeus ist von einem Saum weißer Häuser mit rothen Dächern und grünen Fensterläden umgeben. Die Kaien, mit gehauenen Steinen eingefaßt, sind gut gebaut. Wir fanden sie wenig belebt. Die ersten Personen, die ich auf diesem Land großer Erinnerungen erblickte, waren zwei Spaziergänger in schwarzen Moderöcken, jeder mit einer Dame am Arm, welche einen rosenfarbenen Hut auf hatte. Sieben bis acht Schiffe lagen in dem Becken vor Anker. Das französische Linienschiff Inflexible, eine englische Fregatte und eine russische Corvette nahmen die eine Seite ein. Ein abgetakeltes Dampfschiff war das einzige Fahrzeug im Piräeus, welches die griechischen Farben trug. Dies entwaffnete Schiffchen, ohne Masten, ohne Segelstangen, ohne Tauwerk, war klägʼlich anzusehen neben jenen schönen Schiffen, die sich stolz im Wind schaukelten. War es nicht das Bild des armen Griechenlandes, welches jetzt nur noch im Schatten der drei Großmächte lebt, deren Flaggen wir wehen sahen?

Sobald unser Paketboot den Anker hatte fallen lassen, gingen mehrere Barken vom Kai ab, und legten sich neben dasselbe. Die Leute, welche darin saßen, waren alle europäisch gekleidet und riefen uns von allen Seiten in französischer Sprache an: **Eh! monsieur, l'hôtel des Voyageurs! L'hôtel de France! La pension suisse!**" Man glaubte sich in einen Pariser Posthof versetzt. Einer dieser Rufer lud unsere Sachen über und fuhr uns an den Landungsplatz. In dem Augenblick, wo ich mit einem gewissen Gefühl von Ehrfurcht den Fuß auf die Platten des Kais setzte, kam ein Grieche in rothem Käppchen auf mich zu und hielt eine Anrede an mich, von der ich kein Wort verstand. Ich fragte den Führer, was der Mann wollte, und erhielt zur Antwort, es sey ein Zoll-

Digitized by Google

wächter. Ich gab ihm einige Sous, und er ging weiter. — „Wie kommen wir nun nach Athen?“ fragte ich den Cicerone. „Findet man hier ein Pferd, ein Maulthier, ein Kameel?“ — „Kameele gibt's im Piräeus nicht“, antwortete der Bursch mit etwas unverschämter Miene; „ich will einen Fiacre holen.“ Es kam ein Fiacre, ein numerirter Fiacre, mit rothem utrechtem Sammet ausgeschlagen und mit zwei Kleppern bespannt. Wir schlugen die Straße nach Athen ein. Diese platte, staubige Straße zieht sich schnurgrad, wie ein weißes Band, durch eine wüste Ebene, deren wilde Gewächse jetzt, im Mai, bereits verdorrt waren. Ein Olivenhain, genau in der Mitte zwischen dem Hafen und der Stadt, unterbricht allein die Einförmigkeit dieser gelblichen Haide mit ihrem trostlosen Aussehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die bereits viel besprochene und erwartete neue Oper von Aloys Schmitt: „Das Osterfest zu Paderborn“, soll nun am 18. d. M. zur ersten Aufführung gelangen, wofern bis dahin Hr. Pischek von seinem Gastspiel in Stuttgart zurückgekehrt seyn wird. Die bereits seit einiger Zeit begonnenen Einstudirungen der Chöre und der einzelnen Gesangpartien werden mit Eifer fortgesetzt, und es steht nicht zu bezweifeln, daß man genanntes Tonwerk dem Publikum in würdiger Weise vorführen wird. Das Sujet, der Uebertritt des durch Karl d. G. besiegten Sachsenfürsten Wittekind zum Christenthum, gehört zu den besten Produktionen dieser Gattung, und bietet außer dem poetischen auch ein vaterländisches Interesse, während die Composition als das gehaltvolle Erzeugniß eines mit Gediegenheit arbeitenden und der Oberflächlichkeit des Tages nicht huldigenden Meisters gerühmt wird. Die Hauptpersonen der Dichtung sind: Karl d. Gr. (Baison), Wittekind (Pischek), Aswinda (Capitain), der Oberdruide (Conradi) und Askur (Chrudimsky), die Orte der Handlung die Ufer der Weser und Paderborn, und die Zeit das Jahr 785 n. Chr. Von dem Zusammenwirken eines historisch-bedeutsamen Stoffes, imposanter Charaktere und einer denselben angemessenen dramatischen, in ernster Würde gehaltenen Musik läßt sich mit Recht eine Bereicherung unseres Bühnenrepertoires erwarten. — Wie man vernimmt, soll Hrn. Pischek's Gastspiel in Stuttgart die Abschließung eines lebenslänglichen Engagements für jene Bühne abzielen, und demnach würden wir im Mai 1844 den hier so sehr beliebten und trefflichen Baritonisten leider verlieren. Ein so eben erschienenes Portrait desselben, nach einem Gemälde von J. Steinberger, lithographirt von F. Heister, stellt den Sänger in der Partie des Faust dar. Aehnlichkeit und künstlerische Ausführung haben sich vereinigt, um das Bild seiner Aufgabe entsprechend zu machen. Dasselbe ist in der Andréschen Musikalienhandlung zu haben und wird gewiß recht vielen Freunden und Verehrern Pischek's als ein liebes Erinnerungsblatt willkommen seyn.

(Dresden, 27. Nov.) Hoffmann von Fallersleben ist wieder hier. Julius Mosen reist in diesen Tagen nach Oldenburg, um dort sein Schauspiel „Bernhard von Weimar“ einzustudiren, das noch an einigen andern Orten gegeben werden soll. Er ist fleißig mit einem neuen Werke beschäftigt.

In dem Großherzogthum Baden ist eine neue Verordnung gegen den Branntweinverkauf und Genuß erschienen. Kein Wirth, der eine Concession zum Branntweinschank hat, darf mehr als ein halbes Maß an eine Person abgeben. Beim Vertheilen der Almosen sollen die Armen, welche Branntwein trinken, weniger berücksichtigt werden, und jeder, der einem Kinde Branntwein zu trinken gibt, in eine Strafe bis zu 15 Gulden verfallen.

Auf dem atlantischen Ocean haben die Engländer ein Sclavenschiff weggenommen, an dessen Bord sich 360 Neger, Männer, Weiber und Kinder befanden, die wie Häringe auf einander geschichtet und von denen bereits einige gestorben waren. Man hat die Unglücklichen in Rio-Janeiro ans Land gesetzt und ins dortige Spital gebracht. Es sind 50 kleine Mädchen darunter, die kaum 7 Jahre alt sind.

In Nürnberg will man den Frauen die Kaffeekränzchen außerhalb der Stadt verbieten, weil in diesen Tagen eine auf dem Heimweg in den Ludwigskanal gefallen und darin ertrunken ist.

Die musikalischen Soiréen des Hrn. Eduard Rosenhain.

Die außerordentlichen Leistungen der neueren Virtuosen haben einerseits das Bereich der technischen Ausbildung der einzelnen Instrumente sehr erweitert und vervollkommnet und dadurch die dem Künstler zu Gebote stehenden Mittel vielfach vermehrt, aber auch anderseits, und dies ist vielleicht noch wichtiger, den Beweis geliefert, daß Virtuosität an und für sich ohne nachhaltige Wirkung ist und für die Dauer nicht zu genügen vermag. Wollen unsere Virtuosen sich in der Gunst des Publikums und in der Achtung der Kunstkenner erhalten, so müssen sie durch den innern Gehalt wertholler Compositionen und durch den edlen Styl eines gediegenen Vortrags zu wirken und zu den höhern Aufgaben der Tonkunst zurück zu kehren suchen. Bei der allerdings vorherrschenden Verflachung des Modegeschmackes und des musikalischen Charlatanismus verdienen die Bestrebungen solcher Künstler, welche den edleren Richtungen und klassischen Werken zugeneigt sind, die freundlichste Aufmunterung und Anerkennung. Als solche haben wir die obengenannten Soiréen des Hrn. E. Rosenhain zu begrüßen, in deren erster Instrumental-Compositionen von Mendelssohn-Bartholdy und Beethoven zur Ausführung kamen. Das Trio von Mendelssohn-Bartholdy für Pianoforte, Violin und Violoncello ist in D moll. Das Allegro agitato zeichnet sich durch Kraft und Leidenschaft aus und muß mit Energie und Klarheit vorgetragen werden. Der zweite Satz ist lieblich und melodiös und verlangt viel Ruhe des Vortrags, während der dritte, Scherzo, nach Form und Charakter gediegen, aber auch viel Schwierigkeiten bietend, zur Ausführung eine sichere Virtuosität erheischt. Im letzten Satz sind die verschiedenen Themata's meisterhaft ausgeführt und interessant verbunden. Durch die Herren Rosenhain, Eliason und Bockmühl wurden alle genannten Schwierigkeiten nicht nur mit Sicherheit beseitigt, sondern auch der Charakter der einzelnen Sätze richtig wiedergegeben.

Das Trio von Beethoven in D dur ist ein anerkanntes Meisterwerk. Um es würdig vorzutragen, sind gründliche Studien erforderlich und technische Ausbildung muß mit geistiger Auffassung vereinigt

Digitized by Google

seyn, was in dem Spiel der genannten Herren mit Vergnügen wahrgenommen wurde. Beide Tonstücke hatten sich, auf solche Weise executirt, der beifälligsten Aufnahme zu erfreuen, eben so auch der Vortrag einer Romanze für die Violine durch Hrn. Eliason, einen gediegenen Musiker, dessen werthvolle Kunstleistungen unserem Publikum wohlbekannt sind.

Hr. Eduard Rosenhain, welcher als Pianist und geschätzter Musiklehrer mehr darnach strebt, die inneren Vorzüge musikalischer Werke zur Geltung zu bringen, als durch Aeußerlichkeiten der Technik zu glänzen, hat durch die hier besprochenen Soiréen sich gerechte Anerkennung erworben und man sieht den weiteren derselben mit Erwartung entgegen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 4. Dec.

Uns ist Heil widerfahren! Hr. Aler. Dreyschock, der Töne Meister auf dem Klavier, spielte gestern in dem Hoftheater mit jener bewundernswürdigen Fertigkeit und Genialität, welche in ihm einen Künstler ersten Ranges erblicken läßt. Sein Konzert war ein Triumph mehr für seine Kunst, welche auch hier die glänzendste Anerkennung fand. Mad. Pirscher sang einige Lieder und Hr. Reichel eine große italienische Arie; beide wurden mit gerechter Anerkennung belohnt. Vorher wurde die erste Scene aus dem Göthe'schen Faust aufgeführt, worin Hr. Becker den herrlichen Monolog und die übrigen Stellen mit bekannter Meisterschaft vortrug. Möchte uns recht bald der hohe Genuß zu Theil werden, dieses unübertreffliche Werk nach der bekannten Einrichtung von Seydelmann auf hiesiger Hofbühne zu sehen. — Am letzten Freitag (1. Dez.) wurde zum Erstenmale aufgeführt: „Steffen Langer aus Glogau ꝛc.", von Charlotte Birch-Pfeiffer. In diesem Stück wird weidlich geflucht, geschimpft, geprügelt und bestochen, und wenn man das theatralische Durcheinander der Handlung von Anfang bis zu Ende mit angesehen hat, so fragt man nicht ohne einige Verwunderung, was denn in diesem „Originallustspiel" eigentlich als originell und poetisch zu betrachten sey. Was aus Peter I., wie er hier erscheint, zu machen sey, schien selbst Hrn. Becker in Verlegenheit zu setzen, und wir können es ihm nicht verargen, wenn er bei seinem Spiel nicht in der rechten czaarischen Laune war. Mehr über den Inhalt und die Darstellung dieses allzu populären Bühnenstücks zu sagen, wollen wir mit Vergnügen Andern überlassen. Eher kann man sich die Aufführung des Raupach'schen Volksdrama's: „der Müller und sein Kind" gefallen lassen (wir sahen es hier am 28. o. M. zum Erstenmale), obschon in unserer aufgeklärten und überverfeinerten Zeit, welche das schauerliche Helldunkel der Geisterwelt schon längst durchdrungen und in Nichts aufgelöst zu haben glaubt, dramatische Dichtungen der Art auf keinen recht fruchtbaren Boden mehr zu fallen scheinen. Gleichwohl liebt man es, wenn auch nur aus Neigung zur Abwechselung, die Geister der Coulissenwelt in einer müßigen Abendstunde zur erheiternden Zerstreuung herauf beschwören zu sehen. Wie der Geist des längstverstorbenen Professors Dörrien zu Braunschweig einst als ein tabakrauchender erschien und seine ehemaligen Collegen und Schüler nicht wenig erschreckte — diese Scene müßte, auf der Bühne dargestellt, eine herrliche theatralische Wirkung hervorbringen, besonders in der Carnevalszeit, wo alles Ungewöhnliche und Ueberraschende bei den Gemüthern leicht Eingang findet.

Mainz, 4. Dec.

Seit dem vor einigen Monaten veröffentlichten Antrage des hiesigen Gemeinderaths-Mitgliedes Hrn. Jakob Krätzer zu Erbauung eines Stadthauses auf dem Gutenbergs-Platze hat man von Verhandlungen, die über diesen für Mainz so wichtigen Gegenstand in den Sitzungen des Gemeinderaths vorgekommen, wenig gehört. Unterdessen wird die Sache in Privatzirkeln desto eifriger besprochen. Eine solche Besprechung, die vor wenigen Tagen unter patriotisch gesinnten Männern statt fand, worunter einige vom Fache, enthält Momente, die vielleicht für unsern wohlgesinnten Gemeinderath und die Bürgerschaft von Belang seyn könnten, weshalb wir die Redaktion des hier am meisten verbreiteten Blatts um gefällige Aufnahme bitten. Wenn finanzielle Rücksichten, sagten diese Männer, den Gemeinderath von Ausführung des Stadthausbaues abhalten, was man gewiß nicht unbillig finden könnte, so würden wir ihm vorschlagen, das Gymnasium, die Realschule und das alte Stadthaus zu veräußern; er würde dann ohne Zweifel vollständige Geldmittel zur Erbauung eines Stadthauses erhalten, das die ganze, dem Schauspielhause gegenüber liegende Breite des Gutenberg-Platzes einnähme und allen Anforderungen in Baustyl, Bequemlichkeit und Fashion entspräche. Das Lyceumsgebäude würde genügenden Raum für alle Schulen darbieten und bei passender Einrichtung würden auch Wohnungen für Professoren gewonnen werden. Dieses Gebäude muß die Stadt ja doch erhalten; wenn sie also einmal eine großartige Reparatur darin vornähme, so würde dieselbe das städtische Aerar, das nun durch die Unterhaltung so vieler alten baufälligen Gebäude in Anspruch genommen ist, nicht zu stark belästigen, wenn jene aufhörten, städtisches Eigenthum zu seyn. Durch die Herstellung von Wohnungen im Lyceum wäre ein Theil der sogenannten Professorenhäuser in der Betzelsgasse disponibel und könnte in Eigenthum versteigt werden, was nicht allein der Stadt einen bedeutenden Erlös verschaffte, sondern auch dem Nachtheile der so theuern Wohnungen, der immer fühlbarer wird, etwas abhelfen. Die Fremden halten sich gern hier auf, man lebt hier billiger als in irgend einer Stadt am Rhein; nur an Wohnungen, an billigen Wohnungen, fehlt es. Diese zu verschaffen, muß dem städtischen Vorstande und den Bewohnern eine dringende Angelegenheit seyn. Jedes Mittel, diesen Zweck zu erreichen, muß mit Begierde aufgegriffen werden. Verschönerungen der Stadt, Annehmlichkeiten, die Jeden anziehen und nicht zu kostspielig sind, Sicherheit des Eigenthums und der Personen, deren wir uns im höchsten Grade erfreuen, freundschaftliche Verhältnisse zwischen Garnison und Bürgern, deren wir uns mit Recht rühmen, das sind, nebst einer entgegenkommenden freundlichen Behandlung, Attractionsmittel, wodurch Fremde angezogen werden. Dieses Alles zu verwirklichen, sollte kein Opfer gescheut werden. Die Erbauung eines Stadthauses auf dem Gutenbergs-Platze trägt Vieles zur Realisirung dieser Anforderungen bei; möchte daher unser wohlwollender Gemeinderath diese Angelegenheit nicht einen Augenblick mehr aus dem Auge verlieren; möchte in dem bevorstehenden Frühjahre (dem funfzehnten, wenn wir nicht irren, seit welchem der erste Plan zur Erbauung vorgelegt wurde) die Arbeiten endlich beginnen!

Räthsel.

Wie nennt man wohl den Mann, der mit Bedacht,
Mit Fleiß stets nur verkehrte Sachen macht?

B—m. G. B.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Dez. Die beiden Nachtwandler, oder: das Nothwendige und das Ueberflüssige, Posse mit Gesang in 2 Abth., von Nestroy, Musik von A. Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 338. Freitag, den 8. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Epplly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

VI.

Die nächsten acht Tage, welche jener geheimen Unterredung des Kaufmanns und Fruchot's folgten, sah man Beide sich oft stundenlang einschließen und leise und eifrig mit einander besprechen. Die Arleserin schlich sich, von heftiger Neugierde getrieben, leise und auf den Zehen an die Thüre des Huissiers, um zu lauschen. Sie vermochte jedoch nie mehr, als einzelne Worte, abgebrochene und unzusammenhängende Sätze zu vernehmen. Da sie übrigens stets von Wechselbriefen und Schuldenarrest sprechen und die Namen Frazzioni's und Josephin's nennen hörte, so stieg bald eine bange Ahnung in ihr auf, daß alle die geheimen Konferenzen irgend einem feindseligen, hinterlistigen Plane auf die Person ihres Geliebten gälten. Diese Ahnung versetzte nach und nach Rosa's Seele in immer heftigere Angst, und sie theilte ihrem Geliebten all' ihre Befürchtungen und bangen Besorgnisse in einem Schreiben mit, das sie bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit vom Fenster herab an ihn gelangen ließ.

Die Leser werden wohl schon den Namen der Person errathen haben, welche Laborie für Remondi's Mitschuldigen hielt. Seit dem Besuche, welchen ihm Moreau abgestattet, erkannte er in dem Schicksale des letzteren und Remondi's eine geheimnißvolle Verknüpfung. Die Beraubung von Josephin's Vater und das jüngste Benehmen Moreau's standen, nach der festen Ueberzeugung des Juristen, in einer nothwendigen Verbindung, und die ganze Erzählung Moreau's von einem edlen Schuldner, der, kaum auf dem Boden seiner Heimath angelangt, sich beeilt, einem Galeerensklaven eine verjährte Schuld zu zahlen, war für Laborie weiter nichts, als ein schlau ersonnenes Mährchen. Der Advokat unterwarf ferner alle die nachtheiligen Gerüchte einer genaueren Prüfung, welche bisher über Moreau im Umlauf gewesen und über seinem Haupte geschwebt, gleich dem Schwerte des Damokles. Laborie gelangte so durch angestrengtes Nachdenken und Forschen endlich zu der Ueberzeugung, daß die Summe, welche der geheimnißvolle Schuldner Remondi zur Verfügung stellen wollte, nur der Preis sey für das Stillschweigen, welches man von ihm verlange. Da aber Laborie dem letzteren, trotz wiederholter Bemühungen, kein Geständniß zu entlocken vermochte, so schrieb er an einen ihm befreundeten Advokaten in Lyon, und ersuchte denselben, doch bei dem Handlungshause, in welchem Moreau früher als Commis gestanden, Erkundigungen über dessen damalige Aufführung einzuziehen, und in derselben Absicht auch Moreau's ehemalige Freunde auszuforschen.

Nach Verlauf von fünfzehn Tagen erhielt endlich Laborie von seinem Freunde die sehnlichst erwarteten Mittheilungen. Diesen zufolge war der Banquier, in dessen Hause Moreau früher gestanden, während der Ereignisse, die im April 1834 zu Lyon stattgefunden, gestorben, und sein Nachfolger hatte nie etwas von Moreau vernommen. Nach der Aussage eines Commis aber, mit welchem Moreau zu Toulouse in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt, verschwendete derselbe während seines Aufenthalts zu Lyon bedeutende Summen, um die Launen einer namhaften Maitresse zu befriedigen. Dieses Geschöpf hätte, vorausgesetzt, daß ihr Liebhaber an dem Raube Boudry's Theil genommen, bei dieser Gelegenheit gewiß einen Theil desselben bekommen, und vielleicht auch wichtige Mittheilungen erhalten. Doch sey die Genannte schon längere Zeit von Lyon weggezogen, und Niemand vermöchte daselbst zu bestimmen, wo sie sich jetzt aufhielte, noch was aus ihr geworden.

An demselben Tage, da Laborie diese Mittheilungen seines Freundes erhielt, kam ihm auf dem Tribunale eine weitere wichtige Nachricht zu, welche ihn noch mehr in seiner Hoffnung bestärkte, dem seltenen unbegreiflichen Glücke Moreau's endlich auf die Spur zu kommen. Er eilte sogleich zu seinem Freunde Josephin, und begrüßte, sobald er in dessen Zimmer getreten, ihn mit der freudigen Kunde:

„Nun, Freund, wird es uns hoffentlich bald gelingen, den Schleier zu heben, der über Deiner Vergangenheit liegt. Mein Verdacht hinsichtlich der Verbrecher, die den Raub an Deinem Vater begingen, erhält neue Stärke durch einen eben so kühnen, als geschickt vorbereiteten Versuch Remondi's, aus seinem Gefängnisse zu entweichen. Es gelang ihm auch gestern wirklich, seine Fesseln zu zerbrechen und das Freie zu gewinnen. Die Gensdarmerie verfolgte aber sogl ich die Spur des Flüchtigen, und derselbe befand sich eine Stunde nach seiner Entweichung von neuem in sicherer Haft. Erräthst Du, welche wichtige Folgerungen ich aus der ganzen Geschichte ziehe? Remondi stand jedenfalls in geheimem Verkehre mit einer Person von Toulouse, welche im Besitze bedeutender Geldmittel ist, und der es durch Bestechung der Wächter gelang, dem Ge-

Digitized by Google

fangenen die zu seiner Befreiung nöthigen Werkzeuge sin die Hände zu spielen."

„Nun, und die Person wäre?" fragte Josephin mit lebhafter Neugierde.

„Ich darf sie noch nicht mit Namen bezeichnen!"

(Fortsetzung folgt.)

Athen im Jahr 1843.

(Von Alexis de Valon; nach der Revue des deux Mondes mitgetheilt von F. F.)

(Fortsetzung.)

Meinen Führer, der sich auf den Bock neben den Kutscher gesetzt hatte, überhäufte ich mit Fragen. „Was ist das?" fragte ich, auf einen trockenen Graben deutend. „Der Kephisos", antwortete der Führer. „Und dort etwas links der hohe Berg?" — „Das ist der Pentelikos." — „Und hier gerade vor uns?" — „Der Hymettos." — „Der Hymettos!" wiederholte ich; — „den Hymettos aus dem Schlag eines Stadtfuhrwerkes zu erblicken!" — In dem Olivenhain hielt unser Kutscher nach dem unabänderlichen Brauch der atheniſchen Hauderer an, um seine Pferde vor einer Hütte, welche ein Wirthshaus vorstellt, saufen zu lassen. Die Bretterwände dieser Hütte waren von außen mit Bilderbogen beklebt, wie sie auf den französischen Jahrmärkten verkauft werden, den Kaiser Napoleon bei Austerlitz oder den General Murat bei Abukir vorstellend. — Hat man die letzten Oelbäume hinter sich, so wechselt der Anblick. Inmitten einer dürren, von einer brennenden Sonne beleuchteten, von Bergen umschlossenen Ebene erblickt man durch eine Staubwolke ein weißes Städtchen am Fuß eines Hügels. Der Gipfel dieses ganz freistehenden Hügels ist mit einer dunklen Mauer gekrönt, über welcher man den gelblichen Giebel eines Tempels gewahrt. Dieser Tempel ist der Parthenon, dies Städtchen ist Athen. Es gibt wohl in der Welt keine trübseligere Landschaft. Selbst wenn man die Vergangenheit vergißt, seufzt man unwillkürlich beim Anblick dieser großen stillen Ebene, dieser öden Berge. Und wenn man nun dies Häuflein neuer Häuser betrachtet, welches sich neben fallenden Trümmern spreizt, so fragt man sich verwundert, ob denn das die Stadt des Perikles seyn konnte. Man zweifelt, wenn man den Führer den Namen Athen aussprechen hört. Die öden Gefilde ringsum erinnern an die traurige Campagna di Roma. Und nun bedenkt man, daß Jahrhunderte verflossen sind, seit die Hand Gottes schwer auf die beiden Städte gefallen ist.

Die ersten Häuser stehen vereinzelt und haben gar keinen Styl. Die Mauern sind fast weiß, die Dächer fast roth. Eine gerade, breite, ungepflasterte Straße mit ärmlichen Läden, deren Schilder meist französische Aufschriften haben, durchschneidet die Stadt der Länge nach. Fünf bis sechs andere, engere, kürzere, einsame, gleichfalls mit Staub bedeckte Gassen durchschneiden die Hauptstraße im rechten Winkel. Das ist Athen, dessen Einwohnerzahl auf 25,000 Seelen geschätzt wird. Die Vorübergehenden tragen meist europäische Kleidung. Nur dann und wann erblickt man einen schmucken Palikaren in der albanesischen Fustanella, in dem gold- oder silbergestickten Wams und mit großem Strohhut auf dem Kopf. Die Stadt, ohne Leben, ohne Bewegung, hat ein kleinliches, spießbürgerliches Aussehen. Vergebens sucht man das fremdartige Gepräge, die orientalische Färbung. Sie kam mir vor wie eine Vorstadt von Marseille, die in eine der Staubebenen der Provence geworfen wäre. Ein einziger langer Palmbaum, der in der Mitte der Hauptstraße sich in den reinen blauen Himmel erhebt, erinnert an die Breite von Athen. Wenn man die Hauptstadt Griechenlands durchwandert hat und endlich in einem französischen Gasthof anlangt, so hat man die grausamste Enttäuschung erfahren, die ein Reisender erleben kann.

Es wäre ein großer Irrthum, zu glauben, daß die Denkmäler des Alterthums die jetzige Stadt schmücken. Die Trümmer der Vergangenheit liegen außerhalb des heutigen Athen. Die schwarzen Mauern der Akropolis verbergen dem Auge die Schätze, welche sie umschließen. Es erfordert einen langen Gang, um das Werk des Phidias zu sehen. Der Tempel des Theseus befindet sich am Weg nach dem Piräeus, vor den ersten Häusern; der des olympischen Jupiter ist auf der entgegengesetzten Seite der Stadt hinter den letzten Häusern. In den Straßen bemerkt man weder Inschriften noch Bruchstücke von Bildwerken. Es fällt mir nicht ein, eine neue Beschreibung von den Trümmern Athens zu geben, die Jedermann kennt. Ich bemerke nur, daß beim Anblick dieser Meisterwerke der Kunst das erste Gefühl, welches man empfindet, nicht das der Bewunderung ist, sondern das der Ueberraschung von den kleinen Dimensionen derselben im Vergleich mit dem, was man in Italien gesehen hat. Der Thempel des Theseus (die Archäologie verzeihe mir!) erscheint nicht viel größer, als der Triumphbogen auf dem Carrousel, und der Parthenon ist kleiner als die Magdalenenkirche. Man sucht vergebens die von den Reisenden gerühmte goldne Färbung der Trümmer von Athen. Der Himmel hat die Tempel von Athen nicht vergoldet, sondern gebräunt. Diejenige Seite der Säulen, welche seit Jahrhunderten der brennenden Sonne ausgesetzt ist, hat eine harte, rußige Färbung angenommen, welche an Rost erinnert. Die entgegengesetzte Seite hat ihre ursprüngliche Weiße beibehalten. Der allzu starke Contrast dieser beiden Farben fällt unangenehm auf und schadet der Weichheit der Zeichnung. Manche Besonderheiten stören bei Betrachtung der alten Baureste von Athen. Man gelangt nicht ohne Erlaubniß in die Akropolis. Wenn man zu Schaffhausen, um den Rheinfall zu sehen, eine Glocke anziehen muß, so ist es zu Athen erforderlich, mit dem Hausvogt zu sprechen, wenn man den Parthenon sehen will. Diese Einrichtung ist übrigens hier durch die Nothwendigkeit geboten worden. Die Landsleute von Lord Elgin machten sich nämlich nirgends ein Gewissen daraus, mit ihren Stöcken Köpfe von kleinen Figuren oder Finger von Bildsäulen herunterzuschlagen, um ein Andenken von ihren langen Reisen nach Hause zu bringen. Der Boden der Akropolis ist mit Marmorbrocken bestreut und stellenweise mit aufgeschichteten Haufen Bausteinen versperrt. Hier und da stehen Bauhütten; Hammerschläge ertönen, und die Stimme des bairischen Wächters läßt sich hören. Alles das ist verzweifelt störend und zerstreuend. Voriges Jahr waren gewaltige Balken an die Säulen des Athenatempels angelehnt zum Zweck der Ausbesserung, welche ohne Zweifel in einer löblichen Absicht unternommen war. Wenn man aber von der Höhe der Akropolis herab den mit Marmor bekleideten Kasernenbau gewahrt, welcher den Namen des neuen Palastes führt, so kann man sich des Zitterns nicht erwehren bei dem Gedanken, daß

Digitized by Google

die Ausbesserung des Parthenon denselben Händen anvertraut ist, welche dies anspruchslose Gemäuer aufgeführt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Apologie Karl's des Großen.

(Als Antwort auf den Artikel, überschrieben: „Wittekind", No. 331.)

Nicht die skoptischen Bemerkungen, sondern die schroffen Ansichten und harten Aeußerungen des Verfassers über eine der größten Erscheinungen der Vorzeit veranlassen mich, die Feder noch ein Mal zu ergreifen.

Ohne Annahme einer höhern Macht, die speziell in Europa die Erhaltung und Verbreitung des jungen Weltglaubens überwachte, verlieren wir oft den Faden der Weltbegebenheiten, so oft wir in die dunklen Gänge des Mittelalters hinabsteigen. Durch die glänzenden Siege des schnell aufblühenden Hauses der Karolinger tritt uns dieses providentielle Einschreiten am deutlichsten entgegen. Historische Verläumdungen aber, mit hyperphilanthropischen Phrasen überkleistert, zerfallen in sich selbst.

Obgleich der Verfasser über ein sinnentstellendes Fragezeichen, das dem sonst so aufmerksamen Correktor entgangen ist, sein kleines Witzkästchen ausgeschüttet hat; so kann ich es dennoch nicht über mich gewinnen, folgende Frage zu unterdrücken.

Wie stünde es mit der europäischen Civilisation, wenn Karl Martell nicht die Sarazenen auf's Haupt geschlagen hätte, oder wenn der alte Herzog von Westphalen? siegreich aus dem Kampfe getreten wäre? Anstatt in einem comfortabeln Stübchen, vor Sturm und Wetter geschützt, Recensionen zu schreiben, würden wir wahrscheinlich in den stagnirenden Zustand der asiatischen Völker gesunken seyn, oder in Germaniens Urwäldern, in Bärenhäute gehüllt, herumlaufen.

Die rohe Kraft, welche sich zwecklos aufreibt, verdient nicht die Ehre des Triumphes, noch viel weniger, nach 1000 Jahren, die Ehre eines Denkmals. Tapferkeit ist mehr oder weniger allen germanischen Stämmen angeboren, und wenn das heutige Deutschland allen entschlafenen Haudegen ein Denkmal errichten wollte, so hätten wir bald Steinwälder statt der Eichenwälder. Zu der Holznoth würde sich die Steinnoth gesellen; unser steinreiches Vaterland würde steinarm werden, oder wir müßten als Surrogat unsere Heroen aus Thon backen, was bei dem theuern Brennstoffe immer noch eine bedenkliche Sache wäre.

Karl den Großen mit Pizarro und Cortez vergleichen, ist eine historische Blasphemie. Die spanischen Abenteurer verwandelten, durch ihre Raubsucht, ein Paradies in eine Einöde. Karl der Große, leutselig, zugänglich allen seinen Unterthanen, ehrwürdig durch seine Pietät gegen seine Mutter, leitete selbst, wie ein frommer Hausvater, die Erziehung seiner Kinder, zog an seinen Hof die gelehrtesten und genialsten Männer seiner Zeit, baute unermüdet seinen eigenen Geist an, ließ ungekränkt die Rechte der Besiegten, stiftete Kirchen, Schulen und Klöster, war der Gesetzgeber und der Wohlthäter seiner Völker.

Seine Bekehrungsmittel waren allerdings hart und blutig. Mit Recht würde der Tadel aller Freisinnigen den treffen, welcher in unsern Tagen diesem Verfahren das Wort reden wollte. Jedoch bei Beurtheilung so hochstehender Männer, die einer so fern liegenden dunkeln Zeit angehören, wo die historischen Quellen oft lückenhaft sind, müssen wir behutsam zu Werke gehen, sonst wird alle philanthropische Schulweisheit nicht hinreichen, uns vor ungerechten Aussprüchen zu schützen. Die geläuterten Ansichten des Abendlandes sind, so sehr auch gewisse Coryphäen sich dagegen sträuben mögen, aus jenem blutigen Kampfe hervorgegangen, in welchem Karl sich momentanen Grausamkeiten überließ, die vielleicht damals durch Umstände und Verhältnisse geboten wurden, worüber die Geschichtschreiber jener Zeiten mit oder ohne Absicht schweigen. Es scheint durchaus keine gewagte Behauptung, daß Karl, zur Erhaltung seines eigenen Reiches, genöthigt war, die herumschwärmenden Sachsen durch das Christenthum an bleibende Wohnsitze zu gewöhnen.

Um endlich den letzt entschlafenen Kaiser zu verdrängen, gegen dessen Leistungen und Verdienste um das gesammte Vaterland der Wortführer Wittekind's Nichts anzuführen weiß, wird unseren gutmüthigen Sachsenhäusern eine Sensibilität über ihre Verpflanzung auf das linke Mainufer vor 1000 Jahren untergeschoben, mit der Behauptung, man sey den Nachkommen der Colonie, über den Mißgriff des Comité's, wenigstens die Genugthuung schuldig, den alten Heerführer ihrer Vorältern dem großen Kaiser zum Trotz gegenüber aufzustellen.

Die öffentliche Meinung, die unbestechlichste aller Richterinnen, wird die Unhaltbarkeit solcher Gründe gehörig würdigen.

Als ich für den letzt entschlafenen deutschen Kaiser Franz II. meine Stimme erhob, war ich kein isolirtes Organ. Ich sprach nur die Wünsche und Ansichten sehr vieler nahen und fernen Leser dieses Blattes und einer nicht unbedeutenden Anzahl unserer Mitbürger aus.

Ich kann daher dem löbl. Comité die Versicherung geben, daß pecuniäre Hindernisse, wodurch viele Unternehmungen scheitern, der Ausführung meines Vorschlages nicht im Wege stehen. Ein Aufruf an unsere patriotischen Mitbürger wird die Kosten reichlich decken. Es wäre jedoch zu wünschen, daß das übrige Deutschland von dem frommen Unternehmen nicht ausgeschlossen bliebe. Jede Gelegenheit, wo das einträchtige Deutschland seine einmüthigen Gesinnungen aussprechen kann, ist eine erfreuliche Erscheinung für jeden Vaterlandsfreund.

Dr. Jonas Maas.

Nordens Rhein.

Du Strom aus deutscher Quelle,
Du unsers Nordens Rhein,
Laß, Eider, deine Welle
Nie unsre Schranke seyn!
Des Friesen gold'ne Aehre,
Der Deutschen Eichen-Wald,
Und Schleswigs Kraft und Ehre,
Sie steh'n, wo deine Woge wallt.

Des Landes Brust bekränzet
Dein helles Silberband,
Und auf der Mitte glänzet
Ein Schloß als Diamant.

Digitized by Google

In deinen Thälern rollen
Zwei dunkelblaue Seen,
Die auf des Nordens Grollen
Still wie ein deutsches Auge seh'n.

Als volle Ader standest
An Deutschlands Stirne du,
In seinen Locken fandest
Du deine Heimathsruh'.
Die Locken sind gefallen,
Die Ader schwillt nicht mehr,
Und deine Fluthen wallen
Im öden Traum von Meer zu Meer.

Doch in des Spiegels Mitte
Steh'n lichte Bilder d'rin
Von Schleswigs Recht und Sitte,
Von Schleswigs Herz und Sinn.
Spül', Eider, du die Klage
In's freie Meer hinein,
Und Schleswig-Holsteins Frage,
Ganz Deutschland soll ihr Richter seyn!

H. Biernazki.

Mannichfaltigkeiten.

Im Posener Regierungsbezirk haben in letzter Zeit wieder sieben kleine Kinder, die ohne Aufsicht im Zimmer zurückgelassen wurden, in den Kaminflammen, denen sie zu nahe kamen, ihren Tod gefunden. (!!)

In München starb kürzlich ein Ueberbleibsel aus längst vergangener Zeit — die kurfürstliche Hofzwergin Antonie Pohlin, 83 Jahr alt.

Frankfurter Theater.

Am 4. d. Mts. wurde zum Erstenmale gegeben: Der Steckbrief, Lustspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. — Auch ohne den Namen des Verfassers würde man die nahe Verwandtschaft mit dem — Doctor Wespe — leicht erkennen; denn beide Stücke haben in Anlage der Handlung, Ver- und Entwicklung und Charakteristik viel Aehnlichkeit. — Doctor Wespe ist indessen noch geschickter und effectvoller verflechten und bietet noch größeren Wechsel der Situationen und komischen Quiproquo's als der Steckbrief, welcher füglich in drei Acte zusammen gefaßt und gekürzt werden könnte. Gleich jenem Vorgänger gehört der Steckbrief zur leichteren Lustspielgattung, die mehr auf dem Reiz einer bunten Verwirrung und Verwicklung, als auf dem der Charaktere und des an sie geknüpften inneren Lebens beruht, zu jenen Stücken, die nur so lange zu fesseln vermögen, als man den Mechanismus der Intriguen noch nicht kennt und die einem Kartenspiele gleichen, das, wie viele ähnliche, nur auf einer anderen Mischung der Karten beruht. R. Benedix wird die deutsche Bühne durch seine Lustspiele nicht bereichern und seine Combinationen zeichnen sich durch Tiefe nicht aus. Aber sie genügen dem sogenannten praktischen Bedürfniß und verschaffen dem größeren Publikum angenehme Unterhaltung.

Ein gutes Zusammenspiel und das gehörige Hervortreten der Hauptrolle (Strenge), die durch Hrn. Meck eben so natürlich gegeben, als mit Humor ausgestattet wurde, verschafften der Novität freundliche Aufnahme. Die darauf folgende Vorstellung des alten Feldherrn führte uns Hrn. Leißring wieder einmal vor, welcher zum Besten des Pensionsfonds auftrat. Stürmischer Applaus und Hervorrufung bewiesen dem Gaste, daß die alte Anhänglichkeit seiner guten Frankfurter ihn noch nicht verlassen hat. Möge er noch lange als ein heiterer Greis unter uns weilen und seines friedlichen Lebensabends recht froh werden!

W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. Nov.

Unser historischer Verein, eifrig bemüht, vaterländische historische Kenntnisse zweckmäßig zu verbreiten, hat von dem in seinen Archivs-Heften erschienenen „Wappenbuch der Städte des Großherzogthums Hessen, von Oberfinanzrath Günther" besonderen Abdruck machen und an jede Stadt-Bürgermeisterei des Großherzogthums ein Exemplar gratis austheilen lassen, was die gebührende Anerkennung gefunden hat. Der historische Verein hat sich hierdurch um so mehr den freundlichsten Dank erworben, als ein ähnliches Werkchen (in anderem Maßstabe) seit dem Jahre 1622 nicht erschienen ist. Uebrigens erscheint nun dieses Wappenbuch als besonderes Werkchen (17 Druckbogen mit 97 lithographirten Abbildungen) im Buchhandel.

Auflösung des Räthsels in 337.

Schriftsetzer.

Programm des Museums.

Freitag, den 8. December.

Symphonie von Beethoven (C moll).
Dramatische Vorträge aus Shakspeare und Calderon; gelesen von Hrn. Baison. (Achter Vortrag: Scenen aus Shakspeare's „Coriolan.")
Arie, gesungen von Fräul. Reuther
Clavierconcert von Beethoven (C moll), vorgetragen von Hrn. Ludwig Richter.
Der Mutterliebe Segen, Ballade von Schütz, gesprochen von Fräul. Albini.
Lied, gesungen von Fräul. Reuther.
Ouverture aus Zamori von Vogler.

Der Anfang ist um 1/2 7 Uhr. — Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Dez. Die beiden Nachtwandler, oder: das Nothwendige und das Ueberflüssige, Posse mit Gesang in 2 Abth., von Nestroy, Musik von A. Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 339. **Samstag** den **9. December** **1843.**

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

„Du bringst mich durch Dein ewiges Schweigen zur Verzweiflung!“ sagte Josephin.

„So vernimm: ich habe dem Menschen, welchen Remondi durch ein Wort auf den Pranger bringen könnte, so gegenüber gestanden, wie ich jetzt Dir gegenüber stehe; ich habe lange mit ihm geredet, und das Brandmal des Verbrechens klar und deutlich seiner Stirne aufgedrückt gesehen. Ich habe ihn genau beobachtet, als er sich in der Nähe des jungen Mannes befand, an dessen Vater er die verbrecherische Hand gelegt. Todtenblässe überzog ihn bei seinem Anblick, Angst und Zittern überfiel ihn, als er sich Dir gegenüber sah, der Räuber Deines Vaters!“

„Wie, er stand mir gegenüber, er? er zitterte vor mir, der Räuber meines Vaters? O, sprich, sprich! Nenne mir den Namen, damit ich nicht in Zukunft in Versuchung gerathe, Alle, die mir begegnen, irgend eines Verbrechens schuldig zu halten!“

„Ich gelobte mit einem Eide Stillschweigen, und noch fehlen mir bis jetzt die faktischen Beweise, um meine Ueberzeugung vor aller Welt aussprechen und begründen zu können.“

Die Eröffnung des Advokaten versetzte das Gemüth Josephin's in die heftigste Aufregung. Laborie war also dem Verbrecher auf der Spur, ja er kannte ihn, den Elenden, welcher Boudry einst zu Lyon räuberisch überfallen; der Räuber befindet sich zu Toulouse, Josephin sieht ihn vielleicht täglich, ja begrüßt ihn und reicht ihm vertraulich die Hand! Welche furchtbare Ungewißheit! Ein Brief, den Josephin einige Tage später erhielt, erhöhte noch seine Angst und Verwirrung. Die Arleserin setzte ihn nämlich darin von den vielen geheimen Konferenzen Fruchot's und Moreau's in Kenntniß, und wie sie denselben so viel abgelauscht, daß sie oft Josephin's erwähnten; auch habe sie den Kaufmann unter andern eifrig auf Schuldenarrest dringen hören. Josephin eilte nach Empfang des Briefs sogleich zu seinem Freunde Laborie, um demselben den Inhalt desselben mitzutheilen und seine Meinung darüber zu vernehmen. Der Advokat empfing aber den Eintretenden schon mit der entmuthigenden Eröffnung:

„Wir müssen nun völlig darauf verzichten, je die gewünschten Aufschlüsse zu erhalten. Remondi, welcher uns allein dieselben geben konnte, verläßt Toulouse in wenigen Tagen. Der Kassationshof hat seine Appellation verworfen. Der Verbrecher wird demnach ohne Verzug nach dem Orte seiner Bestimmung, auf die Galeere von Toulon, abgehen. Meine Hoffnung, durch ein Geständniß, das ich demselben entlockt, faktische Gewißheit zu erhalten, ist so auf immer vereitelt! Und doch wollte ich darauf schwören, daß Derjenige, welchen ich im Verdacht habe, wirklich Remondi's Mitschuldiger ist!“

Während Laborie sprach, durchging Josephin noch ein Mal flüchtig Rosa's Brief. Plötzlich stieß er einen lauten Schrei aus und stürzte schnell aus dem Zimmer, ohne seinem Freunde einen Grund seines seltsamen Betragens anzugeben. Der Geliebte der Arleserin hatte endlich begriffen, wie seinem Nebenbuhler noch ein treffliches Mittel zu Gebot stünde, ihn zu verderben. Er erinnerte sich des Wechsels, den er vor zwei Jahren Samuel unterschrieben, und erkannte nun, welche unglückliche Bedeutung er dem Worte: „Verhaftung“ unterzulegen habe, das Rosa von Moreau's Lippen vernommen. Er eilte, von heftiger Angst beflügelt, in die Wohnung des Juden Frazioni. Dieser wurde ihm als im Augenblicke abwesend gemeldet. Kaum aber hatte sich Josephin entfernt, so ließ sich ein Geräusch von Tritten nach der Thüre des Hauses zu vernehmen. Bald erschien Herr Fruchot auf der Schwelle, und nachdem er noch einige Worte mit dem alten Wucherer gewechselt, verfügte er sich wieder eilig in seine Wohnung.

Am folgenden Tage erschien Moreau früher als gewöhnlich bei dem Huissier. Gleich nach seinem Eintritte ging er, ohne die Anwesenheit Rosa's zu bemerken, den Huissier hastig mit der Frage an:

„Nun, ist Alles in Richtigkeit?“

„Alles! Hören Sie: gestern erschien der Bewußte in dem Augenblicke, da ich noch mit Samuel unterhandelte, in dessen Hause. Der Jude aber wurde durch die unerwartete Erscheinung seines Schuldners noch mehr bestimmt, nicht das Mindeste von seinen Forderungen nachzulassen. Diesen Morgen nun erhielt der junge Rechtsgelehrte endlich bei Samuel Zutritt, und ging denselben mit der Bitte an, die Schuldverschreibung, welche er von ihm in Händen hatte, zu prolongiren, was ihm der Jude jedoch rund abschlug. Eine Stunde darauf war ich mit Frazzioni Handels einig. Der Jude überließ mir nämlich in der Ueberzeugung, daß er doch nichts von seinem Schuldner zu hoffen habe, dessen Wechsel für 18,000 Francs, also

Digitized by Google

über zwei Drittheil seines nominellen Werthes. Hier haben Sie den Schuldschein! Er ist morgen fällig!"

„Meinen herzlichsten Dank, Herr Fruchot! Nun werde ich bald von dem verhaßten Gegner befreit seyn!" rief Moreau in dem Tone freudiger Ueberraschung.

Die arme Rosa wußte genug. Es handelte sich also darum, ihrem Geliebten jeden Verkehr mit ihr unmöglich zu machen. Im Gefängnisse sollte Josephin schmachten, Josephin, an dessen Geschicke sie so innigen Antheil nahm, dessen Wohl und Wehe sie so fühlte, als wäre es ihr eigenes! Sie begreift nun, daß endlich für sie der Augenblick zum Handeln gekommen ist. Wenn der Huissier und Moreau gleich Josephin's Untergang beschlossen, so bleibt ihr doch noch ein Mittel, denselben zu retten. Wenn durch eine offene, freimüthige Erklärung Rosa's, daß sie nie die Seine würde, Moreau bewogen wird, auf ihren Besitz zu verzichten, so wird er auch aufhören, den zu hassen, welcher ihm bisher diesen Besitz streitig machte. Wenn Herr Moreau Edelmuth genug hat, um Herrn Fruchot des Versprechens zu entbinden, das derselbe ihm gegeben, so wird er auch keinen Anstand nehmen, der Arleserin die Frist zu bewilligen, die sie für ihren Geliebten von ihm verlangen wolle. Solchen Hoffnungsträumen überließ sich in ihrem harmlosen Sinne die Seele des Mädchens.

Rosa gab sich, ihren Zweck um so sicherer zu erreichen, diesen Abend alle Mühe, die innere Abneigung, welche sie vor Moreau fühlte, durch kein Wort, oder auch nur eine Miene zu verrathen. Sie suchte vielmehr den Kaufmann durch freundliches Wesen in die erforderliche Stimmung zu versetzen, damit er mit ruhiger Fassung das Geständniß anhöre, welches mit einem Male alle seine Hoffnungen vernichtete. Im Laufe des Gesprächs an diesem Abend bemerkte der Kaufmann, daß er in der Stunde vor Mitternacht ein wichtiges Geschäft mit einem seiner Kunden abzuschließen habe. Er müsse sich nämlich mit demselben über eine bedeutende Lieferung besprechen, welche er baldigst zu erhalten wünsche. Kurz vor der von Moreau bestimmten Stunde des Scheidens aber neigte sich Rosa vertraulich zu ihrem Bewerber, und sagte zu demselben in dem Tone mädchenhafter Schüchternheit und Verschämtheit:

„Herr Moreau, ich wünschte Sie morgen zu sprechen ... in der Abwesenheit meines Vaters."

„Mich wünschen Sie zu sprechen? In der Abwesenheit Fruchot's?" rief Moreau freudig überrascht.

„Werden Sie kommen?" fragte Rosa, indem ihre Wangen eine leichte Röthe überflog.

„Wie können Sie noch fragen?"

„Um 11 Uhr also? ich verlasse mich darauf," flüsterte das Mädchen.

„Ich werde pünktlich erscheinen, meine Holde!"

Nachdem er hierauf von der Arleserin zärtlichst Abschied genommen, ergriff er rasch seinen Hut und stieg mit fröhlichen Schritten die Treppe hinab in der Begleitung des Herrn Fruchot, mit dem er sich auf der Hausflur noch eine Zeit lang leise besprach.

„Thun Sie," sagte er zu dem Huissier, „keine weiteren Schritte, bevor ich von neuem Sie dazu auffordere."

„Ganz nach Ihrem Belieben!" entgegnete Fruchot. „Dann begreife ich aber kaum, wie Sie mir erst gestern möglichste Beschleunigung anempfehlen konnten. Unentschlossenheit und Zögern bringen in Geschäften der Art nimmer Gutes."

„Wenn wir uns aber in unserer Vermuthung getäuscht hätten? Wenn Rosa Josephin vergessen hätte und nun mir allein ihr Herz zuwendete? Dann, denk' ich, könnten wir ihm doch wenigstens einige Frist vergönnen?"

Der Huissier entgegnete hier Moreau nur mit einem bedenklichen Achselzucken.

„Denken Sie von der Sache, was Sie wollen," rief Moreau. „Ich habe meine guten Gründe für den Aufschub, und erwarte von Ihnen, daß Sie meiner Weisung genau entsprechen!"

Moreau verabschiedete sich hierauf von dem Huissier, um sich zu dem Kunden zu verfügen, der angeblich eine so bedeutende Waarenlieferung von dem Kaufmanne wünschte. Es dauerte ziemlich lange, bis Beide über die Bedingungen einig wurden, denn es war bereits zwei Uhr des Morgens, als der Rival Josephin's in seine Wohnung zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Athen im Jahr 1843.

(Von Alexis de Valon; nach der Revue des deux Mondes mitgetheilt von F. F.)

(Fortsetzung.)

Als Perikles unter der Leitung von Phidias die schönsten Tempel der Welt errichtete, machte er aus Athen nicht bloß die Hauptstadt der Künste, sondern er gab auch dem Handel der Stadt eine große Ausdehnung. Damals, wie jetzt, fehlte viel, daß der Boden von Attika seine Bewohner vollständig genährt hätte. Es fehlten den Bewohnern Wolle, Pferde, Eisen, Bauholz. Große Vorräthe von Waizen wurden aus Sicilien, Aegypten, aus dem taurischen Chersonnes und aus Makedonien eingeführt. Die Einkünfte des Staates reichten kaum zu, diese Einfuhr zu bezahlen. Die Athener riefen die Kunst zu Hülfe. Das Kupfer von Delos, das Gold Lydiens, das Elfenbein Libyens wurden unter ihren Händen unerschöpfliche Quellen von Reichthümern. Die Werkstätten Athens galten für unvergleichlich. Von allen Seiten kamen die Kaufleute in den Piräeus, gegen die Erzeugnisse ferner Länder Bildsäulen, Gefäße, Waffen einzutauschen. Man warf dem Perikles seine Ausgaben vor, und wirklich hatten die von Phidias errichteten Tempel nicht weniger als viertausend Talente (22 Millionen Franken) gekostet, d. h. das Dreifache der Staatseinnahmen. Aber binnen wenigen Jahren war der Wohlstand der Stadt gesichert, und der Reichthum der Athener übertraf den der Karthager, der Phöniker und der Griechen in Asien, auf Samos, Rhodos und Sicilien.

Die jetzige Regierung hat nicht wie Perikles in die Zukunft gesehen. Bei ihrer Errichtung war Athen nicht mehr vorhanden. Sie überhörte den Wunsch der Griechen und verkannte ihren eigenen Vortheil, indem sie die neue Hauptstadt auf der Stelle des alten Athens erbaute. „Griechenland", so schrieb man damals, „ist eine Auferstehung. Wenn man wiedererweckt, so muß es mit den ursprünglichen Formen, dem alten Namen, der vollen Individualität geschehen." Aber in unsern Tagen erstehen Städte wie Athen nicht wieder mit ihrer alten Form; ihr Name erdrückt sie. Die Mittel des jungen Königreichs waren zu schwach, um eine der Reste, der Erinnerungen und des Namens von Alt-Athen würdige Stadt zu bauen. Mit Befolgung jenes Plans hat man nichts gewonnen und viel

Digitized by Google

verloren. Die Denkmäler des Alterthums machen die Neubauten lächerlich, und die neuen Häuser beeinträchtigen die Wirkung der Ruinen. Dies war leicht vorauszusehen. Ein wichtigerer Grund aber hätte von jenen unglücklichen Gedanken abbringen sollen. Seit Perikles hat sich der Boden von Attika nicht bereichert, und der Geist der alten Athener ist erstorben. Die Griechen sind nicht mehr wie vormals bewunderungswürdige Künstler — die Kunst ist todt in Griechenland; — aber sie sind treffliche Seeleute, und der Handel lebt bei ihnen wieder auf. Die Hauptstadt hätte der Mittelpunkt der Geschäfte seyn sollen, und sie ist von denselben ganz entfernt. In Athen gibt es keinen Handel und kann es keinen geben. Seine Entfernung von mehr als zwei Stunden von dem Piräeus hält die Schiffe ab, den Weg nach diesem Hafen zu nehmen. Syra zieht den ganzen Handel des Archipelagus an sich. Dieser unfruchtbare Felsen gewinnt mit jedem Jahr an Wichtigkeit. Der Hafen von Syra ist jetzt der Punkt, wo sich die österreichischen und französischen Dampfbootlinien in den levantischen Meeren durchkreuzen. Seine Bevölkerung hat sich seit acht Jahren verdreifacht und steigt noch jeden Tag zusehends. Wäre die neue Hauptstadt im Piräeus oder auf der Landenge von Korinth angelegt worden, so würde sie ohne Zweifel den Strom des Verkehrs nach sich hingeleitet haben, der jetzt seine Richtung nach Syra und Patras nimmt. Die Griechen forderten dringend, daß man einen dieser beiden Punkte wählen sollte. Dies Seevolk brauchte einen Seehafen als Hauptstadt; und hätte man den Wunsch der Nation beachtet, so würde die neue Stadt jetzt vielleicht nächst Constantinopel der wichtigste Platz des Ostens seyn. Athen, im Innern vereinzelt und von der arbeitsamen Bevölkerung gemieden, vegetirt mit Mühe. Alles mangelt dort und steht in einem hohen Preis. Für den Fremden sind die schlechten Herbergen der Stadt des Königs Otto theurer als die guten Gasthöfe von London. Dazu kommt, daß das Clima für ihr Aufkommen nachtheilig ist. In einer Thalebene gelegen und von Bergen umschlossen, bleibt Athen den heilsamen Einwirkungen der Nordostwinde und der Seeluft entzogen. Während eines Vierteljahrs ist die Stadt ein wahrer Schwitzkasten und kaum zu bewohnen. In der heißen Jahreszeit verlassen die fremden Diplomaten und die Vornehmen Athen und suchen frische Luft im Piräeus oder auf ihren Landsitzen. Die Landhäuser in der Nähe von Athen sind meist unscheinbar und ermangeln des nöthigen Schattens. Eine Ausnahme macht das prächtige Schloß, welches eine Französin am Fuß des Pentelikos hat erbauen lassen. Diese Philhellenin hat sich die heilige, aber schwierige Aufgabe gestellt, die Künste in Attika wieder ins Leben zu rufen, hat mit ihrem großen Vermögen Schulen errichtet und französische Künstler nach Athen gezogen, welche, wie man hört, ohne sonderlichen Erfolg sich bemühen, die atheniſchen Kinder unentgeltlich in dem zu unterrichten, was wir von ihren Urvätern gelernt haben.

Die Umgebungen von Athen sind ungesund. Ueberhaupt ist das Clima in Griechenland bösartig. Während des Sommers wüthet die Malaria vornehmlich in den feuchten Gegenden, wo der Kirschlorbeer wächst. Die Eingebornen widerstehen dem Einfluß der bösen Luft, während die Fremden ihm häufig erliegen. Der Reisende muß die sorgfältigsten Vorkehrungen treffen, sich gegen die geringsten Veränderungen der Temperatur wahren, auf der Erde zu schlafen vermeiden und sich an eine strenge Diät binden. Der übermäßige Genuß von Wein, Obst und wässerigem Gemüse erzeugt fürchterliche Durchfälle. Auf die geringste Erkältung (und sie ist schwer zu vermeiden in einem Land, wo die Sonne sengt und der Wind eisig ist) folgt gewöhnlich ein gefährliches, oft tödtliches Fieber. Fühlt der Fremde sich davon ergriffen, so thut er am besten, schnell abzureisen. Er gehe nach Constantinopel oder nach Italien; wohin er will; nur fliehe er Griechenland. Der Wechsel des Aufenthaltes ist viel wirksamer als das Chinin. Manchmal ist die heimathliche Luft ein gründliches Heilmittel; zuweilen aber widersteht das Uebel hartnäckig allen Mitteln. Man weiß, wie viele französische Soldaten jämmerlich in Morea umgekommen sind. Mehre Offiziere haben von der Expedition Fieber mitgebracht, die sie noch jetzt nach fünfzehn Jahren spüren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Leser thut wohl, wenn er auf Weihnachten noch seine Kasse leer macht, nämlich von sächsischen Kassenbillets. Die alten weißen und blauen vom Jahr 1818 werden nur noch bis zum 1. März angenommen, dann gelten sie nichts mehr. In der Weihnachtsmesse nimmt sie Hr. Simon noch alle für voll und gibt im Kaufe noch 1 Groschen Agio.

A. Schnezler in Darmstadt, bekannt als lyrischer Dichter, Novellist und Humorist, ist gegenwärtig mit den Vorbereitungen zur Herausgabe einer neuen Ausgabe seiner Gedichte (die erste ist 1833 zu München erschienen) und seiner gesammelten Novellen und Humoresken in zwei Bänden, beschäftigt. Die von ihm 1842 im Januar begründete belletristische Zeitschrift „Gutenberg" hat sich bisher durch die Reichhaltigkeit ihrer Originalmittheilungen und die Frische ihres Humors eines wachsenden Erfolgs nicht nur in Darmstadt, sondern auch auswärts zu erfreuen gehabt, und tritt mit 1844 in vermehrter Bogenzahl und größerem Formate ihren dritten Jahrgang an. Dem Vernehmen nach wird Schnezler von der Redaction derselben von Neujahr an abtreten und sich im Frühjahr nach Wien begeben.

Unter allen Ausputzern stehen in München die Fleck-Ausputzer in dem übelsten Geruch, da sie die Kleider und was man ihnen sonst zum Reinigen anvertraut, versetzen und sich dafür lustig machen. Man wünscht daher eine Versicherungsanstalt gegen diese neue Art zu stehlen einzurichten.

Im Großherzogthum Baden ist eine Verordnung über die Klasseneintheilung der geistlichen Besoldungen erschienen. Es sind deren für die wirklichen Pfarrer 6, von 700 bis 1800 fl. aufwärts steigend. Auf diese Weise kann ein Pfarrer sein Leben lang in derselben Pfarrei bleiben und doch zuletzt in die höchste Klasse der Besoldeten kommen. Bei den Besoldungen sind nicht angeschlagen Dienstwohnung und Accidentien.

Digitized by Google

Fünfte Bilanz der Mozart-Stiftung am 30. September 1843.

	fl.	kr.		fl.	kr.	fl.	kr.
Hypotheken-Conto:			**Capital-Conto:**				
für ein Insatz-Capital und einen Insatz-Capital-Antheil . . .	13,300	—	Capital-Fonds am Schlusse des vierten Verwaltungsjahres .	13,701	52		
Obligationen-Conto:			Erlös aus einem von dem Virtuosen Hrn. Dr. Fr. Liszt verehrten Manuscript von dessen Composition	140	—		
vorräthige 3½% Frankfurter Stadt-Obligationen zusammen fl. 2000 à 102½%	2,050	—	Ertrag: einer am 3. December v. J. von dem Violin-Virtuosen Hrn. Ernst gegebenen Abendunterhaltung . . 117 Billets à 1¾ fl.	204	45		
Interessen-Conto:			eines von der Liedertafel und dem Instrumental-Musikverein „Eunomia" zu Kassel veranstalteten Konzerts . .	127	46		
bis heute abgelaufene, aber noch nicht eingegangene Zinsen . .	59	46	eines von dem Liederkranz statutengemäß am 6. December v. J. im Weidenbusch gegebenen Konzerts	472	42		
Musikalien-Conto:			eines von dem Liederkranz am 29. August d. J. auf der Mainlust gegebenen Konzerts	1,033	—		
Rest-Betrag am Schlusse des vorigen Verwaltungs-Jahres von einer angekauften Sammlung klassischer Werke . fl. 126 32 kr.			Jährliche Beiträge und eingesandte Miethpfennige . . .	7	3		
Hiervon ab: Geschenk eines Mitgliedes des Liederkranzes . . . „ 50 — „			Eingegangene und laufende Zinsen . . . fl. 521 7 kr.				
			abzüglich des vierten und fünften Semesters von dem verwilligten Stipendium . . . „ 400 — „				
			Hiervon ab:	121	7		
			Unkosten-Conto:	15,808	13		
			die im Laufe dieses Verwaltungs-Jahres statt gehabten Unkosten . . . . . fl. 22 27 kr.				
Cassa-Conto:		76	32	**Obligationen-Conto:**			
baar in Cassa		269	30	Verlust auf verkaufte Obligationen . . . „ 30 — „			
					52	27	
						15,755	48
		15,755	48			15,755	48

Frankfurt a. M., 30. September 1843.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung.

Dr. A. Jost. Präsident. — Dr. A. Siar. Sekretär. — Joh. Friedr. Quilling. Cassier. — Peter Finck. Buchführer.

Fritz Schneider. — Dr. H. Weismann. — C. A. André.

Vorstehende Bilanz mit den Büchern der Mozart-Stiftung genau verglichen und richtig gefunden, auch die angeführten

a) Einen Insatz-Capital-Antheil von Neun Tausend Gulden;
b) Ein Insatz-Kapital von Vier Tausend Drei Hundert Gulden;
c) Sechs Stück 3½% hiesige Stadt-Obligationen, im Nominalwerth von Zwei Tausend Gulden;
d) Den Cassa-Bestand von Zwei Hundert Neun und Sechzig Gulden Dreißig Kreuzer

vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit

Frankfurt a. M., 8. Nov. 1843.

Die von der Gesellschaft des Liederkranzes aus ihrer Mitte zur Revision erwählten Mitglieder:

Carl Max Meyer. — H. Buzzi. — Georg Reuther.

Korrespondenz.

Darmstadt, 1. Dec.

Vielfachem Wünschen und Suppliciren um Vermehrung der Apotheken in hiesiger Residenz hat man endlich höchsten Orts Gehör gegeben und die Errichtung einer solchen gestattet. Auffallend ist es aber, daß man gerade einem Ausländer, der sich erst vor mehreren Jahren in dem Großherzogthum ankaufte, die Concession übertrug. Ob nun jener auch noch seine frühere Besitzung zu seinem Vortheil veräußern darf, darüber verlautet noch nichts. Es ist aber um so wahrscheinlicher, da derselbe Fall im vorigen Jahre zu Romrod in unserem Lande vorgekommen ist. Der dortige Apotheker gab vor, durch Versetzung des Physikat's empfinde sein Geschäft Nachtheil; hierauf gestützt, bat er um Entschädigung. Man erkannte ihm sofort nicht nur die Concession zur Errichtung einer neuen Apotheke zu Lorsch zu, sondern man gestattete ihm auch noch den Verkauf seiner ersten Apotheke, die er um einige Tausend Gulden höher an Mann brachte als sie ihn im Ankauf zu stehen kam. Es ist also Beweis, daß eher die Verwaltung des Besitzers, oder dessen wuchernder Geist die Ursache solcher Angabe war, als die Versetzung des Physikats. — Für unsere jüngeren Phaemaceuten, deren wir sehr viele besitzen und unter denen sich ausgezeichnete Apotheker befinden, bietet die Zukunft traurige Aussichten. Wenn auch im Lande ferner neue Apotheken angelegt werden sollten, so dürften immerhin, wie seither, nur alte Apotheker berücksichtigt werden. Das Apothekenkaufen ist fast gar nicht mehr möglich, da die Preise täglich höher steigen und die Medicinaltaxe unverhältnißmäßig herabgedrückt wird. Es wäre daher rathsam, wenn junge Leute ihr Augenmerk mehr auf andere, als gerade auf dieses Domicil richteten. Das Sprüchwort: „die Apotheken sind Goldgruben" ist in Wahrheit längst zu Grabe gegangen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Dec. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 340. Sonntag, den 10. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Expilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

VII.

Seit der Frühe des Tages, welchen die Arleserin zum Rendezvous mit Moreau bestimmt, schweifte auch der unglückliche Josephin in der Straße Clemence-Isaure um Fruchot's Wohnung, voll Sehnsucht den Augenblick erwartend, da sich derselbe zu seinem Advokaten verfügen würde.

Um 10 Uhr erschien Fruchot endlich vor seiner Hausthüre, einen schweren, mächtigen Pack Akten unter dem Arm, die Feder hinter dem Ohre, den Stock in der Hand, und verfügte sich in diesem Aufzuge geschäftig nach dem Bureau seines Advokaten. Kaum aber war er um die Ecke der Straße, so flog schon Josephin mit der Behendigkeit eines Liebenden, der weiß, wie kostbar die Minuten sind, die Treppe des zweiten Stockwerks hinauf. Er klopfte mit freudiger Zuversicht an die Thüre. O Wonne! sie flog ohne Zögern vor ihm auf, und er stand seiner geliebten Rosa gegenüber.

Diese prangte heute in ihrem schönsten Schmucke, und wartete so mit Ungeduld auf die Ankunft des Kaufmanns aus der Straße „des arts." Als sie Josephin erblickte, eilte sie mit zärtlichem Entzücken ihm entgegen, und die Liebenden vergaßen in inniger Umarmung alle Leiden, welche sie während zwei Monaten erduldet.

„Rosa," begann endlich Josephin, indem er seine thränenfeuchten Blicke zärtlich auf die Geliebte heftete, „die Wonne, mich in Deiner Nähe zu befinden, bezaubert mich so, daß ich ganz vergaß, Dir zu sagen, welche Absicht mich eigentlich zu Dir herführt. Deine Befürchtungen waren nur zu gegründet, Rosa; man bedroht mich wirklich mit Verhaftung, und bald werde ich mich vielleicht außer Stand sehen, Dir zu Hülfe zu eilen, wenn ich den Ruf Deiner süßen Stimme vernehme."

„Wäre es möglich?" rief die Arleserin bestürzt.

„Deine Ahnung hat Dich nicht getäuscht, Rosa; ich bin das Opfer schändlichen Verraths, und muß noch heute aus Toulouse fliehen, wenn mich nicht schon am nächsten Tage die Schergen des Gerichts in's Gefängniß schleppen sollen."

„In's Gefängniß? Mein Gott, was hast Du denn verbrochen?" rief das Mädchen, verzweifelnd die Hände ringend.

„O, Geliebte, beruhige Dich! Gott ist mein Zeuge, daß ich mich keines Verbrechens schuldig gemacht; doch habe ich, ehe ich Dich kennen lernte, in jugendlichem Leichtsinne manche Thorheiten begangen, deren fürchterliche Folgen mich nun mit unvermeidlichem Untergange bedrohen."

„Du erschreckst mich, Josephin; rede, sprich!"

„Von unerbittlichen Gläubigern gedrängt, ersuchte ich vor zwei Jahren den Juden Samuel Frazzioni, meine verschiedenen Schuldverschreibungen in seiner Hand zu vereinigen und für mich zu liquidiren. Samuel entsprach meinem Gesuche, und ich unterschrieb ihm gegen Auslieferung meiner liquidirten Schuldscheine einen Wechsel von 25,000 Francs, nach zwei Jahren zahlbar. Ich vergaß aber in meinem gedankenlosen Leichtsinne bald, wie schnell diese Frist abgelaufen seyn werde. Die steten Zerstreuungen meines früheren Lebens ließen mich alles Andere vergessen, was sich nicht gerade auf Vergnügungen und auf meine Liebhabereien bezog. Vorgestern nun brachte mich Dein Brief, welchen ich mehrere Mal aufmerksam durchlas, zur Besinnung, und ließ mich das Fürchterliche meiner Lage erkennen. Ich eilte sogleich zu Samuel, fand denselben aber nicht zu Hause. Gestern verfügte ich mich abermals zu ihm, um ihn zu ersuchen, den Wechsel, den er von mir in Händen hätte, zu prolongiren, da ich mich außer Stand sähe, denselben am folgenden Tage, als seiner Verfallzeit, zu zahlen. Samuel aber war taub gegen alle meine Bitten. Ich gab jedoch nicht die Hoffnung auf, den alten Wucherer endlich zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und drang daher von neuem in ihn. Da gestand er mir endlich, daß Herr Fruchot ihn seit einem Monat angegangen, meine Schuldverschreibung einem Dritten zu überlassen, und dieser Dritte, für den sich Dein Vater bei dem Juden so eifrig verwendete und auch endlich seinen Zweck erreicht, ist kein Anderer, als . . . der verhaßte Moreau."

„O, mein Gott, mein Gott!" rief Rosa, mit schmerzlichem Ausdrucke zum Himmel aufblickend.

Josephin fuhr fort: „Fruchot und Moreau kennen meinen aufbrausenden, leidenschaftlichen Charakter, die Heftigkeit meiner Liebe zu Dir, und eben so die zärtliche Neigung, welche Du für mich hegst. Man befürchtete, mich durch eine gewaltsame Zerstörung meiner Liebeshoffnungen zur Verzweiflung zu bringen, und wollte mich außer Stand setzen, das Aeußerste zu unserer Rettung zu wagen."

„Giebt es denn gar kein Mittel mehr zur Rettung, Josephin?"

„Nein; Geliebte! So lange Frazzioni im Besitze der

Digitized by Google

Schuldverschreibung war, konnte ich immer noch einige Hoffnung hegen; nachdem aber diese Verschreibung in den Händen meines Rivals ist und Dein Vater die Vollmacht erhalten, gegen mich als einen insolventen Schuldner zu verfahren, so ist jede Hoffnung vereitelt. In wenigen Stunden wird das Gericht mich zum Schuldenarreste verurtheilen, und nach acht Tagen wird Dich der Elende zum Altare führen, den ich aus tiefster Seele hasse und verabscheue!"

„Ja, nach acht Tagen!" wiederholte die Arleserin, indem eine glühende Thräne sich aus ihren schönen, großen Augen stahl. „So will es die von meinem Vater bestimmte Frist!"

„Doch nein," fuhr Josephin fort, „dahin soll es nicht kommen; Du, Rosa, wirst nie Dich zu einer so unnatürlichen Verbindung verstehen. Höre mich, Rosa," sprach er, zärtlich vor dem Mädchen niederknieend, „Du weißt, wie theuer Du meinem Herzen bist, wie ich freudig mein Leben hinopferte, wenn ich dadurch Dich vor Schmerz und Gefahr erretten könnte; o sprich, erkläre Dich frei und offen, ist Dir nicht schon der Gedanke an eine Verbindung mit jenem Menschen verhaßt? Bin ich Dir wirklich, wie Du versichert, das Liebste und Theuerste auf Erden, ja mehr als Vater und Mutter?"

Die Arleserin heftete einen zärtlichen Blick auf ihren Geliebten, und gab ihm in demselben die Erwiederung auf seine Frage.

(Fortsetzung folgt.)

Athen im Jahr 1843.

(Von Alexis de Valon; nach der Revue des deux Mondes mitgetheilt von F. F.)

(Fortsetzung.)

Die Seeufer sind verhältnißmäßig noch am gesündesten in Griechenland. Hieraus und aus der vorherrschenden Neigung des Volks zum Seehandel ergibt sich der große Vortheil, den es gehabt hätte, die neue Hauptstadt der Hellenen am Meer zu gründen. Alles hätte dabei gewonnen: das Emporkommen und die Schönheit der Stadt, der Handel, die Gesundheit und selbst die Kunst. Denn die Ruinen aus dem Jahrhundert des Perikles würden weit majestätischer und melancholischer erscheinen, wenn man sie in der Poesie des Schweigens und der Einsamkeit inmitten der Ebene von Alt-Athen allein gelassen hätte.

Am Tag meiner Ankunft in Athen empfing ich, als Antwort auf einen am Morgen abgeschickten Empfehlungsbrief, eine Einladung zu einem Ball auf den Abend. Diese Einladung freute mich, indem sie meine Neugier spannte. Die bescheidene Hauptstadt des Königs Otto glich durchaus nicht dem prächtigen Athen, von dem ich so oft geträumt hatte; aber bei ihren Bewohnern konnte ich vielleicht interessante Bräuche und Sitten, die mir neu wären, studiren. Ein Fiacre führte mich zu meinem freundlichen Wirth. Ganz nach Pariser Weise dienten zwei Lämpchen auf den Abweissteinen der Einfahrt als Leuchtfeuer für die ankommenden Gäste. Im Vorhaus nahm mir ein Livreebedienter den Mantel ab, und ein anderer meldete mich in einem hübschen, in französischer Weise möblirten Salon. Die übrigen Theilnehmer am Fest waren bereits versammelt. Die Männer, alle schwarz gekleidet, standen in der Mitte des Salons beisammen; die Damen, ohne Ausnahme französisch gekleidet, saßen auf Bänken. Nachdem ich mich von dem ersten Erstaunen und von der Unbehaglichkeit, welche man beim Eintritt in eine ganz fremde Gesellschaft empfindet, einigermaßen erholt hatte, betrachtete ich die Gesichter genauer und gewahrte zu meinem Erstaunen, daß sie mir fast alle bekannt waren. Ich hatte sie schon hundert Mal gesehen, — wo? wußte ich anfangs nicht. Allmählig wurde meine Erinnerung klarer. Ich erkannte einen Diplomaten, den ich häufig auf dem Café de Paris getroffen hatte, dann einen Seeoffizier, dann junge Griechen, die mit mir zu Paris die Schule besucht hatten. Unter den Frauen war vielleicht keine einzige, die nicht einen Winter in Paris zugebracht hatte. Sie waren höchst elegant. Jede Woche kommen im Piräeus die neuesten Moden und der frischeste Putz an. Dabei bildet sich die feine Welt in Athen etwas auf ihren Geschmack ein. Der Ball belebte sich allmählig. Man walzte tüchtig nach Melodien von Strauß. Es war ein vergnügter Abend; aber von Localfärbung keine Spur. Nicht das Mindeste erinnerte an den Orient. Es ward nichts als französisch gesprochen, und man hätte aus einem eleganten Haus der Rue Lazare in diesen griechischen Salon übertreten dürfen, ohne einen Unterschied zu bemerken.

Die höhere Gesellschaft in Athen ist zuvorkommend, lebhaft und sehr fröhlich. Im Winter wie im Frühjahr folgen Bälle, Feste und Mahlzeiten ohne Unterbrechung auf einander. Eine erträgliche italienische Truppe, welche, wie in Paris, das Jahr in zwei Saisons theilt, kommt im Herbst in die Hauptstadt Griechenlands, nachdem sie während der Hundstage die Bravos der Dilettanten von Smyrna entgegengenommen hat. Landpartien, Schmäuse auf dem Gras, Spazierfahrten nach Aegina oder Eleusis ersetzen im Sommer die rauschenderen Freuden des Carneval. Die Vereinigungspunkte sind nicht zahlreich, alle Welt kennt sich, und man ist demnach zu Athen vertraut miteinander, was in großen Städten nicht seyn kann. Dies hat sein Angenehmes, aber auch sein Unangenehmes. Aus der steten Annäherung von Leuten, deren Vermögen und Stellung verschieden sind, entstehen nothwendig unzählige Eifersüchteleien, die sich errathen lassen, wenn sie auch nicht immer deutlich hervortreten. Zu Athen, wie in allen kleineren Städten, sind die Häuser, so zu sagen, durchsichtig. Man kennt genau die Gewohnheiten jedes Einzelnen, und da es an Unterhaltungsstoff mangelt, so spricht man viel über einander. Die Leichtigkeit der Sitten gibt der übeln Nachrede reichliche Nahrung. Die Chronik der atheniſchen Salons ist sehr pikant, und man lernt sie gleich am ersten Tag. Gute Seelen fügen unbedenklich zu den Namen jeder Frau den ihres cavalier servente hinzu. Die italienischen Gewohnheiten sind von der Mehrzahl angenommen, doch fehlt es nicht an Dissidenten. Vor einigen Jahren ärgerte sich eine fremde vornehme Dame über den herrschenden Leichtsinn und unternahm es, die Sitten zu reformiren. Sie traf eine Auswahl in der hellenischen Welt und öffnete ihren Salon nur einer gereinigten Gesellschaft. Obwohl die jungen Herren sich gegen diese neue Ordnung der Dinge widerspänstig zeigten, und die hübschesten Frauen nicht mit großem Enthusiasmus der Fahne des Puritanismus folgen zu wollen schienen, so fand doch die Reform ihre Proselyten, und die höhere Gesellschaft spaltete sich. Der neue Salon war der tugendhafteste von Athen, ein anderer war um so lustiger. Zwei Lager bildeten sich, und Eris schwang ihre Fackel.

Ernstere Dinge als solche weibliche Rivalitäten spalten die

Digitized by Google

athenische Gesellschaft. Es sind dies die politischen Meinungen. Die athenische Gesellschaft besteht nicht ausschließlich aus Griechen. Ihr Kern sind die fremden Diplomaten und ihre Familien. Jeder dieser Gesandten, der französische, englische und russische, sucht seinen Einfluß vorwiegend zu machen; jeder hat seinen Anhang unter den Hellenen. Dasselbe Mißtrauen, wie zwischen ihnen, herrscht zwischen ihren Proselyten. Die Politik wirft in Griechenland wie in Paris ihr Gift in die geselligen Verhältnisse. Die drei Parteien, welche so entstehen, sind aber nicht das, wofür man sie in Europa zu halten scheint. Eigentlich gibt es in Griechenland nur eine Partei: die griechische. Die Griechen wollen vor Allem ihre Unabhängigkeit, sie wollen, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, sich wieder zu einem Volke machen. Sie haben nicht darum das türkische Joch abgeschüttelt, um sich unter ein anderes zu beugen. Sie fühlen sich aber noch zu schwach, um auf eigenen Füßen zu stehen, und rechnen auf den Beistand der Schutzmächte. Die einen rechnen vorzugsweise auf Rußland — und diese heißen die russische Partei — die andern auf Frankreich, wieder andere auf England. So wie aber eine dieser Mächte einen Unterjochungsplan enthüllen wollte, würden ihre eigenen Parteigänger sie verlassen. So ist die allgemeine Meinung in Griechenland. Einige Ausnahmen gibt es freilich. Man kann Namen von Menschen anführen, die sich an Rußland oder an England gegen ihr Vaterland verkauft haben. Aber diese wenigen Menschen, weit entfernt, eine Partei zu bilden, werden zu Athen verachtet. Man deutet mit Fingern auf sie und gibt sie täglich in Liedern und Zerrbildern dem Spotte preis. Dies wußten ohne Zweifel diejenigen nicht, welche in der Revolution vom 15. Sept. nur die Wirkung eines von einem auswärtigen Cabinet gegebenen Anstoßes sahen, und die Griechen schilderten als bereit, sich einer der drei Mächte in die Arme zu werfen. Man hat den Hauptbeweggrund übersehen und bloß die untergeordnete Triebfeder bemerkt. Die Griechen beklagen sich bitter über einige Pariser Zeitungen und werfen ihnen vor, ihre Nachrichten, anstatt sie an Ort und Stelle zu schöpfen, den deutschen Zeitungen entlehnt zu haben. Wir sind weit entfernt, in Abrede zu stellen, daß ein auswärtiges Cabinet das unter der Asche glimmende Feuer angeblasen, daß es durch geheime Umtriebe den Tag einer unvermeidlichen Katastrophe beschleunigt habe, von welcher es Vortheil zu ziehen hoffte, und die zu seinem Nachtheil ausgeschlagen ist. Wichtiger für die Erklärung des 15. September, als jene geheimen Umtriebe, ist der Ursprung der Unzufriedenheit, welche man künstlich zu steigern gesucht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) In dem letzten Konzerte des Instrumental-Musik-Vereines hatte man das Vergnügen, ein neues musikalisches Instrument, welches großen Beifall fand, zu hören. Es war dies das Melophon des Hrn. Dessane, nach Form und Größe der Guitarre nahe stehend, dessen reiche und liebliche Tonfülle und zarte Behandlung eine überraschende Wirkung hervorbrachte. Da Hr. Dessane demnächst ein Konzert veranstalten und seine neue Erfindung den Kunstfreunden zu produziren beabsichtigt, so machen wir auf das Melophon aufmerksam, und glauben ihm die freundlichste Aufnahme versprechen zu dürfen.

Der Dr. J. C. Kröger in Hamburg erläßt unterm 27. Nov. eine Danksagung an alle Die, welche seinen brieflichen und öffentlichen Aufforderungen um Unterstützung für die abgebrannten Lehrer und Lehrerinnen Hamburgs Folge geleistet. Die Zahl der Bücher, welche der Lehrerbibliothek einverleibt wurden, beläuft sich auf 1200; außerdem hat er an 42 Lehrer und Lehrerinnen im Durchschnitt 40 — 50 Bücher vertheilt. Die Baarsendungen belaufen sich nach Abzug der erwachsenen Kosten auf 5184 Mk. 5. Sch., welche an 49 Personen vertheilt wurden.

(Aus Holstein, 1. Dec.) Die Regierung hat, da es zu ihrer Kunde gekommen, daß in mehreren Gegenden der Herzogthümer Lustbarkeiten für die Schuljugend stattfinden, die sowohl nach ihrer Einrichtung, als wegen ihrer öfteren Wiederholung die nachtheiligsten Folgen auf die Moralität der Jugend äußern, um solchen verderblichen Folgen vorzubeugen, den sämmtlichen Polizeibehörden unterm 21. v. M. Nachstehendes eröffnet: 1) Es darf in jedem Schuldistrikte jährlich nur Eine öffentliche Lustbarkeit für die Schuljugend, oder sogenannte Kindergilde stattfinden, und nur dann, wenn einer der Lehrer im Distrikte die Aufsichtsführung dabei übernehmen will. 2) Die Lustbarkeit darf nicht länger als bis 9 Uhr dauern. 3) Nur unkonfirmirte Kinder dürfen auf diesen Gilden am Tanze Theil nehmen. 4) Es dürfen auf denselben keine Beiträge zu den Kosten von den etwa anwesenden Zuschauern gesammelt werden. 5) Unkonfirmirte Kinder dürfen bei Lustbarkeiten und Gelagen Erwachsener nur zugleich mit ihren Eltern oder Vormündern zugelassen werden.

Hr. Meisinger, der eine Reihe von Jahren bei den Bühnen zu Frankfurt und Wiesbaden engagirt war und bei dem Publikum dieser Städte noch in dem besten Andenken steht, führt nun bei dem Regensburger Theater die Regie der komischen Oper und vermehrt mit jedem neuen Auftreten das Vergnügen der Theaterbesucher. Die Regensburger Blätter sprechen sich mit Emphase über seine drastische Komik aus und bezeichnen ihn als den Liebling des Publikums. Auch Mad. Meisinger hat sich wieder der Bühne zugewendet und besonders als Marquise in der Regimentstochter gefallen.

(Weimar, 5. Dec.) Die Fortschritte des Gewerbswesens und die Berücksichtigung der Nothwendigkeit für Handwerker u. a., sich fortwährend in Kenntniß derselben zu erhalten, haben die hiesige Voigt'sche Verlagsbuchhandlung veranlaßt, vom neuen Jahre an 25 Zeitschriften für die technischen Fächer herauszugeben.

(Köln, 3. Dec.) Wir haben seit voriger Woche den Vorlesungen beigewohnt, die der Dr. Grün hier über Schiller hält. Ueber das bisher Gehörte sprechen wir unsere volle Anerkennung aus. Dr. Grün hat sich mit Liebe und Gründlichkeit in seinen Stoff hineingearbeitet, bespricht denselben umfassend nach allen Seiten und weiß das Interesse seiner Zuhörer mittelst eines glücklichen Organs durch einen recht klaren und populären Vortrag zu fesseln.

Digitized by Google

Der König von Neapel hat befohlen, daß allen Offizieren seiner Armee, außer der Steuer für das Theater, auch eine bestimmte Summe zur Unterstützung der Glaubensverbreitung von ihrem Gehalte abgezogen werde. Eine solche Maßregel, die wohl nur noch bei dem päpstlichen Militär und bei der weiland spanischen Glaubensarmee vorgekommen seyn dürfte, kann natürlich (abgesehen von einer Zusammenstellung so verschiedenartiger Institute, wie das Theater und die Propaganda sind) nicht gebilligt werden. (Nürnb. Corr.)

(Wien, 1. Dec.) Das Publikum erwartet mit Spannung die Aufführung des neuen Stücks von Halm, „Sanpietro", welches im Burgtheater dieser Tage zur Aufführung kommt. Uebrigens hat sich die öffentliche Meinung wegen der Verunglimpfungen gegen Halm bereits ausgesprochen, und es ist nur Eine Stimme der Anerkennung seiner bisherigen dichterischen Leistungen. Er hat seinen Feinden nicht anders geantwortet, denn durch eine neue Dichtung, welche bekundet: der Dichter jener früheren und der jetzigen müsse ein und derselbe Geist seyn! Unstreitig ist dies eines begabteren Mannes würdiger, als eine Zeitungspolemik anzuknüpfen in diesem Falle, wo weder ein Freund zu vertheidigen, noch eine amtliche Berichtigung zu ertheilen war.

Zuschrift an die Redaction der Didaskalia.

Mannheim, 6. Dec.

Verehrte Redaction!

In der Nachricht, welche die heutige Didaskalia über den abyssinischen Reisenden Wilhelm Schimper, nach der Augsb. Allg. Zeitung, zur größten Freude seiner Freunde mittheilt, wird derselbe „ein geborner Würtemberger" genannt. Dies ist jedoch ein Irrthum, der ohne Zweifel dadurch entstanden ist, daß der Reisende ursprünglich im Auftrag des Reisevereins der deutschen Naturforscher, der, rühmlichster Weise von Würtemberg ausgegangen, in Eßlingen verwaltet wird, als Botaniker Algerien, Aegypten, den Sinai und die Wüste bereis't hat. Wilhelm Schimper, der abyssinische, nicht zu verwechseln mit Wilhelm Schimper, dem Straßburger, ist ein „Mannheimer Kind", wie er mit besonderer Liebe selbst sich zu nennen pflegte, und ich fühle mich daher veranlaßt, im Interesse und nach den Gesinnungen des Reisenden, meines Bruders, die geehrte Redaction der Didaskalia zu ersuchen, in einer ihrer nächsten Nummern die erwähnte Angabe zu berichtigen. Daß es gegenwärtig und schon lange drei Naturforscher gibt, die Schimper heißen, finden Sie im Mannheimer Journal vom 4. und 6. Dec. genauer auseinander gesetzt. Mein Bruder ist von diesen der jüngste.

Hochachtungsvoll

Dr. Karl Friedr. Schimper,
Naturforscher, zubenannt Galilei.

Korrespondenz.

Marburg, 2. Dec.

Gegen Gewohnheit erfreuten wir uns in der Kürze mehrfacher musikalischer Kunstgenüsse, veranlaßt durch das Eintreffen einiger tüchtigen Künstler. Nachdem Hr. Jean Bott aus Kassel, erster Schüler der Mozartstiftung, zwei Konzerte, von denen leider das letztere wenig besucht war, gegeben, veranstaltete Hr. Heinrich Henkel aus Fulda, Schüler von Aloys Schmitt, nachdem er schon in Gießen mit vielem Beifalle gespielt, auch hier ein Konzert, das uns noch lange eine angenehme Erinnerung bleiben wird. Wir lernten in Hrn. Henkel nicht nur einen trefflichen Klavierspieler, sondern auch einen überhaupt gebildeten Tonkünstler kennen, wie dies aus dem gewandten Spiel und ausdrucksvollen Vortrage der einzelnen Solovieeen für Klavier sowohl, als aus dem Typus des ganzen Konzerts hinlänglich hervorging. Da es hier an musikalischen Kräften fehlt, die bei solchen Gelegenheiten der nöthigen Abwechselung halber mitwirken könnten, so war es um so erfreulicher, diesen Mangel diesmal beseitigt zu sehen durch das Mitwirken zweier junger Talente, der Tochter und des Sohnes des Hrn. Musikdirektor Rehmann aus Gießen. Beide ernteten — erstere durch den schönen Vortrag mehrerer Gesangstücke, letzterer durch sein ausgezeichnetes Violoncellspiel — allgemeinen Beifall, welcher überhaupt stets laut wurde und vom Wunsche begleitet war, bald Aehnliches zu hören. — Die Gebrüder Mollenhauer aus Erfurt sind hier angekommen; möge ihrem Konzerte gleiche Theilnahme werden, wie den genannten Künstlern. †

Mainz, 3. Dec.

Wie laut und absprechend auch manche Stimme in neuerer Zeit sich gegen Haydn's musikalische Schöpfungen erhoben hat: diese werden für jedes unverschrobene, dem Genusse wahrer Kunstschönheiten durch den dominirenden Geschmack noch nicht entfremdete Herz ewig einen glänzenden Bazar der reichsten und reinsten Tonschätze eröffnen. Dies bezeugt auch die sichtbare Theilnahme, womit die aus unsern eifrigsten Kunstfreunden bestehende Versammlung am 29. des vorigen und am 3. dieses Monates der Aufführung der Haydn'schen „Jahreszeiten" durch die drei verbundenen Vereine, Liedertafel, Damen-Gesang- und Instrumentalmusik-Verein, zum Vortheile der Armen, beiwohnte. Chöre, Orchester und Solostimmen (namentlich anzuführen ist der Baßsänger, ein ausgezeichneter Dilettant von Köln, mit reichen Stimmmitteln, wahrem Gefühle und Geschmacke begabt) zeigten sich von der Trefflichkeit des Tonwerkes innig durchdrungen und von ihrem wackern Dirigenten Esser eben so sicher geleitet als freudig begeistert. Beide Aufführungen waren gelungen; doch hatte die zweite im Casinosaale einen Vorzug vor der ersten im Theatergebäude, schon wegen der Oertlichkeit selbst, dann auch wegen der bessern Stellung des Orchesters zu den Chören.

Charade.

Erste Sylbe.

In angefüllten Sälen bin ich wenig,
Mein Name tönt oft, nähert sich der König.

Zweite und dritte Sylbe.

Es würde Alles ohne mich vergeh'n;
Ich laß' gedeihen, blühen und besteh'n.

Das Ganze.

Mein Ganzes ist verwandt mit meinem Zweiten;
Vor seinem Walten rette dich in Zeiten.

L.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Dec. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Sonntag, 10. Dec. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Französischen des G. Lemoine, von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 341. Montag, den 11. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Sybilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

„Nun denn," fuhr Josephin fort, „wenn es wahr ist, daß ich Dir so theuer bin, wenn Du an meinem Glücke und Unglücke innigen Antheil nimmst, so flehe ich Dich hier auf den Knien an, Deinem Josephin die Schwüre zu halten, welche Du ihm so oft wiederholt. Es bleibt mir kein anderes Rettungsmittel, als die schleunigste Flucht von Toulouse! Fliehe mit mir! schüttle das Joch ab, welches auf Dir so drückend lastet! fliehe aus einem Hause, in dem Du doch nur eine Sklavin bist! O, erhöre mein Flehen, laß mich nicht vergebens vor Dir auf den Knien liegen ... Wenn Du mich wahrhaft liebst, so kannst Du Deinen Josephin jetzt in dem Augenblicke der Gefahr und Noth nicht verlassen und wirst ihm mit treuer Liebe zur Seite stehen, wie heute, so immer und ewig."

„Ja, immer und ewig!" wiederholte das Mädchen mit zärtlicher Begeisterung, Josephin ihre zitternde Hand reichend, welche dieser mit heißen Küssen bedeckte.

„So fliehen wir noch in dieser Stunde," begann der Letztere wieder; „die Augenblicke sind kostbar. Herr Fruchot ist jetzt gerade von Hause abwesend, die Straße fast ganz verlassen; Niemand wird unsere Flucht bemerken. Fliehen wir schnell, damit wir noch diesen Abend fern sind von diesem verhaßten Orte, wo Tücke und Gewalt sich gegen unser Glück verschwören!"

„Schreiten wir nicht zu voreilig zum äußersten Mittel unserer Rettung!" erwiederte das Mädchen in ruhigem, sanftem Tone. „Ehe ich Dir diesen Beweis meiner Liebe gebe, muß ich zuvor alle Mittel anwenden, die mir zu Gebote stehen, um den Kaufmann von seinem gefaßten Entschlusse abzubringen!"

„Gäbe es also noch ein Mittel, das Du nicht angewendet hättest?"

„Ja, Geliebter; und bald werde ich mich überzeugt haben, ob Moreau noch der Stimme der Ehre und Menschlichkeit zugänglich ist oder nicht; ich erwarte ihn hier in einer Viertelstunde!"

„Ihn hier in einer Viertelstunde?"

„Ich habe ihn um eine letzte Unterredung gebeten. Ich will ihm mein ganzes Herz offenbaren, ich will ihm heute offen und frei meine Abneigung gegen ihn bekennen. Wenn er dennoch darauf besteht, mich als seine Braut mit Gewalt zum Altare führen zu wollen, dann Josephin, verlasse Dich darauf — dann folge ich Dir mit Freuden, wohin Du immer Deine Geliebte führen magst."

„Ich hoffe wenig von der letzten Unterredung, die Du mit Moreau halten willst! Ein Mensch, der fähig war, die Rechtsansprüche meines Gläubigers an sich zu kaufen, um mich zu verderben, wird seine Beute nicht in dem Augenblicke fahren lassen, da die Justiz schon im Begriff ist, sie ihm in die Hände zu liefern. Doch magst Du, Geliebte, immerhin noch den letzten Versuch wagen, da Du es so bei Dir beschlossen!"

„In wenigen Minuten wird Moreau hier seyn, Geliebter .. Ich wünschte nicht, daß er Dich hier träfe."

„Du hast Recht, Rosa! Unser Zusammentreffen könnte schlimme Folgen haben. Ich will daher Deinem Wunsche entsprechen und nicht länger hier verweilen. Doch muß ich Dich vor meinem Scheiden noch dringend bitten, nicht zu vergessen, daß Deinem Josephin kein anderes Rettungsmittel bleibt, als schleunige Flucht, und daß Du ihm das Versprechen gabst, ihn auf derselben zu begleiten!"

„Deine Rosa wird das Versprechen halten, sollte nämlich auch ihre letzte Hoffnung fehlschlagen, Moreau von seinem Vorhaben abzubringen."

Josephin, der sich im voraus von der Nutzlosigkeit der Unterredung Rosa's mit Moreau überzeugt hielt, schied von seiner Geliebten mit dem festen Entschlusse, die ihm noch bis zum Abend vergönnte Frist dazu zu verwenden, um die erforderlichen Vorbereitungen zu seiner Flucht zu treffen. Er verfügte sich zu diesem Zwecke aber vorerst zu seinem Freunde Laborie, von dessen Treue und Ergebenheit er sich in seiner gegenwärtigen Lage die wirksamste Unterstützung versprechen konnte. Er eilte mit solcher Hast in die Wohnung des Advokaten, daß er fast außer Athem und schweißtriefend daselbst ankam.

„Mein Gott, was ist Dir begegnet, Josephin?" rief der Advokat, als er seinen jungen Freund in einem so aufgeregten Zustande bei sich eintreten sah.

„Freund," begann Josephin in hastigem Tone, „Du versprachst vor wenigen Tagen, mir die Unterstützung Deines Arms, Deines Vermögens, Deiner Zeit zu gewähren, wenn für mich die Stunde der Gefahr käme. Sie ist gekommen, diese Stunde! Es gelang endlich meinen Feinden, sich der Rechtstitel zu bemächtigen, auf welche hin sie mich meiner

Digitized by Google

Freiheit berauben und mir es für immer unmöglich machen können, nach dem Besitze Rosa's zu streben."

Josephin theilte hierauf Laborie umständlicher das mit, was ihm von dem verrätherischen Plane Moreau's gegen ihn bekannt war. Der Advokat schauderte bei der furchtbaren Mittheilung unwillkürlich zusammen und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Du nur," wandte sich Josephin wieder an seinen Freund, „Du nur kannst mich retten. Wenn ich mich mit den Vorbereitungen zu meiner Flucht befaßte, so könnte dies den Verdacht meiner Feinde rege machen, und sie hätten schon morgen, ja vielleicht diesen Abend noch, eine Stunde nach meiner Entweichung, die Spur des Flüchtigen entdeckt. Von Dir allein kann ich in meiner verzweifelten Lage Rettung hoffen!"

(Fortsetzung folgt.)

Athen im Jahr 1843.

(Von Alexis de Valon; nach der Revue des deux Mondes mitgetheilt von F. F.)

(Fortsetzung.)

Die griechische Nation, welche während vier Jahrhunderten der Knechtschaft nie an sich verzweifelte, hatte endlich 1827 das Joch abgeschüttelt. Aber der Krieg hatte Alles verwüstet, und bei seiner Wiedergeburt sah sich Hellas ohne Mittel, sein Daseyn zu verlängern. Capodistria, ein Diener Rußlands, ward an die Spitze der Regierung gestellt. Er war ein Mann von Fähigkeiten, aber schwach und ehrgeizig. In Athen glaubt man allgemein, er habe sich mit seinem Präsidententitel ganz behaglich gefühlt, und es sehr gern gesehen, daß Griechenland nicht die zu einem Königreich erforderliche Größe erhielte. Seine Correspondenz mit Leopold von Coburg beweist, daß er nicht wenig dazu beigetragen hatte, diesen Fürsten zur Ablehnung der griechischen Krone zu bestimmen. Die Verwaltung des Präsidenten und seines Nachfolgers war von den größten Unordnungen begleitet. Auf die Tage der Unterdrückung waren die Tage der Nachlässigkeit gefolgt. Eine völlige Anarchie riß ein, die vollends zerstörte, was der Krieg verschont hatte. Am 9. April 1832 beim Sturz Augustin's, welcher seinem Bruder gefolgt war, fand man im Schatz 24 kupferne Thaler. Das war die ganze Baarschaft des Staats. Die drei Mächte, welche mit ihren Waffen Griechenland unterstützt hatten, wollten auch seinen Finanzen aufhelfen. Am 7. Mai ward ein Anlehen von 60 Millionen für Griechenland von Frankreich, England und Rußland gewährleistet, und es ward bestimmt, daß der zweite Sohn des Königs von Baiern König der Griechen seyn sollte. Dieser Königssohn war minderjährig. Seine Jugend war ein hauptsächlicher Bestimmungsgrund der getroffenen Wahl. Man glaubte, ein junger Fürst würde den Griechen Vertrauen einflößen, insofern er sich leichter ihren Sitten und Begriffen anbequemen, leichter ein Grieche werden könnte, als dies von einem gereiften Mann zu erwarten war. Leider brachten die Maßregeln, welche die Jugend des Königs erheischte, Wirkungen hervor, welche jenen gehofften Vortheil aufwogen. Es mußte eine Regentschaft ernannt werden. Die Griechen ließen sich ungern eine Regierung von Fremdlingen gefallen; sie wollten wenigstens berathende Stimme bei derselben haben. Sie hatten verschiedene Verfassungen entworfen, unter andern die von Epidauros und die von Trözene. Sie wollten eine endgültige entwerfen, die im Einklang mit den Bedürfnissen des Landes wäre. Dies Vorhaben mißfiel in München. Man forderte sie auf, die Sache bis zur Ankunft des Königs auf sich beruhen zu lassen, und versprach, daß die Regentschaft ihr Begehren erfüllen und sich in allen Stücken dem Wunsch der Nation fügen würde.

Am 6. Febr. 1833 kam der König an, begleitet von seinen Räthen, und mit einer Bedeckung von viertausend Baiern.

Der junge König brachte so viele Hoffnungen mit, daß er trotz seiner fremden Bedeckung, mit Begeisterung empfangen wurde.

Die Regentschaft bestand aus den Herren von Armansperg, Maurer und Heidegger. Obwohl Armansperg Präsident war, so gewann doch Maurer bald über seine Collegen das Uebergewicht, welches er vermöge seiner überlegenen Fähigkeiten verdiente. Unter allen bairischen Ministern, die sich seit zehn Jahren gefolgt sind, ist er vielleicht der einzige, welcher das Vertrauen der Griechen zu gewinnen wußte. Angelangt in einem Augenblick, wo Alles neu zu machen war, versammelte er um sich die ausgezeichnetsten Männer des Landes und erforschte dessen Lage und Bedürfnisse. Ohne die bestehenden Einrichtungen zu verletzen, gründete er neue. Er gab den Griechen ein dem französischen nachgebildetes Strafgesetzbuch und ein Geschwornengericht nach französischem Muster. Seine geschickte und kluge Verwaltung brachte Ordnung in die Unordnung. Die Geschäfte kamen in Gang und das Land gedieh. Das Andenken Maurers wird noch jetzt zu Athen geehrt. Leider ward er nach Ablauf eines Jahres nach München zurückgerufen. Der Graf von Armansperg kam ans Ruder, und Alles nahm eine andere, minder vortheilhafte Gestalt an. Zwei bedeutende, allgemein geachtete Männer, Maurokordato und Kolettis, waren bei den öffentlichen Geschäften vielfach betheiligt. Die Griechen, anfangs beim Anblick einer bairischen Regierung erschreckt, hatten sich beruhigt, als sie neben derselben diese beiden Söhne ihrer Revolution sahen. Maurer, die Wichtigkeit ihrer Mitwirkung erkennend, hatte sie an sich gezogen. Der Regierungspräsident entledigte sich derselben, indem er sie zu Gesandten ernannte und mit diesem Titel den einen nach Berlin, den andern nach Paris schickte. Nach ihrem Abgang hatten die Griechen keine Vertreter mehr bei der Regierung, und diese entfremdete sich der Nation.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blatt aus Frankfurt's Geschichte.

Bei Veranlassung der Feier des 50jährigen Bestehens des Frankfurter Scharfschützencorps, am 12. d. M., dürfte nachstehender Aufruf, welcher am 12. Dec. 1793 an Frankfurts Bürgerschaft erging, von Interesse seyn. Er lautet wörtlich:

„Die biedern Krieger der hohen verbündeten Mächten haben bis daher für das Deutsche Vaterland mit ausgezeichnetem Heldenmuth gestritten, und unter der weisen Leitung ihrer grosen Anführer Wunder der Tapferkeit gethan, aber gleichwol

Digitized by Google

nicht allgegenwärtig seyn, und daher unmöglich verhindern können, daß nicht bald an diesem, bald an jenem Orte, zahlreiche Haufen der beinahe im Ganzen aufgestandenen feindlichen Nation wüthend eingefallen, und grauenvolle Verwüstungen angerichtet hätten;

Die Bewohner mehrerer Deutschen Grenzlande haben deshalben die Pflicht, diesen muthvollen Vertheidigern des gemeinsamen Vaterlandes die bisher so beharrlich ausgestandene Beschwernisse möglichst erleichtern, und die Vertheidigung ihres und der ihrigen Lebens, ihres Eigenthums, ihrer Staatsverfassung, und ihrer Religion, gegen einen Feind, der dieses alles zu zernichten bezweckt, mit übernehmen zu müssen, werkthätig anerkant, sofort die Waffen der Vertheidigung ergriffen.

So unwahrscheinlich es ist, daß die Feinde wiederum über den Rhein herüber kommen werden; so wenig kann gleichwol der Fall, daß nach zugefronen Ströhmen ein ausstreiffender Haufen einen unvermutheten Einfall versuchen könte, — für ganz unmöglich angesehen, und die Anwendung der nöthigen Vorsicht für überflüßig gehalten werden, um sich auch auf einen blos möglichen Fall in Zeiten vorzubereiten, sofort die zweckmäsige Mittel anzuwenden, sich in Sicherheit gegen Besorgnisse zu setzen, welche bei dem wider alles Verhoffen eintretenden Falle in hiesiger Stadt um so gröser seyn müssen, als bei dem grosen Haufen des Französischen Volks der — von der Verläumdung verbreitete — falsche Wahn, als ob am 2ten Dec. v. Jahres von hiesiger Burgerschaft ein Bataillon ihrer Truppen ermordet worden seye, bis dato noch nicht ganz ausgetilgt worden.

In dieser Lage hat es Einem Hochedlen Rath, welcher bis daher unverfehlt hat, für die künftige Sicherheit hiesiger Stadt und deren Einwohner alle Ihm mögliche Sorgfalt anzuwenden, zu einem besondern Wohlgefallen gereichen müssen, daß vor einigen Tagen die hiesige burgerliche Schüzengesellschaft des Gallen Walls — und andere aus der Burgerschaft — aus eigenem Antriebe ihre Bereitwilligkeit zur Vertheidigung hiesiger Stadt gegen einen solchen allenfalsigen Ueberfall freiwillig — und sonder Schonung ihres eigenen Lebens — muthvoll mitwirken zu wollen, schriftlich zu erkennen gegeben, und erstere das Erbieten, ihre Gesellschaft um 500 Mann zu vermehren, angefügt hat.

Ein Hochedler Rath hält Sich — in dem Vertrauen, daß ein gleicher deutscher Biedersinn alle Seine Mitbürger belebe, nach denen dafür eintretenden Umständen — vollkommen überzeugt, daß eine — in behöriger Ordnung vereinigte — gemeinschaftliche Anstrengung der eigenen Kräfte, unter des Höchsten Beistand, einem solchen allenfalsigen unvermutheten Ueberfall eines ausstreifenden feindlichen Haufens in solange, bis von ausserher Hülfe herbeieilen könne, um so mehr Widerstand zu leisten vermöge, als von denen hiesige Stadt umgebenden Ortschaften, deren künftiger Wohlstand von der Erhaltung hiesiger Stadt hauptsächlich mit abhängt, eine nachdrückliche Unterstützung, wann die hiesige Burgerschaft muthvoll vorangehen wird, mit Vertrauen zu erwarten stehet, und glaubt übrigens, es werde einem jeden zur Beruhigung gereichen, wenn man sich auch auf unwarscheinliche Fälle vorbereite, damit, wann selbige gegen alles Vermuthen eintreten solten, man sich alsdann den Vorwurf einer Vernachlässigung nicht zu machen habe.

In dieser Hinsicht ladet Ein Hochedler Rath alle hiesige Bürger und Einwohner, welche mit denen sich bereits angemeldet habenden Gleiche biedere Gesinnungen hegen, und an der, auf den unverhofften Fall nothwendig werdenden Vertheidigung ihrer Vaterstadt freiwillig Antheil nehmen wollen, hierdurch ein, daß ein jeder, welcher entweder

1) sich der Schüzen-Gesellschaft beigesellen, oder
2) zur Bedienung der Artillerie sich gebrauchen lassen, oder
3) zu Pferde dienen, und sich selbst equipiren, oder
4) sonst den gewöhnlichen Dienst zu Fuß übernehmen will,

sich von Dato in Zeit von 8 Tagen, und zwar:

im ersten Falle bei den Schüzenmeistern,
im andern bei dem Artillerie-Major,
im dritten bei den bürgerlichen Rittmeistern, und
im vierten bei dem bürgerlichen Capitain, in dessen Quartier er wohnt, einschreibe:

Wornach sothane Einschreiblisten mit Ablauf der gedachten Frist sobald an Löbl. Kriegs-Zeug-Amt einzusenden, um — wegen der Armirung, der nothwendigen Uebung, der künftigen Anführung, dieser verschiedenen — als ein Ausschuß aus der übrigen — ohnehin nach ihren 14 Quartieren zu bewaffnenden Bürgerschaft zu betrachtenden Korps und sonsten, zur allgemeinen Zufriedenheit zweckmäßige Veranstaltungen treffen, und eine zusammenwürkende Ordnung, ohne welche die beste gemeinte Absicht verfehlt wird, festsezen zu können.

Wobei jedoch zugleich unverhalten wird, daß in dem — wider Verhoffen wirklich eintretenden Fall der anzuwendenden Nothwehre — diejenige von der Bürgerschaft, welche sich dermalen zum freiwilligen Dienst nicht einschreiben, ihrer Verbindlichkeiten nicht entlassen werden können. Frankfurt am Main, am 12ten Dec. 1793. Stadt-Kanzley."

Mannichfaltigkeiten.

Man hat mit den Cigarren bisweilen einen höchst seltsamen Luxus getrieben, sie nämlich entweder ganz oder doch zum Theil — vergolden lassen; in Frankreich führte diesen Luxus der bekannte colossalreiche Banquier Aguado ein, der diese kostbaren Cigarren direct aus der Havanna kommen ließ, wo sie seit einiger Zeit verfertigt werden. Das Gold schlängelt sich in Arabesken, Rosetten ꝛc. um die Tabaksblätter, und in Spanien, in Amerika bedient man sich derselben namentlich zu Geschenken für schöne Raucherinnen.

Bahrdt hatte noch als Professor in Erfurt sein von Erlangen erhaltenes theologisches Doktordiplom an seinen Freund Riedel versetzt, der ihm 300 Thaler darauf lieh. Bahrdt löst'e es nie wieder ein. Als Riedel auf der Donau nach Wien fuhr, zerriß er's und warf es in den Strom. Bahrdt, sagte er nachher, hat mir viel zu verdanken. Durch mich kam sein Name wenigstens bis an's schwarze Meer.

(Frankfurt a. M.) Im letzten Museum hatten wir das Vergnügen, nach langer Zeit wieder einmal das schöne Klavierkonzert von Beethoven (C moll) von Hrn. Ludwig Richter vortragen zu hören. Dieser talentvolle junge Mann hatte den Geist der Composition richtig erfaßt und zeichnete sich nicht allein durch seinen Vortrag, sondern auch durch große Fertigkeit und kräftiges Spiel vortheilhaft aus. Bei fortgesch-

Digitized by Google

tem eifrigen Studium verspricht derselbe ein ausgezeichneter Künstler zu werden. Möchten wir bald Gelegenheit haben, denselben wieder zu hören! S.

Korrespondenz.

Nürnberg, 4. Dec.

Städtische Notizen. Theater.

Unter die wesentlichsten Verbesserungen gehört eine weise Verordnung des Magistrats über die städtischen Löschanstalten. Die bereits bestehenden Lösch- und Rettungscompagnien, erstere nur aus Feuerarbeitern gebildet, haben bei dem letzten bedeutenden Brande das Ergebniß geliefert, daß sie bei größerer Feuersgefahr nicht genügen. Es ist deshalb magistratischer Seits eine Aufforderung an alle, nicht bei der Landwehr stehenden Männer und Jünglinge, gleichviel ob heimathberechtigt oder nur hier domicilirend, erschienen, unter sich freiwillige Reserve-Löschcompagnien zu bilden und sich zu diesem Zwecke in die umlaufenden Listen einzuzeichnen. Mit Vergnügen können wir berichten, daß sich ein recht erfreuliches Resultat ergeben hat, daß gegen 600 Personen, Jünglinge vom 17ten und Männer bis zum 60sten Jahre bereit sind, der allgemeinen Wohlfahrt dieses geringe Opfer zu bringen. Die Freiwilligen werden nun in Sectionen getheilt und verpflichten sich, bei dem ersten Feuerrufe auf den Sammelplätzen zu erscheinen; aber erst dann, wenn die Hülfe der stehenden Löschmannschaft nicht mehr genügen sollte, werden sie als Auxiliartruppen verwendet werden. — Wenn auf der einen Seite diese wohlthätige Maßregel für die öffentliche Sicherheit vielen Anklang gefunden hat, so lassen sich von einer andern desto größere Klagen vernehmen. Es ist die künstliche Theuerung, die hier nicht minder verheerend grassirt, als in dem übrigen, einigen Deutschland und durch die Gewerbslosigkeit vieler Fabrikanten auf eine immense Höhe gesteigert wird. Obgleich die Mehrzahl des Volks, wie immer bei derartigen Anlässen, auf die Obrigkeit den ersten Stein der Verdammung wirft, so wollen wir gerechter seyn und unserm Magistrate bezeugen, daß er viel zur Milderung des Elends gethan hat und thun wird, daß aber Jedem zu helfen außer den Gränzen seiner, so wie überhaupt menschlicher Macht liegt. Wenn statt des einseitigen und antizeitgemäßen Vereines gegen Luxus, von dessen Wirksamkeit bis jetzt auch nicht eine Spur verlautet hat, sich ein Verein gegen Theuerung und Wucher constituirt hätte, so würde er bei der ganzen Bevölkerung nicht nur den lautesten Anklang gefunden haben, sondern er würde auch in der schweren Zeit der Noth weit zweckmäßiger gewesen seyn. Hoffen wir, daß unser vereinsüchtiges Nürnberg sich auch bald zu diesem Bahn brechen wird. — Der allerhöchste Befehl über Herabsetzung der Polizeistunde macht viel von sich reden. Ob die Bestimmung der Polizeistunde auf 11, 10 und 9 Uhr für Städte ersten und zweiten Ranges und das Land mit den Principien des Staats, für gesetzliche Gleichstellung aller seiner Bürger, sich verträgt, lassen wir unentschieden. Hat uns doch ein Korrespondent aus Mittelfranken in der Nürnberger Zeitung zu beweisen versucht, daß die Gasthäuser nur für Fremde und Reisende errichtet sind, nicht aber für einheimische Familienväter, die sich berauschen und Weib und Kind darben lassen, nicht für einheimische Söhne und Knechte, die durch die Trunkenheit der Verdruß ihrer Eltern und Dienstherrschaften sind; — daß dieses Laster ein anderes im Gefolge hat, welches der Apostel unter Christen nicht einmal genannt wissen will u. s. w. Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain! — Vor dem Forum des Theaterpublikums ereignete sich am 27. Nov. ein Fall, der in den Kunstannalen Nürnberg's zu den Seltenheiten gehört. Zu dem Börnstein'schen „Hohe Brücke und tiefer Graben" wurde das alten Castelli „Himmel und Erde" gegeben. Daß das Stück, wenn auch etwas gedehnt, nicht zu den schlechtesten gehört, und Jedem, der es gelesen oder gesehen, bekannt seyn. Nichts desto weniger erhebt sich schon nach den ersten Scenen ein theilweises Zischen und Pochen und bald vom Parterre aus der laute Ruf: „Vorhang herunter!", in den das Paradies mit fürchterlichem Jubel einstimmt. Er fällt; aber nicht zufrieden damit, schallt es weiter: „Direktion heraus!" Umsonst sucht die forcirte Musik das Geschrei der zürnenden Löwen zu übertäuben; sobald sie schweigt, beginnt das Spektakel von neuem. Wohl oder übel, der Direktor muß kommen. Mit einem Muthe, den man vielleicht nicht an ihm erwartet hatte, tritt er vor, bedauert, durch die Wahl dieses Stückes das Mißfallen des Publikums erregt zu haben; versichert, daß es sich sehr gut gelesen habe, und erbittet Verzeihung. Plötzlicher Jubel an allen Orten und Enden; Abgang der Direktion mit stürmischem Applaus; Schluß. Was ist nur dem verehrten Publikum eingefallen?

Mainz, 9. Dez.

Am letzten Dienstag las man in Ihrem Blatte die traurige Erzählung eines Unfalls, der sich in Weisenau bei Ausmauerung eines Felsenkellers ergab. Am darauf folgenden Tage, dem Mittwoch, ereignete sich an dem Lanienberge, dem wegen seiner schönen Aussicht wohl bekannten Vergnügungsorte der Mainzer in der Budenheimer Gemarkung, anderthalb Stunden von hier, ein ähnliches, weit ärgeres Unglück, das zwei Familienvätern von Finthen, den Ernährern von 14 Kindern, das Leben kostete. Die Forstverwaltung läßt in dem dortigen Staatswalde eine Försterwohnung erbauen und beabsichtigte, in einem schon vor mehreren Jahren eröffneten Steinbruche Steine hierzu brechen zu lassen. Sie verdingte die Arbeit an zwei Maurer von Finthen und vier von Gonsenheim. Am Dienstag nahm das Geschäft mit Hinwegräumung des Schuttes, der am Eingange lag und mit Ausgrabung einer Höhle, um an die Steine zu gelangen, seinen Anfang. Am Mittwoch früh um 10 Uhr standen die Finther Maurer Remigius und Franz auf dem Punkte, in die Hütte zu steigen, die nicht gesprießt war, als die Gonsenheimer sie auf die Risse in der überhängenden Erd- und Steinmasse aufmerksam machten. Remigius lachte die Warnenden aus. „Wie furchtsam ihr seyd", sagte er, „ich wette eine Maß Wein, die Decke hält noch bis 3 Uhr." Hierauf stieg er hinab und Franz folgte. Man hörte die ersten Schläge kaum mit dem Pickel, als die ganze Decke zusammenstürzte und beide begrub. Die Anwesenden schickten sogleich um Hülfe nach Finthen und fingen an, aufzuräumen; man hörte deutlich den Ruf nach Hülfe des weiter oben liegenden Franz, der nach halbstündiger Arbeit so weit befreit werden konnte, daß sein Kopf unbedeckt dalag; aber die Last, die den Körper erdrückte, war zu groß; er starb gleich darauf nach einigen Zuckungen; Remigius konnte erst nach langer Arbeit ausgegraben werden; er war ganz platt gedrückt und gab kein Lebenszeichen mehr. Es soll eine alte Verordnung bestehen, daß keine Steingrube dürfe bestiegen werden, ehe der Ortsvorstand und sachkundige Männer sich versichert haben, daß keine Gefahr damit verbunden sey. Ist diese Verordnung in Vergessenheit gekommen, oder wird sie nicht mehr beachtet? — das sind Fragen, die nicht allein die Gemeinden, sondern auch die Waisenanstalt in Darmstadt, die bei solchen Unglücksfällen sehr in Anspruch genommen werden, mit Recht zu stellen hätten.

Auflösung der Charade in 340.
Platzregen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. Dec. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Französischen des G. Lemoine, von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Montag, 11. Dec. Treffkönig, oder: Spieler und Todtengräber, Lebensbild in 2 Abth., Musik von Proch und Baldenecker.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 342. Dienstag, den 12. December 1843.

Mainsagen.

20. Wie Eulenspiegel drei Schneidergesellen von einem Laden fallen machte.

Alter Freund vom Jahrmarktstische,
Eulenspiegel, guter Junge!
Jeder Kopf kennt deine Streiche,
Deinen Namen jede Zunge!
Bist fast überall gewesen,
Wie in deinem Buch wir lesen,
Auch zu Bamberg an dem Main
Foppte st du drei Schneiderlein.

Auf dem Markt vor off'ner Bude
Ueber'm ausgelegten Laden
Sitzend, kreuzten diese Schneider
Täglich ihre dürren Waden;
Machten Stiche, schnelle, weite,
Wütheten in Tuch und Seide,
Führten Nadel, Scheer' und Ell'
Und bedachten oft die Höll'.

Doch wenn Eulenspiegel ihrem
Throne nah'te, ruht' die Nadel;
Seine sonderbare Kleidung
Unterwarfen sie dem Tadel.
Freilich hatt' er auf der Reise
Sich staffirt in fremder Weise:
Rugenstädt, Paris, Berlin,
Rom und Wismar schmückten ihn.

„Seht, dort kömmt der Holofernes"
Sprachen spottend die Gesellen,
„Oder der Nebukadnezar,
„Aufgeputzt mit Schnall' und Schellen!
„Welch' ein Wamms und was für Hosen,
„Welche Schleifen, welche Rosen!
„Woher wohl den Trödelkram
„Langfing'rig der Bursche nahm?"

Eulenspiegel hört dies Sticheln
Und geht, scheinbar ruhig, weiter;
Doch er brummt: „Ihr kennt vermuthlich
Mich noch nicht, ihr lump'gen Schneider!"
Und er sinnet still auf Rache,
Von dem Keller bis zum Dache,
Ob kein Plänchen lug' heraus,
Ueberblickt er scharf das Haus.

Oben schnäbeln sich die Tauben,
Unten wälzen sich die Schweine,
Reiben ihre borst'gen Rücken
Um der Ladenstützen Beine —
Da erwacht des Schalkes Tücke
Und bei Nacht kehrt er zurücke,
Sägt des Ladens Stützen ein
Bis auf wen'ge Fäserlein.

Morgens setzen sich die Schneider
Hoch über des Marktvolk's Masse,
Bald kömmt tutend auch der Schweine
General herab die Gasse,
Läßt die lange Peitsche knallen,
Läßt das krumme Horn erschallen
Und aus jedem Bürgerhaus
Stürzt das Borstenvieh heraus.

Auf Gewohnheit kann man rechnen —
Jedes Schwein, mit wonn'gen Blicken,
Reibt an den durchsägten Pfosten
Seine Seiten, seinen Rücken.
Plötzlich weichen die Gefache
Und des Marktes laute Lache
Kündet weit mit Jubelschall
Jauchzend der drei Schneider Fall.

Ach, die Armen, wie sie fallen!
In der Scheer' sitzt ein Geselle
Und den andern prickeln Nadeln
Und den dritten spießt die Elle.

Digitized by Google

Hundertweis' setzen die Schweine
Vorwärts im Galopp die Beine,
Ueber's arme Schneider-Drei
Jagen sie wie Reiterei.

Eulenspiegel sprach: „Ein Lüftchen
„Wehte sie herab, ein fernes" —
Doch zu den Erschrock'nen sagt er:
„Nun kennt ihr den Holofernes!"
Die entflieh'n mit Spott beladen —
Doch sie bessern aus den Schaden
Und auf neuen Stützen ruht
Bald der Laden fest und gut.

Eulenspiegel kömmt der Bude
Oft vorbei auf spätern Wegen,
Nicht mehr tönt Nebukadnezar
Ihm und Holofern' entgegen.
Emsig nähen die drei Schneider
Mit beschämten Blicken weiter
Und still kündet ihr Quartier:
Eulenspiegel war auch hier!

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Epilly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

„Wäre es möglich!" sprach Laborie, der, auf die letzte Rede Josephin's nicht achtend, in tiefen Gedanken verloren da stand.

„Der unselige Wechsel!" begann Josephin wieder. „Er ist allein an meinem Unglück schuld! O, wie gerne gäbe ich im Augenblick fünfundzwanzig Jahre meines Lebens dahin, um nur 25,000 Francs zu besitzen!"

„Fürchterlich!" fuhr der Advokat in seinem Selbstgespräche fort. „Sollte das Verbrechen bis zu diesem Grade triumphiren?"

Josephin, welcher die Bedeutung der Selbstgespräche Laborie's nicht begriff, wandte sich wieder an denselben:

„Könntest Du mir Deinen Beistand versagen, könntest Du jetzt im Augenblicke der Gefahr Deinen Josephin verlassen?"

„Beruhige Dich, junger Freund, Dein Laborie wird Dich nicht verlassen; er wird Dich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu retten suchen. Du sollst diesen Abend Alles zur Flucht bereit finden, und Dein Freund bleibt hier in Toulouse zurück, um den Verbrecher zu entlarven und Dich zu rächen. Begieb Dich nun schleunig nach Hause und bereite Dich dort einstweilen insgeheim zu Deiner Flucht."

Die zwei Freunde waren schon im Begriff, mit einem warmen, herzlichen Händedrucke von einander Abschied zu nehmen, als mit einem Male die Thüre aufging, und durch dieselbe, zur höchsten Ueberraschung Beider, Remondi's Gefängnißwärter hereintrat.

„Herr von Laborie," begann derselbe, „Remondi wünscht, Sie vor seinem Ende noch ein Mal sprechen zu können."

„Vor seinem Ende!" fragte Laborie in dem Tone des höchsten Erstaunens. „Erfreute sich doch der Verurtheilte noch seiner vollkommenen Gesundheit, als ich ihm gestern die Nachricht brachte, daß der Kassationshof sein Gesuch verworfen."

„Wenige Augenblicke, nachdem Sie sich entfernt hatten, artete das bisherige dumpfe Hinbrüten des Delinquenten in den Zustand der Verzweiflung aus, und er nahm in demselben Gift, welches er sich auf unbegreifliche Weise zu verschaffen wußte. Alle bisherigen Bemühungen, ihn am Leben zu erhalten, waren umsonst; der Unglückliche wird in kurzem der furchtbaren Wirkung des Giftes erliegen. Er hat einen Augenblick, in welchem er wieder zur Besinnung kam, dazu benutzt, seine Wächter zu bitten, Sie, verehrter Herr Anwalt, wissen zu lassen, daß er Sie noch ein Mal vor seinem Ende zu sprechen wünsche."

„O, Gott, Dank sey Dir, inniger Dank!" rief Laborie, voll freudiger Rührung die Blicke zum Himmel erhebend. „Du konntest es nach Deiner Gerechtigkeit und Güte nicht zugeben, daß der Verbrecher, nachdem er die frevle Hand an den Vater gelegt, dieselbe auch noch erhebe, um den Sohn zu verderben." Dann wandte sich der Advokat in dem Tone froher Zuversicht zu Josephin mit den Worten: „Nun, geliebter Freund, sollst Du heute nicht aus Toulouse fliehen, und kein Rival Dir in Zukunft den Besitz der Arleserin streitig machen. Remondi's eigenes Geständniß wird mir endlich den so lange vergeblich gesuchten Beweis liefern für Moreau's Mitschuld an dem verwegenen Raube, der einst an Deinem Vater verübt worden!"

Laborie folgte hierauf dem Gefängnißwärter, der ihn dringend ersucht, sich doch schleunig und ohne Verzug zu dem Verbrecher zu verfügen, der dem Tode sehr nahe sey.

VIII.

Franz Moreau erschien pünktlich zu der von der Arleserin bestimmten Stunde. Die Genannte bezeichnete ihm, sobald er eingetreten, einen schon für ihn bereit stehenden Stuhl, und lud ihn höflichst ein, auf demselben Platz zu nehmen.

„Es ist also keine Täuschung?" begann der Kaufmann mit affektirtem Entzücken; „ich befinde mich wirklich allein mit Ihnen, holdes Fräulein, und darf Ihnen meine glühende Liebe offenbaren, ohne im Mindesten zu befürchten, Ihr Mißfallen rege zu machen. Luden Sie mich nicht selbst am vergangenen Abend mit holder Zuvorkommenheit zu diesem reizenden tête-à-tête ein?"

„Ich lud Sie allerdings ein," entgegnete das Mädchen in ernstem, gemessenem Tone — „aber durchaus nicht zu einem Rendezvous, wie Sie es sich vielleicht wünschen möchten. Meine Einladung galt vielmehr der Besprechung einer Angelegenheit, die weit ernsterer Art ist, als es sich mit dem Charakter eines Rendezvous verträgt."

„Wie? Wäre es möglich? Nach der schmeichelhaften Einladung des vergangenen Abends! Ich begreife Sie nicht, mein Fräulein!"

„Nun, so will ich mich Ihnen begreiflich zu machen suchen. Sie konnten, mein Herr, von dem ersten Augenblicke an, da Sie in dem Hause meines Vaters Zutritt erhielten, ohne große Mühe erkennen, daß Ihre zarten Aufmerksamkeiten und Galanterien mich nicht sonderlich erbauten; Sie konnten sich eben so bei vielen Gelegenheiten überzeugen, daß mich gar nicht nach der Ehre gelüstete, der Gegenstand Ihrer Huldigungen und Bewerbungen zu seyn. Was aber den Grund meiner Gleichgültigkeit und Kälte gegen Sie betrifft, so konnten Sie denselben auch ohne großen Scharfsinn errathen. Sie haben ihn bereits errathen, wie ich fest überzeugt bin!"

Digitized by Google

„Wirklich? Was Sie da sagen!“ rief Moreau, den Ueberraschten spielend.

„Ich sehe,“ fuhr Rosa fort, „daß ich mich noch deutlicher erklären muß, wenn Sie mich begreifen sollen. Es ist schon seit längerer Zeit Ihr Wunsch und eifriges Streben, meine Hand zu besitzen; da ich Sie nun aber nicht liebe, da mein ganzes Herz, alle meine Gedanken nur einem Andern zugewendet sind . . .“

„Wie? Sie liebten mich nicht? Ihr Herz schlüge für einen Andern?“ unterbrach der Kaufmann, unstäte, irre Blicke um sich werfend. „Wozu denn dieses Rendezvous in der Abwesenheit Fruchot's, zu welchem Sie mich gestern Abend in einem Tone einluden, der mich eine ganz andere Aufnahme erwarten ließ, als ich Sie heute bei Ihnen gefunden? In der That, Fräulein, ich fange an zu begreifen, daß ich von arger Täuschung befangen war, als ich die Zuneigung, welche Sie gestern gegen mich heuchelten, für eine wahre, ächte hielt. Nachdem, was Sie mir vor wenigen Augenblicken mitgetheilt, halte ich mein längeres Verweilen hier für zwecklos, und mich sogar dadurch der Gefahr ausgesetzt, eine höchst komische, lächerliche Figur hier zu spielen!“ schloß Moreau, indem seine Züge jenen schroffen, widerlichen Ausdruck annahmen, welcher stets der Arleserin heftigen Schauder einflößte. (Forts. folgt)

Athen im Jahr 1843.

(Von Alexis de Valon; nach der Revue des deux Mondes mitgetheilt von F. F.)

(Fortsetzung.)

Im J. 1835 ward der König volljährig. Die Regentschaft hörte auf und Armansperg ward Erzkanzler. Im Jahr 1837 reiste König Otto nach Deutschland, um sich mit Amalie von Oldenburg zu vermählen.

Vor der Rückkehr des Königs nach Griechenland hatte Armansperg, schnell den Staatsrath geschaffen und die Universität gegründet. Allein die Griechen waren nichtsdestoweniger der Meinung, daß das Land mit einer Schuldenlast von 60 Millionen beschwert sey, ohne einen entsprechenden Vortheil dafür erlangt zu haben. Als die bevorstehende Ankunft des Königs gemeldet ward, strömten Schaaren Unzufriedener in den Piräeus. Armansperg fuhr auf einem Dampfboot der Fregatte entgegen, welche den König zurückbrachte, und hatte eine Besprechung mit ihm. Das Ergebniß derselben ward um ein Uhr nach Mitternacht dem auf der Landstraße von Athen sich drängenden Volk mitgetheilt. Der Erzkanzler war entlassen und Rudhard zum Ministerpräsidenten ernannt. Mit einstimmigem Freudenruf ward diese Entscheidung begrüßt. Der König und die Königin wurden mit aufrichtigen Glückwünschen empfangen.

Jetzt trat trotz vieler Mängel und Fehler in der Verwaltung allmählig einige Ordnung an die Stelle der eingerissenen Verwirrung und eine Verbesserung machte sich in allen Geschäftszweigen bemerkbar.

In Griechenland fehlt es für den Ackerbau an Händen. Von einer Oberfläche von zehnthalb Millionen Morgen sind 1,700,000 angebaut und zwar durch nicht mehr als hunderttausend Landleute. Auf jeden Ackersmann kommen also durchschnittlich 17 Morgen und man rechnet in Griechenland nicht mehr als ein Gespann Ochsen auf vier Ackersleute. Dies Mißverhältniß schwindet von Jahr zu Jahr mehr. Bloß im Jahr 1839 ist in dem Königreich für eine Million Franken Hornvieh eingeführt worden. Die Hälfte des zum Verbrauch erforderlichen Waizens wird aus Südrußland eingeführt, und es steht kaum zu hoffen, daß Griechenland in diesem Punkt je sich selbst genügen werde. Aber es kann sich durch andere Erzeugnisse, für die sein Boden besser geeignet ist, entschädigen. Der Weinbau hat seit einigen Jahren bedeutend zugenommen. Vor 1835 wurde kein Wein ausgeführt. Seitdem hat sich die Weinbereitung verbessert, und mehrere Schiffsladungen Malvasier sind nach Deutschland und selbst nach New-York und Boston verführt worden. Der Ertrag der Korinthen hat sich fast verdoppelt. Das Baumöl, welches ein Hauptgegenstand der Ausfuhr seyn sollte, war bis jetzt wegen seiner schlechten Beschaffenheit von den europäischen Märkten zurückgewiesen. Neuerdings ist ein verbessertes Klärungsverfahren eingeführt worden. Wilde Oelbäume sind auf mehren der Cycladen gepfropft worden, namentlich auf Tinos, wo wir gesehen haben, daß der Versuch vollkommen geglückt ist.

Der Verbrauch des eingeführten Zuckers zog bisher jährlich eine Million aus dem Land. Seit einigen Jahren wird in Euböa die Runkelrübe mit Erfolg angebaut, und kürzlich ist eine Fabrik einheimischen Zuckers errichtet worden, die den besten Erfolg verspricht. Die Maulbeerbäume, welche im zwölften Jahrhundert im Peloponnes so zahlreich waren, daß die Halbinsel von ihnen den Namen Morea erhielt, waren während des Kriegs fast ganz ausgerottet worden. Neue Anpflanzungen haben stattgefunden, und in den letzten Jahren ist der Werth der ausgeführten Seide auf eine Million gestiegen.

Die Handelsmarine hat sich nach und nach gehoben. Von 1838 bis 1840 sind 613 Fahrzeuge von allen Größen allein aus den Werften von Syra hervorgegangen. Die Geschäfte des Küstenhandels haben sich seit 1833 verdreifacht, und der Belauf der Handelsgeschäfte überhaupt (Ausfuhr, Einfuhr, Durchfuhr, Küstenhandel) ist von beiläufig 27 Millionen auf nahe an 79 Millionen Drachmen gestiegen. Die Organisation der königlichen Marine läßt noch viel zu wünschen übrig, denn sie war bis jetzt in den Händen von Baiern, die nichts vom Seewesen verstehen. Dennoch haben die königlichen Schiffe einen erfolgreichen Vertilgungskrieg gegen die Seeräuber geführt, welche die Küsten des Peloponnes heimsuchten.

Von Jahr zu Jahr ist die Zahl der Truppen vermindert worden. Das Heer besteht jetzt aus etwa neuntausend Mann. Man spricht von Errichtung einer Landwehr, mittels deren man hunderttausend Mann auf die Beine bringen könnte. Eine zahlreiche wohlgeordnete Polizeimannschaft hat die Sicherheit im Land wieder hergestellt. Die sonst so häufig vorgekommenen Räubereien sind jetzt selten.

Die Künste konnten in Griechenland nicht ganz vergessen bleiben. Eine Gesellschaft für Alterthumskunde hat Nachgrabungen anstellen lassen, welche einige werthvolle Trümmer zu Tage gefördert haben. Ueber die kürzlich mit dem öffentlichen Unterricht vorgenommenen Verbesserungen gibt eine Schrift von Ampère vollständige Auskunft.

Die Lage der Finanzen ist in einer am 31. Januar vom Minister Rhallis vorgelegten Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben für das Jahr 1843 geschildert. Die Einnahme ist darin zu 17,198,115, die Ausgabe zu 18,666,482 Drachmen veranschlagt. Sonach bliebe ein Deficit von 1,468,367 Drach-

Digitized by Google

men. Aber 1834 betrug es zehn Millionen, 1837 sieben und eine halbe Million, 1842 nahe an drei Millionen. Nach einer anderen Angabe wäre das Deficit auch in diesem Jahr nicht viel weniger als drei Millionen.

Ein Fortschreiten zum Besseren ist also unverkennbar, aber den Griechen war es zu langsam. Sie behaupten, diese Verbesserungen verdankten sie mehr sich selber, als der Verwaltung, welche stets eine negative Gewalt geübt und ihre Anstrengungen öfter gelähmt als unterstützt habe. Man erkannte die Thätigkeit des Königs an, aber man sah keinen Erfolg von seiner hartnäckigen Arbeit.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Paris ist's jetzt die neueste Mode, den Vormittag bis Abends 6 oder 7 Uhr dauern zu lassen, wo man zu Mittag ißt. Das Abendessen kommt auf den Tisch, wenn man vom Theater nach Hause geht, was gewöhnlich um die Mitternachtsstunde geschieht. Für die ächten Pariser geht die Sonne nie vor 11 Uhr des Mittags auf, wo wir hier zu Land einen guten Theil unseres Tagewerks vollbracht haben. Paris war von jeher die verkehrte Welt und wird's auch bleiben.

(Dorfztg.)

Man hat in Frankreich 25,000 Blinde und 20,000 Taubstumme zusammengezählt und gefunden, daß davon nur 900 in Blindenanstalten und 800 in Taubstummenanstalten untergebracht sind. Alle übrigen sind ihrem Schicksal überlassen. Da ist doch in Deutschland weit besser für diese Unglücklichen gesorgt.

Am 22. Nov. ist nach der „Bresl. Ztg." auf der Freiburger Eisenbahn folgender Fall vorgekommen: Auf dem Anhaltspunkte Schmolz sind bei dem ersten Zuge keine Billets mehr zu haben. Ein Eisenbahnbeamter kommt zum Zugführer, und bittet ihn, den Hrn. von ..... bis Breslau mitzunehmen, woselbst derselbe das Billet lösen wolle. Der Zugführer ist dazu bereit und bittet den Hrn. von ....., gefälligst einzusteigen. In demselben Augenblicke hat der Hr. von ..... sich aber besonnen, dazubleiben. Ein in der Nähe befindlicher Landmann bietet sich als Candidat für die vacante Stelle an. Glaubt der Leser, daß er sie erhielt? O nein! „Es ist kein Platz mehr vorhanden!"

Ein altes Weib von Provins starb kürzlich in dem Hospitale gleichzeitig mit einem Soldaten vom 6. Chasseurregiment. Nun fand ein sonderbares Mißverständniß statt. Die Todtenlade des Weibes ward mit der des Soldaten verwechselt; ihre Ueberreste wurden durch einen Theil des Regiments zu Grabe geleitet; jene des Soldaten durch die Freunde und Verwandten des alten Weibes. Der Säbel und die Epauletten des Soldaten waren auf dem Sarge der Frau angeheftet, und eine Charge ward über ihrem Grabe abgefeuert; während dem Leichnam des Chasseurs eine in Thränen zerfließende Familie folgte, von der er während seines Lebens auch nicht eine Seele gekannt hatte.

(Genf.) Dieser Tage ist aus dem Atelier des Hrn. André Liodet ein wahres Meisterstück der Uhrmacherkunst erschienen. Es ist dieß eine Uhr, deren Dimension noch um ungefähr eine Linie kleiner ist als ein Centimestück, und die dennoch so wohl gearbeitet ist, daß die Abweichung in 24 Stunden keine halbe Minute ausmacht. Wenn mit einer Uhr von so geringem Umfang ein derartiges Resultat erzielt wird, so muß man schließen, daß für größere Arbeiten die Vollkommenheit leicht zu erreichen ist. Die Genfer Fabrik zählt eine große Zahl Arbeiter, die auf ihre Arbeiten jene für den guten Bau einer Uhr so nothwendige umständliche Genauigkeit verwenden, und das ist's gerade, was der Genfer Uhrmacherkunst die Superiorität sichert.

Ein Lieblingsthema der Publicistik ist gegenwärtig auch der Schnaps. Es ist unglaublich, wie viel über diesen zwar nicht Kasten-, aber Tonnengeist und seine Bannung geschrieben wird, und doch bedenken die Schreiber nicht, daß sie mit jedem Vorwurf, den sie machen, die betreffenden Behörden angreifen, weil es doch der obersten Verwaltung nur einen Federstrich kostete, dieses Gift, wenn es oben für eins gehalten würde, zu neutralisiren. Um die Landwirthschaft nicht zu stören und den Schnaps zu verbannen, dürfte man nur den Schnaps ungewöhnlich hoch, dagegen den Spiritus, wie bisher, besteuern, ihn vielleicht bei der Ausfuhr prämiiren.

Korrespondenz.

Lemberg, Ende Oct.

Unser Schauspiel ist jetzt vollständig und gefällt dem Publikum sowohl, als auch den Herren Kritikern, was nicht wenig sagen will. Zu den neuen Mitgliedern gehören Dem. Arfeld und Dem. Arthur, zwei Liebhaberinnen, die auch so aussehen, daß man sie lieb haben kann, besonders die letztere, ein wahres Meisterstück von Schönheit und Jugend. Sie hat in dem naiven Fach ihre Bestimmung gefunden. Hr. v. Remmi ist für erste jugendliche Liebhaber recht brav und gewandt, und Hr. Vannini findet seinen Beruf in der Darstellung von Charakterrollen. Mad. Wallner ist vom Theater abgegangen. Für die Oper erwarten wir das Fräulein Steidler als Primadonna, Schülerin Donizetti's, der ein Gehalt von 3200 fl. Conv.-Münze bezahlt wird und die am 1. Nov. eintreffen soll. Dem. Wurm gefällt in zweiten Partieen. Unser beliebter Komiker Tomaselli liegt schon seit einigen Wochen am Podagra darnieder, wodurch das Lustspiel, hauptsächlich aber die Localposse, viel einbüßt. Unser Schauspiel- und Opernpersonal, so wie es jetzt zusammen gesetzt ist, berechtigt für die Folge zu den schönsten Hoffnungen, die, wie wir nicht zweifeln, in der bevorstehenden Wintersaison sämmtlich in Erfüllung gehen werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 11. Dec. Trefflönig, oder: Spieler und Todtengräber, Lebensbild in 2 Abth., Musik von Proch und Baldenecker.

Dienstag, 12. Dec. Nacht und Morgen, Drama in 5 Acten von Ch. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Gawetry: Hr. Burrmeister, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 343. Mittwoch, den 13. December 1843.

Vergangene Zeit.

Von

Wilh. Wagner.

Gern rühmt man die vergang'nen Tage
Und preis't die längst entschwund'ne Zeit;
Sie lebt in mancher holden Sage,
In manchem Liede, ihr geweiht.
Doch ist das Schöne nicht verloren,
Das Edle wahrt sein heilig Recht,
Und immer wird es neu geboren
Mit jedem kommenden Geschlecht.

So, wann der Lenz die Welt erneuet,
Wann er die Fluren und das Thal
Mit neuen Blumen überstreuet,
Mit neuem Grün und Sonnenstrahl,
Regt sich ein neu erwachtes Leben
In jedem Quell, auf jedem Zweig,
Und, neuen Wesen nur gegeben,
Bleibt es dem längst entschwund'nen gleich.

Orpheus, der bei den bleichen Schatten
Des Orkus unverzagt erschien,
Eurydice, vom treuen Gatten
Geliebt, dem Hades zu entzieh'n,
Und Arria, aus reinem Triebe
Für ihren Gatten voll von Muth,
Sie leben fort, wo Gattenliebe
Noch flammt in unentweihter Gluth.

Fürst Priamus, der um die Leiche
Des vielgeliebten Sohnes fleht,
Daß ungestört zum Schattenreiche
Der Liebling seiner Seele geht;
Er lebt in allen Vaterherzen,
Die einen Sohn verloren, fort;
Sie haben all' für gleiche Schmerzen
In and'rer Sprach' dasselbe Wort.

Des Hellespont empörte Wogen,
Die Brandung, die sich schäumend bricht,
Des Himmels schwarz verhüllter Bogen,
Sie schrecken den Leander nicht;
Er kämpft, ein heldenkühner Schwimmer,
Doch ach! die holde Priesterin
Von Sestos, sie erblickt ihn nimmer;
Da stürzt auch sie zum Abgrund hin.

Selene, die mit Aetherflügeln
Zum schlummernden Endymion
Sich niederließ auf Lattmos Hügeln,
Wo nächt'ge Stunden eilig floh'n,
Sie kehrt in allen Denen wieder,
Die schwärm'risch so wie sie geliebt;
Dieselben Götter steigen nieder,
So lang' es Lenz und Jugend gibt.

Auch Jene, die auf manchen Fahrten
In heit'rer und in trüber Zeit
Der Freundschaft heil'gen Schwur bewahrten,
Zu jedem Opfer gern bereit,
Orest und Pylades, sie leben
In strahlender Erinnerung
Und allen jungen Herzen geben
Für Freundschaft sie Begeisterung.

Arkadiens reizende Gefilde
Und Tempe's immer grüne Flur,
Tibur und Bajä, schön und milde,
Das Eiland mit Cytheren's Spur,
Gleich ihnen spenden Lust und Wonne
Noch manche Flur und manches Thal,
Noch immer beut dieselbe Sonne
Der Erde ihren warmen Strahl.

Noch ist das Schöne nicht verloren,
Das Edle wahrt sein heilig Recht
Und immer wird es neu geboren
Mit jedem kommenden Geschlecht.

Digitized by Google

Nur and're Formen, and're Weisen
Und and're Sitten tauchen auf;
Stets dreh'n sich in denselben Kreisen
Die Menschen und ihr Lebenslauf.

So lang noch Rosenwangen glühen
Und Kuß und Wein noch glücklich macht,
So lang noch Lenzesbäume blühen
Und Sterne glänzen in der Nacht,
So lange ist noch nicht verschwunden
Die vielgepries'ne gold'ne Zeit,
So lange gibt's noch schöne Stunden
Der Liebe und der Freudigkeit.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Exylly, von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

„Ich hege gegen Sie," begann die Arleserin wieder in einem milderen, beschwichtigenden Tone, „alle die Achtung, welche Ihr Charakter verdient; von Liebe, von zärtlicher Zuneigung aber fühle ich — verzeihen Sie mir das aufrichtige Geständniß, auch nicht die leiseste Spur in meinem Herzen. Dasselbe schlägt einem Andern, er allein empfing den Schwur meiner Treue, die ich nie zu Gunsten eines Andern brechen werde, und wäre er auch der Achtungs- und Liebenswürdigste. Sie können nun, Herr Moreau, nach Dem, was ich Ihnen so eben offenbart, unmöglich Ihre Bewerbungen um meine Hand fortsetzen, mögen Sie auch in diesem Vorhaben von Herrn Fruchot noch so sehr ermuntert und unterstützt werden. Es wäre doch fürwahr eines edlen, eines rechtschaffenen Mannes höchst unwürdig, nach solchen Eröffnungen, wie Sie dieselben erhalten, mich ohne meine Einwilligung mit Gewalt zum Altare ziehen zu wollen. Lassen Sie daher ab von Ihren Bewerbungen; dringen Sie sich mir nicht mit Gewalt zum Gatten auf, und entsagen Sie zugleich hier in meiner Gegenwart allem Hasse gegen den jungen Mann, welchem sie es nicht zum Verbrechen anrechnen können, daß sich ihm die Neigung meines Herzens ausschließlich zugewendet! Versprechen Sie mir endlich, die Rechtsansprüche, die Sie gegen ihn in Händen haben, nicht zu seinem Verderben zu mißbrauchen."

„Wie? Sie wüßten also?"

„Waren Sie nicht am vergangenen Abend selbst in Ihrem edlen Eifer besorgt, daß mir nichts von dem ganzen Handel unbekannt bliebe? Ja, ich weiß, daß Josephin vor zwei Jahren dem Juden Frazzioni einen Wechsel unterschrieb, welcher sich gegenwärtig in Ihrem Besitze befindet; ich weiß, daß Sie durch Einforderung dieses Wechsels Josephin seiner Freiheit berauben und das ganze Glück seiner Zukunft zerstören können. O, mißbrauchen Sie nicht das Recht, welches Sie in Händen haben, seyn Sie großmüthig, seyn Sie edel! Gönnen Sie Boudry einige Frist, sich seiner Verbindlichkeit gegen Sie entledigen zu können, und setzen Sie Ihrem edlen Werke dadurch die Krone auf, daß Sie allen ferneren Ansprüchen auf meine Hand entsagen! Sie werden sich so die gegründetsten Ansprüche auf meine Dankbarkeit, ja aufrichtige, warme Freundschaft erwerben."

Moreau wurde durch die Zumuthung der Arleserin in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, und stand noch zweifelnd und mit sich kämpfend da, als ihn der unvermuthete Eintritt des Huissiers seiner peinlichen Lage entriß.

„Nun," wandte sich der Huissier zu dem Kaufmann, indem er seine Uhr aus der Tasche zog; „es ist bereits Dreiviertel auf Eins?"

Rosa wartete in tödtlicher Angst auf die Antwort, welche Moreau geben würde.

„Sie harrten," begann endlich der Kaufmann aus der „rue des arts", „meiner letzten Befehle, den hartnäckigen Schuldner zu exequiren. Nun denn, nach dem, was ich vor wenigen Augenblicken vernommen, scheint mir längeres Zögern nicht rathsam; fordern Sie also ohne Verzug die heute fällige Schuld ein, und verfahren Sie, im Falle der Schuldner insolvent ist, rücksichtslos nach den Bestimmungen des Gesetzes."

„Recht so!" schallte in diesem Augenblicke eine Moreau wohl bekannte Stimme durch die geöffnete Thüre.

Und alsbald traten Alfred von Laborie und Josephin Boudry mit einander in das Zimmer des Huissiers.

Als Rosa ihren Geliebten so unverhofft wiedersah, eilte sie mit freudigem Entzücken in seine Arme. Fruchot fuhr bei diesem Anblick heftig zusammen. Alsdann langte er nach der Mappe, in welcher sich Josephin's Schuldverschreibung befand.

Der Kaufmann stand aber seit dem Eintritt der Beiden in banger Verlegenheit, bleich und zitternd. Das unerwartete Erscheinen der Beiden hatte ihn auf einmal um jene dreiste Zuversicht gebracht, die er kaum erst mit Mühe wieder errungen. Er sah jetzt mit scheuen, verlegenen Blicken auf den Boden.

Ein tiefes Stillschweigen von wenigstens fünf Minuten folgte auf den überraschenden Eintritt der Genannten. Der Kaufmann raffte sich aber alsdann zu einem verzweifelten Entschlusse auf; er erhob von neuem sein Haupt, und sein Blick schien, gleich dem des Hussiers, den ungebetenen Gästen eine Rechtfertigung ihres auffallenden Betragens abzufordern.

„Wir sind Ihnen, Herr Fruchot", begann endlich Laborie in ernstem, feierlichem Tone, „eine Rechtfertigung unseres Besuchs zu dieser Stunde schuldig und werden Sie auch in dieser Hinsicht befriedigen; erlauben Sie aber vorerst, einige Worte an den zu richten, welchen Sie zu Ihrem Schwiegersohn bestimmt." Dann fuhr der Advokat, sich zu Moreau wendend, fort: „Sind Sie auch jetzt noch entschlossen, meinem Freunde den Besitz Rosa's streitig zu machen?"

„Ich muß die Frage höchst seltsam, ja fast komisch finden. Mein ganzes Glück hängt von dem Besitze Rosa's ab, und da mir Herr Fruchot ihre Hand bewilligt, so sehe ich keinen Grund, warum ich auf dieselbe verzichten sollte."

„Ueberlegen Sie wohl, was Sie sagen."

„Es bedarf hier keiner Ueberlegung mehr, ich sehne mich nach dieser Verbindung seit zwei Jahren, und bin nicht gesonnen, in dem Augenblick von derselben abzustehen, da alle Umstände einen nahen Abschluß derselben versprechen."

„Ja, Herr Moreau wird mein Schwiegersohn und kein Anderer", fügte der Huissier mit einer ungeduldigen Gebärde bei. „Da Sie aber gerade hier sind, Herr Boudry", fuhr er dann fort, indem er dessen Schuldverschreibung hervorzog, „so wollte ich Sie höflichst ersuchen, diesen Wechsel baldigst zu liquidiren, den Sie bereits vor zwei Jahren zu Gunsten Fraz-

Digitized by Google

zioni's unterzeichneten und den derselbe uns zur beliebigen Betreibung überlassen."

„Vergönnen Sie uns nur noch eine Frist von wenigen Minuten. Wir kennen die Pläne des Herrn Moreau und die thörichte Hoffnung, mit der er sich geschmeichelt, eines lästigen Nebenbuhlers los zu werden, indem er denselben in's Gefängniß brächte. Es ist nun endlich für Josephin und Moreau der Augenblick gekommen, ihre Rechnung mit einander gegenseitig abzuschließen. Nur bliebe noch zu ermitteln, ob Josephin der Schuldner Moreau's sey, oder ob nicht vielmehr das umgekehrte Verhältniß statt finde."

„Welche Unverschämtheit!" fuhren zugleich Fruchot und der Kaufmann auf.

(Schluß folgt.)

Athen im Jahr 1843.

(Von Alexis de Valon; nach der Revue des deux Mondes mitgetheilt von F. F.)

(Schluß.)

Ich war vierzehn Tage zu Athen und hatte den König noch nicht gesehen, außer von weitem auf der Sonntagspromenade. Am Sonntag bei Sonnenuntergang zieht die Musik eines Regiments hinaus vor die Stadt und spielt im Freien. Dieser wöchentliche Ohrenschmaus zieht eine Menge Zuhörer herbei, welche zu beobachten der Mühe werth ist. Obwohl die europäische Tracht vorherrscht, sind die rothen Fes doch in ziemlicher Zahl mit den Castorhüten gemischt, und inmitten der dunkeln Kleider der Dandies sieht man hie und da die Flitter eines Palikarenwamses glänzen. Offiziere tummeln syrische Pferde. Unter der kleinen Mütze und dem langen blauen Ueberrock mit rothem Kragen und ausgestopfter Brust unterscheidet man leicht den feinen Athener von dem Deutschen. Die Damen kommen in offenen Kaleschen angefahren und stellen Federhüte und blendend weiße Kleider zur Schau. Um die Mitte des Abends sieht man regelmäßig einen mit zwei deutschen Pferden in englischem Geschirr bespannten Phaeton, den ein Mann in griechischer Tracht fährt. Dieser Mann ist der König. Neben ihm sitzt in französischer Kleidung die Königin. Beide in der Nähe zu betrachten, fand ich Gelegenheit auf einem französischen Kriegsschiff. Das französiche Geschwader im Piräeus sollte nach Smyrna abfahren, als die Königin dem Admiral Lasusse den Wunsch äußerte, sein Schiff zu besuchen. Der Admiral erbot sich, einen Ball an Bord desselben zu geben, und sein Anerbieten ward angenommen.

An einem herrlichen Juniabend flaggten alle Schiffe im Piräeus. Die Boote des Geschwaders, mit weißgekleideten Ruderern unter Leitung von Seekadetten besetzt, harrten am Landungsplatz und führten jeden Gast, so wie er erschien, hinüber auf's Admiralschiff. Die Zurüstungen zum Fest waren geschmackvoll. Die Königin wünschte ein französisches Linienschiff zu sehen. Es sollte ihr in seinem schönsten Schmuck gezeigt werden, d. h. kampfbereit. Von allen Seiten bemerkte man Vorkehrungen zur Schlacht und nicht zu einem Ball. Ein Theil der Equipage stand unter Waffen. Die Kanoniere neben ihren Stücken hielten die Lunte oder den Setzkolben in der Hand. Um zum Admiral zu kommen, mußte man zwischen zwei Reihen Matrosen von kriegerischer Haltung hindurch und vor Gruppen von Offizieren in großer Uniform vorbeigehen. Die Gesellschaft war versammelt, als ein Stückschuß die Ankunft der Majestäten ankündigte. So wie der König den Fuß ins Boot gesetzt hatte, ward die blau und weiß gestreifte griechische Flagge am Hauptmast des Inflexible aufgehißt und mit hundert und einem Kanonenschüssen begrüßt. Die Trommeln schlugen Feldmarsch, die Spielleute ließen eine kriegerische Weise ertönen, und die Schiffe feuerten aus allen Batterien. Die Matrosen sprangen in die Wände, setzten sich auf die Raaen und ließen, ihre Wachstuchhüte über dem Pulverdampf schwingend, ein dreifaches donnerndes Hoch ertönen. Der Admiral und der französische Gesandte erwarteten den König und die Königin unten an der Schiffstreppe. Als Otto in griechischer Tracht unter Trommelklang auf dem Verdeck erschien, grüßte er die Leute, die ihn umgaben. Die Königin schritt lächelnd mit vieler Anmuth einher. Mehre ihrer Hofdamen trugen die schöne griechische Tunica und die rothe Faltenmütze, unter welcher ihre langen schwarzen Haare hervorquollen. Die Adjutanten des Königs in zierlicher Albanesertracht folgten den Majestäten in die schönen Gemächer des Admirals, wo die bereits vorgestellten Personen sich versammelten. Das Verdeck blieb fast leer; auf den Kanonendonner und die rauschende Musik folgte ein Augenblick der Stille. In der Ferne sah man die Kaien mit Menschen bedeckt. Ueber den Masten der Kriegsschiffe wälzte sich, von einem leichten Lüftchen getrieben, eine große Rauchwolke in der heiteren Luft, nahm die Farben des Abendhimmels an, und ließ von Zeit zu Zeit die Pracht des Sonnenuntergangs gewahren. Die Königin blieb kaum fünf Minuten in den Sälen der Kampanie. Als sie auf das Verdeck zurück kam, fand sie Alles wie durch Zauberei verändert. Es waren keine Taue, keine Matrosen, keine Kriegsrüstungen mehr zu sehen. Der Inflexible hatte sich in ein großes Zelt verwandelt, geschmückt mit Blumengewinden, erleuchtet von Hunderten von Wachskerzen, welche in den Dillen strahlender Bayonette, statt in Leuchtern, befestigt waren. Am Fuß des Hauptmastes befand sich eine Schaubühne. Das Orchester war an seinem Platz, Lehnstühle standen für die Zuschauer bereit. Das Fest begann mit einer Schiffskomödie, wie sie auf langen Fahrten an Sonntagen von den Matrosen größerer Fahrzeuge aufgeführt zu werden pflegen. Ein Vaudeville ward mit vieler Lebendigkeit gespielt. Die Costüme der Schauspieler erregten tolles Lachen. Die treuherzige Person, ein blondes, weißgekleidetes Mädchen mit gelben Handschuhen, dargestellt von einem Marsgast, erröthete auf die unterhaltendste Weise über die etwas derben Complimente, welche ein in einen Dandy verwandelter Rudergänger ihr an den Kopf warf.

Nach dem Schauspiel, welches unter allgemeinem Beifallklatschen endigte, wurden die Offiziere dem Königspaar vorgestellt, und der französische Gesandte bot mir an, mich dieser Ehre theilhaftig zu machen. Während ich so gut wie möglich die Fragen beantwortete, welche der junge Monarch an mich zu richten geruhte, betrachtete ich ihn aufmerksam. Er trug einen Fes mit blauer Quaste, ein Wams und Beinecken von himmelblauem Tuch, mit Silber gestickt, eine weiße Fustanella und rothe Schuhe. Die Königin sprach geläufig französisch. Sie fragte mich, wie ich Athen gefunden habe, und da ich eine lügenhafte Antwort stammelte, unterbrach sie mich mit der Bemerkung, daß nothwendig der erste Eindruck bei mir ein wenig Betroffenheit gewesen seyn müsse. „Athen," sagte sie

Digitized by Google

lächelnd, „ist ein Name, der zu sehr die Einbildungskraft anregt, als daß nicht ein Franzose sich bei seiner Ankunft getäuscht finden sollte. Aber die Stadt vergrößert sich jeden Tag, und wenn Sie in einigen Jahren wiederkommen," fügte sie mit vieler Huld hinzu, „dann werden Sie dieselbe sehr verschönert finden." — Die Königin ist einnehmend. Sie scheint 24 Jahre alt zu seyn. Ihr Wuchs ist schlank, ihr Gesicht geistreich. Nimmt man dazu eine weiße Haut, lange kastanienbraune Haare, schöne Schultern, hübsche Zähne und sehr kleine Füße, so hat man gewiß mehr, als nöthig ist, um aus einer lieblichen Frau eine bezaubernde Königin zu machen. Sie hat so schöne Augen, daß man es ganz natürlich findet, daß sie die Macht derselben kennt. Man sieht mit Vergnügen diesen lächelnden Mund, diesen leichten Gang an der jungen Königin eines Volks, welches einst das zierlichste unter den Völkern war. Dabei besitzt die Königin Amalie Verstand und einen großen Einfluß auf den König.

Man walzte in halber Raserei bis um fünf Uhr Morgens. Wenn man sich ein wenig von dem Wirbel der Tänze entfernte, konnte man auf dem Vorderschiff ein Schauspiel anderer Art genießen. Die durch das Kerzenlicht geblendeten Augen fanden, so wie man aus dem Ballzelt trat, eine Erholung in der milden Helle des Mondscheins. Im Hafen schlief Alles. Wie schwarze Schattenbilder am Himmelsgewölbe lagen die aufgetakelten Schiffe unbeweglich auf der Fluth. Die Luft regte sich in sanften Schwingungen. Man hörte zugleich das ferne Murmeln des Meeres und das gedämpfte Geräusch des Festes. Diese Walzer erinnerte man sich, daheim gehört zu haben, und die Gedanken wandten sich dem fernen Vaterland zu. Dieser Hafen war der Piräeus. Diese Sterne, welche da oben flimmerten, hatten den Glanz Athens beleuchtet. In einer solchen Nacht hatten sie zu demselben Ufer die siegreiche Flotte von Salamis geleitet.

Korrespondenz.

Stuttgart, 9. Dec.

Das Gastspiel des Baritonisten Pischek ist in jeder Beziehung ein glänzendes zu nennen. Ueber sein erstes Auftreten im „Nachtlager von Granada" berichtet ein hiesiges Blatt: „Hr. Pischek trat als Jäger im Nachtlager auf, und waren die Erwartungen auf diesen ausgezeichneten Künstler auch hoch gestellt, sie wurden dennoch weit übertroffen; denn eine ähnliche Stimme voll Kraft, Klang und Anmuth hat Deutschland nicht mehr aufzuweisen. In Bezug auf dramatischen Vortrag dürfte ihm einzig Wild in seiner Glanzperiode zu vergleichen seyn, und im Cantabile läßt er auch diesen hinter sich zurück. Hier handelt es sich nicht um ein übertriebenes oder unmotivisches Lob; man höre, um diesen herrlichen Sänger, den auch als Mensch die schönsten Eigenschaften schmücken sollen, zu bewundern. Aber auch seit lange haben wir unser Publikum, was in letzter Zeit in der Oper mehr schlief als wachte, nicht so angeregt gesehen; der Künstler wurde mit dem reichsten Beifall gekrönt und stürmisch zweimal gerufen. Das Jägerlied war er so freundlich, zu wiederholen; sein Triumph aber blieb die große Scene im zweiten Akt, die ihm wohl Keiner nachzusingen versuchen wird. Stellen wie: „Ich muß sie einem Andern geben", — „Ich hab' sie ja nur auf die Stirne geküßt", durchwehte ein so poetischer Vortrag, daß sie den Zuhörern Thränen entlockten." Gestern sang er bei übervollem Hause den Zampa. Stürmischer Empfang, trefflicher Vortrag des Trinklieds, voll Kraft und Leben. Die Arie im zweiten Akt mußte er wiederholen und alle Solostellen des Finales wurden applaudirt. Sein Glanzpunkt war der dritte Akt, der den reichsten Beifall erhielt. Herzgewinnend waren seine Cantabiles in Camilla. Er wurde stürmisch gerufen. Morgen Sonntag: Belisar; Montag letztes Auftreten, aus Gefälligkeit, in dem Benefiz des Schauspielers Walldach. Lustspiel: „die Erziehungsresultate", dann Arie und Duett aus den Puritanern und das Czaarenlied, von Pischek, im Costüme. Die Gerüchte, P. sey bereits hier engagirt, sind unwahr, wenn gleich der Monarch seine von Frankfurt aus gestellten Bedingungen, unter Vorbehalt, ihn selbst zu hören, erfüllte. Selten hat das gesammte Publikum sich mehr für ein Engagement interessirt, als bei diesem trefflichen Sänger, dem zu Ehren am Montag Abend ein Souper im „Hotel Marquardt" von mehr denn 100 Personen statt finden wird. Findet ein Engagement vor seiner Abreise hier statt, so theile ich es Ihnen mit.

Mainz, 7. Dec.

Das gestern erschienene Wochenblatt bringt die amtliche Bekanntmachung, daß die städtische Gemäldesammlung im Schloßgebäude nunmehr größtentheils aufgestellt und der Zutritt zu derselben dem Publikum jeden Mittwoch von 1 bis 4 Uhr geöffnet ist. Fremde, welche an andern Wochentagen dieselbe zu sehen wünschen, haben sich entweder an den Aufseher des Bibliothekgebäudes oder den Schloßverwalter zu wenden. Die Anordnung wegen Lösung von Eintrittskarten zu fixen Preisen wird bald erscheinen. — In der gestrigen Generalversammlung der Actionäre des Casino's zum Gutenberg, die nach dem Rücktritte des bisherigen Präsidenten Hrn. Pitschaft unter der Leitung des ältesten Direktionsmitgliedes, Hrn. Wittekind, abgehalten wurde, erfuhr man mit Zufriedenheit, daß bei einem sehr bescheidenen Kassenbestande am Ende des Rechnungsjahrs es dennoch gelungen ist, in den letzten zwei Jahren eine Ersparniß von mehr als 2600 fl. zu machen. Der in der letzten Versammlung von Hrn. Jakob Krätzer gestellte Antrag auf Einführung der Gasbeleuchtung wurde diesmal, als die Kräfte der Gesellschaft übersteigend, wieder verschoben, obwohl die Erfindung eines wohlfeilen gaz portatif durch einen hiesigen Chemiker den Antrag leicht hätte verwirklichen lassen. Ein Antrag auf Restaurirung des großen, nicht geschmackvollen und delabrirten Tanz- und Konzertsaals wurde gleichfalls zwei Jahre hinausgeschoben und dieser Uebelstand gewissermaßen als stereotyp oder anständig erklärt. Zwei andere Anträge, die gleichfalls schon in der frühern Generalversammlung gemacht worden waren, den Wahlmodus der Direktions- und Ausschußmitglieder abzuändern und die Aufnahme neu eintretender Mitglieder der ganzen Gesellschaft zu überlassen, statt des Ausschusses der 24, sollen nun in der künftigen Generalversammlung einer Discussion und Annahme oder Verwerfung unterworfen werden. Bei der Wahl der zwei Direktionsmitglieder erhielten Hr. Staatsprokurator Knyn und Hr. Adjunkt Bögner die meisten Stimmen. — In der Versammlung der rheinisch-naturforschenden Gesellschaft vom letzten Montage erregte der Vortrag des Hrn. Apothekers Schlippe über die verschiedenen (jetzt leider nur zu gebräuchlichen) Weinverfälschungen besonderes Interesse. Solche Vorträge sollte die Gesellschaft drucken lassen, damit sie Gemeingut würden. Bei einem Festmahle im „Europäischen Hofe", das auf die Versammlung folgte, brachten die drei Vorsitzenden, Hr. Dr. Gröser, Notar Bruch und Dr. Pizzala, sehr ansprechende Trinksprüche aus.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Dec. Nacht und Morgen, Drama in 5 Acten von Ch. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Gawetry: Hr. Burrmeister, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Donnerstag, 14. Dec. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 344. Donnerstag, den 14. December 1843.

Das Schwert des Damokles.

Nach Charles Eryilly, von Fr. Arnold.

(Schluß.)

„Sehen Sie mir in's Gesicht, Herr Moreau," wandte sich hierauf der Geliebte Rosa's mit zuversichtlichem Tone zu seinem Rival, „gerade und offen, wie es einem ehrlichen Manne, der sich keiner Schuld bewußt ist, zusteht. „Kennen Sie mich wohl? Kennen Sie Josephin Boudry, den Sohn des Herrn Fortuné Boudry, Kaufmann zu Arles!"

Ueber Moreau's Züge verbreitete sich bei Erwähnung des letztern Namens tödtliche Blässe, doch vermochte er noch so viel über sich zu gewinnen, daß er mit festem Tone entgegnete: „Was liegt mir an Ihrem Namen und an dem Ihres Vaters?"

„Was Ihnen daran liegt?" wiederholte Josephin, indem er näher vor seinen Gegner hintrat. „Bringt Ihner nicht mein bloßer Anblick eine Person in's Gedächtniß, welche Sie zwar nur ein Mal in Ihrem Leben ansichtig wurden, aber unter solchen Umständen, daß Sie Ihr ganzes Leben sich daran erinnern werden?"

„Es ist, denk' ich, hohe Zeit, daß wir diese Komödie beendigen!" rief Moreau, den Ungeduldigen spielend; „erklären Sie sich deutlicher, wenn Sie wünschen, daß man Sie verstehe."

„Ja, ja, erklären Sie sich deutlicher!" fügte Fruchot hinzu.

„Nun denn," begann Laborie, indem er eine feierliche Haltung annahm, „so mag das rächende Schwert, das so lange drohend über dem Haupte des Verbrechers schwebte, endlich auf dasselbe herabfallen! Es soll Ihnen Alles klar werden, und Sie, Herr Fruchot, über die Moralität des Menschen das wahre Licht bekommen, welchem Sie die Hand Ihrer Tochter bestimmten."

„Es sind jetzt ungefähr drei Jahre, daß ein Kaufmann von Arles in Geschäften nach Lyon reisen mußte. Dieser Kaufmann, Namens Fortuné Boudry, kam an dem letzteren Orte auf seinem Heimwege vom Theater durch eine der kleinen Straßen, die den Platz Belcour umgeben. Da wird er plötzlich von zwei Bösewichtern überfallen, welche ihm vermittelst eines Schnupftuches den Mund verstopfen, und ihn so außer Stand setzen, Jemand um Hülfe zu rufen. Boudry hatte an dem Tage bei einem Banquier Lyons die Summe von 50,000 Francs erhoben. Dieser Summe nun bemächtigten sich die genannten Bösewichter."

„Der erste war damals Buchhalter bei dem Banquier, welcher Boudry die 50,000 Francs zahlte. Er war es, der seinen Genossen anstiftete, mit ihm den nächtlichen Raubanfall auszuführen. Der letztere besudelte endlich, nachdem er noch mehrere Räubereien begangen, die unentdeckt blieben, seine Hand mit dem Blute eines reichen Greises, nach dessen Schätzen ihn gelüstete, und er wurde zur Strafe für dies Verbrechen zur Galeere verurtheilt. Vor wenig Augenblicken hat er in meiner Gegenwart den Geist aufgegeben. Remondi, dies ist der Name des einen Räubers, wollte aber, ehe er vor dem göttlichen Gerichte erschien, noch ein Geständniß ablegen. Er offenbarte mir, daß sein Mitgenosse an jenem Raube Boudry's Buchhalter in Lyon war, und sich bald nach verübtem Raube nach Toulouse, seiner Heimath, zurückgezogen, wo er die 25,000 Francs, seinen Antheil an dem Raube, dazu verwandte, eine Modehandlung anzulegen. Remondi gestand mir ferner, daß er seit seiner Verhaftung in der letztgenannten Stadt stets in geheimem Einverständnisse und Verkehr mit seinem Mitschuldigen gestanden; daß er von demselben bei seinem Versuche zur Flucht unterstützt worden, wie auch den Trank erhalten, welcher „wahrscheinlich seinem Leben bald ein Ende machen werde" — wollte Remondi ohne Zweifel hinzufügen, doch hatten sich seine Lippen bereits im Tode geschlossen. Doch, meine werthen Freunde, was soll ich noch länger zögern, den Namen Dessen zu nennen, den ihr wohl bereits Alle selbst errathen. Der Mitschuldige Remondi's ist nach dessen eigenem Geständniß kein Anderer, als Franz Moreau, der Kaufmann in der „rue des arts."

„Elende Verläumdung!" rief Moreau, indem er wüthend auf seinen Ankläger losstürzte. „Wo sind die Beweise der lügenhaften Behauptung?"

„Ja so, die Beweise," entgegnete Laborie mit der größten Ruhe, „darauf hätte ich fast vergessen! Es ist auch allerdings schwierig, dieselben zu liefern, da nun Remondi nicht mehr am Leben!" fügte der Advokat hinzu, indem er auf Moreau einen durchbohrenden Blick heftete.

„Und also war das Ganze ein schlau ersonnenes Gewebe von Lügen!" rief Moreau, dessen Stirn sich auf ein Mal entwölkte bei dem Gedanken, daß sein Ankläger außer Stande sey, faktische Beweise für seine Behauptung vorzubringen.

Nachdem Laborie seinen Delinquenten sich einige Augenblicke in dem thörichten Wahne ergehen lassen, begann er wieder mit würdevoller Ruhe, indem er ein Papier aus der Tasche

Digitized by Google

zog: „Doch Eins hätte ich beinahe vergessen. Der obenerwähnte Buchhalter empfing, den Morgen nach dem Raube, von seinem Mitschuldigen einen Brief, worin dieser ihn von den Verfolgungen der Polizei in Kenntniß setzte, die sowohl des Schreibers, als seines Freundes habhaft zu werden suche. Dieses wichtige Dokument nun, das die Schuld der Beiden unwidersprechlich beweis't, wurde mir von Remondi auf seinem Todesbette zugestellt. Sie mögen sich selbst von dessen Aechtheit überzeugen," fügte Laborie bei, indem er den Brief, der Moreau's Unterschrift trug, vor dessen Blicken entfaltete. „Sie verlangten dringend Beweise, und auch ich suchte mir dieselben angelegentlich zu verschaffen, seit jenem Besuche, welchen Sie mir vor zwei Monaten abstatteten, und dessen Motiv Ihnen noch lebhaft in der Erinnerung seyn wird."

Als Moreau das schriftliche Bekenntniß seiner Schuld in den Händen Laborie's erblickte, blieb er einen Augenblick voll starren Entsetzens, wie an den Boden geheftet, stehen. Nachdem er alsdann scheue Blicke um sich geworfen und bemerkt hatte, daß Alle, selbst Fruchot, sich schaudernd von ihm abgewendet, stieß er einen fürchterlichen Schrei aus, gleich dem eines auf den Tod getroffenen Tigers, und stürzte verzweifelnd zur Thüre hinaus.

Noch ehe Herr Fruchot Zeit gefunden, ein Wort zu sprechen, hatte Laborie die Hände Rosa's und Josephin's sanft in einander gefügt. Die beiden Liebenden waren hierauf, die Gedanken des würdigen Advokaten errathend, vor Fruchot auf die Knie gesunken.

„In meine Arme, Kinder!" rief Herr Fruchot, von dessen Wangen jetzt die erste Thräne rann, welche er vielleicht seit dreißig Jahren vergossen. „Vergebt mir all' die Leiden, die ich euch bereitet. Euer Glück sey von nun an meine Strafe!"

Am andern Tag zog man einen Leichnam aus dem Brunnen eines Hauses in der Straße „des arts": der Leichnam war der Franz Moreau's.

Schnelle Justiz und richterliche Vorsorge.

(Eine wahre Anekdote.)

Die schönen Tage von Aranjuez waren vorüber, der Herbst machte sein Recht geltend und schaute, von Zeit zu Zeit einen schnellen Regenguß sendend, eben recht trübselig auf das Landstädtchen B[illegible] herab, in welches ein junger wohlgekleideter Residenzbewohner aus dem nahen K[illegible] einritt, um hier Mittagsrast zu halten und sich an einem guten Imbiß zu erlaben. Der junge Mann kehrte von einem kleinen Ausfluge von einem Landsitze heim, wo er einige Tage die Herbstfreuden genossen hatte, und stellte Vergleiche über das Stadt- und Landleben an, als er Peitschengeknalle hinter sich vernahm. Sein Pferd war dadurch scheu geworden und machte mehrere Galoppsprünge zur Seite, stand jedoch gleich darauf vor dem Gasthause still, das sich sein Reiter zum Absteigequartier erkoren.

Kaum war der Fremde abgestiegen, so erschien auch alsbald die heilige Hermandad in der Gestalt eines schnurrbärtigen Gend'armen und fragte nach seinem Namen. Erstaunt über dieses Begehren, bat er um Aufklärung über den Grund dieser polizeilichen Vorsicht. Obgleich kein starker Zeitungsleser und großer Politiker, wußte er doch, daß in jüngster Zeit Don Carlos auf keiner Erholungsreise begriffen war, gefährliche Studentenverbindungen schon lange nicht mehr Grund zu Besorgnissen gegeben hatten, daher er sich diese besondere Polizei- und Vorsichtsmaßregel gegen Fremde in B . . . . . nicht zu erklären vermochte.

Er erfuhr indeß bald, daß die Welthändel mit der Frage des Gend'armen durchaus in keiner Beziehung standen: der Herr Bürgermeister ließ ihm sagen, er sey im Städtchen Galopp geritten und müsse daher Strafe bezahlen. Unser Residenzlöwe gehörte keineswegs zu den Sonntagsreitern und wußte einige Seitensprünge von einem Galopp recht gut zu unterscheiden, obwohl er noch nie Mitglied des Pariser Jokey-Clubs, sondern nur flüchtiger Besucher der Ecke des Boulevard Montmartre und der Rue Grange-Batelière gewesen war. Er glaubte daher, kaum seinen Ohren trauen zu dürfen, als er die Schreckensäußerungen seiner Rozinante in das Muth verkündende Wort Galopp übersetzt hörte. Diese Sentenz dünkte ihm doch etwas gar zu auffallend, und da er nicht zweifelte, daß das Ganze auf einem Mißverständniß beruhe, so hielt er es für's beste, selbst zum Herrn Bürgermeister zu gehen, die Entscheidungsgründe dieses seltsamen Urtheilsspruches zu hören.

Der Herr Bürgermeister von B . . . . . empfing den jungen Mann mit all' der Würde, die eine Magistratsperson solchen Rangs nur immer entfalten kann, und wohl beherzigend, wie ein zurückgenommenes Urtheil dem Amtsansehen Eintrag zu thun im Stande seyn könnte, prallten alle Gegengründe und Vorstellungen von der gewappneten Brust des Vaters der Stadt ab, deren Wohlfahrt in seine Hände gelegt war. Zudem mochte dies die beste Gelegenheit scheinen, den übermüthigen Residenzleuten zu zeigen, daß man auf dem Lande nicht allenthalben aus zu großem Respekt von der Hauptstadt sich einschüchtern läßt, wenn man mit deren Söhnen verkehrt, und überhaupt einmal fühlen zu lassen, welches die Machtvollkommenheit eines Bürgermeisters und insbesondere eines Bürgermeisters von B . . . . . ist, der kein Ansehen der Person kennt und über alle Schwächen erhaben ist.

Der Herr Bürgermeister konnte daher die Erläuterungen des jungen Mannes für nichts Anderes halten, als für leere Ausflüchte und Winkelzüge, der diktirten Strafe auszuweichen. Er blieb daher fest bei seinem Spruche: entweder die Strafe bezahlt, oder bei seiner vorgesetzten Behörde verklagt werden.

Unser Reiter war kein Freund von großen Weitläufigkeiten und liebte überhaupt das abgekürzte mündliche Verfahren mehr, als die schriftliche, wenn auch noch so gelehrte Prozedur. Nachdem er einen ihm unbefugt dünkenden Angriff auf seinen Beutel nach Kräften abgewehrt und seinen Halbblutklepper nach Möglichkeit von dem Verdacht polizeiwidrigen Galopps zu reinigen versucht hatte, beruhigte er sich bei der Ueberzeugung gewissenhafter Pflichterfüllung und unterwarf sich dem höheren Machtspruch.

Er zog daher geduldig seine Börse, die ohnehin nur in einem halben Gulden bestehende Strafe zu bezahlen, und präsentirte dem Herrn Bürgermeister aus Mangel an Münze ein Guldenstück. Dieser schien auf solche Wechselgeschäfte nicht vorbereitet und vermochte nicht über vierundzwanzig Kreuzer in seinem Geldbeutel zusammen zu addiren. Der junge Mann,

Digitized by Google

der seinem gutunterhaltenen Schnurrbarte nach wohl für einen Lieutenant gelten konnte, hatte bereits allen Aerger, der in ihm aufgestiegen war, vergessen, und die Sache von der heitern Seite aufgefaßt. Zudem mochte er sich nach dem bestellten Mahle und seinem Schoppen im Posthaus sehnen und wollte dem Herrn Bürgermeister alle weitere Fahndung auf Scheidemünze ersparen.

„Herr Bürgermeister", begann er daher, „ich kann Ihnen übrigens nicht dafür gutstehen, daß mein Pferd auf dem Heimwege vom Posthause zur Stadt hinaus nicht wieder zu einigen Seitensprüngen Veranlassung findet, denn ein Pferd hat auch seine Mucken; da Sie nun diese einmal hier für Galopp gelten lassen und zu dreißig Kreuzer taxiren, so bezahle ich Ihnen lieber gleich die doppelte Strafe; behalten Sie nur den ganzen Gulden. Mich macht es nicht arm und Ihrem Städtchen thut es vielleicht wohl."

„Ja, wenn das der Fall ist", meinte der magere Herr Bürgermeister, „so halte ich es allerdings auch für das Einfachste." Damit strich er den Gulden behaglich ein, während seine drei Schreiber verwundert dasaßen. „Jetzt", setzte er noch bei, „jetzt können Sie mit vollem Rechte Galopp nach Hause reiten."

Eine Stunde später sah man denselben Reiter wohlgemuth im größten Galopp durch die Hauptstraße von B . . . . . auf dem Wege nach K . . . . . sprengen, Jedem, der ihm in den Weg kam, zurufend: „Platz da, Platz gemacht, ich habe meine Strafe bezahlt!"

Fiat justitia — pereat mundus! Heil den Bürgern, deren Wohl in so besorgte Hände gelegt ist!

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 6. Dec.) Durch eine im „Ministerialblatt für die gesammte innere Verwaltung" enthaltene Verfügung vom 20. Sept. wird den Bahnmeistern auf der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn das Tragen von Seitengewehren, den Bahnwärtern die Führung von Spießen während der nächtlichen Bewachung gestattet.

(Eine Einnahme.) Hr. und Mad. Alexandre, die wir auch in Wien kennen lernten, gaben kürzlich in Brünn eine Académie de declamation française. Das Auditorium bestand in fünf Personen auf Sperrsitzen, 41 im Parterre, 8 auf dem zweiten Platze, 16 auf der Gallerie; überdies waren 7 Logen besetzt. Das deklamirende Ehepaar hatte eine Einnahme von zwei und vierzig Kreuzern C. M.

(Wien, 5. Dec.) Das Vaudeville: „Ein Abend, ein Morgen, eine Nacht in Paris", macht im Theater an der Wien gespickt volle Häuser. Die vortrefflichen, lebenstreuen Dekorationen üben in dieser Hinsicht die meiste Anziehungskraft, und gewiß dürfte die vortreffliche Idee, fremde Städte und Gegenden in dem Rahmen einer Theatervorstellung dem Auge des schauluſtigen Publikums vorzuführen, noch manchem Zugstücke als feste und erfreulich anziehende Grundlage dienen. — Halm's Stück: „Sampiero", dessen Stoff die Leidensgeschichte der bekannten Vanini Ornano bildet, konnte wegen der fortdauernden Unpäßlichkeit des Hrn. Löwe noch nicht zur Darstellung gelangen. Das Publikum sieht diesem Theaterabende mit außerordentlicher Spannung entgegen, und hofft dem schuldlos gekränkten Dichter eine glänzende Genugthuung geben zu können. (N. C.)

Man hat es als ein Wunder gepriesen, daß es in Petersburg möglich gemacht worden, den abgebrannten Winterpalast in einem Jahre vollständig wieder herzustellen. Wie man dabei zu Werke ging, erzählt Custine. Sechstausend Arbeiter waren ununterbrochen an dem Baue beschäftigt; zwar starben täglich mehrere, sie wurden aber sofort durch andere ersetzt. Bei einer Kälte von 25 bis 30 Grad waren diese Arbeiter in den Sälen beschäftigt, die man bis zu 30 Grad heizte, damit die Mauern schnell trockneten. Man hat mir erzählt, setzt Custine hinzu, daß die, welche in den am stärksten geheizten Sälen malten, eine Art Eismützen aufsetzen mußten, um in der glühenden Temperatur, in der sie während der Arbeit auszuhalten hatten, ihre Sinne zu behalten. Auf diese Weise gelang es, den Riesenbau binnen einem Jahre vollkommen zu beendigen.

Man spricht in Berlin allgemein, das Königstädter Theater soll königlich und Graf Redern der Chef desselben, so wie der großen Oper werden.

Lablache wird bis zum 1. Jänner 1844 in Paris erwartet.

Miß Klara Novello, die berühmte britische Sängerin, hat den 21. November ihre Vermählung mit dem in der Romagna begüterten Grafen Gigliucci, aus Fermo, zu London gefeiert, worauf das neuvermählte Paar die Reise nach dem Continente unmittelbar antrat. Es heißt, daß die schöne Sängerin sich von der Bühne, deren Zierde sie in den letzten zwei Jahren gewesen, für immer zurückziehe.

Den 25. Nov. haben die zwei berühmten Schachgegner, Staunton und St. Amand, im Pariser Schachclub sich zwei Treffen nacheinander geliefert, welche beide zu Gunsten des ersteren ausschlugen. Somit scheint gar kein Zweifel mehr obzuwalten, daß obiger Repräsentant des Pariserclubs in der Wette unterliegen wird.

Der Violinvirtuose C. Riesstahl hat in Berlin bereits drei Konzerte gegeben, und sein viertes ist auf den 11. d. M. bestimmt gewesen. Die Aufnahme, die er in Preußens Hauptstadt gefunden, war glänzend, und auch vor dem Könige hatte er in Charlottenburg zu spielen die Ehre. Die Berliner Blätter spenden dem Künstler einstimmig das unbedingteste Lob seiner eben so brillanten als gediegenen Virtuosität. Die Vossische Zeitung brachte bereits mehrere ausführliche Berichte über Hrn. R.; in einem derselben heißt es: Hr. R. gehört keiner besondern Richtung an, weder der vornehm-klassischen, noch der modern-sentimentalen, sondern vereinigt in sich beider Vorzüge, ist frei von beider Mängeln. Die vollendetste Gediegenheit des Technischen in jeder Hinsicht, und auf ihrem Grunde eben so viel geistige Energie als Zartheit des Gefühls, auf keiner Seite eine Abirrung, weder in das Barocke noch in die Empfindelei, und doch der volle Reichthum musikalischer Beseelung machen sein Spiel zu einem künstlerischen Muster

Digitized by Google

Ein gleich kräftiger wie zarter Bogenstrich, im Legato wie im Staccato voller, schöner, durchaus reiner Ton, weicher, schmelzender Uebergang in's Piano, leicht verhauchende Passaggien, Doppelgriffe von staunenswerther Reinheit, liebliches Flageolet, Doppeltriller und Pizzicato, wie überhaupt eine merkwürdige Vollendung des Fingerspiels, alle diese Eigenschaften finden sich bei Hrn. R. im seltensten Verein, mit lautem Beifall und Empfang bei seinem dritten Auftreten durch das Publikum anerkannt.

Liszt hat einen neuen Titel erhalten; er heißt der Pianogott.

Dem. Kathinka Heinefetter, durch Prozesse bekannter, als durch ihre Gesangskunst, feiert jetzt Erfolge in Bordeaux.

Bei Heddernheim sind neuerdings wieder sehr interessante römische Alterthümer gefunden worden, welche bei Hrn. Engelhard, Gastgeber daselbst, in Augenschein zu nehmen sind.

Korrespondenz.

Alzei, 9. Dec.

Ihr Korrespondent, der in der Nummer 332 der Didaskalia über die am 23. Nov. hier statt gehabte Assise berichtet, erzählt unter Anderem: 1) Die Vertheidigung habe zur Entkräftung des durch die Staatsbehörde erhobenen ärztlichen Gutachtens umsonst versucht, die Autorität des Hrn. geheimen Medizinalraths Dr. Stegmayer geltend zu machen; 2) den Hrn. Dr. Caprano vorladen lassen, um durch denselben darzuthun, der Tod der Frau Fuhrmann sey die Folge eines gewöhnlichen Schlaganfalls gewesen. Der Letztere habe aber gestehen müssen, daß er seine desfallsige Behauptung nicht durchzuführen vermöge. — Diese Angaben beruhen auf einem Mißverständnisse Ihres Korrespondenten, das diese beiden Herren vor dem Publikum compromitiren könnte. Ich fühle mich deßwegen zu einer Berichtigung verpflichtet, und ersuche Sie, dieselbe durch Ihr Blatt zu veröffentlichen. Hr. Dr. Stegmayer hat Derartiges nie behauptet, vielmehr, nachdem ich ihn als Entlastungszeugen hatte vorladen lassen, erklärt, das Gutachten des Physikatsarztes enthalte zwar falsche Schlüsse, allein nichts desto weniger scheine der Complex aller Umstände darauf hinzuweisen, daß der Tod der Frau Fuhrmann eine Folge ihrer Brandbeschädigungen sey. — Ich verzichtete sogar deshalb auf sein Erscheinen. Hr. Dr. Caprano hat sich in seinem schriftlichen Gutachten und bei der Verhandlung mündlich dahin ausgesprochen: Aus dem Fundberichte und Sectionsgutachten — die natürlich allein Gegenstand seiner Beurtheilung seyn konnten — sey mit apodiktischer Gewißheit nicht zu folgern, daß die apoplektische Blutüberfüllung des Gehirns durch die Verbrennung bedingt worden; er stelle aber auch nicht in Abrede, daß vielleicht, falls er selbst die Frau Fuhrmann in ihrer achttägigen Krankheit behandelt hätte, eine Reihe von Erscheinungen, deren das physikatsärztliche Gutachten nicht erwähnt, seiner Beobachtung nicht entgangen wären, die sich zu der Verbrennung wie Wirkung zur Ursache verhalten und dann auch bei ihm die Ueberzeugung begründet hätten, daß der Schlagfluß nur als das letzte Glied dieser Folge von Erscheinungen betrachtet werden müsse.

Mit Hochachtung verharre Ihr ergebener
Krämer, Adv.-Anwalt.

Lied,

gesungen beim Festmahle des 50jährigen Jubiläums des Frankfurter freiwilligen Scharfschützen-Bataillons. (Am 12. Dec. 1843.)

Mel.: Bekränzt mit Laub ꝛc.

Die Freude ruft, ihr theuern Bundesglieder,
:,: Zum frohen Festgelag;
Ein solcher Tag kehrt uns so bald nicht wieder,
:,: Solch' gold'ner Jubeltag.

Ein halb Jahrhundert ist dahin geschwunden,
:,: Seit sich in unsrer Stadt
Ein Häuflein wack'rer Bürger eng verbunden
:,: Zum Schutz des Herdes hat.

Durch's Beispiel, das schon frühe sie gegeben,
:,: Ward in der spätern Zeit,
Wo man sich mühte, ihnen nachzustreben,
:,: Das Vaterland befreit.

Treu sind die Schützen immer dem geblieben,
:,: Was Zweck des Bundes war:
Der Vaterstadt zu dienen, sie zu lieben,
:,: Nicht achtend die Gefahr.

Auf daß die Habe nicht ein Raub der Flammen
:,: In Feuersnöthen sey,
Drum wirken wir mit Lust und Kraft zusammen,
:,: Bis die Gefahr vorbei.

So sind der Jahre fünfzig hingeflossen,
:,: Bald freudig, bald betrübt,
Die Schützenschaar hat immer unverdrossen
:,: Ihr altes Amt geübt.

Und ist auch in dem Lauf vergang'ner Tage
:,: Erbleichet unser Stern,
So bleibe uns doch jede eitle Klage
:,: Und Kleinmuth heute fern!

Was auch die Zukunft hüllt in dichtem Schleier,
:,: Nach Sturm folgt Sonnenschein;
Es soll der Anfang uns die heut'ge Feier
:,: Zu neuem Leben seyn!

Wo's gilt, der Stadt zu dienen und zu nützen,
:,: Soll unser Banner weh'n!
Stoßt freudig an! Dem alten Corps der Schützen
:,: Und frischem Wohlergeh'n!

Ludwig Hub.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Dec. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 345. Freitag, den 15. December 1843.

Der arme Conrad.

Wir haben den geehrten Lesern unseres Blattes unlängst eine kritische Mittheilung über das neuerlich erschienene treffliche Werk von Ernst von Brunnow gemacht, welches den Titel führt: Ulrich von Hutten. Eine edle deutsche Gesinnung und das Gepräge eines poetischen Gemüthes sind hier mit dem Interesse des historischen Stoffes und höchst anziehender Situationen vereinigt, um ein Ganzes zu bilden, welches den sinnigen Leser in jeder Beziehung befriedigen wird, indem es ein wahres Lebens- und Zeitbild ist, und zu seinem Mittelpunkt einen hochherzigen und in manchem deutschen Liede schon gefeierten Patrioten und muthigen Vertheidiger von Recht und Wahrheit, den ritterlichen Ulrich von Hutten, gewählt hat. Wir entnehmen dem Buche einen kurzen Abschnitt, in welchem der arme Conrad, einer der Häuptlinge der sogenannten Bundschuhe, die Hauptperson bildet. Mit dem Namen Bundschuh wurde jenes Bündniß der schwäbischen und rheinischen Bauern während des Bauernkrieges bezeichnet, welches unter Kaiser Maximilian im Jahr 1502 hervortrat, aber nur von kurzer Dauer war, und durch die Energie der Machthaber schnell unterdrückt wurde. Auf ihrer Fahne hatten die Anhänger dieser Partei als Abzeichen einen Bundschuh gemalt, dessen Namen sie führten. Lassen wir nun den Verfasser des Ulrich von Hutten erzählen:

Zwei mächtige Gebirgszüge halten das schöne Schwabenland mit schützenden Armen umschlungen: im Westen der Schwarzwald, im Osten die Rauhe-Alp, ersterer mehr dem Badischen, letztere blos dem Würtembergischen angehörig. Im Donauthal beginnend, erstreckt sich diese nordwärts in weiter Ausdehnung bis in die Nähe des Neckars, von wo sie sich nordöstlich nach Baiern zu wendet. Die gerade Straße, die ihn von Stuttgart über Tübingen durch sanftes Hügelland und Blachfeld nach dem Bodensee und der Schweiz geführt hätte, verschmähend, schlug sich unser Hutten seitwärts in's Alpgebirg, woraus ihn die poetische Natur der Kraft und Freiheit anhauchte.

Nach einem kalten Winter waren plötzlich schöne Märztage eingetreten. Die Fluren bekleideten sich rasch mit frischen Grashalmen und die Weiden ließen frühzeitig ihre Blüthen in langen weichen Büscheln herabhängen; die junge Saat schoß fröhlich aus ihren Furchen, und die wiederkehrende Lerche wirbelte jubelnd zum blauen Sonnenhimmel, als der Ritter sich der alten Reichsstadt Eslingen nahte, von wo aus er die Alp sich im endlosen, graublauen Joche vor seinen Augen entfalten sah. Der Rumpf der Bergmassen war mit hoher, jetzt noch entlaubt dastehender Buchenwaldung bekleidet, während sich auf den Gipfeln die weißen Scheitel der Kalksteinkegel, oft mit stolzbethürmten Burgen gekrönt, oft einsam träumend emporhoben. Häufige Thaleinschnitte, aus denen wilde Bergwasser hervorschäumten, und manches Dorf und Kloster im Sonnenstrahl leuchtend aufblitzte, luden zum tiefern Eindringen in das geheimnißvolle Bergrevier ein; und Hutten folgte.

Wie in einem labyrinthischen Zaubergarten hatte er sich aus einem Irrgang in den andern durch die anmuthigen Vorhügel immer tiefer in die schrofferen Klüfte gewunden, als ihn am dritten Tage seiner Wanderung das schauerlichschöne, von der Lindach durchrauschte Neidlinger Thal umschloß, wo der Heimenstein mit seiner wunderbaren Grotte liegt und Burg Reißenstein auf adlerkühnem Felsthron horstet. — Wie still und heimlich war es in dieser großen Waldeinsamkeit! Durch den smaragdgrünen Rasen wirkte das Märzveilchen seinen duftigen Teppich, und wilde Stachelbeersträucher ließen schon ihre zarten Blattknospen aufspringen, während am dürren Berberisbusch noch die purpurrothen Beeren des letzten Herbstes prangten. —

Schwelgend im süßen Naturgefühl, schritt Hutten, den Zügel seines Rosses um den Arm geschlungen, am Ufer der murmelnden Lindach hin, die plötzlich vor dem gähnenden Thor der Felsenhöhle mit schreckhafter Eile dahinzurollen schien. Denn drinnen im bodenlosen Abgrund haust, nach alter Volkssage, der Geist des Riesen Heim, der einst die jenseit liegende Veste des Reißensteins aus ungeheurem Basaltgeblöck sich aufgethürmt. Sinnend stand Hutten lange vor der schauerlichen Mündung, die ihn wie das finstere Antlitz einer gewaltigen Zukunft anstarrte. Goldgrün schillernde Eidechsen schlüpften hurtig heraus und blickten den Wanderer mit ihren munter funkelnden Augen wie zum Eintritt ladend an; doch das treue, lichtliebende Roß, das die dunkle Höllenfahrt nicht mitbestehen konnte, mahnt ihn mit ungeduldigem Stampfen davon ab.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Wort zur Zeit.

Es ist eine sehr häufige Klage, daß, seitdem das bessere, gediegene Schauspiel der ältern Zeit, die Stücke eines Lessing, Jünger, Iffland, Schröder, Göthe u. s. w. vom Repertoire verschwinden, und unsere Schauspieler sich mehr auf Erregung flüchtigen Gefallens und auf Possenreißerei als auf ächt-künstlerische Charakterdarstellungen verlegen, das Haschen nach Trivialitäten und Zweideutigkeiten auf den Brettern heimisch geworden ist. Gegen diesen Unfug, welcher in nicht langer Zeit die Bühne, die eine Bildungsanstalt für Geist und Herz seyn sollte, in eine Schule der Rohheit und Sittenverderbniß umzuschaffen droht, haben sich einzelne Stimmen der Kritik kräftig vernehmen lassen, sie müssen aber wirkungslos verhallen, so lange das Publikum selbst, statt die Unsitte zu züchtigen, sie theils durch Aeußerungen des Wohlgefallens ermuntert, theils wenigstens durch Schweigen gleichsam sanktionirt. Sehr treffend und wahr sind in dieser Beziehung die Worte, welche Saphir im neuesten „Humoristen" dem bessern Publikum an's Herz legt. Die Bemerkungen sind zwar zunächst für Wien und mit Rückblick auf die dortige Volkspoesse geschrieben; aber ihre Anwendbarkeit auf andere Städte Deutschlands ist unverkennbar, und das: **Tout comme chez nous**! wird sich leider gar vielen Lesern aufdrängen. Folgendes sind Saphir's Worte: „Man hört überall sagen: „Aber da und da hin kann man nicht mehr gehen! — Diese Zweideutigkeiten! Es ist abscheulich u. s. w." Nun gut, wenn Ihr Das findet, warum empfangt Ihr es mit Jubelgeschrei? Wenn es Euch verletzt, warum wässert Euch der Mund darnach? Wenn Ihr es abscheulich findet, warum schlagt Ihr Euch die Hände wund, wenn eine Zweideutigkeit an das Ohr gelangt?!! O antwortet, warum? Freilich ist es nur ein gewisser Theil, ein ganz roher, abrutirter Theil, der sich so unwürdig gebärdet; allein bei solchen Fällen ist das Schweigen und Zuhören der Bessern und still die Achsel zucken nicht ausreichend! Wer aber bei einer allgemeinen Sache, bei einer Entwürdigung der Kunst, bei einer Mißhandlung der Moralität, bei einer schreienden Beeinträchtigung irgend eines socialen, artistischen, moralischen und sittlichen Rechtes auch nur schweigt, wenn ihm die Befähigung und die Gelegenheit, ja vielleicht auch der Beruf geworden ist, zu reden, seine Ansicht mitzutheilen, und die Gottheit zu ehren, indem er ihr das Glanzopfer der Wahrheit darbringt, der ist theilhaftig der Schuld und mitzuverdammender Genoß, Hehler und Mitwisser, eben so verdammlich, als der thatsächliche Urheber. Eben in dem Maße, als wir es nicht billigen können, wenn das Mißfallen eines Stückes an und für sich und seines ästhetischen Werthes auf eine lärmende, ungeziemende und tobende Art ausgedrückt wird, in eben dem Maße müssen wir ein offenes und strenges Mißfallbezeigen und deutliches Zurückweisen der Gemeinheiten und Lasziviläten von Seite des bessern Publikums wünschen; und das um so mehr, da kein anderes Mittel da ist, diese geile und verderbliche Sitte von der Volksbühne zu entfernen, da jede Vor- und Uebersicht von vorne herein nicht möglich ist, indem die geschriebene Sache, die Phrase auf dem Papier, der Ausdruck und die Rede im Manuscript ganz unschuldig ist, keinen Argwohn erregt, und keinen Argwohn erregen kann, und diese reinen und schuldlosen Worte durch Spiel, Markirung, Nachdruck, Gestikulation, durch das Auslassen oder Anderswenden und Setzen einer einzigen Sylbe oft die schmutzigste Deutung erhalten können, da selbst auf der Haupt- und Generalprobe des Stückes diese Stellen nicht markirt werden, in der wirklichen Darstellung selbst aber oft durch Kostüme, durch das Drehen und Wenden eines Hutes, eines Taschentuches, durch das Zuknöpfen eines Oberrockes, durch das Spiel mit Rockschößen und durch sonstige Hülfstruppen, an denen gerade der Sinn der Gemeinheit so erfinderisch ist, eine wahrhaft schändliche Auslegung und Deutung erhalten. Bei diesen Verhältnissen bleibt dem bessern Theile des Publikums nichts übrig, als selbst die Censur und Ueberwachung der Moral, des Anstandes und des guten Geschmackes zu üben, und jede solche Zumuthung von Seiten lasziver und in Gemeinheit schwelgender Darsteller an „Das, was es ertragen kann", auf das entschiedenste und unzweideutigste zurückzuweisen!"

Anton Radl.

Unter den Künstlern Frankfurts, deren Wirksamkeit schon in den Anfang dieses Jahrhunderts fällt, nimmt der Landschaftmaler Anton Radl eine der ersten Stellen ein, indem er, wie nur wenige seiner Zeit, in seinen landschaftlichen Darstellungen ein strenges Naturstudium mit einem feinen Sinn für Schönheit und Charakteristik, besonders der vegetabilen Welt, verband. Dieses schöne Talent und sein streng rechtlicher und heiterer Sinn haben ihm stets viele Verehrer und Freunde erworben und bis in sein jetziges Alter bewahrt. Um dem Wunsch einiger derselben zu entsprechen und das Andenken an diesen theuern Mann auch schriftlich zu befestigen, theilen wir hier einige Notizen aus seinem Leben mit.

Anton Radl erblickte das Licht der Welt zu Wien am 15. April 1772; er war der jüngste von vier Geschwistern, nämlich drei Brüdern und einer Schwester. Seinen Vater, einen Zimmer-Dekorations-Maler, verlor er schon im sechsten Jahr seines Alters, daher ihn denn seine Mutter mit besonderer Liebe pflegte. Bald gewahrte sie bei dem Betrachten der Bilderbibel in ihrem Liebling eine entschiedene Neigung zur Kunst der Malerei, weshalb sie ihn wöchentlich in die Bildergallerie des Belvedere führte; hier erging sich denn auch unser Anton in höchster Begeisterung, und bildete seinen Kunstsinn heran. Als er zu dem Alter herangewachsen war, um als Schüler in der Zeichnenakademie aufgenommen zu werden, trat er in dieselbe ein und arbeitete daselbst mit Lust und rastlosem Fleiß. Bald, und zu früh, jedoch hatte er mit den Bedürfnissen des Lebens zu kämpfen, daher er sich zuletzt begnügen mußte, die Anstalt nur zwei Mal in der Woche zu besuchen, die übrige Zeit aber, gleich seinen Geschwistern, zu einem Erwerb zu verwenden, den er im Coloriren und Zimmermalen fand.

Das Jahr 1790 war entscheidend für sein künftiges Leben. Damals wurden in Oesterreich, wegen dem Ausbruch der französischen Revolution, In- und Ausländer schonungslos zum Militärdienst eingezogen. Da bedachten Mutter und Sohn, es sey doch der Ehre genug (wie er sich auszudrücken pflegt), wenn schon zwei der Brüder unter Joseph II. im Türkenkrieg bei der Belagerung von Belgrad auf dem Feld der Ehre ge-

Digitized by Google

fallen seyen, und es besser für sie wäre, wenn der letzte Sohn der Wittwe erhalten bliebe. Unter frommen Ermahnungen und heißen Segenswünschen sandte nun die liebende Mutter mit einem Rosenkranz und etwas baarem Geld ihren Anton in die Fremde nach Brüssel, zu einem Maler, Freund ihres hingeschiedenen Gatten. Hier fand er nicht nur freundliche, sondern väterliche Aufnahme und einen tüchtigen Unterricht in seiner Kunst. Aber nur ein Jahr blühte ihm dieses Glück, denn bei'm Herannahen der republikanisch-französischen Armee mußte er mit allen Ausländern die Stadt verlassen. Sein Wanderstab geleitete ihn zuerst nach Aachen und Köln, an welchen Orten er sich nur kurze Zeit aufhielt; am 1. Januar 1794 zog er bei einer furchtbaren Kälte zu Frankfurt ein, die ihm um so drükkender erscheinen mußte, als er hier nicht eine Seele kannte, und auch keine Empfehlung hatte, als seine einnehmende Persönlichkeit. Nach wenig Tagen fand er denn die herzlichste Aufnahme bei dem bekannten, tüchtigen Künstler Johann Gottlieb Prestel, der ihn nicht nur treulich in seiner Kunst förderte, sondern in dessen Familie von drei Söhnen und einer Tochter er wie ein Kind aufgenommen wurde und viele heitere Jahre mit derselben verlebte. — Er malte nun Vieles für ihn in Gouache, zeichnete eifrig nach der Natur, besonders in unserm schönen Walde. Die Burgen längs dem Main nahm er alle auf, und führte sie in obiger Weise aus. Letztere Gouache-Bilder kaufte der verstorbene Herzog von Weimar. Später bei einer Reise an die Donau besuchte unser Künstler auch seine Vaterstadt und seine Verwandten, aber nur auf kurze Zeit. Im Jahr 1818 unternahm er eine Reise nach Norddeutschland in Auftrag des Buch- und Kunsthändlers Herrn Wilmans für das von demselben herausgegebene Werk „Die vier freien Städte Deutschlands." — Einen vorzüglichen Gönner fand er in Hrn. Dr. Grambs, der viele Gouache-Bilder bei ihm bestellte, landschaftliche sowohl, als auch Darstellungen aus dem Leben der Landleute. Diese Blätter befinden sich jetzt in der Sammlung des Städel'schen Kunstinstituts, und trugen durch ihre öftere Ausstellung dazu bei, seinen Ruf allgemeiner zu verbreiten, so daß ihm nun auch viele Aufträge von auswärts zukamen. Eins seiner schönsten Oelgemälde, eine Waldpartie mit hellem Sonnenschein, befindet sich in der Gemäldegallerie zu Darmstadt; viele andere zieren die Gemächer der Privaten unserer Stadt.

Im Leben trafen unsern Künstler sehr wechselnde Geschicke von Freude und Leid. Im Jahr 1801 verheirathete er sich mit Rosine Hochschlitz, eine gemüth- und talentvolle Frau, mit der er lange in glücklicher Ehe lebte; allein seine sieben Kinder starben alle dahin und ließen die trauernden Eltern einsam zurück; zuletzt noch raubte ein Schlaganfall seiner treuen Gattin das Licht der Augen und alle Fähigkeiten zu einem thätigen Leben. Dazu kommt bei ihm das Alter mit seinen Folgen herangeschlichen, das unter seinen beschränkten Umständen um so drückender erscheinen muß. Es ist daher eine doppelt erfreuliche Erscheinung, daß unserem trefflichen Künstler und seinen Werken dieser Tage von der jüngeren Generation erneute Anerkennung geworden ist, die den Wunsch hervorgerufen, die möglichst große Zahl seiner Bilder und Zeichnungen zu einer Ausstellung im Kunstinstitut zu vereinen, ihm selbst aber bei einem freundschaftlichen Künstlermahl auf eine feierliche Weise die aufrichtige und allgemeine Verehrung seiner Mitkünstler und sonstigen Freunde zu bezeugen. Zu beiden sind die Anstalten getroffen. Möchten sie dazu beitragen, ihm eine reine Freude in seinen Leiden zu gewähren und in den Folgen seine alten Tage zu erheitern.

Mannichfaltigkeiten.

Unserem in Nro. 343 d. Bl. enthaltenen Berichte über das Gastspiel des Baritonisten Pischek haben wir noch Folgendes beizufügen: In der Rolle des Belisar errang er einen nicht minder glänzenden Beifall, als in seinen früheren Leistungen. Mit großer Freude wurde das sichtliche Vergnügen bemerkt, welches der gefeierte Sänger Sr. Maj. dem Könige bereitete, der den sämmtlichen Vorstellungen des Gastes beiwohnte und seine hohe Anerkennung durch das bereits gemeldete lebenslängliche Engagement des Hrn. P. als Hof- und Kammersänger bekundete. Am 11. sang Hr. P. aus besonderer Gefälligkeit in einem Benefiz für Hrn. Wallbach. Man gab Scenen aus Czaar und Zimmermann und aus den Puritanern. Das Haus war überfüllt und der Beifall stürmisch; am Schluß der Vorstellung wurden dem Sänger Kränze auf die Bühne geworfen, und nach derselben folgte ein Festmahl im Hotel Marquardt, dem achtzig Personen beiwohnten und das durch gehaltvolle Toaste und allgemeine Fröhlichkeit belebt war.

Im Verlage von J. Bensheimer in Mannheim ist so eben erschienen: „Der electrische Telegraph, mit Berücksichtigung seiner praktischen Anwendung bei Eisenbahnen, nebst Beschreibung eines electromagnetischen Drucktelegraphen, von William Fardely." Da der electrische Telegraph bei dem Betrieb der Eisenbahnen große Vortheile gewährt, wovon dessen Benutzung in England den Beweis liefert, und da der Verfasser der obigen Schrift auf die neuesten Entdeckungen und Fortschritte Rücksicht genommen hat, so wird dies Werkchen sein Publikum finden und als ein willkommener Beitrag zu den Bestrebungen unserer industriellen Zeit den Männern des Fachs willkommen seyn.

Eine neue Epoche in der Weltgeschichte beginnt. In Paris sind plötzlich die Cigarren in Verruf gethan worden, und wer zu der vornehmen Welt gehört, raucht aus Pfeifen. Die Horndrechsler haben in einer Woche achttausend Pfeifen verkauft.

(Königsberg.) Für das hiesige Militär werden die Stiefel und Schuhe, mit Ausnahme des Oberleders, nicht mehr mit Pechdraht, sondern dadurch gefertigt, daß die Sohlen lediglich mit hölzernen Nägeln an das Oberleder befestigt werden. Die Sohlen sind haltbarer, die Anfertigung erfordert weniger Zeit und die Kosten sind geringer.

Aus dem würtembergischen Volksschulverein sind bereits drei preisgekrönte Volksschriften hervorgegangen, die für Dorfbibliotheken zu empfehlen sind, 1) Eberhard im Bart, 2) Johannes Brenz und 3) Conrad Wiederhold. Für das nächste Jahr ist das Leben Herzogs Ulrichs als Preisaufgabe bestimmt.

In Zukunft können wir noch ruhiger auf der Eisenbahn fahren. Verliert Einer unterwegs den Kopf, so bekommt er

Digitized by Google

zur Entschädigung einige tausend Thaler, ohne Bescheinigung über den Werth des Kopfes, Stück für Stück 2000 Thaler. So hoch wird Mancher seinen Kopf sonst nirgends anbringen. Die übrigen Glieder, Arme, Beine, Nase u. s. w. werden verhältnißmäßig assecurirt und vergütet. Es leben die Versicherungen!

In kurzem wird noch ein neues Stück, ein Lustspiel von Heinrich Smidt in Hamburg: „Mein Herr Onkel", im k. k. Hoftheater in Wien gegeben werden.

Korrespondenz.

Hamburg, 9. Dec.

Theater.

Zum Benefiz-Antheile des Hrn. Hendrichs wurde am vorigen Montage zum Erstenmale im Stadttheater: „Der Traum ein Leben", dramatisches Mährchen von Grillparzer gegeben. An der Tendenz dieses Stückes — mit kurzen prosaischen Worten, man solle mit den Verhältnissen, in welchen man lebt und geboren ist, zufrieden seyn — ließe sich Mancherlei aussetzen; als Gedicht betrachtet, ist das Mährchen vortrefflich zu nennen. Hier sind wahre dichterische Gluth, herrliche Bilder, Allegorieen und Tropen; die Verse fließen harmonisch fort, die Sprache ist edel und blühend, die Charakterschilderung (der Traumpersonen) ist freilich nicht immer richtig und consequent, allein wer möchte Traumerscheinungen überhaupt einer Kritik unterwerfen? Die Darstellung und Ausstattung war im Ganzen sehr zu loben; namentlich excellirten die beiden Träger der Hauptrollen, Hr. Hendrichs und Hr. Grunert. Hr. Hendrichs (Rustan) war voll Leben und Wärme, Hr. Grunert zeichnete den Negersclaven, den schwarzen, bösen Geist Rustan's, den afrikanischen Mephistopheles, mit wahrer Meisterschaft. — Die Sängerin Dem. Evers wird, dem Vernehmen nach, noch in zwei Gastrollen auftreten; ihre Stimme ist voll, kräftig und wohlklingend, ihr Spiel lebhaft und angemessen, wenn wir gleich weit entfernt sind, eine Primadonna sonder Gleichen, als welche sie von ihren Freunden und Bekannten mit ungeheurem Pomp ausposaunt wurde, in ihr anzuerkennen. Ein Engagement der Dem. Evers, wie es von vielen Seiten gewünscht wurde, hat aber nicht bewerkstelligt werden können, indem diese Dame ein Jahresgehalt von nicht weniger als 12,000 Mk. verlangt haben soll. — Mad. Birch-Pfeiffer, die vielgewandte Dichterin, Uebersetzerin und Schauspielerin, ist von Dresden bei uns eingetroffen und wird am nächsten Dienstag in einem von ihr nach Friederike Bremer's „Nachbarn" bearbeiteten Drama: „Mutter und Sohn" ihr Gastspiel als Generalin von Mansfelt eröffnen. In Dresden hat dieses neue Stück besonders wegen der trefflichen Darstellung sehr angesprochen. Hr. Ballin aus Frankfurt a. M. ist am Orchester als erster Violinist angestellt worden. — Was unsere neue Bühne, das Thalia-Theater, betrifft, so macht dieselbe fortwährend sehr gute Geschäfte und scheint ihr Glück und ihre Popularität als Erbtheil aus dem Hoftheater hinüber genommen zu haben. Ausgezeichnete und für diese Bühne trefflich geeignete neuengagirte Mitglieder sind vor Allem Dem. Herrmann, wegen der Frische und Munterkeit ihres Spiels, einer gewissen liebenswürdigen Schalkhaftigkeit und Keckheit, so wie ihrer niedlichen Stimme wegen ein Liebling des Publikums, und Hr. Börner, klassisch in seinem Genre — der trockenen Komik. Drei Novitäten haben seit Eröffnung des neuen Hauses den entschiedensten Erfolg gehabt: „Köck und Guste", „zwei Herren und ein Diener" und „die Fräulein von St. Cyr." Einige andere Stücke dagegen: „der alte Junggeselle" (ein erbärmliches Machwerk ohne alle Charakteristik und ohne dramatischen Zusammenhang) und „die Reise nach Rußland" konnten, trotz der großen Genügsamkeit des dortigen Publikums, nur wenig befriedigen.

Heddernheim, 11. Dec.

Nachdem nun seit ungefähr zehn Jahren die hiesige Gemarkung keine Ausbeute an römischen Alterthümern geliefert hat (wenn man Kleinigkeiten abrechnen will, die beim Pflügen des Feldes gefunden wurden), auch keine weiteren Nachgrabungen bisher statt gefunden haben, so wird man jetzt die Spuren, die wieder entdeckt worden sind, um so eifriger verfolgen. — Vor einigen Tagen fand man nämlich beim Steinbrechen auf einem Acker, unfern des jüdischen Todtenhofes zwei Piecen, die einer näheren Betrachtung und Untersuchung werth sind. Das eine (eine Figur von ungefähr 1' Breite, 1' 7" Höhe) stellt einen sehr schön in grauem festem Stein gearbeiteten, knienden Widder vor, auf dem eine männliche Figur sitzt, welche jedoch verstümmelt ist. Kopf und Rumpf fehlen, so wie auch das rechte Bein; die rechte Hand ruht auf einem Wulste, der den Kopf des Widders bedeckt. Die Füße sind, obwohl lädirt, doch erkennbar. Zu den Füßen liegt eine Schildkröte von ungefähr 3" Länge. Dieser Gruppe zur Seite steht eine mit einer Toga umgebene Figur von 8" Länge, deren schön gearbeiteter Kopf, von dem Rumpfe getrennt, nebenan gefunden wurde. Die Beine vom Knie bis zu den Knöcheln sind, weil sie hohl standen, zerbrochen, die Füße aber noch sichtbar. Die Inschrift, welche ziemlich gut zu erkennen ist, lautet:

I. HONOREM. DD
MERCVRIO NEC
OTIATORIO.

Sie muß wahrscheinlich gelesen werden: In honorem dono datum Mercurio negotiatorio. — Das andere Stück, welches unfern von dem eben beschriebenen aufgefunden wurde, ist ein viereckter Stein von 1' 5" Breite, 1' 6" Höhe und 7½" Dicke, der ebenfalls eine Inschrift trägt, die aber weit schwerer zu entziffern, da einzelne Charaktere eine sonderbare Gestalt haben. Diesem Stein, der aus derselben festen, basaltartigen Masse wie der erstgenannte besteht, fehlt ein Stück, worunter aber die Schrift durchaus nicht leidet. Paläographen wird die Entzifferung dieser letzten Inschrift schwerlich Mühe machen. — Dem Vernehmen nach hat Hr. Oberstallmeister Freihr. v. Breidbach, an dem die klassische Kunst einen eifrigen Beschützer hat, schon der Direktion der alterthumsforschenden Gesellschaft zu Wiesbaden Mittheilungen gemacht, welche auch nicht ermangeln wird, diese Stücke für das Museum zu Wiesbaden zu acquiriren. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verein einige in dieser Gegend gelegene Aecker in Pacht nähme und Nachgrabungen anstellen ließe, zumal da in dieser Gegend, wie man aus dem undurchwühlten Boden und der Lage der Erdschichten schließen kann, noch keine Nachforschungen statt gefunden haben. Wenn auch nicht so Werthvolles, wie der vor mehreren Jahren entdeckte und nun im Museum zu Wiesbaden befindliche Mithrastempel gefunden werden dürfte, so würden doch die mit der Acquirirung des Bodens verknüpften Kosten wahrscheinlich gedeckt werden. Bis jetzt befinden sich die besprochenen Schätze noch hier und können von Liebhabern der Kunst eingesehen werden.

Schröter.

Charade.

Das Erste ist dein Ich — des Lebens Quell;
Das Letzte will gewaltsam dich zerstören.
Wer Beides je vereinte, that es schnell.
Er wußte Jenes nicht zu ehren.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Dec. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 346. Samstag den 16. December 1843.

Der arme Conrad.

(Fortsetzung.)

Höher stieg der Pfad zwischen der noch dürren Buchholzwaldung, aus welcher sich einzelne pyramidalische Fichten und Tannen mit immergrünem Nadelschmuck stolz hervordrängten. Mancher Fink und Hänfling wiegte sich schon hüpfend auf den blätterlosen Zweigen, und mischte sein fröhliches Gepfeif mit dem melancholischen Girren der Waldtaube, als plötzlich der dumpfbrausende Gesang zahlreicher Menschenstimmen sich von fernher vernehmen ließ. Immer näher schwollen die Töne, bis endlich auch die Sänger sichtbar wurden, die unserm Hutten im langen, abenteuerlichen Zuge entgegen kamen. Voran schritten ein Sackpfeifer und zwei Hornbläser, welche die Melodie des Liedes mit rauher Weise aufspielten. Ihnen folgte, auf einem Esel reitend, ein kräftig schöner Mann von einigen dreißig Jahren mit edelstolzen Zügen im sonnverbrannten Antlitz, eine Krone von weißer Birkenrinde über dem spitzgrünen Filzhut, eine rothwollene Schärpe über dem braunen Bauernkittel und einen hölzernen Scepter in der Rechten mit majestätischer Würde tragend. Dicht hinter ihm schritt ein baumlanger Kerl im bunten Schalksnarrenkleide mit langflatternder Fahne, die Pritsch' und Schellenkapp' im rothen Schilde zeigte. Ihm folgten paarweise geordnet gegen zweihundert meist zerlumpte, doch fröhlich kräftige Gesellen, theils mit Stäben und Wappenschildern, auf denen Ochsen, Schaafe und anderes Zuchtvieh mit roher Kunst gepinselt waren, theils mit Ketten von Eisenriegeln und spitzen Mützen mit bunten Hahn- und Pfauenfedern geschmückt. Einige drückten liederliche Lebenslust, andere verschmitzte Laune, wieder andere verbissenen Gram und Groll, aber alle kecken Mannesmuth aus, der sich besonders im tollen Absingen des Liedes kund gab, das wildrauschend wie ein felsgeklemmter Gießbach aus ihren Kehlen losbrach:

Wir sind genannt die armen Leut',
Unser Leben ist Noth und Herzeleid;
D'rum laßt uns allzeit lustig seyn,
Und giebt's auch Wasser und Brod allein.

Der Conrad hat uns reich gemacht,
Ein Reicher ist, wer narrt und lacht,
Wir schwärmen frei durch's ganze Land,
Des armen Conrad's Bund genannt.

Der Conrad theilt uns Güter aus,
Dem einen Feld, dem andern Haus,
Sie liegen all' auf dem Bettelrain,
Dem Hungerberg und Jammerstein.

Der Conrad giebt uns Rang und Amt,
Giebt Adel, der von Adam stammt,
Unser Harnisch ist ein Lumpenrock,
Unser Ritterschwert ein Haselstock.

Wir armen Leut' sind ohne Rath,
D'rum heißen wir uns Arm-Conrad,
D'rum, weil der Rath zu Ende geht,
Die Narrheit auf dem Bein sich dreht.

Als nun das Lied verklungen war, und des Zuges letztes Paar an Hutten vorüberschritt, da konnte sich dieser nicht entbrechen, die lustigen Gesellen zu befragen, was all' das tolle Treiben denn zu bedeuten habe?

„So müßt Ihr wohl weit von hier seyn, Freund," war die Antwort, „wenn Ihr des armen Conrad's wilde Jagd nicht kennt. Seit manchem Jahr schon treiben wir unser Wesen in der Rauhen-Alp, und Jung und Alt freut sich, wenn wir thalein, thalaus gezogen kommen."

„Wer ist der arme Conrad?" fragte Hutten weiter.

„Das ist zuvörderst der da vorn, der uns voran auf Bruder Langohr reitet, dann aber auch wir alle zusammen, denn er und wir sind gleichsam nur ein Leib und eine Seele."

„Was aber soll's mit dieser Fastnachtsposse?"

„Das hat Euch deutlich unser Lied gesagt. Wer Ohren hat, kann's hören; wer Gedanken hat, mag's deuten. Jetzt Gott befohlen, Herr."

Gedankenvoll schritt Hutten den Berg hinauf und blickte auf die rauchenden Schornsteine des in der Tiefe liegenden Dorfes Neidlingen, über welchem dunkle Gewitterwolken herabhingen. Hoch in den Lüften grollte der Donner, mit welchem sich der neubeginnende Chorgesang der Conradsbündner wie dumpfer Schlachtenruf mischte.

Als der Wanderer am nächsten Tage, das großartig wilde Uracher Thal durchschreitend, sich der stolzen Bergveste Hohenurach nahte, die jetzt noch als achtunggebietende Ruine auf ihrem zweitausend Fuß hohen Felsensitz thront, vernahm er aus einiger Ferne den Kampfruf von Männern mit dem durchdringenden Klaggeschrei einer Weiberstimme vermengt. Eiligst sein Roß dem Schalle zuspornend, erblickt er einen Landmann, der, mit der Linken ein schönes, zitterndes Dirnlein umschlun-

Digitized by Google

gen haltend, sich mit gewaltigem Keulenstock in der Rechten gegen die Schwertstreiche von zwei auf ihn eindringenden Kriegsknechten wacker vertheidigt.

„Zur Hölle mit euch, ihr Raubgesindel!“ donnerte Hutten, mit gezogenem Schwert auf die beiden Angreifer eindringend, die blitzschnell davon flohen.

„Gottes Engel sey gepriesen!“ riefen die Geretteten, Hutten's Knie dankbar umfassend.

„Laßt das,“ entgegnete dieser abwehrend, „ich that, was ch t, nichts weiter.“

„Euren Namen,“ sagte der Landmann bittend, „o nennt ihn uns, damit wir dankbar Eurer im Gebet gedenken!“

„Ulrich von Hutten, ein schlichter fränkischer Reitersmann,“ antwortete dieser trocken.

„Ein Ritter seyd Ihr?“ fragte jener staunend, „und steht den Bauern bei? Fürwahr Ihr seyd — — —“

„Was ich gesagt,“ antwortete Hutten, ihn unterbrechend und seine Züge genauer betrachtend, „doch Du bist mehr als ein gewöhnlicher Bauer, bist Conrad, das wunderliche Haupt des armen Conradbundes.“

„So kennt Ihr mich, Herr? Ja, ich bin's, mag's nicht läugnen. Doch sagt, woher — — — —“

„Ich sah Euch gestern im Neidlinger Thal an Eures Hausen Spitze reiten.“

„Ganz recht, nun entsinn' ich mich auch Eurer. Ihr hieltet zu Roß unweit des Heimensteins, als wir thalabwärts zogen.“

„So freut mich's doppelt, Conrad, daß ich Dir den Dienst erzeigt; doch jetzo laß mich hören, wie sich der Kampf entspann.“

(Fortsetzung folgt.)

Motion des Freiherrn v. Andlaw, die Aufhebung des Spielpachts in Baden betreffend, begründet in der dritten öffentlichen Sitzung der ersten Kammer.

(Aus den „Verhandlungen der badischen Stände.“)

Durchlauchtigster Herr Präsident!
Hochgeehrteste Herren!

Bei verschiedenen Anlässen wurde in diesem Saale schon der Wunsch ausgesprochen, die großherzogliche Regierung möge die Frage in Erwägung ziehen, ob das öffentliche Spiel in Baden nicht beseitigt werden sollte. Als vor mehreren Jahren dem Spiele daselbst noch eine größere Ausdehnung gegeben und ein bedeutend vermehrter Pachtschilling erzielt wurde, so reihten sich an die Erneuerung des Vertrags sogleich trübe Gerüchte, welche nicht geeignet schienen, die Besorgnisse zu beschwichtigen, die in dem Freunde des Vaterlandes und der Sitte sich regen mußten. Es tauchten sodann von Zeit zu Zeit, wie aus einem tiefen, dunkeln Schlunde, Erzählungen auf, Gerüchte von empörender Verdorbenheit, von unglaublicher Verirrung, die mit diesem Spiel bald mittelbar, bald unmittelbar in Verbindung zu stehen schienen. An diese Gerüchte schlossen sich auch Thatsachen an, die zu allgemeiner Kenntniß kamen und schmerzliche Eindrücke hinterließen. Diese einleitenden vorläufigen Betrachtungen rechtfertigen schon, wie ich glaube, meinen Antrag:

„Seine königliche Hoheit den Großherzog ehrfurchtsvollst zu bitten, es möge Höchstdemselben gefallen, zu befehlen, daß der Spielpacht in Baden aufzuheben sey.“

Ich werde diesen Antrag auf eine doppelte Weise zu begründen haben: einmal durch die absolute Verwerflichkeit des öffentlichen Hazardspiels, und durch den Versuch der Widerlegung jener, mir wenigstens bekannten Vorwände, womit man sein Bestehen zu vertheidigen strebt. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es schwer, nicht zu viel zu sagen und Bekanntes nicht zu wiederholen. Wenige Bemerkungen werden genügen. Der Keim der Leidenschaften ruht schlummernd in dem Innern des Menschen; die Gelegenheit bringt ihn zur Entwickelung. Welche Leidenschaft ist aber fürchterlicher, als die Leidenschaft des Spiels? Es gibt beinahe kein Verbrechen, das sie in ihrem Schooß nicht bärge, beinahe kein Verbrechen, das sie nicht schon oft zur Reife brachte! Der vollendete Spieler sieht allmählig jeden Sinn für alles Höhere in sich ersterben, — er hört auf, Sohn zu seyn, er ist nicht Vater, nicht Gatte, er ist nicht Freund, nicht Unterthan, nicht Bürger, er ist nicht Mensch mehr — er ist nur Spieler. Die höchste Wonne ist für ihn die Spannung zwischen Gewinn und Verlust — sie erfüllt selbst in den Pausen seine Phantasie. Er übertäubt die Stimme des Gewissens! — So der Seelenzustand eines solchen Spielers! — Der Anblick vieler abgelebter Gewohnheitsspieler zeigt, wie es mit dem Zustande ihres Körpers steht! — Wenn man nun das Elend in das Auge faßt, das in Folge dieser wilden, entfesselten Leidenschaft nicht für den Schuldigen allein entsteht, wenn man in das Innere mancher Familien dringt, an die Opfer, die schuldlosen Opfer dieses Treibens, an die oft unfruchtbare Reue, an den Fluch der Verzweiflung denkt, so dürften wohl alle Stimmen schweigen, welche die Vertheidigung eines Lasters übernehmen wollten, das keine Entschuldigung zuläßt. Leuchtet uns aber die Verwerflichkeit dieses Uebels und das Entsetzliche seiner möglichen Folgen ein, so würde es sich mit dem erkannten Pflichtgefühle nicht vereinigen, einen Zustand fortbestehen zu lassen, den man für einen durchaus unsittlichen erkennen muß. Dies wäre vollends eines Landes und seiner Regierung nicht würdig. Welche Gründe macht man geltend, um über seine Handlungsweise sich gleichsam selbst zu täuschen? Vor Allem tritt uns der bekannte Satz entgegen: „Das Uebel besteht, es hängt mit der menschlichen Schwäche, ja in gewissem Sinne mit der menschlichen Natur zusammen. Ist es nicht besser, eine Art von Ordnung dabei einzuhalten, die den wilden Ausbrüchen begegnet? Sobald ihr das öffentliche Spiel in Baden nicht duldet, so wird es im Geheimen getrieben; ihr vermöget sodann den Folgen nicht zu steuern, welche ihr besorgt. Ich frage: Wer spielt? Vor Allem eine Anzahl solcher Menschen, wie sie oben geschildert sind, für welche die Tagessonne aufgeht mit dem ersten Kartenschlag, mit der ersten Kugel, die sich dreht, und deren Tageslauf sich mit der letzten endet. — Daß es unter der Zahl solcher Menschen viele gibt, die der sogenannten vornehmen Welt angehören, die ihr dadurch anzugehören wähnen, läßt sich nicht bezweifeln, ändert aber an ihrem Werthe nichts. — An diese Gattung schließt sich eine Reihe Solcher an, die sich den Anschein von Spielern geben, welchen aber das

Digitized by Google

Spiel keineswegs die Hauptsache, sondern nur das Mittel zu Erreichung anderer Zwecke ist. Ein gewisser Instinkt zieht sie dahin; sie vermuthen nicht mit Unrecht, daß da, wo sich das Laster breit macht und im goldenen Schimmer selbstgefällig spiegelt, andern Lastern eine reiche Beute nicht entgehen kann. Werden Sie geneigt seyn, diesen beiden Klassen zu lieb das öffentliche Spiel zu erhalten? Eine gewisse Anzahl ehrenwerther, reicher Gäste erscheint ebenfalls am grünen Tische, angezogen durch das Spiel, oft wider Willen seinem Zuge folgend, weil es da ist, ja, es oft verwünschend, hat es sie getäuscht. Aber der Reiche ist es nicht allein, der seine Opfer darbringt; die Raschheit der Entscheidung, das Lockende eines leichten Erwerbes sind selbst dann verführerisch, wenn kein eigentlicher Hang zum Spiele überhaupt besteht, — der Reiz vermehrt sich mit der Lust zum Spiel. Der Versuchung unterliegt mithin gar leicht der Unbemittelte, oft der Arme. Soll man dazu behülflich seyn, für diese Klassen von Spielern Leidenschaften zu nähren, ja zu schaffen, wo auch nicht ein entferntes Verlangen darnach ohne die Gelegenheit bestünde? Glaubt man, für solchen Dienst wohl auch nur Dank zu ernten? Wer große Summen verlieren kann und solchen Gebrauch und Mißbrauch des Reichthums nicht verschmäht, der thue es mit Seinesgleichen, auf eigene Gefahr. Hier mag allerdings oft in Wahrheit gelten, was jüngst bei feierlich wehmüthigem Anlasse ausgesprochen wurde: „daß festlich geschmückte Stätten, daß die Hallen der Lust und Spiele, die geduldigen Zeugen von — Herr! Du weißt es, — wie viel Sünde und Schande schweigen; daß aber Gräber zeugen von Unheilssaaten, die zu unheilvoller Ernte reifen." Lassen Sie uns vermeiden, daß unter dem Schutze, unter der Pflege des Staates solche Saaten zu fluchwürdiger Ernte reifen. — Man halte die öffentliche Lockung von Jenen ab, die kein Bedürfniß ohne sie empfinden, und deren Ruhe, deren Lebensglück — wie oft! — dadurch verloren geht. Sollte das speculirende Laster in dunkler Höhe seine Fallstricke bereiten, dürfte es der Aufsicht der Behörden nicht schwer fallen, Unerfahrene und Leichtgläubige vor diesen Gefahren zu schützen. Eine schlimmere Seite der Widerlegung bietet, dem Anscheine nach, der materielle Vortheil, der sich an das Spiel knüpft, oder daran knüpfen soll. Es ist vor Allem der Vortheil der Stadt Baden, den man vorschützt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wieder Ausländerei.) Aus Würtemberg wehklagt ein Quidam in der Leipziger Zeitung, daß Dingelstedt (oder Dünkelstedt, wie sie ihn in Kassel auch nannten) würtembergischer Hofrath und Kabinetsbibliothekar und ein Elberfelder Secretär beim Kronprinzen geworden sey, und meint, sie wären doch Ausländer. Ist Würtemberg nicht auch Deutschland?

Salvis Erfolge in Paris sind fortwährend so glänzend, daß er allen andern Künstlern daselbst ein fürchterlicher Rival geworden ist. Jedes Mal, wenn er auftritt, feiert er einen wahren Triumph, und erhält die ehrendsten Beweise besonderer Auszeichnung. In der „Maria di Rohan" war seine Leistung wirklich meisterhaft, und man war allgemein erfreut, daß der so schöne Tenorpart in dieser Oper ihm, und nicht, wie es früher hieß, Mario zugetheilt ward. Seitdem will Mario Rache nehmen, und ist gesonnen, keine andere Rolle zu spielen als die — — des beleidigten Tenors!

Der 52jährige Scribe soll nicht weniger als achtundvierzig Mitarbeiter für seine verschiedenen Bühnenstücke zählen, und manche Scenen und Acte kaum selber kennen.

(Berlin, 6. Dec.) Die hiesige Bibelgesellschaft hatte bekannt machen lassen, daß sie unentgeltlich Exemplare des heiligen Buchs an die Bittenden vertheilen wolle. Einige Zeit darauf machten die Gefangenen irgend einer Anstalt von jener Bitte Gebrauch, und erhielten natürlich mit Freuden das Gewünschte. Statt in den Büchern nach Besserung zu forschen, zerschnitten aber die Unverbesserlichen die Blätter, nahmen die Buchstaben heraus und klebten sie mit Brodkrumen auf Holzstäben zu neuen Worten zusammen. In dieser Weise führten sie ihre Korrespondenz, und sollen das pfiffige Handwerk schon eine geraume Zeit getrieben haben, als man von Seiten der Aufsichtsbehörden dahinter kam und genöthigt ward, sogar die Bücher als gemeingefährlich fortzunehmen. Diese Geschichte zirkulirt hier jetzt in der ganzen Stadt, und wird sehr mannichfach besprochen.

Nach Briefen aus Düsseldorf ist keine Hoffnung vorhanden, daß die dortige Malerschule sich in ihrem bisherigen Flor erhalten werde. Mehrere ihrer Koryphäen scheinen ihren Aufenthalt anderwärts, namentlich in Cöln nehmen zu wollen.

Hr. Julian Chownitz, der frühere Redakteur des „Charivari" in Pesth, der „Eisenbahn" in Leipzig und des „Rheinlands" in Mainz, soll, wie es heißt, zu Anfang des nächsten Jahres die Redaktion eines neuen Blattes: „Der Tagesspiegel" übernehmen. War in Ch's. bisheriger Redaktionsweise auch nicht Alles zu billigen, so ist ihm eine leichte, kecke und humoristische Behandlung des Tagesstoffes doch nicht abzusprechen.

Wie viel Klagen auch in unsern Tagen laut werden, unsere Zeit findet Muße und Stoff genug zum Jubiliren. Kürzlich feierte u. A. ein Krammetsvogelfänger im südlichen Voigtlande sein fünfzigjähriges Jubiläum als Krammetsvogelfänger.

Vor den Assisen des oberrheinischen Departements wurde kürzlich folgender Fall einer eben so empörenden als unnatürlichen Grausamkeit verhandelt. Eine Frau, Namens Collignon, die Gattin eines achtbaren Handelsmannes, hatte eine Abneigung gegen zwei von ihren Kindern, einen Knaben von etwas über drei Jahren und ein Mädchen von 30 Monaten, gefaßt. Sie sperrte dieselben in einen engen Raum, wo sie von Ungeziefer verzehrt wurden und nichts Anderes zur Nahrung bekamen, als einige harte Brodkrusten mit Wasser; oftmals ergötzte sich die unmenschliche Mutter daran, die armen Kinder, wenn sie diese ärmliche Nahrung zu den Lippen führten, auf die Finger zu schlagen. Einmal gab sie dem Knaben das Brod sehr gepfeffert und versagte ihm dann den Trunk, und häufig zwang sie die Kinder, siedendes Wasser zu trinken. Der

Digitized by Google

Knabe starb und die Aerzte erklärten, sein Tod sey durch Hunger und Mißhandlung herbeigeführt worden. Das Mädchen hätte ohne Zweifel dasselbe Loos gehabt, wenn es nicht noch zeitig der Mutter weggenommen worden wäre. Diese wurde zu lebenslänglicher schwerer Zwangsarbeit verurtheilt.

(München, 8. Dec.) Herr Professor Gruithuisen macht Folgendes in der „Münchener pol. Ztg." bekannt: „Warum diese Witterung? Trotz der unfreundlichen Witterung gelang es doch dem Unterzeichneten, am 4., 5. und 7. der nächstvorhergehenden Tage Sonnenbeobachtungen zu machen. Es fanden sich nach und nach zwei Partien von Flecken in der Nähe der Mitte der Oberfläche der Sonne, deren die eine drei, die andere vier kleine Flecken zeigten, die allmählig entstanden waren und jetzt am westlichen Sonnenrande zu verschwinden im Begriffe sind. Es wird wohl Niemand im Stande seyn, eine andere Ursache unserer warmen, unordentlichen Decemberwitterung aufzuweisen, als diese Sonnenflecken."

(Stockholm.) Die Commission von sachverständigen Offizieren zur Prüfung der Erfindung des Baron von Wahrendorff, Kanonen mit s. g. Hinterladung zu gießen, hat dieselbe als vollkommen gelungen erklärt. Diese Erfindung wird wahrscheinlich einen großen Einfluß auf die künftige Bestückung der Festungen und Kriegsschiffe haben, und dann die berühmten Gießereien bei Aakar dem Auslande ein neues werthvolles Product liefern.

Korrespondenz.

Aus dem Kreise Alzei, im Dec.

Die in letzterer Zeit in unserem Vaterlande durch die weise Fürsorge unserer alles Gute und Gemeinnützige so bereitwillig fördernden Staatsregierung entstandenen vielfachen Postverbindungen sind ein neuer Beweis dafür, daß man von Seiten derselben beobachtet und prüft, was zur Förderung des Gemeinwohls der Landesbewohner dienlich ist, und auf den Grund dieser Prüfungen alle die Einrichtungen in's Leben ruft, die als Mittel zum Zwecke nothwendig erscheinen. Dieses wird nicht nur im Inlande mit Dank anerkannt, sondern auch im Auslande läßt man unserer weisen Staatsregierung und ihrem regen Streben nach Vorwärts in allen Beziehungen, welche das geistige und materielle Wohl der Landesbewohner berühren, volle Gerechtigkeit widerfahren und zollt ihr aufrichtige Anerkennung. Die Vermehrung der Postverbindungen zur Beförderung des schnelleren Verkehrs und Transports erscheint eben so zeitgemäß als erwünscht und diejenigen Distrikte unseres Vaterlandes, durch welche dieselben ihren Zug nehmen, werden sie freudig willkommen geheißen haben. Auch in unserem Kreise hoffen wir schon seit Jahren auf eine Postverbindung zwischen Darmstadt nach Alzei und Kreuznach; allein unerachtet der Verwendung der Behörden, unerachtet der erwiesenen Nothwendigkeit dieser Verbindung einer Kreishauptstadt mit der Residenz ist unsere Hoffnung bis jetzt unerfüllt geblieben. Eine direkte Verbindung zwischen Darmstadt und unserer an der baierischen Gränze liegenden Kreishauptstadt, in welcher sich der Sitz eines Kreisraths und Kreisgerichts befindet, wo viele Staatsdiener, Beamte, Angestellte, Pensionaire und reiche Privaten leben, wo der Kaufmanns- und Gewerbsstand sehr zahlreich ist, dürfte sicherlich nicht überflüssig erscheinen, wenn man erwägt, wie viele amtliche und private Angelegenheiten eine persönliche Reise nach der Residenz, als dem Sitze der höchsten und allerhöchsten Behörden des Landes, erfordern. Wir können zwar durch Postverbindung von Alzei aus nach Darmstadt reisen, allein nur durch 5 — 6 Stunden Umweg über Mainz. Die grade und frequenteste Provinzialstraße von Alzei über Oppenheim nach Großgerau ist unser direkter Weg nach Darmstadt. Für diese Route wäre eine Postverbindung in's Leben zu rufen, da sie als wahres Bedürfniß erscheint. So viel uns bekannt, bestehen diesseits nur zwei direkte Postverbindungen zwischen Darmstadt und Rheinhessen, nämlich in Mainz und in Worms, welche letztere zuerst in der jüngsten Zeit errichtet worden ist. Dagegen finden wir in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen Postverbindungen nach allen Richtungen hin bis zu den entferntesten Städten des Landes. Wurden doch zuerst in letzterer Zeit für Starkenburg sieben Postverbindungen publicirt! Was mag wohl der Grund davon seyn, daß die Provinz Rheinhessen nicht auch die in Frage stehende Postverbindung mit der Residenz, die auf dem letzten Landtage sogar von den Ständen der Staatsregierung zur Errichtung dringend empfohlen wurde, erhalten hat? Diese Frage, welche gegenwärtig häufig gethan wird, hat in jenen Errichtungen von Postverbindungen ihren Grund. Wir wollen in der verzögerten Errichtung einer direkten Personenpostverbindung zwischen Darmstadt und Alzei nach Kreuznach keine Zurücksetzung dieser Provinz vor der jenseitigen erblicken, das sey ferne; denn das erschiene zugleich als ein Vorwurf gegen unsere weise Staatsregierung, von deren Bereitwilligkeit für Errichtung dieser Verbindung wir überzeugt sind. Die fürstl. thurn- und taxische Oberpostbehörde dürfte wohl am ersten an der Verzögerung der erwähnten Postverbindung die Schuld tragen, weil dieselbe die Frage zu ängstlich in Erwägung ziehen mag: ob auch diese Postverbindung der Postkasse viel eintragen werde, oder nicht. Wenn nun allerdings die Frage wegen des Geldvortheils für die fürstl. thurn- und taxische Oberpostbehörde von Wichtigkeit ist, was wir gern zugeben, so dürfte auf der andern Seite in Erwägung zu ziehen seyn, daß durch eine Postverbindung zwischen einer Gränz- und Kreishauptstadt mit der Residenz einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen und vielseitigen Wünschen begegnet würde. Außer Rücksicht darf dieses nicht gesetzt werden und selbst in dem Falle, wenn für die fürstl. thurn- und taxische Postkasse kein glänzendes Resultat in Aussicht zu nehmen wäre, müßte dem Bedürfnisse abgeholfen werden. Weiß ja doch Jedermann, daß jene Kasse im Allgemeinen aus unserem Lande sehr großen Gewinn zieht. Auch bei Errichtung der oft erwähnten Postverbindung wird die fürstl. thurn- und taxische Postkasse keine Einbuße zu befürchten haben, dieses sind wir zum voraus überzeugt. Man lasse sie nur in's Leben treten, an Frequenz wird es nicht fehlen. Der Mangel an Transportmitteln auf direktem Wege nach Darmstadt hat seither Manchen abgehalten, nach Darmstadt zu reisen; würde aber eine Postverbindung in's Leben treten, so würde man häufig und oft Veranlassung nehmen, die Residenz zu besuchen und die Bewohner unseres Kreises träten alsdann mit des Landes Hauptstadt in eine nähere Verbindung. Wir hoffen daher hinsichtlich der in Aussicht gestellten Postverbindung nicht unberücksichtigt gelassen zu werden und sehen einer baldigen Errichtung derselben mit vollem Vertrauen entgegen.

Auflösung der Charade in 345.

Selbstmord.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Dec. (Zum Erstenmale): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Edlar Heigel, Musik von Alois Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druk und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 347. Sonntag, den 17. December 1843.

Der arme Conrad.

(Fortsetzung.)

„Ich ging," sprach Conrad, „mit meiner Braut, dem Gretchen hier, das ich aus Neidlingen mir geholt, nach Glems, wo ihre Sippschaft haust, bei der wir Hochzeit machen wollen. Als wir uns nun dem hohen Urach nahen, wo, wie Ihr wissen werdet, des Herzogs Vater, der alte wahnwitzige Graf Heinrich, seit zwei und zwanzig Jahren schon in Haft sitzt, da kamen mir zwei Reisigen mit freundlicher Gebärd' entgegen, sagten, sie seyen von des Schloßhauptmanns, des Ritters von Werbenwag, Leuten, und wollten ein Stücklein Weges selbander mit uns schlendern. Ein Weilchen ging Alles gut. Bald aber begannen die Schäker mit dem Mädchen vertraut zu thun, und rückten mit dem Begehr heraus, ich sollte mit ihnen hinauf nach Hohenurach kommen, und dort dem Hauptmann, der ein gar großer Freund von schmucken Dirnlein sey, mein Gretchen auf einen Tag nur zur Gesellschaft lassen; er werde mir's mit blankem Golde baß vergelten, und böten sie mir gleich zum Handlohn hier drei gute Gulden an. Was ich den Schurken d'rauf erwiedert, könnt' Ihr wohl denken. Von Worten kam's zur That, und also habt Ihr uns im Kampfgemeng gefunden."

„Tod und Teufel!" rief Hutten ergrimmt, „Ritter und herzoglicher Schloßhauptmann, und treibt solch schändlich Handwerk!"

„Nicht das erste Mal ist es, daß Mädchenraub in dieser Gegend vorgefallen; man hatte mich schon gewarnt, doch wollt' ich's nicht glauben."

„Ich geleit' Euch bis nach Glems, Conrad, damit nichts Arges fürder Euch begegne."

„Mög' es Gott Euch lohnen, Ritter! Mein Arm ist Euer, wenn Ihr ihn je bedürft."

Hutten hob das vor Furcht noch immer bebende Gretchen auf sein Roß und ging daneben mit Conrad in trauliches Gespräch vertieft.

„Euer Bund ist nicht, was er scheint, lieber Conrad, ist nur die Larve einer Fastnachtsposse, womit ihr euer bitteres Elend selbst verspottet, während ein ernstbetrübtes Gesicht darunter steckt. Seyd ohne Arg gegen mich, ich nehme redlich Theil an eurer Noth."

„Ja, unser Elend ist groß," entgegnete Conrad mit dem Ausdruck herzerschütternder Wahrheit, „so groß, daß nur die Narrheit noch es tragen kann. Fürst und Adel und Pfaffenschaft treten uns um die Wette mit Füßen, und saugen uns gierig das Blut aus den Adern. Feld- und Baufrohnen lassen uns kaum die vierte Tagesstunde zur Bestellung des eigenen Ackers übrig; und haben wir nun mit saurem Schweiß die Saat zum Aufgehen gebracht, dann bricht das Wild aus den Forsten herein und frißt die jungen Halme ab, oder wir müssen als Treibjungen bei der Hetzjagd lustig zuschauen, wenn der vornehme Troß mit lautem Hussah hindurchtobt und den Segen des Herrn vom Hufschlag der Rosse zertreten läßt. Und ist nun doch ein leidlich Stückchen Ernte übrig, dann kommt der Vogt und zählt die achte, neunte oder zehnte Garbe ab, die auf des Herrn Theil fällt, dann kommt der Pfaff und macht es eben so für sich. Und wie bei'm Getraide, so geht es bei allem Uebrigen. Die Heerden auf der Weide, die Frucht am Baum, der Honig und das Wachs im Stock, alles ist zehntpflichtig. Aber hört weiter. Stirbt einer von uns, und Weib und Kinder wollen die traurige Erbschaft antreten, dann theilt der Herr auch mit und greift nach dem besten Pferd oder Stier, ja, schämt sich nicht, das Sonntagskleid des Vaters dem Sohne, den Kirchenmantel der Mutter der weinenden Tochter zu entreißen, weil ihm sein Herrenrecht des sogenannten Besthaupt oder Todfall zuspricht. Nun kommen noch Gülten und Renten, Beden und Steuern ohne Ende, die bald dem Burgherrn, bald dem Kloster und Priester, bald dem Herzog selbst zu leisten sind. Nun kommen endlich, was das Schlimmste ist, willkürliche Bedrückung und Verhöhnung aller Art, die wir vor keinem Richter klagbar machen können, weil wir nur elende Hörige und Knechte sind. Doch was erzähl' ich Thor dies Klagelied denn Euch, der Ihr ja selbst vom Herrenstande seyd, und wer ist mir Bürge dafür, daß Ihr — — — — — —"

„Halt ein, Conrad, kein Wort des Verdachtes weiter! Meinst Du, weil ich ein Schwert und Sporen trage, ich trüge ein Herz von Stahl auch in der Brust! Wie ein dreischneidiger Dolch ist Deine Rede mir durch's Herz gegangen, doch ich danke Dir dafür. So hab' ich die Wahrheit noch nie gehört. Bis zum elften Jahr auf meines Vaters Burg erzogen, hab' ich euer Mühsal wohl von fern mit angesehen, doch eben nichts weiter dabei gedacht, als daß ihr es schlechter hättet, wie ich, weil es just so und anders nicht seyn müsse. Dann in's Kloster gesteckt, dann auf Hochschulen umhergeworfen, hab'

Digitized by Google

ich an Kenntniß und Erfahrung mancherlei gesammelt, doch an euch Aermste wahrlich nie gedacht. Nun steht Ihr auf ein Mal mit eurem bodenlosen Jammer wie eine mahnende Blutschuld herzfolternd vor meiner Seele, daß ich mich schäme, dem Stand eurer Peiniger anzugehören, und bitter trauere, daß unser Deutschland noch solch ein weiter Sklavenkerker ist. Conrad, ich gelob' es Dir bei Gott, ich will einst thun, was an mir ist, damit es anders werde!"

„Ritter Hutten, nun trau' ich Euch," rief der Bauer, dem Freudenthränen über die braunen Backen rollten, „bald sollt Ihr mich nun ganz erkennen lernen."

(Fortsetzung folgt.)

Motion des Freiherrn v. Andlaw, die Aufhebung des Spielpachts in Baden betreffend, begründet in der dritten öffentlichen Sitzung der ersten Kammer.

(Schluß.)

Es hat allerdings etwas Peinliches, wenn man Vortheilen entsagen soll, die mit einem Zustand zusammenhängen, der einmal besteht, Vortheilen, deren Gunst sich andern Orten zuwenden dürfte, was mithin Verluste bringen würde, ohne den Gesammtzweck auch nur zu erreichen, den man dabei im Auge hat. Zunächst frägt es sich: Würde die Stadt Baden Verlust an ihrem materiellen Wohl erleiden, wenn der Spielpacht aufgehoben ist? Ich glaube nicht. Eine gewisse, vielleicht eine große Zahl ihrer seitherigen Besucher dürfte ihr etwa entgehen. Sollte dieser Verlust jedoch so empfindlich seyn? Würden sich nicht Manche unter dieser Zahl befinden, die Baden keine Ehre, zweideutigen Vortheil, Einzelnen sogar Verluste brachten? Dieser Ausfall ihrer Gäste würde wahrscheinlich reichlich ersetzt durch eine große Menge solcher Fremder, welche in jeder Weise wünschenswerther sind. Meine Annahme wird durch die mir bekannte Thatsache bekräftigt, daß gerade das Spiel und was damit zusammenhängt, nicht nur Familien und ehrenwerthe Männer abgehalten hat, Baden zu besuchen, sondern auch Viele bestimmte, ihren Aufenthalt dort abzukürzen. Eine Fülle der mannichfaltigsten Pracht ist über das herrliche Thal von Baden verbreitet — wie Manchem wird dieses schöne Land zu einem Ort der Qual? Wo geheimnißvolle, wunderthätige Kräfte Heilung und Segen spenden, führt vielleicht Manchen die Versuchung des öffentlichen Spiels dem Siechthum der Seele, dem häuslichen Untergang, dem Verderben entgegen? Wie viele mögen mit Verwünschungen eines Aufenthalts gedenken, wo sie Genuß und Freude suchten, und so reinen Genuß, so reine Freude hätten finden können? Sollte es der Stadt Baden, ihren ehrenwerthen Bürgern gleichgültig seyn, in welchem Sinne man ihrer und ihres lieblichen Thales gedenkt? Im Allgemeinen läßt sich übrigens nicht verkennen, daß, wenn höhere sittliche Rücksichten gebieten, materieller Gewinn nicht in Frage kommen darf. Ich irre sicher nicht, wenn ich annehme, daß die Vorstände, die Bürger Badens zu solchem Zwecke willig Opfer bringen würden, sollte sich dieser höchst unwahrscheinliche Fall auch ereignen. Wie dürfte man aber im Ernst an eine Verminderung der Frequenz in Baden glauben, wenn man die Verhältnisse in ihrem Zusammenhang betrachtet? Die Eisenbahn hat im letzten Monat August allein weitaus über 100,000 Reisende zwischen drei Städten befördert, die zusammen etwa 160,000 Einwohner zählen mögen. Wie groß mußte demnach der Zug der Fremden seyn! In kurzer Zeit wird die Eisenbahn diese Reisenden unmittelbar bis an den Eingang des Thales von Baden bringen, ebenso andere Reisende, welche erst wenige Stunden vorher die Schweiz verlassen haben werden. Baden wird sodann ein Belustigungsort des großen und reichen Straßburg's und vieler anderer Städte seyn, wie denn solche Unterhaltungsplätze allenthalben mehr und mehr ein Bedürfniß der Genußsucht sind, und durch die Eisenbahnen sich nicht auf einen engen Kreis zu beschränken haben. Wie aber nun, wenn diese Tausende, namentlich an Sonn- und Festtagen, nach Baden strömen, wenn sie dahin tragen, was ihnen schon als ein Ueberschuß der Reisekosten durch den wohlfeilern Transport erscheint? wenn diese Tausende sich nun um die nothwendig vermehrten Spieltische drängen? — Ich mahne die Regierung allen Ernstes an das gesteigerte Gewicht ihrer vielfachen, zunächst moralischen Verantwortung, das unter diesen Verhältnissen bei Erhaltung des öffentlichen Spieles in Baden auf ihr lasten müßte. Soll indessen bei Abschaffung des Spiels der Hauptzweck, der moralische Zweck, vollständig erreicht werden, so ist durchaus erforderlich, daß eine solche Maßregel nicht auf einzelne Bundesstaaten beschränkt bleibe. Ich halte dafür, es sey zunächst die Aufgabe des einzelnen Abgeordneten, auf Beseitigung von Uebelständen im Lande selbst hinzuweisen. Wollte aber die hohe Regierung einen Beschluß veranlassen, welcher zu Unterdrückung des öffentlichen Spiels in dem ganzen Umfange der Bundesstaaten führen könnte, so würde diese Initiative ihr zu hoher Ehre und wahrem Verdienste gereichen. In diesem Falle könnte selbst von der Möglichkeit eines Verlustes für Baden durch Beseitigung des öffentlichen Spiels daselbst keine Rede mehr seyn. Frankreich, inmitten gährender Bewegung, fühlte in sich die moralische Kraft, sich dieses Uebels zu entledigen. Das sich so gern seiner Sittlichkeit rühmende Deutschland sollte eigenes und fremdes Gift in seinem Innern nähren? Ein dritter Einwand, den man meinem Vorschlage entgegenhalten kann, ist der Ausfall der Einnahme in der Staatskasse selbst. Diese Einnahme des Spielpachtes wird, so viel mir bekannt ist, zu keinem andern Zwecke verwendet, als theils Baden, theils andere einheimische Badeorte äußerlich zu verschönern. Der eigentliche Staatshaushalt ist also dabei nicht betheiligt. Wäre dies aber selbst der Fall, so glaube ich, daß sich Mittel finden dürften und müßten, einen *solchen* Gewinn entbehren zu können; um so leichter also da, wo das Bedürfniß ohnehin ein untergeordnetes ist. Oder bedarf es etwa solcher Prachtgebäude, solcher Schöpfungen ausgesuchter Kunst, da, wo sich eine so glückliche Natur entfaltet? Sollen wir mit *solchen* Mitteln uns bemühen, das Leben der großen Welt, wenn auch mit seinen vielfach edlen Genüssen, doch auch mit seinen eigentlichsten Schattenseiten in so gesteigerter Weise dahin zu tragen, wo es entbehrlich ist, und wo man es oft so gerne flieht? Was in den Schranken billiger Ansprüche für Baden und andere Kurorte erwartet werden darf, könnte doch wohl ohne Gefährdung so hoher moralischer Interessen zu erringen seyn. Das Einfachste scheint mir, diesem Zwecke vorerst die Ueberschüsse der indirekten Steuern der Stadt Baden

Digitized by Google

selbst zuzuwenden, welche bei der durch die Eisenbahn vermehrten Frequenz eine nicht unbedeutende Summe betragen dürften. Durchlauchtigste, hochgeehrteste Herren. Ich glaube nicht, daß die Sonne eines höhern Glückes über unserm Lande, selbst nicht über der Stadt Baden leuchtet, seitdem sie dort den erhöhten Glanz bescheint. Ueber der schwindelnden Höhe künstlerischer Entwickelung gähnt der Abgrund des Rückschrittes, der Verlassenheit. Streben Sie mit mir, indem Sie in meinen Antrag willigen, von unserm schönen Baden die Gefahr einer vielleicht nahen Zukunft abzuhalten. Möchte es dem Lande Baden vergönnt seyn, durch sein ehrenvolles Beispiel vorzuleuchten, welches Beispiel sodann das große Deutschland, dem großen Frankreich gegenüber, nachzuahmen sich gedrungen fühle.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 11. Dec.) Der heiße Streit über das vertrauliche Wörtchen „Du" ist endlich definitiv entschieden und zwar durch folgende Anekdote. Ein Landwehrlieutenant, der Sohn eines vornehmen Schuhmachers, befiehlt bei der Uebung einem Landwehrmann, dem Sohn eines Banquiers, mittelst des Wörtchens „Du", fester aufzutreten. Landwehrmann: ich kann es nicht, Herr Lieutenant. Lieutenant: ich befehle Dir nochmals, fester aufzutreten. Landw.: es ist mir nicht möglich, Herr Lieutenant. Lieut.: warum nicht? Landw.: Sie haben mir die Stiefel zu eng gemacht, Herr Lieutenant.

(Mannh. Abendztg.)

(Berlin, 12. Dec.) Unsere königl. Bühne wird nächstens wieder ein Shakespeare'sches Stück, nämlich das Lustspiel: „Wie's euch gefällt", zur Aufführung bringen. Tieck soll's wieder übernommen haben, dasselbe in Scene zu setzen.

(Dampfmaschinen.) In dem durch die Trockenheit des Jahres 1842 gesteigerten Streite der Landwirthe und Wasserwerksbesitzer um die Benützung der Bäche und Flüsse wurde die Einführung kleiner Dampfmaschinen in die Fabriken als nützliches Auskunftsmittel empfohlen. Durch neuere Erfahrungen ist nun so viel bewiesen, daß in jedem Etablissement, in welchem Dampfkessel zur Erwärmung von Flüssigkeiten, Trokkenstuben ꝛc. gebraucht werden, eine verhältnißmäßige Dampfmaschine als bewegende Kraft mit großem Vortheil eingeführt werden kann, indem der Mehrverbrauch an Brennmaterial nur höchst unbedeutend zunimmt. Derselbe Dampf, welcher zur Heizung gebraucht wird, geht nämlich vorher durch die Maschine und setzt sie in Bewegung, und der Dampfverlust ist bei diesem Durchgang nach den bisherigen Erfahrungen so gering, daß man von dem Gesammtverbrauch an Steinkohlen nur etwa 20 pCt. auf Rechnung der Dampfmaschine setzen darf.

Wir lesen in dem Organe des Flandres: „Die Pariser Blätter haben uns dieser letzten Tage eine höchst interessante Thatsache gemeldet, die nicht unbemerkt vorübergehen darf. Mit einer Seelengröße, welche Lob und Bewunderung erregt, hat Se. Maj. der König der Franzosen der Mutter Alibaud's, welche sich im Elend befindet, Unterstützungen geschickt; außerdem hat der König versprochen, diese Frau inskünftige seiner Freigebigkeit Theil werden zu lassen. Es ist dies ein Zug von wahrer Seelengröße. Alibaud trachtete Ludwig Philipp nach dem Leben, und der König beeilte sich, dasjenige der Mutter des Königsmörders zu fristen. Der Tod des Königs hätte das rohe Glück des Meuchelmörders begründet; der Fürst findet sein Glück darin, daß er die Mutter des Mörders unterstützt. Fern sey von uns der Gedanke, diese Frau wegen des abscheulichen Verbrechens ihres Sohnes verantwortlich zu machen; wir wollen blos bescheinigen, daß dieses unerhörte Attentat auf das edle Herz des Königs der Franzosen nicht einwirkte, daß es die königliche Milde von der Mutter des Königsmörders nicht abwandte. Der erlauchte Gemahl unserer vortrefflichen Königin zeigte sich, wie immer, edel als König, wunderbar als Privatmann; eine an seiner Person begangene schändliche That bot ihm eine Gelegenheit, seine Wohlthätigkeit zu beweisen, und diese Gelegenheit ergriff er mit einer Beeiferung, welche seinem schönen und edlen Charakter zur Ehre gereicht! Die Geschichte wird der Nachwelt diesen erhabenen Zug aufbewahren."

(Göthe's Haus. Weimar, 25. Nov.) Der schöne Gedanke: „Göthe's Haus als National-Denkmal" wird er sich noch verwirklichen? Leider müssen wir daran zweifeln. Um Haus und Sammlung ganz in ihre Gewalt zu bekommen, haben die Herren Walter und Wolfgang von Göthe ihre noch unmündige Schwester Alma mit dem dritten Theil der Summe, welche der Bundestag zum Ankauf verwilligt hat, also mit 20,000 Thlr. abgefunden. Walter v. Göthe ist seit einiger Zeit hier, und es wird ihm das Haus nebst Sammlungen in diesen Tagen überliefert werden. Die beiden Herren sind also jetzt im Besitz. Was diese thun werden, ist noch unbekannt — sie werden sich selbst das Urtheil sprechen. Wir wollen nicht vorgreifen, allein zu seiner Zeit mit rücksichtslosem Worte auftreten.

(Magdeb. Ztg.)

(Wien, 9. Dec.) Fanny Elsler hat sich endlich doch bewegen lassen, zum Besten öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten zu tanzen. Das Publikum war entzückt und beide Mal erschienen die Majestäten und der Hof. Unsere Damenwelt aber bewunderte am meisten den Reichthum ihres Schmuckes, mit dem sie erschien. Manche Fürstin dürfte sie beneidet haben. Das zweite Mal war sie mit einem Diadem, das einer Königin nicht unwürdig gewesen wäre, geschmückt. Ihr Busen war mit einer Diamanten-Schleife, sowie ihre Arme mit kostbaren Bracelets, welche die Augen blendeten, geziert. Die Einnahme für die Armen betrug gegen 5 bis 6000 Gulden Cour. Münze. — Die französische Schauspielergesellschaft hat fortwährend volle Häuser im Kärnthnerthor-Theater. Unser Adel und die Elite der Gesellschaft füllen stets das Haus; auch der Hof scheint dieses Theater sehr zu begünstigen.

Korrespondenz.

Berlin, 12. Dec.

Das neue, hier zur Aufführung gekommene historische Trauerspiel „Franz von Sickingen" ist im Ganzen wirklich traurig befunden worden. Das Publikum hat auch, so weit es, ohne die darüber bestehenden polizeilichen Gesetze zu verletzen, anging, seine Meinung sehr deutlich darüber ausgesprochen, ein Umstand, den selbst die Recension in der Vossischen Zeitung, von welcher eins der hiesigen Tageblätter

Digitized by Google

vor acht Tagen erzählte, daß sie (die Recension) bereits zum Druck bereit läge, nicht ganz unangedeutet läßt. Der Recensent geht aber diesmal um die Thatsache in einiger Verlegenheit, ungefähr wie die Katze um den heißen Brei, herum. So viel aber steht fest, daß sich dies Trauerspiel eben so wenig als die früheren dramatischen Gaben des Verfassers lange auf unserer und überhaupt auf der deutschen Bühne erhalten wird, wenn es ja an anderen Orten auch zur Aufführung kömmt. Wo aber dürfte die Darstellung, oder mit anderen Worten, das schwache dramatische Gebäude, solche Stützen finden, als hier, wo die Talente eines Rott und einer Crelinger die Sache noch so weit, als es irgend möglich war, hielten. Dieser Erscheinung im königl. Schauspielhause gegenüber stehen eben so wenig erfreulich nach wie vor die italienischen Opern in der Königsstädt. Sie haben im Felde der Karrikaturen alle politischen Anspielungen und selbst den deutschen Michel verdrängt, denn man sieht jetzt ein Bildchen aushängen, wo in einem ganz leeren Raume eine Anzahl Mäuse ungenirt und frei herumtanzt und sich selbst nicht von einem dicken Mann, der in einer Ecke steht und dem Treiben zornerfüllt zusieht, stören läßt, weil er seine Maßregeln so genommen hat, daß das Lokal für Niemand zugänglich wird. Unter solchen Umständen ist es gut, daß in diesem Augenblick mehr als zwanzig, zum Theil vortrefflich arrangirte Weihnachtsausstellungen, von denen die in den Lokalen der Herren Gropius, Faust, Fuchs u. s. w. sich wieder vorzüglich auszeichnen, dem Publikum anderweitige Vergnügungen, Abwechselungen und Erheiterungen verschaffen.

Vom Main, im Dec.

Hat euch die Schule ganz bemeistert,
Ihr weisen Herr'n, und wähnet ihr,
Zusammen sey die Welt gekleistert
Aus Pappendeckel und Papier?
Ihr bessert hier und dort vergebens,
Und wähnt, ihr habt was Rechts gethan,
Doch prächtig schwillt der Baum des Lebens
Und strebt den hohen Wolken an.

Aus allen Gegenden Deutschlands treffen die erfreulichsten Berichte über das Wiedereinführen des Turnwesens ein, überall treten wackere Männer unter hoher und höchster Theilnahme zusammen, um Turnvereine zu begründen, und jeder wahre Freund des Vaterlandes und der Jugend begrüßt ein solches rege Streben als ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Aber wie alles Neue, Gute und Große, unter welcher Gestalt und von wem es auch hervorgehe, so hat auch leider das Turnwesen seine offenen und geheimen Feinde, welche kein Mittel, sey es auch das verwerflichste, unversucht lassen, um es in der öffentlichen Meinung zu verdächtigen. In unserer Maingegend blühen die Turngesellschaften kräftig empor, namentlich gilt dies von der zu Hanau, welche unter dem Beistand des hohen Stadtmagistrats und der umsichtigen Leitung ihres Turnwarts und Vorstandes sich immer mehr ihrem ganzen Wesen nach entwickelt und nahe an 200 wackere Jünglinge als Mitglieder zählt. Zum Zwecke des Winterturnens wurde dieser Gesellschaft die ehemalige Hospitalkirche, und, bis sich ein eignender städtischer Platz finden wird, auch die jährliche Miethe für den Sommerturnplatz bezahlt, und so geben die Vorsteher der Stadt gleich anderen hochgestellten Männern zu erkennen, welchen Werth auch sie auf die Einführung körperlicher Uebungen unter der Jugend legen. Um so mehr muß es betrüben, wenn Männer ihre Stellung und ihr Ansehen dazu benützen, um gegen das Turnen zu Felde zu ziehen, wie dies namentlich bei einem Geistlichen eines Hanau benachbarten Ortes der Fall war, der so weit ging, die Turner bei dem Religionsunterricht seiner Pfarrkinder mit Gauklern, Gassenspringern ꝛc. zu vergleichen und einem Knaben drohte, daß er, einem Missethäter gleich, einst ohne Begleitung eines Geistlichen und auf ungeweihtem Boden begraben würde, wenn auch er ein Turner werden wollte. Jedem Vernünftigen muß es unerklärlich erscheinen, was diesen Mann bewogen haben mag, von seinem Dorfe aus gegen eine Sache anzukämpfen, die in ganz Deutschland als nothwendiges Bedürfniß gefühlt und herbeigesehnt wird und an fast allen höhern Lehranstalten und Schulen einen Unterrichtszweig bildet. Wird es wohl einen Vernünftigen geben, der es verdammungswürdig findet, daß Jünglinge von 14 bis 20 und mehr Jahren nach vollbrachtem Tagewerk und in Stunden der Muße freudig nach dem Turnplatz eilen, um männliche Rüstigkeit, d. i. Muth und Kraft zu erlangen, den Anstrengungen und Entbehrungen des Lebens furchtlos entgegen zu treten und so hier sich das erringen, was weder Haus, Schule noch Kirche ihnen zu geben im Stande sind? — Zudem ist es nicht allein der methodische Unterricht in der Gymnastik, dem auf dem Turnplatz der Jüngling freiwillig sich unterwirft; nein, hier gesunden Leib und Seele zugleich, denn neben dem Streben nach Gewandtheit und Kraft sind es ein deutscher Geist, Liebe zum Vaterland, Reinheit in Sitten, Wahrheit und Treue, die hier genährt und gestärkt werden und um die strebende Jugend das Band der Eintracht schlingen. Wie viel höher und heilbringender müssen nicht die Turnvereine im Gegensatze zu manch anderen Vergnügungen und Beschäftigungen der Jugend erscheinen, bei welchen oft noch mehr als Gesundheit zu Grunde geht, und hier würde noch Mancher, dem Mittel zur Hand gegeben sind, Gelegenheit finden, in rastlosem Entgegenwirken zum Heile der Menschheit sein Scherflein beizutragen, und unseres Erachtens wäre es würdiger, das so tief und heilbringend in das Volksleben eingreifende Turnwesen zu unterstützen oder es seinen harmlosen Gang gehen zu lassen.

Darmstadt, 13. Dec.

Gestern sahen wir hier zum zweiten Male das treffliche Schauspiel: „Noch ist es Zeit." Die Darstellung war im Allgemeinen sehr befriedigend und bisweilend hinreißend, so daß die Ehestandsscene des zweiten Akts zwischen dem Minister und seiner Gattin, Hrn. Becker und Fräul. Steck, und die Versöhnung im dritten, vermittelt durch Mariane (Fräul. Marie Fürst), allen Anforderungen der Kunst zu entsprechen schienen. Des Hrn. Becker heutige Rolle glauben wir ohne Bedenken zu seinen besten und theatralisch gediegensten zählen zu dürfen. Zu nicht geringer Verschönerung des Abends trug auch unsere ausgezeichnete Tänzerin Fräul. Louise Weiß bei, welche zuerst mit Hrn. Dornewaß den spanischen Nationaltanz „Zarateado" tanzte und zum Schlusse in der schönen „Lithouanna" mit gewohnter Meisterschaft sich allein producirte.

Charade.

Wie rasch die Erste auch enteilet,
So wird doch durch die Zweite kund
Und durch das Ganze mitgetheilet,
Was sich begibt auf unserm Rund.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 17. Dec. (Zum Erstenmal wiederholt): Der Steckbrief, Lustspiel in 3 Abth., von R. Benedix. Hierauf folgt: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen. (Eine Parodie des Lustspiels: „Ein Glas Wasser.") Lokallustspiel in 2 Abth., von Hallenstein.

Montag, 18. Dec. (Zum Erstenmale): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Hegel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 348. Montag, den 18. December 1843.

Der arme Conrad.

(Fortsetzung.)

Die Wanderer waren unter diesem Gespräch an das Bergdorf Glems gelangt, wo Conrad mit Hutten bei einer Base Gretchens zum Nachtquartier einsprach. Nachdem die Wirthin ihre Gäste mit Speise und Trank erquickt und das todtmüde Gretchen zu Bett gebracht hatte, und Conrad sich nun mit dem Ritter bei'm flackernden Lampenlicht allein sah, „Herr Ritter," sprach er ernst, „laßt jetzt mein Wort mich lösen, daß Ihr mein Thun und Wesen ganz erkennen mögt."

„Du traueſt keinem Falschen," entgegnete Hutten, ihm die Hand reichend, und ihn mit seinen zwei treuherzigen Augen fest ansehend, „beginne."

„Mein Vater, Veit Griesinger, war ein fleißiger Zinsbauer bei Schlettstadt im Elsaß. Lange schon hatte es unter dem gemeinen Mann wider Adel und Pfaffen gegohren, als mein Vater, den sie schlechtweg den klugen Veit nannten, der Stifter eines geheimen Bundes ward. Der wollte den armen Leuten wieder zu ihrem alten guten Recht und Freiheit verhelfen und wählte sich zum Bannerzeichen den Bauernschuh, wonach die ganze Genossenschaft sich auch den Bundschuh nannte. Alles war verständig abgemacht, und sollte der Tanz in der Charwoche 1492 mit der Einnahme von Schlettstadt beginnen. Aber der böse Feind hatte seine Verräther unter uns gesäet, und statt ruhmreichen Sieges folgte schmähliche Gefangenschaft. Meister Hämmerling bekam mit Strang und Beil vollauf zu thun. Auch meines Vaters Haupt fiel auf dem Hochgericht, und ich selbst mußte als zehnjähriger Bube, mir zur Warnung und gerechtem Abscheu, wie es hieß, mich von seinem Blute bespritzen lassen. Da schwur ich fest in meinem Kinderherzen, daß einst ein Rächer ihm aus mir entspringen sollte. — Meine Mutter verließ gleich darauf das Elsaß, und zog mit mir in's Bisthum Speier nach Untergrumbach, wo ihr Bruder als Schösser auf dem Herrenschloß saß. Der nahm uns beide liebreich auf, und versprach, an mir Vaterstelle zu vertreten. Bald lernte ich lesen und schreiben, bald auch ein schlecht Latein, und mußte dem Ohm die alten staubigen Gerichtsakten da- und dorthin nachschleppen. Wie ich nun älter war, stellt' er mich selbst als Schreiber an und konnte mich in seinem Geschäft gar nützlich brauchen. Ich aber las, so oft ich Zeit nur hatte, über den alten pergamentnen Urkunden mit großen Insiegeln im Archiv, und lernte daraus gar viel vom bäuerlichen Schicksal und von der jetzigen Knechtschaft wahrem Ursprung kennen. Ja, lieber Herr von Hutten, einst waren meine und meiner Mitbürger Vorfahren freie Landbesitzer, wie der Euren und die der Bürger, die in den Städten hausen. Das freie Gut und blanke Schwert, das hatte jeder deutsche Mann und jeder Stand mit gleichem Stimmrecht in der Landsgemeinde. Das hat sich alles mit der Zeit nun arg geändert. Aus den Mächtigsten und Tapfersten unter uns ist Euer Stand, der Adelstand, erwachsen, der uns Schwächere so lange bedrückt und bedrängt hat, bis er zuletzt doch unser Oberherr geworden. Ein Theil von uns hat in die Städte sich geflüchtet, allwo ein dritter Stand, das Bürgerthum, erblüht ist, das eine neue Freiheit fester Art sich dort begründet, und jetzt schon selber stolz auf uns herniederblickt. Wir armen Leut' aber, die wir die harte Scholle für euch alle pflügen, wir sind von freien Eigenthümern zu Leibeigenen der Adeligen geworden, von denen wir unser sonstig Erbgut jetzt als ein gnädig Lehen für Frohn und Gülte demüthiglich empfangen. Wir sind aus wehrhaften Männern, die einst dem Heerbann unsers Volks selbstständig freudig folgten, zu schmachbeladenen Hörigen geworden, die nur des Zwingherrn Dienst mit feigem Grimm verrichten. Fürsten und Bischöfe, Grafen und Freiherren, bürgerliche Doktoren und Rathsherren erscheinen auf der Reichsversammlung, ein Jeder seines Standes Recht zu wahren. Wer aber spricht für uns? Wer schützet uns? Der Bauer ist nur gut zu Qualen und zum Zahlen, zum Tragen und zum Schlagen. Ein Reichskammergericht ist vom Kaiser Maxen bestellt, welches Recht sprechen soll über Vornehme und Geringe; wo aber sind die Schöffen, die dem Bauer ein Urtheil finden werden gegen seinen Herrn? Die römisch-deutschen Juristen haben es ausgeklügelt, daß wir Hörigen nach dem Sklavenrechte der alten Römer zu betrachten sind; Sklaven aber dürfen nicht klagen wider den eigenen Herrn; Sklaven dürfen von ihm nach Gutdünken mißhandelt und in den Staub getreten werden. — Seht, das Alles hab' ich tief erkannt und durstig in mich eingesogen. Aber wie ein brennendes Gift hat mich's auf der Brust gesengt, bis ich endlich den Entschluß gefaßt, es soll' und müsse anders werden. Da ging ich, wie einst mein Vater, mit mehreren tüchtigen Gesellen zu Rathe; darunter war namentlich einer, Joß Fritz, der meine geheimsten Gedanken kannte. Wie ein stilles, unterirdisches Feuer schlängelte sich die Verschwörung allmählig von einem Dorfe zum andern, bis

Digitized by Google

wir an die siebentausend Männer stark waren. Ein strenger Schwur hielt uns verbunden, und der Bundschuh ward abermals unser Zeichen. Unsere liebe Frau und Sankt Johannes der Evangelist waeen unsere Patrone, und unsere Losung die geheime Frag' und Antwort: „Hört, hört, hört, was ist jetzt für ein Wesen? Wir können nicht vor Adel und vor den Pfaffen genesen." Zu Ostern 1505 sollte die Empörung losbrechen; nicht blos im Bisthum Speier, nein, in ganz Elsaß, Schwaben, Franken, ja in ganz Deutschland sollte des Bauernstandes Freiheit und gutes Recht erkämpft werden. Da ward von einem Schwächling in der Beichte das Geheimniß einem Pfaffen preisgegeben, der, wie Ihr denken könnt, sich an das Siegel des Schweigens nicht gekehrt. Der Henker hielt zum zweiten Male blutige Ernte, und nur mit Noth entkam ich selbst, Joß Fritz und wenig andere Häupter dem drohenden Verderben. Joß Fritz entfloh nach dem Schwarzwalde in's Breisgau, wo er im Stillen für die gute Sache wirkt. Ich selbst verlor mich hierher nach Würtemberg in die Rauhe-Alp, wo ich im Schorndorfer Amt zu Beutelsbach als Knecht mich dingen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Karl der Große auf der Brücke zu Frankfurt.

Dieu seul est grand, l'homme n'est que poussière.
Bossuet.

Bei der Sterne mattem Schimmer,
Wenn die Geisterwelt erwacht,
Blickt der fromme Kaiser immer
Nach der Sala jede Nacht.

Und, erleuchtet auf der Welle
Von des Mondes Silberschein,
Steiget strahlend die Karelle
Aus dem spiegelglatten Main.

„Dich allein hat Gott erhalten;
„Längst erloschen ist mein Haus!
„Nur der Herr wird ewig walten!"
Ruft der treue Kämpfer aus.

Dr. Jonas Maas.

Karl der Große und Wittekind.

Wenn der Dichter oder Künstler sein Werk auf historischen Grund und Boden baut und seine Charaktere und Geistesgebilde dem Gebiete der Geschichte entnimmt und nachbildet, wenn ihm diese Aufgabe in würdiger Weise gelingt und er seinen Stoff zu bemeistern versteht, so wird er dabei auf unsere beste Beachtung stets zählen dürfen. Die Geschichte übt immer einen mächtigen Reiz, und nichts gewährt größeres Interesse, als die Betrachtung hervorragender Männer, die auf den Gang der Weltereignisse und der Entwickelung der Menschheit weit ausgreifenden Einfluß geäußert haben. Die Geschichte ist eine Zeugin der Zeiten, eine Lehrerin der Wahrheit und eine Leuchte durch die Labyrinthe der Vergangenheit. Mit Recht hat man in den Künsten die historische Gattung allen andern vorangestellt, und es wird stets besonders verdienstlich bleiben, merkwürdige Begebenheiten und berühmte Männer der Vereheung oder Bewunderung des Volkes vorzuführen und deren Verständniß populäeer zu machen. Einem neuen Kunstwerke dieser Art sehen wir entgegen, indem eine große Oper, componirt von Aloys Schmitt, auf der Frankfurtee Bühne zur ersten Aufführung gelangt. Die beiden Helden derselben sind Karl der Große und Wittekind. Obwohl diese dem Geschichtsfeeunde genugsam bekannt sind, so dürfte doch ein geeängter Ueberblick derjenigen Begebenheiten, unter welchen sie voe uns eescheinen sollen, für das größere Publikum nicht unwillkommen seyn und wir lassen ihn in der nachstehenden Skizze folgen.

Unter den zahlreichen Kriegen, welche der gewaltige Kaiser Karl siegreich durchführte, ist der gegen die Sachsen einer der wichtigsten und für Deutschland folgereichsten. Im Jahre 772 wurde er begonnen und bis zum Jahre 803 fortgeführt; dabei war er eben so reich an Unfällen und wechselndem Waffenglück als durch blutige Geäuelthaten bezeichnet. Nicht minder war es der alte Nationalhaß, als die Eingebung seiner gewaltigen Herrschsucht, von denen Karl der Große bei seinen Sachsenkriegen geleitet wurde. Er war ein Napoleon seiner Zeit, und die Ausdehnung und Abrundung seines Reiches beschäftigte ihn unabläßig; er konnte nicht eher ruhen, bis er die sächsischen Völkerstämme, die ihm feindlich im Wege standen, gänzlich besiegt und unterworfen hatte. „Aber" — sagt Rotteck in seiner Weltgeschichte — „mag die Politik den sächsischen Krieg billigen, mag der deutsche Patriot selbst dankbar den Urheber der Vereinigung Deutschlands peeisen: Gerechtigkeit und Menschenliebe wenden zürnend den Blick von dem Schauspiel des Mordens und der Verwüstung ab, womit jenes relative Gute eerungen und ein edles freies Volk zur Aenderung seiner theuersten Verhältnisse tyrannisch gezwungen ward."

Die Sachsen waren zur Zeit, da Wittekind an ihrer Spitze gegen Karl den Großen kämpfte, in vier große Stämme getheilt und hatten ihre Wohnsitze zwischen der Elbe und dem Niederrhein, und von den Mündungen der Ems und Weser bis zu den Gränzen der Hessen und Thüringer. Sie lebten noch nach der uralten deutschen Veefassung, nach welcher das Volk in die drei Stände der Edlen, Freien und Freigelassenen geschieden war, und nur im Kriege das Ansehen von Herzogen anerkannte. Der Stand der Edlen strebte aber schon frühe, ein Uebergewicht über die Freien zu erringen, und die Tapfersten unter jenen versammelten große Gefolge um sich und machten mit denselben oft Streifzüge in das Gebiet der Franken. Karl der Große entschloß sich endlich, um diesen Einfällen der Sachsen ein Ende zu machen, zu einem Feldzuge gegen dieselben. Er fiel so unvermuthet in ihr Land ein, daß sie ihm keinen Widerstand zu leisten vermochten. Ihee starke Feste Eeesburg an dee Diemel öffnete ihm die Thore und Karl legte zum Trutz wider sie eine fränkische Besatzung hinein. Nachdem er die Irminsäule, eins ihrer größten Heiligthümer, zerstört, drang er siegreich bis an die Weser vor, und nöthigte dort die Sachsen, ihm zum Unterpfand der Treue Geiseln zu geben. Kaum aber hatte der Frankenkönig seine Truppen aus dem Lande der Sachsen zurückgezogen, so entschlos-

Digitized by Google

sen sich die letzteren, die ihnen widerfahrene Schmach und Demüthigung zu rächen, und wählten zwei der Tapfersten ihrer Edlen, Wittekind und Albion, zu Heerführern, an deren Spitze sie ins Land der Hessen einbrachen und siegreich bis in die Nähe von Fritzlar vordrangen. Karl kämpfte damals in Italien gegen die Longobarden. Sobald er aus diesem Kampfe als Sieger wieder in's Frankenland zurückgekehrt, rückte er im Jahr 775 gegen die Sachsen abermals zu Feld. Er zog von Bonn aus über Siegburg und Eresburg bis gen Brunisberg, und verfolgte die Sachsen von dort aus bis an den Ockerfluß. Da gaben viele von den Ostphalen und von den Engern ihm Geiseln, und zwei ihrer Anführer, Hessi und Bruno, ließen sich taufen. Aber schon im folgenden Jahre, während Karl in Italien den Herzog von Friaul bekämpfte, rief Wittekind seine Landsleute von neuem zum Kampfe gegen die Franken auf. Die Sachsen eroberten die Eresburg wieder und bedrängten die Feste Siegburg mit Macht Karl eilte, auf die Kunde hiervon, schnell aus Italien, um die Frevler zu züchtigen. Er zwang sie zum Rückzuge und nöthigte eine große Zahl derselben, das Christenthum anzunehmen und ihm Geiseln zu geben. Alsdann stellte er die Eresburg wieder her, erbaute Karlstadt am Ursprung der Lippe und zu Paderborn eine Kirche und eine königliche Pfalz. Nach Paderborn berief er auch im nächsten Jahre (777) den Reichstag und lud die Sachsen darauf. Es erschienen viele Edle mit ihren Gefolgen, beschworen den Frieden und ließen sich taufen. Nur Wittekind erschien nicht. Dieser war zu seinem Schwager, dem Dänenkönig, geflohen und harrte dort auf eine günstige Gelegenheit, sich wieder an die Spitze seiner Sachsen zu stellen und mit denselben die Befreiung von dem Joche der Franken zu erkämpfen. Die Gelegenheit bot sich bald. Karl war nämlich auf die Aufforderung eines Fürsten der Araber, der zu Saragossa in Spanien herrschte, in dieses Land geeilt, um dem Genannten gegen seinen Gegner, den Fürsten von Cordova, Beistand zu leisten. Während nun Karl in Spanien siegreich bis an den Ebro vordrang, war durch ganz Sachsenland auf einmal der Ruf erschollen: „Der Wittekind ist wieder da!" Und der Wittekind flog wie ein Adler durch das Land, von Hof zu Hof, und forderte seine Landsleute zu muthigem Kampfe und zur Rache gegen ihre Unterdrücker auf. Da erhob sich das ganze Volk der Sachsen voll hoher Begeisterung für Vaterland und Freiheit und ließ sich von Wittekind freudig zum Kampf gegen die verhaßten Feinde anführen. Sie warfen alle Burgen Karls und alle Kirchen bis Deutz am Rhein nieder und erschlugen alle Franken, deren sie habhaft werden konnten. Jetzt sandte Karl, der inzwischen aus Spanien zurückgekommen, eilig ein Heer gegen die Empörer; diese aber waren schon wieder an der Lahn hinauf heimgekehrt, und nur noch wenige Haufen derselben wurden von den Franken an der Eder erreicht und aufgerieben. Im nächsten Jahre (779) fiel Karl wieder mit einem mächtigen Heere in das Land der Sachsen ein und zwang ihnen Frieden und Geiseln ab. Das folgende Jahr bezwang er hierauf den Bardengau, der zwischen der Weser und der Elbe lag, setzte Priester in's Land, baute Gotteshäuser und Klöster, und gebot den Sachsen, daß sie der Kirche den Zehnten geben sollten, wie er ihn auch in seinen andern Ländern eingeführt. Nun reiste er, in dem frohen Wahne, die Sachsen völlig unterjocht und von allen fernern Befreiungsversuchen abgeschreckt zu haben, sorglos nach Rom, wo der Papst Hadrianus Karl's Sohn, Pipin, taufte.

Die Sachsen hatten den Muth noch nicht verloren und sannen insgeheim auf Rache. Wie einst Hermann und die Cherusker die Römer getäuscht hatten, so hatte Wittekind mit seinen Sachsen den König sicher gemacht, daß dieser dem Volke dessen eigene Edlen zu Grafen über die Gaue gab und es sogar 782 zum Heerbann wider das slavische Volk der Sorben aufbot, das raubend und verheerend in Thüringen eingebrochen war. Die Sachsen schienen auch dem Aufgebote willig zu folgen, doch kehrten sie auf dem Zuge plötzlich ihre Waffen gegen die Franken, denen sie helfen sollten, und schlugen diese an der Weser, an dem Süntelberg, gänzlich. Da schwur Karl, den verwegenen Treubruch furchtbar zu rächen, und zog mit ungeheurer Heeresmacht in das Land der Sachsen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Genf.) Auch hier werden die Klagen über die unerhörten Verfälschungen und Betrügereien des französischen Handels laut. Die Gewinnsucht einzelner französischer Kaufleute hat es so weit gebracht, daß man bei'm Genuß des Brodes, Weines, Salzes und anderer mehr oder weniger unentbehrlicher Lebensmittel vor schädlichen und gefährlichen Bestandtheilen, die nur der Chemiker erkennen kann, kaum mehr sicher ist.

(Straßburg, 13. Dec.) Gestern und vorgestern wurde bei dem hiesigen Assisengerichte ein Prozeß verhandelt, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit in einem sehr hohen Grade beschäftigte. Der Justizpallast war so sehr von Neugierigen überfüllt, daß die gewöhnlich Wache haltenden Gensdarmen nicht hinreichend waren, und man verschiedene Militärposten aufstellen mußte. Hier der Gegenstand des Prozesses: „Das hiesige Banquierhaus Ratisbonne hat die Lieferung der für die fünfte Militärdivision nöthigen Fourage seit vielen Jahren vom Staate gepachtet, und unterhielt zu diesem Behufe eine Anzahl von Futtermagazinen, bei welchen ein starkes Dienstpersonal und überhaupt sehr viele Arbeiter angestellt sind. Von diesen letztern waren seit ungefähr einem Jahre mehrere zusammengetreten und stahlen große Quantitäten Habers, die regelmäßig jeden Sonntag von Fuhrleuten geholt und an verschiedene Unterhändler verkauft wurden, ja es stellte sich sogar heraus, daß in den Magazinen des Hrn. Ratisbonne das wieder gekauft wurde, was aus denselben gestohlen worden war. Zwölf Individuen saßen auf der Bank der Angeklagten, worunter mehrere, welche von der wohlthätigen Familie Ratisbonne von Jugend auf die größte Unterstützung erhalten hatten, auch figurirte ein bei'm städtischen Eingangszoll Angestellter unter den Beschuldigten. Die Beweise, welche vorlagen, konnten trotz der herrlichen Vertheidigungsreden, die bei dieser Gelegenheit von 9 Advokaten gehalten wurden, nicht umgestoßen werden; dennoch erklärten die Geschwornen fünf der Angeklagten für nicht schuldig, von den sieben andern wurden zwei zu sechsjähriger Galeeren-, zwei zu fünfjähriger Zuchthaus- und drei zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Den vier erstern wurde zugleich die bürgerliche Entehrung zu-

Digitized by Google

erkannt und dieselben bleiben für die Dauer ihres ganzen Lebens unter Aufsicht der Staatspolizei. Das bestohlene Haus hat auf keine Wiedererstattung des Entwendeten angetragen, da sonst den betheiligten Familien ihre sämmtliche Habe konfiscirt worden wäre. Im letzten Jahre hatte der Werth des von den Dieben verkauften Habers nicht weniger als 20,000 Franken betragen.

Am vergangenen Sonntage besuchte die Fürstin Bagration, erste Ehrendame der Großfürstin Helene von Rußland, einen der elegantesten Läden der Boulevards in Paris, als die Commis einen Industrieritter in dem Augenblick ertappten, wie er den an seidenen Schnüren am Arme der Fürstin hängenden Ridicule abschneiden und die mit Gold gefüllte Börse sich zueignen wollte. Als der gutgekleidete Dieb merkte, daß er nicht entkommen konnte, stürzte er der Fürstin zu Füßen und erklärte mit dem Feuer eines ersten Liebhabers, daß er zum Sterben verliebt in sie sey, und sich nur ihres Schnupftuches als eines Andenkens habe bemächtigen wollen, um es auf seinem Herzen zu tragen, bis er sterbe. Zum Unglücke gab der inzwischen herbeigerufene Polizeicommissär nichts auf diese Liebeserklärung und ließ den unglücklichen Liebhaber auf die Polizeipräfectur abführen.

Theater in Mainz.

Am verflossenen Montag wurde Kreutzer's Oper — der Edelknecht — zum Erstenmale und bei vollem Hause gegeben. Conradin Kreutzer hat einen großen Ruf, seine Tochter ist der Liebling des Mainzer Publikums und der Aufführung gingen ungewöhnlich sorgfältige Proben voraus. Es ist daher natürlich, daß man mit großen Erwartungen in's Theater ging. Daß diese Erwartungen nicht getäuscht wurden, bewies der dieser Oper allgemein gespendete Beifall. Inwiefern Hr. Ehlers den ursprünglichen Text der Frau Biech-Pfeiffer ergänzt oder abgerundet hat, ist mir unbekannt. Daß die Handlung aber, ohne grade ein hervorstechendes Interesse zu erwecken, sich lebendig abspielt, dabei auch deamatische und mitunter neue Situationen hat, ist gewiß. Jedenfalls aber ist es eine von den Handlungen, welche, wie die meisten der italienischen, durch die Musik an Werth gewinnen. Die Musik hat ihre Schuldigkeit gethan. Mehr noch wie die des berühmten Nachtlagers charakteisirt und hebt sie den Text und ist bis auf die kleinsten Nüancen mit Sorgfalt gearbeitet. Im Ganzen leicht und freundlich gehalten (die Handlung spielt am Hofe Philipp's IV. von Frankreich), malt sie doch auch die Leidenschaft wirksam ohne Uebertreibung und ist gründlich ohne Ballast. Wie sich alle Compositionen Kreutzer's durch populäre Melodieen auszeichnen, so ist auch diese zum Nachsingen und zur Bereicherung unserer Arions und Amphions geeignet. Vor allen Dingen aber ist der Sänger vortrefflich bedacht und jede Partie ist eine dankbare zu nennen, worin auch der wesentlichste Vorzug des Buches zu suchen seyn mag. Dagewesenes ist außer ein paar mit unter gelaufenen Gemeinplätzen nicht zu finden, worüber sich die Reminiscenzen-Jäger ärgern werden. — Die Hauptpersonen waren durch die Damen Kreutzer, Wettlaufer und Rennert und durch die Herren Stritt, Lanz und Hermans besetzt. Letzterer sang den König und verdient — denn dieser König tritt handelnd auf — als Anfänger aufmunterndes Lob. Seine tiefe Baßstimme ist stark, sonor und biegsam. Es ist weder meine Absicht, den Werth, noch die Darstellung dieser Oper zu zergliedern, sondern dieselbe als ein Werk zu bezeichnen, welches bei guter Besetzung überall die freundlichste Aufnahme finden muß. Nur kann ich nicht umhin, der Benefiziantin Dem. Kreutzer als einer höchst liebenswürdigen Erscheinung zu gedenken. Persönlichkeit, Jugend, gebildeter Vortrag unter der Schule ihres Vaters und anmuthsvolles Spiel vereinigen sich, ihr einen Ehrenplatz unter den deutschen Sängerinnen zu sichern. Kreutzer, der selbst dirigirte, wurde von dem ganzen Publikum mit Jubelruf empfangen, worin das wackere Orchester mit einstimmte, und darauf nach dem zweiten Akt und am Schluß mit seiner talentvollen Tochter gerufen. C. G.

P. J. Kayser's Patent-Lampe.

(Frankfurt a. M., im Dec.) Die Beleuchtung ist eine Verbrennung mit Flamme. Sie macht daher zur Aufgabe, einen Körper zu wählen, welcher bei seiner Verbrennung Flammen entwickelt. Zu diesem Zwecke ist ein Apparat zu ersinnen, vermittelst dessen solche gleichmäßig erzeugt wird. Abgesehen von Gas- und Kerzenlicht, hat die Erfahrung gezeigt, daß Rüböl sich am besten als Material eigne; sie hat auch gezeigt, das in Bezug auf Leuchtvermögen eine verschiedenartige Flamme erzeugt werden kann, daß aber die Flamme zunächst durch das Verbrennen eines Gases bedingt wird, dessen Verschiedenheit der Geund der verschiedenaetigen Flammen ist. Die Aufgabe an einen Beleuchtungs-Apparat wird nun näher dahin bestimmt, einen solchen zu erfinden, in welchem bei Verbrennung des Materials die Art Gas erzeugt wird, welche die beste Flamme gewährt. Durch Versuche bei der Gasbeleuchtung ist diese Art Gas gefunden. Man hat dadurch ferner gefunden, daß dessen Erzeugung von einem bestimmten Wärmegrad abhängt, bei welchem das Material weder unvollkommen verbrennt, noch durch übermäßige Hitze ein weniger geeignetes Gas sich bildet. Dieser Wärmegead muß aber beständig und gleichmäßig unterhalten weeden und da das Material, wodurch er unterhalten, zugleich aufgezehrt wird, so entsteht die weiteee Aufgabe, dieses Material dem Orte der Gasbereitung und Verbeennung gleichmäßig zuzuführen, weil davon Wärmegrad, Gasbildung, Verbeennung, kurz die zweckmäßige Beleuchtung abhängig ist. Argand hat durch den cylinderförmigen Docht, den Rauchfang, wodurch der Luftzug vermehrt wird, der Aufgabe einer zweckmäßigen Verbrennung des Mateeials Genüge geleistet und es blieb nur noch die weitere Aufgabe zu lösen: dem Dochte die erforderliche Menge Oel gleichmäßig und stetig zuzuführen. Kayser hat, nachdem die Lösung dieser Aufgabe von Anderen mit mehr oder weniger Glück versucht, einen einfachen Mechanism erdacht, wodurch dieselbe im Prinzip nun vollständig gelöst erscheint. Dieser einfache, höchst sinneeiche Mechanism, welcher beeeits patentirt ist, eignet sich überdies überall, ungleich wirkende Kraft in stetig gleich wirkende zu verwandeln.

Auflösung der Charade in 347.

Zeitschrift.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 17. Dec. (Zum Erstenmal wiederholt): Der Steckbrief, Lustspiel in 3 Abth., von R. Benedix. Hierauf folgt: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen. (Eine Parodie des Lustspiels: „Ein Glas Wasser.") Lokallustspiel in 2 Abth., von Hallenstein.

Montag, 18. Dec. (Zum Erstenmale): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Hellee. — Druck und Verlag von Hellee und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 349. Dienstag, den 19. December 1843.

Der arme Conrad.

(Fortsetzung.)

„Bald merkt' ich," fuhr Conrad fort, „daß es hier zu Land den Bauern nicht besser ging, als in meiner Heimath. Die Klagen schwirrten mir um die Ohren, wie die Bremsen an einem Sommerabend. Da ich von Natur ein lustiger Gesell, ward ich mit allen meines Gleichen leicht bekannt, und goß mit losem Scherz bald hier, bald dort ein Tröpfchen Oel in's Feuer. Dazu kam, daß mich ein jedes als Schreiber und halben Sachwalter mit Rath und That gut brauchen konnte. So erwarb ich mir allmählig ein Sümmchen Geld, womit ich ein verkümmertes Zinsgut in Lehn nahm, worauf ich doch nun blos des Freiherrn Dienstmann war. Mit Absicht brachte ich mein Hauswesen in keinen besondern Stand, sondern lag, so oft sich's thun ließ, im Klippkrug, wo ich mit andern lockern Gesellen und schlechten Wirthschaftern oft bis tief in die Nacht beisammen saß. Doch während sie sich toll und voll bis unter den Tisch tranken, brütete ich über meinen stillen Gedanken. Bald schweifte ich auch an Feiertagen im Freien mit meinen Zechbrüdern umher, und ließ mich von ihnen im Scherz zum Herzog ausrufen. Nun theilte ich Aemter und Würden, Güter und Schlösser unter drolligen Spottnamen aus, machte diesen zum Erbmarschall Heugabel und jenen zum Erbtruchseß Haferbrod, belieh diesen mit einer Herrschaft am Bettelrain und jenen mit einer Burg auf dem Hungerberg, so daß allen ganz schnurrigtraurig und mürrischtrotzig dabei zu Muthe ward. Und sie nannten unsern Bund nach mir den armen Konz oder Conrad, was ich gern geschehen ließ, und wobei ich ihnen noch die Auslegung „den Armen kein Rath" in den Sinn schob. So wollt' ich's haben, durch Verspottung des eigenen Elends sollte ihnen der Stachel erst recht tief in die Brust gedrückt und der Muth zur Befreiung geweckt werden. Ich selbst ließ nie ein Wort von Aufstand gegen unsere Zwingherren fallen, verfaßte keine aufreizenden Artikel, nahm keinen Eid ab, und richtete keinen Bundschuh auf. Die Obrigkeit sollte mein Unternehmen für ein leeres Possenspiel halten, und die Menge selbst in der Unwissenheit bleiben, bis der Augenblick des Losbruchs gekommen sey. Nur selten hielt ich eine stille Versammlung an einsamen Orten, wo ich mir von Jedem seine Klagen erzählen ließ, und mit Rath und That ihm half, so weit ich konnte, oder ihn mit verständigen Worten zur Geduld und Gottesfurcht verwies. Allmählig traten auch viele kluge und wackere Landleute bei, denen ich von meinem tiefsten Plane zwar auch nichts verrieth, aber doch darauf hindeutete, daß eine Verbesserung unseres Jammerstandes noth thue, die wir mit der Zeit durch fromme und gerechte Mittel auch erreichen wollten. — Als ich nun den Bund in der Schorndorfer Gegend sattsam verbreitet hatte, so beschloß ich, ihn nun auch weiter durch die ganze Rauhe-Alp zu tragen. Mehrmals im Jahr schwärmte ich mit einer kleinen Schaar der Meinigen durch Thäler und Klüfte von Dorf zu Dorf, und sammelte überall neue Genossen zu meiner Fahne. So zieht sich der arme Conrad nun vom Remsthal bis hinab in's Donauthal, und von da hinüber bis in den Schwarzwald. Ritter und Pfaffen verlachen unser Possenspiel, doch Niemand weiß, wohin es zielt."

„Was aber, Conrad, ist Deines Herzens tiefer Plan?" fragte jetzt Hutten.

„Euch will ich es gestehen, Herr, Euch, der Ihr gelobt habt, des unterdrückten Standes einst Euch anzunehmen. Es zieht mich zu Euch, wie zu einem Engel Gottes, daß ich mein Herz Euch ehrlich offenbare. Ja, Herr, ich will der Befreier meiner unterdrückten Brüder werden, doch nicht wilder Mord und Raub ist es, worauf ich sinne, nur unser gutes altes Recht will ich auf's neue gewinnen. Kaiser und Pabst sollen ihre heilige Macht, Herzog und Bischof, Freiherr und Pfaff ihr Ansehen und Reichthum behalten. Aber freie Leute wollen auch wir seyn auf unserm kleinen, altväterlichen Erbe, ein Gericht wollen auch wir über uns haben, wobei wir selbst Mitrichter küren, einen Land- und Reichstag, den auch wir mit unsern Boten beschicken, kurzum, wehrhafte deutsche Mannen mit Freiheit, Recht und Eigenthum, das wollen wir wieder werden und bleiben. Kein Weg der Güte soll indeß unversucht seyn, bis wir zum Aeußersten uns rüsten. Ehrfurchtsvoll bittend will ich unser Vorbringen in des Herzogs Hände niederlegen. Mögt Ihr dann mit Eurem guten Rath dabei mir helfen, Ritter Hutten."

„Das werd' ich, Conrad, verlaßt Euch darauf," entgegnete dieser, ihm die Hand reichend; „jetzt aber treibt mich mein Geschick zur hohen Schule nach Pavia im Land Italien. In einem Jahre aber, so Gott will, sehen wir uns wieder."

(Sch'n) folgt.)

Digitized by Google

Karl der Große und Wittekind.

(Schluß.)

Karl der Große verwüstete das Land der Sachsen und ließ an einem Tage 4500 Gefangene zu Verden enthaupten. Statt aber durch diese unmenschliche Grausamkeit den freien Geist der Sachsen, wie er wähnte, für immer zu brechen und sie von ferneren Versuchen zur Empörung abzuschrecken, entflammte er dieselben nur zu höherem Muthe, und ehe ein Jahr verging, stand das ganze Volk kampfgerüstet, um, unter Anführung Wittekind's, gegen die Franken zu Felde zu ziehen. Bei Detmold nun maßen sie sich mit Karl in einem furchtbaren Treffen und nöthigten ihn zum Rückzuge nach Paderborn. Bald aber wandte er sich wieder mit verstärkter Macht gegen die Sachsen und errang am Schlachtwörderberg an der Hase durch seine Kriegskunst und Uebermacht einen völligen Sieg über sie. Trotz dieser erlittenen Niederlage fochten die Sachsen aber noch zwei Jahre um ihre Freiheit, während Karl unablässig mit Feuer und Schwert das Land verwüstete. Da er endlich erkannte, daß er durch alle Mittel der Strenge und Gewalt den freien, trotzigen Sinn der Sachsen nicht zu brechen vermöge, so versuchte er endlich die, so sich ihm unterworfen, durch Milde und gnädige Behandlung zu gewinnen. Er schrieb einen Tag nach Paderborn aus und gab den Sachsen auf demselben ein Gesetz, das zwar in mancher Hinsicht von großer Einsicht und Weisheit des Gebers zeugte, aber insofern eine nachtheilige Wirkung äußerte, als es zu strenge, grausame Strafen auf Verletzung der Ehrfurcht vor dem Christenthum und seinen Dienern, den Priestern, setzte. Besonders erbitterte unter andern auch die Sachsen das Gebot, daß sie zum Unterhalte der Priester den Zehnten geben sollten, in welchem sie weiter nichts sahen, als einen lästigen Tribut, den sie ihren Ueberwindern zu entrichten hätten. Von Paderborn aus ließ auch Karl den Wittekind durch Gesandte zu einem Friedensgespräche einladen und versprach ihm frei Geleit und gab ihm Geiseln zum Unterpfand desselben. Der edle Held entsprach willig der Einladung seines großen Gegners und erschien im Jahre 785 zu Attigny, wo ihn Karl mit hohen Ehren empfing und so weise und kraftvoll von der Lehre des Heils zu seinem edlen Gaste sprach, daß dieser, von der göttlichen Kraft derselben durchdrungen, sich zur Annahme des Christenthums entschloß. Er ließ sich taufen, und es folgten viele Edle, und unter diesen auch Albion, dem Beispiele ihres großen Anführers.

Ueber die Bekehrung Wittekind's zum Christenthum hat sich eine alte Sage im Munde des Volkes erhalten. Nach ihr soll der tapfere Streiter, der langen Fehden endlich müde, und nachdem er von den Vorzügen der christlichen Religion so viel gehört hatte, sich in der stillen Woche in das Lager Karls des Großen verfügt haben und zwar unter der Verkleidung eines Bettlers oder Pilgers. Als nun am Ostertage während der Messe der Priester die heilige Hostie erhob, habe Wittekind in derselben ein Kindlein von himmlischer Schönheit erblickt, und es sey bei diesem Anblick eine wunderbare Rührung so mächtig über ihn gekommen, daß er zum Gebete niedergesunken. Noch an demselben Tage habe er, nachdem man ihn erkannt und zum König geführt hatte, seinen heidnischen Göttern entsagt und nebst vielen der Edelsten seines Volkes die Lehre des Heilandes und die christliche Taufe angenommen.

Die Thaten jener blutigen Kriege zwischen Karl dem Großen und Wittekind sind unvollständig und durch die Schmeicheleien der Chronikenschreiber zu Gunsten des ersteren entstellt auf uns gekommen. So viel ist gewiß, daß Karl nur mit der größten Anstrengung und bei oft wechselndem Waffenglück zum Ziele gelangte, und daß die Sachsen seiner Uebermacht und größeren Taktik einen heldenmüthigen Widerstand entgegen setzten. Nur die äußerste Noth konnte sie zwingen, den von den Vätern ererbten und ihnen theuer gewordenen Glauben und die alten ihnen ehrwürdigen Sitten und Gebräuche aufzugeben. Der Kaiser der Franken hat während dieser Kämpfe den Glanz seines Namens nicht selten getrübt, indem er zu Gewaltthaten schritt, welche von der Humanität nicht gebilligt werden können. Wittekind dagegen that, was ihm die Stimme der Vaterlandsliebe und der Glaubenstreue gebot; er stritt mit bewunderungswürdigem Muth und hochherziger Ausdauer, und legte das Schwert nicht eher nieder, bis er wohl einsah, daß jeder fernere Widerstand vergeblich seyn würde. Es war vom Schicksal beschlossen, daß die alten Götter Germaniens dem milden Jesuskinde weichen und daß das heilige Kreuz an die Stelle der Altäre Wodan's treten sollte.

Nachdem Wittekind zu Attigny in der Champagne im Jahre 785 unter freiem Himmel durch den Bischof Bonifacius getauft worden war, wobei Kaiser Karl die Pathenstelle übernommen, trat er vom Kriegsschauplatze gegen die Franken ab und erhielt den Besitz seiner Güter zurück. Endlich soll er 807 in einer Fehde wider den schwäbischen Herzog Geroald geblieben und anfangs in Paderborn, dann in Engern beigesetzt worden seyn, wo ihm Kaiser Karl IV. das in der dortigen Pfarrkirche befindliche Denkmal bei Erneuerung seiner Grabstätte soll haben errichten lassen. Im Jahr 1819 hat die westphälische Gesellschaft an der Stelle der vormaligen Wittekindsburg bei Minden eine Spitzsäule zum Andenken an den tapferen Herzog von Sachsen errichten lassen.

Die vorstehende kurze Zusammenstellung möge genügen, das Verständniß eines neuen Kunstwerkes dem größeren Publikum zu erleichtern. Der Text zur Oper, deren erster Aufführung wir entgegen sehen, ist schon von L. Börne als ein vorzüglicher bezeichnet und dem Componisten empfohlen worden. Solche Anpreisung hatte er wohl verdient, und mit Vergnügen werden wir ihn demnächst näher besprechen. W.

Friedrich Rückert.

(Aus Anlaß der neuen Sauerländer'schen Ausgaben dieses Dichters.)

Rückert ist der Groß-Schatzmeister der deutschen Poesie. Aber nicht sein Reichthum allein ist es, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn richtet, sondern vielmehr die tiefe Innerlichkeit, das allgemein und immer Gültige seiner dichterischen Anschauungen, der Zauber, wodurch alles, was der Finger seines Geistes berührt, in Gold der Poesie umgewandelt wird — das ist es, was ihm die Bewunderung seines Volkes erworben hat. Und fürwahr nicht den flüchtigen Enthusiasmus eines Rausches, wie er sich um gewisse Tagesgötzen gruppirt und morgen vielleicht verschwunden und vergessen ist; nein, die wohlverdiente Liebe und Achtung, die aus Gesinnung und Ueberzeugung einer Nation hervorgegangen ist. Rückert ist,

Digitized by Google

wie es bereits anderwärts ausgesprochen wurde, als lyrischer Dichter eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche je dem Boden der Literatur entsprossen sind, und hat an Vielseitigkeit der lyrischen Auffassungs- und Darstellungsweise, an Beweglichkeit der Phantasie und an Virtuosität in der Kunst, lyrische Empfindungen und ganze Gedankenreihen in die Form des Verses und in rhythmischen Fluß zu bringen, nicht seines Gleichen; er weiß die deutsche Sprache nach jeder seiner dichterischen Eingebungen und Launen zu biegen, und hat vor Allen gezeigt, welcher Geschmeidigkeit und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, des Klanges und der Formen die deutsche Sprache fähig sey. Fühlt man sich oft versucht, Rückert nach der Seite des Anmuthigen und Spielenden hin den Kranz zuzugestehen, so wird man gleich wieder wunderbar durch Gedichte überrascht, welche die Verkörperung der reinsten lyrischen Erhabenheit sind, und wieder durch andere, die ihn wesentlich als einen Gedankendichter bezeichnen.

Betrachtet man mit aufmerksamem Auge die Phasen, welche die deutsche Lyrik, seit sie zum vollständigen Bewußtseyn erwacht, durchlaufen ist, so kann man diese mit je einem kurzen Bezeichnungsworte als die antike, die romantische, die ironische, die erotische und die politische Phase des deutschen Liedes anführen, — jede von eigenen Chorführern zur Beliebtheit und Mode gebracht, und dann nach kurzem Monopol durch den Gang der Zeit und durch die Nachfolge der nächsten bei Seite geschoben und fast vergessen. Nun aber schlage man den reichen Schatz Rückert'scher Poesieen auf, und man wird seinen Genius in allen diesen bezeichneten Sphären thätig, der Zeit oft vorauseilend, nicht vielleicht eine Mode mitmachend, sondern von innerer, vielbewegter Begeisterung gedrungen und durch sein Genie tonangebend finden. Man bestaune nur z. B. den kräftigen patriotischen Lyriker, als welcher Rückert sozusagen begonnen, und dessen Eifer, Wahrheit und ächt deutsche Gesinnung dreißig Jahre später dieselbe begeisterte Anerkennung finden müssen. Als Dichter des Orients hat Rückert diesen so geistig durchdrungen und in sich aufgefaßt, daß er dadurch ein wohlerworbenes Eigenthum der deutschen Nation geworden ist. Als Sänger der Liebe steht Rückert durch die Reinheit seiner Empfindungen, wie durch die geistreiche Eleganz, mit welcher er alle Nuancen und Situationen dieses heiligen Gefühls auffaßt und in bunten Farben spielen läßt, unerreicht da, und sein „Liebesfrühling" ist ein wahres Schatzkästlein deutscher Lyrik und zugleich das reizendste Weihgeschenk für Liebende. — Wenn es als Wahrheit gelten muß, daß durch die lyrische Poesie die glühenden wie sanften Pulsschläge eines Volkslebens zur Veranschaulichung gebracht werden, wozu der parallele Lauf der Lyrik mit der socialen und intellectuellen Entwickelung unserer Nation den besten Beweis gibt, — dann ist Rückert mit seinem poetischen Reichthum und seiner Universalität so recht der Repräsentant der deutschen Lyrik, sein großes Liederbuch so recht die Abspiegelung der deutschen intellectuellen Bewegungen zu nennen.

Jetzt von der Liebe und Anerkennung seines Volkes nach Verdienst emporgehoben, durch die Auszeichnung eines kunstsinnigen Königs geehrt, steht Rückert in seinen eigentlichen Sammeljahren; er hat das geerntete Korn seiner Poesieen in einer neuen Ausgabe aufgestapelt und man muß über die luxuriöse Fruchtbarkeit erstaunen, welche vor unseren Augen liegt. Die Sauerländer'sche Verlagshandlung, stets die Bedürfnisse der Zeit erkennend und für entsprechende Ausstattung bedacht, hat die „Gesammelten Gedichte" in einer compacten, höchst elegant und correct gedruckten Ausgabe von drei Bänden (Preis 7 fl.) publizirt, welche vor der früheren (6 Bände, Preis 21 fl.) den Vorzug der Gedrungenheit und der Wohlfeilheit hat; sie zeichnet sich überdies vor ihrer Vorgängerin durch Vermehrungen im Texte aus.

Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Ausgabe sich bald einer außerordentlichen Verbreitung erfreuen wird. Mit ihr zugleich erschien auch ein neuer Abdruck der vom Dichter selbst besorgten „Auswahl" aus seinen Gedichten, welche bereits durch ungewöhnliche Theilnahme gewürdigt wurde, und endlich eine splendid ausgestattete Separat-Ausgabe von Rückert's vortrefflichem „Liebesfrühling" in Taschenbuchsformat mit Kupfer und Initialen illustrirt und zu den beliebten eleganten Miniaturausgaben der deutschen Dichter passend und zu den geschmackvollsten Erscheinungen der vaterländischen Presse gehörend, wie es von einer so geachteten und zugleich geistig wirkenden Verlagshandlung zu erwarten ist. Liebe und Freundschaft sucht bei den bevorstehenden Festtagen so häufig nach entsprechenden Weihegaben, und dürften wohl kaum entsprechendere finden, als die Gesammtprodukte eines der größten deutschen Dichter oder die Einzel-Ausgaben seiner bedeutendsten Werke, welche der Verleger, um sie zum Nationaleigenthum zu machen, hier zu den billigsten Preisen anbietet.

Die Jubelfeier des 50jährigen Bestehens des Frankfurter freiwilligen Scharfschützen-Bataillons.

Schon seit längerer Zeit hatte sich der Ausschuß des Scharfschützen-Bataillons mit den Vorbereitungen und Anordnungen zu einer festlichen Begehung des 12. Decembers beschäftigt, an welchem Tage vor fünfzig Jahren der in diesen Blättern bereits mitgetheilte Aufruf eines hochedl. Rathes an Frankfurts sämmtliche Bürger erschienen war, dem das Corps seine Entstehung verdankt. Das Festcomité sah sich in seinen Bestrebungen von Seiten unserer Obrigkeit thatkräftig unterstützt und somit vereinigte sich Alles, um diese Feier zu einer würdigen, angemessenen zu machen. Am Dienstag den 12. Dec., Morgens 10 Uhr, versammelte sich das Bataillon im Festlokal zum Wolfseck bei Hrn. Oberlieutenant Fay und marschirte zuerst zum älteren Hrn. Bürgermeister, um die Fahne zu holen. Hierauf zog es wieder zum Festlokal zurück, wo sich die Ehrenmitglieder — darunter noch 6, die seit Gründung des Corps demselben angehören — anschlossen. Mit Fahne und Musik marschirten alsdann sämmtliche Festtheilnehmer nach dem Römer und nachdem sie sich in der Halle aufgestellt hatten, beglückwünschten die beiden wohlregierenden Herren Bürgermeister so wie die Militärbehörden und Stabsoffiziere das Corps in seinem würdigen Führer, Hrn. Hauptmann Kahles, dessen 33jähriger Dienstwirksamkeit Hr. Obrist von Ellrodt bei dieser Gelegenheit das verdiente Lob spendete. Die Staatsbehörden gingen die Fronte durch und als der verehrte Chef unserer gesammten Stadtwehr ihnen die 6 noch lebenden Mitstifter des Corps vorgestellt hatte, richtete der ältere Hr. Bürgermeister belobende und beglückwünschende Worte an letztere. Nach geschehener Inspicirung verfügte sich das Bataillon untee Musikbegleitung wieder nach dem Festlokal zurück und ging einstweilen auseinander, nachdem zuvor die Fahne unter dem Schutze einer Ehrenwache daselbst aufgesteckt war. — Um vier Uhr Nachmittags versammelten sich sämmtliche Mitgliedee in gedachtem Lokale zu einem festlichen Bankett, welches die höhern Staatsbehörden mit ihrer Gegenwart beehrten und wozu alle Corpschefs eingeladen worden waren. Der geräumige Saal zum Wolfseck

Digitized by Google

geschmackvoll verziert mit den Emblemen des Schützenthums, bot einen überraschenden Anblick dar und machte den Anordnern alle Ehre. Mehrere Tableaux mit Schützen aus den Jahren 1793, 1798, 1804, 1824 und 1837 zeigten die Veränderung, welche man während dieser Zeit in der Uniform des Bataillons vorgenommen hatte. Der Eigenthümer des Festlokals, Hr. Oberlieutenant Fay, hatte Alles aufgeboten, um seinen langjährigen Waffengefährten an diesem Tage keinen Wunsch übrig zu lassen und deshalb nicht nur als Comitémitglied, sondern auch als Gasthalter die löblichste Thätigkeit entwickelt. Hievon gab namentlich die reich besetzte, köstliche Tafel Zeugniß. — Bei Beginn des Mahles brachte Hr. Hauptmann Kahles, derzeitiger Commandant des Bataillons, folgenden Toast aus:

„Ihnen, die mit Liebe, Sorge und Opfer das Wohl unserer Vaterstadt gründen und ihren Wohlstand vermehren, die im Gefühle treuer Erfüllung ihres Berufs sich selbst in uns, ihren Bürgern, ehren, auch dem freiwilligen Scharfschützen-Corps seit seinem Bestehrn ihren besonderen Schutz gewährten, wollen wir trachten, uns der Ehre dieses Schutzes durch unverbrüchliche Treue und kräftiges Wirken stets würdig zu machen. Den weisen Vätern, den beiden wohlregierenden Herren Bürgermeistern und einem hohen Senate in unserer lieben Vaterstadt sey daher bei der heutigen Festversammlung das erste Lebehoch in dieser frohen Tafelrunde herzlich dargebracht!"

Der ältere Hr. Bürgermeister v. Meyer erwiederte diesen mit Acclamation aufgenommenen Toast mit einigen Worten, in welchen er der gemeinnützigen Wirksamkeit des Corps gedachte. Hierauf sprach Hr. Oberlieutenant Fay folgende Festrede:

„Ein halbes Jahrhundert ist bereits dahin geschwunden seit den Tagen, welchen das Corps, dessen fünfzigjähriges Bestehen wir heute zu feiern hier versammelt sind, seine Begründung verdankt. Damals brannten die Fackeln des Krieges, welcher über halb Europa seine Verheerungen ausgebreitet hatte, und auch unserer liebrn Vatrrstadt drohte Gefahr und Verderben. Als durch die Bemühungen der tapferen Hessen gegen das Ende des Jahres 1792 unsere Stadt mit Sturm genommen und die französische Besatzung theils niedergestoßen, theils zu Gefangenen gemacht worden war, da wurden im Pariser Nationalconvent schwere Anklagen gegen Frankfurts Bewohner laut und eine blutige Rache stand zu befürchten. Schon gegen das Ende des folgenden Jahres näherten sich die französischen Heere dem Rheine wieder und unsere Stadt schien gewissem Verderben entgegen zu sehrn. Da faßten, in jenen Tagen allgemeiner Grfahr, die beiden damals hier bestehenden Schützengesellschaften, von Muth und Vaterlandsliebe begeistert, den Entschluß, ihre Reihen zu verstärken und die Vaterstadt in jeder Gefahr kühn und ritterlich zu vertheidigen. Sie trugen ihren hochherzigen Entschluß einem hochedl. Rathe vor, der es nicht unterließ, ihm seine volle, freudige Zustimmung zu geben, und zugleich die hiesige Bürgerschaft in einem allgemeinrn Aufgebote zu den Waffen rief. Bald standen mehr denn 400 Schützen in drr vorgeschriebenen Uniform und in vollständiger Bewaffnung kampfberrit da. Die unsere Stadt bedrohende Gefahr zog vorüber, ohne daß es dem tapferen Corps vergönnt gewesen wäre, Proben seiner Entschlossenheit und seines Muthes abzulegen. Es bot sich abrr den Schützen in den darauf folgenden friedlicheren Zeiten vielfache Gelrgenheit, ihrer Vaterstadt zu dienen und ihren Eifer für die allgemeine Wohlfahrt zu bethätigen. Sie waren stets bereit, wenn es galt, die bestehende Ordnung und den Ausspruch der Gesetze kräftig zu unterstützen und die verderblichen Bewühungen von Ruhestörrrn zu verriteln. Eben so waren sie stets die Ersten auf dem Platzr, wo bei Feuersgefahr ihre rettende Hand Hülfe bieten konnte, und was sie einmal gefaßt hatten, das war den Alles verheerenden Flammen entrissen. So haben sich die Scharfschützen, ihrem edlen Berufe treu, bis auf unsere Zeit unter allen Stürmen forterhalten und wrnn auch ihre gegenwärtige Zahl nur klrin ist, so umschlingt sie doch das feste Band der Eintracht und drüderlichen Gemeinschait und mit stolzem Bewußtseyn können sie auf die Wirksamkeit ihres Corps zurückblicken, die sie während der Dauer eines halben Jahrhunderts und unter mannigfachem Wechsel der Zeitereignisse stets rühmlich bewährt. Möge die schöne Feier, welche uns heute in brüderlicher Eintracht hier versammelt, dazu beitragen, unser Corps einem neuen Aufblühen und kräftigerem Aufschwung entgegen zu führen! Möge von demselben der Geist der Eintracht, der Pflichttreue und der Liebe zur Vaterstadt nie weichen und es uns wie unsern Nachfolgern stets vergönnt seyn, zum gemeinen Wohle, zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherhrit zu wirken! Möge in der Stunde der Noth und Gefahr das Corps der Schützen stets helfend und rettend zuerst auf dem Platze erscheinen und sollte einst der Ruf zum Kampfe an es ergehen, dann mögen ihm die Worte, welche auf seiner Fahne prangen, die Worte: „Mit Gott für Freiheit und Vaterland!" als Parole dienen, welche es zu muthigem Kampfe begeistert! — Ich wende mich nun an Sie, hochzuverehrende Herren Deputirte hochlöbl. Kriegszeugamts, um Ihnen im Auftrag des freiwilligen Scharfschützen-Corps den innigsten, tiefgefühltesten Dank darzubringen für die demselben bisher gewährte Unterstützung und Hülfe in allen seinen Angelegenheiten, verbunden mit der Bitte, daß es Ihnen gefallen möge, uns auch ferner und namentlich in unserem auf wahre militärische Ehre gegründeten Bestreben, den alten Glanz unseres Corps wieder zu gewinnen, zu unterstützen!"

Nach einer kurzen Pause brachte Hr. Oberlieutenant Serini folgendes Lebehoch aus:

„Wenn der wackrre Bürger eifrig darnach trachtet, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern und jeder gemeinnützigen Bestrebung sich anzuschließen, so ist er nicht minder freudig bereit, im Dienste der Waffen zu Zeiten des Friedens das gesicherte Bestehen von Recht, Ordnung und Gesetz aufrecht zu halten, und zu Zeiten des Krieges seinen heimischen Herd zu beschützen. Soll aber der Waffendienst gedeihen, so bedarf er geregelter Formen und fester Grundlagen. Solche verdanken wir der erprobten Einsicht und vielfach bethätigten wohlwollenden Gesinnung unseres Hrn. Obristen v. Ellrodt, dem stets bewiesenen Eifer, so wie den militärischen Kenntnissen der geschätzten sämmtlichen Bataillonschefs. Deshalb dem Hrn. Obristen v. Ellrodt und sämmtlichen Corpschefs ein Lebehoch!"

In Erwiederung auf diesen Toast wurde von Hrn. Obrist v. Ellrodt ein die vielfachen Verdienste des Schützencorps anerkennender Trinkspruch ausgebracht und hierauf das erste der drei von Ludwig Hub für diesen Tag eigens abgefaßten Festlieder gesungen. Noch mehrere Toaste und Lieder reiheten sich den hier erwähnten an und die ungetrübteste Freude herrschte im weiten Männerkreise. Man trennte sich erst spät unter den herzlichsten Wünschen für das fernere Gedeihrn des Corps. — Der am nächsten Tage im nämlichen Lokale stattgehabte Ball zeichnete sich nicht minder wie das Mahl durch geschmackvolles Arrangement aus und es hat sich das festordnende Comité bei beiden Gelegenheiten den vollgültigsten Anspruch auf den Dank aller Theilnrhmer erworben.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Dec.

Der ehrenwerthe, um das Orgelspiel und um die kirchliche Schreibart so hochverdiente Dr. Rink, Hofcantor dahier, wird am 27. d. Mts. seine goldene Hochzeit feiern. Wer wird diese nie mehr wirderkehrende Gelegenheit nicht mit Rührung ergreifen, diesem als Künstler wie als Mensch allgemein geehrten patriarchalischen Greise und seiner Lrbensgefährtin an dem bevorstehenden Ehrentage seine Huldigung darzubringen?

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Dec. (Zum Erstenmale): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Alovs Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 19. Dec. Molière, Drama in 4 Abth., aus dem Französischen von Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 350. Mittwoch, den 20. December 1843.

Der arme Conrad.

(Schluß.)

„Wenn aber," fuhr Conrad mit düsterem Ernste fort, „wenn jedes Recht uns verweigert wird, wenn man uns auf immer unbarmherzig hinausstößt in die alte, finstere Nacht des Elends und der Knechtschaft, dann lass' ich meine Brüder zu dem Schwerte greifen, dann — — —"

„Dahin soll's nimmer kommen," unterbrach ihn Hutten mit Wärme. „Deutschland hat einen edlen, großen Kaiser, seinen Max; vor den will ich kühn hintreten, will eure Sache mit glühenden Worten vor ihm führen, und zweifelt nicht, daß euch gewährt wird, was recht und billig ist. Bis dahin, Conrad, versprich mir, nichts zu übereilen. Empörung ist die Losung zu namenlosem Jammer und jeder Gräuelthat."

„Nehmt mein Bauernwort, Herr Hutten, ich harre Jahr und Tag auf Eure Rückkehr. Aber hört, das Glöcklein vom Kirchthurm ruft!"

„Es schlägt Mitternacht, Conrad, laß uns zur Ruhe gehen."

„Ihr thut wohl daran, Herr, ich aber muß das Lager meiden. Der arme Conrad taget heut bei Nacht eine Stunde weit von hier bei unserer lieben Frauen Waldkapellchen."

„Laß mich mitgehn."

„Das kann ich nicht, Herr, es darf kein Fremder sich im Kreise blicken lassen."

„Also doch noch Mißtrauen, Conrad?"

„So kommt, aber werft meinen Bauernmantel um und merkt Euch die Losung. Wenn Ihr gefragt werdet: Gott grüß Dich mein Gesell, was hast Du für ein Wesen? so müßt Ihr rasch antworten: Der arm' Mann in der Welt kann gar nicht mehr genesen."

Schweigend gingen die zwei Männer durch die stille Mondscheinnacht ihrem Ziele zu. Hier und da stiegen dunkle Gestalten aus den Thalschluchten empor, begrüßten sich mit den geheimnißvollen Wechselworten, und schritten dann einzeln oder paarweise weiter.

Nach einstündigem Marsch im Thalweg kamen die Wanderer an einen hohen Eichforst, worin einsam ein offenes Kapellchen stand, wie man es in katholischen Ländern auch jetzt noch häufig findet. Vor dem mondbeglänzten bunten Steinbild der Jungfrau kniete andächtig betend eine Gruppe von zwölf bärtigen Männern. Schaaren zu zwanzig bis dreißig standen hier und dort auf der Waldwiese verstreut.

Da trat Conrad wie ein König in ihre Mitte und fragte ernst und tief: „Gott grüß' euch, ihr Gesellen, was habt ihr für ein Wesen?"

„Der arm' Mann in der Welt kann gar nicht mehr genesen!" klang es wehmüthig von dreihundert Männerstimmen wieder.

„Schließt den Ring!" sprach Conrad, „die Tagsatzung beginnt. Wer klagen will, der klage; wer Rath bedarf, der frage."

Da drängte sich einer nach dem andern vor den seltsamen Mann, der ruhig und ernst wie eine dunkle Schicksalsgestalt auf einem alten Baumsturz saß, und Klage an Klage reihte sich zur langen Litanei. — Dem einen hatte der Freiherr den einzigen Ackergaul aus der dürftigen Verlassenschaft des Vaters als Besthaupt hinweggenommen; dem andern war die junge Saat bei'm Treibjagen zertreten worden; einen dritten, durch Mißwachs Verarmten, drohte der Klosterprior, dem er pflichtig, von Haus und Hof zu treiben, wenn er die schuldigen Gülten nicht schleunigst entrichte. Einen vierten hatte der Vogt des Freiherrn bereits ausgepfändet, weil er aus bitterster Armuth sein Scherflein zu einer wegen glänzender Ausstattung des Burgfräuleins ausgeschriebenen Fräuleinsteuer nicht hatte beitragen können; einem fünften lag der von übermäßiger Arbeit geknickte Sohn im Sterben, kurz alle Töne menschlichen Jammers klangen in herzzerreißenden Mißlauten zusammen.

Conrad rieth und tröstete allenthalben, so gut es sich thun ließ. Den zum Mitleid geneigten Herrn hieß er durch verständig rührende Vorstellung zur Nachsicht zu bewegen; die Härte des Unbarmherzigen rieth er durch Bestechung des Vogtes abzuwenden; die dringende Noth der ganz Hülflosen ließ er durch Beisteuern der wohlhäbigern Gemeindeglieder mildern, alle aber erhob er durch starke Trostworte des Glaubens, und ermunterte sie zu thätiger Bruderliebe.

Jeder fügte sich willig seiner Entscheidung, wie dem Urtheil eines weisen Richters, und keiner ging unerquickt von dannen. Mancher umfaßte gerührt seine Knie, und hätte ihm, wenn er's nicht wehrte, die Hand mit heißen Küssen und Thränen bedeckt.

Allmählig verlor sich der Strom, wie er gekommen war, und der Häuptling trat still mit Hutten den Rückweg an. Es war Morgendämmerung, als beide wieder an des Hütt-

Digitized by Google

chens Pforte standen, worin Gretchen noch im süßen Schlummer lag.

„Conrad, laß uns scheiden," sprach der Ritter gerührt, „ich danke Dir für diese Nacht, die nicht schwinden soll aus meinem Gedächtniß. Wahrlich, Du bist — — — — —"

„Laßt mich Euer Roß satteln, Herr," entgegnete der Landmann, dem Lob ausweichend, „ich führ' es gleich hieher."

„Das sollst Du nicht, Conrad," antwortete Hutten, „wen Gott so hoch gestellt hat über Tausende, der soll mir nicht Reitbubendienst verrichten."

„Freiwillig dienen, schändet Niemand, Herr," sprach der Bauer mit ruhiger Würde. „Euch dien' ich gern, habt Ihr nicht mir und meiner Braut Ehr' und Leben gerettet, ja, was noch mehr ist, habt Ihr nicht meines Standes Schirmvogt einst zu werden gelobt? Euch lieb' ich, wie die Schwalbe, die den Frühling bringt."

Das Roß stand, von Conrad gesattelt, wiehernd vor dem Ritter, und der ernststolze Mann ordnete sorgsam die Steigbügel.

„Conrad, laß uns Brüder seyn," rief Hutten mit überströmendem Gefühl und schloß den Landmann fest an seine Brust.

Der Rococogeschmack.

Wer unsere Modejournale ansieht, der kann sich der Besorgniß kaum erwehren, daß dieser Rococogeschmack, diese lächerliche Rückkehr der Trachten zu dem Costüme der Siebenziger und Achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der Vorläufer noch ganz anderer Rückschritte zu seyn scheint. Zum Glück ist eine solche totale Wiedererweckung der alten Moden, wie sie unsere Schneider träumen, eben so wenig möglich, als das Heraufbeschwören der abgestandenen politischen und staatlichen Formen des vergangenen Jahrhunderts, und die Rococobestrebungen unserer modernen Elegants, wie unserer rückwärtsschauenden Politiker werden sich wohl mit jener faden Rococo-Carricatur begnügen müssen, die von der colossalen Abgeschmacktheit der Siebenziger Jahre noch immer so weit entfernt ist und ewig entfernt bleiben wird, als nur immer der Zeitgeist selbst von den ohnmächtigen Entwürfen selbstsüchtiger Reactionäre. — Wir haben oftmals in diesen Blättern zu schildern versucht, wie es zu jener Zeit in der politischen und geistigen Welt aussah; heute wollen wir zur Ergötzlichkeit unserer Leser ihnen malen, wie es damals in der Modewelt aussah, und sie mögen selbst daraus abnehmen, ob auch uns hierin das Alte wieder in seinem ganzen Umfange neu werden könne, eine Betrachtung, die nichts weniger als unwichtig erscheint, wenn man bedenkt, daß, wie Jean Paul sagt, das Kleid des Menschen ein halber ausgebälgter Mensch selbst sey. So sieh dir denn, lieber Leser, einmal eine junge, zum Ball geschmückte Dame von Anno 70 an: Welch' wunderbares Wesen! — Ein ungeheurer, mit Drahtgestell und Roßhaaren unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen, Bändern gekrönter Haarthum auf dem Kopfe setzte der Länge wenigstens eine Elle zu; die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgestickten Schleifen gezierten Ballschuhen halfen der Gestalt von unten nach, so daß die weibliche Gestalt auf den Fußspitzen schwebte. Ein aus dicht aneinander gefügten Fischbeinstäbchen zusammengesetzter Harnisch, fest und steif genug, um einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltsam Arme und Schultern zurück, die Brust heraus, und schnürte über den Hüften die Taille zur Wespenperson ein. Der eiserne Bügel im Corset schirmte die Brust, hemmte aber jede unnütze Bewegung oder zügelte die Leidenschaft. Ueber dem Reifrocke saß das seidene Gewand, mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen garnirt, die weder Homer noch Walter Scott zu schildern vermöchten. Ueber dem seidenen Rock von gleichem Stoff das schleppenbehangene Oberkleid, vorn auseinander fallend, zu beiden Seiten unsagbar reich besetzt. Hals und Brust wurden freier getragen, als jetzt das emancipirte Zeitalter es wagt. Die Aermel reichten bis an den Ellbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Band üppig bewachsen. Das war die Tracht der Grazien von damals, reizend und verhüllend, lockend und versagend in raffinirtem Gemisch. Daß das Gesicht mit Schminke und Schönpflästerchen noch belegt wurde, bedarf erst nicht der Erwähnung. Außerdem trug jede Dame ein längliches glattes Perlmutterdöschen bei sich, das zum tragbaren Necessaire der eleganten Damenwelt gehörte. Es enthielt die aus schwarzem englischen Pflaster geschlagenen, winzig kleinen, vollen und halben Monde, Sternchen und Herzchen. Verließ eine Musche ihren Platz, so ward die Lücke schnell aus dem Vorrathe der Dose gefüllt. Diese schwarzen Punkte erhöhten die Lebendigkeit des Mienenspiels im Angesicht. Eine Reihe der kleinsten, aber leise anwachsenden, mondförmig gestalteten Tüpfchen saß im äußern Augenwinkel, und diente dazu, die Augen hervorzurücken und die Wirkungen ihres Glanzes, ihres Farbenspiels zu unterstützen. Ein paar Sternchen im Mundwinkel gaben dem Lächeln der Lippen den Zauber der schalkhaften List. Die Musche auf der Wange, am rechten Orte angebracht, hob den Teint und gab den Schein eines amorosen Grübchens. Auch Muschen in größerem Format waren üblich für Personen, die sich stark unterstützen und der hinfälligen oder böswilligen Natur mit Energie beispringen wollten. Solche größere Muschen hießen Sonnen, Täubchen, sogar Liebesgötterchen. Diese hießen vorzugsweise assassins, um ihrer mörderischen Wirkung willen, die sie auf die Herzen übten.

Auch für die Toilette der Männer hatte der Sinn des zeichnenden Talents dieselbe Aufmerksamkeit. Als die jungen Elegants anfingen, den Perücken den Abschied zu geben und ihr eigenes Haar gepudert en aile de pigeon frisirt zu tragen, kam der gute Haarbeutel in kleineren Dimensionen und ohne postillons d'amour auf. Pantalons, Gilets und Fracks waren noch nicht erfunden. Die Röcke hatten beinahe den Schnitt der jetzigen Hofkleider, man trug sie in allen Farben, sogar weiße mit reichen Stickereien in Gold oder bunter Seide, und dazu passende gestickte seidene Westen. Aeltere Männer trugen auch wohl Röcke von dunkelfarbigem Sammet, bei einer Weste von Goldglacée. Manschetten und Jabots von Brüsseler Spitzen waren im Putz unerläßlich; mehr noch bei Alt und Jung der Degen, ohne welchen sich Niemand, der zur höheren Bürgerclasse gehörte, auf offener Straße zeigte. Stiefeln wurden nur bei üblem Wetter getragen, selbst die ältesten Männer gingen täglich, ohne Besorgniß, sich zu erkälten, in Schuhen und seidenen Strümpfen einher; in einer Gesellschaft, wo Damen zugegen waren, in Stiefeln zu erscheinen, wäre höchst ungezogen gewesen. So wollte es die vom höhern Bürgerstande stillschweigend als Gesetz anerkannte Sitte.

Digitized by Google

Ohne von einem Bedienten oder einem Kammermädchen begleitet zu seyn, hätte sich keine Frau von Erziehung über die Straße gewagt; auch ging keine in die Läden, um ihre Einkäufe selbst zu besorgen; die Kaufleute waren darauf eingerichtet, die verlangten Waaren zur Auswahl ins Haus zu schicken. An öffentlichen Orten, auf der Promenade oder im Theater ohne männliche Begleitung zu erscheinen, galt für unschicklich; da aber Männer vom Geschäft gefesselt waren, so ergab sich für die Frauen die Nöthigung einer streng häuslichen Lebensweise.

Ergötzlich war der phantastische Hang, die Knaben herauszuputzen. Die Kleidung der Mädchen fügte sich mit weniger Aenderung der herrschenden Mode, die Knaben liefen bis ins siebente Jahr wie zum Carnevalsscherz costumirt herum. Die Kleidung der Männer wollte sich nicht in Duodezausgaben herausstellen lassen, also mußte man erfinderisch seyn, fand aber nichts allgemein Geltendes und ließ der Laune die Freiheit. Man sah kleine Husaren, Chinesen, Ungarn, Tyroler, Türken mit Turban, Reiherbusch und hölzernem Dolch im Gürtel.

Seltsame Figuren gaben die Aerzte ab. Ihr Haupt bedeckte eine schneeweiß gepuderte, lockenreiche, dreizipflige Allongeperücke; einer dieser Zipfel hing über den Rücken herab, die beiden andern wiegten sich auf den Schultern; ein goldbesetzter, scharlachrother Rock, sehr breite Spitzenmanschetten und Jabot, weiße oder schwarzseidene Strümpfe, Knie-Schuhschnallen von blitzenden Steinen oder vergoldetem Silber und ein kleines plattes Dreieck von schwarzer Seide unter dem Arme, chapeaubas genannt, vollendeten die prachtvolle Toilette. Dazu nehme man noch das starke spanische Rohr mit einer goldenen oder aus Elfenbein künstlich geschnitzten Meerfrau als Krückenkopf darauf, um in schweren, bedenklichen Fällen Kinn und Nase zu stützen, und die Figur, die uns die komische Oper noch liefert, tritt fertig ins Leben. Und dergleichen sollte wieder aufs neue geboren werden können? Nimmermehr! (Österl. Bl.)

Mannichfaltigkeiten.

Um die Staatseinnahmen von Belgien zu vergrößern, hat man die Besteuerung der Adelsbriefe, die im Jahreslauf ausgestellt werden, vorgeschlagen. Seit vier Jahren seyen deren an 200 ausgefertigt worden, und wenn für den Herzogstitel 100,000 Francs, für den eines Marquis 75,000, eines Grafen 50,000, Barons 30,000 und eines Ritters 10,000 Frcs. gezahlt würden, so könnte eine hübsche Einnahme erzielt werden.

(Hamburg, 10. Dec.) Viel Skandal hat hier das Erscheinen des bekannten Quirin Müller mit seinen lebenden Statuen gemacht. Der „Freischütz" hatte die Müller'schen Darstellungen als höchst anständig bezeichnet, sich jedoch gegen eine öffentliche Vorstellung erklärt, weil derlei für das größere Publikum nicht sey; letzteres könne das Schöne doch nicht begreifen, die Plebejer müßten daher auch von dem Besuche der Müller'schen Vorstellungen durch hohes Entrée zurückgescheucht werden. Dagegen opponirte nun der Tagwächter in mehreren starken Artikeln, sich namentlich auf die bekannten desfallsigen Streitigkeiten in Leipzig und auf das Urtheil der Sächsischen Vaterlandsblätter berufend; die weichen Wollüstlinge Hamburgs hätten nicht zu entscheiden über Das, was wohlanständig und sittlich, sondern dem Publikum allein stehe dieses Urtheil zu; wenn die Müller'schen Figuren das helle Licht nicht zu scheuen brauchten, so könnten und müßten sie öffentlich auftreten ꝛc. Die Folge dieser öffentlichen, allerdings etwas leidenschaftlichen Erörterungen war nun, daß dem Müller hier jede öffentliche Vorstellung untersagt wurde. Er wandte sich darauf nach Altona, aber auch dort ging's ihm nicht besser. Nun verzichtete Müller auf jede öffentliche Vorstellung, und gab auf Subscription eine Reihe geheimer Vorstellungen im Holsteinischen Eimsbüttel (bekannt durch den „Europäischen Weintrinkerverein"). Der Eintrittspreis ist à Person ein Louisd'or!

(Herborn, 15. Dec.) Gestern gab dahier im Casino August Kempel von Brückenau ein Konzert auf der Violine. Schon vor drei Jahren hatte dieser ausgezeichnete Knabe, welcher jetzt erst zwölf Jahre alt ist, in Würzburg, wo er in den Zwischenakten in dem Theater spielte, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen. Kempel spielt nicht nur mit vieler Fertigkeit und Reinheit, sondern trägt auch mit Ausdruck und Geschmack vor, und es läßt sich bei seinem noch jugendlichen Alter dereinst etwas Ausgezeichnetes von demselben erwarten.

Die Frankfurter Liedertafel hat dem Pianisten Dreyschock das Ehrendiplom gesandt.

Briefe aus Perigord bringen für Gastronomen die erfreuliche Nachricht, daß die Trüffeln jetzt in solchem Ueberflusse gerathen und so im Preise gefallen sind, daß man sich eines ähnlichen Ueberflusses und gleicher Wohlfeilheit seit Jahren nicht erinnert.

(Breslau, 11. Dec.) Wie wir hören, hat sich am 7. d. M., Vormittags, auf der Freiburger Bahn folgender Vorfall ereignet. Durch die Nachlässigkeit eines Beamten war in der Nähe von Ingramsdorf ein Wagen mit Steinen auf der Bahn stehen geblieben und der vom Lokomotivführer Wildelau geführte Frühzug von Breslau stieß, obgleich schon gehemmt, mit solcher Gewalt an denselben, daß er zerschmettert wurde. Zum Glück ist Niemand dabei verletzt worden, und die Reisenden kamen mit dem Schreck davon.

(St. Petersburg, 7. Dec.) Se. Maj. der Kaiser hat die Statuten des Moskauischen Kunstvereins bestätigt und für denselben jährlich 6000 R. S. aus dem Reichsschatz angewiesen. Die Schule für Malerei und Sculptur wird unter die Aufsicht des Vereins gestellt.

Die berühmte Sängerin Catalani ist neulich auf ihrem Schlosse Sinigaglia in Italien gestorben. Sie hinterläßt über drei Millionen Gulden Konv.-Münze.

(Berlin.) Wie weit hier der Spekulationsgeist geht, um Käufer in sein Waarenlager zu locken, erfuhren wir neulich wieder durch die an allen Ecken angeschlagenen langen Zettel, auf welchen mit großen Lettern zu lesen war: „Um die Schulden zu tilgen! Ein hiesiges reelles Handlungshaus, welches

Digitized by Google

seinem Sturze sehr nahe ist, sieht sich genöthigt, um seinen bisher gehabten Credit und Renommée nicht zu schwächen, einige Kisten guter Leinwandwaaren noch bedeutend unter der Hälfte des Fabrikpreises zu verkaufen ꝛc. ꝛc."

Ein feuerfestes Kleid, die Erfindung des Obersten Paulin von Paris, von Leder gefertigt, das gleich der Taucherglocke den ganzen Leib mit sammt dem Kopf bedeckt und in welches die Luft vermittelst einer Maschine, mit welcher es durch einen feuerfesten Schlauch in Verbindung steht, zugepumpt wird, ward vor kurzem bei einem Brand von Hrn. Braidwood in London probirt und bestand die Probe vortrefflich. Der Ingenieur Dowdin begab sich vermittelst desselben mitten in einen brennenden Keller, mit einem Wasserschlauch ausgerüstet, den er nach den brennenden Stellen richtete. Nach einer Viertelstunde war es ihm gelungen, das Feuer gänzlich zu löschen, ohne irgend einen Schaden zu nehmen.

(Jena.) Am 11. v. Mts. starb die bekannte Kinderschriftstellerin Lina Reinhardt, geb. Wagner, nach einem vielbewegten, an Erfahrungen der mannigfaltigsten Art sehr reichen Leben in den Armen ihrer heißgeliebten Freundin Amalie Schoppe.

Korrespondenz.

Würzburg, 14. Dec.

Am 9. d. Mts. gab der k. russ. Hofopernsänger Breiting bei uns ein Konzert. Der Sänger ist noch im ungeschwächten Besitze seiner schönen Tenorstimme und ein früheres Mißverhältniß der Mitteltöne zu dem übrigen Register hat sich ausgeglichen. Seine Bruststimme, mit welcher er C nimmt, ist von einer seltenen Kraft und eben so erfreut er sich eines ganz ausgebildeten Falsettes, welches jeder, auch der zartesten Modulation in den höchsten Tönen fähig ist. Breiting sang die große Arie des Eleazar im vierten Acte in der Jüdin, von Halevy, und das große Terzett aus Wilhelm Tell, in welchen beiden Piecen er die ganze Wirkung dramatischen Gesanges geltend machte; ferner die Romanze des Raoul im ersten Acte der Hugenotten, von Meyerbeer, und ein Lied von Kücken: „Mein Herz, ich will dich fragen", Worte aus dem Drama: „der Sohn der Wildniß", von Halm, in welchen beiden Nummern er das Publikum durch die Lyrik der Empfindung, welche er seinem Vortrage einhauchte, zu den lebhaftesten Aeußerungen des Beifalls hinriß. Dienstag den 13. hörten wir Breiting in einem von der Harmoniegesellschaft gegebenen Konzerte. Er sang die Romanze aus den Hugenotten, ein Lied von Lachner und das Schlummerlied aus der Stummen von Portici. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch hier seine schönen Stimmmittel und sein gebildeter Vortrag die lebhafteste Anerkennung fanden. Möchte Hr. Breiting bald an einem deutschen Hoftheater eine seinen Leistungen angemessene Stellung gewinnen!

Ein deutsches Familienbuch.

Der erste Band des „Deutschen Familienbuchs zur Belehrung und Unterhaltung, mit 50 Tafeln Abbildungen und vielen Holzschnitten; Karlsruhe, Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung, 1843" — ist nun vollständig erschienen und bietet dem Leser desselben viel Ueberraschendes dar sowohl in seiner reichen künstlerischen Ausstattung als aus seinem gediegenen, gut gewählten mannichfaltigen Inhalte. Dies Buch ist ein sehr empfehlungswerthes Werk zu einer Weihnachtsgabe, welche sowohl den Geber als den Empfänger nicht gereuen und letzterem auch gewiß von großem Nutzen seyn dürfte. Wenigstens findet er darin den vielfältigsten Stoff zu einer angenehmen, belehrenden Unterhaltung, und erwachsenen Söhnen und Töchtern können Eltern und Vormünder dies herrlich ausgestattete Werk als ein wahres Familienbuch, das Männer von dem gediegensten literarischen Rufe zu seinen Mitarbeitern zählt, unbesorgt und freudig in die Hände geben. — „Wie lieblich ist es (sagen die Verfasser dieses deutschen Familienbuches in ihrer Vorrede), wenn diejenigen, welche die Bande der Natur zusammen hält, durch die Bande des Geistes und der freien Liebe sich immer inniger aneinander schließen. Alle Glieder der Familie soll das Streben nach gegenseitiger Veredlung, Belehrung und Erheiterung einigen. Eines soll das Andere stützen, heben und tragen auf seinem Lebenswege. Wohl dem Hause, in dem ein solcher Familiengeist lebt. Und wenn in traulicher Stube Alle beisammen sitzen, wenn man das Nächste und Unmittelbare, die Tagesereignisse u. s. w. besprochen und erzählt hat, wenn dann bisweilen das Gespräch oder die Unterhaltung stockt, wenn, wie man sagt, ein guter Engel durch das Zimmer geht, und es ist, als ob jedes innerlich mit dem andern spräche, und nur keine Worte dafür fände — dann thut man oft gut, den Blick hinaus zu schicken über die engen Gränzen des Familienkreises, die weite Welt mit ihrer reichen und unendlichen Naturpracht und die Geschicke der Menschen zu betrachten. Dazu soll unser Familienbuch dienen." — Und wir setzen hinzu: Dazu dienet dies Buch, Groß und Klein! Wie gesagt, es ist ein wahres Familienbuch, und man ist überrascht über dessen schöne gediegene Ausstattung und die vielen Stahlstiche, Lithographien, Holzschnitte und illuminirten Bilder aus dem Reiche der Naturhistorie ꝛc. Verleger wie Autoren haben gleich achtungswerthe Ehre davon! Möchte ihr Verdienst durch reichen Absatz belohnt werden!

A. H.

Charade.

Die ersten Zwei der Mensch in Menschen schaut,
Ob er am Belt, ob bei den Kaffern wohnet.
Die Letzte tönt, ein himmlisch süßer Laut,
Wo zarte Lieb' in reinen Herzen thronet.
Nur dem Erkor'nen weiht's die holde Braut;
Es ist das Pfand, das seiner Treue lohnet;
Um Beide, die der heil'ge Drang verbunden,
Hat Harmonie den Kranz der Lust gewunden.

Das Ganze nennt den stummderedten Schwur,
Der Männersinn und Männerstreben einigt.
Da steht im heil'gen Tempel der Natur
Die treue Schaar — gesondert und gereinigt;
Wohl lang' noch schaut man ihres Wirkens Spur,
Die That ist's, die des Bundes Werth bescheinigt.
Unheil'ger Sinn nur kann das Zeichen schänden
Und zum Verrath das Bild der Liebe wenden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. Dec. Molière, Drama in 4 Abth., aus dem Französischen von Herrmann.

Mittwoch, 20. Dec. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 351. Donnerstag, den 21. December 1843.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

I.

Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht.
Schiller.

Am 14. Mai des Jahres 1653 war die kleine Stadt Hutwyl, im Amte Trachselwald des Kantons Bern, der Schauplatz einer außergewöhnlichen Versammlung. Etwa 20,000 Bauern aus den Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel hatten sich dort zur Landesgemeinde versammelt, und man sah sie am frühen Morgen in bunten Gruppen auf der Almend oder dem freien Weideplatze, der sich an der südlichen Seite des Orts in das Thal hinabzieht, gelagert. Da erblickte man die kräftigen Entlibucher, gebräunt von der Sonne Gluth, geschaart um ihre Fahne; Männer, Greise und Jünglinge, aber alle die Vertheidigungswaffe, den zackigen Morgenstern, in den nervigten Fäusten. Und weiter sah man das heitere Völklein der Emmenthaler, singend das Lied vom Schützen Tell, der den Geßler, den Landvogt, erschossen; dabei kreis'ten im muntern Vereine die Becher. Dort lagen der Baseler und Solothurner Landsmannschaften und unterhielten sich in ernster Rede von der Noth des Vaterlandes, und beeiferten sich in Aufzählung der Beschwerden, die sie erduldet; des Drucks, den sie erfahren; der schnöden Antworten, die ihnen von den Räthen zu Theil geworden. Und sie schwuren, es nicht zu ertragen, und sich zu befreien von dem schweren Joch, wie es einst ihre Väter gethan hatten gegen die habsburgische Zwingherrschaft. Allenthalben gewahrte man blitzende Augen, drohende Mienen und Kampfmuth.

Nicht weit davon befand sich das Wirthshaus zum eidsgenössischen Kreuz. Vor demselben waren Tische und Bänke aufgeschlagen zur größeren Bequemlichkeit der Anführer. Da sah man den wackern Johann Emmenegger von Emmenthal, einen der ersten Urheber des Aufstandes, Hans Krummacher von Wolhausen, der Fuchs genannt, Urs Hofstetter von Bolken, der Ueberbringer der kräftigen Zuschrift der solothurnischen Abtei Kriegstätten, Hans Ackermann, den Weibel von Schüpfheim, Heinrich Mayer von Hilfikon, den Freienämter Amman, den Rothgerber Gysi von Sissach, und so noch etwa dreißig, deren Rednertalenten und vielfachen Beweisen von persönlichem Muth das Volk die Leitung der Geschäfte übertragen hatte. Aber es fehlte Nikolaus Leuenberg von Schönholz, das einstimmig gewählte Oberhaupt des Aufstandes und Obmann des Bundes, so wie Schybi, der Hauptmann der Entlibucher Schaar. Sie waren in die Stadt berufen worden, weil eine Deputation des Berner und Luzerner Rathes nochmalige Vorstellungen zum Vergleich machen wollte. Davon war eben unter den Anführern die Rede.

„Was braucht's da viel zu predigen? Was braucht's noch Vergleich?" rief der heftige Gysi, indem er den Sarras mit Macht in den Boden stieß. „Betrug ist's, sonst nichts! Hinhalten wollen sie uns, weil wir ihnen zu mächtig sind; kommen aber erst die aufgebotenen Hülfstruppen, dann wollen wir sehen, ob die Herren noch von Vergleich sprechen."

„Ihr seyd zu rasch, Gysi," versetzte der bedächtige Hanns Emmenegger. „Wenn die Herren gesonnen sind, unsere Beschwerden in Güte beizulegen, weshalb sollen wir dreinschlagen? Dazu ist immer noch Zeit. Aber sie werden sich schon besinnen. Wissen sie doch, daß wir bereit stehen, mit Gewalt zu fordern, was man uns in Güte verweigert. Sie kennen mich, die Luzerner Herren, ich häb's ihnen gesagt."

„Ihr wart der Sprecher der Landesvorsteher?" fragte Urs Hofstetter.

„Ich war's!" erwiederte Emmenegger.

„Nun, was entgegnete die Kommission auf unsere Beschwerden?"

„Als ich meine Sendung mit den Worten: „wenn ihr das Geld heruntersetzt, so bewilligt uns, daß wir euch unsere Zinsen mit Molken, Käs und Korn ersetzen," geschlossen hatte, fuhr der Rathsherr Krebsinger heftig auf, und ließ sich folgendermaßen vernehmen: „Nur zu lange schon hat man mit euch den Weg der Güte und Milde fruchtlos eingeschlagen. Ihr seyd unruhige und störrische Köpfe, die man mit Ernst und Strenge zur Ordnung verweisen muß. Ihr werdet nicht eher ruhig werden, bis man euch 4 oder 500 stich- und schußfeste Italiener auf den Hals schickt."

„Uns mit Ausländern drohen?" brauste Urs auf. „Fremde Völker in das Herz der Eidgenossenschaft ziehen? Ihr habt ihm doch erwiedert?"

„Nun weil Stich und Schuß von vornen und geradeaus diesen verherten Welschen nichts anhaben mögen," versetzte ich, „so müssen wir trachten, die Härte der Italiener mit Knütteln zu brechen, und den unauflösbaren Knoten mit dem Morger-

Digitized by Google

stern durch Querstreiche zu zerschmettern. Dies war der Abschied von der wichtigen Konferenz."

(Fortsetzung folgt.)

Motion des Freiherrn von Andlaw, die Einführung von Ehrenschiedsgerichten betreffend, begründet in der zweiten öffentlichen Sitzung der ersten Kammer den 24. Nov. 1843.

(Karlsruher Zeitung.)

Durchlauchtigster Herr Präsident, Hochgeehrteste Herren! Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf einen ernsten Gegenstand — auf die Frage des Zweikampfs. Ich kann nicht läugnen, daß der Gedanke, ihn von dieser Stelle in irgend einer Gestalt zur Sprache zu bringen, unter dem Eindrucke einer Begebenheit in mir entstand, die in so erschütternder Weise manches Gemüth ergriff! Es treten aber zuweilen solche Ereignisse ein, als sollten sie bewirken, daß gleichsam schlummernde allgemeine Empfindungen plötzlich Leben gewinnen und Unheilvolles in der Hand der allgütigen Vorsehung heranreife, als eine Saat des Guten. Es haben Hunderte gegen den Zweikampf und dessen Wirkungen gesprochen und geschrieben; göttliche Gesetze, die Gesetzgebungen fast aller Länder verpönen ihn — er besteht. Indem ich selbst ihn bespreche, fühle ich, wie zart sich der Gegenstand gestaltet, soll das Empfundene sich in Worte fügen, soll das Wort nach keiner Seite hin verletzen! Denn was verletzt, überzeugt nur selten, und nur Ueberzeugung, und zwar allgemeine Ueberzeugung, kann ein Uebel an der Wurzel fassen, das nothwendig kräftig wuchern mußte, nachdem so Manches es begünstigte und fort und fort begünstigt. Es liegt mir ob, zu untersuchen, ob dasjenige, was, beinahe allgemeiner Ansicht nach, für das Bestehen des Zweikampfes spricht, nicht ersetzt werden könnte durch etwas, was die gleiche Wirkung hätte, nämlich die verletzte Ehre wieder herzustellen. Ist diese Frage erst mit Erfolg erörtert, fallen alle zu Gunsten des Zweikampfes darauf gebauten Behauptungen wie von selbst zusammen. Der Grundgedanke, der dem Zweikampf unterliegt, ist das Gefühl des persönlichen, männlichen Muthes, woran sich in einer Art von stillschweigender Uebereinkunft ein Begriff von Ehre knüpft. Die Entwickelung dieser Eigenschaft des Muthes und dessen Aeußerungen sind aber verschieden, je nachdem Erziehung, Unterricht, Körperkräfte, Schicksale, geistige Einflüsse auf sie wirken. Der Muth des Handelns ist ganz verschieden von dem des Leidens, von dem Muthe des Schmerzes, der Entsagung. Der Muth der Todesverachtung, der den Elementen, der dem Angriff mit Waffen trotzt, ist ganz verschieden von jenem, der einem feindlichen Geschicke, der Verläumdung, der Verfolgung widersteht! Man darf nicht verkennen, daß bei dem Zweikampf es sich zunächst darum frage, zu zeigen, man besitze diesen Muth des Handelns. Wer diesen Muth nicht zeigt, ist ehrlos; zeigt er ihn, ist er ein Mann von Ehre. Halten wir, D. H. H., bei dieser Thatsache inne, und betrachten wir den logischen Zusammenhang solcher Behauptungen: Muth ist ein schöner Schmuck des Mannes, ja, eine unerläßliche, wie ich glaube, wohl im Allgemeinen ihm angeborne Eigenschaft. Wie zweideutig erscheint jener Muth, der im Zweikampf sich zeigt? Man muß diese Gattung von Muth mit dem Rohsten theilen — man muß den Muth haben, wegen einer Kleinigkeit, oft wegen eines Wortes, das eigene oder fremdes Leben bloszustellen. Es ist dies kein beneidenswerther Muth. Der Zorn, den niedere Leidenschaft entflammt, erzeugt oft auch in dem Feiglinge einen künstlichen Muth. Darf er sich mit dem kalten Muthe des pflichtgetreuen Kriegers messen inmitten tausendfacher Todesgefahr? Gewiß nicht. Es ist jener Muth ein verwerflicher Muth. Körperliche Kraft und Waffenfertigkeit verleihen den Schwachen und Ungeübten gegenüber häufig jenes Selbstgefühl, das man mit Uebermuth bezeichnet. Es ist dies ein verwerflicher Muth. Hält unter diesen Gestalten der Duellmuth die Probe eines ächten Muthes aus? Wie steht es mit der Ehre? Dieses zarte, unnennbare Etwas, bei dessen Betastung die innerste Seele des edlen Menschen erzittert: das Gefühl der Ehre, sollte mithin abhängig seyn von einem äußerlichen Handeln, das mit Mord und Tod beschließt? Könnte, nach den Normen des allgemeinen Rechtsgefühles, die Erinnerung an ein Leben voll Schande und Entehrung sich plötzlich verwischen durch solch' äußerliches Thun, das keine andere Sühne, keine andere Ausgleichung böte? Oder sollte umgekehrt ein edles Leben der Aufopferung, der Tugend, des Wohlwollens die günstigen Eindrücke plötzlich für den vernichtet sehen, der sich weigerte, diesem Zwangsgesetze sich zu unterziehen? (Forts. folgt.)

Das Osterfest zu Paderborn.

Nachdem wir die historische Grundlage der unter obigem Namen am 18. d. Mts. auf der Frankfurter Bühne zum ersten Mal aufgeführten neuen Oper bereits skizzirt haben, möge jetzt ein kurzer Ueberblick des Inhaltes des Textbuches nach den einzelnen Akten folgen. Da bei Aufführung einer neuen Oper nicht selten dem Publikum das Eine oder das Andere mitunter unklar zu seyn pflegt, so dürften die nachstehenden Andeutungen um so geeigneter erscheinen, als sie das Interesse für die Novität nicht schwächen, sondern nur vermehren können. Der Inhalt des Osterfestes zu Paderborn ist folgender:

Akt I. Wir sehen in diesem Akte das Lager der Sachsen in einem düstern Walde am Ufer der Weser; mächtige Eichen und Buchen schlingen ihre Gipfel zum undurchdringlichen Dickicht ineinander. Erdhütten und eine Art von Zelten, mit Thierhäuten behangen, bilden das Lager, in dessen Hintergrund man eine Wagenburg sieht, und auf dessen vorderen Räumen ein reges Leben von Kampfspielen und fröhlichen Zechern herrscht. Die stolzen Franken haben, wie man bald erfährt, die Sachsen besiegt, doch trösten diese sich, daß ihnen die Freiheit geblieben. Unterdessen tritt Wittekind sinnend und in Schmerz versunken aus seinem Zelte; er trauert über den Verlust seiner von den Feinden ihm geraubten Tochter. Da sammelt sich der Chor um ihn, mit milden Klängen seinen Schmerz zu beschwichtigen. Bald darauf nahen unter Begleitung eines wilden Marsches die Druiden und umgeben den Feldherrn; der Oberpriester erklärt, daß Wodan erzürnt sey, sich von den Sachsen abgewendet habe und ein blutiges Sühnopfer verlange, und daß Wittekind, wenn er wieder siegen wolle, die

Digitized by Google

Kriegsgefangenen ermorden müsse! Dieser weist ein solches Ansinnen verächtlich ab, und sagt: „Hinweg, ich kenne meine Pflicht, bin Krieger, doch ein Henker nicht; im Kampfe, in der Schlacht allein will ich der Tochter Rächer seyn.“ Die Druiden gehen ab mit der Drohung, er werde zu spät seinen Trotz bereuen. Ihr Oberpriester Walluf, welcher zurückgeblieben, macht nun seinem Neffen Askur Vorwürfe, daß er Wittekind's Tochter Aswinda liebe, und verlangt von ihm, er sollte dieser Liebe entsagen und auch von Aswinden's Vater abfallen, da die Götter gegen denselben zürnten. Askur läßt sich hierzu nicht bewegen, und erklärt, er werde in's Frankenlager gehen, um die Befreiung seiner Geliebten zu versuchen. Wittekind hat unterdessen beschlossen, an der Spitze seiner tapfern Krieger die Franken zu überfallen und seine Tochter ihnen zu entreißen, welchem Vorhaben sich auch Askur freudig anschließt. Da erscheint plötzlich Aswinda, sie erzählt, daß der Frankenfürst ihr die Freiheit geschenkt, und sie während der kurzen Gefangenschaft mit königlicher Milde und väterlicher Güte behandelt habe. Groß ist die Freude des Wiedersehens, und Wittekind bethätigt seinen Dank dadurch, daß er die gefangenen Franken herbeiführen läßt, und ihnen die Freiheit schenkt, um zu beweisen, daß er seinem Gegner an Großmuth und Edelsinn nicht nachstehe. Walluf und die Druiden treten ergrimmt zurück und schwören, an Wittekind und seiner Tochter für die den Göttern angethane Schmach blutige Rache zu nehmen.

Hohn dem Helden, Schmach dem Weisen!
Bald umhüllt ihn Todesnacht.
Mögt ihn nun nicht glücklich preisen,
Stürzen soll des Feldherrn Macht!

(Schluß folgt.)

v. Sarachaga und v. Haber im Duelle.

(Aus der Köln. Ztg.)

(Wiesbaden, 16. Dec.) Die Göler-Haber-Sarachaga'sche Streitsache ist durch ihre vielfachen traurigen Vorfälle so sehr eine Sache der Oeffentlichkeit geworden, daß ich die „Kölnische Zeitung“ ersuche, nachfolgende Thatsachen, auf deren Glaubwürdigkeit man sich verlassen kann, mitzutheilen. Nachdem Hr. M. v. Haber am 1. Okt. seiner Haft entlassen worden war, und seine Person auf fremdem Boden gesichert sah, ließ er an demselben Tage noch durch einen Freund eine Herausforderung an Hrn. v. Sarachaga ergehen. Da dieser erklärte, er sey durch sein Ehrenwort, in Folge der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung gebunden, Karlsruhe und dessen Umgebung nicht zu verlassen, und Hr. v. Haber, nach allen den statt gehabten Ereignissen, wie Jedermann einsehen wird, sich unter keiner Bedingung in der Nähe von Karlsruhe schlagen konnte, so kam man nach mehrfachen Unterhandlungen überein, daß das Duell, nachdem Hr. v. S. seiner Haft entlassen worden sey, außerhalb Badens statt finden solle. Hr. v. S. ließ durch seine Zeugen die Herausforderung annehmen; er stellte jedoch nachstehende Bedingungen: 1) daß das Duell auf einem dem Großherzogthum Baden naheliegenden Terrain statt finde, und 2) daß jeder Duellant mit zwei geladenen Pistolen antrete, und zu diesem Behufe dasjenige Paar Pistolen auf den Platz bringe, dessen er sich bei diesem Kampfe bedienen wolle. Hr. v. Haber willigte in diese Forderung ein, obgleich es, dem Herkommen gemäß, ihm, dem Forderer, zugekommen wäre, die näheren Bestimmungen hinsichtlich der Art und Weise des Duelles festzusetzen. Am 16. Nov. wurde Hr. v. H. vom Zeugen des Hrn. v. S. benachrichtigt, daß das Urtheil über Letztern gefällt, und derselbe zu vierwöchentlicher Haft verurtheilt sey, die am 9. Dec. ihr Ende erreiche. Hr. v. H. traf sohin seine Maßregeln auf diesen Tag. Am 28. schrieb jedoch der Zeuge des Hrn. v. S. abermals, daß dieser durch die Gnade des Großherzogs schon jetzt seiner Haft entlassen sey. Hr. v. H. schrieb nun unverzüglich an seine Secundanten und Zeugen, die nach Verlauf einiger Tage auch schon in Mainz eintrafen. Am 6. December befanden sich dieselben in Karlsruhe, um mit den Secundanten und Zeugen des Hrn. v. S. die näheren Bestimmungen des Zweikampfes protocollarisch festzusetzen. Die Bevollmächtigten H's. drangen unter andern darauf, daß der Zweikampf mit glatten Pistolen (Läufe ohne Züge) stattfinden solle, worauf die Bevollmächtigten des Hrn. v. S. erklärten, daß dieser sich nur gezogener Pistolen mit Stecher bedienen werde. Darüber entstand eine lange Discussion, in welcher die Bevollmächtigten H's. bemerkten, sie wollten alles thun, was einem ehrenhaften Zweikampfe entspräche, jedoch nie ihre Zustimmung zu einem mörderischen Duell geben, weil gerade dagegen sich die öffentliche Meinung so sehr ausgesprochen habe, daß man sich bei dem Göler-Wereskin'schen Duelle gezogener, sogenannter Scheibenpistolen bedient habe. Die Bevollmächtigten der andern Partei entgegneten, daß Hr. v. S. in seinem Recht sey, indem Hr. von H. ja schriftlich zugestanden habe, daß jeder Duellant das Paar Pistolen auf den Platz bringen sollte, welches ihm convenire. Hierauf wurde von den Bevollmächtigten des Hrn. v. H. erwiedert: daß, da in der schriftlichen Mittheilung nicht ausgesprochen sey, daß man sich von Seite des Hrn. v. S. gezogener Pistolen bedienen werde, man nur Pistolen mit glatten Läufen habe verstehen können, weil in der ganzen Welt unter Duellpistolen nur ungezogene glattläufige Pistolen verstanden würden. Diesgaben die Bevollmächtigten des Hrn. v. S. zu, wollten jedoch nicht davon abstehen, daß ihr Kämpfer sich gezogener Pistolen bediene, und da man sich über diesen Punkt nicht vereinigen konnte, so begaben sich die Bevollmächtigten des Hrn. v. S. zu demselben, der nun erklären ließ, daß er unter keiner Bedingung das Duell vor sich gehen lasse, wenn er sich nicht desjenigen Paars Pistolen bedienen dürfe, das er bei seinen Schießübungen zu gebrauchen gewohnt sey. Die Bevollmächtigten des Hrn. v. H. ließen sich nun von der Gegenpartei schriftlich bestätigen, daß sie alles gethan hätten, um das Duell ohne allen Verzug vor sich gehen zu lassen, ferner, daß sie gleich von vorn herein schärfere Bestimmungen gestellt hätten (nämlich zehn Schritte Barriere und Vergehen bis an dieselbe), als die Bevollmächtigten des Hrn. v. S. annehmen wollten, und daß Hr. v. S. erklärt habe, sich nur mit gezogenen Pistolen schlagen zu wollen, und anders der Forderung des Hrn. v. H. keine Folge leiste. Diese Erklärung hatten die Bevollmächtigten H's. nöthig, um sich sowohl vor diesem als vor der Welt zu rechtfertigen, daß sie nur der Unmöglichkeit gewichen waren, anders den Zweikampf zu Stande zu bringen, der für Hrn. v. H, nach Allem, was vorgegangen, in jeder Rücksicht eine unbedingte Lebensfrage war, und der statt finden mußte.

Digitized by Google

um seinen Feinden seine hohe moralische Kraft in Vertheidigung seines guten Rechts zu zeigen, die abzuläugnen eine Hauptbemühung seiner Feinde war. Nachdem diese Erklärung von den Bevollmächtigten des Hrn. v. S. gegeben war, erklärten die Bevollmächtigten des Hrn. v. H., daß sie dennoch den Zweikampf annähmen, obgleich nun Hr. v. H. auf alle Art im Nachtheile sey; denn entweder, er schlage sich mit glatten Pistolen gegen gezogene, oder er müsse sich innerhalb weniger Tage an eine ganz fremde Waffe gewöhnen. Auf alle Fälle wurde festgesetzt, daß die Stecher unbrauchbar gemacht werden und nur mit gewöhnlichem Abzuge die Entladung des Schusses bewirkt werden solle. Nachdem man sich über die anderen Bedingungen des Duells verständigt hatte, wurde Mittwoch der 13. d. 11 Uhr Vormittags zum Vollzuge desselben festgesetzt. An diesem Tage und zur festgestellten Stunde fand sich Hr. v. H. mit seinen Secundanten und Zeugen am bestimmten Platze auf der Rebhütte zwischen Mannheim und Speier ein; Secundant und Zeuge der Gegenpartei waren dort, jedoch ohne ihren Duellanten. Dieser sollte nach ihrer Erklärung in kurzer Zeit eintreffen, weshalb ihm dieselben entgegen gingen. v. H. wartete von 11 Uhr Vormittags bis 3½ Uhr Nachmittags vergebens. Um diese Zeit erschienen endlich die Secundanten des Hrn. v. S. wieder und erklärten, daß sie Hrn. v. S. nicht hätten finden können, gaben aber ihr Ehrenwort, daß nur ein Mißverständniß an dem Nichterscheinen des Hrn. v. S. Schuld seyn könne; es sey unter ihnen ausgemacht gewesen, daß derselbe, um alles Aufsehen zu vermeiden, an einem Orte am Rheine überfahre, und sie könnten nun annehmen, daß er bei dem herrschenden Nebel sich verirrt habe. Die Secundanten des Hrn. v. H. erklärten nun, daß, da ihr Duellant mehr als das Außergewöhnliche gethan, indem er 5 Stunden auf dem Terrain gewartet habe, so werde er sich nicht mehr mit Hrn. v. S. schlagen, sondern den ganzen Verlauf der Sache der Oeffentlichkeit übergeben. Die Secundanten des Hrn. v. S. bemerkten aber indeß, daß nur ein Mißverständniß schuld seyn könne, und da sie sich auf ihr Ehrenwort verpflichteten, daß sich Hr. v. S. am andern Tage auf einem andern Terrain stellen werde, so besprachen sich die Secundanten des Hrn. v. H. mit diesem und nahmen in dessen Namen den Zweikampf auf den andern Tag an. Donnerstag den 14. d. Mts. zwischen 12 und 1 Uhr fanden sich die Duellanten mit ihren Sekundanten und Zeugen auf dem Terrain zwischen Worms und Frankenthal auf einer Wiese ein. Jeder der Kämpfer trat mit zwei geladenen Pistolen an, und nachdem das Commando „Feuer!" ausgesprochen war, konnte jeder derselben nach seinem Willen seine beiden Schüsse abfeuern. Die Barriere war auf 15 Schritte festgesetzt und von jeder Seite derselben 5 Schritte, die Mensur der Kämpfer, bestimmt, so daß die Kämpfer auf eine Entfernung von 25 Schritten antraten. Man bediente sich gezogener Pistolen mit einfachem Abzuge. v. H. entschloß sich, der gezogenen Pistolen aus dem Grunde sich zu bedienen, damit für den Fall seines Todes die öffentliche Meinung sich nicht verdammend gegen seine Secundanten ausspreche, wenn sie zugegeben hätten, daß derselbe mit ungleicher Aisance kämpfe. Es war festgesetzt, daß jeder Kämpfer nach Belieben bis an die Barriere vorschreiten könne, gezwungen sey er jedoch in keinem Falle dazu, indem er auf der Stelle, auf welcher er seinen zweiten Schuß gethan habe, stehen bleiben dürfe, und nicht nöthig habe, vorzugehen; ein Schritt vorwärts dürfe jedoch nicht wieder zurück gethan werden. Bei dem ersten Gange ging der Schuß des Hrn. v. S. dem des Hrn. v. H. um einige Sekunden voran; beide hatten gefehlt, doch sind die Secundanten v. H's. der Meinung, daß der Schuß desselben seinen Gegner gestreift haben müsse. Nach dem Abfeuern der beiden ersten Schüsse sahen sich die Kämpfer einige Augenblicke gegenseitig an, und als sie sich überzeugt hatten, daß keiner verwundet sey, griffen sie zum zweiten Pistol, nachdem sie das erste hatten fallen lassen. In diesem Manöver kam v. S. seinem Gegner um einige Secunden zuvor, denn dieser hatte kaum die Waffe ausgelegt, so schoß v. S. bereits zum zweiten Male und fehlte abermals. Nun hätte v. H. 5 Schritte auf die Barriere vorgehen und ruhig seinen Gegner auf das Korn nehmen können, er that es aber nicht, sondern zog es vor, diesen Vortheil nicht zu benutzen. Ohne langes Zielen folgte sein Schuß dem des Hrn. v. S. höchstens 3—4 Secunden nach; er traf, in die obere Brusthöhle eindringend, und kostete Hrn. v. S. das Leben. Nach den festgesetzten Bedingungen hätte der Kampf von neuem begonnen, falls v. H. ebenfalls gefehlt hätte. Das ist, der strengsten Wahrheit gemäß, der Hergang dieser beklagenswerthen Sache.

Korrespondenz.

Weimar, 16. Dec.

Trotz der veränderlichen Witterung ist der Gesundheitszustand in hiesiger Stadt sehr erwünscht. Eine auffallende Erscheinung aber sind die in jüngster Zeit oft vorgekommenen Selbstmorde, deren Ursachen wohl nicht immer in äußeren, sondern vielmehr in psychologischen Umständen zu suchen seyn mögen. Doch ist man auch hier tolerant genug, um solchen Unglücklichen ein ordentliches Begräbniß zu Theil werden zu lassen. — Von dem Hof-Kupferstecher C. A. Schwerdgeburth, in der Künstlerwelt rühmlich bekannt, ist in diesen Tagen nach eigener Erfindung ein Bild, in Stahl gestochen, erschienen, das die Blicke aller Kunstfreunde auf sich zieht. Dasselbe stellt „Dr. Martin Luther im Kreise seiner Familie zu Wittenberg am Christabend 1536" dar. Das Ganze enthält mehrere Figuren; die Gruppirung ist höchst künstlerisch geordnet und die Porträts, namentlich Luthers und Melanchthons, scheinen gut getroffen. — Auch von Röhr, dem würdigen Vertreter der evangelisch-protestantischen Kirche, ist ein wohlgetroffenes Porträt in Steindruck, nach einem Gemälde des taubstummen Malers Bauer in Leipzig, verfertigt worden. Es trägt als Wahlspruch die charakteristischen Worte: „Die Wahrheit wird euch frei machen." — Die Mad. Schröder-Devrient ergötzt noch immer das Publikum durch ihren Gesang und ihr unübertreffliches Spiel. Je länger sie hier verweilt, desto mehr scheint ihr auch das gemüthliche Leben der Weimaraner zu gefallen. Wenigstens bemüht man sich, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. So wurde erst in diesen Tagen von der Armbrustschützen-Gesellschaft ihr zu Ehren ein Ball veranstaltet und, wie man hört, wollen auch andere Gesellschaften diesem Beispiel folgen. Gleichzeitig erweist sich diese Künstlerin aber auch dankbar. Unter Mitwirkung der großherzogl. Hofkapelle, des Prof. Töpfer und einiger Sänger vom hiesigen Theater, wird sie nächsten Dienstag zum Besten des Frauenvereins ein Konzert geben, bei welchem an einer zahlreichen Theilnahme um so weniger zu zweifeln ist, da die Wirksamkeit des Frauenvereins eine beglückende ist und von den gedeihlichsten Folgen begleitet wird.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 352. Freitag, den 22. December 1843.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick traten zwei Männer hinzu, die von den Versammelten mit hoher Ehrerbietung begrüßt wurden. Der Eine derselben war schlank und kräftig. Ein blondes Haar hing auf seine Schultern herab und schmiegte sich um Mund und Kinn. Die Züge seines Gesichts konnte man weich nennen, wenn ihnen nicht die militärische Haltung gegenwärtig einen ernsteren Anstrich gegeben hätte. Er trug einen rothen Waffenrock, weite schwarze, bis an's Knie reichende und da zusammengezogene Hosen, Schuhe und Strümpfe. Ein reiches Wehrgehänge lief über seine Schulter und trug ein breites Schwert. Auf dem Haupte saß ein breitgekrempter Hut mit wallenden weißen Federn. Aus der Haltung des Andern sprach der kampfgewohnte Kriegsmann. Eine hohe, muskulöse Gestalt; das Auge feurig unter den schwarzen Brauen hervorleuchtend, die Nase breit, der Mund aufgeworfen und bedeckt von einem schwarzen, buschigten Bart, der sich mit dem langen Haupthaar vereinigte. Eine einfache, aber militärische abgemessene Kleidung, in demselben Schnitt, wie die seines Begleiters. Ein schwarzes Schwert, mit mächt'gem Korb an der Seite. Der Erste war Leuenberg, der Andere Schybi.

„Ist die Sache so schnell zu Ende gebracht worden?" redete sie Emmenegger an.

„Sie hat noch nicht begonnen," versetzte Schybi. „Als wir an das Thor kamen, harrte der Waibel unser und sprach, es sey der Befehl der Herren Abgeordneten, daß wir uns beeilen möchten. Da versetzte ich: wenn die Herren gekommen sind, uns zu befehlen, so wollen wir gar nicht kommen. Es ist unser freier Wille gewesen, ihnen entgegen zu gehen; haben die Herren etwas Wichtiges zu verhandeln, wohl, sie haben nicht weiter zu uns, als wir zu ihnen."

„Brav, Schybi!" rief Hans Krummacher, der Fuchs. „Das ist gesprochen, wie es einem freien Entlibucher zusteht."

„Aber, ihr Herren," warf Leuenberg ein, „ich kann dies Verfahren doch nicht ganz billigen. Wir sind ja nur die Recht Fordernden, sie die Gebenden; und es ist nun ein Mal so in der Welt, daß der Bittende sich vor dem Gewaltigen demüthigen muß."

„Das ist ein unwürdig Wort für den Obmann unseres Bundes!" brauste Urs Hofstetter auf. „Wir uns demüthigen? Verlangen wir vielleicht das Unrecht? Ist es nicht allein die Herabsetzung des Geldes, sind es nicht nur die Neuerungen, die unsere alten, mit dem Blute unserer Väter besiegelten Rechtsame angreifen und zertreten, die uns herausgerissen haben aus dem friedlichen Gang des Lebens? Sprecht, Eidsgenossen, Brüder, oder ist es anders?"

„Recht hat der Urs!" versetzte Emmenegger, und die übrige Versammlung stimmte bei. „Wir sind nicht mit einem Male aus der alten Ordnung herausgetreten und haben zu den Waffen gegriffen. Wir haben gebeten, wie es dem Unterthan gegen seine Obrigkeit geziemt. Aber weil man unsere billigen Gesuche verworfen, weil man uns mit Ausländern, mit den Welschen gedroht hat, so haben wir, gleich unsern Vätern, für gut gefunden, mit Gewalt zu erringen, was man uns widerrechtlich verweigert. Und so gewiß ich an den Allmächtigen glaube, so gewiß hoffe ich, daß er Gnade haben wird mit dem Nothschrei eines unterdrückten Volkes und es Gerechtigkeit finden läßt durch das Glück seiner Waffen."

Die Unterredung wurde durch das Erscheinen des Luzerner Waibels, der in Begleitung zweier Hellebardiere auf den Platz trat, unterbrochen. Mit vieler Würde schritt er auf die Versammlung zu und bat um Gehör. Ein Theil hatte große Lust, es zu verweigern, während Leuenberg und sein Anhang, die Linden (im Gegensatz zu den Harten), darauf drangen, daß ihm dieses Recht zugestanden werden müsse. Demzufolge wurde es still und der Waibel ergriff das Wort: „Die Herren Gesandten der Kantone Luzern und Bern haben sich entschlossen, um kein Mittel, den Frieden wieder herzustellen, unversucht zu lassen, sich in Person heraus zu begeben, und mit den Anführern nochmals zu unterhandeln. Sie lassen deshalb die Frage stellen, ob die Versammlung geneigt sey, sie zu hören?"

„Nichts mehr von Unterhandlung, Eidsgenossen!" polterte Schybi; „es ist unser Verderben, wenn wir länger zögern."

Aber Leuenberg warf sich in die Brust und versetzte: „Ich bin erwählter Obmann des Bundes, und mir steht das Recht zu, darüber zu entscheiden." Und zu dem Waibel sich wendend: „Sagt den edeln Herren, daß wir sie erwarten mit der Ehrfurcht, die der Obrigkeit gebührt."

Auf dies schritt der Abgeordnete nach der Stadt zurück.

„Du überschreitest Deine Vollmacht, Leuenberg!" wetterte der hitzige Urs, nachdem er solchen Entscheid gehört.

Digitized by Google

„Die ganze Versammlung mußte darüber abstimmen," sprach Gysi.

„Wir hören sie nicht!" riefen viele Stimmen der Harten.

„Friede, Brüder!" sprach der greise Emmenegger, indem er sich erhob. „Leuenberg hat recht gehandelt. Der Obrigkeit gebührt Respekt. Aber so gut sie diesen fordern kann, eben so gut haben wir das Recht, zu verlangen, daß sie die Freiheiten und Rechte ihrer Unterthanen respektire. Weshalb sie nicht hören? Gehen sie auf unsere Forderungen ein, gut, so fließt kein Bürgerblut; thun sie es nicht, so verlieren wir wenig Zeit, und können immer noch Landsgemeinde halten."

(Fortsetzung folgt.)

Motion des Freiherrn von Andlaw, die Einführung von Ehrenschiedsgerichten betreffend, begründet in der zweiten öffentlichen Sitzung der ersten Kammer den 24. Nov. 1843.

(Fortsetzung und Schluß.)

Rechnen Sie hiezu den zweifelhaften Ausgang des Zweikampfs — nicht immer ist es der Schuldige, der unterliegt. Darf oder kann es einen andern Wächter wahrer Ehre geben, als ein ehrenhaftes Leben? Vernunft und Recht müssen hier eine Lücke in den Ansichten erblicken, in dem, was Ehre heißt und Ehre ist, eine Lücke in dem geselligen, ja nur in dem menschlichen Verkehr, die unsere Zeit vielleicht auszufüllen berufen ist. Ursache und Wirkung stehen hier in schroffem Widerstreit — sie rufen laut nach Harmonie. D. H. H.! Es gibt Motive höherer Ordnung, bewunderungswürdig, weil fast unerreichbar in erhabener Duldung! Motive, die stolz sich weigern, einem Vorurtheil zu fröhnen. Mag Feigheit sich zuweilen unter solche Hülle bergen, oft ist dieses Thun auf jenen Muth gegründet, wie ihn das höchste sittliche Gefühl für Wahrheit verleiht! Werden Sie es etwa Feigheit nennen, wenn ein 18jähriger Jüngling nach sich zielen läßt und den eigenen Schuß in die Lüfte feuert? Würden Sie den edelmüthigen Jüngling mit dem kühnen Vorsatz im Herzen auf der Wahlstätte schmerzlos haben fallen sehen? Ein Jüngling, im Zwiespalt zwischen jenem sittlichen Gefühl und der Furcht vor Schande handelte so. Ein höherer Stern hielt den Schmerz größerer Schuld von seiner Seele ab. Manche, die dem Zweikampf in keiner Weise günstig sind, halten ihn wenigstens für den Kriegerstand für unerläßlich. Persönlicher Muth ist von diesem Stande unzertrennlich; daß dieser Muth sich kund geben wolle, scheint natürlich; der geringste Zweifel ist empörend, empfindlicher dann, wann die Gelegenheit noch fehlte, ihn zu bewähren. Aber gerade, weil hier Alles dafür spricht, daß er besteht, scheint das Bedürfniß des Beweises weniger vorhanden. Ja, es ist schwerer, das Uebermaß solcher Beweisführungen in der jugendlichen Brust zu zügeln, als nöthig, dazu aufzumuntern. Der Zweikampf könnte bei dem Kriegerstande aber höchstens den Zweck haben, diesen persönlichen Muth, den Muth, den sein Beruf erheischt, darzuthun, im Falle, daß daran gezweifelt würde. Gegen alle andern, damit nicht zusammenhängenden, die Ehre des Einzelnen verletzenden Anschuldigungen würde der Zweikampf also nichts beweisen. Allein jener Beweis von Muth muß ja, wie wir sahen, schon an und für sich als höchst mangelhaft erscheinen; die Hauptsache ist, zu wissen, ob dem Krieger dieser persönliche Muth in Ausübung seiner eigentlichen Berufspflichten, d. h. in kriegerischen Verhältnissen, nicht fehle? In ein beklagenswerthes Dilemma sieht sich aber zunächst der Offizier durch den Zwiespalt zwischen Recht und dem versetzt, was für Gesetz der Ehre gilt. Es kann ihn schwere Strafe treffen, wenn er den Zweikampf eingeht, eine empfindlichere sicher dann, wenn er ihn unterläßt. Mir scheint, es müßte die Sache jener Obersten und Ersten seyn, die den Beweis persönlicher Tapferkeit in vielen Schlachten abgelegt, solcher Männer, deren auch dieses Haus sich rühmt, an die Spitze eines Vereins sich zu stellen, der erkläre, Aeußerungen solchen Muthes zu verschmähen. Die Erfahrung dieser Männer dürfte uns belehren, daß häufig der Schlagfertigste im Frieden es minder war, wenn es den Ernst der Schlachten galt. Viele sehen den Grund des Uebels ein, und sehnen sich nach Mitteln, die es heilen könnten. Wenn ich mir Vorschläge hiezu erlaube, so greifen meine Ideen über den Kreis eigentlicher Gesetzgebung weit hinaus. So ausgedehnt diese Gränzen auch erscheinen, so sehr sich das Streben kund gibt, mehr und mehr, ja Alles in diesen Kreis zu ziehen, so lehrt doch die Erfahrung, daß nur das Wenigste frisches Leben gewinne, wenn es nur in dem Boden der Gesetze wurzelt. Soll Edles und Wahres gedeihen in glücklicher Entfaltung, so muß das Gefühl dafür erst keimen und allgemach erstarken in der Gesinnung des Volkes. (Den Schluß dieser früher unvollständig mitgetheilten Motion findet man in Nro. 335 des „Frankf. Journals.")

Das Osterfest zu Paderborn.

(Schluß.)

Akt II. Hier ist der Ort der Handlung eine Felsengegend an der Weser, unfern des sächsischen Lagers. Es wird Abend. Barden und Druiden sind am Fuße eines Felsen gelagert und singen zur Harfe. Walluf erhebt sich und läßt die Priester Rache gegen die christliche Religion, welche den Druiden Verderben droht, schwören. Darauf wendet er sich an Askur, erinnert ihn an die heiligen Verpflichtungen, welche er dem Glauben seiner Väter schuldig sey, und macht ihn mit dem Plane bekannt, Wittekind zu stürzen und Aswinda, die zum Christenthum übergetreten, als Opfer den alten Göttern darzubringen. Walluf's Worte machen auf Askurs Gemüth einen tiefen Eindruck. Bald darauf erscheint Aswinda, und ihr Geliebter gewinnt nun die Ueberzeugung, daß sie wirklich Christin geworden. Im Fanatismus entsagt er jetzt seiner Liebe und wird von Walluf und den Druiden abermals so gestachelt und gereizt, daß er selber in das Verderben Aswindas einwillig". Wittekind dagegen, der seine Tochter zärtlich liebt, nimmt Abschied von ihr, um sich in der Verkleidung eines Landmannes nach dem fränkischen Lager zu begeben, und dort einer christlichen Messe insgeheim beizuwohnen und die Religion seiner Feinde genauer kennen zu lernen. Nachdem er sich entfernt hat, bricht der drohende Sturm über Aswinda los, und sie würde als ein blutiges Opfer der ergrimmten Priester gefallen seyn, wäre nicht Tintal mit seinen Kriegern zu ihrer Rettung

Digitized by Google

herbeigeeilt. Von ihm wird Walluf erstochen und der Altar der Druiden gestürzt.

Stürzet die Altäre nieder!
Fort der blut'gen Götter Schaar!

Akt III. In diesem Akte sehen wir einen freien Platz vor dem Dome zu Paderborn. Der neue Dom, in gothischer Form, hebt sich majestätisch empor, und gegenüber erblickt man die Gebäude der kaiserlichen Pfalz, im Hintergrunde liegt eine Gegend im ersten Frühlingsschmucke. Die Thore des Doms sind weit geöffnet und seine Hallen erleuchtet. Der Morgen dämmert und die Andächtigen wallen nach dem Gotteshaus, aus welchem Chöre der Jungfrauen schallen:

Sinke, dunkle Nacht, o sinke, gieb dem holden Tage Raum!

Wittekind und Radolf haben sich unter das Volk gemischt, und ersterer fühlt sich wunderbar ergriffen und gerührt von den feierlichen Ostergesängen und dem majestätischen Klange der Orgel, während Radolf ihn ermahnt, sich von solchem Blendwerk nicht verleiten zu lassen. Als jetzt die Sonne strahlend aufgeht, als die Gesänge im Dom gewaltiger ertönen und die Orgel mächtiger braust, als die Christen dem auferstandenen Heiland freudig lobsingen, da fühlt der Sachsenfürst dessen Nähe und läßt sich betend auf die Kniee nieder. Bald nun erscheinen Kaiser Karl und Fastrada im festlichen Zuge und zum kirchlichen Pompe gesellt sich auch der weltliche. Wittekind wird erkannt und vom Kaiser mit wahrhaft christlicher Liebe, die auch den Feinden gerne verzeiht, aufgenommen. Unterdessen sind die Sachsen, die den Druidenaltar gestürzt haben, unter Tintals Anführung herbeigekommen und finden ebenfalls freundliche Begrüßung und Herzen, die ihnen brüderlich entgegen schlagen. Alle wenden sich jetzt dem christlichen Glauben zu und Askur und Aswinda werden ein glückliches Paar!

Nicht wo Scheiterhaufen lodern,
Nicht, wo Priester Rache fordern,
Strahlt der Gottheit ewig Licht;
Die mit Liebe hat gegeben
Allen Wesen Seyn und Leben,
Macht die Liebe uns zur Pflicht.
Preis und Ehre
Solcher Lehre!
Lieb' und Duldung schließ den Bund
Ueber's ganze Erdenrund.

Dies der gedrängte Inhalt eines wirklichen schönen, auf ein interessantes historisches Mome t basirten und edel gehaltenen Operntextes, dessen Einzelnheiten mit größter Sorgfalt und geläutertem Geschmack ausgearbeitet sind. Am Schlusse der ersten Vorstellung wurden der Componist, die Sänger der ersten Partien und der Kapellmeister hervorgerufen, welcher letztere dem Publikum im Namen Aller dankte. Mehrere der schönsten Nummern, wie z. B. das Gebet Aswinda's, fanden den ungetheilten Beifall, und der herrliche Choral im dritten Akte mußte wiederholt werden. Von Seiten der sämmtlichen Mitwirkenden war der rühmlichste Fleiß verwendet worden, so wie auch von Seiten der Regie hinsichtlich einer würdigen Ausstattung aufs beste gesorgt war. Besonders ist die Energie und kunsterfahrene Gewandthet des Hrn. Kapellmeisters Guhr, unter dessen sicherer Leitung das so viele Schwierigkeiten bietende Werk zur Aufführung gelangte, glänzend hervorzuheben. Eine Beurtheilung des neuen Tonwerkes, welches der ernsteren Gattung angehört, behalten wir uns vor, und sehen einer demnächstigen Wiederholung, bei welcher Manches gekürzt werden dürfte, mit Interesse entgegen. W.

Mannichfaltigkeiten.

Der seit 5 Jahren in Frankfurt a. M. in den höhern Kreisen der Gesellschaft als Lehrer des italienischen Gesangs mit Auszeichnung wirkende und beliebte P. D. Felix Ronconi ist durch k. k. Dekret als Professor der italienischen Gesangskunst an das k. k. Conservatorium in Mailand berufen und lebenslänglich angestellt worden. Wie die hiesige Bühne in unserm Pischek einen trefflichen Sänger, so wird der Gesangunterricht in Hrn. Ronconi einen gediegenen Maestro verlieren.

Der Pfarrer von Mantes in Frankreich hält strenge Ordnung. Er hat seinen Gottesacker in 4 Theile getheilt; in die erste Abtheilung kommt die Geistlichkeit und der Adel, in die zweite das Volk, in die dritte die Selbstmörder und in die vierte und letzte die Protestanten.

Literatur.

Taschenbuch der neuesten Geschichte von Dr. G. Bacherer. Geschichte des Jahres 1842. Darmstadt, 1843. Leske.

Den Freunden des Fortschritts wird diese Fortsetzung eines sehr zeitgemäßen Unternehmens willkommen seyn. Gutzkow hat mit Recht bei Beurtheilung des Jahrgangs 1841 bemerkt, es müsse dies Taschenbuch mehr eine Zeitung als ein Buch seyn, und der Verfasser, dies zugebend, erklärt sich dahin, es stehe so mitten im politischen und sittlichen Entwicklungsgange unserer Zeit drinnen, daß es den Standpunkt nicht über demselben, sondern nur in ihm nehmen könne, und damit auch allen Einflüssen und Bedingungen eines derartigen Standpunktes unterworfen sey. Allein wäre dies ein Nachtheil? Keineswegs. Vielmehr ist dadurch zugleich diejenige Controle der Stimmen und Ansichten der Zeitgenossen gegeben, durch deren Vergleichung sich leichter herausstellt, welches der wahre Inhalt der Zeitentwicklung ist; denn gewiß hat Dr. B. vollkommen recht, daß der Chronist unserer Tage bei der Masse der Erscheinungen, welche Quellen und Material des Zeitprozesses bilden, nicht befähigt ist, jedes Glied dieses Prozesses bis in sein innerstes Geäder zu verfolgen. Durch das ganze Taschenbuch geht derselbe Geist des freisinnigen, besonnenen Eifers für die nationale Entwicklung, zumal des Vaterlandes. Der Chronist versteht es, seine Farben zu mischen, und wenn auch Licht und Schatten bisweilen zu heftig sich schlagen, oder die Vordergründe zu grell abspringen, man wird ihm nicht zürnen, oder die mannhafte Gesinnung zu missen haben, die seinen Schriften allwärts ein Gepräge aufdrückt, das man in so viel verschwommenen Schilderungen der Tagsereignisse und ihrer Gestaltung bei andern Autoren vergeblich sucht. Beigegeben sind die Porträts von Dahlmann, Itzstein, Rumann, Steinacker. Der Verlagshandlung muß man auch hier nachrühmen, daß sie für vortreffliche Ausstattung ihrer Verlagswerke Sorge trägt. A. N.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Darmstadt, 16. Dec.

Der glückliche Gedanke mehrerer Menschenfreunde, für arme Kinder dieser Stadt durch milde Beiträge eine Christbescherung zu veranstalten, hat bei dem Publikum eine so günstige Aufnahme gefunden, daß jetzt schon, außer den Geschenken an Kleidungsstücken, Büchern rc., über 200 fl. baar eingegangen sind. Viele sehen mit wahrem Verlangen dem festlichen Abend entgegen, wo sie Augenzeugen der Freude jener Kinder seyn werden, welche ihnen von edlen Menschenfreunden bereitet worden ist. — Das Denkmal der Feierlichkeiten vom 9. d. — die Ehrenpforte am Mainthor — steht noch mit ihren Fahnen und Wappen, gemalt von Hrn. P. Beyer so genau und schön, als sie für einen solchen Zweck nur gewünscht werden können. Nicht minder befriedigend hatte der Baumeister, Hr. Jordan, seine Aufgabe gelöst. — Bei der großen Anzahl von Büchern, welche jährlich erscheinen, und bei der stets wachsenden Zahl von Schriftstellern, ist schon die Herausgabe eines bloßen Bücherlexicons, wie das von Heinsius, eine sehr verdienstliche Arbeit. Ein höheres Ziel steckte sich Hr. Eduard Scriba bei seiner Herausgabe des Werkes: „Biographisch-literärisches Lexicon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen", wovon der zweite Theil (gr. 8. 872 Seiten) in der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus kürzlich erschienen ist. Dieser zweite Theil, womit das Werk geschlossen, enthält die Schriftsteller des Jahres 1842 und die hierher gehörigen Nekrologe von 1800 bis 1842. Wir begegnen in diesem von dem Hrn. Verleger anständig ausgestatteten papiernen Pantheon von Hessen einer Menge Namen und darunter sehr bekannten und berühmten, z. B. Schlez, Rink, Kröncke, Schleiermacher (A. und L.), Liebig, Gg. Gottl. Schmidt, van Ess, Metternich, Reed, Langsdorf und andern, welche hier in eine Gallerie vereinigt zu sehen, für den Literaten wie für den gebildeten Leser gewiß von Interesse ist. Der Hr. Verf. hat somit sein gegebenes Wort auf eine ihn ehrende Weise vollständig gelöst und sich für seine vielen Mühen und Anstrengungen gegründete Ansprüche auf den Dank der Literaturfreunde erworben. — Die Richtung der Main-Neckar-Eisenbahn zwischen hier und Frankfurt ist bekanntlich so bestimmt, daß sie in einer Entfernung von etwa 20 Minuten an Langen vorüberzieht. Der Wagenverkehr der dasigen Bewohner mit dem Stationshof der Bahn wird daher immer mit unvermeidlichen Unbequemlichkeiten verbunden seyn, zu deren Verringerung, wie man hört, der dort wohnende Erfinder der „lackirten Springstiefel", einer Art Siebenmeilenstiefel, seine sinnreiche Erfindung dem allgemeinen Gebrauche überlassen will. Die berühmten Draisinen sind dadurch vollends entbehrlich geworden.

Frankfurt a. M., 20. Dec.

Wir haben berichtigend nachzutragen, daß Hr. Alex. Dreyschock nicht von der Frankfurter Liedertafel, sondern vom Frankfurter Liederkranz das Ehrendiplom erhalten hat. Dieser Künstler befindet sich noch immer in unsern Mauern, ohne sich entschließen zu können, hier ein drittes Konzert zu geben. Die zahlreichen Freunde, welche sich dieser gentile Künstler während seines hiesigen Aufenthalts erworben, können nicht begreifen, weshalb er sie vernachlässigt, während er doch in der Umgegend stets neue Triumphe feiert. Das auswärtige Publikum bezeichnet den Kreis, den Dreyschock um Frankfurt zieht, durch Blumen und Sonnette. Solche Auszeichnung wurde ihm in den letzten Tagen in dem kleinen, aber kunstsinnigen Hanau nicht minder zu Theil, wie vor längerer Zeit in Petersburg und Moskau, und gegenwärtig befindet er sich, einer hohen Einladung zufolge, zum dritten Male in Darmstadt. In Frankfurt, wo sich der Süden und Norden die Hände reichen, wo fast täglich ein neuer Matador des Virtuosenthums dem vorhergegangenen ein Hannibal ante portas wird, in Frankfurt, dem Lustlager tausendfacher Kunstgenüsse, darf man das Gefühl des Beifalls weder nach den enthusiastischen Ausbrüchen, noch nach der Anzahl der Zuhörer berechnen. Wenn auch Frankfurt das Grad der Konzerte genannt werden kann, so ist es doch die Wiege des Ruhms für den Konzertgeber selbst, wenn sein Streben ein ehrenwerthes künstlerisches ist. Die Frankfurter werfen nicht Kränze, aber sie haben die Blüthen eines gesunden Geschmacks groß gezogen in ihrer Mitte. Der Beifall, den Dreyschock hier erhielt, war die reinste Frucht dieser Blüthe. E. G.

Den in Nro. 350 d. Bl. mitgetheilten Reden und Trinksprüchen bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums des Schützenbataillons ist noch folgender, von Hrn. Lieutenant Rullmann ausgebrachter und allseitig beifällig aufgenommener Toast beizufügen: „Wie bei allen Jubelfesten, so mischt sich auch bei dem unsrigen in die vielen frohen Feierklänge ein Ton der Wehmuth, wenn wir betrachtend zurück blicken auf das halbe Jahrhundert, das hinter uns liegt. Wie manchen wackeren Scharfschützen hat seitdem der schärfste aller Schützen, der Tod, mit seinem nimmerfehlenden Geschosse dahin gestreckt! Wie wenige sind nur noch — für uns Jüngere ein Gegenstand der Achtung und Verehrung — übrig von jenen Wackeren, die einst in Tagen der Gefahr Gut und Blut auf's Spiel setzten und muthig zusammentraten zum Schutze der friedlichen Penaten! Wie ist selbst das Häuflein derer zusammengeschmolzen, die noch Lust finden an den mannhaften Uebungen zur Erreichung unserer Vereinszwecke! — Doch möge uns die Gegenwart und die Zukunft nicht in einem zu düstern Lichte erscheinen! Noch lebt in unserer Bürgerschaft jener tüchtige Sinn, welchem unser Corps sein Entstehen verdankt; noch würdigt unsere hochverehrte Obrigkeit unser Streben ihrer Aufmunterung und hat uns namentlich bei der heutigen festlichen Gelegenheit höchst erfreuliche Beweise ihres Wohlwollens und ihres besonderen Schutzes zu Theil werden lassen. Deshalb ist es uns erlaubt, an eine schönere, bessere Zukunft unseres Corps zu glauben, zu deren baldigem Eintritrn wir am kräftigsten durch Einigkeit, Pflichttreue und Diensteifer mitwirken können.

Das Glas zur Hand! Dem künftigen Gedeihen
Des Corps, das heut' sein Jubelfest begeht!
Es sollen sich vermehren stets die Reihen,
Die sich versammeln, wo sein Banner weht!
Der gute Geist, der einst vor fünfzig Jahren
Gegründet hat den jetzigen Verein,
Ihn mögen unsre Kinder noch bewahren,
Und stets soll er in Noth ihr Führer seyn!
Auf, Freunde, laßt die Gläser d'rauf erklingen:
Die Zukunft mög' uns schön're Tage bringen!"

Programm des Museums.

Freitag, den 22. December.

Symphonie von Schnyder von Wartensee.
Die provenzalische Poesie und die Troubadours; von Hrn. Dr. Sadler; gelesen von Hrn. C. Schneider.
Zwei Lieder von Schober und Krebs; gesungen von Fräul. Capitain.
Erster Satz aus dem Clavierconcert von Hummel, vorgetragen von Fräul. Padjera.
Das Christkindchen, Gedicht von Schütze, gesprochen von Fräul. Albini.
Zwei Duette von Gabussi, gesungen von Fräul. Capitain und Fräul. Kratky.
Pastoralsymphonie von Beethoven.

Der Anfang ist um 1/2 7 Uhr. — Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 353. Samstag den 23. December 1843.

Vorsatz. *)

Ich habe mir nun einmal vorgenommen,
Daß es in meinem Herzen Lenz soll seyn.
Der Lenz war draußen auf der Flur entglommen,
Es öffnete mein Herz sich seinem Schein;
Da hab' ich in das Herz ihn aufgenommen,
Und er ist nun dadurch geworden mein.
Und wollen draußen jetzt die Stürme kommen,
Und will der Himmel in die Blüthen schnei'n:
Dem Herzen ist so leicht nicht beizukommen;
Es kann sich selbst beständigern Trieben weih'n.
Mit der Natur zu hadern, will nicht frommen;
Doch was ihr selbst, will ich nicht mir verzeih'n:
Und hat sie sich zu wintern vorgenommen,
So nehm' ich in mir selbst mir vor, zu mai'n.

Die ihr euch alle hattet vorgenommen,
Zu blüh'n, und nun betrogen seyd vom Schein;
Ihr, die ihr draußen seyd zu kurz gekommen,
Ich lad' euch hier zu meinem Herzen ein!
Ihr Blüthen, die ihr müßt im Frost verkommen,
Ein warmes Obdach will ich euch verleih'n;
Und alle Strahlen, die euch sind verglommen,
Ihr findet sie in meines Herzens Schrein;
Und alle Düfte, die euch sind entschwommen,
Ich zog sie alle in mein Herz herein.
Aufschlagt hier eu're Herberg unbeklommen,
Vor'm Winter sicher könnt ihr hier gedeih'n:
Ich habe mir nun einmal vorgenommen,
Daß es in meinem Herzen Lenz soll seyn.

*) Aus: Fr. Rückert's gesammelten Gedichten. 3 Bde. Frankfurt a. M., bei J. D. Sauerländer.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Die vernünftigen Gründe des Greises wirkten. Bald nachher erschienen die Gesandten: der Schultheiß Dulliker von Luzern, der Landvogt Hanns Schuhmacher von Bern, und zwei Kapuziner. Die Versammlung begrüßte sie ehrerbietig und räumte ihnen erhöhte Plätze ein. Die Unterhandlungen begannen. Dulliker nahm zuerst das Wort und sprach, daß der Rath der Stadt Luzern nochmals die Beschwerden der Landleute geprüft und beschlossen habe, sie abzustellen, so viel es in seiner Macht stehe. Darum möge der Salzverkauf wieder ein freier seyn; das Trattengeld solle abgeschafft werden, und der neue Zoll bei der Brücke von Wolhausen sey aufgehoben.

„Sonst nichts?" rief Schybi.

„Auf weitere Bedingungen fehlt uns die Vollmacht," sprach der Landvogt Schuhmacher; „sie möchte auch schwerlich zu erlangen seyn."

„Das genügt uns aber nicht," nahm Emmenegger das Wort. „So lange wir nicht Nachlaß des dritten Theils der Zinsbriefe, Abschaffung der Schuldbetreibungen, der Bußengelder für die Landvögte erhalten, so lange wir nicht die Urkunden und Briefe heraus bekommen, durch welche wir an die Stadt Luzern gekommen sind, so lange kann von einem Vergleich keine Rede seyn."

„Ihr verlangt, daß wir alle unsere Rechte aus den Händen geben?" rief Dulliker erzürnt. „Was sind wir noch, wenn wir euch willfahren? Hütet euch vor Rebellion," setzte er warnend hinzu, „und bedenkt, daß die von Gott eingesetzte Obrigkeit Rechte hat, die sich nicht ungestraft antasten lassen."

Da rief Hanns Krummacher: „Ja, ja, ihr seyd von Gott, wenn ihr gerecht, aber vom Teufel, wenn ihr ungerecht seyd!"

„Friede! Ruhe!" gebot Leuenberg, hervortretend. „Wollen die hochedeln Herren wohl bedenken, was aus der Verweigerung unserer Rechtsame entstehen kann. Wir sind nicht wehrlos, und Gott und die heilige Jungfrau sind mit Denen, die das Recht auf ihrer Seite haben. Frankreich ist für uns, und die Kantone Basel und Solothurn kämpfen in unsern Reihen."

Digitized by Google

„Wir haben, wie bereits erwähnt, keine Vollmacht, mehr zu bewilligen," sprach der Landvogt stolz. „Ihr habt vom Anfang an gesetzwidrig gehandelt, und ehe wir nur auf die geringste Unterhandlung eingehen können, fordere ich, daß die Thäter ausgeliefert werden, die die drei Schuldboten, Abgesandte der Obrigkeit von Luzern, um Zinsen einzutreiben, überfielen, einen gefangen nahmen, ihm die Hände auf den Rücken banden, einen aus Weiden geflochtenen Zaum in den Mund legten, hölzerne Klammern in Ohren und Nase steckten, einen Strohkranz um den Kopf wanden, und dann unter dem Zusammenströmen des Volks mit Trommeln und Pfeifen zum Lande hinaus führten."

Die Linden steckten die Köpfe zusammen und schienen nicht abgeneigt, sein Begehren zu erfüllen, aber Hanns Ackermann, der Waibel von Schupfheim, rief: „Schweig Du, Landvogt, wir wissen, daß Alles erlogen ist, was Du redest!"

„Und wenn es so wäre," warf Schybi ein, „so hatten sie recht gethan. Wir brauchen eure Schuldboten nicht in unsern Bergen, und die drei Bursche, welche also die Freiheit des Entlibuchs vertheidigten, werden nicht ausgeliefert."

„Dann ist unsere Mission zu Ende," versetzte Dullicker. „Was von heute an geschieht, wird von der Eidsgenossenschaft als Rebellion gegen die Obrigkeit betrachtet, und jede Verantwortung fällt auf euch. Möchtet ihr nicht einst bereuen, den günstigsten Augenblick zur Beilegung alles Haders frevelnd verscherzt zu haben."

Die Gesandten erhoben sich, und schritten, von dem Gelächter der Harten begleitet, in die Stadt zurück.

„Jetzt, Brüder, haben wir keine andere Wahl mehr," sprach der alte Emmenegger feierlich. „Nun gilt es zu kämpfen für Freiheit und Leben! Aut vincere aut mori! Jetzt schlage ich vor, ohne Aufschub die Landsgemeinde zu versammeln und den Bund zu beschwören."

„So sey's! Zur Landsgemeinde!" riefen die Führer aufspringend.

„Halt!" sprach Leuenberg, „noch ein Wort. Ihr habt mich zu euerm Führer und Obmann gewählt, und als solcher hätte ich das Recht gehabt, meinen Willen auszusprechen. Ihr habt Bescheid gegeben, ohne mich zu fragen, und ich bin nicht damit einverstanden. Darum lege ich das Amt nieder, welches man mir anvertraut. Ich werde nicht zurücktreten aus dem Bunde, aber sein Oberhaupt kann ich nicht mehr seyn."

Nicht unzufrieden war der größte Theil der Anführer mit diesem Entschluß. Leuenberg war zwar ein guter, wackerer Mann, der in untergeordneten Verhältnissen seinen Platz ganz ausgefüllt hätte, — aber mehr und mehr sahen die Vernünftigen ein, daß er zum Anführer einer undisziplinirten Schaar, zum energischen Handeln gegen die hundertköpfige Hydra der Aristokratie nicht geschaffen war. Ein Unglück für die Bauern, daß ihnen die blauen Augen und die Beredsamkeit Leuenbergs besser gefielen, als die Donnerwetterstimme Schybi's. Schybi, und auch nur Schybi allein, wäre der Mann gewesen, der ganzen Revolution den günstigsten Ausschlag zu geben.

Als sich die Nachricht unter den Bauern verbreitete, daß Leuenberg seine Obmannschaft niedergelegt habe, drang ein Schrei der Mißbilligung durch die Reihen. Und wie von einem Gedanken beseelt, stürzten Tausende nach dem Wirthshause; Leuenberg wurde umringt, wider Willen herausgerissen aus der Mitte der Anführer, geküßt, gebeten, auf die Arme gehoben und im Triumph nach der Bühne getragen, die zur Abhaltung der Landsgemeinde errichtet worden war. Tausend Stimmen wiederholten den Ruf zur Beibehaltung des Kommando's, und Leuenberg war zu eitel, um nicht dadurch besiegt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Uebergang Blüchers über den Rhein bei Caub, am 1. Januar 1814.

(Aus den Erinnerungen eines Augenzeugen).*)

Der Rheinübergang Blücher's bei Caub, am 1. Januar 1814, ist ein welthistorisches Ereigniß; und doch finden wir in den betreffenden historischen Schriften die Schilderung desselben nur kurz, und selten sind Einzelumstände beigefügt, die doch oft so charakteristisch sind. Meist vom kriegsgeschichtlichen Standpunkte aus oder rein strategisch wird die Begebenheit aufgefaßt. Eine die einzelnen Momente und Thatsachen, die Volksstimmung und die Zustände an beiden Ufern, in der unmittelbaren Nähe des Uebergangspunktes darstellende Beschreibung fehlt, so viel mir bekannt, bis jetzt. Viele der Augenzeugen sind schon aus der Reihe der Lebenden geschieden, und eben diese näheren Umstände werden bald dem Vergessenwerden anheimfallen. Möge man darum der nachfolgenden Schilderung die Berechtigung erstatten, jene Lücke auszufüllen. Sie ist von der Hand eines Mannes, der jenen Ereignissen unmittelbar nahe stand, und ich gebe sie hin, wie ich sie empfangen habe, einfach und schmucklos, aber frisch und anschaulich, und bemerke nur noch, daß ich blos der Referent eines Mannes bin, der leider auf eine tragische Weise sein Leben in den Fluthen verlor.

Ein unabweisbares Geschäft hatte mich in dem kritischen Momente nach Mainz gerufen, als eben der Schlachtendonner von Hanau verhallt war. Der Imperator war nach Paris geeilt, und vor ihm her die kolossalste seiner Lügen, das letzte Bulletin der großen Armee, die jetzt sich im entsetzenerregendsten Zustande über die Brücke von Mainz drängte. Ich habe viel Elend im Leben gesehen, aber ein riesenmäßigeres nie, als das war, das jetzt in den erschütterndsten Gestalten vor meinen Blicken sich entfaltete.

War der Grad desselben an sich schon furchtbar, so erschien er mir in dem gräßlichsten Kontraste noch größer. Vor einem Jahre war ich in Mainz gewesen, um das schönste kriegerische Schauspiel mit anzusehen, welches, ich möchte sagen, jemals ein Auge sah. Die schönste Armee, von der die Kriegsgeschichte zu sagen weiß, zog damals über den Rhein. Die Adler glänzten im Sonnenschein; die Fahnen flatterten herrlich; die Pracht der Uniformen und der Bewaffnung setzte in Erstaunen. Und welche Leute! Alle strotzten von Kraft, alle belebte ein frischer Muth. Das „Vive l'Empereur!" kam aus den innersten Fugen der Seele — kurz — es bezauberte und betäubte. Das schienen die Eroberer einer Welt zu seyn! Wer hätte bei dem

*) Lenald's Europa.

Digitized by Google

Glücke Napoleons, bei seinem Geiste, seinem Feldherrntalent, daran zu zweifeln gewagt? — Und jetzt!

Bleich, entstellt, zerlumpt, kothbedeckt, krank, verwundet, schleppten sich zerrissene Regimenter einher. Reiter ohne Rosse hinkten baarfuß an Stöcken — doch, ich will das Bild nicht ausmalen; es stand vor meiner Seele in all' seinem Jammer und in dem ungeheuren Maße seines Elends!

Ich floh in die Heimath, damals am linken Ufer des Stromes, der über seinen Rücken die Pracht und jetzt das Elend ziehen ließ, und ruhig seine Fluthen dem Meere zusandte.

Kaum angelangt, trat wieder dies gräßliche Bild zertretener Größe und Macht, dies herzzerreißende Bild des Elends mir nahe. Und klingt es nicht als Uebertreibung? — Bis in eine Entfernung von sechszehn Stunden von Mainz kamen Verwundete aus der Schlacht von Hanau, die nicht verbunden waren!

Es ist eine Thatsache; ich verbürge sie; ich war Augenzeuge — mehr noch — Ohrenzeuge der gräßlichsten Verwünschungen, die den Mann trafen, den einst, weil er für sie wie ein Vater sorgte, die Soldaten vergöttert hatten!

In allen Städten, Städtchen und Dörfern des Rheingebietes lagen Reste der Armee in Kantonnirungen, Fragmente jenes großen, zerrissenen, bluttriefenden Körpers. Und in welcher Gestalt zogen sie ein?

In einem Dorfe wurde der General Wathier oder Wathrin, genau erinnere ich mich des Namens nicht mehr, angesagt mit seiner ganzen Division. Die armen Bauern erschraken auf den Tod; denn was eine Division sagen wollte, das hatte man hinlänglich kennen gelernt, weil man berechnet hatte, wie viel Söhne müßten vom Mutterherzen gerissen werden, um zur Schlachtbank en division geschleppt zu werden. Die Division rückte gegen Abend stille ein; aber wie erstaunte man, als es etwa über 100 Mann, zusammengesetzt aus allen erdenklichen Waffengattungen, theils ohne Pferde, theils ohne Waffen, Kranke, Verwundete waren! Der General wandte sich zu dem greisen Pfarrer, wo er Quartier fand, und sagte, auf diese betrübte Soldateska zeigend, mit einer Thräne im Auge: Voilà ma division! Was aber in der That entsetzlicher war, als dieser Anblick, das war die eigenthümliche Atmosphäre, welche diese Unglücklichen umgab, der furchtbare Geruch des Elends und der Krankheit, die sie auch überall hinbrachten, und die ihre Zerstörungen nun in den Wohnungen der friedlichen Bürger begann, eine Folge, die weithin gränzenloses Elend in die Familien brachte. — Und doch verläugnete sich die Nationalität nicht. Kaum fühlten sie sich heimisch, und das machte sich ungemein schnell, so kehrte die Heiterkeit und die Lust zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Lesen Sie diese Anzeige!!! So wie Handel und Gewerbfleiß sich heben, so steigert sich auch der Modus der Anpreisungen der Waaren. Die literarische und politische Dürre in manchen Blättern wird auf eine für die Leser angenehme Weise durch Lobpreisungen von Waaren in mannichfachen Variationen unterbrochen. In einigen Redensarten, die in Verkaufsanzeigen neuester Zeit vorkommen, liegt häufig ein tief versteckter Sinn. Neben der marktschreierischen Seite, welche sie darbieten, gewährt ihre Fassung nicht selten eine Schutzwehr gegen Diejenigen, welche in ihren Erwartungen getäuscht werden; hierzu gehören unter andern die folgenden neuerdings erfundenen Phrasen: „Mit Schaden werden abgegeben" und „So etwas kommt nicht wieder." Eine Dame, die sich glücklich schätzte, ihren Bedarf an mancherlei Zeugen aus der Quantität der „16000 Ellen Kattune" anzukaufen, kam wonnetrunken in ihre Wohnung zurück, umarmte, in der seligsten Empfindung ihres errungenen Glückes, den geliebten Gatten mit dem Ausruf: „jetzt sind wir geborgen!" Die Schätze wurden nun auseinander gelegt und „die bewunderungswürdigen billigen Preise" rekapitulirt. Allein mit Blitzesschnelle verwandelte sich der wonnereiche Blick der Dame in jene schmollenden Züge, die dem schönen Geschlecht eigen sind. Es fanden sich nämlich in den Zeugen Fehler und Beschädigungen mancherlei Art. Die Dame nahm ihre Schätze zusammen, eilte zurück zum Bazar, stellte den Verkäufer zur Rede und forderte ihr Geld zurück. „Das geht nicht, meine Schönste," erwiederte der rückpflichtige Handelsmann. „Lesen Sie nochmals die Anzeige! dort steht groß gedruckt: „Mit Schaden werden abgegeben!!!" Eine andere Dame nahte sich mit gepreßtem Herzen, ein Kleid zeigend, dessen ursprüngliche schöne Lilafarbe durch einmaliges Waschen in blendende Weiße verwandelt worden war. „Lesen Sie meine Anzeige," erwiederte der Sohn des Merkurs, „dort steht: „So etwas kommt nicht wieder!!!" Unterlassen Sie in der Folge das nichtswürdige Waschen, und Sie werden sich lange der schönen Farben zu erfreuen haben."

Bei Aachen auf einer Anhöhe vor dem Adalbertsthor ist auf Befehl des Königs von Preußen ein Monument errichtet zum Andenken an eine Zusammenkunft des Königs von Preußen, des Kaisers von Oesterreich und des russischen Kaisers während des Aachener Kongresses, die sich an jene Stelle am 18. Okt. 1818 zur Erneuerung ihres Bundes hinaus begaben und unter freiem Himmel, entblößten Hauptes, vor der versammelten Menge ihre Gelöbnisse, im Geiste der Bundesakte und des Friedens wie der Verbrüderung regieren zu wollen, wiederholten. Die auf einer Anhöhe nach der Ostseite der Stadt gewählte Lage des Monuments bietet beim Ausgange nach der Landstraße zu einen schönen imposanten Anblick. Das Gebäude selbst, dessen Frontispice die Büsten der drei Monarchen in besonders schöner Ausarbeitung aufnehmen wird, zeichnet sich durch eine solide, geschmackvolle Construktionsart und durch die künstliche Bearbeitung der aus Italien beschafften schweren Marmorblöcke aus.

Nirgends wird der Unterricht der Mädchen so vervollkommnet, als in England; sie müssen dort Alles lernen und noch Einiges drüber. Dennoch fehlte bisher noch Eins, die Baukunst. Dafür ist nun auch gesorgt; es ist ein großes gründliches Werk, die Baukunst für Damen, erschienen, das starken Absatz findet.

Der Aufseher einer Porcellanniederlage hatte gehört, daß das Wort Comite so viel bedeute als Ausschuß. Gleich beim ersten Besuch mußte er seine Gelehrsamkeit an den Mann bringen, indem er nach dem Ausschuß seiner Waare hinwinkend

Digitized by Google

sprach: „das ist Comitéporcellan, das wird wohlfeil gegeben."

(Worms, 20. Dec.) Am 18. d., Mittags gegen 1 Uhr, wurden die Nachbarn des Stadthauses plötzlich durch Feuer- und Bürgerhülfe-Ruf, welcher aus dem Arrestlokale erscholl, in Schrecken gesetzt. In demselben befanden sich 5 Individuen, um andern Tags auf dem Schub weiter gebracht zu werden; eines derselben, augenblicklich wahnsinnig geworden, holte ein im Stiefel versteckles und so der Untersuchung verborgen gebliebenes Rasiermesser hervor und zerschnitt dreien Gefangenen dermaßen das Gesicht, daß, als man das Gefängniß mit Mühe vor den Angriffen des mit dem Messer um sich Schneidenden öffnete, das ganze Lokal mit Blut getränkt war. Der vierte Gefangene wußte sich mit einem Stücke Holz vor den Streichen des Tollen zu bewahren. Die drei Verwundeten wurden in das Bürgerhospital gebracht; zum Glücke sind die Wunden nicht gefährlich. (Wormf. Z.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 20. Dec.

Heute ist großes Hofkonzert in dem alten Theatersaal. Sämmtliche Musikstücke werden von den vereinigten Musikcorps der beiden hiesigen Regimenter unter der Direktion des großh. Hofkapellmeisters Thomas executirt werden. Zu dem erlauchten Zuhörerkreis glaubt man auch Se. königl. Hoh. den Großherzog von Baden zählen zu dürfen, Höchstwelcher heute Mittag zum Besuche am großh. Hofe hier eingetroffen ist. — Se. kais. Hoh. der Großfürst-Thronfolger stattete gestern dem herzogl. nassauischen Hofe einen Besuch ab. — Dem trefflichen Klaviervirtuosen Hrn. Aler. Dreyschock ist von Sr. königl. Hoh. dem Großherzoge das Prädicat eines großh. Hofkapellmeisters verliehen worden. Wie man hört, so hat dieser geschätzte junge Künstler das schöne Anerbieten gemacht, im Interesse der hiesigen Armen und der in Griechenland im Elende schmachtenden Deutschen ein Konzert geben zu wollen. — Unter den neu angekommenen Künstlern befindet sich auch der als ausgezeichneter Sänger hinlänglich bekannte Hr. Breiting, der, wie wir vernehmen, in mehreren Rollen auftreten wird.

Mainz, im Dec.

Die überaus wohlthätigen Wirkungen des für das Großherzogthum Hessen bestehenden „Vereines zur Unterstützung und Beaufsichtigung der aus den Landes- und Provinzial-Strafanstalten Entlassenen", welche eine lichtvolle Darstellung in der Zeitung unserer Residenz, vom 12. Nov. 1843, auseinandergesetzt hat, äußern sich auch insbesondere fruchtbringend für unsere Vaterstadt. 31 Individuen des Stadtbezirkes Mainz nahmen im Laufe eines Jahres des Vereins Wohlthaten in Anspruch. 26 derselben gehören hiesiger Stadt an, 5 den Gemeinden Kastel und Kostheim. Diese 31 Personen wurden aus Vereinsmitteln mit dem bedeutenden Betrage von circa 700 fl. unterstützt, welcher zur Anschaffung von Handwerksgeschirr, Kleidungsstücken, Leibweißzeug, Beisteuer zum Hausmiethzins und sonstige sich darstellende Bedürfnisse, so wie für Prämien für diejenigen Personen, die sich ihrer durch Rath und Beistand angenommen, verwendet worden ist. Wirkliche, andauernde Besserung der vom Vereine Unterstützten wurde erreicht. Der großherzogl. geheime Rath Hr. v. Kuder zu Darmstadt, der als Präsident mit der unmittelbaren Leitung der Vereinsangelegenheiten sich befaßt, entspricht dieser Stellung mit einer wohlwollenden Fürsorge, wie nur der edelste Menschenfreund Unglücklichen gegenüber sie entfalten kann. Beobachtet man dessen schnelles, kräftiges, unermüdlich thätiges Wirken für die Zwecke des Vereins, so begreift man oft kaum, wie er bei seinen überhäuften Berufsgeschäften Zeit zu einer so erfolgreichen Thätigkeit zu erübrigen vermag. Er errichtet sich bei Lebzeiten schon ein unvergängliches Denkmal in dem Herzen jedes Menschenfreundes und es wäre wirklich als ein Unglück für das Allgemeine zu betrachten, wenn er sich je berufen fühlen sollte, seinem heilsamen Wirken in dieser Beziehung zu entsagen. Man kann überzeugt seyn, daß er sein Augenmerk unausgesetzt auf jeden der Vereinspfleglinge richtet, deren wahrhaft intensive moralische Besserung einzig und allein erstrebend, keinen aufgibt, wenn nicht der Betroffene selbst alle Besserungsversuche vereitelt. Er erspäht den Funken guten Gefühls, der wohl in Jedem noch verschlossen ist und nur der schonungsvoll weckenden Hand bedarf, um das restaurirende Feuer dauernder Besserung wieder auflodern zu lassen. Er sucht kräftigst zu verhindern, daß die betretene Bahn des Lasters weiter verfolgt werde. Er ist es, der den Unglücklichen, häufig nur irre Geleiteten, zum Schöpfer eines erneuerten Daseyns wird. Ihm verdanken sie Rettung vom moralischen Untergange, indem die meisten mit schnellen Schritten den alten Weg verlassen und freudig und plötzlich durchdrungen werden von einem neuen Lebenstriebe und Principe. Mit oft kaum begreiflicher Schnelle folgt der Vollzug von seiter Seite den Beschlüssen der Bezirksvereins-Commission, so den Grundsatz bewährend, daß doppelt gibt, wer schnell gibt. Dessen umsichtige Geschäftsthätigkeit verdient als Musterbild für jeden Verein der Art aufgestellt zu werden. Die Wirkungen lohnen aber auch auf das schönste dessen Bemühen. Im October 1841 zählte der Verein im Ganzen 881 contribuirende Mitglieder, 436 nämlich in der Provinz Starkenburg, 320 in der Provinz Oberhessen und 125 in der Provinz Rheinhessen. Heute schon zählt derselbe 1847 contribuirende Mitglieder, nämlich: in der Provinz Starkenburg 909, in der Provinz Oberhessen 423 und in der Provinz Rheinhessen 415. Die Residenz Darmstadt hat darunter, bei einer Bevölkerung von 26,000 Seelen beiläufig, 122 Mitglieder, die Stadt Mainz, bei einer Bevölkerung von circa 34,000 Seelen, 87 Mitglieder, während unter anderen die in Einwohnerzahl in keinem Verhältniß zu diesen beiden Städten stehende Stadt Alzei 150 contribuirende Mitglieder zählt. Und doch genügt der geringe Jahresbeitrag von 30 kr., der bei jedem Ortsvorstande angemeldet werden kann, um dieser Christen- und Bürgerpflicht zu genügen. Unter allen Vereinen der Art in unserem deutschen Vaterlande hat keiner in einer so kurzen Zeitfrist (der Verein besteht nämlich jetzt kaum ein Jahr) so günstige Resultate aufzuweisen, wie der unseres Großherzogthums, selbst nicht der in dem classischen Lande der philanthropischen Vereine, wie der französische Minister Cousin seiner Zeit Preußen nannte. Unsere Regierung, die als alleinigen Verwaltungszweck nur das Wohl ihrer Angehörigen erstrebt, unterstützt des Vereins Zwecke mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln auf eine höchst edle, großmüthige Weise.

(Schluß folgt.)

Nachtrag zum Programm des Museums.

Freitag, den 22. December.

Schirin und Ferhard; persischer Wechselgesang; Text von Hammer, Musik von Kapellmeister Lorenz Schneider; vorgetragen von Fräul. Capitain und Hrn. Pischek.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Dec. Aschenbrödel, Feenoper in 3 Abth., Musik von Isouard.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 354. Sonntag, den 24. December 1843.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Die Landsgemeinde begann. Mit lauter, kräftiger Stimme zählte Leuenberg die Beschwerden auf, die die Veranlassung zum Aufstande waren. Dann las er den Bundesbrief vor. In demselben wurde die Entstehung des Aufstandes gerechtfertigt, weil die Regierung von Luzern den Entlibuchern ihre alten Briefe und Rechtsame unterschlagen habe, weil die Unterthanen anderer eidsgenössischen und zugewandten Orte zu gleichen Beschwerden Anlaß gefunden, weil die Tagsatzung sie deshalb als Rebellen behandelt, und man Grund habe, zu befürchten, daß fremde Kriegsvölker herbeigerufen würden, weil auch die Regierungen auf keine Klagen hören wollten. Deshalb habe man sich freundlich ersprachet und auf freiem Felde einen ewigen, steifen, stäten und festen Bund und Eid zu dem wahren und ewigen Gott geschworen, diese nachfolgenden Artikel getreulich zu halten, wie folgt. Hier las er die sieben Bundesartikel vor, in denen die Versammlung gelobte, den von ihren Vätern vor mehreren Hundert Jahren zusammen geschworenen ersten eidsgenössischen Bund zu erhalten; sich einander zu schützen und zu schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut; es nicht zu dulden, daß ihnen die Obrigkeiten fremde Völker auf den Hals hetzen; das Unrecht, das dem Einzelnen widerfahre, als dem ganzen Bunde geschehen zu betrachten, und denselben zu erledigen mit Gut und Blut; den Bund alle zehn Jahre zu erneuern, damit auch den Nachkommen keine ungebührlichen Beschwerden auferlegt werden können; endlich solle Keiner so frech und vermessen seyn, wider den Bundesschwur zu reden oder ihn zu nichte zu machen. Welcher aber dies übersehen würde, solle solcher für einen meineidigen und treulosen Mann gehalten und nach seinen Verdiensten abgestraft werden. „Und nun, liebe und getreue Leute, wer den Bund nicht beschwören will, entferne sich aus dem Ring der Landsgemeinde; ihr Uebrigen loset auf euren Eid und sprecht mir nach alle diese Worte: Wie die Schrift ausweist, dem will ich nachgehen und es vollbringen mit guten Treuen; wenn ich das halte, deß Gott mir wolle gnädig seyn an meinem letzten Ende; wenn ich es aber nicht halte, daß er mir nicht wolle gnädig seyn an meinem letzten Ende; so wahr mir Gott helfe ohne alle Gefährte. Im Namen der hochheiligen Dreifaltigkeit, Gott Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, so haben wir zusammen geschworen. Amen!"

Während diese Worte von Leuenberg knieend gesprochen wurden, lag auch die ganze Versammlung auf den Knieen und sprach mit aufgehobenen Schwörfingern, von allerlei Alter, in vielfach bewegter Stellung, begeistert, in keckem Uebermuth, in ruhigem Ernst, den Eid wie aus einem Munde nach. —

Jetzt glaubten die Bauern, auf solchen Bund gestützt, ihrer Obrigkeit, so wie den Städten und Kantonen der Eidsgenossenschaft die Spitze bieten zu können. Und nun entwickelte sich auch eine Thätigkeit, die an's Erstaunliche gränzte. Als der Tag in Hutwyl zu Ende ging, zogen die Landsmannschaften mit fliegenden Fahnen heim, um sich auf den ersten Ruf Leuenbergs um das eidgenössische Banner zu versammeln. Mann und Weib, Jung und Alt ging rüstig an's Werk, zweckdienliche Waffen zu verfertigen; im Entlibuch allein wurden in drei Tagen 800, vorn mit Eisen beschlagene und mit zahlreichen spitzigen Nägeln versehene Knüttel (Entlibucher Trüssel) zubereitet.

Indessen waren die Regierungen auch nicht müßig gewesen. Die Luzerner erhielten Hülfe von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und den treugebliebenen Aemtern, und baten dringend den Vorort Zürch um Beistand. Dieser ließ durch reitende Boten die Waffenmacht gesammter Eidsgenossenschaft aufbieten, und überall begannen kriegerische Zurüstungen. Endlich erschien auch ein Manifest der Tagsatzung aus Baden, in welchem der Bund der Bauern als null und nichtig und strafbar, sie selbst als thörichte, aller Vernunft beraubte Menschen erklärt, und die Regierungen aufgefordert wurden, mit Feuer und Schwert die Empörung zu unterdrücken. „Und dann haben wir für eine Nothwendigkeit erachtet," hieß es im Tagsatzungsabschiede, „daß auf ferner vorfallenden Nothfall, da ein Ort von seinen Unterthanen, wie jüngsthin mehrgedachten Unsern Eidgenossen der Stadt Luzern beschehen, angefochten würde, solchen Falls die übrigen Orte, ohne Diffikultirung und auf die Bahnbringung, wer Recht oder Unrecht habe, demselben nothleidenden Orte und Oberkeit ohne Verzug, so eilend als möglich zu Hülfe ziehen sollen, bis das Angefochtene oder zu besorgenden Fall in Defension gesetzt seyn wird u. s. w."

So war der Bruch unheilbar geworden, und nur die Gewalt der Waffen konnte von jetzt an entscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Uebergang Blüchers über den Rhein bei Caub, am 1. Januar 1814.

(Aus den Erinnerungen eines Augenzeugen).

(Fortsetzung.)

Die Soldaten spielten, schäkerten, scherzten, und die Offiziere veranstalteten Gastmahle und Feste, die nur Frohsinn athmeten, wurde indessen der Namen: „Berezina" genannt, so mochte man leicht beobachten, wie ein Schatten über die Gesichter flog, und ein bitterer Tropfen in den schäumenden Becher fiel, der nachhaltig die Lust vergällte. Waren sie doch auch schrecklich genug, diese Erinnerungen, um die Lust des Augenblicks zu dämpfen. Während dies in den Orten des Landes geschah, zogen Schaaren von Deserteurs durch die Wälder des Hunsrückens. Es waren theils Landeskinder, welche es wohl noch nicht wagten, sich in die neue Heimath zu schleichen und sich bis zum Wechsel der Dinge zu verbergen; theils waren es Belgier, welche sich ihrer Heimath näherten. Niemand stellte ihnen nach. Niemand beachtete sie, wenn sie am Abend in den Ortschaften sich Speisen kauften, oder auch bettelnd welche zu erhalten suchten. Die sonst sehr gute Polizei schien völlig erschlafft. Diese Erscheinung zeigte sich übrigens in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, und die Entrüstung gegen den Kaiser machte sich ohne Hehl Luft bei Bürgern und Soldaten. Jenseits des Rheins waren der Ausreißer noch viel mehr. Sie traten bei den Bauern in Dienst und fanden häufig willige Aufnahme. Eine Frage beschäftigte alle Gemüther, die: Was wird Napoleon thun? Denn das Häuflein entnervter Soldaten, das hier herum kantonnirte, war nicht des Nennens werth. Es fehlte ihm ja an Allem, selbst am Muthe; denn der Namen „Kosack" machte ihn erbeben. Nicht wenige Familien des Landes wurden von Offizieren und Soldaten mit Thränen und Flehen angegangen, sie zu behalten, bis die Deutschen würden gekommen seyn. Mir selbst begegnete es; ich fürchtete leider die Folgen, und damit war es kein Scherz. Wußte man ja doch nicht, ob nicht der alte Löwe seine Mähne noch einmal schütteln und die Ufer des Rheines vertheidigen würde? Wehe dann dem, der es gewagt, einen solchen Unglücklichen verborgen zu haben! Eine Pfarrerfamilie kenne ich, die es wagte, und glücklich zwei junge Italiener über den Rhein brachte. Thränen des Dankes waren ihr schöner Lohn.

Es ist eine entschiedene Thatsache, daß eben die Soldaten nicht an energische Maßregeln zur Vertheidigung der Rheingränze glaubten. Er hat sich selbst und sein Heer verloren, sagten sie oft. Die Bewohner des Landes befürchteten aber dennoch, was jene nicht glaubten. Man war noch auf Opfer gefaßt, ehe die Deutschen kämen und wieder einmal das große Vaterland seine Kinder suchte. Je näher indessen der Jahresschluß kam, ohne daß man irgendwie Schritte zur Vertheidigung wahrnahm, desto mehr man sich einem freudigen Hoffen hingab. Dem setzten freilich die Franzosen Schranken. Wenn, sagten sie, die Deutschen Euch, und überhaupt Frankreich, vergelten, nur zum tausendsten Theile vergelten, was wir jenseits des Rheines verübten, so bleibt kein Stein hier auf dem andern. — Und warum sollten sie das nicht, argumentirten sie weiter, da Eure Söhne in unsern Reihen fochten, da Ihr, wenn auch deutschen Stammes, doch Frankreich angehört. Das waren freilich Argumente, die nicht geeignet waren, das Herz zu erleichtern, das bange der Zukunft entgegenschlug. Der Zustand war in der That ein beängstigender. Von Frankreich aufgegeben, wußte man ja noch nicht, wie man das Land ansehen würde, das man zu erobern kam.

Jenseits des Rheines kannte man die Sache anders; aber aller Verkehr war unterbrochen, und das Ufer wurde von den Zollwächtern und Gendarmen sorgfältiger bewacht als je. Selbst der Schleichhandel, der früher ins Große war getrieben worden, war erloschen. Was man als Sage vernahm, wagte man nicht zu glauben. Gegen Neujahr hin erzählte man sich nun schon offener von dem Uebergange der Deutschen. Ja, etwa acht Tage vor Neujahr trat ein französischer Offizier, sein Namen war Moreau, zu einem meiner vertrauteren Freunde, und sagte bestimmt: Wir ziehen ab. Auf Neujahr haben Sie die Deutschen. Blücher wird bei Caub übergehen. Der Himmel schütze Sie!

Als mein Freund fragte, ob denn dem Uebergange kein Hinderniß entgegen gesetzt, das Ufer gar nicht, selbst nicht an der bedrohten Stelle, vertheidigt würde, zog er die Achseln und sagte: Die wenigen Streitkräfte, welche noch hier sind, haben Befehl, sich in das Innere von Frankreich zurückzuziehen; aber, was Sie Werthvolles haben, das verbergen Sie sorgfältig. Es wird Ihnen übel gehen!

Auch die Gendarmen zogen jetzt ab. Nur die Zollwächter blieben noch bis beinahe zum letzten Momente. Sie flößten in der That Mitleid ein. Gehaßt von der Bevölkerung, die hier, wie überall und zu allen Zeiten, die Sache nicht von den Personen schied, welche in ihrem Dienste standen, mußten sie ihre Frauen und Kinder im Schooße dieser Bevölkerung zurücklassen, ohne zu wissen, wie ihr Loos fallen würde.

Es ist indessen hier der Ort, es auszusprechen, wie ehrenwerth sich eben diese Bevölkerung erwies. Nirgends fanden diese unglücklichen Verlassenen eine Behandlung, wie sie sie vielleicht besorgen mochten. Ihr Unglück war ihr vollgültiger Schutzbrief. Ueberall versorgte man sie, und schützte sie bereitwillig und gern; und auch zur Ehre der deutschen und russischen Krieger sey es gesagt, daß nirgends eine frevelnde Hand sie berührte. Ungefährdet, sogar reich unterstützt, zogen sie später ihrer Heimath oder dem Wohnorte ihrer Männer wieder zu, und segneten das Volk, das sie hatten bedrücken helfen.

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, erreichte uns endlich eine Freudenbotschaft. Die Proclamation der Verbündeten und die des Marschalls Blücher hatte Wege gefunden zu den Beängsteten. Nun schlugen die Herzen leicht, und man sah dem früher so gefürchteten Augenblicke mit Sehnsucht und froher Hoffnung entgegen. Nirgends waren jetzt mehr Soldaten, als in Bacharach und Simmern. — Dies waren die Verhältnisse auf dem linken Rheinufer in der Nähe des Uebergangspunktes. Wer die Lage von Caub kennt, wird zugestehen, daß mit geringen Kräften leicht der Uebergang auf diesem von hohen Gebirgen umschlossenen Punkte hätte verhindert werden können, und daß er für die übergehenden Deutschen gefährlich war. Die Franzosen wußten nun diese Absicht, und es ist eine räthselhafte Erscheinung, daß von Seiten Napoleons nichts geschah.

Blücher'n konnte das Entblößtseyn der Gegend von französischen Truppen kein Geheimniß seyn. In Bacharach stan-

Digitized by Google

den kaum zweihundert Mann Infanterie, in Simmern etwa ein Bataillon, vielleicht nicht einmal so viel.

Am jenseitigen Ufer wußte man gewiß, daß bei Caub der Uebergang bewerkstelligt werden sollte, obwohl in Caub selbst keine, auch nicht die entferntesten Merkmale eines solchen Unternehmens zu entdecken waren.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Wenn man häufig und mit gutem Grunde über die Nachtheile der Leihbibliotheken, in welchen die Lesewuth eine verderbliche und die geistige Gesundheit erschlaffende Nahrung findet, klagen hört, so gibt es dagegen auch öffentliche Leih- und Lese-Institute, in welchen man außer den gewöhnlichen Romanen und Novellen der trefflichen und vorzüglichen Werke aller Art viele vereinigt sieht. Zu solchen Anstalten gehört die von Gustav Oehler in Frankfurt a. M., deren neuester Katalog dies zur Genüge beweist. Wer Lust und Neigung verspürt, sich einer belehrenden Lectüre hinzugeben und seinem Geiste eine kräftige Speise zu bieten, der wird in Oehler's Bibliothek die reichhaltigste Auswahl vorzüglicher älterer und neuerer Schriften aus allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft vorfinden und über Mangel an Gediegenem wahrlich nicht zu klagen haben. Man sollte weniger gegen Leihbibliotheken, als vielmehr gegen den Mißbrauch derselben ankämpfen, besonders dann, wann deren Besitzer, wie Hr. Oehler, bemüht sind, den Bedürfnissen der nach Bildung und Belehrung strebenden Leser auf erfreuliche Weise zu entsprechen.

(Grünberg, in Schlesien, 14. Dec.) Unter Leitung und Schutz des Gewerbe- und Garten-Vereins hat sich am hiesigen Orte ein Lese-Verein gebildet, welcher vom 1. Januar 1844 an dazu dienen will, dem Bürger und seinen Angehörigen für ein Billiges Bücher zu verschaffen, welche durch ihre Auswahl darauf berechnet seyn sollen, geistige, sittliche und religiöse Bildung zu fördern.

Am 9. Dec. starb in Wien der berühmte Kunst- und Handelsgärtner Rosenthal. Er war der Erste in der österreichischen Monarchie, welcher die vielen herrlichen, geschmackvollen und großartigen Landschaftsgärten (die sogenannten englischen, eigentlich chinesischen) ins Leben rief.

Das bedeutendste Lesecabinet im Palais-Royal in Paris, der Salon Montpensier, sollte am 18. Nov. wegen rückständigen Miethzinses geschlossen werden. Die Gerichtsdiener hatten bereits Alles zusammengepackt und inventirt, als ein alter Engländer, der alle Tage dort die „Times" las, daher kam. Man will ihn nicht hineinlassen, sondern die Siegel an die Thüre legen; er will sein Journal lesen, die Gerichtsdiener protestiren und erklären ihm die Lage der Dinge. — „God dam!" sagt er ruhig, „warum haben Sie das nicht gleich gesagt?" und er zieht sein Portefeuille und zahlt den ganzen schuldigen Miethzins in guten englischen Banknoten; dann geht er hinein, läßt sich die „Times" geben und liest; das Cabinet aber ist gerettet und wieder in vollem Gange.

Die „sächsischen Vaterlandsbl." enthalten einen Aufruf zur Unterstützung des alten Jahn. Es heißt darin unter Anderm: „Gefangenschaft und Feuersbrunst und viele andere Widerwärtigkeiten haben seine Vermögensumstände zerrüttet, so daß er, ungeachtet seines höchst einfachen und bedürfnißlosen Lebens, mit Mangel und Sorge kämpft, und bereits daran denken muß, sein festes und wohnliches Haus, das auf hohem Felsenufer weit und breit die gesegneten Thäler der Unstrut und Saale überschaut, und in welchem er, nachdem das Feuer ihm alle seine Habe geraubt, sich endlich ein sicheres Eigenthum gegründet zu haben glaubte, zu verlassen und zu veräußern. Allerdings bezieht Jahn vom Staate eine Pension, aber sie reicht nicht hin, um die Folgen früherer, schwerer Verluste zu decken. Hier ist also allen Turnern des deutschen Volkes eine Gelegenheit geboten, durch wiederholte allgemeine Sammlungen, bei welchen auch die kleinsten Gaben dankbar angenommen werden, dem Vater ihrer Kunst ein Vermögen zu verschaffen, dessen Zinsen hinreichen würden, ihm ein sorgenfreies Alter zu schaffen. Wäre Jahn todt, gewiß würden alle Turner sich beeilen, ihm ein Denkmal zu bauen; ist es aber nicht besser, dem Lebenden lebendige und werkthätige Liebe zu zeigen, als dem Todten ein todtes Monument zu setzen?" (Die Redaktion der Vaterl. Bl. erklärt sich zur Entgegennahme von Beiträgen bereit.)

Eine eigene Art von Kindtaufe soll neulich in Berlin in der Invalidenstraße stattgefunden haben. Ein Zimmermannsgeselle ließ, dem Vernehmen nach, seinen neugebornen Sohn in einem kleinen Zimmermanns-Anzuge mit Schürzfell, Hut ꝛc. taufen, und es wurde dabei der Knabe von vielen Zimmermannsgesellen, mit ihren Handwerks-Emblemen geschmückt, in einer Art von Prozession zur Taufe hin und zurück getragen. (Wenn's wahr ist?!)

Aus Freiburg in der Schweiz berichtet die Züricher Ztg.: Ein Mann mit 60,000 Frcs. Vermögen ist wegen Entwendung eines Pferdes, das sich auf der Weide befand, vom Obergericht zu zehnjähriger Zuchthausstrafe, wovon die ersten vier Jahre mit Kettenstrafe verbunden sind, und nachheriger zehnjähriger Verbannung verurtheilt worden.

Aus dem Königreich Sachsen schreibt man, daß dort von Seiten der Ministerien des Kultus und des Innern eine geschärfte Verordnung wegen des Abhaltens von Bällen am Sonnabend erschienen sey; um Mitternacht müßten diese Bälle geschlossen werden. Auch die Aufführung öffentlicher Musiken wird beschränkt und für die Bußtage, die Charwoche u. s. w. gänzlich untersagt.

Der Eigenthümer des Café Cardinal in Paris hatte seit einiger Zeit entdeckt, daß ihm wiederholt silberne Löffel, Gabeln ꝛc. gestohlen wurden, und beschloß daher, auf seine Gäste ein wachsames Auge zu haben. Neulich Abends trat ein gewohnter Gast ein und bestellte ein Diner — ein Herr von vornehmem Aeußern, der mehrere Orden trug und auf großem Fuße zu leben schien. Der Cafetier behielt ihn während der Mahlzeit im Auge, und sah, wie der vornehme Herr schnell einen silbernen Löffel und eine ditto Gabel in seinen Paletot schlüpfen ließ, hierauf einen Napoleond'or herauszog, dem Garçon das Diner bezahlte und sich zum Fortgehen anschickte. Jetzt

Digitized by Google

trat der Cafétier auf ihn zu, beschuldigte ihn des Diebstahls und ließ ihn vor den Polizei-Commissär führen. In seinen Taschen fand man, außer den zwei erwähnten Gegenständen, einen silbernen Teller, gezeichnet „Restauration de Londres", mehrere Uhren und gefüllte Geldbörsen. Seine Wohnung ward sodann durchsucht, und ganze Massen von Silbergeräth mit und ohne den Namen verschiedener Caffeehäuser, Restaurationen ꝛc. wurden in Beschlag genommen. Der gewandte Dieb harrt jetzt im Gefängniß seiner Strafe.

Korrespondenz.

Mainz, im Dec.

(Schluß.)

Der Bürgermeister der Stadt Mainz, welcher in regem, gemeinsamem Wirken mit seinen beiden Beigeordneten, zwei Ehrenmännern im edelsten Sinne des Wortes, den Beweis liefert, daß ein tüchtiger Kaufmann die Elemente eines gediegenen Administrators in sich schließt, wie die Neuzeit an einem großen Finanzmanne Frankreichs bewährt hat, bemüht sich, seiner ihn so sehr in Anspruch nehmenden Berufsgeschäfte ohnerachtet, mit allem dessen Handlungsweise im Allgemeinen auszeichnenden Eifer, als Präsident der Vereins-Bezirks-Commission, unterstützt von thätigen Commissions-Mitgliedern, des Vereins gemeinnützige Zwecke zu fördern. — Mit dem ihn im Allgemeinen charakterisirenden Scharfblick weiß er jedem Vereinspflegling die richtige Stelle anzuweisen und strebt mit wahrem Feuereifer nach dem vorgesteckten Ziele moralischer Besserung derselben. Mit Opfern, häufig aus eigenen Mitteln gebracht, wirkt er dahin, sie zum selbstständigen Erwerbe zu qualifiziren, indem er durch seinen vielvermögenden Einfluß ihnen entweder hier in Mainz Unterkommen verschafft, oder sie in Stand setzt, sich in ihren respektiven Gewerben oder nach ihren Fähigkeiten auswärts solches zu verschaffen, wodurch er sie inzwischen doch nicht aus dem Auge läßt, indem sein Augenmerk ihnen nach Kräften an den neuen Aufenthaltsort folgt. Erwerbsunfähigen Vereinspflieglingen erstrebt er ein Asyl im hiesigen Armenhaus. So bewahrt er Alle vor Rückfällen und mindert den Krebsschaden arbeitsloser Gesellschaftsglieder. Zu wünschen wäre dabei, daß die in unserer Vaterstadt bestehenden wohlthätigen Anstalten sich eben so fördernd für die Vereinszwecke interessirten. Im Allgemeinen muß anerkannt werden, daß die städtische Verwaltung das Feld ist, auf welchem unserem verehrten Bürgermeister unvergängliche Lorbeeren blühen, denn keiner seiner Herren Amtsvorgänger neuerer Zeit hatte einen in dem Grade durch das Drückende der Zeitverhältnisse so erschwerten Standpunkt wie er. Bei der durch ungünstige Conjuncturen herbeigeführten auffallenden Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse weiß er durch weise Beaufsichtigung und Leitung der Ortspolizei die Sonderinteressen mit denen des Allgemeinen zu verschmelzen, dem Ganzen schädlichen Speculationsgeist in die gehörigen Schranken bannend. Was in diesem Wirken den umsichtigsten Regierungen nicht gelungen, so daß diese sich bewogen fanden, zur Abhülfe ihre Landstände in Berathung zu ziehen; was Vereine gegen den Wucher mit Lebensmitteln, die sich in verschiedenen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes gebildet, nicht bewirkt, Preise nämlich zu erzielen, die den Verhältnissen entsprächen, konnte auch er nicht möglich machen. Es war wohl der Segen der Ernte der Garbenzahl nach reich, das Gewicht der Frucht aber hat dieser nicht entsprochen, daher das unverhoffte Wiedersteigen der Brodpreise. Die geläuterte Erfahrung unseres Hrn. Bürgermeisters, unter der Aegide einer erprobten, allgemein anerkannten Rechtlichkeit, eines unwiderstehlichen Drangs nach Gerechtigkeit, läßt ihn inzwischen mit kluger, gewandter Hand alle Klippen umsteuern, an denen mancher Andere scheitern und das zu lenkende Schiff entmuthigt den Elementen preisgeben würde. Umsichtig, scharfblickend, gestaltet er die Verhältnisse nach den Bedürfnissen seiner Verwalteten, dem Praktischen den Vorzug vor Illusionen gebend. Das mit einem ihn unterstützenden vorzüglichen Gemeinderath reif Durchdachte auszuführen, zaudert er nicht; als gewandter Geschäftsmann läßt er die Ausführung dem Entschlusse auf dem Fuße folgen, darin durch ausgezeichnete Capacitäten seines gut organisirten Bureau unterstützt. Möge der günstigste Erfolg sein segenreiches Wirken krönen!

Wetzlar, 11. Dec.

Gestern Abend gab unser Cäcilienverein unter Mitwirkung des Musikcorps der dritten und vierten hiesigen königl. Schützen-Abtheilung im Saale zum römischen Kaiser ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert. Die zum Vortrag gebrachten Musikstücke entsprachen sowohl in Wahl und Anordnung als durch gelungene Ausführung den Anforderungen musikalischer Unterhaltungen. Der Zauber der Töne in Freude und Wehmuth verfehlt bei glücklichem Wechsel nie seine mächtige Wirkung auf Herz und Gemüth und es verdient daher die sorgfältige Berücksichtigung dieses Punktes Seitens des Dirigenten des Vereins, Hrn. Musiklehrers Bauer, belobende Erwähnung. Schade, daß einige Chöre etwas zu kurz waren, wohin der Chor aus der „weißen Dame" von Boieldieu und „Schäfers Sonntagslied" von C. Kreutzer zu rechnen sind. Wenn auch solche Tonschöpfungen schöne Bestecke im bunten Strauße der Konzertstücke sind, so gehen sie doch für viele Zuhörer meist schon zu Ende, ehe noch die beabsichtigte Wirkung auf sie von ihnen verspürt worden ist. Der schöne Chor aus der „Euryanthe" von C. M. v. Weber wurde besonders von dem löblichen weiblichen Personale des Vereins recht brav gesungen, so wie nicht weniger Fräul. Jost das Solo sehr gelungen durchführte. Hr. Hertz sang die „drei Liedchen" und „Kriegers Abschied", von Speier, mit allgemeinem Beifall. Möge ihn solches ermuntern, uns recht oft Gelegenheit zu geben, ihm unser Wohlgefallen zu bezeugen! Hrn. Steunk's Klavierspiel trug sehr zur Verschönerung des Konzerts bei und fand in reichlichem Maße die wohlverdiente Anerkennung. — Das Haus war bis zu den entferntesten Räumen gedrängt besetzt. Es gewährte uns solches eine erfreuliche Wahrnehmung, da sich einestheils ein gesteigertes Interesse für Musik gegen früher daein nicht verkennen ließ, anderntheils den sprechenden Beweis lieferte, in welchem hohen Grade namentlich kirchlicher Sinn in neuester Zeit dahier aufgelebt ist. Der Ertrag des Konzertes ist nämlich von dem Vereine zur Anschaffung eines Altarbildes in die vor einigen Jahren in ihrem Innern neu und geschmackvoll eingerichtete hiesige Domkirche bestimmt. Die allgemein brüderliche Aufnahme solcher Verwendung sprach sich in dem zahlreichen Besuche des Konzertes überzeugend aus. — Bringt man hier nachträglich in Erwägung, daß durch den Ertrag eines frühern Konzerts von demselben Vereine die Gründung einer zweiten Kleinkinder-Bewahranstalt dahier möglich geworden ist, so muß es belobend anerkannt werden, daß der hiesige Cäcilienverein durch solche Bestrebungen beurkundet, erkannt zu haben, wie die Gesangvereine eine vorübergehende Erscheinung der Zeit seyen und was aus denselben geboren werde, den Charakter der Zeit an sich tragen müsse.

Für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge

sind weiter eingegangen: Von dem Comité in Wiesbaden 29 fl., aus dem Rheingau 11 fl., zusammen 40 fl., deren Empfang bestätigt

Frankfurt a. M., 20. Dec. 1843.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Dec. Aschenbrödel, Feenoper in 3 Abth., Musik von Isouard.

Dienstag, 26. Dec. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 355. Montag, den 25. December 1843.

Ferdousi.

Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. *)

Meiner Gnaden Sonne glänzet
Allen Dienern fern und nah,
Alle sind beschenkt, bereichert,
Hoch in Ansehn, spricht der Schah,
Wer mir diente, mich erfreute,
Ward belohnt durch meine Huld,
Für Ferdousi, meinen Sänger,
Bin ich nur allein in Schuld.

Wer von Helden hat gesungen,
Wer die Herrscher hoch gestellt,
Dem gebührt der Platz der Ehren
Bei dem König einer Welt!
Nehmet Gold und Purpurkleider,
Nehmt ein Roß und Schmuck und Wehr,
Grüßt vom Schah den holden Sänger,
Bringet mir Ferdousi her!

Und die Schranzen steh'n erschrocken
Vor des Herrschers Machtgebot,
Niemand kennt Ferdousi's Hütte,
Niemand ahnet seine Noth.
Niemand weiß, daß oft dem Dichter
Obdach und das Brod gebricht,
Schah-Nameh kennt wohl ein Jeder,
Doch wo er ist, weiß man nicht.

Und gehorsam ihrem Herrscher
Ziehen sie durch's Perserland
Mit den köstlich reichen Schätzen,
Die dem Dichter er gesandt,
Fragen forschend an den Thoren
Aller Städte groß und klein,
Ob hier lebt der holde Sänger,
Ob hier mag Ferdousi seyn?

Endlich klingt auf ihre Fragen
Die ersehnte Antwort: Ja! —
O wie groß ist ihre Freude!
O wie froh wird seyn der Schah!
Und sie nahen mit Kleinodien,
Gold und Purpur seiner Thür.
„Heil Ferdousi! Heil dem Dichter!
Heil des Perserlandes Zier!"

Jauchzen tönt von allen Lippen,
Jubel schallt um's stille Haus;
Sieh da öffnet sich die Pforte
Und Ferdousi zieht heraus,
Zieht heraus als stille Leiche,
Der Verwesung sich'rer Raub,
Und die Huldigung des Herrschers
Senket sich auf seinen Staub.

*) Aus dem Album der Tiedge-Stiftung.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

II.

Schön war der Jüngling von Gestalt,
Der Panther in dem dichten Wald
War nicht so schön als er.

Wordsworth.

Nahe bei dem großen Pfarrdorfe Schüpfheim, im Amte Entlibuch, lag an dem Abhange des Marienthals, zunächst dem Passe über das Brienzer Grat, ein freundliches Gehöfte, gerade so, wie man sie noch heutiges Tages zu Hunderten an den Bergen des Oberlandes hängen sieht. Halb verborgen im dunklen Grün der Fruchtbäume schaute nur das gelbe, mit Steinen belastete Strohdach in's Thal hinab, und gab dem heranziehenden Wanderer ein liebliches Bild schweizerischen Stilllebens.

An dem Tage, der die Macht der Bauern durch den Bundesschwur in Hutwyl zu einem einigen Körper gegen den Druck der Aristokratie zusammenschloß, saß in der achten Stunde des Abends ein Mädchen auf der Bank unter dem hervorspringen-

Digitized by Google

den Dache des Hauses, und schaute, ein Liebesliedchen trällernd, und, wie es schien, erwartungsvoll in das Thal hinaus. Ihre Gesichtszüge konnten den strengen Regeln der Schönheit nicht unterworfen werden, aber sie waren hübsch. Die großen blauen Augen blickten so redlich in die Welt, das volle Gesicht hatte einen so lieblichen und gutmüthigen Ausdruck, und der frische Mund öffnete sich so herzlich zu Lebenslust und Fröhlichkeit, daß man unmöglich in ihrer Nähe mißgestimmt werden konnte. Dazu trug die malerische Kleidung Vieles bei. Das kleine, schwefelgelbe Hütchen, welches jetzt mehr und mehr verschwindet, saß schelmisch auf dem Scheitel; die langen Haarflechten reichten bis zur Ferse; das violette Mieder, mit silbernem Behäng, schloß sich eng um die wallende Brust; die kurzen schneeigen Hembärmel umschlossen zwei volle, kräftige Arme; der dunkelblaue Rock mit breiter, scharlachrother Kante und das blaßgelbe Schürzchen vollendeten das liebliche Ganze.

Fiel ihr Blick auf den Fußsteig, der sich nach der Wohnung durch fette Wiesen hinaufzog, und es bewegte sich etwas auf demselben, dann sprang sie hastig auf, um mit dem scharfen Auge die einbrechende Dämmerung zu durchdringen. Sah sie sich getäuscht, so kehrte sie schweigend zur Bank zurück, stützte das schöne Köpfchen in die Hand und das Lied verstummte. Bald aber siegte der Frohsinn, die Hoffnung und Erwartung von neuem über die Wehmuth, ein lustiges Jodeln drang aus der reinen Kehle, immer glühender wurden die Laute, immer freudiger pochte das Herz. Und die gegenüberliegenden Felsen faßten die Laute auf und trugen sie im weithallenden Echo von Klippe zu Klippe hinaus in die schweigende Nacht, als seyen sie bemüht, den Ruf des Mädchens zu wiederholen und fortzutragen bis zu den Ohren dessen, dem er galt.

Unterdessen war es finster geworden. „Er kommt nicht," rief das Mädchen, „und er hat es doch so gewiß versprochen. O, die bösen, bösen Männer! Nur nach Kampf und Tod athmen sie, nur die Freiheit ist ihr einziges Idol, und keine Klage vermag sie zu rühren. Gewiß sitzt er wieder bei dem Hintervoli und den wüsten Gesellen in Schüpfheim, sie jubeln und schreien, der Wein und die Genossen gelten ihm mehr, als die arme Brenelli auf dem Berge."

In diesem Augenblick ließ sich vom Thale herauf ein bekanntes Jodeln vernehmen. Da waren plötzlich alle Klagen des Mädchens vergessen; mit dem Ausrufe: „er ist's! er ist's!" lief sie, tanzend und den Sang auf gleiche Weise erwiedernd, den Fußsteig hinab. „Kaspar! Brenelli!" klang es hinüber und herüber, noch ein Moment, und das harmlose Kind lag in den Armen eines großen, schmucken Burschen, der sie freudig an's Herz drückte.

„Du hast mir durch Dein langes Ausbleiben Angst gemacht," sprach Brenelli, als Beide Arm in Arm auf der Bank vor dem Hause saßen.

„Und doch bin ich der Erste gewesen, der in's Entlibuch zurückgekehrt ist!" rief der Angeredete stolz. „Und doch bin ich den Brüdern vorausgeeilt, um bei Dir zu seyn, ehe sie kommen."

„Sie kehren Alle zurück? Auch der Ohm?" forschte das Mädchen.

„Alle!" rief Kaspar. „Aber hoffentlich nicht auf lange. Wir haben heute in Hutwyl geschworen. Keine Hoffnung mehr auf friedlichen Vergleich, vielleicht morgen oder übermorgen schon Kampf und Tod."

„Abscheulicher!" rief Brenelli, zurückschaudernd.

„Das ist nun ein Mal nicht anders!" versetzte der feurige Bursche. „Freiheit nur allein ist uns Alles, ohne sie ist das ganze Leben nichts werth. Doch weg damit jetzt, mein liebliches Lieb. Gieb mir ein Mündschi und laß uns reden von den goldenen Tagen der Zukunft, die mit Gottes Hülfe bald einkehren werden in unserer schönen Heimath."

„Nein, nein, Kaspar," entgegnete das Mädchen bangend. „Deine Worte haben mir die ganze Freude des Wiedersehens verbittert, und Du wirst mir Alles erzählen, was sich in Hutwyl zugetragen hat. Sind denn die Luzerner Herren so gar hart, daß sich kein Vergleich zu Stande bringen ließ? Muß denn erst Blut fließen?"

„Hat keine Noth!" frohlockte der Bub. „Wir haben das Recht, den Sieg giebt Gott. Aber weißt Du auch, Brenelli, daß die Herren sehr geneigt waren, viel zu bewilligen, wenn wir nur eine Bedingung erfüllt hätten? Es sind gar sanfte Herren, die Luzerner! Nur eine kleine, ganz kleine Bedingung, und Alles hätte sich am Ende ausgeglichen."

„Und ihr habt sie nicht angenommen?" rief Brenelli heftig. „Nicht ein Mal ein kleines Opfer für das Glück und die Ruhe von Tausenden?"

„Wärst Du auch mit dem Opfer zufrieden gewesen, Brenelli?" forschte Kaspar. „Es galt die Auslieferung der drei Bursche, die die Schuldboten überfielen und mit Weidenzaum und Strohkranz aus dem Lande jagten. Kennst Du sie, die drei Frevler, die die strafende Gerechtigkeit als ihre Opfer bezeichnet hat? Nicht? So will ich Dir sie nennen: es ist der Hintervoli aus Hasli, es ist der Hanns Stadelmann aus Marbach, es ist der Kaspar Unternäher aus Schüpfheim, den Letzten kennst Du gewiß!"

„Kaspar!" rief das Mädchen weinend an seinem Halse, „das haben sie gewollt, die Abscheulichen? Nein, Du hast Recht, Kaspar, keinen Vergleich, keinen Frieden auf solche Bedingungen. Aber was sagte denn der Ohm dazu?"

„Ihm danken wir es, daß die Unterhandlungen abgebrochen wurden; ich glaube, der Leuenberg wäre fähig gewesen, uns auszuliefern, um den Frieden zu erhalten. Er ist ein erbärmlicher Obmann, der Niklaus. Doch hörst Du nicht? Ich glaube, sie kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Uebergang Blüchers über den Rhein bei Caub, am 1. Januar 1814.

(Aus den Erinnerungen eines Augenzeugen).

(Schluß.)

Erst am letzten Tage des Jahres 1813 sammelten sich bei dem Dorfe Weisel die Massen, welche der General von Hühnerbein auf das linke Ufer führen sollte und die russischen Pontonniers erschienen mit der Brücke, die sehr weit von denen abwich, welche Napoleon zu schlagen pflegte. Hier sah man keine Pontons von Kupfer. Es waren vielmehr die Rippen der Schiffe aus Holz, über welche Segeltuch in mehren Lagen genagelt war, das durch starkes Theeren völlig wasserdicht ge-

Digitized by Google

macht worden war. Bei Wiesbaden hatte man sie hergerichtet.

Kaum senkte sich der letzte Abend des Jahres über das stille Rheinthal herab, so zogen Kopf an Kopf die Truppen in fast lautloser Stille den steilen Gebirgsweg nach Caub hinab, der zwar ziemlich breit, jedoch sonst nicht im besten Zustande war, und Caub füllte sich im Innern mit Truppen. Der gegebene Raum ist ungemein beschränkt, daher es begreiflich ist, daß sie wie gepreßt standen. Auf der Seite gegen den Rhein bemerkte man nichts.

Mit der einbrechenden Dämmerung traf Blücher in Caub ein, und nahm im Hause der Wittwe Külb sein Quartier. Kaum angelangt, begab er sich, begleitet von seinem Stabe, in das Haus des Pfarrers Ahles, und sagte diesem, er solle die Kirche öffnen, weil er die sämmtlichen Schiffer der Stadt dorthin habe bescheiden lassen. Er selbst (der Pfarrer nämlich) möge seinen Ornat anlegen, und mit ihm zur Kirche gehen, wo die Schiffer in Eid und Pflicht genommen werden sollten. Der Geistliche beeilte sich, dem Gebote zu folgen, und nach kurzer Frist traten sie in die Kirche, wo Kopf an Kopf die Schiffer (und fast die ganze Männerzahl besteht aus solchen) versammelt standen, nicht ohne ängstliche Erwartung dessen, was da kommen sollte.

Der Feldherr redete sie in kräftig soldatischer Weise an, indem er ihnen eröffnete, daß er hier den Rhein überschreiten würde und dazu ihrer besonders bedürfe; denn das Schlagen der Brücke könne mit solcher Schnelle nicht vor sich gehen. Schlag zwölf diese Nacht werde er die Vorhut übersetzen lassen, und zwar in ihren Kähnen. Er erwarte von ihnen, als gute Deutsche, treue Hülfeleistung, und darauf sollten sie ihm den Eid der Treue leisten. Hierauf wandte er sich an den evangelischen Pfarrer Ahles, und bat ihn, sie auf den Eid vorzubereiten. Tief ergriffen von dem herrlichen Momente, sprach dieser aus einer vollen Seele heraus, wiederum tief die Hörer ergreifend, und voller Begeisterung leisteten die Männer den Eid.

Auf Befehl des greisen Feldherrn blieben sie alle bis zur Entscheidungsstunde in der Kirche vereint.

Wie genau Blücher übrigens von allen Einzelnheiten unterrichtet war, geht daraus hervor, daß er genau wußte, daß in Caub ein Schneider wohne, der ein Franzose sey, Namens W..... Er schien dem Manne, der sonsthin eben keinen Verdacht einzuflößen geeignet war, zu mißtrauen, und vielleicht ihn für einen Spion zu halten. Er mußte vor ihm erscheinen, und er ließ ihn hart an, nannte ihn einen Spion und sagte: Ich habe Dich ausersehen, daß Du meine Vorhut hinüber führen sollst. Sie muß über Henschhausen (dies Dörfchen liegt auf dem Plateau des Gebirges, gegen Caub über) nach Bacharach geführt werden, damit sie die dort stehenden Franzosen aufheben kann. Du bleibst hier, sagte er, bis zum Momente des Uebergangs. Jede zweideutige Bewegung ist Dein Tod. Der Schneider erschrak nicht wenig über diese Anrede und versprach, Alles freudig zu thun, was man von ihm forderte.

Immer neue Truppen rückten jetzt in's Thal. Die Dunkelheit der Nacht ließ es zu, daß sie jetzt auch am Kai des Rheinufers sich ausbreiteten, wo man, so lange man noch Gegenstände unterscheiden konnte, hätte glauben sollen, das Städtchen sey ausgestorben, so lautlos war es dort; auch brannte auf der ganzen Rheinfronte kein Licht. Nur dumpf konnte man in der Ferne, und in der tiefen Stille der Nacht, das Geräusch der heranrückenden Truppen und der Wagen vernehmen, die von Weisel kamen.

Mit dem Glockenschlag der Mitternacht wurden die Schiffer aus der Kirche geholt, die Kähne in den Rhein gesetzt, die, wie man es im Winter pflegt, auf das Land gezogen worden waren, die Schiffer griffen zu den Rudern und die freiwilligen Jäger stiegen ein. Im ersten Nachen war W....., der verdächtige Schneider. Er war ein gewandter, rüstiger Mensch, der vor einer solchen Unternehmung nicht bebte. Vom Schmuggeln her kannte er jeden Weg, jede Schlucht des Gebirges. Gerade gegen Caub über führte er sie den Thaleinschnitt hinauf, welchen ein kleines Bächlein durchrieselt, an den Schieferbergwerken vorüber, dem Dörfchen Henschhausen zu. Von hier schlugen sie den Weg nach dem Steeger Thale ein, um die Franzosen abzuschneiden, welche man noch in Bacharach vermuthete; man irrte jedoch hierin; denn bereits um elf Uhr des Abends klopfte leise ein Sergeant an die Fenster der Häuser, wo Franzosen im Quartier lagen. Die auf den ersten Wink bereit stehenden Soldaten folgten schnell und leise, und zogen sich hurtig über die in einem scharfen Winkel bei dem Weiler Nauheim, im Steeger Thale, nach der Burgruine Stahleck südöstlich umbiegende, sehr verdorbene Landstraße nach Rheinböllen, einem Dorfe am Saume des Hochwaldes, auf dem Wege nach Simmern, zurück.

Unterdessen hatten die wackern Cauber Schiffer ohne Rast Streiter übergesetzt, welche nun, der von Napoleon angelegten Rheinstraße folgend, Bacharach fast gleichzeitig mit der über Henschhausen durch das Steeger Thal detaschirten Vorhut erreichten. Als sie aber die Franzosen nicht mehr fanden, eilte sogleich die Reiterei auf der bereits bezeichneten, noch unter der kurpfälzischen Regierung angelegten, nun aber ungemein verdorbenen Heerstraße nach Simmern ihnen nach. Die Reiterabtheilung erreichte die Franzosen bei Rheinböllen. Es entstand ein Gepläukel; allein der muthvolle Angriff der preußischen Reiter mußte wirkungslos bleiben, da die Franzosen einen ansehnlichen Hochwald zum Stützpunkte hatten, in den sie sich eiligst warfen. Die Infanterie der Verbündeten kam, begreiflicher Weise, erst später an, und so gelang es den Franzosen, nach Simmern zu entkommen, wo ihre Genossen an ein so rasches Erscheinen ihrer Feinde nicht zu glauben schienen; allein wunderbar schnell standen diese vor dem verrammelten Stadtthore.

Nachdem dies gesprengt war, zog eine größere Macht der Deutschen ein, und obwohl es noch zum Wechseln von Schüssen kam, so gelang es doch den Franzosen, unter dem Schutze der Nacht, ihren rastlosen Verfolgern ohne Verluste zu entkommen.

Der Uebergang bei Caub war unstreitig ein kühnes Unternehmen. Es ist bereits bemerkt worden, und man braucht nicht Militär zu seyn, um es zu begreifen, daß eine geringe Anzahl tapferer Vertheidiger den Uebergang, wenn auch nicht hemmen, doch unendlich erschweren und bis zum Treffen besserer Anstalten hätte verzögern können.

Der Uebergang selbst auf Kähnen war schwierig, und das Verdienst der Schiffer ist nicht klein. Der Strom bricht sich gerade in der Mitte an dem Fels, auf welchem die Pfalz steht, in zwei Arme. Hinter der Pfalz und am Fels, der sie trägt, pflegt sich eine weit stromabwärts sich ziehende Sandbank anzulegen,

Digitized by Google

welche die Ueberfahrt erschwert und kundige Schiffer fordert. Diese Sandbank muß umschifft werden, und alsdann greift die größere Strommasse, welche auf dem linken Arme liegt, den Kahn, und schleudert ihn weit abwärts, wenn nicht kräftige Arme das Ruder führen. Schwerere Ladung erschwert auch diese Anstrengung. Dabei war es Nacht, und sehr dunkel. Besonders gefährlich war das Uebersetzen von Pferden. Indessen es fiel kein Unglück vor, was bei der Ungeduld der preußischen Krieger leicht hätte geschehen können, die, als die Kähne noch ziemlich weit vom Lande waren, in den Strom sprangen, um schneller das Ufer zu erreichen. Unermüdet dauerte dies Uebersetzen die ganze Nacht auf den 1. Januar 1814 fort, und erst, als eine hinlängliche Macht drüben und der Tag gekommen war, wurde der Bau der Brücke begonnen, welche an der Pfalz ihren Mittelstützpunkt hatte. Als sie beendet war, riß die Macht des linken Stromarms sie wieder entzwei; sie wurde jedoch schnell hergestellt, und nun erst begannen die Massen der Truppen, die Reiterei und das Geschütz überzugehen, indem immer neue Regimenter von Weisel her nachrückten.

Der Anblick war großartig schön, wenn die leichte Brücke sich bog unter der Last der über sie hinziehenden Massen, besonders der schweren Geschütze. In den Schnäbeln der Schiffe kauerten bärtige Russen mit ihren Beilen und Messern, die, schwarz von Theer, einen fast grauenhaften Anblick boten.

Blücher mit seinem Stabe ging am 1. Januar über, weilte nur kurze Zeit in Bacharach, wo er im weißen Rosse, bei Wittwe Lang, abstieg, und setzte sich dann mit der Hauptmasse seiner Armee in Bewegung, indem er dieselbe Straße einschlug, welcher die Vorhut gefolgt war.

Es ist dies die Erzählung meines Gewährsmannes. Möge sie die Lücke ausfüllen, welche bei jenem Ereigniß bis jetzt statt fand. Keine jener Befürchtungen wurde wahr. Es kamen Brüder zu Brüdern, die Befreiung brachten.

W. G. von Horn.

Korrespondenz.

Aus dem Badischen, 20. Dec.

Eine hocherfreuliche Erscheinung bei uns ist die von der Regierung den Landständen gemachte Vorlage in Betreff der Aufbesserung der Volksschullehrer-Besoldungen. Die Vorschläge der Regierung haben freilich noch nicht alle Wünsche der Lehrer erfüllt; im Gegentheil man hört viele Stimmen aus dem Schooße derselben, daß nun ihre Hoffnungen, wenn auch nicht gänzlich, doch auf viele Jahre hinaus niedergeschlagen seyen; denn was wolle eine Summe von nicht 20,000 fl. für die Besserstellung des Lehrerstandes sagen? Die Regierung habe damit blos dem allgemeinen Nothschrei dieses so wichtigen und doch so stiefmütterlich behandelten Standes begegnet, ohne im Grund eine wahre Hülfe zu gewähren. Doch wir sind anderer Ansicht. Zwar ist die projectirte Hülfe noch gering, ja sehr gering; aber die Bahn ist damit einmal gebrochen und wir dürfen mit Zuversicht annehmen, daß Schritt vor Schritt Alles gethan werde, was zur würdigen Stellung des Lehrerstandes nothwendig ist. Man anerkennt die Billigkeit hiervon, und warum sollte von einer so wohlwollenden Regierung, wie gewiß die unsrige ist, der Anerkennung nicht auch die That folgen, besonders da der badische Schullehrerstand sich wirklich in Bildung und Leistung auf einer wahrhaft lobenswerthen Stufe befindet? Das Erziehungswesen, namentlich der Volksschule, sowohl katholischer als auch protestantischer Seits, hat bei uns einen Aufschwung genommen und wird mit einem Interesse betrieben, wie gewiß in wenig andern Staaten. Die jährlichen Schulconvente, in den Tagsblättern veröffentlicht, geben die schönsten Zeugnisse hievon. Die Lehrer-Seminare sind von den tüchtigsten Männern geleitet, das protestantische in Karlsruhe von Stern, der, ungeachtet der vielen, zum Theil hämischen Angriffe, die er in neuerer Zeit erfahren mußte und die offenbar größtentheils aus persönlicher Feindschaft geflossen sind, als Seminar-Direktor rühmlichst dasteht, nebstdem daß sein Name als pädagogischer Schriftsteller ohnedies in Deutschland bekannt ist. Die zwei katholischen Lehrer-Seminare in Ettlingen und Meersburg haben Hermannz und Nesselhauf als überaus verdienstvolle und tüchtige Direktoren. Letzteren, der als junger Mann, aber als ausgezeichneter Schüler des verstorbenen, unvergeßlichen Nadholz nur erst provisorisch angestellt ist, hofft man in Bälde in definitiver Würde zu sehen, da der geschiedene Meister wohl schwerlich besser ersetzt werden kann. Aus diesen Seminarien nun treten die jungen Lehrer mit wahrer Begeisterung, vielleicht oft auch, wie man ihnen hier und da vorwirft, mit einer allzu hohen Meinung von sich und ihrer Wichtigkeit, ihren Beruf an. Aber wenn nur die Begeisterung wirklich und nachhaltig ist und die Lehrer auch gute, dieser Begeisterung würdige Früchte in der Schule erzielen, so dürfen sie wohl etwas auf sich halten, denn es gibt nichts Höheres und Edleres als Menschenbildung. Wer nichts auf sich hält, wird nie etwas Rechtes leisten. An Aufmunterung zur Fortbildung, wenn sie in's Berufsleben treten, fehlt es bei uns den Lehrern ebenfalls nicht. Die jährlichen Schulconvente halten sie immer in wohlthätiger Regsamkeit und dann haben sie in ihrer Mitte zwei Organe ihres Wirkens und Strebens errichtet: die „badische Schulzeitung" und das „badische Volksschulblatt." Wenn letzteres auch Vieles zu wünschen übrig läßt und in der That sich zu zwei Drittheilen aus andern pädagogischen Schriften kümmerlich ernährt, so hat sich doch erstere, die bad. Schulzeitung, ausgegeben mit dem Mannheimer Morgenblatt, nach langem Kampfe nach und nach auf eine wirklich schätzenswerthe Stufe, an die Seite der besten pädagogischen Journale, erhoben. Sie steht offenbar unter einer einsichtsvollen und geschickten Leitung; man nennt den durch seine wissenschaftliche Bildung rühmlichst bekannten Pfarrer Winterer in Mannheim als Redacteur. Warum fehlt sein Name unter dem Blatt? Wir können das nicht loben. Aus diesen kurzen Zügen ist zu ersehen, daß es mit dem Volksschulwesen in Baden gut bestellt ist; der Regierung ist es nicht fremd, daß aus der Schule die Sittlichkeit und Kraft des Volkes, das Glück und der Wohlstand des Staates hervorgeht. Vertrauen wir ihr, daß sie nie unterlassen werde, diesem so hochwichtigen Punkt ihre Aufmerksamkeit und ihre beste Unterstützung zu gewähren.

Verein gegen Thierquälerei.

Zur Generalversammlung werden die verehrlichen Mitglieder auf Freitag den 29. Dec., Abends 7 Uhr, in das Local der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste ꝛc. eingeladen.

Der Ausschuß.

Auflösung der Charade in 350.

Bruderkuß.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. Dec. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Mittwoch, 27. Dec. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Acten, von Fr. v. Schiller.

Redakteur: J. L. Keller. — Druck und Verlag von Keller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 356. Mittwoch, den 27. December 1843.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Wirklich ließ sich von Schüpfheim herauf der tausendstimmige Ruf: „Schybi! Es lebe der Schybi!" vernehmen, und von Minute zu Minute näherten sich die Töne. Jetzt drang der Glanz von unzähligen Kienfackeln durch die Büsche, und an der Spitze seiner Entlibucher schritt der wackere Hauptmann auf sein Gehöfte zu. Es war ein unbeschreiblicher Anblick! Die kräftigen Söhne der Alpen, mit hochgeschwungenen Morgensternen, vom grellen Fackelschein beleuchtet, Kampfesmuth und Freiheitsliebe sprühend aus Aller Augen. So schlossen sie jetzt einen Kreis vor dem Hause um den geliebten Führer, denn ihm allein nur galt diese Ehrenbegleitung.

„Ich danke euch, Freunde!" sprach der Kriegsmann. „Die Ehre, die ihr mir heute erwiesen, galt nicht der Gegenwart, sondern den Thaten der nächsten Zukunft. Bei solchem Muthe kann der Sieg uns nicht entgehen. Wenn er an unsere Fahnen zu fesseln ist, dann seyd auch versichert, daß der Schybi sich eures Vertrauens nicht unwerth zeigen wird. Jetzt geht nach Hause und seyd bei dem ersten Feuerzeichen zum Aufbruch bereit."

Wiederholt schallte es vielfach: „es lebe der Schybi!" durch die Nacht, und als schon die Fackeln ausgebrannt und die Züge nach Schüpfheim zurückgekehrt waren, klang noch der Nachhall des begeisterten Rufes zu den Bergen hinauf.

Brenelli hatte unterdessen den Span angezündet, das schneeige Linnen über den Tisch gebreitet, und Milch, Käse, Schinken und Brod aufgesetzt. Als die beiden Männer, Schybi und Kaspar, hereintraten, begrüßte sie den ersteren mit kindlicher Freude, und beeiferte sich, ihm bei'm Ablegen der Waffen und der schweren Kleidung beizustehen.

„Laß nur gut seyn, lieb Brenelli!" sprach der freundliche Mann, ihr die Wange streichelnd. „Das alte Wamms bedarf so vieler Schonung nicht, es hat seine Dienste treulich gethan. Pst! rühre mir das Schwert nicht an. Das ist kein Hausgeräth für Dich, mein Kind, und es wehrt sich, berührt es eine unerfahrene Hand. So, und nun sage mir, wie es Dir gestern und heute ergangen."

„Ach Gott! ich habe recht Langweile gehabt, Vetter. Seitdem lieb Mütterli todt ist und Ihr im Hause seyd, ist es mir nie so einsam zu Muth gewesen, wie heute."

„Ich glaub's," scherzte der Kriegsmann. „Es hat Dir eben der Kaspar gefehlt, der hätte schon meine Person ersetzt; wie?"

„Nein, nein, glaubt das nicht, Vetter!" betheuerte Brenelli. „Der Kaspar ist mir lieb, das wißt Ihr, aber Euch kann er mir nicht ersetzen, denn Ihr seyd mir Vater, Mutter, Alles. Nicht wahr, Vetter, Ihr bleibt jetzt daheim, und geht nicht mehr in den Krieg?"

„In fremden Sold nicht mehr, mein Kind, das verspreche ich Dir. Für das Vaterland, für die Freiheit — doch laß sehen, was Du uns Gutes aufgetragen hast."

Während die Männer sich bei'm frugalen Male stärkten, saß Brenelli in einiger Entfernung und lauschte auf das Gespräch, welches sich zwischen beiden entspann.

„Es ist Dir heut nahe an den Kragen gegangen, Kaspar," sprach Schybi. „Die Luzerner Herren hatten groß Verlangen nach euren Schöpfen, und ich selbst war für die Auslieferung nicht abgeneigt."

„Das wart Ihr, Vetter!" rief der Bub. „Hab' ich es doch blos Eurer Fürsprache zu danken, daß die Andern das Gesuch verweigerten. Laßt's nur gut seyn, Schybi, der Kaspar, wenn auch unerfahren im Kriegshandwerk, macht's wett bei erster Gelegenheit."

„Mir ahnet nicht viel Gutes von dem Kampfe," sprach der Kriegsmann ernst. „So schnell der Muth des Volkes aufgelodert ist, eben so schnell wird er schwinden, wenn nicht große Vortheile über den Feind ihn von neuem schüren. Wir haben es mit keinem verächtlichen Gegner zu thun. Wie ich höre, wird Werdmüller das Oberkommando über das Heer erhalten, unter ihm kämpfen Erlach und Zweier. Bursche, ich kenne sie, es sind wackere Soldaten, und wir haben in Deutschland manche schöne Waffenthat mit einander vollbracht. Ich fürchte sehr für den Leuenberg. Er ist nicht zum Krieger geschaffen, sein Hauptverdienst besteht im Unterhandeln. Hier aber kann nur ein rasches Ueberflügeln des Feindes Nutzen bringen, und gerade das ist es, wozu die undisziplinirten Bauern nicht zu bewegen sind. Ja, wären es lauter Entlibucher, der Teufel sollte dann den Kaiben in die Haare fahren."

„Warum habt Ihr auch zugegeben, daß man den Niklaus zum Obmann wählte?" fragte Kaspar

Digitized by Google

„Haben wir denn einen Besseren?" versetzte Schybi ruhig. „Der Emmenegger ist zu alt und zu bedächtig. Die Anderen sind entweder unwissend oder rasch und tolldreist; Beides taugt aber nichts in unserm Kampfe."

„Und Ihr, Vetter?"

„Schweig davon, Kaspar. Ich will wohl meinen angewiesenen Platz ausfüllen, und ich glaube, ich verstehe auch ein Weniges vom Soldatenstand, aber Pläne zu machen, die ganze Masse mit Muth zu beleben und wie toll in's Musquetenfeuer zu führen, dazu bin ich nicht geschaffen. D'rein hauen, ja das ist meine Lust."

„Der Leuenberg versteht aber noch weit weniger wie Ihr!"

„Aber er hat den Hauptvortheil in den Händen: er besitzt das allgemeine Vertrauen. Die Schlacht ist halb gewonnen, die mit unbedingter Hingebung auf das Feldherrntalent des Führers begonnen wird. Sein Kommando muß der elektrische Funke seyn, der alle Angriffe zurückschlägt und das Heer zu Helden stempelt. Fängt der Soldat erst an zu klügeln, dann ist Alles im voraus verloren. Denk' ich doch dabei alle Mal an den schwedischen Banner und die Affaire bei Regensburg."

(Fortsetzung folgt.)

Gar keine Krankheiten mehr!

Gicht und Hämorrhoiden, Zahn- und Kopfschmerzen sind schon lange nicht mehr, auch die Lungensucht und Auszehrung, ja sogar die Kahl- und Hohlköpfigkeit sind heilbar geworden, — alles Dies ist dem geehrten Leser durch Buchhändler-Anzeigen schon längst zur Genüge bekannt. Die Morrison'schen Pillen und le Roy's heilende Medizin haben ebenfalls das Ihrige gethan, um die Zahl der Krankheiten und Kranken zu vermindern. Und fürwahr! welche Wohlthat, wenn siechе und schwächliche Personen auf eine angenehme Weise von ihrem elenden Daseyn befreit werden! Aber trotz dieser Universalmittel gab es bisher noch eine große Reihe von Krankheiten, die häufig aller Kunst spotteten — die Fieber. Da hatte vor mehreren Jahren ein junger Kaufmann in Mainz, Namens Warburg, einen wundervollen Traum. Es kam ihm vor, als wohne er in einem prächtigen Gebäude, zahlreiche Dienerschaft war seines Winkes gewärtig, die ausgesuchtesten Gerichte bedeckten seine Tafel, und eine köstliche Musik berauschte seine Sinne. In dem unteren Theile des Palastes war ein großer feenartig eingerichteter Laden voll ganz kleiner Fläschchen mit der Inschrift: „Fiebertropfen", und so groß war die Zahl der Käufer, daß fünfzig Diener kaum hinreichten, alle zu befriedigen.

Das ist aber der Vorzug großer Geister, daß es bei ihnen nur einer leisen Anregung bedarf, um wie ein Blitz ihr Inneres mächtig zu entzünden und zu großen Thaten zu entflammen. Kaum war Warburg erwacht, so stand auch sein Entschluß schon fest! Warum sollte es, schloß er, in jenen noch so wenig besuchten Gegenden, wo einer heißen Sonne Gluth die üppigste Vegetation unterhält, und wundersame Formen erzeugt, nicht noch Pflanzen geben, die bis jetzt noch ganz ungeahnte Kräfte besitzen?

Fünf Jahre lang durchwanderte er voll seltenen Muthes das Innere des tropischen Amerikas, furchtbare Kämpfe bestehend mit riesenhaften Schlangen und andern noch nie gesehenen Ungeheuern. Sichtbar aber waltet schützend über ihm die schützende Hand der Vorsehung, die ihn zu ihrem Werkzeuge auserkoren. — Doch umsonst war sein Streben! — Schon wollte er seinen Plan aufgeben, da wandelt er am Abend eines heißen Tages ermattet und trostlos durch eine Einöde, ein kühles Plätzchen zum Schlafe sich suchend. Endlich, als ihm seine Füße fast gänzlich ihren Dienst versagten, bemerkte er in der Ferne drei ihm ganz unbekannte Bäume von sonderbarer Gestalt. Mit Anstrengung seiner letzten Kräfte gelang es ihm, dieselben zu erreichen. Kaum hat er sich, auf den Tod ermüdet, dort niedergelassen, so durchzuckt ein noch nie empfundenes Wonnegefühl seinen ganzen Körper, ein wundersames Wohlbehagen bemächtigt sich aller seiner Sinne, und er verfällt in einen süßen Schlaf. Und hier war es, wo jener in Mainz gehabte Traum zum zweiten Male seinen trunkenen Sinnen vorüberschwebte! Das mußten die so lange gesuchten Bäume seyn!

Sogleich am andern Tage wurde die Rinde dieser Bäume, von denen jeder einer andern Gattung angehörte, mit Weingeist ausgezogen. Zuerst an sich selbst versuchte Warburg die Heilkraft seiner Tinktur, und siehe da, sie übertraf seine kühnsten Erwartungen! Ein Fieber, das unfehlbar einige Wochen später ihn befallen hätte, kam gar nicht zum Ausbruche!

Tausende wurden von nun an durch diese köstliche Arznei von ihren Leiden befreiet. Der Traum ging in Erfüllung, Warburg wurde ein reicher Mann, gerade so wie Morrison, le Roy und der heilkräftige Schäfer von Niederempt.

Zuletzt setzt der Fieberbesieger, ähnlich wie der Weltenbesieger Napoleon die Kaiserkrone, sich selbst den Doktorhut auf!

Um aber auch seiner Vaterstadt diese unnennbare Wohlthat zukommen zu lassen, schickt er seinen Bruder nach Mainz. Woher aber nur eine Empfehlung nehmen, um der Sache Eingang zu verschaffen? Zeugnisse unbekannter Personen sind, wie Jeder weiß, ohne Werth. Nach mancherlei Anstrengungen entschloß er sich endlich, unter dem Namen eines hiesigen Arztes eine lobpreisende Broschüre herauszugeben, die in den Wirthshäusern benachbarter Dörfer und Kastel's aufgelegt wurde. — Es ist eine alte Wahrheit, daß es keine größeren Feinde der Kunst gibt, als die Künstler selbst. So auch hier. Alsbald entstand eine lebhafte Opposition unter den Aerzten in Mainz. In den Unterhaltungsblättern daselbst hat sich einer derselben gar wundersam gebärdet, und mit griechischen, lateinischen, ja selbst mit spanischen Floskeln seinen Gegner zu ersticken gesucht. Allein das kann der guten Sache keinen Abtrag thun. Mag auch die Broschüre dem heutigen Stande der Wissenschaft wenig entsprechen und der gewöhnlichsten medizinischen Schulkenntnisse entbehren, ja selbst Fehler gegen den Styl und die Orthographie enthalten, — die Wahrheit wird und muß obsiegen, denn die Thatsache steht fest: Diese Tropfen ersticken nicht nur Fieber jeder Art und Form im Keime (Seite 37 und 42), sondern sie schützen auch, wie die Impfung, einmal genommen, auf zeitlebens gegen jedes Fieber, dadurch, daß die Gewebe aus absorbirenden sich in erhalirende verwandeln!

Der menschenfreundliche Warburg will auch — natürlich gegen eine entsprechende Belohnung — sein Geheimniß veröffentlichen. Auf denn, ihr Fürsten Deutschlands! Tausende habt ihr für Mittel gegen die Hundswuth und Fallsucht ge-

Digitized by Google

opfert," Krankheiten, die immer neue Einzelne treffen. Aber wer ist, der nicht dem Fieber unterworfen wäre, vom Zahnfieber des Säuglings an bis zum Schul-, Liebes-, Kanonen-, Schleim-, Faul-, Zehr- und Schwächefieber der Greise? Und da nach den neuesten Forschungen Fieber und Entzündung dem Wesen nach dasselbe sind, so müssen diese Tropfen auch gegen letztere schützen. Wo aber ist eine Krankheit, bei der nicht Fieber oder Entzündung? fragt eben so schön als wahr ein geistreicher Franzose. Eine Million ist nicht zu viel für dies Elixir!!

Und du, goldenes Mainz, dem Erfinder der Buchdruckerkunst hast du ein, freilich noch mit Schulden belastetes Monument gesetzt, — wie viel mehr verdient ein solches Der, welcher die Welt von einer ihrer gemeinsten Plagen befreit!

Und du, liebende Mutter, schon hat dir ein grausamer Tod zwei Kinder am Scharlachfieber hinweggerafft, und ein drittes liegt gefährlich darnieder. Schnell reiche ihm Warburg's vegetabilische Fiebertropfen, und es wird gesunden!

Und du, zärtliche Gattin, dein Beschützer, der Vater des Säuglings, der so freundlich aus der Wiege dich anlächelt, ach! ein tückisches Nervenfieber hält seine Sinne umnebelt. Warum reichst du ihm nicht jene heilungspendenden Wundertropfen?

Und du, edler Krieger, muthvoller kannst du dem Kampfe entgegengehen, denn selbst bei den größten Verletzungen wird kein Wundfieber dir die Glieder erstarren, wenn du jenen köstlichen Balsam (Seite 34, Zeile 29) genossen. Und wir Alle, freudiger wollen wir das Ende unserer Tage erwarten. Wenn auch die Parze einmal den Faden durchschneidet, an einem Fieber werden wir wenigstens nicht sterben!

Mannichfaltigkeiten.

(Anekdote.) Als dem witzigen Saphir neulich während einer Probe auf dem Theater zu ***, unter andern Mitgliedern der Bühne, auch der Soufleur vorgestellt wurde, ging er freudig auf diesen zu, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, ich habe schon sehr viel von Ihnen gehört! „„Von mir?!"" erwiederte etwas verdutzt der sonst zungengewandte, doch eben nicht berühmte Mann. „Ja," entgegnete Saphir, „ich war ja gestern im Theater!"

Ein Pesther Blatt schreibt vom 9. December: An unserer Kettenbrücke, diesem großartigen Werke, wird fortwährend mit großem Eifer gearbeitet, was von der anhaltend milden Witterung begünstigt wird. Die Mauer-Arbeiten an dem Pesther Landpfeiler wurden jetzt deshalb eingestellt, weil sie so weit gediehen, daß eine bedeutende Veränderung an dem Gerüste vorgenommen werden muß. Indessen wird an dem Pesther Mittel- und an dem Ofener Landpfeiler fortwährend gemauert. Der dritte Faugdamm ist seiner Vollendung nahe, und mit diesem schwierigen Werke ist das große Problem der Brücke überhaupt vollkommen gelöst; es waltet nun über die Möglichkeit der erwünschten Ausführung dieses großartigen Unternehmens durchaus kein Zweifel mehr. Auf diesen Mittelpfeiler werden zwei Dampfmaschinen zur Auspumpung des Wassers angebracht, die sich gegenwärtig auf dem Pesther Land- und dem Pesther Mittelpfeiler befinden. In dem Pesther Bauhofe wird dafür eine größere Dampfmaschine angebracht werden, die auch zu einer Bretschneidmaschine dienen wird. Aus England ist kürzlich ein Tauch-Apparat angekommen, der dazu bestimmt ist, den Grund der Donau, besonders bei'm Ofener Mittelpfeiler, zu untersuchen.

Das Comité der Tiedge-Stiftung hat neuerlich sein Album, eine Sammlung von Gaben deutscher Dichter, herausgegeben. Der Zweck dieser Stiftung ist bekannt, und besteht erstens in Beförderung geistiger Kultur und zweitens in der Unterstützung hülfsbedürftiger Dichter und Künstler. Der Kapitalfond ist bereits ansehnlich, und auch das genannte Album wird durch seinen Ertrag zur Vergrößerung desselben kontribuiren. Es enthält freundliche Spenden von deutschen Dichtern, deren Namen rühmlich bekannt sind, wie z. B. von Andersen, Arndt, Bechstein, Bentzel-Sternau, Brunnow, Carus, Eckermann, Feuchtersleben, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, König, Mises, Mosen, Rückert u. a. Wenn auch die gespendeten Gaben an Werth ungleich sind, und im Ganzen nur Weniges von Bedeutung bieten, so wird doch der schöne Zweck des Albums demselben wohlwollende Aufnahme und zahlreiche Abnehmer gewinnen. Druck und Ausstattung des Albums sind schön und geschmackvoll.

(Bingen, 17. Dec.) Eine kreisräthliche Verordnung vom 11. d. ist veröffentlicht worden, welche auf den Grund des Art. 12 der Instruktion für die großh. Kreisräthe in der Provinz Rheinhessen, nach Anhören der Lokalpolizeibehörden und nach eingeholter Ermächtigung des großh. Ministeriums des Innern und der Justiz das Hetzen des Schlachtviehes durch Hunde, so wie überhaupt den Transport desselben mittelst Anordnung von Hunden verbietet und jede Zuwiderhandlung mit einer Polizeistrafe von 1 — 3 fl. bedroht. (Großh. Hess. Ztg.)

Im Braunschweigischen wird der Injurienproceß als Kriminalproceß behandelt; es hängt daher vom Beleidigten nicht ab, vor gefälltem Spruch die Untersuchung aufhören zu lassen. Die Strafen sind Geldbuße und Gefängniß.

Auch in Leipzig halten jetzt einige Professoren Vorträge für ein gemischtes, städtisches Publikum über Physik, Beredtsamkeit und Kritik des Christenthums. Die letztgenannten Vorträge (die einen auffallenden Titel führen) hält Hr. Weisse, ein Schüler Hegels.

In London ist ein Individuum zu 50 Pfd. Sterl. Geldbuße verurtheilt worden, welches aus in Papier eingerollten Rhabarberblättern Havanna-Cigarren machte.

Korrespondenz.

Weimar, 19. Dec.

Das Tagesgespräch bildet gegenwärtig hier ein seltsamer Geisterspuk. Als nämlich vor einigen Tagen im hiesigen Hoftheater die Aufführung des Don Carlos vorbereitet wurde, habe der Todtengräber in der Fürstengruft, wo bekanntlich auch Schiller und Göthe ruhen, ein Geräusch bemerkt, das am Abend der Vorstellung ungewöhnlich stark geworden sey. Der Todtengräber sey daher auf-

Digitized by Google

gestiegen und habe sich nicht ohne Furcht dem Grabgewölbe genähert, das, wie es ihm geschienen, hell erleuchtet gewesen wäre. Abee kaum noch einige Schritte davon entfernt, habe sich knarrend die Pforte der Fürstengruft geöffnet und bald darauf habe er eine hohe Gestalt mit einem langen weißen Ueberwurf an sich vorüber schreiten sehen, in der er auf den ersten Blick Schiller'n erkannt habe. Neugierig, was den großen Geist bewogen haben möge, seine Ruhestätte zu verlassen, sey der Todtengräber ihm langsam nachgeschlichen. Im Innern der Stadt endlich sey der Geist durch die Thüre eines Hauses verschwunden. Verwundert darüber, was der Geist in dem Hause zu schaffen habe, habe der Todtengräber gelauscht und da es tief in der Nacht gewesen sey, wo Alles still zu seyn pflege, habe er endlich gehört, wie Schiller einem sonst guten Schauspieler, welcher an demselben Abende die Rolle des Posa gespielt, aber falsch aufgefaßt hatte, eine tüchtige Lection ertheilt habe. Bald darauf sey der Geist Schiller's wieder erschienen und habe langsam den Weg wieder nach der Grabstätte eingeschlagen. Am Mausoleum angekommen, so erzählt man, habe er noch einen Blick über den Eingang der Fürstengruft geworfen, wie um eine Inschrift zu suchen. Da er aber keine gefunden, so habe er mit dem Finger in schönem glänzendem Schwarz die Worte hingeschrieben:

„An der Stätte, der geweihten,
Zorn und Hader man vergißt;
Friede kann nur da bestehen,
Wo zuletzt kein Streit mehr ist."

Darauf sey der Geist verschwunden und der Todtengräber habe nie wieder etwas gesehen, noch gehört. Ob der Geist noch irgend etwas gegen den Todtengräber selbst geäußert hat, ist zwar nicht bekannt geworden, wird aber stark vermuthet. Denn, wie man hört, soll der Todtengräber eine Bittschrift an die Theater-Intendanz haben gelangen lassen und darin gehorsamst gebeten haben, doch ja den Don Carlos nicht wieder aufführen zu wollen, weil es sonst leicht geschehen könne, daß der Geist Schiller's, da er einmal mobil geworden sey, nach Amerika auswandere, wodurch ihm (dem Todtengräber) seine geringe Einnahme gar sehr geschmälert werden würde. Man ist neugierig, ob und was für eine Antwort auf diese Todtengräberbittschrift erfolgen weede.

Mainz, 23. Dec.

Vor etlichen Tagen wurde bei einem hiesigen Beamten durch seinen Diener und einige Mithelfer ein Diebstahl verübt, der von einer nicht gewöhnlichen Verwegenheit und Kunst, zu stehlen, zeugt. Das Haus, in dem der Diebstahl ausgeführt wurde, liegt auf dem Thiermarkte, an einer der frequentesten hiesigen Straßen. Der Herr des Hauses ging nach 8 Uhr Abends aus; seine Gattin und Kinder waren mit dem Diener und den Mägden zu Hause geblieben. Gegen 10 Uhr kehrte der Herr zurück und nun war der Diener, seine ganze Garderobe, zwei goldene Uhren und ohngefähr 1800 fl. an Gold verschwunden, ohne daß Jemand im Hause sich erklären konnte, wie das zugegangen sey. Die Schränke und der Schreibpult waren mit Nachschlüsseln eröffnet und auch wieder verschlossen worden und man hatte die Verschmitztheit so weit getrieben, Gold und Kassenscheine, die bei der Eröffnung des Möbels gleich in die Augen fielen, nicht anzurühren. Im ersten Augenblicke und bis zum folgenden Tage war man gänzlich in Ungewißheit über den Thäter, und nur die Abwesenheit des Dieners, der aber das vollkommenste Vertrauen seines Herrn genoß, lenkte den Verdacht auf diesen. Am folgenden Tage wurde jedoch die Sache klar. Ein hiesiger Kutscher war durch einen schlecht berufenen Menschen auf 8 Uhr Abends mit Wagen und Pferden vor das Regierungspalais bestellt worden. Er wartete dort bis gegen 9 Uhr, wo endlich der Besteller des Wagens mit einigen Päcken erschien, die er in den Wagen legte, und gleich darauf zwei andere Personen mit Päcken und Geldsäcken. Alle drei setzten sich am Palais im Angesichte von zwei Schildwachen ein und befahlen dem Kutscher, nach Bingen zu fahren. Der Besteller des Wagens stieg, nachdem er eine Strecke Wegs mitgefahren war, aus und kehrte hierher zurück; er ist verhaftet. Die beiden Andern fuhren nach Bingen, mietheten einen Wagen bis Bacharach und nahmen dann Extrapost nach Koblenz, wahrscheinlich um auf der Eisenbahn von Köln nach Belgien und England zu entkommen. Es sind alle Maßregeln getroffen, um ihrer habhaft zu werden. Das Schmachvollste an der Sache ist der Undank des Dieners gegen seinen Herrn. Er war krank und von allen Hülfsmitteln entblößt, als er ihn vor drei Monaten in seinen Dienst nahm. Er ließ ihn verpflegen und heilen, kleidete ihn und behandelte ihn wie ein Glied seiner Familie. Welchen Lohn er dafür erhielt, das hat man gesehen. Der Diener ist aus einem Dorfe in Kurhessen; sein mit ihm entwichener Helfer ist gleichfalls ein Kurhesse, ein ehemaliger Kellner, der wegen Diebstahls hier einige Zeit im Zuchthause saß.

Frankfurt, im Dec.

Wieder eine neue Erfindung in der Gasbeleuchtung.

Das Köln'sche Organ für Handel und Gewerbe läßt sich aus Paris berichten, wie die mit dem electro-atmosphärischen Gase, unter Anleitung eines Hrn. Acheron, gemachten Versuche so glänzend ausgefallen seyen, daß man eine Verdrängung des auf andere Weise verfertigten Gaslichtes befürchte. Der Effect sey so groß gewesen, daß man eine klringedruckte Schrift auf eine Entfernung von 200 Schritten ohne alle Mühe habe lesen können und die in der Nähe brennenden Gaslaternen trübe dagegen ausgesehen hätten. Dies Gas sey übrigens bedeutend billiger als Gaslicht aus Steinkohlen und andern Substanzen. Wie viel Wahres an dieser Erfindung seyn mag und ob die leicht erregbaren Pariser Köpfe nicht allzu hell illuminiet waren, muß sich in der Kürze bald aufklären. Für Frankfurt indessen, wo man auf dem Punkt steht, mit irgend einer bestehenden Compagnie für die Gasbeleuchtung einen Contract auf 20 und mehrere Jahren abzuschließen, ist die Sache von großer Wichtigkeit. Hier dürfte es bedenklich seyn, der Staatskasse eine so überaus lange Verbindlichkeit aufzubürden, zu einer Zeit, wo über Nacht die Vortheile einer früheren Erfindung vernichtet, wenigstens sehr in den Hintergrund gestellt werden könnten.

Charade.

Das größte aller Ungeheuer
Spricht meiner Sylben erste aus;
Unsichtbar unter schwarzem Schleier
Schleicht es sich ein in jedes Haus.

Die Zweite ist die schönste Gabe,
Die nur dem Menschen werden kann;
Denn bei des Reichthums voller Habe
Ist, wem sie fehlt, ein armer Mann.

Das Ganze wachet, wenn in Schlummer
Rings um es her die Schöpfung schweigt;
Es theilt des Kranken stillen Kummer
Und warnet, wenn Gefahr sich zeigt.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. Dec. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Mittwoch, 27. Dec. Pfeffer-Rösel, oder: die Frankfurter Messe im Jahr 1297, Schauspiel in 5 Abth., von Ch. Birch-Pfeiffer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 357. Donnerstag, den 28. December 1843.

Mainsagen.

21. Die Eisfahrt.

„Sieh', Mutter, die weite, die schimmernde Bahn,
„Wie glänzet das Eisfeld, wie zieht es mich an,
„O laß mich hinab mit dem Schlitten!
„Mein Pferdchen, das Ungarn gebar, schirr' ich an,
„Es führt mich mit sicheren Schritten.
„Schon endet die Sonne den strahlenden Lauf,
„Birgt sich an dem Winterwald ferne —
„Und ist sie gesunken, dann steigt der Mond auf,
„Dann glänzen die freundlichen Sterne."

Es wehret die Mutter, doch kann sie dem Fleh'n
Des rüstigen Knaben nicht lang' widersteh'n;
„„So zieh' denn! Gott woll' dich bewahren!""
Mit klingenden Schellen des Schloßberges Höh'n
Ist rasch er hinunter gefahren.
Er fliegt auf des Maines hellstrahlendem Eis
Mit klatschender Peitsche von hinnen;
Voll Angst und voll Stolz schauet lang liebeheiß
Die Mutter ihm nach von den Zinnen.

Ihr Auge verliert ihn — das Schellen verhallt —
Noch einmal erscheint er am dämm'rigen Wald,
Dann ist er nicht weiter zu schauen;
Hell steiget der Vollmond herauf und gießt bald
Sein Zauberlicht auf Fluß und Auen —
Doch hastige Wolken entsendet der West
Und lau werden plötzlich die Winde —
„Der Himmel", ruft schaudernd die Gräfin, „verläßt
„Die Wittwe doch nicht mit dem Kinde!"

Es schallt von dem Flusse ein Krachen herauf
Und schaurige Spalten sie schließen sich auf,
Die Fluthen entsendend mit Toben.
Rasch über die Eisbahn geht stürzend ihr Lauf
Und Scholl' wird auf Scholle geschoben.
„Auf, auf, meine Knappen und bringt mir mein Roß!
„Den Fluß entlang sucht nach dem Kinde!"
Ruft Adelberata voll Angst durch das Schloß.
Fort jagt sie mit ihrem Gesinde.

In schaurige Nacht eilt die Mutter hinaus,
Der Mond flieht — die Sterne, sie löscht der Sturm aus
Und schrecklicher kracht's von dem Flusse.
Die Pfade am Ufer und Gärten und Haus
Deckt Wasser in wachsendem Schusse.
Da tönet von ferne um Hülfe ein Ruf,
Die Mutter erkennet die Stimme.
Fort treibt sie des Rosses schnell wechselnden Huf,
Da bäumt sich's an rauschender Krümme.

Und hier steht die Weinende vor sich den Sohn,
Gebrochen das Auge, den Athem entfloh'n,
Bei Schlitten und Rößlein am Grunde.
Sie starrt auf den Todten, es löst sich kein Ton
Aus ihrem erblassenden Munde.
Sie reißt an die Brust ihn und hält ihn so warm —
Vergebens, er kehrt nicht in's Leben —
Ihr Kuß, ihre Hand, ihre Brust und ihr Arm
Kann ihm keine Wärme mehr geben.

Zurück nach dem Schlosse in Jammer und Hast
Eilt sie mit des Sohnes erkaltender Last,
Hüllt dort ihn in wärmende Betten —
Doch ihr ist der Liebling auf immer erblaßt,
Nichts kann den Ertrunkenen retten.
Den letzten des edlen Geschlechts birgt das Grab
Und mit in den eisernen Schlummer
Nahm er alle Hoffnung der Mutter hinab
Und ließ sie dem schmerzlichsten Kummer.

Doch wo an dem Maine die Wog' ihn warf aus,
Erbaut sie dem ewigen Gotte ein Haus,
Läßt bei ihm ein Kloster errichten,
Das blickt bald mit Thürmen und Zinnen heraus
Aus rauschenden Buchen und Fichten.
Noch zeigt das Gebäude dem Wand'rer den Ort,
Wo den Sohn ihr entrissen die Fluthen:
Dort glänzt es bei Heidenfeld's gastlichem Port,
Umspielt von der Abendsonn' Gluthen.

Digitized by Google

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

„O erzählt, Vetter!“ rief Brenelli! „es klingt gar so traulich, theilt Ihr Eure Soldatenstücklein aus dem dreißigjährigen Kriege mit.“

„Erzählt, Vetter!“ bat auch Kaspar, und legte Messer und Brod beiseite, um ungestörter aufhorchen zu können.

„Kinder, es ist jetzt nicht Zeit, die Vergangenheit herauf zu beschwören,“ versetzte Schybi. „Die Gegenwart ist so ernst, und verlangt so viel Aufmerksamkeit, daß wir schier nur an sie allein denken sollten.“

„Aber bis Ihr Euch gesättigt habt, könntet Ihr doch —“

„Nun, die Geschichte ist ganz kurz, so sey es,“ sprach der Kriegsmann. „Seht, Kinder, ich habe euch schon gesagt, daß ich nach der Ermordung Wallensteins aus den kaiserlichen Diensten in schwedische getreten bin. Mir gefiel das Treiben des unerfahrenen Gallas und des wenig glücklichen Piccolomini nicht länger; dies der Grund. Wir standen im Jahr 1640 unter dem Feldmarschall Banner vor Regensburg, um den Kaiser mit seinem ganzen Reichstag aufzuheben. Daß Thauwetter einfiel und die stark gefrorne Donau aufging, war ihre Rettung; sie kam von Gott, nicht von Menschen. Hätte sich nun der ängstliche französische Marschall Guebriant nicht von uns getrennt, so wären wir nach Oesterreich vorgerückt, in das einzige Land, wo der Soldat sich noch etwas holen konnte; denn das übrige Deutschland sah aus wie ein großes brachliegendes, mit Unkraut bewachsenes Feld. So aber rückte das kaiserliche Heer unter Piccolomini rasch auf uns heran, und es galt jetzt, durch einen schnellen Rückzug im Angesicht des weit überlegenen Feindes aus einem feindlichen Lande sich zu retten. Seht, was da das Vertrauen zum Anführer für Wunder zu thun vermag! Wir schienen verloren, und mehrere Regimenter machten schon Miene, durch vereinzelte Flucht das nackte Leben zu retten, — nur er verzagte nicht. Er führte uns nach dem Wald, den Feind dicht an den Fersen. Aber ein Opfer mußte gebracht werden. Der Feldmarschall ließ bekannt machen, daß sich auf einen Tag eine Heeresabtheilung bei Neuburg dem Feinde entgegenstellen müßte, sollte die Armee gerettet werden. Freiwillige wurden aufgerufen. Da hättet ihr sie sehen sollen, Kinder, wie sie herbeirannten, die Braven, um für das Wohl der Armee und deren Führers zu sterben. Drei Regimenter wurden abgezählt, unter ihnen befand auch ich mich. Vier Tage lang hielten wir, hinter einer Mauer verschanzt, die ganze feindliche Kriegsmacht auf, so daß der Feldmarschall sich mit den Uebrigen nach Eger und Annaberg retten konnte. Endlich zogen auch wir uns zurück, und obgleich unser Verlust beträchtlich war, so stieß doch der größere Theil bald darauf wieder zu dem Hauptkorps. Dadurch habe ich euch nur zeigen wollen, wie viel die Liebe des Soldaten zu dem Führer auszurichten vermag. Wäre uns der Banner gleichgültig gewesen, so hätten wir uns einzeln gerettet, und Kriegskasse, Artillerie und Bagage wären verloren gewesen.“

„Und meint Ihr, daß auch bei uns bald solch ein Tanz losgehen wird?“ fragte der Bub mit freudeleuchtenden Blicken.

„Ich glaube, er ist unvermeidlich!“ war die Antwort.

„Und wir siegen!“ rief der junge Bursche. „So gewiß der Himmel das Recht beschützt und die Tyrannen haßt, wir siegen! Kämpfen wir doch für unser höchstes Gut, für Ehre und Leben, während die Haufen unserer Feinde blos die Sklaven der Blutigel des Landes sind. Wir müssen siegen!“

„Wollte Gott, Du hättest Recht,“ versetzte Schybi; „es stände traurig um das Land, wenn es nicht der Fall wäre. Jetzt laßt uns zur Ruhe gehen, Kinder!“

Kaspar wünschte dem Vetter gute Nacht, um nach Schüpfheim, seinem Wohnorte, zurückzukehren. Brenelli begleitete ihn vor die Thüre.

„Du gehst doch jetzt nach Hause, Kaspar, und nicht mehr in die Schenke zu den Genossen?“ fragte sie.

„Ich muß, Brenelli,“ versetzte der Bub. „Sie erwarten mich; wir wollen den Bundesschwur feiern.“

„Und die Nacht durchspektakeln und jubeln, so daß ich nicht schlafen kann, wenn ich an Dich denke? Habt Ihr nicht schon den ganzen Tag den Schwur gefeiert? Kaspar, ich bitte Dich, gehe nach Hause.“

„Geht nicht, lieb Brenelli, ich hab's versprochen. Gieb mir ein Mündschi und schlaf wohl.“

„Dir ein Mündschi? Gewiß, weil Du mir Alles zu Gefallen thust? Geh', geh', ich will nicht, und morgen und übermorgen auch nicht!“

Mit diesen Worten sprang der kleine Eigensinn in das Haus zurück. Kaspar rief ihr zwar jetzt nach, daß er nach Hause und nicht in's Wirthshaus gehen wolle, sie sollte ihm nur ein Mündschi geben — vergebens. Sie schlug die Thüre dicht vor ihm zu, und er hörte sie im Innern kichern und lachen, als er erfolglos zu öffnen versuchte. „Warte, kleiner Satan, Du sollst mir heute doch noch ein Mündschi geben!“ rief der rüstige Bursche. Ein abermaliges Lachen galt ihm als Antwort, dann wurde es still.

Kaspar war fest entschlossen, seinem Worte Nachdruck zu geben. Er schlich nach der hintern Seite des Hauses, wo, wie er wußte, Brenelli ihre Schlafkammer hatte. Das Glück begünstigte seinen Entschluß. Die Fenster waren noch geöffnet, und die Blumenstöcke, eine Liebhaberei des Mädchens, standen noch auf dem Brett vor denselben. Der Bursche harrte geduldig, bis er vernahm, wie Brenelli dem Vetter gute Nacht wünschte und die Treppe hinauf stieg. Schnell und gewandt, wie ein Eichhörnchen, kletterte er an dem Weinspaliere hinauf und duckte sich hinter das Brett. Es währte nicht lange, so erschien das Mädchen an dem Fenster und jodelte, wie immer, ein lustiges Lied vom Liebsten in der Ferne; dabei beugte sie sich zu ihren Blumen nieder und sog den Duft derselben begierig ein. Diesen Augenblick benutzte der lauschende Bub, um sie schnell mit beiden Armen zu umschlingen und dreimal kräftig zu küssen. Wohl schrie das überraschte Mädchen laut auf bei so keckem Unterfangen, aber schon war der Verwegene hinabgesprungen, und als der Vetter in Brenelli's Kammer eilte, um die Ursache ihres Rufes zu erforschen, stotterte sie, daß ein plötzlicher Schwindel sie befallen habe, aber Alles schon wieder vorüber sey.

Im Thal jedoch hörte man das Jodeln des glücklichen Buben, und Brenelli erkannte in der Weise, daß es das Lied des Senners war, der dem Liebchen Alles zum Opfer bringt. Dies beruhigte sie völlig, denn nun wurde ihr gewiß, daß Kaspar damit andeuten wolle, wie er ihre Bitte zu erfüllen Willens sey.

(Forts. folgt.)

Digitized by Google

Dr. Ludwig Adam Dieffenbach.
(Nekrolog.)

Der am 26. Nov. d. J. zu Gießen verstorbene großh. geheime Kirchenrath und Professor der Theologie, Dr. Ludwig Adam Dieffenbach, ward geboren den 19. April 1772 zu Dietzenbach, einem Dorfe in der Provinz Starkenburg, wo sein Vater Pfarrer war. Seine Vorbereitung für die wissenschaftlichen Studien erhielt er auf dem Gymnasium zu Darmstadt, welches er unter den verdienten Lehrern Wenk, Zimmermann und Sartorius sieben Jahre lang besuchte, ehe er die Universität zu Gießen bezog, wo er unter Schulz, Hezel, Bechtold und Ouvrier von Ostern 1791 bis zum Jahr 1793 Theologie studirte, und daselbst im Frühjahr 1794 die theologische Prüfung mit Ehren bestand. Er ward nun Privatlehrer und widmete sich vier Jahre lang dem erwählten Beruf, der für ihn bloß ein Uebergang für eine öffentliche Lehrstelle war, welche ihm im November 1798 an dem akademischen Pädagog zu Gießen übertragen wurde. Hier wirkte er bis zum Jahre 1806, nachdem ihm die dasige philosophische Fakultät schon im Jahr 1800 die Doktorwürde verliehen hatte und er unterdessen von der vierten Lehrerstelle an jener gelehrten Bildungsanstalt bis zur zweiten vorgerückt war (1805). In Folge dieser Beförderung erhielt er zugleich die Erlaubniß, theologische Vorlesungen halten zu dürfen. Das Jahr 1806 führte ihn einer anderen Bestimmung entgegen, indem er zum zweiten Stadt- und Burgpfarrer, wie auch zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde. In letzterer Stellung verblieb er bis zum Jahr 1809, wo ihm die vierte ordentliche Professur der Theologie zu Theil wurde. In dem folgenden Jahre verlieh ihm die theologische Facultät, deren Mitglied er nun war, die Doktorwürde, und im Jahr 1826 (3. Okt.) ward er Mitglied des Kirchen- und Schulraths der Provinz Oberhessen. — Daß die Theologie keine in sich abgeschlossene und in der Zeit stillstehende Wissenschaft sey, wozu sie heutzutage eine gewisse Partei mit Unterstützung der weltlichen Macht gerne wieder machen möchte, davon war Professor Dieffenbach innigst überzeugt, und diese Ueberzeugung war für ihn leitender Gedanke bei seinen akademischen Lehrvorträgen, die er während 37 Jahren hielt, und die zur segensreichen Bildung vieler, jetzt schon längst im Amte stehenden Diener der Kirche und der Schule wirksam beigetragen haben. Als Kanzelredner war er beliebt; er hatte einen lebendigen und eindringlichen Vortrag, der sowohl nach Form als Inhalt eine gebildete christliche Gemeinde zu belehren und zu erbauen vermochte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich mehr auf die Theilnahme an der Herausgabe gelehrter Zeitschriften, als auf die Ausarbeitung selbstständiger Werke, obwohl wir auch in letzterer Beziehung mehrere kleine Schriften (Abhandlungen und Predigten) von ihm kennen, die den unterrichteten Pädagogen und den erleuchteten Theologen verrathen. Noch im Frühling dieses Jahres ward seinem väterlichen Herzen das beglückende Gefühl zu Theil, seinen ältesten Sohn, Dr. med. Ernst Dieffenbach, nach mehrjähriger Abwesenheit auf einer der Naturforschung gewidmeten Reise nach Neuseeland und Vandiemensland, auf längere Zeit bei sich zu sehen.

Darmstadt, im Dec. 1843. D.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz.) Conradin Kreutzer's neue Oper: „der Edelknecht" wurde am 21. December bei gedrängt vollem Hause wiederholt. Veränderungen und Kürzungen, die nach einer ersten Vorstellung mehr oder weniger immer vorgenommen werden, so wie eine abgerundetere und sicherere Repräsentation trugen viel dazu bei, den allgemeinen Succès, den diese Oper bei ihrer ersten Aufführung erlebte, noch zu steigern. Schon nach dem zweiten Akt wurde Kreutzer und die beiden ersten Sängerinnen stürmisch gerufen, am Schlusse der Oper aber dem Componisten ein Lorbeerkranz zugeworfen, welchen ein Band umschlang, worauf die Worte: „Dem lieblichen deutschen Gesangscomponisten", zu lesen waren. Das ganze Personal mußte erscheinen, und somit glaubt man, diesem deutschen Werke ein günstiges Horoskop stellen zu dürfen. — Dem Vernehmen nach ist Kreutzer nach so günstigen Erfolgen entschlossen, eine neue deutsche große romantische Oper zu componiren, wozu er den Text bereits angenommen hat. — Die vaterländischen Dichter und Componisten regen sich in neuer Zeit tüchtig, um das von den Italienern und Franzosen streitig gemachte Terrain wieder zu erobern. Möge es ihnen gelingen!

(Stuttgart, 15. Dec.) Man erfährt folgenden schönen Charakterzug des Fürsten Pückler-Muskau. Bekanntlich hat Hr. Dr. August Jäger, welcher einige Zeit in Muskau verweilte (gelegentlich gesagt, ein Bruder des früheren Sekretärs des Fürsten), die Biographie dieses als Reisender und Schriftsteller so berühmten Deutschen in Stuttgart bei J. B. Metzler herausgegeben. Man weiß von guter Hand, daß Pückler nur aus Achtung vor der literarischen Freiheit, jeglichen Stoff zu wählen, die Biographie des lebenden Verstorbenen nicht hintertrieb. Anregung dazu oder Mittheilungen gab er jedenfalls keine und gestand dem Verfasser offen, daß er sich nun eben auf Angriffe gefaßt halten müsse, die der Voraussetzung entspringen, als sey das Werk ein krypto-autobiographisches. Es erschien. Man fand, daß das Buch (nicht so fast zu seinen Gunsten) den Styl der fürstlichen Feder keineswegs habe, dagegen mit Liebe, Fleiß, Takt und gutem Humor abgefaßt sey. Der edle Fürst erwies sich seiner würdig gegen den Verfasser, denn er setzte demselben, gerichtlich documentirt, eine lebenslängliche Pension von 600 Sächs. Thalern aus. Da sich diese Lebenslänglichkeit auf den Fürsten bezieht, so kann er sich darauf verlassen, daß sein Biograph täglich den redlichsten Wunsch zum Himmel schickt, ihn das nekrologische Honorar so spät als möglich verdienen zu lassen.

In Löwen fand am 5. December ein höchst trauriger Auftritt statt. Fast die ganze Stadt begleitete fünf Särge, welche die Ueberreste einer Schneiderfamilie, die bei einem sonst unbedeutenden Brande das Leben verlor, enthielten, nach dem Kirchhofe. Es ist leider gewiß, daß man die Unglücklichen hätte retten können, wenn man die Wand von dem Nachbar aus durchgeschlagen hätte. Von der ganzen Familie ist nur ein Knabe übrig geblieben, der am Morgen ausgegangen war. Die Schilderung, wie man die Reste der Unglücklichen gefunden, ist herzzerreißend und beweist, daß die Eltern mit ihren Körpern die Kinder gegen die Flammen schützten, bis sie mit ihnen ihr Leben aushauchten.

Digitized by Google

Alexander Soutzos, dessen Verbannung aus Athen wegen einer Satyre auf das jetzige Ministerium wir gemeldet, ist von Geburt Phanariot, Neffe des vormaligen Hospodars der Walachei, Michel Soutzos. Vordem heftiger Anti-Kapodistrianer, schrieb er in den Jahren 1830 bis 1833 auf der Insel Hydra, wohin er sich hatte flüchten müssen, in der Zeitschrift „Apollon" seine witzigen politischen Satyren, die er dann im Jahre 1833 in Nauplia gesammelt herausgab unter dem Titel: Panorama von Griechenland (theilweise übersetzt von Theodor Kind, Leipzig 1835). Außerdem ist er Verfasser einiger Tragödien, worunter „Markos Bozzaris", besonders aber des geistvollen politischen Romans „der Verbannte." Auch seine französisch geschriebene „Geschichte der griechischen Revolution" ist rühmlichst bekannt. Als Poet erinnert er öfters an Beranger. Einige Jahre redigirte er in Athen das literarische Blatt „die Wage."

J. P. Eckermann sagt in dem Album der Tiedge-Stiftung: „Man sich hat gewundert und hat es räthselhaft gefunden, wie es mir doch habe gelingen können, meinen Gesprächen mit Göthe eine zugestandene so große Wahrheit zu geben, indem doch das bloße Gedächtniß zu einer solchen Darstellung nicht hinreiche. Freilich war es mit dem bloßen Gedächtniß nicht gethan! — Hätte man mir aber einigen Geist und einige Bildung zugestanden, vermöge welcher mir das Detail jener zur Sprache gebrachten Dinge ungefähr eben so deutlich war wie ihm selber, so wie einiges Talent, um dasjenige, wovon ich lebendig durchdrungen war, auch wieder mit einigem Leben darzustellen: so hätte man das Räthsel ungefähr getroffen."

Zu Newhaven bei New-York gerieth neulich ein übelberüchtigtes Haus in Flammen und brannte nieder, weil die Löschmannschaft jeden Dienst zur Erhaltung eines solchen Hauses verweigerte.

(Anekdote aus dem Leben.) Ein Jurist verklagte einen Mann, weil dieser gelegentlich, und etwas spöttisch zu ihm gesagt hatte: „Sie mögen mir auch der wahre Jacob seyn!" Der Beleidiger wurde zu leichter Geldbuße und Widerruf verurtheilt, und erklärte demgemäß vor Gericht: Er habe sich geirrt, und die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kläger P. P. der wahre Jacob nicht wäre.

(Aus dem Westphälischen, 9. Dec.) Aus dem Lippe'schen schreibt man: Es ist eine Anzahl Bauern, gegen sechsundneunzig, in dem Kirchspiele Schötmar zu einem „Friedensvereine" zusammen getreten, welcher sich die Aufgabe gestellt hat: „Privatzwistigkeiten auf dem Wege des Vergleiches zu schlichten." (Dieses Beispiel sollten die Bauern überall nachahmen, sie würden dabei wohl fahren.)

Korrespondenz.

Aachen, im Dec.

Unsere jetzige Bühne, unter der Direktion des Hrn. Ludwig Schäfer, scheint immer mehr und mehr erfreulichen Bestand zu gewinnen. Den fortgesetzten Bemühungen der Direktion ist es gelungen, hier eine Gesellschaft zusammen zu bringen, die, so für das Schauspiel als auch für die Oper, recht schöne Kräfte in sich vereint. Mehr, als wohl sonst, ist dadurch die Theilnahme des Publikums rege geworden, welches sich in der letzteren Zeit durch mehrere volle Häuser bekundet hat, an deren gänzlichem Mangel frühere Direktionen hieselbst hinwelkten und zu Grunde gingen. Es würde zu viel gesagt seyn, wollten wir behaupten, hier wäre im Allgemeinen ein eben reger Sinn für das Theater, als man ihn wohl in anderen deutschen Städten bemerkt; indeß ist es doch unverkennbar, daß es von dem Wirken einer Direktion bedeutend abhängt, entweder den Kunstsinn zu wecken und zu erhalten, oder eine gänzliche Apathie vorherrschen zu lassen. Von den Mitgliedern unserer Gesellschaft zeichnen sich mehrere vortheilhaft aus. Ich nenne in Nachfolgenden nur einige: es sind die Herren Schäfer, Herbert, Wollrabe, Podesta, Lehmann, Millinger, Schneider ꝛc. und die Damen Ellenberger, Hassinger, Eschborn, Welly, Herbort, Thomala und Lina Schäfer. Wenn wir billigerweise annehmen, daß durch Hrn. Schäfer's Bemühen die Gesellschaft sich erst in jüngerer Zeit hier constituirt hat und somit ihre Mitglieder von allen Richtungen her haben zusammen gezogen werden müssen, so können wir nicht anders, als mit dem seitherigen Bühnenrepertoir uns zufrieden zu erklären. Wir setzen indeß voraus, daß wir nicht dabei werden stehen bleiben, sondern daß uns der Genuß neuerer Opern und klassischer dramatischer Stücke in Bälde bevorsteht und hoffen zugleich, daß diese Aufbietungen dankbare Anerkennung finden werden.

Charade.

Die Erste.

Alles wandle ich zum Bösen,
Was sich immer mit mir eint,
Nur die Schuld wird durch mein Walten
Gottes und der Menschen Freund.

Die Zweite.

Schöne Zeit, wo ich noch schnelle
Lief durch Königstöchter Hand!
Fade Modetändeleien
Waren damals unbekannt.

Das Ganze.

Schönster Stein der Kaiserkrone
Nennt mit allem Recht man mich;
Völker, rasch und freiheitsdurstig,
Grüße stolz als Kinder ich.

Auflösung der Charade in 356.

Nachtlicht.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. Dec. Pfeffer-Rösel, oder: die Frankfurter Messe im Jahr 1297, Schauspiel in 5 Abth., von Ch. Birch-Pfeiffer.

Donnerstag, 28. Dec. (Zum Erstenmale wiederholt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 358. Freitag, den 29. December 1843.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

III.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwirrung herrscht —

Seume.

Als am 20. Mai das Manifest der Tagsatzung erschien, welches den Aufstand der Bauern zur Rebellion stempelte, und sie selbst für aller Vernunft beraubte und verkehrte Menschen erklärte, als überdies zu den Ohren Leuenberg's kam, daß sich in Zürich große Kriegshaufen sammelten, so ließ er am 21. Mai auf den Bergen die Feuer zur Zusammenberufung des Landsturms auflodern. Da kamen die wackern Entlibucher, von Schybi angeführt, wie Sturmeswehen herbei, und Emmenegger an der Spitze seiner Emmenthaler. Es kamen auch die Oberländer, und die aus dem Hasli, Kander- und Simmenthale, ihnen folgten die Baselbieter und Solothurner, trotz dem Abmahnen ihrer Regierungen. Das Heer der Bauern war in kurzer Zeit auf 20,000 Mann angewachsen.

Am 23. Mai erhielt Schybi Befehl, nach Bern vorzurücken und die Stadt einzuschließen; die Bauern des untern Aargau's wurden beordert, den Paß bei Windisch zu besetzen und die Städte Zofingen, Aarau und Bruck zu umzingeln. Durch alle Pässe, auf allen Straßen und Bergen zogen begeisterte Bauernschaaren, glühend, sich mit dem Feind zu messen und das Vaterland zu befreien. Wäre Leuenberg ohne Zögern auf Zürich losgerückt, während Schybi Bern und Emmenegger Luzern im Zaume hielt, so hätte ein glücklicher Erfolg nicht ausbleiben können. Aber seine Aengstlichkeit über die ungeheuere Verantwortung, welche er durch zu rasches Handeln auf sich laden würde, ließ ihn den besten Moment übersehen und in neuen Unterhandlungen sein Glück suchen.

Schybi, der Bern hart bedrohte, erhielt am 28. die Ordre, um jeden Preis mit der Stadt einen Vertrag abzuschließen und dann nach Wohlenschwyl vorzurücken. Da drang eine Thräne des Unmuths aus dem Auge des Helden; so schwankend und energielos hatte er sich den Leuenberg doch nicht gedacht.

„Da siehst Du nun," sprach er zu Kaspar, der stets in seiner Nähe war, „wie wir den Krieg führen. Ließe man mir noch acht Tage Zeit, so müßten mir die Berner Herren eine Kapitulation unterzeichnen, die sie für die ganze Folge des Krieges unthätig und mich zum Herrn des Kantons machte. Nun ist es eben so viel, als hätten wir gar nicht angefangen."

„Aber so bleibt, Vetter!" rief der Bursche im edlen Zorn. „Was merkt Ihr auf den Leuenberg? Ihr müßt selbst wissen, was das Beste ist und was Ihr zu thun habt."

„Was ich zu thun habe? Ja, das weiß ich. Aufbrechen und nach Wohlenschwyl marschiren. Da kann der Teufel nicht kommandiren, wenn Jeder wissen will, was das Beste ist, und darnach handeln. Nein, Bursche, Subordination muß im Kriege herrschen, oder das Ganze ist Kinderspielerei. Der Leuenberg ist unser Obmann, er befiehlt, und wir müssen gehorchen, hinge auch der glückliche Ausgang des Krieges davon ab."

Und so gab er denn alle errungenen Vortheile auf, und schloß auf Bedingungen, wie sie der Berner Rath niemals vermuthet hatte, einen Vergleich, der die Stadt von seinem Heere befreite und sie, wiewohl nutzlos, verpflichtete, nichts gegen die Bauern zu unternehmen. Zu gleicher Zeit hatte Leuenberg mit Luzern einen Vertrag geschlossen, der aber, wie alle früheren, von Niemanden gehalten wurde. Die Regierung von Luzern ließ durch ein theologisches Gutachten bescheinigen, daß das Unrecht ganz auf Seite der Bauern liege.

Am 30. Mai, Morgens 7 Uhr, brach endlich der Feldzeugmeister Werdmüller mit 9000 Mann, 8 Feldstücken 2 Feldschlangen, 2 Viertelskarthaunen und einem großen Feuermörser von Zürich auf. Jede Kompagnie bestand aus 70 Mann mit Gewehren, 33 mit Spießen und 24 mit Hellebarden. Am 31. kampirte er auf dem Heitersberg, und um 6 Uhr des folgenden Morgens verkündigten zwei Kanonenschüsse den Abmarsch; so war der Bürgerkrieg erklärt. In Mellingen traf er eine Wache von 9 Mann, die er einige Stunden lang Todesangst ausstehen ließ, und endlich heimschickte. Dann schlug er auf dem Felde von Mellingen sein Lager auf.

Das Heer der Bauern hatte sich unterdessen bei Wohlenschwyl zusammengezogen, und am 2. Juni trafen Leuenberg und Schybi zu gleicher Zeit bei den Genossen ein. Noch an demselben Abend wurde Kriegsrath gehalten, um den Schlachtplan zu entwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus Heim's Leben.

Vor kurzem lasen wir nicht ohne Interesse eine Scene aus Dupuytrens Leben und Wirken. Ich bin im Stande, eine Begebenheit aus dem Leben Heim's, des großen Berliner Arztes, mitzutheilen, die eben so wohl das Interesse der Leser in Anspruch zu nehmen geeignet ist, als jene.

Heim hatte Vieles in seinem Wesen, was an die Art und Weise Dupuytrens erinnern mochte, abgesehen von dem Reichthume des Wissens, der Erfahrung und praktischer Tüchtigkeit, besonders jene rauhe, schroffe Außenseite, unter der sich das edelste Gemüth barg. Niemand aber ließ sich das irren; denn Jeder kannte den edeln, milden Menschen, der nur aus Gewohnheit so kurz angebunden war und so oft brummte.

Eines Abends kam Heim von seiner Praxis spät nach Hause. Es war im November und in einem recht verworfenen; denn Schnee und Regen vermischt wurden von einem eisigkalten und scharf schneidenden Nordwest gepeitscht. Heim hatte, obwohl im Wagen, dennoch viel von dieser Witterung gelitten. Er kleidete sich um, warf sich in die Sophaecke zunächst dem Ofen, nahm nur wenig Speise und sagte zu seiner Gattin: O diese aurea praxis hat doch auch ihre entsetzliche Schattenseite. Wenn sich die Katheder- und Schreibtischmenschen in behaglicher Wärme dehnen, muß ich aus dem Palast in die Dachstube in Hast und Drang, athme mephitische Dünste, bin Zeuge des eingebildeten und wirklichen Elends, ärgere mich hier über die Schlechtigkeit, dort über die Dummheit — und —

Kommst doch überall wie ein helfender Engel, sagte die Gattin einfallend — und das wiegt Alles auf!

Heim lächelte und schwieg. Es mochte ihm das Bewußtseyn sagen, wie wahr dies Wort sey.

Kurz darauf sagte Heim: Ich will mich zu Bette legen, liebe Frau; laß mich nicht stören. Wer es auch seyn möge, der mich haben will, weise ihn ab. Ich bin Mensch und bedarf der Ruhe wie jeder Andere, und um so mehr, als ich mehr Kräfte aufbieten und verbrauchen muß, als die Stubensitzer alle! Gute Nacht!

Wenige Minuten später waren schon die Töne des lauten Schnarrchens Beweise, wie tief der gesunde Schlaf des Mannes sey, der unermüdet in dem Berufe war, der leidenden Menschheit mit seiner reichen Kunst zu dienen.

Die Geheimeräthin fühlte nicht das Bedürfniß des Schlafes in dem Maße, wie der Gatte. Sie saß noch lange bei der helleuchtenden Kerze.

Ungefähr eine halbe Stunde vor Mitternacht pochte es heftig an die Thüre des Hauses. Der Bediente öffnete. Er hatte Befehl, Jeden abzuweisen. Es währte lange, bis die horchende Geheimeräthin den Schluß der Thüre wieder vernahm Eine unerklärliche Unruhe befiel sie und drängte, den Bedienten zu fragen, wer da gewesen.

Er erzählte, es sey ein armer Handwerker gewesen, dessen Frau als Kreisende den Herrn Geheimerath verlangt habe; er habe ihn zu Dr. ********** gesendet, der ja auch ein geschickter Accoucheur sey.

Die Erzählung, namentlich der Umstand, daß der arme Mann heftig geweint habe, erschütterte die Seele der Geheimeräthin und flößte ihr eine Unruhe ein, die sie nicht beschwichtigen konnte. Vielleicht schweben zwei Leben in Gefahr! dachte sie und schlich sich in das Kabinet, wo der Gatte des wohlverdienten Schlafes genoß.

Als sie ihn aber so ruhig und tief schlafen sah, kehrte sie in das Gemach zurück. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihn zu wecken. Vielleicht hilft ja auch der Andere, mochte sie denken, aber schlafen gehen konnte sie nicht.

Eine Viertelstunde verstrich ohne Störung. Da aber pochte es wieder und heftiger als zuvor.

Dieses Mal ging die Geheimeräthin, ahnend, es sey der unglückliche Gatte wieder, selber hinab. Er war es wirklich. Ach, rief er, der Doktor will nicht kommen und meine liebe Frau stirbt! Erbarmen Sie sich, gnädige Frau, fleht er, ich bin Vater von neun Kindern. Erbarmen Sie sich um Gotteswillen! Hier nur findet die Armuth Zuflucht!

Das Wort drang wie ein glühender Pfeil in ihre Seele. Sie ging hinauf und trat in das Kabinet.

Heim! sagte sie, und legte die Hand auf den Arm des Schlafenden.

Er fuhr auf und rief: Was gibts?

Die Gattin erzählte ihm die Thatsache.

Das wird wieder eine Ammendummheit seyn, brummte Heim, wobei der Sack des Bändels nicht werth ist. Er soll zu einem andern gehen. Ich will ruhen. Geh!

Er legte sich herum und kümmerte sich um nichts weiter. Die Geheimeräthin beschied mit Kummer den armen Mann, der trostlos hinwegeilte.

Das tiefer empfindende Herz des Weibes wird tiefer erregt vom Weh eines verwandten Geschöpfes als das des rauheren Mannes. Die Geheimeräthin saß auf dem Sopha und Thränen rannen über die Wangen und ein still Gebet zum Herrn mochte durch die Saiten des Gemüths beben, als sie plötzlich im Kabinet des Gatten ein Geräusch vernahm.

Sie trat schnell ein und erblickte mit freudigem Staunen, wie Heim sich rasch ankleidete.

Willst du doch hingehen? fragte sie freudig.

Freilich, sagte er brummend. Das Gewissen, der fatale Quälgeist, läßt mir keine Ruhe. Ich wollte wieder schlafen, aber da rief's immer: Heim, geh! Vielleicht ist Noth da! Was will ich denn da machen?

Das Anziehen ging rasch. Er nahm brummend Hut und Stock. Der Bediente trug die nöthigen Instrumente, und da dieser des Mannes Wohnung wußte, entfernten sie sich schnell.

Es läßt sich denken, daß die edle Frau, deren Gefühl so mächtig erregt war, nicht schlafen mochte.

Nur eine Stunde hatte sie zu warten, da kam Heim wieder. Er triefte von Nässe, aber so heiter hatte ihn die Gattin lange nicht gesehen. Er kleidete sich um, bestellte Thee und sagte, als dieser duftend dampfte: es war doch gar gut, daß du mich weckteſt. Die Frau wäre gestorben. Jetzt ist Alles gut, und der Segen der armen, aber guten Menschen thut mir wohl. Ich denke, der Quälgeist, das Gewissen, wird mir nun auch Ruhe lassen, weil ich nicht gleich ging!

Nie schlief er, wie Heim selbst erzählte, besser, als in dieser Nacht und nie stand er heiterer auf.

W. O. von Horn.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Auf der Frankfurter Bühne werden demnächst zwei Novitäten zur Aufführung kommen, nämlich: „Zopf und Schwert", von C. Gutzkow und „Moritz von Sachsen", von Prutz. Beide Stücke haben einen historischen Hintergrund; ersteres ist ein Lustspiel, dessen geistreiche Behandlung sehr gerühmt wird und worin Hr. Meck eine Hauptrolle übernommen haben soll; letzteres gehört dem ernsteren Drama an und soll sich durch interessante Handlung und poetische Schönheiten auszeichnen.

Der Wiederabdruck des „Moniteurs", von der Versammlung der Generalstaaten bis zum Consulate, ist beendigt; die 32 großen Bände kosten 400 Fr., von denen 100 Fr. sogleich, und die übrigen 300 Fr. in gleichen Raten binnen drei Jahren bezahlt werden müssen.

Halevy's „Guido und Ginevra" kommt gleich nach den Feiertagen im k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore zur Aufführung. Die Ausstattung und mise en scène der Oper soll äußerst glänzend seyn.

Die nächste neue Gastrolle der Mad. Stöckl-Heinefetter wird die Donna Anna im „Don Juan" seyn. Gewiß wird auch diese Partie der ausgezeichneten Gesangskünstlerin in Wien einen neuen Triumph bereiten.

Dem Vernehmen nach ist eine illustrirte Biographie des „erhabenen Helden Erzherzog Karl" im Werke, der Text von dem uns angehörenden begabten Eduard Duller; die Zeichnungen von dem genialen Geiger.

Castelli soll vorhaben, seine poetischen Arbeiten in einer Gesammtausgabe, in 15 Bänden, erscheinen zu lassen. Zum dereinstigen Redakteur und Herausgeber seines literarischen Nachlasses hat er einen bekannten Wiener Schriftsteller bestimmt.

In Paris wird, dem Vernehmen nach, ein der Tanzkunst gewidmetes Journal unter dem Titel: „La Valse," erscheinen. Im Widerspruche mit dem Titel, der auf etwas Leichtfertiges deutet, wird im Prospektus angekündigt, daß diese Blätter dem korrekten, ernsten Tanz gewidmet seyn sollen. Man fürchtet übrigens, daß der Unternehmer dieses Journals einen Faux pas machen werde.

Gegen die hohen Preise, auf welchen in den meisten Städten die gleichsam monopolistischen Gascompagnien diesen bereits zum dringenden Bedürfniß gewordenen Artikel erhalten, beginnt sich jetzt eine entschiedene Opposition kund zu geben, und die Kirchenvorstände eines Londoner Stadttheils wurden bereits aufgefordert, eine öffentliche Versammlung einzuberufen, in welcher eine Petition an das Parlament berathen werden soll. Es ist erwiesen, daß in London 1000 Kubikfuß Gas, welche mit 9 Shill. bezahlt werden müssen, höchstens 3 bis 4 Shill. kosten. In andern Städten, wo die Herstellungskosten etwa 2½ bis 3 Shill. betragen, muß das Publikum 7 und 7½ Shill. bezahlen. Blos in Sheffield begnügt sich die Gascompagnie mit einem billigen Nutzen, indem sie das Gas zu 4 Shill. 2 Pence liefert, und sie hat sich dadurch den Unwillen aller übrigen Gascompagnien zugezogen. Im vorigen Jahre sollte eine wohlfeilere und weit bessere Beleuchtung als die mit Kohlengas an mehreren Orten eingeführt werden, und die Erfinder hatten schon ein Patent darauf genommen; die Gascompagnien aber wußten die Ausführung zu hintertreiben.

Den 7. d. M. ist der Director des italienischen Operntheaters in Paris, Hr. Joanin, plötzlich mit Tode abgegangen. Der wohl zufällige Umstand, daß auch seine Ehegattin wenige Stunden darnach verschied, hat in Betreff dieses Vorfalls die seltsamsten Vermuthungen hervorgerufen.

Der Komet, welcher im vorigen Jahre von Jedermann gesehen wurde, blieb von den Pariser Astronomen völlig unbeachtet; letztere haben jetzt Revanche genommen, sie haben einen Kometen entdeckt, den Niemand sehen wird.

Meyerbeer hat endlich einen Darsteller seines „Propheten" gefunden. Dieser glückliche Sänger ist Mathieu; der Componist hörte ihn im Conservatorium singen, und bewirkte sogleich sein Engagement bei der großen Oper.

(C. Oettinger's Frankfurter Theater-Almanach.) Der Opern-Souffleur der Frankfurter Bühne, Hr. Carl Oettinger, hat den zwölften Jahrgang seines Frankfurter Theater-Almanachs, für das Jahr 1844, herausgegeben und bietet denselben unter freundlichem Neujahrsgruße den Theaterfreunden. Das Büchlein enthält gleich den früheren Jahrgängen die auf den Stand der hiesigen Bühne bezüglichen statistischen Notizen über Personal und Repertoir, welche vollständig und mit Genauigkeit gesammelt sind, so wie auch einen Anhang, welcher der Unterhaltung gewidmet und zweckmäßig ausgewählt ist. Wir entnehmen dem Almanach nachstehende Notizen: Vom 1. Dec. 1842 bis den 30. Nov. 1843 wurden auf hiesigem Theater an 307 Spieltagen gegeben: 104 Opern-Vorstellungen, worunter 9 neu aufgeführte, 18 neu einstudirte, 18 Wiener Possen, 143 Schauspiel-Vorstellungen, worunter 15 neu aufgeführte, 23 neu einstudirte, 11 Frankfurter Local-Possen, 6 französische Vorstellungen, 3 humoristische Vorlesungen, 23 Concerte, 6 Ballete, 5 verschiedene Concert-Pieçen zwischen Stücken vorgetragen, 2 Tableaux. — Hr. Oettinger schließt seine Referate mit nachstehenden Worten: Aus den im Vorhergehenden gemachten Mittheilungen ergibt sich nicht nur die eifrige Thätigkeit unserer Theater-Direction, die unter der Leitung der kunstsinnigen, einsichtsvollen und erfahrenen Herren Direktoren Guhr, Malß und Meck in jeder Beziehung Ausgezeichnetes und von dem Publikum durch zahlreichen Besuch und freundliche Anerkennung Gewürdigtes geleistet hat, sondern auch die Wahrnehmung, daß gegenwärtig das Personale sowohl der Oper als des Schauspiels aus hervorragenden Talenten, welche sich in der deutschen Theaterwelt bereits einen Namen von bestem Klange erworben haben, und aus achtbaren Künstlern von anerkannter Brauchbarkeit besteht. Unser Repertoir ist vielseitig und genügt den Anforderungen jeder Geschmacksrichtung, und eine Reihe ausgezeichneter Vorstellungen haben den Beweis geliefert, daß jede Mühe und Sorgfalt darauf verwendet worden ist, um den Theaterfreunden genußreiche Abende zu bereiten. Demnach entspricht der innere Gehalt unserer Kunst-Anstalt dem schönen und gefälligen Aeußern des neu decorirten Hauses. — So möge denn unsere Kunst-Anstalt fortfahren, unter

Digitized by Google

so günstigen Auspicien, wie seither, für alles Wahre und Schöne rühmlich zu wirken, und möge sie der Anerkennung des hochgeehrten Publikums als ihres schönsten Lohnes sich stets erfreuen!

In Leipzig tritt mit dem 1. Jan. nächsten Jahres eines der großartigsten Lesemuseen ins Leben. Es soll gegen dreihundert deutsche und auswärtige Zeitschriften enthalten. Leipzig wird durch diese auf Actien gegründete Unternehmung nicht nur um ein großartiges Institut reicher, sondern erhält durch dasselbe auch, da Jedem der Eintritt freisteht, einen Mittelpunkt der Geselligkeit.

Die Schulden der Stadt Paris betragen immer noch 65,703,000 Franken, obwohl sie in den letzten Jahren bedeutend abgenommen haben. Nach dem gegenwärtigen Tilgungssysteme werden sie im Jahre 1853 bezahlt seyn, wenn keine neuen hinzu kommen.

Korrespondenz.

Mainz, 21. Dec.

Die vor einiger Zeit in einem hiesigen Lokalblatte (der Reisende) befindliche Bemerkung über die Lauheit mancher Gemeinderathsmitglieder unserer Stadt in Besuchung der Sitzungen des Gemeinderaths muß wohl beherzigt worden seyn; denn man sieht jetzt die Mitglieder dieses Collegiums beinahe täglich nach dem Stadthause eilen, um, wie man behauptet, vor Jahresschluß die Rückstände zu beseitigen und die Voranschläge zum Budget des künftigen Jahres ihrer Berathung zu unterwerfen. Sollte dieses letztere wirklich der Fall seyn, so möchten wir wohl die Frage stellen, warum man mit dem Budget bis zum Monate December warte, während nach den Art. 32 und 33 der Gemeindeordnung die Monate Mai und Juni zu dessen Aufstellung und Prüfung bestimmt sind? Ohne uns über diese Versäumniß weiter zu äußern, deren Abstellung wir füglich der Oberbehörde anheim stellen können, wollen wir nur anführen, daß, sicherm Vernehmen zufolge, der gedruckte Entwurf und das Budget für das Jahr 1844 erst am 15. Dec. in die Hände sämmtlicher Gemeinderäthe gelangt und daß die Berathungen darüber nicht eher als am 16. begonnen haben. Diese Verspätung hat die Folge, daß das Budget gleichsam im Galopp vorgenommen und die Vorschläge und Erinnerungen dere Gemeinderäthe nicht geltend gemacht werden, und, um die Sach nicht aufzuhalten, meist unterbleiben. — Ein anderer, das Budget betreffender Punkt ist jener, daß wir aus guter Quelle erfahren, daß die Bestimmung der höchsten Orts genehmigten Geschäftsordnung über die Gemeinde-Berathungen nicht mehr beachtet und in Vollzug gesetzt wird, die also lautet: „Um dem Grundsatze der Oeffentlichkeit so viel thunlich Berücksichtigung angedeihen zu lassen, soll das Budget, so wie der Bericht des Bürgermeisters und des Ausschusses gedruckt und jedem Mitgliede des Gemeinderaths zwei Exemplare desselben zugestellt werden." ..y...

Darmstadt, 21. Dec.

Ueber das rechte Verhältniß eines Geistlichen zu seiner Gemeinde ist schon viel gesprochen und geschrieben worden; besser ist's, wir finden es in der Wirklichkeit tief gegründet und in einer Weise organisirt, daß die Amtshandlungen des Seelsorgers durch Liebe und Vertrauen seiner Pfarrangehörigen unterstützt und gefördert werden. Blicken wir nach dem benachbarten Eberstadt, so war diese achtbare Gemeinde erst vor kurzem in dem Falle, ein solches Verhältniß durch den Tod aufgelöst zu sehen, welches erst seit zwei Jahren zwischen ihr und ihrem würdigen Pfarrvicar, Hrn. Friedrich Ludwig Dingeldey, bestanden hatte. Der verdiente junge Mann (noch nicht ganz 27 Jahre alt) starb, nach kurzem Krankenlager, zu Bessungen in dem Hause seines Hrn. Bruders, des großh. Pfarrers Dingeldey daselbst. Kaum war die Nachricht von seinem am 9. Dec. erfolgten Ableben nach Eberstadt gekommen, als sich dort bei Alt und Jung die allgemeinste und innigste Theilnahme kund gab, welche sich nicht schöner und rührender hätte äußern können, als durch das allseitig erklärte Verlangen, den früh Verblichenen auf dem Friedhofe von Eberstadt beerdigt zu sehen, von welchem frommen Wunsche die hinterbliebenen Verwandten in Kenntniß gesetzt wurden. Die Leichenfeier fand am 12. d. mit allen Solennitäten statt: Gemeinderath und Kirchenvorstand von Eberstadt, die nächsten Verwandten, Geistliche aus dem Decanat, eine große Anzahl von Gemeindemitgliedern und die Schulen erwiesen dem Hingeschiedenen mit aufrichtigem Schmerzgefühle die letzte wohlverdiente Ehre und segneten sein Andenken in dankbarer Erinnerung an die Verdienste, welche er sich während seiner zweijährigen Amtsführung um Kirche und Schule, um das Armenwesen und so manche andere nützliche Dinge erworben hatte. Ein treuer Wiederklang der Gefühle aller Herzen war die schöne Trauerrede, welche von Hrn. Freirrediger Guntrum gehalten wurde.

Bensheim, im Dec.

Nach den neuesten Nummern des hiesigen Kreiswochenblattes steht zu erwarten, daß auch Bensheim bald im Besitze einer Kleinkinderschule seyn wird. Kaum wurde nämlich vor einiger Zeit die Errichtung einer solchen — allerwärts anerkannten — segensreichen Anstalt von einem ungenannten Menschenfreunde im hiesigen Kreiswochenblatte in Anregung gebracht, als sich auch schon Kräfte zu regen begannen, um Ideen zu verwirklichen. Hr. Seminardirektor Goy ließ zuerst bei Gelegenheit der Einweihung des hiesigen prachtvollen Schulhauses ein Schriftchen über die stattgehabten Feierlichkeiten erscheinen und bestimmte den Erlös für die zu errichtende Kleinkinderschule dahier. Bald darauf veranstaltete der am großh. Seminar dahier angestellte Musiklehrer, Hr. Kunkel, ein Vocalkonzert, das einen Reinertrag von 53 fl., ebenfalls zum Besten der Kleinkinderschule, ergab. Da dieses Konzert, durch die vereinigten Singkräfte der Zöglinge des hiesigen Gymnasiums und des Lehrerseminars aufgeführt, den Beifall des Publikums in hohem Grade erhalten, so dürfte man ähnlichen Aufführungen zum Besten desselben Zweckes wohl um so sicherer in der Folge entgegen sehen. Aber auch unsere Frauen und Jungfrauen wollen sich der schönen Sache weihen. Es hat sich ein Damenverein zu bilden begonnen, um weibliche Arbeiten zu fertigen, welche zum Besten der mehrgenannten Anstalt verloos't werden sollen. — Rechnet man zu all diesem noch die bedeutenden städtischen Hülfsmittel und den vielbewährten guten Sinn des hiesigen Ortsvorstandes für das Wohl der Gemeinde, so darf man gewiß seyn, recht bald eine wohlthätige Anstalt in hiesiger Stadt zu begrüßen.

Auflösung der Charade in 357.

Ungarn.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. Dec. (Zum Erstenmale wiederholt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 30. Dec. Die Bastille, oder: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, Originallustspiel in 3 Aufzügen, von C. P. Berger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 359. Samstag den 30. December 1843.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

Leuenberg trug darauf an, sich einen Waffenstillstand auf acht Tage vom Feldzeugmeister Werdmüller zu erbitten und nochmals zu unterhandeln. Dies wurde einstimmig verworfen. Nach mehreren Vorschlägen des Gysi von Sissach, Urs Hofstetter und Emmeneggers nahm Schybi das Wort:

„Wir hören, wie übel es im Lande steht, da muß schnell geholfen werden. Lassen wir die Züricher herauskommen, so können wir ihnen nimmer wehren. Sie haben viele Büchsen und Stücke bei sich, wir aber haben keine. Meine Meinung ist: während die Züricher an der Reuß liegen und den Fluß im Rücken haben, sollen wir das Volk in drei Haufen theilen. Einer soll bei Mellingen halten, der andere soll über den Brunegg ziehen, und der dritte und stärkste sich bei der Höhe von Bublikon aufstellen. Da sollen denn alle drei Haufen mit großem Geschrei anlaufen, mit kurzen Gewehren und Prügeln in das feindliche Lager fallen, am frühen Morgen, ehe sie sich verbarrikadiren und die Geschütze aufpflanzen können. Wir haben die Höhe über den Zürichern, und sie liegen in einem tiefen Boden an der Reuß hin. Wenn wir einander recht verstehen, so werden wir die Feinde, bei'm Herrgott! alle in die Reuß hinter sich sprengen und ersäufen. Mit den Stücken und Büchsen können sie nicht fortkommen, dieselben müssen wir dann umwenden und auf sie zu führen, daß sie der Teufel nehmen mag; nur muß das geschwind und in aller Furie gehen, ehe die Züricher uns zuvorkommen. Der Vortheil ist ganz auf unserer Seite."

Diese Worte, den gedienten Soldaten bezeichnend, fanden ungetheilten Beifall. Selbst Leuenberg, der doch sonst große Stücke auf seine Obmannschaft und Meinung hielt, stimmte bei, und erwiederte: „Herr Bruder, mir däucht, der Handel sey wohlgerathen, und weil Ihr so gut für's Vaterland rathet und selber ein alter Soldat seyd und im Krieg viel erfahren habt, so bitten wir Euch, laßt Euch die Sache angelegen seyn, und führet das Volk an. Von Stund an wollen wir da von einander scheiden. Zieht Ihr hinab nach Mellingen, ich will auf den Brunegg und Sorge haben, daß die Welschen nicht herüber kommen."

Und so geschah es.

Am 3. Juni rückten die Bauern unter Leuenberg, der hoch zu Rosse war, in dichten Schaaren und wohlgeschlossenen Gliedern vom Brunegger Wald her gegen das Werdmüller'sche Lager an. Das grobe Geschütz tödtete ihrer viele, und warf die übrigen in ziemlicher Verwirrung in den Wald zurück. Während dieses Kampfes in der Tiefe zog Schybi mit seinem Heerhaufen längs den Höhen hin, um von dort das feindliche Lager auf dem linken Flügel anzufallen und den Truppen des Vororts den Rückzug nach Mellingen abzuschneiden. Werdmüllern entging das Manöver nicht, und beide Parteien stießen im Dorfe Wohlenschwyl zusammen. Zu Fuß, der Erste, stürzte Schybi, von Kaspar Unternäher und seinen Entlibuchern gefolgt, auf die feindlichen Haufen. Der Lanzenwald hielt den ungeheuren Stoß nicht aus und zerstob. Nach allen Seiten flohen die Feinde, und Werdmüller selbst vermochte die Zerstreuten nicht mehr zu sammeln. Hätte in diesem Augenblick Leuenberg einen Angriff vom Brunegger Walde her gemacht, so wären die Züricher von hinten und vorn gefaßt und so der Sieg entschieden worden. Aber jetzt behielt Werdmüller Zeit, seine Kavallerie in das Treffen zu bringen; diese griff so ungestüm an, und wurde von der Artillerie so kräftig unterstützt, daß sich Schybi zu einer rückgängigen Bewegung genöthigt sah. Unglücklicherweise ging in diesem Momente das Dorf Wohlenschwyl in Feuer auf. Schybi's Leute, einen Hinterhalt vermuthend, flohen jetzt in wilder Hast; kein Kommando vermochte sie mehr zu bannen. Nur die fünfhundert Entlibucher blieben eng geschaart um ihren tapfern Führer, und mit diesen zog er sich in guter Ordnung hinter Wohlenschwyl zurück, wo Leuenberg bereits mit seinen Leuten angekommen war. Der Kampf Schybi's hatte von 4 — 7 Uhr unausgesetzt gedauert. Als er in das Lager einrückte, hatte der Leuenberg bereits zwei Trommelschläger mit Friedensanträgen zu dem feindlichen Feldherrn gesandt. Während der Nacht war Waffenstillstand.

Am folgenden Morgen fand eine Zusammenkunft der Abgeordneten der Bauern und der Repräsentanten des Vororts statt. General Werdmüller erklärte sogleich von vorne herein den Hutwyler Bund für uneidgenössisch und die Bauern für Rebellen.

„Das könnt ihr nicht sagen, ihr Herren!" rief der alte Emmenegger unwillig. „Habt ihr doch selbst das Stanzer Vorkommniß gemacht, in dem gleich der erste Artikel heißt:

Digitized by Google

Niemand soll den Andern mit eigener Gewalt freventlich überziehen, und Niemand soll dem Andern an dem Seinigen Schaden zufügen, damit wir Alle miteinander desto besser in brüderlicher Treue, Frieden und Ruhe leben mögen."

Da mußten die Züricher laut auflachen, und der Bürgermeister Waser rief: „Glaubt ihr denn, ihr hirnverrückten Bauern, das habe auf euch Bezug? Das ist ein Vertrag der Regierungen, um sich gegen rebellische Unterthanen einander beizustehen. Die Bauern haben ihre Obrigkeit eben so nöthig, wie das liebe Brod."

Nach langer Verhandlung wurde ein Friedensvertrag aufgesetzt, in welchem die Bauern versprechen mußten, den Hutwyler Bund aufzulösen und die Waffen niederzulegen. Auch solle Alles, was den Obrigkeiten oder Unterthanen noch weiter möchte angelegen seyn, in Ermangelung freundlichen Vergleichs, dem Rechte unterworfen werden. So lange, bis alle Sachen ihre Richtigkeit haben würden, sollten die Oberkeiten und hülfeleistenden Orte das Recht haben, die Truppen im Felde zu behalten. Die Versammlung trennte sich, nachdem beide Theile unterzeichnet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Nutzen der deutschen Geschichte für den Bürger und Bauer.

Sag' an, Germanien, du Heldenvaterland:
Wie ist dein jetzig Volk dem früheren verwandt?

Haller.

Es ist schon so häufig gesagt worden, daß die Mehrzahl unseres Volkes die Geschichte Deutschland's nicht kennt und daß die größten Namen und herrlichsten Helden unseres Volkes, z. B. Ulrich von Hutten, dem Volke ganz fremd sind, und dennoch ist noch nicht das für die Verbreitung deutscher Geschichtskenntniß unter dem ehrenwerthen Stand der Bürger und Bauern geschehen, was geschehen könnte und sollte. — Wir haben jetzt wenigstens die Freude erlebt, daß Männer, wie Eduard Duller und Wolfgang Menzel sich dem hohen Berufe gewidmet haben, die deutsche Geschichte mit Gluth und Wahrheitsliebe für das Volk zu schreiben, und keiner von beiden Verfassern wird sich über Mangel an Erfolg zu beklagen haben. Aber wo bis in die neueste Zeit so viel versäumt worden ist in einer so wichtigen Sache, wie dies bei uns geschehen, da müssen auch die kräftigsten Mittel angewandt werden, das Versäumte nachzuholen. Ich trage ein Ideal des Vaterlandes in meinem Herzen, daß die Geschichte unseres Landes und Volkes in dem Hause jeden Bürgers gefunden wird und daß unsere Jugend darin so heimisch wird, wie sie es im Katechismus und der Bibel ist. Das ist die geistige Nahrung, die unseren Knaben und Jünglingen gerade jetzt in dieser Zeit auflebenden Nationalgefühls am nützlichsten ist, denn nur wer die Geschichte kennt, verstehet seine Zeit und ihre Forderungen. Ferner bedenke man, wie die Bekanntschaft unserer Jugend mit den großen Männern unseres Volkes auf die Entzündung der Vaterlandsliebe und des Gemeinsinnes wirken muß. Die Zeit ist aber noch ferne, wo die Verbreitung guter Werke der deutschen Geschichte so allgemein seyn wird, wie ich es wünsche und wie es gewiß der sehnliche Wunsch von Tausenden ist, zumal da in unseren Schulen und, was noch schlimmer ist, in den Schullehrerseminarien dieser wichtige Lehrzweig gar nicht in dem Programm aufgenommen ist. Beklagenswerthe Kurzsicht unserer Philologen, als wenn dieser Mangel nur von ferne durch das Auswendiglernen vieler unnöthigen Dinge ersetzt werden könnte! So lange nun die öffentlichen Staatsanstalten diese Lücke nicht ausfüllen, kann unser großes Ziel nur auf gesetzlichen Privatwegen erreicht werden. Deshalb möchte ich alle Vorsteher von Leihbibliotheken und selbstständigen Volkslesevereinen auffordern, die obengenannten Werke von Menzel und Duller ꝛc. in mehreren Exemplaren in ihre Anstalten anzukaufen, damit sie beständig von Hand zu Hand gehen können, und daß es Hunderten möglich wird, mit wenigen Kosten sich derselben zu bedienen. Ferner würde es uns auf dieser glücklichen Bahn bedeutend fördern, wenn es zur allgemeinen Sitte würde in ganz Deutschland, den Knaben und Jünglingen solche Geschichtswerke zum Weihnachtsgeschenke zu bescheeren, denn ich glaube, daß diese die ersten Stellen verdienen nach den Schriften über Religion und Sittenlehre.

Für Naturhistoriker.

* (London, 23. Dec. — Corresp.) Unter unsern Naturhistorikern erregt die in den Urwäldern von Nordamerika erfolgte Entdeckung eines großen unbekannten vierfüßigen Thieres lebhaftes Interesse. Der geschätzte Naturforscher Audabon meldet nämlich in einem vom 20. Juni datirten und 110 engl. Meilen oberhalb Port-Union geschriebenen Briefe die gedachte, von ihm ganz zufällig gemachte Entdeckung. Ein Sturm hatte ihn in den Wald getrieben, als er plötzlich zwei große Thiere, die er nie weder sah noch beschrieben fand, mit einander spielend erblickte. Sein Gefährte erschoß das eine Thier, das andere entfloh. Hr. Audabon berichtet sodann weiter: „Der Buffalo (Berg-Elennthier) kömmt an Werth diesem Thiere nicht nahe. Es sitzt auf seinen Hinterbeinen, mit denen es hüpft oder springt; seine Vorderbeine oder Arme sind kurz, aber mit scharfen Klauen bewaffnet. Sein zehn Zoll langer Schweif ähnelt dem Schaafschweif; um die Mitte des Leibes hat es einen Fuß breiten und acht Zoll dicken Fleischring, der eine Masse Oel enthält. Auf dem Kopfe trägt es zwei 18zöllige Hörner, die stark den Rehhörnern gleichen; Kopf und Zähne sind ebenfalls denen des Rehs sehr ähnlich. Am wichtigsten aber erscheint mir, daß das Fell der kostbarste dunkelbraune Pelz ist, den ich jemals sah. Das getödtete Thier wog über 600 Pfund und maß von der Kopfspitze bis zum Schweifende 9 Fuß 4 Zoll; es schien völlig ausgewachsen. Wir hatten das Thier kaum erlegt, als der Knall mehrere Indianer herbeilockte, welche auf Befragen unserm Dolmetscher mittheilten, daß es in diesen Waldlanden solche Thiere, die sie ke-ko-ka-ki (Hüpfer oder Springer) nannten, in Ueberfluß gebe, und daß ihre Nahrung in Gras, Kräutern und Blättern bestehe. Nachdem wir das Fell abgezogen, gaben wir den Indianern einen Theil des Fleisches und kochten hierauf selbst ein Stück. Es schmeckte köstlich, war sehr weiß und zart, und ähnelte stark dem Kalbfleisch. Die Indianer führten uns in ihre Hütten, wo wir sechs dieser Thiere gezähmt als Hausthiere vorfanden.

Digitized by Google

Zwei Junge, ein Männchen und Weibchen, handelte ich um einige Schnüre Zahlperlen ein und werde sie mit erster Gelegenheit nach dem Fort senden."

Mannichfaltigkeiten.

(Pikanter Doppelsinn.) In einer Gesellschaft wurden sogenannte Spiele des Geistes beliebt, die aber leider nur zu oft Spiele der Geistlosigkeit werden. Nach einigen andern Versuchen sollte eine Person aus der Gesellschaft irgend ein Wort bildlich darstellen und eine andere es aus der Pantomime errathen. Es kam die Reihe des Rathens an einen als sehr geistreich bekannten Schriftsteller, und während er aus dem Zimmer geschickt wurde, sann die übrige Gesellschaft auf ein recht schweres Wort. — Man wählte Silberblick, den Besuchern von Silberhütten gewiß bekannt, und um es darzustellen, nahm eine Dame — es war die reizendste und zugleich die vornehmste aus der ganzen Gesellschaft — einen silbernen Löffel in die Hand, blickte denselben scharf an. Der Hereingerufene vermochte aber, seines gerühmten Geistes ungeachtet, das Wort nicht zu errathen (vielleicht weil ihm die Sache unbekannt war) und sah die Dame und ihren Löffel längere Zeit an, ohne zu wissen, was er sagen sollte. Da ging ein boshafter Spottvogel an ihm vorbei und raunte ihm zu: „Löffelgans!" Und: „Löffelgans!" platzte der geistreiche Mann zum allgemeinen Vergnügen heraus, selbst zu dem der vornehmen Dame, welche ihm für dies Compliment spöttisch dankte und sich an seiner gränzenlosen Verlegenheit weidete.

Sanssouci hat eine neue interessante Sehenswürdigkeit erhalten: den Sessel, auf welchem Friedrich II. dort verschieden ist. Der auf dem Museum zu Berlin befindliche ist nicht der ächte, denn der einfache, weiß angestrichene Lehnstuhl, auf welchem der König starb, war an dessen Bruder, Prinzen Heinrich, gekommen, und von diesem an den hochseligen Prinzen August, aus dessen Nachlaß ihn Se. Maj. der König erhielt. Es befindet sich noch die rothseidene Decke und das Fußkissen dabei, dessen sich Friedrich II. in seiner letzten Krankheit bediente. Der Anblick dieser Reliquie des „alten Fritz" hat etwas Ergreifendes, und wird es noch mehr haben, wenn dieser Sessel wieder auf dieselbe Stelle, wo der König starb, zu stehen kommen wird.

Die „Wiener Zeitung" berichtet in einem größeren Artikel Folgendes über das von dem Mailänder Bildhauer Pompeo Marchesi unternommene kolossale Denkmal des höchstseligen Kaisers Franz, zu welchem am 19. Oktober der Grundstein auf dem inneren Platze der k. k. Hofburg gelegt wurde: Die mehr als lebensgroße Gestalt des Monarchen steht auf einem hohen, achteckigen Fußgestelle, welches auf breiter Unterlage von vier sitzenden Statuen umgeben ist. Die Höhe des Ganzen beträgt 50 Fuß, die der kaiserlichen Figur 16 Fuß, die der sitzenden Statuen 10 Fuß, die der Basreliefs, deren je eines auf den 8 Seiten des Fußgestelles angebracht werden, 8½ Fuß. Der Fürst, als Vater seiner Völker, und mit Beziehung darauf, daß er der letzte unter den Kaisern des römischen Reiches war, ist mit der einfachen toga romana bekleidet und, seine Haltung zu den Beschauern in leichter Neigung, breitet er die Arme zu segnender Begrüßung aus. Eine würdevolle Ruhe und erhabene Milde, die im Vertrauen ihre Macht und im Danke ihren Nachruhm hat, ist über das wohlgetroffene und geistvoll behandelte Angesicht und über die ganze ansehnliche Gestalt ergossen. Ein gewaltiger broncener Lorbeerkranz bildet den Karnies des hohen Achtecks, von dem der Gefeierte herabsieht. Die vier Gestalten, die den Fuß des Gestelles umgeben, sind die Religion, Gerechtigkeit, Stärke und der Friede. Die näheren Andeutungen aber, welche sich auf den Zustand der Völker, die unter dem österreichischen Scepter stehen, beziehen, hat der Künstler den halb erhabenen Figuren und Gruppen vorbehalten, welche den achtseitigen hohen Sokkel umgeben. Diese Reliefe sollen die Fruchtbarkeit der kaiserlichen Lande in den drei Reichen der Natur, dem der Thiere, der Pflanzen und des Mineral, sodann den Fortschritt der Wissenschaften, der Kriegskunst und der Friedenskünste, der Gewerbe und des Handels vor Augen stellen. Das ganze großartige Werk ist nun so weit vollendet, daß die Broncegießerei Manfredini zu Mailand bereits mit dem Gusse von zwei der am Fußgestell sitzenden kolossalen Figuren beschäftigt werden kann.

(Aus der preußischen Ober-Lausitz, 6. Dec.) In unserer Ober-Lausitz ist ein reges Leben und eine wahrhafte Begeisterung für die Angelegenheit der Mäßigkeits-Vereine erwacht. Binnen kurzer Zeit haben sich zu Görlitz, Cunnersdorf, Königshain, Ebersbach, Jänkendorf, Horka, See, Ruhland ꝛc. Mäßigkeits-Vereine gebildet, und monatlich entstehen neue. Auch in Schlesien sind, wie wir vernehmen, an mehreren Orten neue Vereine entstanden.

Die Prinzessin Albrecht von Preußen hat an den reizenden Ufern des Comersee's eine Villa für den Preis von 800,000 fl. gekauft, in der sie den nächsten Sommer zuzubringen gedenkt.

(Heuernte im December.) Am 12. Dec. Mittags sichelte auf der Glaciswiese zwischen dem Ferdinands- und Neuthore in Brünn ein Weib vollkommen frisches Gras. — Auch in Frankreich ist die Witterung so mild, daß im Hofe des Palais des beaux arts in Paris ein Mandelbaum und im Tuileriengarten viele Rosen in der Blüthe stehen.

In Kiel hat der Kirchenprobst Harms Protest gegen die Mäßigkeitsvereine eingelegt. Wo man (meint er) die kräftigsten geistigen Mittel in den Händen habe, wie in dem Evangelium, brauche man nicht zu sinnlichen seine Zuflucht zu nehmen. Solche Vereine könnten keine nachhaltigen Erfolge haben und müßten zu gefährlichen Verirrungen führen. Die Geistlichen wenigstens sollten sich nicht dazu hergeben, sondern thun, was ihres Amtes ist und durch Lehre und Beispiel der Unmäßigkeit entgegen wirken.

(Leipzig, 19. Dec.) Der hiesige amerikanische Consul Dr. Flügel, hochverdienter Bearbeiter und Herausgeber des großen englisch-deutschen Wörterbuchs (3. Aufl., Leipzig) und anderer werthvoller Wörterbücher neuer Sprachen, hat in einer kleinen Schrift: „Literarische Sympathien oder industrielle Buchmacherei" ꝛc., zu welcher unser berühmter Gottfried Hermann ein Vorwort gegeben, endlich einmal energisch das Wort

Digitized by Google

gegen die freche Benutzung der Früchte seiner vieljährigen Mühen ergriffen. Insbesondere hat er diese an dem von C. F. Grieb in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart herausgegebenen englisch-deutschen ꝛc. Wörterbuche, zugleich mit dessen großer Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit nachgewiesen und wie dasselbe nichts weniger als die vom Herausgeber gemachten großen Versprechungen erfüllt.

Die Personenfrequenz auf 21 deutschen Eisenbahnen (eigentlich sind 23 Bahnen eröffnet, doch fehlen die Resultate des Verkehrs von der Köln-Aachener und Hannover-Lehrter Bahn) betrug im Monat Oktober d. J., nach den statistischen Berichten der „Allg. Ztg.", 672,922; im entsprechenden Monate des verflossenen Jahres 638,541, so daß sich für den genannten Zeitraum in diesem Jahre ein Mehrbetrag von 23,481 ergibt.

Korrespondenz.

Hamburg, 23. Dec.

Unsere Stadttheaterdirektion entwickelt in neuester Zeit eine lobenswerthe Thätigkeit. Eine Novität folgt der andern. Vor Allem die wichtige Neuigkeit, daß Dem. Evers, die so lebhaften Enthusiasmus erregte, nunmehr als Primadonna engagirt ist. Das ist für unsere Oper eine wichtige und höchst erfreuliche Acquisition und es steht zu hoffen, daß nun auch andere Anstalten getroffen werden, um die Oper aus ihrem desolaten Zustande wieder empor zu heben. Mad. Birch-Pfeiffer hat mit ihrem nach dem Bremer'schen Roman bearbeiteten „Mutter und Sohn", worin sie selbst die Generalin von Mansfelt spielt, glänzenden Erfolg gehabt, und wird ihre Gastdarstellungen noch fortsetzen. Wie es heißt, hat sie auch den so fashionable gewordenen aristokratischen Roman: „Thomas Tornau" mit geschickter Hand für die Bühne zugeschnitten und soll dieses Stück in den nächsten Tagen zur Aufführung kommen. Da kann die Dame, glaube ich, eines neuen, glänzenden Triumphes gewiß seyn. Auch Auber's „Antheil des Teufels" wird einstudirt; Hr. v. Lehmann, ein fleißiger und anspruchloser Künstler und sehr beliebter Komiker, will, dem Vernehmen nach, wegen nicht hinlänglicher Beschäftigung, unsere Bühne verlassen. Der nächste Kunstgenuß, der uns bevorsteht, ist das Benefiz des Veteranen Dr. Bärmann. Bärmann, der bekannte Vielübersetzer, früher Schullehrer, jetzt Theaterrecensent und Schauspieldichter, hat für sein neuestes Drama: „die Schule der Armen" von der Direktion eine Benefizvorstellung bewilligt erhalten, die er als eine Art Jubiläum betrachtet, zu welcher er nun, mit Anführung all seiner frühern Verdienste, ein hochzuverehrendes Publikum in gar erbaulicher Weise einladet.

Aus Rheinpreußen, im Dec.

Unter so manchen zur Annehmlichkeit des korrespondirenden Publikums gereichenden] Einrichtungen besteht bei dem diesseitigen Postwesen auch die, daß man bei der Aufgabe eines Briefes nebst dem Porto zugleich das Bestellgeld, welches in der Regel vom Empfänger erhoben wird, auf besonderes, auf dem Briefe auszudrückendes Verlangen bezahlen kann. In dieser Einrichtung kann wohl nichts Bemerkenswerthes liegen, da sie in dem Wunsche einer ganzen, nicht theilweisen Frankatur lange geschlummert hatte. Wenn wir daher dieselbe hier als eine besondere Annehmlichkeit des Publikums bezeichnen, so sey gelegentlich gesagt, daß wir ihrer vor zwei Decennien noch entbehrten. Aber diese „Annehmlichkeit" wird dem Korrespondenten oft verbittert, wie wir durch gegenwärtige nachfolgende Anfrage näher darthun wollen: Es treten nämlich nicht selten die Fälle ein, daß mit Bestellgeld frankirte Briefe auch an solche Empfänger ankommen, die ihre Korrespondenz auf der Post adholen und mehrentheils aus der Ursache, um in den Besitz derselben früher zu gelangen, als die Bestellung durch den Briefträger möglicherweise bewirkt werden kann; denn dieser (hier ist nur von einem die Rede) kann in allen Straßen des Orts nicht zu gleicher Zeit seinen Dienst beginnen, und es ist demnach ganz in der Natur der Sache begründet, daß der vom Posthause am entferntesten wohnende Korrespondent der letzte seyn muß, der oft 1 bis 2 Stunden später bedient wird, als derjenige, der dem Posthause am nächsten wohnt. Referent befindet sich nun in diesen beiden Fällen: der entfernteren Wohnung, und, aus der bemerkten Ursache, seinem Wunsche gemäß, der Abholung der Briefe auf der Post, welche Briefabholung ihm jedoch dadurch erschwert und verbittert wird, daß man sich weigert, die für ihn bestimmten, mit Bestellgeld frankirten Briefe am Schalter abzugeben; er muß sich statt dessen die viel später erfolgende Bestellung durch den Briefträger gefallen lassen. Referent fragt daher an, welche Motive wohl vernünftigerweise bestehen können, die dieses sonderbare, doch nur auf einem kleinern Postamte wahrgenommene Verfahren rechtfertigen? K.

Wicker, unweit Hochheim, 21. Dec.

Wir rühmen und besingen den Frühling als die schönste Zeit des Jahres, vergessen aber oft, daß ein guter Herbst, seiner mannichfachen Spenden wegen, besser sey, als zwei schöne Frühlinge. Diese Wahrheit empfanden wir in diesem bald vollendeten Jahre, und wir können daher nicht umhin, dem heute von uns scheidenden Herbste unsere Dankgefühle darzubringen. Nun Adieu, lieber guter Herbst! So hast auch du deine Rolle für dieses Jahr gespielt und deine Regierung niedergelegt. Wir sind mit ihr im Allgemeinen zufrieden; denn du spendetest uns reichlich Drake's wohlthätige Gabe, gabst uns viele Früchte der Bäume und erfreutest uns mit einer befriedigenden Weinlese. Deine nicht zu vertagende Abreise gestattet dir jetzt nicht, den 1843r prodiren und prüfen zu können; kömmst du aber im nächsten Jahre zurück, so besuche hier die Keller der Gutsbesitzer, Herren Schmölder, Pitthan, Heeser, Weildächer u. A., und du wirst durch die ausgezeichnete Lage und Cultur ihrer Weinberge, durch ihre sorgliche Auslese der Trauben, besonders von Seiten der erstern, und durch die vorzügliche Behandlung ihrer Weine von der Güte des hiesigen 1843r angenehm überrascht werden. — Durch deine gute Witterung, lieber Herbst, ermuntert, bestellten die Landwirthe rührig und aufmerksam ihre Winterfelder, welche herrlich grünen und zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Dies Alles haben wir, guter Herbst, deiner weisen Fürsorge zuzuschreiben. Indem wir dies erkennen, zollen wir dir für deinen milden Segen unseren herzlichsten Dank. Empfange daher unseren liebevollen Abschiedskuß und genehmige in gewohnter Güte die Bitte, deinen Nachfolger, den gewöhnlich ernsten Regenten Winter, zu ersuchen, für diesmal gegen uns aus vielen Rücksichten milde zu handeln. Stelle ihm die Noth und Bekümmernisse im verflossenen Frühlinge, die geschlagenen, aber noch nicht alle geheilten Wunden, die hohen Holz- und angezogenen Fruchtpreise gütigst vor, und wir leben in der angenehmen Hoffnung, daß deine huldvolle Fürsprache bei ihm, deinem ernsten Nachfolger, nicht umsonst gewesen ist. H.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. Dec. Die Bastille, oder: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, Originallustspiel in 3 Aufzügen, von C. P. Berger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 360. Sonntag, den 31. December. 1843.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung und Schluß der ersten Abtheilung.)

Die Bauern ahnten nichts Arges und kehrten jubelnd in das Lager zurück. Trommelschläger verkündigten dem ganzen Heere die Friedensbotschaft, die Allen willkommen war. Nur Schybi, der erfahrene Krieger, schüttelte mißtrauisch das Haupt. „Ihr seyd betrogen!" rief er, als er den Friedenstraktat gelesen hatte, „ihr habt euch selbst in ihre Gewalt begeben! Fürchtet die Herren, sie werden euch noch schlimm einheizen. Seht ihr denn nicht, daß der Vertrag in zweideutigen Redensarten abgefaßt ist, und sie ihn später nach Belieben auslegen werden? Folgt meinem Rath, legt das Schwert nicht aus der Hand; sobald ihr wehrlos seyd, sey euch der Himmel gnädig."

Aber Leuenberg und sein Anhang, selbst der verständige Emmenegger trauten dem Handschlag der Züricher, und machten Anstalt, heimzuziehen.

„Nun, so zieht, wenn ihr es nicht besser haben wollt!" donnerte Schybi. „Ich ziehe auch, aber nicht heim hinter den Ofen, sondern dahin, wo das Vaterland ruft und es Arbeit giebt."

Schon am Nachmittag nach dem Schlachttage zerstob das Heer der Bauern nach allen Winden, nur Schybi trat mit seinen Entlibuchern einen geordneten Rückmarsch an und näherte sich der Stadt Luzern, welche Urs Lack bis auf die Seeseite eingeschlossen hatte. Zwei Tage darauf stieß er zu diesem Haufen und übernahm den Oberbefehl.

Aber schon war von dem in der Stadt kommandirenden General Zweier der Entwurf gemacht, der Rebellion durch einen kühnen Handstreich den Todesstoß zu geben. Am 8. Juni, Nachts um 11 Uhr, ließ er seine Truppen, so wie die in Waffen stehende Bürgerschaft auf dem Fischmarkt in aller Stille versammeln. Hier theilte er die ganze Masse in vier Schlachthaufen. Der erste sollte sich einschiffen und nach Winkel fahren, der zweite nach Kriens marschiren, der dritte den obern Gutsch einnehmen, und der vierte die Bauern bei der Gißlicker Brücke überfallen. Dieser hinterlistige Streich, nach den Ansichten damaliger Zeit, wurde selbst von den Luzernern mit Mißbilligung betrachtet, und einige Bürger wagten es sogar, die Bauern durch zwei Schüsse aufmerksam zu machen. Diese verstanden die gute Meinung, und zogen sich aus den offensten Punkten zurück.

Dessen ungeachtet brachen die Truppen auf, und die erste Abtheilung griff gegen Morgen die Bauern an und drängte sie in die Wälder. Der zweite Haufen, die Vorhut, und größtentheils aus Stadtbürgern bestehend, marschirte eine halbe Stunde, und weigerte sich dann, weiter vorzurücken; am Morgen kehrte er, ohne den Feind gesehen zu haben, in die Stadt zurück Der dritte setzte sich, vor das Thor gekommen, gemächlich in den Stadtgraben, und ließ die Vorhut laufen, wohin sie wollte; als sie heimkehrte, schloß er sich ihr ebenfalls wieder an. Hingegen überraschte der vierte, der noch vor Tagesanbruch über die Gißlicker Brücke marschirt war, im dichten Morgennebel eine Abtheilung Bauern in einer jüngst aufgeworfenen Schanze. Die schlafende Vorhut floh, und konnte nur durch die Donnerworte des herbeigeeilten Schybi zum Stehen gebracht werden. Schybi stellte seine Truppen in Schlachtordnung und rückte auf den Feind los. Dieser hatte unterdessen die Schanze demolirt, eine Scheuer verbrannt, Eichbäume, die den Bauern als Schutzwehr gedient hatten, umgehauen, und als er die Bauern anrücken sah, zog er sich in Eile hinter die Gißlicker Brücke zurück.

Aber in der Stadt wurde über den erfochtenen Sieg ein großes Te deum angestimmt. Die Herren konnten sich nicht enthalten, den folgenden Tag die Früchte ihrer Thaten in Augenschein zu nehmen, und zogen, den Probst von Luzern an der Spitze, und von einer starken Sicherheitswache begleitet, hinaus auf das Schlachtfeld. Dabei vergaßen sie nicht, Männer mit Aexten mitzunehmen, um den Wald zu lichten, und bei dieser Kurzweil einige Bauern zu fangen.

Unter fröhlichem Gelächter, unter Scherzen und Glückwünschen über die vollbrachte That, die allen Hader auf ein Mal zu Ende gebracht, zogen sie über die Brücke und am Wald hinauf. Plötzlich fielen Schüsse; Geschrei, Getümmel, Andrang der Bauern von allen Seiten; Sturm auf die Schanze, Marsch vorwärts an die Brücke. Die Soldaten der Stadt lassen das grobe Geschütz spielen, — die Bauern haben kein Pulver mehr, aber Muth vollauf — sie laufen in's feindliche Feuer wie berauscht, — mörderisches Handgemenge — mit Flintenkolben und Fäusten — da knallen vier feindliche Pulverfässer in die Luft und sprühen Tod und Verderben um sich, — der Luzerner Feldherr stürzt — neu anrückende Truppen bringen keinen neuen Muth mit, — der Probst, Kutte und Hut im Stiche

Digitized by Google

lassend, sucht mit seinem Gefolge in wilder Flucht das Heil, — und nach vierstündigem Kampfe ist ein allgemeiner Sieg mit wenigen Opfern errungen.

Vorzüglich hatte sich bei dieser Affaire Kaspar Unternäher durch kalte Todesverachtung ausgezeichnet, und er war es, der die zurückgedrängten Haufen mehrmals mit lautem Rufe in das feindliche Feuer zurückgeführt hatte. — Dafür umarmte ihn Held Schybi auf der Wahlstatt und zeigte ihn dem Heere als Muster.

Jetzt, weil die Gewalt nichts auszurichten vermochte, entschloß sich die Regierung von Luzern wieder zu gütlichem Vergleich. Das Schiedsgericht in Stanz legte sich in's Mittel und setzte 14 Artikel auf, in denen so ziemlich dasselbe enthalten war, was Werdmüller nach der Schlacht bei Mellingen bewilligt hatte. Dieser rechtliche Spruch wurde den Bauern überreicht. Auch hier verfehlte er seine Wirkung nicht, so sehr Schybi dagegen protestirte. Die Bauern, in der Meinung, einen Vertrag gemacht zu haben, der ihnen Alles bewilligte, was sie forderten, unterzeichneten und liefen noch in derselben Stunde von den Fahnen. Die Verblendeten hatten sich dem unerbittlichsten Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben.

Schybi, der Thränen des Zorns über die Leichtgläubigkeit der Bauern weinte, sah sich endlich gezwungen, mit seinen Entlibuchern ebenfalls den Heimweg einzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fest im Jahr 1760.

Die meisten der berühmten Finanzmänner des achtzehnten Jahrhunderts zeichneten sich durch ihren großartigen Aufwand und durch den freigiebigen Schutz aus, welchen sie den Künstlern und Gelehrten angedeihen ließen, und in diesen Beziehungen standen sie den fürstlichen und hochadeligen Personen nicht nach, ja sie überstrahlten dieselben häufig. In den Salons von Lapoplinière, Bergeauce, Helvetius, diesen Günstlingen Fortunas, legten die größten Talente damaliger Zeit, wie Viotti, Mozart, Jarnowick u. a., den Grund zu ihrem Renommée. Besonders waren es die damaligen französischen Generalpächter, die außerordentliches Vermögen besaßen und ungeheueren Luxus entfalteten. Unter ihnen muß der Name Beuretts in den ersten Reihen genannt werden, denn er hatte 1,200,000 L. Renten zu beziehen, was für jene Zeit unerhört ist. Sein Hotel war ein Feenpallast, und vereinigte Alles in sich, was damals Glänzendes und Kostbares vorhanden war. Die Phantasie der Architekten und der Decorateurs hatten gewetteifert und der Sieg war unentschieden geblieben. Die herrlichen Räume waren durch die feinste Gesellschaft würdig belebt, und die schönsten Frauen, die berühmtesten Schriftsteller und Künstler, die angesehensten Staatsmänner konnte man mehrmals in jeder Woche hier beisammen finden. Bouret war unerschöpflich in Erfindung von stets neuen Festen und neuen Genüssen, und Niemand konnte ihm seinen feinen Geschmack in dieser Beziehung streitig machen. In Paris und Versailles sprach Jedermann von diesen Festen, und da die Höflinge sie so sehr rühmten, so wurde Ludwig XV. begierig, einem solchen einmal beizuwohnen. Man kann sich leicht denken, daß der Wunsch des Herrschers für den Unterthan zum Befehl wurde und nicht unbeachtet blieb. Bouret erbat sich nur vierzehn Tage, um den Monarchen würdig empfangen zu können, und zwar im Pavillon Croix-Fontaine auf einer schönen Domaine unfern von Mantes.

An dem bestimmten Tage näherte sich der König in Begleitung seines ganzen Hofes. Durch die bereits eingebrochene Dämmerung wurden die Kommenden bald wunderbar überrascht. Sie befanden sich ganz gegen ihre Erwartung in einer öden Gegend und vor einem kleinen See, wo ein alter, bärtiger und rauher Fährmann als Charon sie erwartete, um sie überzusetzen. Man landete unter kahlen Felsen an einer geheimnißvollen und düstern Insel. Wesen von monströser Gestalt, schwebende Phantome und gespenstische Figuren schwankten wie Schatten unter den letzten Dämmerungsstrahlen dahin und führten groteske Tänze auf, während eine infernalische Musik und ein verworrenes Geheul und Getöse vernommen wurde. Die Höflinge stutzten und schienen ängstlich, aber der König schritt ruhig an den Spukgestalten vorüber, welche vor ihm zurückwichen und in Nebel und Dämmerung verschwanden. Plötzlich zertheilte sich der Dämmerungsschleier und ein Meer von Licht strahlte dem König und seinen Begleitern entgegen. Alles war wie durch Zauber umgewandelt, und sie traten in elysäische Gefilde, von Blumendüften umwogt, lieblich und reizend, voll Glanz und Herrlichkeit. Der Anblick war entzückend und sie glaubten sich wirklich in das Land der Seligen versetzt, oder auch in die reizenden Gärten der Armida; so war es, denn bald erschien Armida, strahlend von Schönheit und umgeben von ihren Nymphen. Die Einen ließen die herrlichsten Gesänge ertönen, während die Anderen kunstreiche Tänze aufführten. Armida selber hatte, um den König angenehm zu überraschen, die Gestalt und die Züge der Frau von Pompadour angenommen, und diese Ueberraschung verfehlte ihren Zweck nicht; denn der hohe Gast drückte seine volle Zufriedenheit in höchst schmeichelhaften Worten aus. Bald begann das glänzende Fest, welches die reizende Armida gab, ganz in der Art, wie solches Tasso in seinem berühmten Heldengedicht beschrieben hat. Das Orchester bestand aus 130 Musikern, und alle berühmten Virtuosen, welche sich damals in Paris befanden, wirkten mit, indem sie die beliebtesten und neuesten Compositionen, welche zum Theil für diesen Zweck angefertigt worden waren, namentlich von Gluck und Sacchini, executirten.

Schon zwei Stunden hatte der königliche Gast sich an dem köstlichen Schauspiel und an dessen Pracht und Eleganz ergötzt, als Armida sich plötzlich erhob und mit ihrem Zauberstab an eine Pforte schlug, welche sich alsbald öffnete. Man erblickte nun einen kleinen See, und in dessen Mitte die magische Insel mit dem Pavillon, worin das Festmahl für den König in Bereitschaft stand. Die auserwähltesten Leckerbissen und feinsten Speisen der vier Welttheile und Jahreszeiten waren vereinigt, und die berühmtesten Köche von Paris hatten mit einander gewetteifert. Die jugendliche Hebe und der schöne Ganymed kredenzten die seltensten Weine, die in goldenen Pokalen dufteten, während Nymphen, Grazien und Ameretten das Göttermahl durch Gesang und Tanz verherrlichten und ein unsichtbares Orchester harmonische Klänge ertönen ließ. Tausende von buntfarbigen Kerzen verbreiteten eine das Tageslicht fast überstrahlende Helle. Unter Genüssen und Zerstreuungen aller Art verging die Nacht und der Morgen begann zu dämmern, ehe die Gäste an denselben gedacht hatten. Die reizende Ar-

Digitized by Google

mida war Niemand anders gewesen, als Frau von Pompadour, und noch nie hatte sie dem König so sehr gefallen, als bei diesem Feste. Beim Abschied sagte sie lächelnd zum Generalpächter: „Sie wissen, Herr Bourett, daß ich nach Frauenart immer sehr neugierig gewesen bin, und darum erlauben Sie mir die Frage, wie viel diese Nacht Sie wohl gekostet haben mag?“ Bourett antwortete: „Nicht so viel, als mir die Gunst meines königlichen Herrn und die Ehre, ihn bei mir gesehen zu haben, werth sind.“ W.

Weihnachtsbilder.

1.

Wer kennt nicht das einfache und doch so schöne Frühlingslied von Ludwig Uhland:

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, milde Luft.

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch große Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Wie in diesen wenigen Worten die Herrlichkeit der Frühlingszeit beschrieben ist, so kann man auch mit wenigen Worten die Herrlichkeit der Weihnachtszeit beschreiben:

Gold'ne Nüsse, Weihnachtsbäume,
Christgeschenke, heil'ge Nacht,
Festgeläute, helle Räume.

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Weihnachtspracht?

Wen bewegen nicht frohe Erinnerungen bei diesen Worten? Wer gedenkt dabei nicht der schönen, freudenreichen Zeit, wo sich die Nacht zum hellen Tage verkläret? Der Christabend ist dunkel und kurz ohne das Licht des Christbaumes. Und das Leben ist dunkel und kurz ohne Christus, das Licht der Welt. Der Weihnachtsbaum ist ein Sinnbild des Christenthums. Wie er mit seinen Lichtern den Raum erhellt und jedem Gliede der Familie seinen Segen bietet, so bringt das Christenthum mit seinen Lehren erleuchtend in Verstand und Herz der Menschen und verleiht Allen, wie der immer grüne Christbaum andeutet, unvergängliches Heil' und Glück. Die Darreichung der irdischen Geschenke am Weihnachtsfeste ist aber ein Sinnbild des großen Gnadengeschenks, welches die Erde in der Sendung Jesu empfangen hat.

2.

Am Abend des 23. Dec. d. J. eilte eine Jungfrau durch die Straßen der Stadt und kehrte hier und da in ein Haus ein. Auch zu mir kam sie, um mir, gleich einem Engel, gute Botschaft zu bringen. Sie überreichte mir Christgeschenke zur Uebergabe an Kinder unbemittelter Eltern. Ich sollte aber den Namen der Geberin verschweigen und in den Kindern den Glauben an ein Christuskind befestigen, das hoch und golden über die Häuser schwebt und auf die guten und bösen Thaten der Kinder schaut, und jene belohnt und diese bestraft. Als die Jungfrau von mir geschieden war, gedachte ich eines Verses, den ich einmal irgendwo gelesen hatte.

Gott sendet noch, nach allen Pfaden
Die Boten seiner Majestät.
Der Aermste auch wird eingeladen
Und der Geringste nicht verschmäht.

3.

Am Abend des ersten Christtages sah ich in einer Kleinkinderschule eine Anzahl Kinderfreunde versammelt, umringt von circa 200 Kindern. Alle Kinder standen da voll freudiger Bewunderung und staunten die Gaben an und die wohlthätigen Geber lächelten statt der Empfänger. Der Freudensaal war mit grünen Zweigen sinnvoll geschmückt. Rings um die Kinderwelt standen Weihnachtsbäume mit brennenden Kerzen. Und zwischen den Tannenzweigen und dem Schein der Lichter strahlte ein herrliches Bild. Es stellte Maria dar mit dem göttlichen Kinde auf dem Schooße. Das Christuskind breitete seine Hände segnend über Geber und Empfänger aus. Geber und Empfänger verstanden das göttliche Kind. Jene streckten die Hände aus zum Geben und diese zum Nehmen. Was ist seliger?

Während den Erwachsenen und Kindern die Weihnachtsfreude aus den Augen leuchtete, sangen die Kleinen mit zarter Stimme:

Sey uns willkommen, heiliges Kind,
Das einst gewesen, was wir jetzt sind.
Bringest uns heute Gaben so schön,
Daß deine Liebe fröhlich wir seh'n.
Uns mahnt der Lichter glänzende Pracht,
Daß du gekommen einst in der Nacht.
Jesu, o seg'ne Alle uns heut'!
Seg'ne die Gaben, die Liebe uns beut.

Nach Absingung dieses Liedes nahmen die Kinder dankbar und hocherfreut die für sie bestimmten Weihnachtsgeschenke, und von nun an erfüllte lauter Jubel den Freudensaal. Als ich diesen Ort der Freude verlassen hatte und durch die Straßen der Stadt nach meiner Wohnung zueilte und überall heller leuchtete Häuser erblickte, da bewegte ich folgende Worte in meinem Herzen:

O sehet von unzähl'gen Flammen
Durchbrochen allerwärts die Nacht!
Woher mag diese Feier stammen
Mit ihrer süßen Zaubermacht?

Sie deuten auf die Eine Leuchte,
Sie stellen jenen Schimmer dar,
Der einst die schwerste Nacht verscheuchte,
So tröstlich und so wunderbar. *)

Frankfurt, im Dec. 1843.

Ein hiesiger Armenpfleger.

Das Haus Oranien und dessen Familiengruft zu Delft.

Die jetzt häufig in öffentlichen Blättern erwähnte Familiengruft der Fürsten aus dem Hause Oranien befindet sich unter der sogenannten „Neuen Kirche“ in Delft, bekannt durch einen der höchsten Thürme in Holland und eins der schönsten Glockenspiele in der Welt. Hier liegt der in der Blüthe seines Lebens

*) Aus den Stimmen des Lebens in evangelischen Liedern von Dr. Konr. Max. Kirchner.

Digitized by Google

durch die Fluthen umgekommene Urgroßvater des jüngst verstorbenen Grafen von Nassau, sein Großvater, der erste Erbstatthalter von Holland, und die im Jahre 1837 verstorbene erste Gemahlin des Grafen, die Königin der Niederlande und Tante unseres Königs, begraben. Zugleich ist diese Fürstengruft merkwürdig durch das Mausoleum des heldenmüthigen Prinzen Wilhelm von Oranien, der zu Delft am 15. Juli 1584 von einem Meuchelmörder in dem Augenblick erschossen wurde, als er sich von der Mittagstafel erhob. Ganz in der Nähe steht auch das Monument des berühmten Hugo Grotius, wie das Grabmal des Seehelden Tromp. Was die Verbindung der Namen Nassau und Oranien betrifft, so gelangte Renatus von Nassau durch Erbschaft im Jahre 1530 in den Besitz des kleinen Fürstenthums Orange im südlichen Frankreich, dessen Regentenstamm mit Philibert von Chalons erloschen war. Doch erst seinen Nachkommen wurde durch den Frieden von Chateau-Cambreses der ruhige Besitz dieses Landes gesichert. Nach dem kinderlosen Tode des Königs Wilhelm III. aus dem Hause Nassau-Oranien im Jahre 1702 entstand wegen des Nachlasses seiner Stammländer der bekannte oranische Erbfolgestreit, den König Friedrich I. von Preußen mit den Häusern Nassau-Siegen und Nassau-Dietz hatte. Die Ansprüche des Königs von Preußen gründeten sich auf die Rechte seiner Mutter, der Prinzessin Louise von Oranien. Nach langem Zwiste wurde die Sache zu Gunsten Preußens durch einen Vertrag entschieden. Das Fürstenthum Oranien ward im Utrechter Frieden an Frankreich abgetreten, der Fürst von Nassau-Dietz aber erhielt den Titel eines Prinzen von Oranien. Dieser Titel ging somit auch auf den Erbstatthalter von Holland und später auf den König der Niederlande über, und er wird jedes Mal dem Thronfolger von Holland beigelegt. Merkwürdig ist der Umstand, daß das noch im vorigen Jahrhundert in zwei Hauptlinien und acht Häusern blühende Haus Nassau bis auf zwei im Mannsstamme vorhandene Aeste erloschen ist, und zwar bis auf ein Haus von jeder Linie, indem von der Ottonischen das Haus Nassau-Dietz noch in den Mitgliedern der königl. niederländischen Familie fortblüht, während von der Walramschen allein noch das Haus Weilburg übrig ist. Dasselbe ist nach und nach in den Besitz sämmtlicher Länder des Astes gelangt.

Mannichfaltigkeiten.

Wie die Franzosen die Verdienste ihrer hervorragenden Männer zu ehren wissen, dies bekundete sich wiederum auf die schönste Weise bei der dieser Tage stattgehabten Begräbnißfeier des Dichters Casimir Delavigne. Das Leichenbegängniß war großartig, und wo auf den mit Volksmassen bedeckten Boulevards der Sarg des Dichters erschien, da entblößte Jeder, denselben ehrfurchtsvoll begrüßend, das Haupt, und ein tiefes Schweigen herrschte rings umher. Der Graf Montalivet und der Schauspieler Samson trugen die Enden des Bahrtuches.

(Elbing, 23. Dec.) Der neuliche Sturm hat auch auf der Rogat einen betrübenden Unglücksfall veranlaßt. Bei Zeyer wollten am Sonnabend Nachmittag vier Männer aus der dortigen Gegend über den sehr hohe und heftige Wellen schlagenden Strom sich übersetzen lassen, nahmen jedoch bei der Heftigkeit des Sturmes Anstand, den Fährkahn zu besteigen. Der Fährknecht indeß, welcher etwas angetrunken gewesen seyn soll, sagte ihnen, sie dürften sich nicht fürchten, es sey seine Sache, sie hinüber zu schaffen. Hierdurch verleitet, stiegen sie in den Kahn und dieser stieß vom Ufer. Eine kurze Strecke von demselben schlug indeß der Kahn plötzlich um, und sämmtliche auf ihm befindliche Personen ertranken.

Literatur.

Dr. J. F. Schlez's Denkfreund. Ein Lehr- und Lesebuch für evangelische Volksschulen, unter Mitwirkung der Herren Dr. Barentin, Canabich, Dieffenbach und Dr. Weigand, bearbeitet und herausgegeben von Carl Ludwig Sackreuter, evang. Pfarrer zu Raunheim a. M. im Großherzogthum Hessen. Vierzehnte Auflage. Gießen. Georg Friedrich Heyer's Verlag. 1844. S. 509. VIII.

Die Regsamkeit zur Hebung und Erweiterung des Unterrichts in den Volksschulen gehört zu den erfreulichsten Zeiterscheinungen. Ein vorzügliches Mittel hierzu bietet sich für die Volksschullehrer in dem in der 14. Auflage erschienenen, von Hrn. Pfarrer Sackreuter herausgegebenen Schlez'schen Denkfreunde dar. Mit anerkennungswerther Umsicht haben der Hr. Herausgeber und seine Mitarbeiter Hand an die Verbesserung der dem Publikum hinlänglich bekannten Schrift gelegt, wobei das dem verewigten Dr. Schlez in der Darstellung und Behandlung des Lehrstoffs Eigenthümliche nicht verwischt und nur das bei der Bearbeitung berücksichtigt worden ist, was der Fortschritt in der Volkskultur gebietet und sich in der Erfahrung als sachgemäß erprobt hat. Es wird diese Schrift vorzüglich den Volksschullehrern eine willkommene Erscheinung seyn, indem das Wissenswürdige aus der Tonlehrkunst und der Kenntniß des menschlichen Körpers und der ihn belebenden Seele, wie aus der Gewerbs-, Erd- und Naturkunde, der deutschen Sprache und der Geschichte mit glücklicher Auswahl von den Bearbeitern zusammengestellt worden ist. Was oft hier nur angedeutet werden konnte, das findet der Lehrer, welcher den Lehrstoff in seiner Schule erweitern will, in der zweiten Auflage des Handbuchs von Schlez weiter ausgeführt. Die Bearbeiter der vorliegenden wichtigen Schrift bürgen schon dafür, daß in ihr für das Gedeihen einer tüchtigen Jugendbildung nur Probehaltiges dargeboten worden ist. Nicht nur als Leitfaden bei dem Unterrichte in der Volksschule verdient sie Beachtung, sondern auch in den schon bereits in dem Großherzogthum Hessen in's Leben getretenen Fortbildungsschulen, vorzüglich wenn das Handbuch von Schlez zur Vorbereitung dabei von den Lehrern gebraucht wird. C.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. Dec. Die Bastille, oder: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, Originallustspiel in 3 Aufzügen, von C. P. Berger.

Sonntag, 31. Dec. Muttersegen, oder: die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Französischen des G. Lemoine, von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Hoffer und Mayr.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google